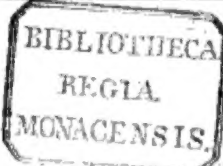








Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Neunundvierzigster Jahrgang.

Nr. 27. — 52

Inhalt.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1855.



[44] Im Verlag von **Vandenhoeck & Ruprecht** in Göttingen ist kürzlich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Uhlemann, Dr. M., Thot, oder die Wissenschaften der alten Aegypter, nach klassischen und ägyptischen Quellen bearbeitet. gr. 8. geh. Mit einer zinkographirten Tafel. 1⅓ Rthlr.

Schlötel, Dr. W., zur Aesthetik. gr. 8. geh. ⅓ Rthlr.

Niedersächsische Sagen und Märchen, aus dem Munde des Volkes gesammelt und mit Anmerkungen und Abhandlungen herausg. von Rector G. Schambach und W. Müller Prof. in Göttingen. 27 Bogen. gr. 8. geh. 1⅔ Rthlr.

Münchmeyer, A. F. O. (Superint.), **Harfenklänge.** 8. cart. ⅓ Rthlr.

---

[45] Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Leipzig erschien und ist in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Neue Darstellung des Sensualismus.

Ein Entwurf von

Heinrich Czolbe,
Dr. med.

gr. 8. Eleg. broch. Preis 1¼ Rthlr.

Diese bedeutende Erscheinung behandelt zum erstenmale vollständig und erschöpfend die wichtige Frage über Geist und Materie, welche durch Vogt, Moleschott, Strauß, Feuerbach, Bauer nur angeregt, jetzt die ganze gebildete Welt beschäftigt und aufregt.

Das Werk ist nicht allein für **alle Naturforscher** und **denkenden Aerzte**, sondern auch für **Philosophen** und **Theologen**, sowie für **jeden Gebildeten**, welchen die große Bewegung im Reiche der Naturwissenschaft nicht gleichgültig ließ, von höchstem Interesse.

An Bedeutung gewinnt diese Erscheinung noch dadurch, daß der Verfasser darin unternimmt, Prof. Lotze's medicinische Psychologie wissenschaftlich zu widerlegen.

---

[46] Im Verlage von **J. P. Diehl** in Darmstadt ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zur Einsicht zu erhalten:

Geschichte der englischen Poesie.

Von der Mitte des vierzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von Dr. **Alexander Buchner.**

2 Theile. 50 Bogen. Rthlr. 2. — oder fl. 3. 36 kr.

Gedichte

von

Eduard Mörike.

Zweite vermehrte Auflage.

8. broch. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

Die frühere lyrisch-epische Sammlung des Dichters, über dessen Stellung in der deutschen Literatur die Kritik sowohl als die Liebe des Publikums seit Jahren schon entschieden hat, findet man in dieser zweiten Auflage wenig modificirt, dagegen mit einer Reihe neuerer Gedichte vermehrt, welche sich durchaus als demselben lebendigen Quell des Gemüths und der Phantasie entsprungen darstellen. Der Begriff der dichterischen Persönlichkeit des Herrn Verfassers, von Seiten des Humors besonders und in Beziehung auf sein nahes Verhältniß zur antiken Poesie, tritt uns hier vollständig und harmonisch, zu einem äußerst mannigfaltigen Ganzen abgerundet, entgegen.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gützlaff's Geschichte des chinesischen Reiches

von den ältesten Zeiten bis auf den Frieden von Nanking.

Herausgegeben von

Karl Friedrich Neumann.

gr. 8. brochirt. Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 15 Ngr.

Die Geschichte des chinesischen Reiches von dem berühmten Missionär und Sinologen enthält nicht bloß alle wichtigen Ereignisse des östlichen Asiens, sondern auch die Erfahrungen unseres ausgezeichneten Landsmannes, der zwanzig Jahre im Mittelreiche und im Umgange mit Chinesen lebte. Es ist dieses Werk gleichsam als das letzte Ergebniß seiner Studien und Erfahrungen zu betrachten. Professor Neumann hat alle chinesischen Namen nach der deutschen Aussprache umgeschrieben, wodurch künftigen Historikern und Geographen eine sichere Norm gegeben wird, woran sie sich halten können. Fürs Uebrige verweisen wir auf das Vorwort des Herausgebers und auf die Einleitung des Verfassers.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Altnordische Bilder

von

Zedlitz.

I. Ingvelde Schönwang. II. Svend Felding.

8. brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

Der Schöpfer des holdseligen, wohlgerundeten, dabei anmuthig von Scherz und Laune durchrankten Waldfräuleins bietet in diesen altnordischen Bildern den Freunden seiner Dichtung eine neue werthvolle Spende. Zu „Ingvelde Schönwang" fand Zedlitz die Anregung in einer kurzen prosaischen Erzählung, die er kaum in ihrem Hauptinhalt beibehielt. Wem das Waldfräulein zu naiv und weiblich vorgekommen wäre, dem hat der Dichter in „Ingvelde Schönwang" ein Gegenstück ursprünglicher Mannhaftigkeit und rauhester Kraftfülle entgegengestellt. Es ist ein Lied vom Hasse, und zwar vom allergründlichsten, von keinem künstlich erhitzten, sondern von jenem naturnothwendigen, ursprünglichen Menschenhasse ohne Reue, da das im Tiefsten gereizte und im Heiligsten und Eigensten verletzte Blut ohne Wahl und ohne Ceremonie wild aufkocht und der Löwe im heidnischen Naturmenschen die ungekämmte, ungeschorene Mähne schüttelt zur Blutrache für die erlittene Schmach und Noth. Zedlitz hat dieses sein Nibelungenlied übrigens in die schönsten Rahmen gefaßt, und das seltsam Erfundene meisterhaft in keuscher und schöner Formvollendung ausgeführt. Jedes Bild hat er auch mit Gedanken-Arabesken fein umschlungen, in denen wir unser modernes Fühlen und Denken mit dem alten Thun und Lassen vermitteln, und vielleicht mehr als genug der süßen Gewohnheit des Reflektirens und Illustrirens pflegen können.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 27. 1. Juli 1855.

— In nostro est ecce Corinna sinu.

Ovid:

Frau von Staël wird Ihnen völlig so erscheinen, wie Sie sie sich a priori schon construirt haben werden. Es ist alles aus Einem Stück und kein fremder falscher und pathologischer Zug an ihr. Dieß macht, daß man sich troz des immensen Abstandes der Naturen und Denkweisen vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man alles von ihr hören und ihr alles sagen mag. In allem, was wir Philosophie nennen, ist man mit ihr im Streit und bleibt es troz alles Redens; aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen.

Schiller
an Goethe, 21. Dec. 1803.

Frau von Staël in Weimar im Jahr 1804.

Aus K. A. Böttigers Nachlaß.

I.

Bekanntlich habe ich, der Sohn des oben genannten Dresdner Gelehrten, zwei Bändchen „literarische Zustände und Zeitgenossen in Schilderungen aus K. A. Böttigers literarischem Nachlaß" (Leipzig bei Brockhaus 1835) herausgegeben. Für ein drittes, neuerdings öfters gewünschtes Bändchen war gegenwärtiger Aufsatz neben anderem bestimmt. Von einem solchen wurde ich durch größere literarische Arbeiten, namentlich meine acht Bände „Weltgeschichte in Biographien" (Berlin bei Duncker und H. 1839 u. ff.) abgehalten, abgesehen davon, daß mich manches böswillige Urtheil über meinen wackern Vater schwer gekränkt hatte. Jezt, da mich Alter und Augenschwäche überschleichen, möchte es dazu zu spät seyn.

Ueber den großen Briefwechsel meines Vaters ist auf eine Weise verfügt, die jeden Mißbrauch unmöglich macht. Böttigers Memorabilien über merkwürdige Bekanntschaften, seine Reisetagebücher, einige interessante Briefe vom großen Herzog Karl August von Weimar und seiner Mutter, von Goethe und seiner Mutter (Aja), Schiller u. a., meist an Wieland, für deren Aechtheit gebürgt wird, gehörten jener Sammlung nicht an und wurden theils als Autographen aufgehoben, theils zu gelegenheitlicher Mittheilung durch Druck aufgespart.

Eine erste dieser Veröffentlichungen ist die vorliegende. Man wird manches jezt, fünfzig Jahre später, irrig finden und verbessern können, aber diese Aufzeichnungen tragen das Gepräge des frischen Eindrucks, des eben erlebten, und bieten viel Neues dar. Den Einsender aber versetzen sie in seine Jugendzeit; denn auch er hat von 1791—1804 in Weimar gelebt, und eine große Zeit und große Männer und Frauen als Kind und Knabe gesehen. Herders Garten, Wielands Osmantinum, Tieffurt, der Park mit seinen Schnecken, die Ackerwand hinter Goethes Haus, die erste Aufführung von Schillers Braut von Messina (das Theater überhaupt) glänzen noch heute in seinen Jugenderinnerungen, und bald wird er einer der lezten seyn, welche jene große Zeit gesehen haben.

Dr. K. W. Böttiger,
Professor der Geschichte zu Erlangen.

* * *

Das Aeußere dieser merkwürdigen Frau ist nicht ohne Reize. Sie hat sehr schöne Augen, eine angenehme, sehr sprechende Figur, einen lieblichen Ton der Stimme, viel Anmuth in ihren Bewegungen und einen Ausdruck von Zuneigung, Einfachheit und Güte, der

es jedem, der sie sieht und spricht, sogleich recht wohl bei ihr macht und volles Zutrauen zu ihr einflößt. Gerade diese Güte und ungezwungene Natürlichkeit gefallen am meisten an ihr. Ihr Geist malt sich in ihren Schriften, und ob es gleich ein seltener Fall ist, daß jemand mit gleicher Vortrefflichkeit so schön schreibt als spricht, so glaubt man sich doch gleichsam im voraus berechtigt, dieß bei ihr zu erwarten; ja man würde sich wundern, wenn man es nicht so fände. Was aber bei Frau von Staël wirklich überrascht und vergnügt, ist ihre hohe Liebenswürdigkeit im Betragen, ihre Anspruchslosigkeit, ihre ungeschminkte Natürlichkeit, ihr unablässiges Bestreben, Andere in Vortheil zu setzen, und ihre Geschicklichkeit in fremdes Interesse einzugehen und sich den feinsten und zartesten Nuancen einer fremden Individualität anzuschmiegen. Was man mit so vielem Rechte ihren Landsleuten sonst vorwirft, die entschiedene Vorliebe für gewisse Vorstellungsarten und Ansichten, für gewisse Convenienzen in der Literatur, Philosophie und Gesellschaft, wodurch der Franzose so oft fast für alles unzugänglich wird, was aus diesem Kreise heraustritt, findet bei ihr gar nicht statt. Sie verbindet mit außerordentlicher Lebhaftigkeit einen Schimmer und eine Fülle des Ausdrucks, wovon mir weiter kein Beispiel vorgekommen ist, einen richtig fassenden und tief eindringenden Blick, wodurch sie sogleich alles, was gut, wahr und schön ist, unter den fremdartigsten Hüllen zu unterscheiden und abzusondern weiß. Ja sie besitzt die Gabe, Ideen der Art, wenn sie auch nur dunkel in den Köpfen derer, mit welchen sie zusammentrifft, eingewickelt liegen, zu errathen und gleichsam herauszufühlen, und daraus läßt es sich erklären, daß ihr Umgang, weit entfernt für Andere durch das Uebergewicht ihres Geistes drückend und demüthigend zu seyn, vielmehr für alle etwas recht wohlthätiges und ermunterndes hat.

Frau von Staël beschäftigt sich sehr ernstlich mit unserer Literatur, und schreibt eine Reise durch Deutschland, in welcher sie die Resultate ihrer Untersuchungen niederlegen und ihr Urtheil durch Auszüge und Uebersetzungen unterstützen wird. Wer wollte nicht mit Verlangen einem solchen Werke entgegensehen, wo sich's zeigen wird, ob sie die bis jetzt noch von keinem Franzosen ganz befriedigend gelöste Aufgabe lösen konnte, die fast unübersetzbaren hohen Schönheiten unserer classischen Dichter ohne Verlust in's Französische überzutragen.

Frau von Staël hatte in der Meinung der Menschen, die hier überhaupt eine Meinung haben, mehr gegen als für sich, als sie hier auftrat (Ende Dec. 1803). Sie sey, hieß es, von Bonaparte verbannt, und als eine intrigante Parteiführerin anzusehen; sie sey ein Mannweib und befinde sich nur im Kreise der Männer wohl; weil sie zu häßlich sey, um durch den Gürtel der Venus zu erobern, wolle sie durch Witz und Gelehrsamkeit glänzen u. s. w. Auch hier bestätigt sich die Erfahrung, daß es weit vortheilhafter sey, mit ungünstigen Vorurtheilen beim ersten Eintritt zu kämpfen, als mit allzu günstigen. Statt eines Laidron fand jeder eine Physiognomie, die zwar etwas starke und breite Züge, und besonders einen viel zu weit gespaltenen Mund hat, die aber durch ein paar feurige und ungemein sprechende Augen belebt wird. Ihre Figur ist nicht plump, vielmehr durch alle Künste der modernen Palästra (sie tanzt mit Ausdruck und Leichtigkeit) ausgebildet.* Nur vernachlässigt sie zuweilen ihren Anzug etwas. Indessen ist sie himmelweit vom Cynismus gewisser masculinisirender Frauen entfernt, und da es überhaupt Lebensregel bei ihr ist, keine Convenienz des feinen Tons zu beleidigen, so macht sie überall, wo es die Schicklichkeit erfordert, ihre Toilette selbst mit Sorgfalt.

Hat man sich nur erst eine halbe Stunde ihr gegenüber oder neben ihr auf dem Sopha befunden, so ist man von ihrem Geiste unwiderstehlich ergriffen, und man könnte mit jenem Liebhaber im Horaz selbst einen Polypen auf ihrer Nase liebenswürdig finden. Die Grazie, womit sie alles um sich her fesselt, besteht in einer nie versiegenden wahren und ungeschminkten Empfindsamkeit, die eben darum, weil sie aus dem lebendigsten Quell des Gefühls und aus einer auf Grundsätzen begründeten Menschenfreundlichkeit entspringt, nie in süßliche Empfindelei oder in phrasenreiches Wortgeklingel ausartet. Da alle ihre Bemerkungen, selbst im Fache der Kunst und Literatur, mit diesem Anklang des Gefühls verbunden sind, so bewahrt sie dieß zugleich vor dem verhaßten Anstrich einer bloß gelehrten Frau und vor allen Lächerlichkeiten einer précieuse ridicule. Diese Empfindsamkeit ist die zarteste Weiblichkeit, und indem sie selbst folgerecht und schulgerecht

---

* Es mag dem Herausgeber erlaubt seyn, eine Parallelstelle zu geben. Wieland schildert sie in einem Briefe (s. Auswahl denkwürdiger Briefe von seinem Sohn. Wien 1845. II. S. 102) etwas stärker: „Sie ist nichts weniger als schön, und ihre Augen ausgenommen (mit denen sie, wie leicht zu erachten, Wunder thun kann), könnte eine Weibsperson mit ihrer Gesichtsbildung und Figur sehr füglich eine schweizerische Stallmagd vorstellen. Und dennoch ist über diese plumpe Person eine gewisse französische Grazie ausgegossen, die ihre Wirkung nicht leicht verfehlt u. s. w.

räsonnirt, und gegen die selbstständigsten Männer ihre volle Mündigkeit behauptet (Jemand sagte mit Recht: elle a la tête d'un homme et le coeur d'une femme), vergibt man ihr doch dieß alles sehr gern, weil es ohne alle Parade und nicht sowohl aus dem Reflektirpunkt des Verstandes, als aus einer abondance de coeur vorgebracht scheint.

So disputirte sie hier oft mit Schillern über die epische Unform seiner Trauerspiele und die Einmischung metaphysischer Ideen in seinen Gedichten. Allein zwischen den witzigsten Einwürfen kamen doch immer auch Aeußerungen der Sentimentalität, die sie in ihrer französischen Vorstellungsart als das Wesen des höheren Dramas ansehen mußte. Sie bekämpfte mit allen Waffen, die ihr Verstand und Witz darboten, die Idealitätslehre der Schelling'schen Schule; ja sie veranlaßte sogar ihren treuen Freund Benjamin Constant, der des Deutschen vollkommen mächtig ist, aus Frankfurt a. M. hieher zu kommen, damit sie mit seiner Beihülfe einige Einsicht in die Tiefen und Höhen dieser Schule bekommen möchte, und bediente sich nun der auf diese Weise erhaltenen Aufschlüsse * zur Verspottung jener „transcendentirenden Hirngeburten." Allein so oft ich sie auch mit Wärme und Nachdruck dagegen deklamiren hörte, so geschah dieß doch niemals bloß zur Parade und um sich zu zeigen, sondern mit unverholener Indignation gegen die Tendenz dieser Schule zum Mysticismus und zur Verfinsterung, und sie klagte mit Bitterkeit über diesen Seelenschnupfen, der gerade in diesem Augenblick in Deutschland epidemisch werde, wo sich alle gute Köpfe in dem noch nicht durch Talleyrand unterjochten Lande das Halloh zurufen und gegen die mächtig einbrechende Verfinsterungspolitik der Caprara und Portalis rüsten sollten.

Ein anderer Reiz ihrer Unterhaltung besteht in der Leichtigkeit der Conversation, die nur die große Welt und das Umringtseyn mit vielen Menschen, besonders Fremden, gewähren kann, die aber dabei doch das Gegentheil von der gewöhnlichen französischen Geschliffenheit und Gewandtheit ist; denn sie fragt nicht bloß, sondern sie hört auch aufmerksam zu; sie hört nicht bloß sich selbst, sondern es ist ihr auch voller Ernst, anderer Meinungen und Urtheile gründlich aufzufassen. Ohne pedantische Einförmigkeit flieht sie — die Klippe der Franzosen — die leis hinschwebende Oberflächlichkeit und die leidige Sucht, überall nur ungeborene und halb ausgeborene Resultate aufzustellen und von andern zu fordern. Da sie sich selbst stets versteht, so wünscht sie natürlich auch jeden, der mit ihr spricht, ganz zu verstehen, und dazu bedient sie sich einer eigenen Hebammenkunst für fremde Ideen, die sie selbst in ihrer Verworrenheit herauszufühlen und zu entwickeln versteht. Daher fühlt man sich in ihrer Gegenwart gar nicht niedergedrückt, vielmehr aufgemuntert und mannigfaltig aufgeklärt. Schiller und Wieland haben dieß in ihren Unterredungen mit ihr oft mit Vergnügen empfunden, und Wieland gestand in einer seiner liebenswürdigsten Begeisterungen, daß er seit seiner Julie Bondely kein geistreicheres und geistweckenderes weibliches Wesen gefunden habe.

Endlich hat sie in ihrer Unterhaltung und ihrem ganzen Betragen völlig die zwanglose, gutmüthig fröhliche Hingebung, den abandon, den sie selbst in ihrer Delphine mit solchen Zauberfarben zu schildern wußte. Sie will durchaus nichts scheinen, was sie nicht ist, affichirt keine Kennermiene, wo sie nichts weiß, gibt ihre kleinen Schwächen zuerst preis und hat durchaus nichts Herrisches und Imposantes. So erzählte sie oder recitirte vielmehr an einem der ersten Abende, wo ich sie ganz allein bei der geistreichen Frau von Schardt fand, ein sehr boshaftes Spottliedchen, das eine kleine bucklichte Genferin nach der Erscheinung ihrer Delphine auf sie in Umlauf gesezt hatte, mit der herzlichsten Offenheit. So gestand sie in einem Privatconcert bei der Herzogin Mutter, wo der kunstreiche Schlick mit Frau und Tochter alle Virtuosität aufgeboten hatte, um die sublimsten Neuigkeiten von Haydn und Beethoven aufzutischen, daß sie für diese Kunsthöhen und Zauberspiele selbsterschaffener Schwierigkeiten gar keinen Sinn habe, und spielte einen Fandango zur Abwechslung auf dem Clavier. So lachte sie laut über die Kennermienen und das beredte Kunstgeschwätz der Landschäftler, als ihr der Herzog die so eben aus Florenz eingetroffenen zwei großen Landschaftsgemälde von Hackert * zeigte,

* Ein in Jena seit drei Jahren privatisirender Engländer, Robinson, hatte mir vor langer Zeit seine deutsch geschriebenen Hefte der Schelling'schen Aesthetik mitgetheilt. Ich gab sie Frau v. Staël und sie übersezte mit Beihülfe Constants die ersten zwanzig Paragraphen in's Französische. Sie bat Robinson, selbst herüber zu kommen, und so wurde bei ihr ein philosophisches Diner gegeben, wobei aber niemand den andern bekehrte. Robinson steckte im Wasser, während sie in der Luft schwebte. Keines konnte in das Element des andern gelangen. Viel Vergnügen machten ihr die von Fernow mitgetheilten italienisch abgefaßten Hefte über die Kantische Philosophie. K. A. B.

* Es ist eine Aussicht auf den Ponte molle, eine Tibergegend unweit Rom, und Fiesole unweit Florenz, ersteres ein Abend-, das andere ein Morgenstück. Der Herzog zahlte Hackert für jedes zweihundert Zechinen oder hundert Carolins.

und erklärte ganz unbefangen, daß sie nur für historische Malerei (etwa für die Rückkehr des Marc. Sertius von Guerin (Delphine Tom. II. S. 80) Sinn habe. Natürlich gab sie dadurch großes Aergerniß. Auch hielten es wohl einige ganz für Streben nach Sonderbarkeit oder Anmaßung. Allein es ist dieß alles bloß unbefangene Sorglosigkeit und ein untadelhafter, durch keine kleinlichten conventionellen Aengstlichkeiten zurückgedrängter Hang, sich selbst rein auszusprechen.

Bei dieser Offenheit und surabondance d'esprit, wie ihr Camille Jourdan in einem Brief an sie beigelegt hatte, sollte man erwarten, daß sie sehr gern über fremde Travers und Lächerlichkeiten spotte und sich auch da gerne gehen lasse. Allein hier gerade beweist sie Charakter und die menschenfreundliche Schonung, ja Hervorhebung der guten Seite, die stets die Eigenschaft solcher Geister gewesen ist, die bei vielen Kenntnissen viel Verstand und ächte Grundsätze hatten. Nur gegen Bonaparte und seinen Steuermann Talleyrand (dessen Arglist unter der Maske von Indolenz und Freundlichkeit in der Delphine unter dem Charakter der Madame Vernon so treffend copirt ist, daß man in ganz Paris die Aehnlichkeit davon entdeckte, und lange Zeit, wenn man Talleyrand besuchen wollte, sich sagte: allons voir Madame Vernon!) ist sie bitter und erzählt gern die Ausbrüche des Ehrgeizes, der Herrschsucht und Habsucht dieses Allunterjochers und Allverfinsterers und die ekelhaften Schmeicheleien und Kriechereien der Präfekten und Bischöfe, die seinen Speichel lecken. *

Mit Frau von Staël traf Johannes Müller aus Wien hier zusammen. Freilich kannte sie sein historisches Talent nur aus Mallets höchst mittelmäßigem Auszug seiner Schweizer Geschichte; allein sie ist mit Bonstetten, Müllers Jugendfreund, genau bekannt und hat durch ihn (dessen geistige Impotenz sie übrigens ohne alle Bemäntelung Müllern selbst vorhielt) den allumfassenden Denker und guten Menschen schätzen lernen. Müller forderte sie auf, Wien zu besuchen. »Oui,« sagte sie, »je le ferais, si je ne Vous eus pas rencontré ici. Au reste il y faudra aller pour le matériel.« Müller erzählte darauf, da sie eben den ranz des vaches auf dem Clavier spielte, den sie auch Schillern für seinen Wilhelm Tell mitgetheilt hat, daß der Kuhreigen bei der Aufführung der Johanna von Montfaucon von Kotzebue in Wien vortrefflich gegeben werde. Sie erkundigte sich nun nach dem Zustande des Wiener Theaters und äußerte nun doch einiges Verlangen, dieses ganze Wesen einmal mit anzusehen. Als sich Müller, den sie zum Geschichtschreiber der Revolution machen wollte, mit dem Mangel an authentischen Memoiren entschuldigte, verwies sie ihn auf den Moniteur, aus welchem sich allein schon eine treffliche Geschichte schreiben lassen würde; übrigens gebe es, die Schriften ihres Vaters ausgenommen und das was Rabaut de St. Etienne und Lacretelle der Jüngere über die Constituante und Legislative geschrieben, wenig Erträgliches und nur zum Schein Unparteiisches.

Müller ist von der unerschöpflichen Geistesfülle und der Geistesanmuth dieser Frau so bezaubert, daß er sie in der Erinnerung mit allen seinen früheren Bekanntschaften verglichen, und zwar von allen etwas in ihr, aber bei keiner ihr Ganzes gefunden hat. So verglich er sie mit Frau Bonnet in Lausanne, seiner ältesten Freundin in der Schweiz u. s. w. Recht erwünscht für dieses Zusammentreffen kam ihr die Schelling'sche Definition eines Geschichtschreibers: er sey ein umgestülpter Poet. Sie wußte über diesen »poëte renversé« tausend Witzspiele anzubringen. Uebrigens vereinigen sich beide in Einem Punkte, im entschiedensten Hasse des corsicanischen Usurpators, von welchem Müller nach seinen Unterredungen mit dem Marquis d'Entraigues in Dresden die pikantesten Anekdoten zu erzählen wußte.

Sie declamirte uns den vierten Akt der Andromache von Racine und erschütterte alle Anwesenden besonders in der berühmten Unterredung des Pyrrhus und der Hermione. Die Bitterkeit und den Stolz der letzteren drückte sie trefflich aus. Selbst ihr Organ paßte sehr gut zur höheren tragischen Declamation und zu den schneidenden Tönen, die der Franzose im hohen Affekt so gern hört. Nun ließ sie sich aber auch noch dazu bereden, den berühmten Traum der Athalie in Racines gleichnamigem Stücke gerade so vorzutragen, wie ihn die berühmte Clairon einst gesprochen habe.

Clairon war die Lehrmeisterin der Madame Staël in der Declamationskunst, und wir konnten also ziemlich sicher seyn, hier die ganze Theatertradition, wie sie von der Clairon ausging, fast unverfälscht zu erhalten. Frau von Staël declamirte nicht bloß, sie spielte auch, so weit man es auf dem Sopha sitzend zu thun im

* Nach ihrer Schilderung ist Bonaparte eine rohe Corsicanernatur, Feind aller Philosophie und Aufklärung, abgesagter Feind der Griechen, voll Nachäffung der römischen Härte, erfüllt von Verachtung gegen den gelehrten Stand, ohne Eingeweide, ohne Humanität. Sie findet alles, was Reichard in seinen Briefen über Bonaparte sagt, buchstäblich wahr, und lobt überhaupt diese Briefe sehr, ob sie gleich die darin verschuldeten Indiscretionen gar nicht in Schutz nehmen mag.

Stande ist, mit hinreißender Stärke und mit all den (uns freilich sehr grell vorkommenden) Contrasten und Ueberspringen aus den sanftesten Tönen in die heftigsten, die auf der tragischen Bühne und jezt eben an Dlle. Duchesnois so sehr bewundert werden. Da ich nie in Paris gewesen, so erhielt ich hiedurch zum erstenmal einen recht deutlichen Begriff von der Kunstconvenienz der französischen pathetischen Declamation, die Wieland, der auch gegenwärtig war, höchst ungenießbar fand und sich daher entfernte.

Sie hatte heute ein angenehmes Geschenk vom Erbprinzen von Gotha, eine Tasse mit Immergrün bemalt und ein allerliebstes französisches Räthselgedicht, wovon des Dichters Selbst das Wort ist, geschickt bekommen und sogleich wieder in Versen beantwortet. Sie war also in einer Art von süßer Begeisterung oder Musolepsie. Ein Ausbruch davon war, daß sie sich an's Pianoforte sezte und abwechselnd bald den chant de départ und die Marseiller Hymne, bald God save George our king, bald den Wiener Freiwilligenmarsch spielte, und die Worte, die ihr zum Theil Benjamin Constant vorsagen mußte, dazu sang. Kurz darauf fragte sie mich sehr dringend, ob ich heute keine Neuigkeiten über das große Kriegsspiel erhalten hätte, und gerieth, da eben die Gesellschaft sich in ein anderes Zimmer gezogen hatte, in ein düsteres Nachdenken. Ich bemerkte dieß gegen sie und sie erklärte mir nun in wenigen Worten, aber in der größten Bewegung, das schwebend Unbestimmte ihrer Lage und das Bedrängte ihrer ganzen Familie, da sie nicht einmal für ihre zwei Söhne Aussicht in Frankreich habe, so lange der jetzige Gewalthaber alles tyrannisire. Gern ginge sie nach England, wo sie schon 1791 einige Monate war und wohin sie sich unbeschreiblich sehnt. Aber dann wäre die Confiscation der Renten und des Vermögens ihres Vaters leicht vorauszusehen. „O!" fuhr sie fort, „ich darf mir dieß alles gar nicht so ausdenken. Es wäre Stoff zu zwanzig Pistolenkugeln darin. — Mais comme le bon Dieu a donné à chaque animal une arme ou un instrument à sa défense — par exemple, il-y-a tel animal, qui a une poche pour ses petits — il m'a donné la distraction.«

Sie sprach mit der größten Unzufriedenheit mit sich selbst über die Schwierigkeit, die deutsche Sprache zum ungehinderten Verstehen zu erlernen. Dichter verstehe sie bald ganz; da komme ihr eine gewisse Divinationsgabe zu statten. Aber die Prosa sey unbeschreiblich schwer durch die Einschachtelung und Einschiebung so vieler Zwischensätze. »C'est la manie des Allemands de tout dire.« Der Franzose geht auf der andern Seite zu weit und will bei seiner Verwöhnung nur Resultate. Fernows klarer Vortrag in seinen italienisch geschriebenen Heften machte ihr die größte Freude: »le mal est qu'il s'est affablé de cette Italienne.« Ich sagte, man nenne dieß bei uns einen Gelehrtenstreich. Sie machte einige Bemerkungen über das Unglück der Heirathen im Allgemeinen. »Chacun devrait faire un double mariage; l'un lorsqu'on est jeune, l'autre lorsqu'on est mûr.« Sie werde sich in ihrem Werke über Sitten und Literatur Deutschlands alle Mühe geben, die Deutschen, deren Gelehrsamkeit und große Verdienste für alle übrige Nationen noch immer so gut als nicht da wären, in ihr gehöriges Licht zu stellen. Es fehle uns aber durchaus an der angenehmen Plaisanterie, wodurch die Gelehrsamkeit anmuthig und die Pedanterie zur Wissenschaft werde. Dafür würden auf uns von allen andern Nationen die Plaisanterien im vollen Maße ausgegossen. »C'est la plaisanterie qui se met devant l'entrée de l'Allemagne.« Villers habe versucht, seine Landsleute auf uns aufmerksam zu machen; allein er habe selbst einen Hacken und sey Gegenstand des Spottes geworden. »Vous avez tout en mine, rien n'est comptant.« Das mache, daß wir noch gar keine höheren Cirkel und wahre Gesellschaft hätten. Unsere Höfe hätten nur Kammerherrn und Hofjunker. Die Gelehrten, selbst die berühmtesten, seyen auf Stallfütterung gesezt und müßten, wenn sie es hoch brächten, erst durch einen Adelsbrief ehrlich gemacht werden. Sie liebe die Kantische Philosophie um der Moral willen. Wenn der Alte in Königsberg auch weiter nichts gesagt hätte, als daß der Mensch stets Zweck sey, nie als Mittel gebraucht werden dürfe, so sey dieß schon einer Ehrensäule werth.

Den 27. Januar (1804) declamirte sie Abends im Zimmer der regierenden Herzogin die drei Hauptscenen aus Racines Phädra, die Unterredung mit der Oenone, wo ihr Phädra ihre Liebe gesteht, die Zusammenkunft mit Hippolyt (diese stehend und in völliger theatralischer Action, indem ihr Freund Constant die Rolle des Hippolyt ihr gegenüber stehend las) und die Ausbrüche der Eifersucht in der Unterredung mit der Oenone. Wenn man die Unnatur und das falsche Pathos der Verse selbst zugegeben hat, so ist dabei alles eingeräumt, und dann ist die gewaltsame, mit Verzuckungen und mit Geschrei verbundene Declamation ganz aus Einem Stück mit der Poesie selbst. Die gegenwärtigen Frauen fanden, daß sie durch diese Probe ihrer theatralischen Kunst sogar schöner geworden sey. Die Herren waren fortgerissen und fanden Bonapartes

Urtheil: »c'est un femme entraînante qui ne m'aime pas,« wenigstens in der ersten Hälfte vollkommen wahr. Schade daß ihr Organ nicht Biegsamkeit und Modulation genug hat und daß ihre Stimme beim heftigen Ausdruck nur zu oft in's Schneidende und Grelle fällt. Auch waren einige Geberden, z. B. daß sie sich bei gewissen Ausbrüchen der Leidenschaft auf die Hüften und Dickbeine klatschte, nicht genug in den Schranken der anständigen Mäßigung. Ein gegenwärtiger Engländer, der Kammerherr Mellish, beschloß diesen Declamationsschmaus mit einer Vorlesung aus Shakespeares Julius Cäsar und las uns die Rede des Antonius an's Volk sehr brav und ohne alle Uebertreibung vor. Immer bleibt der Traum der Athalie, den Frau von Staël auch hier noch einmal gab, das vollendetste ihrer Declamation, weil hier die Worte selbst die hohe innere Wahrheit haben. *

(Den 28. Januar). Ihre siebenjährige Tochter Albertine, ein holdes Geschöpf, aber voll kleiner Listen, hatte sich einer Lüge schuldig gemacht, indem sie gegen das Verbot Parfum genommen und es dann abgeleugnet hatte. Zur Strafe durfte sie heute nicht mit uns essen, so dringend auch Constant, der die Kleine außerordentlich liebt, für sie bat. Hier sprach Frau v. Staël trefflich über das Wahrheitsprincip, als das erste in der Erziehung. Gewöhnung zur Wahrheit sey die Basis zu allem Guten, aller Tugend. Wer sich gewöhnt habe, nie zu bemänteln, stets wahr zu seyn, fliehe schon darum das Unrecht, die Abweichung von der Linie, weil er es sagen müsse, er habe unrecht gethan.

„Mein Eintritt in Deutschland," erzählte Frau v. Staël, „war sehr zurückschreckend. Kaum war ich nach Frankfurt gekommen, so wurde meine Tochter krank. Hofrath Sömmering wird gerufen. Er erklärt die Krankheit für ein Scharlachfieber. Ein zweiter Arzt zuckt die Achseln und spricht von einer fièvre maligne. Am Ende war es nichts als ein gewöhnliches, nur etwas hartnäckiges Flußfieber. Indeß nöthigte mich dieß, drei Wochen in einer Stadt zu bleiben, die alles hat außer Geist, où on ne fait que manger, et où on ne parle que de ce qu'il faut manger. Die alte Frau B....., Mutter der Fr. v. Schw. kommt zum Besuch zu mir, wie meine Albertine im Bette lag. Ich erkundige mich bei ihr als einer vielerfahrenen Mutter über allerlei Kleinigkeiten aus der Kinderstube, die mir aber gerade sehr wichtig waren. Frau B. ist außer sich über diesen Affront, daß ich sie für eine Kindermuhme angesehen habe. Sie hatte freilich erwartet, daß ich über die neuesten Erscheinungen der Literatur und Politik, von welchen sie doch an ihren Spiel- und Eßtischen sich nie einen Begriff machen konnte, mit ihr sprechen sollte." Die Frau von La Roche habe sie nur ungern besucht, weil sie immer nur weine, »et puis elle pleure des fibres plutôt que du coeur.«

„Mit dem Eintritt in Sachsen," fuhr sie fort, „fand ich alles verändert, selbst die Gesichter der Bauern und gemeinen Leute offener und gebildeter. In Eisenach gefiel ihr die Frau von Bechtolsheim (Wielands Psyche) außerordentlich." Sie wohnte dort der Vorstellung eines deutschen Stücks im Societätstheater bei und gewann großes Zutrauen zu Dr. Schreiber, einem talentvollen und schönen jungen Dichter, Musiker, Schauspieler u. s. w. Gern hätte sie ihn der Frau von Bechtolsheim abspenstig gemacht, allein er blieb ihr treu. Er sollte Hofmeister bei ihr werden, da ihr jetziger dem von seinem Vorgänger Gerard trefflich gebildeten dreizehnjähriger Sohn der Frau von Staël nicht gewachsen ist. Ihre jüngste Tochter Albertine ist zwar nur erst sieben Jahre alt, aber über ihre Jahre klug und voll früh aussprühender Geniefunken. »Je n'ai fait,« sagte die Kleine bei einem Verweise, »qu'un pauvre petit crime.« Als man der Kleinen sagte, sie müsse den hier befindlichen sächsischen Grafen von Derzen heirathen, fiel sie der Mutter sehr pathetisch zu Füßen: »Ah, Maman, vous ne voudrez pas me sacrifier!« Sie ist der Liebling B. Constants, woraus aber noch nicht folgt, daß sie seine Tochter seyn müsse.

Den 8. Februar. Abends bei der Herzogin. Frau von Staël übersetzte das Gedicht von Schiller: „Rückkehr der Griechen," aus dem Taschenbuch für Frauenzimmer (Tübingen 1804), und flehte im Scherze heut jedermann um einen passenden Reim in able an. Sie hatte délectable gesetzt. Nun strömten hundert Adjective in able herbei, wovon jedes gemustert und belacht wurde. Endlich erhielt das sécourable des Hausfreundes Constant noch vor allen übrigen den Vorzug. Bei der Tafel sprach sie viel über Talleyrand, der beim Anfang der

---

* Man hat, wenn man Frau v. Staël declamiren hört, die ganze Gattung des tragischen Vortrags, wie ihn nur die Franzosen bewundern können, und man erinnert sich dabei sogleich der bekannten Anekdote von Garrik, der im Théâtre français die Dlle. Dubois in der Rolle der Roxane eine Tirade mit der größten Heftigkeit spielen und dann gleich wieder eine sehr sanfte Miene annehmen sah, und auf Befragen über ihr Spiel antwortete: „O, sie ist gewiß eine vortreffliche Person. Ueberwältigt sie auch einmal der Zorn, so hegt sie doch keinen Groll."

Revolution und auch noch während des Direktorialunfugs ihr Hausfreund wegen seiner glücklichen Laune, durch scheinbare Unbefangenheit und Indolenz sehr angenehm war. Es habe ihn ungemeine Mühe gekostet, sich von seiner wirklichen Schlechtigkeit zu überzeugen. Matthieu Montmorency und Narbonne waren eine Zeitlang ihre erwähltesten Freunde.

Ehescheidung halte sie für ein unumgängliches Nothmittel, habe sich aber nie entschließen können, es auf den Rath ihrer Freunde gegen den Baron von Staël selbst anzuwenden, ungeachtet seine Verschwendung bodenlos gewesen sey, indem er einen Wechsel über den andern wie ein Tollgewordener ausstellte. Sie habe nur seine Macht, sie Alle zu ruiniren, eingeschränkt, übrigens aber die gemeinschaftlichen Kinder respektirt. Denn wo Kinder in einer Ehe seyen, da halte sie die Ehescheidung durchaus für unmoralisch und mit der Erziehung der Kinder für völlig unverträglich.

Bei Tisch erzählte Schiller, daß er die Gewohnheit habe, noch vor Beendigung eines Stücks an einem zweiten die Hand anzulegen, und daß dieß auch schon jezt bei seinem Wilhelm Tell der Fall sey, indem er noch vor Vollendung desselben ein anderes angefangen habe (Fernow nannte Tags darauf Schillers sämmtliche Dramen nur Approximationsversuche zu der noch nicht gefundenen Regel des Trauerspiels). Nun war die ganze Neugierde der Dame gereizt, den Gegenstand zu wissen, und allen Protestationen von Seiten Schillers ungeachtet, der erklärte, daß er beim Verrath des Gegenstandes die ganze Arbeit aufzugeben geneigt seyn könnte, drang sie durch verfängliche Fragen so lange in ihn, bis er zugab, daß das Stück den Namen einer Engländerin des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts in den Niederlanden führe und in Brüssel spiele. Nun fehlte nur noch der Name. Auch diesen mußte der Dichter endlich sagen, indem sie ihm das unbedingte Versprechen abgelockt hatte, ihm nur noch eine einzige Frage aufrichtig zu beantworten, und nun glattweg fragte: »quel est le nom?« Marguerite, war nun die Antwort. Doch erklärte Schiller zugleich, daß selbst das Wissen des Namens noch wenig Licht über den Gegenstand verbreiten würde, der nur auf den historischen Stamm gepfropft ganz selbst geschaffene Dichtung seyn würde. *

Nach Tisch gab sie uns mit der vollkommensten Mimik den Caquet einer zurückgekehrten und über die deutsche Ungeschlachtheit spottenden Emigrantin. Ueberhaupt sind die zurückgekehrten Emigranten ihre Hauptaversion.

Den 9. Februar bei ihr zum Mittagessen. Sie hatte ihre Uebersetzung der Schillerschen Lieder (dem nun noch die Cassandra folgen soll) vollendet und kurz vor Tisch einen interessanten Vortrag des Engländers Robinson aus Jena angehört, der ihr auf ihre Aufforderung die Kantsche Aesthetik den Hauptsätzen nach bekannt gemacht und dadurch außerordentlich gefallen hatte. Nach Tische klagte sie über faiblesse féminine, die ihr nach Vollendung des Gedichts sowohl als nach der philosophischen Vorlesung Nervenschwäche verursacht habe. Dieß sey der Punkt, weßwegen sie die Weiblichkeit als Weichlichkeit recht hassenswürdig finden könne. Um sich in heitere Abspannung zu versetzen spielte sie vor Tisch noch auf dem Pianoforte deutsche Volkslieder aus der Saalnixe (Donauweibchen), das Reiterlied aus Wallensteins Lager und ein Butterbrodliedchen, wo das Ausschmieren der Butter komisch nachgemacht wird. Dazu sey die Musik die größte Resource; jeder Anspruch an Virtuosität mache die Musik zur Arbeit.

Viel über Goethe bei Tische. Er habe das meiste Originalgenie unter allen mitlebenden Dichtern; es werde aber wenig von ihm auf die Nachwelt kommen. Er habe ihr selbst, als sie ihn über die natürliche Tochter (welche sie einen noble ennui nannte) befragte, aufrichtig eingestanden, daß sie, wie so viele andere seiner Arbeiten, nur Künstlerversuch sey, der nach einer Auflösung einer noch nie gelösten Aufgabe strebte (darum traut auch Goethe diesem Versuch so wenig, daß er in die erste Vorstellung dieser Eugenie gar nicht einmal kommen mochte).

Die deutsche Philosophie habe jezt drei Hauptpunkte: Moral, Aesthetik, Metaphysik. Die leztere sey, am gelindesten gesprochen, inutile. Das sublimste sey die deutsche Aesthetik, und wenn selbst Racine darüber seine Dichterschaft verlieren sollte. Alle guten Köpfe in Frankreich hätten auch jezt schon ein dunkles Vorgefühl davon, und sie hoffe, durch ihr Werk dieß allen ganz deutlich zu machen. Goethe habe in seinem Tasso das Elend des Dichterlebens an kleinen Höfen ohne Zweifel aus eigener Erfahrung sehr ergreifend geschildert, aber auch Rousseaus Charakter, ohne es vielleicht selbst zu wollen. Alle Uebertreibung (exaggération) und falscher Enthusiasmus komme nicht aus dem, was aus uns selbst hervorgehe, sondern aus dem

* Es handelte sich von Margarethe von York, lezte Gemahlin Karls des Kühnen von Burgund und Stiefmutter der reichen Erbin von Burgund Maria, Maximilians Gemahlin.

von außen herein angenommenen und unserem Wesen nicht genug assimilirten. Kein Mensch sey durch sich selbst ein Enthusiast. Jeder verstehe sich selbst in dem, was aus ihm selbst entspränge. — Sie beklagte mit Schmerz Vossens (der Goethe hier besucht, sie aber nicht gesehen hatte) unzugängliche Schüchternheit, und ließ ihm durch Fernow die schmeichelhaftesten Vorwürfe machen.

Briefe über die bildende Kunst.

(Fortsetzung.)

Jedes einzelne Glied des Baues soll ferner so gestaltet werden, daß sein Wesen und seine Bedeutung in seiner Form klar zu Tage tritt. Der Begriff der Säule zum Beispiel ist der des Tragens und Raumöffnens. Stände aber ihr Schaft unmittelbar auf dem Erdboden, und ruhte das Gebälk unmittelbar auf jenem, so wäre weder ausgesprochen, daß sie nicht von der Last in den Boden gedrückt ist, noch in das Gebälk sich einbohrt und dieses so um sie hernieder rutschen kann; sie bedarf deßhalb einer Basis, auf der sie steht, die sie von der Erde scheidet, und eines Zwischengliedes zwischen ihr und dem Gebälk, einer Platte, die sie deckt und auf der der Architrav dann lagert. Würde die Säule nach oben hin stärker, als sie am untern Ende ist, so stünde sie selbst weniger fest und hätte an ihrer eigenen stets wachsenden Schwere schon zu viel zu tragen, als daß sie für die Aufnahme einer weiteren Last besonders geschickt erschiene; es tritt also das Gegentheil ein, die Säule verjüngt sich von unten nach oben, sie gewinnt dadurch sichersten Stand und wird selbst stets leichter und leichter, sie scheint sich freiwillig der Last entgegen zu heben. Nun trifft sie mit dieser zusammen, ihrem Streben wird Halt geboten, und sie erhält für ihre eigene Gestalt den Abschluß durch das Capitäl, indem ihre Kraft mit nachdrängender Stärke und Fülle dem Druck entgegenschwillt, aber im Umschwung einer Wellenlinie zu sich selbst zurückgebogen wird, während die Ausladung des Capitäls von unten betrachtet einen elastischen Gegensatz gegen die zur Kegelform sich hinneigende Verjüngung bildet und den Anschein bietet, als breite die Säule sich nunmehr selber aus, um der Last eine größere Unterlage zu gewähren. Würde die Säule unter der Last leiden, so würde sie (gleich einem schwachen Stocke, auf den wir uns stützen) in der Mitte ausweichen oder brechen; die Statik verlangt also die Verstärkung der Mitte, und diese gelinde Anschwellung, welche die gleichmäßige Verjüngung unterbricht, zeigt an der Gestalt der Säule selbst die Einwirkung der Last an, die sie trägt, macht sichtbar, daß sie nicht müßig ist, und gibt ihr den Anschein eines elastischen Lebens, den die unverjüngte oder ohne Anschwellung in der Mitte regelmäßig verjüngt aufsteigende Säule entbehrt und ohne den diese uns nüchtern und schwunglos dünkt. So sind Basis, Capitäl und Schaft der Säule durch ihren Begriff gefordert, und wiederum dürfen diese drei Theile nicht von gleicher Mächtigkeit seyn, oder gar Basis und Capitäl überwiegen, wie bei manchen Stützen in den Grottentempeln Indiens, sondern der Schaft muß als die Hauptsache, Basis und Capitäl als die Begrenzung desselben vor Augen stehen. Dieß ist die architektonische Gestaltung der Säule, um durch ihre Form den Begriff eines tragenden Gliedes auszusprechen und das structiv Nothwendige wie einen Ausdruck freier Lebensthätigkeit erscheinen zu lassen; diese bauliche Formensprache haben die Egypter in den ersten Anfängen gefunden und verstanden, die Griechen aber zu künstlerischer Vollendung gebracht. Dagegen ist es eine fremde Symbolik, wenn die Egypter auch eine Säule in Form der Lotosstaude, das Capitäl als Lotosblume gestalten, weil ihnen der Lotos das Sinnbild der aufstrebenden Erdenkraft ist, die das Symbol des Himmelsgewölbes, das sternengeschmückte Tempeldach, tragen soll. So anziehend es ist, hier zu erkennen, wie die Egypter unsere Ansicht von dem Bauwerke als einem Bilde des Kosmos schon durch die bewußte That bestätigt haben, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß wir nicht unmittelbar durch den Anblick und das ästhetische Gefühl, sondern erst durch Reflexion, durch eine Erkenntniß des Sinnbilds und durch die Uebersetzung desselben in den Gedanken zu jener Idee gelangen, wir dürfen nicht verhehlen, daß solch eine plastische Nachbildung eines Naturorganismus die Grenze der Architektur sogleich überschreitet, wenn derselbe sich nicht von selbst ganz besonders zur Erfüllung des

baulichen Zweckes eignet. Das ist hier aber keineswegs der Fall. Die Lotosstaude ist zu schwach, ein schweres Gebälk zu tragen, und ihre aufgerichtete Knospe gibt dazu ein nach oben sich verjüngendes Capitäl, das die Beziehung auf die Last und die Einwirkung derselben nicht ausspricht.

Dabei sind die Säulen zugleich raumöffnend, sie gestatten Durchblick und Durchgang zwischen ihnen, und hiefür eignet sich die runde Form des Schaftes, da die Kreisfläche den kleinsten Raum einnimmt, die Ecken nicht sich in den Weg stellen und das Zusammenrücken der Seiten aneinander zur Bildung einer Mauer ausgeschlossen wird, was bei quadratförmigen Pfeilern nicht der Fall ist. Die Egypter näherten den quadratförmigen Pfeiler durch Abstumpfung der Kanten dem Kreis, sie machten ihn zum Acht- oder Sechzehneck, und diesem näherten wieder die Griechen den runden Säulenstamm durch Kanneliren. Hier indeß ist der Kreis das Erste und Bleibende, und die sechzehn oder vierundzwanzig Vertiefungen rings um denselben herum, zwischen denen die Punkte der Kreislinien bei den Doriern als Kante, bei den Joniern als Streifen des Schaftes stehen bleiben, geben in der Abwechslung mit diesen nur das entwickelte Bild des Kreises selbst und veranschaulichen, wie die einzelnen Punkte der Umfangslinie ebenso durch die Radien gleichmäßig und allseitig vom Centrum ausgestrahlt als zum Centrum hingezogen werden. Also haben wir auch hier wieder Anziehung und Abstoßung als Grundbegriff der Materie vor Augen: in den verspringenden Kanten und Streifen die Kraft ausdehnender Bewegung nach außen, in den vertieften Riefen und Rinnen die Kraft der Anziehung nach innen. Und während die Egypter oft viele ihrer Säulen durch horizontalliegende Bänder in mehrere Abtheilungen über einander scheiden und dadurch die herrschende Höhenrichtung auf eine unpassende Art brechen, wird durch jene hellenische Gliederung des Säulenstamms in eine Reihe schmaler, aufwärts strebender Linien und Flächen die Höhenrichtung noch viel entschiedener über die Dicke der Säule hervorgehoben, und zugleich ein viel energischeres Spiel von Licht und Schatten als durch die bloße Rundung hervorgerufen.

Ich hatte hiebei die Säule im Auge, die dem rechtwinklig auflagernden Balken zur Stütze dient, an welcher also der ungebrochene Gegensatz von Kraft und Last zur Erscheinung kommt; eine etwas andere Bewandniß hat es mit der Säule oder dem Pfeiler, wenn sie durch Bogen mit einander verbunden werden, wie in der romanischen, der gothischen Architektur. Der Bogen verbindet sie, indem er zugleich ihre Bewegung nach oben, wenn auch in einer andern Weise und Richtung, noch fortsetzt, indem er ihnen die Decke tragen hilft, und das Capitäl hat hier also weniger den Abschluß als den Umschwung und die Ausbreitung der aufstrebenden Kraft nach andern Richtungen hin zu versinnlichen. Die romanische Architektur fand nun die eben so zweckmäßige als schöne Form des Würfelcapitäls. Es galt nämlich das Quadrat der Grundfläche der Bogen mit dem Kreis der Säule zu vermitteln; man setzt daher einen Würfel unter den Bogen, rundet denselben aber nach unten hin ab, so daß die Seitenflächen nach unten zu in einen Halbkreis ausgehen und eine bogenförmige Begrenzung erhalten, und von unten aufsteigend gewinnt der Blick in der Curve des Capitäls den Anlauf zu der weiten radförmigen Schwingung des Bogens; die schlanke Säule beginnt sich im Capitäl zum Gewölb der Decke zu erweitern.

Ersetzte man die Säule durch den Pfeiler als Gewölbträger, so drückte ein leicht ausladendes Capitäl gleich einem Gesimse auch hier nur die veränderte Richtung des Aufsteigens aus, und erschiene wie ein festes Band, um die Kraft der nun aus einander strebenden Bogen zusammenzuhalten; die Gewölbgurten dieser Bogen aber durften nicht aus dem nackten, viereckigen Stamm erwachsen, sondern man bildete als ihre Träger an den abgestumpften Ecken des Pfeilers und in der Mitte seiner Seitenflächen freie schlanke Halbsäulen; der Pfeiler glich nun einer Gruppe von Säulen, die durch einen festen Kern verbunden waren, er zeigte einen schönen Wechsel eckiger und runder Formen, er schien sich selber sowohl zum Gewölb zu entfalten, als dieses auf ihm ruht und seine Form bedingt. In diesem Sinn hat die gothische Architektur ihre himmelanstrebenden Pfeiler gebildet; im Wechsel ihrer Umfangslinie, die den Gedanken eines elastischen Einziehens und Hervortretens veranschaulicht, könnte man eine Wiederholung der griechischen Säule mit ihren Stägen und Furchen erblicken; allein hier ist der runde cannelirte Stamm in seiner Einheit die Hauptsache, und er als Ganzes trägt den Architrav, während jeder vortretende Rundstab am gothischen Pfeiler einen bestimmten Bogen trägt, und der Kern nur zur Vereinigung dieser Gruppe von Stützen dient. Wo der Stamm sich zu den Bogengurten verzweigend aus einander geht, da schlingt sich das Capitäl wie ein Kranz um ihn herum. Wenn Bötticher in seinem classischen Werk über die Tektonik der Hellenen sagt, daß sowohl jedes einzelne Glied des Baus wie die Gesammtheit aller neben dem mechanisch nothwendigen Schema noch einen solchen Habitus erhalten müssen, der jedem einzelnen Gliede den Begriff einer sich beständig entwickelnden Lebensthätigkeit in dauernder Ruhe und Unveränderlichkeit, ihrer Gesammtheit

aber den Ausdruck eines organisch verknüpften Ganzen verleihe, so sehen wir mit Verwunderung, daß er dieser an den griechischen Tempeln gewonnenen Wahrheitsanschauung eine Verkennung der christlichen Architektur anreiht, und behauptet, es fehle ihrem allerdings staunenswerthen Mechanismus die Spiegelung der ewig wahren Natur, die organische Formensprache, die dem Stoffe durch Bildung und Fügung den Anschein eines höheren idealen Lebens für den hohen geistigen Zweck, dem er dienen soll, aufzuprägen weiß. Das organische Wechselverhältniß, der innige Zusammenhang des vielgegliederten Pfeilers und der gewölbten Decke läßt das Eine aus dem Andern erkennen, und in der Gestalt ist das Wesen und die Leistung jedes Gliedes ausgeprägt; anders als bei den Hellenen, weil eben die Leistung eine andere ist, wie ich an dem Capitäl der Säule unter der Wölbung im Unterschied von der Säule unter der wagrechten Decke oben nachgewiesen habe.

Die Mauer selbst ward in der mittelalterlichen Architektur ihrem Begriffe nach gegliedert; ihre Funktion, sowohl die Decke tragen zu helfen als den Raum des Innern abzuschließen, erschien in klarem Unterichied und in ununterbrochenem Zusammenhange zugleich dadurch, daß den Pfeilern im Innern eine pfeilerartige Verstärkung der Mauer entsprach, und daß diese Mauerpfeiler die Gewölbträger wurden, während die Wand zwischen ihnen zurücktrat, und in dünnerer Schichte nur den Raum abschloß, deßhalb auch der harte dunkle Stein dem leichten lichtoffenen Glase weichen durfte und durch die im Style des Baus selbst gebildeten Fenster eintreten konnte. So ließ schon im romanischen Styl das Aeußere des Baus nicht bloß durch das Portal, sondern auch durch die Gliederung der Seitenwand mittelst der Pilaster, Lisenen und vom Rundbogen gekrönten Fenster das Innere sicher und deutlich ahnen, wie es der gothische Styl völlig klar aussprach. Die Phantasie macht eben die structiven Erfordernisse zu Motiven der Schönheit, und wie die Dachschräge des griechischen Giebels ein Widerlager verlangt, und der Aufsatz eines in die Höhe ragenden Blattfächers oder einer Sphinx, einer Greifgestalt die aufstrebende Kraft der Säulen noch über dem von ihm getragenen Gebälk frei ausblühen läßt, so dienen auch in der Gothik die Thurmspitzen der Strebepfeiler diesem Zweck, und bieten zugleich Raum für die Bildsäulen religiöser Helden, die sie hoch über dem niedern Getriebe der Welt als Wächter und Zierden des Heiligthums empor halten.

Es soll also die architektonische Gestalt der einzelnen Bautheile ihren Sinn und Zusammenhang im Ganzen ausdrücken, und dadurch wird dem todten Mechanismus der Stempel des Geistes aufgeprägt oder ein Begriff verkörpert hingestellt, die Kernform selber ist Kunstform, und ein Gebäude, in welchem sie ohne allen Schmuck, aber für sich klar und harmonisch waltet, wird zwar einen einfachen, aber ästhetisch bedeutenden Eindruck machen, den man auf dem Gebiete der Skulptur einer egyptischen Statue, auf dem Felde der Malerei einem Bilde Giottos vergleichen mag. Wie aber die Musik an das bestimmtere Wort der Poesie gern sich anlehnt und über der anorganischen Natur die organische sich erhebt, so liebt es auch die Architektur, nicht bloß selbstständigen Werken der andern bildenden Künste eine Stätte zu bereiten, sondern auch diese zu ihrem Dienst zu verwenden und die eigenen Werkstücke, die einzelnen Glieder des Baus festlich zu schmücken. Das Grundgesetz hiefür ist folgendes: Das Ornament darf die wirkenden, constructiv bedeckenden Theile des Baus nicht verdecken, sondern es soll sie hervorheben und den Sinn und die Bedeutung derselben plastisch aussprechen; es darf kein leerer Schmuck seyn, sondern es soll aus der Kernform organisch hervor blühen, und indem es verkündet, wie die anorganische Materie Boden und Trägerin des pflanzlichen und animalischen Lebens ist, werden doch die der organischen Welt entlehnten Formen im Geiste der Baukunst geometrisch stylisirt.

Zum belebenden Schmuck einer leeren Fläche kann die Architektur zunächst eine Verbindung der Linien verwenden, mittelst deren sie die fungirenden Glieder des Baus umschreibt, sie kann in dem Wechsel des Geraden und Wellenförmigen, Runden und Eckigen ein anmuthiges Spiel, in der Verschlingung, Lösung und Fortführung der Linien einen Reichthum von Formen entfalten, deren Bewegung das Auge freudig folgt, weil sie seiner eigenen entsprechen und sie zu einer behaglichen Thätigkeit einladen. In solch fortlaufendem Linienspiel, das der bunten Mährchenphantasie und dem rastlosen Gewebe träumender Einbildungskraft entspricht, haben sich die Araber besonders gefallen, und es hat von ihnen den Namen der Arabesken erhalten. Wenn aber die Fläche etwas anderes soll, als den Raum verschließen, wenn das Werkstück die Funktion hat, andere zu tragen oder zu verbinden, bekrönend oder freischwebend zu erscheinen, dann wollen wir im Schmuck, der es bekleidet, auch ein Symbol seiner Leistung oder seines Wesens sehen. Allerdings geht dieser Schmuck aus der Verbindung mathematisch construirbarer Linien hervor, und ihre regelmäßige Wiederkehr, ihre Vereinigung um einen gemeinsamen Mittelpunkt erinnert nicht bloß an die Crystallbildungen der irdischen Stoffe, sondern zeigt auch im Schema des Sterns, der kreis- und fächerförmig entfalteten Blume, des Kelchs, wie

der mannigfachen und wechselreichen Gestalten der organischen Welt selbst dieser gesetzmäßig streng entworfene Typus zu Grunde liegt. Ein anderer als geometrisch stylisirter Schmuck, eine unregelmäßig gebildete Fensterrose oder ein den einzelnen Naturgegenstand äußerlich nachahmendes Blättercapitäl, würde aus der Harmonie des ganzen Bauwesens heraus treten, selbst abgesehen davon, daß das in Stein, nicht in der weichen Masse gebildete Laub schon das Gepräge des Dauernden und Festen dem Materiale gemäß annehmen muß.

Die Decke des Tempels erinnert im Mikrokosmos des Bauwerks an die Sternendecke des Himmels im Mikrokosmos der Welt; wird sie nun so gegliedert, daß Balken oder Gewölbgurten die verschließenden Theile zwischen sich schwebend tragen, so können diese nicht besser dekorirt werden als durch Sterne, die von ihrer Mitte aus die Strahlen entsenden, und die für sich als im Raum frei schwebend auch das einzelne Deckenfeld, abgesehen von der ganzen Decke, sinnvoll charakterisiren. Die vom Mittelpunkt ausgehenden und wieder zu ihm zurückkehrenden Linien der einzelnen Strahlenschemate und das allseitige symmetrische Gleichgewicht dieser leztern bezeichnet die durch sich selbst thätige und ihre Entfaltung auf sich selbst bezogen erhaltende Kraft, und in dieser Selbstgenügsamkeit das dem Weltkörper eigene Beruhen in seiner Wesenheit.

Kleinere Glieder, welche gleich den Bindewörtern der Sprache oder den Gelenken des menschlichen Körpers zwischen größere Theile des Baus zum Unterscheiden und Verknüpfen eingeschoben werden und zweckmäßig die Kernform der Platte (Abakus) haben, werden von den Griechen mit der Mäanderlinie ornamentirt, die schon das Gewebe der Assyrier hatte, die eine feste Gurte, ein durch in einander geschlungene Fäden bereitetes Band bezeichnen. Rundstäbe, welche die Funktion des Zusammenhaltens und Verknüpfens haben, werden passend mit einem Geflecht gleich Riemen in einander gewundener Wellenlinien geschmückt oder als ein dichter Blätterkranz gebildet.

Aus den gothischen Fialen blühen Kreuzblumen hervor, die First- und Stirnziegel der Griechen sind mit einer Palmette, mit fächerförmig entfalteten, frei aufgerichteten Blumenblättern verziert; ein solcher Palmettenkranz schmückt Gesimse, die nichts mehr tragen, sondern die bekrönend abschließen, so daß die Blätter hier durch keinen Druck von oben niedergebeugt werden. Dagegen versinnlicht das niederhangende, herabgebeugte Blatt eine über dem baulichen Glied ruhende, es drückende Last, und der wellenförmige Wulst des Säulencapitäls (dessen Profillinie ich übrigens nicht wie Bötticher von diesem Naturanalogon des Ornaments abstrahirt werden lasse, sondern das als Resultat des Conflikts von Säule und Gebälk, als Ausdruck des Umschwungs der aufstrebenden Kraft fasse, welcher plötzlich Halt geboten wird, und deren überquellende Fülle in sich selbst zurück fließt), der sogenannte Echinus, sage ich, wird deßhalb durch einen Kranz niederfallender Blätter bezeichnet, welche die Dorier aufmalten, die Jonier im sogenannten Eierstab plastisch hervorbildeten. Während das dorische Capitäl stark ausladet und die Blätter tief gesenkt sind, weil die schwere Wucht des ganzen Gebälkes auf der gedrungenen Säule lastet, scheint die schlanke korinthische Säule mit dem leichten Gebälke schon mehr zu spielen, und der doppelte Kranz von Akanthusblättern, der ihr wenig ausladendes Capitäl verziert, nickt nur an den Spitzen hernieder, während einzelne Ranken in der spiralförmigen Windung an die Volute des jonischen Abakus erinnern, und gleich diesem ein Ringen der Gegensätze im mehrfach wiederholten Aufstreben der niedergebogenen Linie zeigen, deren elastische Kraft sich endlich im Auge des Mittelpunktes sammelt. Jene Schneckenformen nämlich an den Seiten des jonischen Capitäls gehören nicht zu diesem, sondern sind eine eigenthümlich kokette Entwicklung der Platte zwischen Säule und Gebälk. Sie sind keine an den Tempel versezte Ammonshörner, wie Vischer, oder keine am Altar aufbewahrte und an den Tempel übertragene Köpfe von geopferten Widdern, wie Ottfried Müller meint, sondern vielmehr, wie die Seitenansicht deutlich lehrt, ein Pfühl, der auf das Haupt der Säule wie ein reiches Polster zum leichteren Tragen des schweren Gebälkes gelegt ward, der nun zu beiden Seiten überhing und aufgerollt erschien; die Linien dieser Windung bilden eine Spirale, in welcher sowohl das herabdrückende Moment des Dachs als das aufwärts strebende der Säule in dem schwungvollen Umkreisen des Mittelpunkts und damit an dem verbindenden, vermittelnden Glied die Wesenheit der von ihm vermittelten Extreme sichtbar wird.

Ist die Säule Trägerin von Bogen und Stütze von Gewölben, so wird durch diese die aufstrebende Kraft, wenn auch in veränderter Richtung noch fortgesezt, und wie das steilere Würfelcapitäl diesen Uebergang und Umschwung vermittelt, so ist statt seiner oder neben ihm die romanische Architektur reich an Ornamenten, die denselben Begriff versinnlichen. Um die kelchförmig sich erweiternde Säule schlingen sich Pflanzenstängel, die in Blätter auswachsen und unter den Ecken der quadratförmigen Deckplatte gleich den Ranken des korinthischen Capitäls sich spiralförmig winden, die Rundform in die des Quadrats sanft hinüberleitend und zugleich einen leichten Druck und das elastische Gegen-

strecken veranschaulichend, während in der Mitte zwischen ihnen stern- oder palmettenartige Blumen frei emporragen, da ja die vertikale Richtung auch im Bogen fortbesteht. Ein kühneres Spiel der Phantasie läßt jene Pflanzenstängel in Schlangen übergehen oder ersetzt sie durch Vogelgestalten und andere Thiere, die sich mit langgedehnten Hälsen verschlingen, in umgekehrter Stellung die Ecken bilden und Masken, selbst diabolische Fratzen in ihrer Mitte haben. Hier wuchert allerdings das Willkürliche über dem Nothwendigen, und der klare Formgedanke birgt sich in ein groteskes oder allegorisches Gewand. Dagegen führt die Gothik alles wieder auf das Maß des Einfachschönen. Wo ihr vielgliederiger Pfeiler sich in die vielfachen Gewölbgurten verzweigt, da umgibt ihn, der sich unter einer leichten Platte zur steileren Kelchform entwickelt, ein Kranz von Blumen und Blätern, „durch welche die edle Gestalt des Stammes durchblickt wie durch das Frühlingslaub der Bäume." Schnaase fügt dieser anmuthigen Vergleichung noch weiter hinzu: durch die zarte Schwingung seines Kelchs leitet das gothische Capitäl sanft von dem senkrechten Stabe in den Bogen über; das Blattwerk, das oft nur auf den Diensten (den vorspringenden Halbsäulen rings um den Pfeilerkern) liegt, aber durch deren Nähe den ganzen Schaft zu umwinden scheint, verbindet diesen so viel als nöthig zu einem Ganzen; durch das Spiel seiner horizontalen Schatten unterbricht es die bedeutsamen senkrechten Linien der Gliederung und läßt sie nicht monoton werden.

Das einfachere romanische, wie das gothische Capitäl scheinen mir auch durch ihr Ornament die Behauptung Böttichers zu widerlegen, daß in der mittelalterlichen Architektur alle charakterisirenden Extremitäten dem Kreise des bloß Gedachten, des mathematischen Schematismus angehören, und in keinem Fall die tektonische Form, den Organismus der Gliederung aussprechen. „In Hinsicht der Kunstform muß man gestehen, die Germanen seyen durch und durch energische, aber rohe, der organischen Außenwelt oder dem bildenden Einflusse der Natur entfremdete Handwerker, die Hellenen dagegen seyen durch und durch gesittigte, aber in der Natur eingeschlossene, nur von der Mutterbrust derselben ihren geistigen Lebensstrom saugende Dichter gewesen; und wie nach den Anschauungen ihres religiösen Bewußtseyns ihre Götter in nimmer alternder Jugend blühen, so sind auch ihre tektonischen Kunstformen immer so frisch und so jung wie die Natur, und werden eben so unverwelklich dauernd, immer so dieselben seyn wie diese." — Ich unterschreibe gern das zum Preis der Griechen Gesagte, aber wie ich glaube, daß neben dem Lorbeer Homers auch ein immergrüner Kranz für Shakespeares Haupt gewachsen ist, daß neben Phidias auch ein Raphael ewiger Ehren genießt, von einem Händel, Mozart, Beethoven zu schweigen, da diese eben nur Aufgaben mit gleicher schöpferischer Kraft wie ihre hellenischen Genossen lösten, so werden wir sagen müssen, daß für das was sie sagen wollten und nach ihrer Geisteseigenthümlichkeit und Weltstellung sagen konnten, die Griechen auch in der Baukunst mustergültig sind, daß aber der gegliederte Innenbau für einen geistigen Gottesdienst und die Ueberwindung der Masse im freien Ausbau aller Glieder wie zu einem sichtbaren Gottesreich von ihnen nicht angestrebt, nicht vollbracht wurde, daß jedoch durch die Art und Weise, wie die Gothik diese vollendete, der germanische Geist nicht bloß einen berechnenden Verstand, sondern eine wunderbare Poesie in der Verschmelzung von Tiefsinn und Anmuth entfaltet hat, eine Phantasie bewiesen hat, die in der Organisation des Ganzen wie in der Durchbildung des Einzelnen nicht nachahmend, sondern in originaler Größe Herrliches leistete.

Es mögen diese Beispiele, die wir noch durch die Portale und Fensterrosen des Mittelalters oder durch die Triglyphen und Metopen der Dorier und so vieles andere vermehren könnten, zur Erläuterung unseres Ornamentgesetzes genügen. Nur darauf möchte ich noch hinweisen, daß alle Decoration Maß halten und nicht prunkenden Effekten nachjagen, daß sie dem Baustyl selbst proportinal seyn soll, einfacher, schlichter, strenger, minder angewandt, wenn der ganze Bau weniger gegliedert in ernster Massenhaftigkeit dasteht, aber wenn er in seiner Construktion selbst eine reichere Gliederung, eine leichtere heitere Anmuth zeigt, ziemt ihm auch eine voller blühende, reizender entfaltete Schmückung des Einzelnen. Und wo Thier- und Menschengestalten hereintreten in den Bau, wie wenn Atlanten und Karyatiden statt der Säulen dienen, so müssen sie architektonisch stylisirt werden, der Schwerpunkt muß mit der Achse ihres Körpers zusammenfallen, sie müssen in ruhiger Haltung gerne zu tragen scheinen, sie müssen gleich baulichen Werkstücken dem Gesetze der Regelmäßigkeit, der Symmetrie folgen, und in allem Wesentlichen einander gleich seyn, denn nicht die Vielheit des individuellen Lebens, sondern die allgemeine Grundlage der Erscheinungswelt wird in der Baukunst ideal gestaltet. Deßhalb wiederholen die Hellenen ein und dasselbe Ornament an allen gleichen Theilen des Gebäudes, wie das gleiche Metrum durch das ganze Gedicht in der Wiederkehr der Verse oder der Strophen herrscht. In der romantischen Welt waltet mehr Mannigfaltigkeit, aber es bilden sich doch bestimmt wiederkehrende Gruppen, und in dem Wechsel selbst herrscht die Symmetrie,

die das Verschiedene doch wieder auf ein Entsprechendes bezieht, oder um das gemeinsame gleiche Wesen spielt die Phantasie nur mit leisen Variationen, die beim Blick auf das Ganze verschwinden, beim näheren Eingehen auf das Einzelne aber eine Ahnung von der unerschöpflichen Lebensfülle des Geistes und der Natur geben wollen.

Soll endlich das Ornament verstanden werden, so muß es den Begriff der Funktion deutlich aussprechen, so muß auch hier die Willkür des Künstlers sich dem Allgemeingültigen unterordnen, nicht in falscher Originalitätssucht der Erfindung des Unerhörten und Absonderlichen nachtrachten, sondern das Ewigwahre zu finden und klar darzustellen wissen. Hier ist ihm die Natur Leiterin; ihre Formen prägen die schöpferischen Gedanken des göttlichen Geistes aus, des großen Weltbaumeisters, den Pindar schon als den besten Künstler feiert. Und indem den verschiedenen Völkern der Pflanzentypus ihres eigenen Landes das allgemein anschauliche Muster und die allzugängliche Nahrung des bildnerischen Sinnes ist, prägt jener Typus sich in den Bauwerken ab, so daß diese dadurch mit der umgebenden Natur zusammenstimmen; wie das Innere des deutschen Doms an den deutschen Eichwald, sein Thurm an die deutsche Edeltanne erinnern, so klingt in der italienischen Kuppel die Form der Pinie leise an, so zeigen uns die griechischen Tempel das Blatt des Akanthus und Lorbeers, während die Schilfstaude des Nil, die Lotosblume und Palme sich an den Säulen Egyptens wiederfinden.

Moriz Carriere.

Plaudereien aus London.

I.

Wenn man in London ausgeht, die eigene Stube verläßt, das ist jedesmal, als ob man sich einschiffte, auf einem Meere. Jeden Ausgang in London achte ich einem Feldzuge gleich. Man findet sich immer auf dem Schlachtfelde, immer Angesichts des Feindes, immer gefährdet. Jeder meiner Finger hat hier sein Schicksal gehabt. Dabei sind alle Leute so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß keiner auf den andern achten kann. Drollig ist's, wenn zwei Personen auf der Straße unvermuthet so derb gegen einander anrennen, daß beide wieder abprallen und sich dann ganz verblüfft anschauen, und doch auch wissen wollen, bevor sie wieder davon eilen, wie das Ding aussieht, das so pufft. Wo du auch vorüber schreiten magst, da reckt und dehnt sich sicher einer unter der Hausthür, während zugleich ein anderer dich mit dem Ellenbogen stößt — und es gibt nirgends sonst solche rechtwinkliche und unbarmherzige Ellenbogen.

Hier laufe ich nun umher als umgekehrte Engländerin, für die hier alles nur Convenienz und Fashion ist, ängstlicher und enger als je an einem andern Ort der Welt; laufe umher genau wie die Brittin im Auslande — abroad — bei uns, wo wir ihr manche kleine Emancipation danken, umher rennt; thue nur, was mir gefällt, mich um niemand kümmernd, nur was mir ziemend erscheint. Man hilft sich nach Möglichkeit und hartnäckig fort durch den fremden Gassenknäuel. »Will you excuse me—« (Einleitung des Erkundigens) und »Wery obliged to you, Sir,« oder »Madam« (als Dank für den Bescheid) — wie hundertmal im Tage wiederhole ich das! Die Sprache aus dem daily life ist nichts weiter als eine parriots language. Wenn ich mich so durch London bettle — fragend und dankend — freue ich mich nur, daß keiner hören kann, keiner vom andern weiß, wie oft ich vorher schon gefragt habe und nachher noch fragen werde; da man sich hier beständig genöthigt sieht, ausschließlich englisch zu reden, so tritt schneller als in irgend einem Lande der Moment ein, wo das fremde Idiom anfängt auch die geistige Mechanik zu stören. Man muß unwillkürlich englisch denken, und vermag in solcher Unvollkommenheit des Ausdrucks doch nur sehr dummes Zeug zu denken, was unglaublich ermüdet. Seit ich es mehr gewöhnt wurde, war etwas in mir gleich einem Papagei, der fort und fort macht. So einsam aber fühlt man sich im Gewühle der Themsestadt, in diesem ganz mechanischen Treiben, welches umgekehrt, wie aus Ueberfüllung, wieder leer erscheint, daß ich

begann, in den Straßen allein für mich zu sprechen, wie ich sonst nie und nirgends pflege, selbst nicht zu Hause.

Wehe dir, wenn du Einen Buchstaben, nur den einzigen, anders aussprichst als du sollst. Zum Combiniren ist man hier viel zu träge und schwerfällig, ja gefällt sich noch obendrein darin, fremde Nationalitäten bis in Kleinigkeiten herab zu tyrannisiren. Einmal fragte ich in der City einen Cockney: »Where is Leadenhall (Leden)‹ street?« — »I know not such a street.« — Also ein i, wenn kein e, dachte ich: Leadenhall- (Liden) street.« — »Here just on the corner,« lautete die Antwort jetzt aus dem nämlichen Munde. Wir standen kaum sechs Schritte von der Ecke. Zuletzt gewinnt man durch herbe Erfahrungen Uebung und weiß auf ein Haar, an wen sich zu wenden dienlich, darin nicht bloß nach den Zügen und der Individualität, sondern auch nach dem Beruf unterscheidend. Nicht der Lakai ist mein Mann; der ist zu hochmüthig; eher der Policemen, der hat eine Verpflichtung; am wenigsten der Postbote, die rothbekragte Gangmaschine; die Füße gehen ihm ordentlich durch, er ist nur Füße, förmlich wie losgeschossen. Auch der Schuhputzerjunge ist es nicht in seiner krebsrothen Wolljacke, wofern du dich nicht willst bürsten lassen; auch nicht jenes wandernde Brett, das sich noch mit den aus unsern heimathlichen Wirthsstuben wohlbekannten gemalten Gypspapageien schleppt. Mehr dürfte ich diesem kleinen naiven Knaben trauen, der nur, als seine eigene Specialität, Gypskinder verkauft, alles was er zeigt »nice« nennt, und mit Auge, Lächeln und Stimme so schmeichelt.

Der eigentliche Londoner Straßenjunge ist ein häßliches Insekt des Staubes und Kothes, und hat nicht das Genialische des Pariser Gamins. Die Kleinen strecken bettelnd Muscheln hin, Austerschalen — auch eine Art Ceremoniel, aristokratisch, für die Besitzenden. »Only one six pence. Just now gathered!« ruft die Blumenverkäuferin, welche mir die Rose unter die Nase hält. Man begegnet vielen Menschen mit Sträußen im Knopfloch. Selbst der Cabführer steckt sich den heitern Orden des Sommers an die Brust. Zu den hiesigen Figuren gehört auch der Grieche mit seinem Feß und seinen weißgelben Pantoffeln, und in der City sieht man nicht selten Chinesen am Trottoir kauern. Ich bin nicht leicht durch Rathbone Place gekommen, ohne daß ich auf der nämlichen Stelle, unter demselben Hause, auf dem Asphalt einen noch jungen Mann mit regelmäßigem bleichen Gesicht sitzen sah, sammt mehreren Falken, von denen er eine Aehnlichkeit geerbt zu haben schien und die ich in ihrer ebenfalls schweigsamen Regungslosigkeit lange auch für Gypsfalken hielt. In Mortimerstreet sitzt ein Greis mit einem Gemüsekorb, auf dem Uhus Platz genommen, ernst den Schnabel bewegend, weisheitsvoll.

Dort hängen abgezogene Hasen und gerupfte Hühner zu Dutzenden friedlich neben einander. Ueberall entfaltet sich die Exhibition maßlos, in Quantität wie in Qualität. Exhibition — auch eines von den Wörtern, in welche sich die ganze Neuzeit drängt, die es gleichsam erst für sich erfunden, alles ist Ausstellung jetzt — alles in die Breite. Lacht euch nicht das Riesenobst entgegen? z. B. hier die Fülle von Ananas, alle Arten, auch tropische. Wenn ihr Gold wechseln laßt, mögt ihr euch vor den vielen leichten Sixpence und Schillingen hüten, die im Umlauf sind. Sobald ihr mit Silber zahlt, wirft der Handelsmann euer Geld auf den Ladentisch, daß es tanzt; ich meinte, wegen des Klanges. Nein, entgegnete man mir, »it must come up« — es muß in die Höhe schnellen, sonst ist es nicht ächt. Versteht sich, daß man dir wie zu Paris die Sous, die Pence, das schwere, unsaubere Kupfer beim Herausgeben in Papier einwickelt. Vergebene Mühe, alles wird ohnehin hier so schwarz, daß einen der liebe Gott lieber gleich als Mohr auf die Welt hätte sollen kommen lassen, wenn man in London leben muß.

Die üppigen Möbelmagazine mit ihrer Ueberschwänglichkeit von Atlas, Goldskulpturen, Emaik, die sonnenhaften Silber- und Crystallgewölbe in endlosen Perspektiven, zaubern uns tausend und eine Nacht mitten im Norden. In den Gemäldeladen siegt ohne Mühe die Pracht der goldenen Rahmen über die der Farben. Häufig trifft man die Specialität hervorgehoben: „Hier werden Kinderbildnisse meisterhaft vollendet." — Neben der höchsten Steigerung von Comfort, Luxus und Geschmack brüsten sich in grellem Gegensatze Ausgeburten der Albernheit. Voran der lächerliche Leichenpomp, die nickenden Federbüsche und kolossalen Florbinden und Schleifen, besonders die »hachments« in reichster Auswahl und ganzen Reihenfolgen, die gemalten Wappenschilder und Grabdevisen, welche uns wie mittelalterlicher Aberglauben oder Faschingsironie angrinsen; alle die pappdeckelnen Hermeline und Purpurmäntel, Herzogshüte und Grafenkronen u. s. w.

Siehst du den Zettel am nächsten Laternenpfahl ausgesteckt? »Postoffice,« nebst der Nummer des Hauses, wo sich der fragliche Briefkasten befindet. Nur eine Spalte, ein Schnitt, und wie viele Schicksale darin! Nur eine letter-box, aber ein Abgrund. Den modernen Parzen müßte man eine letter-box zum

Attribut geben. Der Britte hat ein bequemes Zeitwort, das wir entbehren: »to post;« es könnte nur „posten" buchstäblich übersezt werden. Seit der Einführung der Pennypost, wodurch jeder Brief in London sowohl als in ganz England einen Penny kostet, drei Kreuzer nach unserem Geld, hat man beständig zu schreiben und braucht weit mehr Porto als sonst. Sie ist die Verzweiflung aller Leute, die zweckmäßige, nur zu zweckmäßige Pennypost.

Allabendlich zwischen acht und neun Uhr erhebt sich noch zu guter Lezt in den großen Verkehrstraßen, den Hauptarterien, z. B. Tottenham Court Road, ein tolles Gekreisch; ein Spalier von Schreiern hat sich gebildet; jeder will noch geschwind seine Sache losschlagen, Früchte, Blumen, Gemüse rc. Da sind zwei Weiber, die sich in den Kopf setzen, mich mit Zwiebeln zu verfolgen, mir Petersilie um einen Spottpreis nachzuwerfen, als ob ich eine Garküche hielte. Neulich bot einer in stockfinsterer Nacht Sonnenschirme aus, die er noch überdieß anrühmend aufmachte. Mitten im Fahrwege steht ein anderer, der deklamirt, oder abwechselnd ein schwermüthiges Volkslied singt, das von weitem charakteristisch durch die frischere Luft tönt. Wenn ein Gewitter aufzieht, der Donner über London rollt, das thut eben gerade auch wie ein anderer Railway, und wird nicht Meister über das allgemeine beständige Getöse, ausgenommen Sonntags. Da ist die Metropolis weit und breit wie ein Herkulanum und Pompeji des Protestantismus oder — abgerechnet die geschlossenen Magazine — gleich jener ausgestorbenen, aber in statu quo gebliebenen Stadt in Hawthornes Adam and Eve.

Es klingt unglaublich, und doch begegnen uns Personen, die mitten unter dem Brausen und Sausen des Alltags in den hiesigen Gassen lesen. Jenseits der Themse — Southwark — Kensington Gate, in einem der schlimmsten Wirbel, wo ich weiß nicht wie viele Wege zusammen laufen, sah ich, und noch dazu im Regenschauer, einen Gentleman die Straße kreuzen und dabei seine Nase in einem Buch stecken; ich würde es nicht für möglich halten, wenn es mir einer erzählte. Wie man an einem Ort wie London ganz andere Buchstaben schreibt, macht man auch ganz andere Schritte. Es ist ja überhaupt das Jahrhundert der Bewegung, sogar für die Siechen. »Burton Patent Perambulators for the Million. Price two Guineas. Office 487. New Oxfordstreet and at the manufactory, Bury Place, Bloomsbury.« Diese gemächlichen, leichtbeweglichen Wagenstühle oder Stuhlwägen, elegante, wandernde Fauteuils, Nomadenfauteuils sollten bei uns von Alten und Kranken viel mehr gekannt seyn. Auch sie dürfen hier nicht in die Leidensstube gebannt bleiben; die Lahmen und die Krüppel gehen. Das sind in anderer, ich möchte sagen umgekehrter Art Wunder der Mechanik.

In einer so ungeheuern Stadt spielt natürlich das Fuhrwerk eine Hauptrolle. Der Omnibus heißt gemäß der erblichen Sprechfaulheit des Briten schlechtweg bus. Welches unaufhörliche Schwärmen aus und ein, mitten in der Straßenströmung, wobei er sich kaum die Mühe nimmt, anzuhalten! Alles ist wie auf der Flucht, auf der großen, allgemeinen Völkerwanderung. Die in der Arche Sitzenden lassen dem Aus- und Einsteigenden ein eigenthümliches Hineinschieben angedeihen, ein gar charakteristisches „Schubsen," man weiß nicht, thun sie es für ihn oder für sich selbst, ihm weiter zu helfen, oder sich von ihm, Barmherzigkeitspüffe, aber negativ, um von sich abzuhalten. Das »vulgar,« das Stichwort der Aristokratie, vor dem sie sich schroff zurückzieht in ihr »refinement,« drängt sich allerdings zuweilen hier in erschreckender Brutalität auf. Ich erinnere mich einer mächtig geputzten, überraschend groben Dame, die schon im Hereinwälzen uns Allen auf die Füße trat, beim Niederlassen ein Halbdutzend Opfer quetschte, und mit mir und ihren übrigen Nachbarinnen Händel anfing, so daß wir unser Geschick segneten, als sie nur wieder hinaus war. Seit man den Preis des Bus um die Hälfte erhöht hat, überwiegt in diesem Land- und Räderschiff die Zahl der Frauen weitaus; weil die Männer den billigeren Platz hoch oben auf dem Verdecke vorziehen, das ihnen freilich zugleich, im Hinauf- und Hinabklettern halsbrechend gymnastische Uebungen noch in den Kauf gibt.

Schon längst hatte ich bemerkt, daß Gähnen zu den Wahrzeichen von London gehört. Wohin du blickst, sperrt alles schonungslos die Kinnladen auf, unvermeidlich, denn die doppelte Erschöpfung, geistig und leiblich, ist zu groß; wer vermöchte dieß Ungeheuer von Stadt zu bewältigen? Während des zufälligen Anhaltens meines Omnibus fällt mein Auge in die Tiefe eines zweiten, der neben dem unsern verweilt. Da mitten im Hintergrunde jener wandernden Herberge, mir schnurstraks gegenüber, im offenen Rachen des Wagens, reißt eine Frau den Mund auf — eine ganze Perspektive, die mich angähnt. Dafür gewahre ich ein andermal an meiner Seite ein wunderschönes Kind, einen schlafenden Engel im Omnibus — das Profanste und das Heiligste beisammen. Es war rührend, wie das Kleine — nicht Raphael und die Italiener alle haben je einen holdseligeren Bambino gemalt — so im frommen Frieden im Arme der Frau durch die City und

ihr Treiben und ihren Staub fuhr. Wehmüthig und doch tröstlich.

Dort kutschirt eine Madame ihren Einspänner zur Rechten eines jungen Mädchens, wie ein Dandy neben seinem Groom. Rothen Käfern sieht es ähnlich, wenn der rothe Postkarren mit dem rothen Rock darin so hinrollt. In Westend begegnet man häufig Familiencavalcaden, je nach Bedarf auf großen und kleinen Pferden, wie die Orgelpfeifen; nicht selten eine reizende Geschwistergruppe beisammen, ein Knabe und etwas ältere Schwestern u. dergl. m. Elegant nehmen sich die ganz weißen Livreen aus. Meistens stehen die Lakaien schon Morgens in Schuhen und Strümpfen bei den wappengezierten Carossen vor den Gewölben in Regent- und Oxfordstreet oder am Bazar von Soho Square. Die Diener, indem sie ihre Gebieterinnen in den Wagen heben, halten mit obligater Begleitung die Linke regelmäßig vor das Rad, damit nichts die feine Chaussure bespritze; keiner versäumt diese Etikette. Alles geht wie ein Uhrwerk bei den solid prächtigen, gemächlichen Kaleschen, die sich britisch ausdehnen, und zuweilen fahrenden Lusthäusern gleichen. Genug, es läßt sich gar nicht anfangen von den tausend fashionabeln Equipagen, die wie mechanische Kunstwerke hinbrausen auf dem Corso in Regentstreet oder längs der Serpentine in Hydepark. Alle Bewegung hat der Engländer, dem sein schmales Eiland, dem das ganze Erdrund zu eng wird, zur äußersten Vollkommenheit gebracht, Huf und Sattel, Rad und Schiene, Waggon und Schiff, eine ganze Welt von Maschinen, um den Erdball aus seinen Angeln zu treiben. Vorwärts! heißt das Losungswort dieser Nation, unter allen Umständen vorwärts!

Emma Niendorf.

Literatur.

Geschichte der Liebe oder Versuch einer Philosophie der Geschichte für Damen. Eine Festgabe an die Schönen von Friedrich von Sontheim. Stuttgart, Hallberger'sche Verlagshandlung.

Diese „Philosophie der Geschichte" ist kein Scherz, wie der Titel vermuthen lassen könnte. Das kleine Büchlein enthält in der That, scharf ausgedacht und geistreich vorgetragen, die Grundlinien einer Culturgeschichte der Menschheit, deren Entwicklung an keinem Gegenstand so lehrreich nachgewiesen werden kann, als gerade an diesem, bei welchem die Grundformen des menschlichen Wesens, Sinnlichkeit und Geist, Realismus und Idealismus, am stärksten sich bethätigen, in den schroffsten Gegensätzen aus einander treten, in der lebendigsten Versöhnung sich ausgleichen. „Die Geschichte der Liebe soll also für alle eine Camera obscura seyn, worin sich ihnen die allgemeine Geschichte im engeren Rahmen nur um so deutlicher und anschaulicher zusammen faßt; für die Frauen aber, welchen die Liebe der Spiegel ist, in dem allein sich ihnen jede Gestalt klarer zu erkennen gibt, der Schlüssel, der ihnen jede Verborgenheit aufthut, wird eine Schilderung derselben nach ihren allgemeinen Elementen und deren geschichtlichem Hervortreten der einzige Weg seyn, auf dem sie zu einer wirklichen Einsicht in die Entwicklungsformen des Geistes, welche in lezter Beziehung doch das allein Interessante an allem Erscheinenden sind, gelangen können."

Da von einer Geschichte der Liebe in dem Sinne, wie sie hier vorliegt, nur bei Culturvölkern die Rede seyn kann, so geht der Verfasser im Eingang seiner Darstellung über die Naturvölker weg, jedoch nicht ohne eine Bemerkung, der er mit Recht für die Beurtheilung der menschlichen Bildung die höchste Wichtigkeit beilegt. So weit wir nämlich Proben von Poesie bei den Naturvölkern haben, zeigt es sich, daß auch bei diesen sich selbst überlassenen und kaum der dürftigsten Bildungsmittel theilhaftigen Menschen der Zug der Geschlechter zu einander sich mit innerer Nothwendigkeit über die unmittelbare sinnliche Empfindung zu einer geistigen Auffassung erhebt, welche alle Elemente einer reichen Lyrik enthält, daß somit die Liebe der Anfang aller Cultur ist, wie sie hinwiederum in Wechselwirkung mit ihr durch den Fortschritt der Cultur einen immer reichern Lebensinhalt gewinnt. Diese eben so feine als wahre Bemerkung bezeichnet den Geist, in welchem das Büchlein geschrieben ist.

Die Darstellung beginnt mit der babylonisch-phönicischen Naturreligion des alten Orients, in dessen Baalsdienst die schrankenlose Hingabe an die Natur zu einer eben so unnatürlichen Einseitigkeit gesteigert wurde, wie

später die Entfremdung von der Natur im Spiritualismus des Mittelalters, und mit dessen Beginn die Verehrung des jenseitigen Gottes im Jehovadienst einen Kampf auf Leben und Tod durch die ganze alte Geschichte des jüdischen Volks hindurch führte. Die Naturseite siegte über die geistige und herrscht noch heute im Orient, so weit man ihn aus den Beschreibungen seines Haremslebens kennt. Der Verfasser führt jedoch eine Reihe von altorientalischen und indischen, so wie von neueren saracenischen und türkischen Beispielen an, welche beweisen, daß eine noch so einseitige Sitte immer ihr Correctiv in dem sittlichen Instinkt des Menschenherzens findet. Die Bewohnerin des Harems, obgleich sie rechtlich nur die Geltung der Sklavin hat, ist doch freier als manche europäische Frau, und den Mann, der sein Herrenrecht gegen ihren Willen setzen wollte, würde die öffentliche Verachtung treffen. Wie alt diese Freiheit des Harems ist, weist der Verfasser an dem hohen Liede nach, in welchem die neuere Sprachwissenschaft ein Spottlied auf Salomo erkennt, der vergeblich um die Liebe der von seinen Streifschaaren gefangenen Winzerin aus dem freien Hochlande buhlt und das saure Nachsehen hat, während sie ihren geliebten Hirten wieder findet.

Wie aber der natürliche, unbefangen sinnliche Standpunkt bei ruhiger Entfaltung von selbst zum geistigen führt, das ergibt sich aus der Geschichte der hellenischen Menschheit, die, zwischen Orient und Occident in der Mitte stehend, die reiche Sinnlichkeit des Asiaten und die energische sittliche Tüchtigkeit des Europäers in ihrer schönen, maßhaltenden Bildung verschmolz. Als sodann der auf das Praktische gerichtete Römer diese Bildung erhielt, war sein Volkscharakter bereits im Verfall begriffen, und so diente sie nur dazu, den Proceß der Auflösung zu beschleunigen, und die häßlichen Sittenzustände der Kaiserzeit haben nichts mehr mit der Sinnlichkeit der alten Welt gemein, die in Griechenland auch in ihren Verirrungen anmuthig war. „Sie hat sich hier selbst überlebt und ist bei lebendigem Leibe verfault, um einem neuen Lebensgesetz Platz zu machen.“

Dieses neue Lebensgesetz ist das Christenthum, das dem ganzen Menschen und somit der Liebe eine neue Kraft verliehen hat. Selbst in Griechenland hatte die Liebe, obgleich sie in der Schönheit des Lebens sich zu einer geistigen Form erhob, noch die Naturgebundenheit des Orients nicht völlig abgestreift, noch fehlte „jenes Verhältniß von Geist und Sinnlichkeit, wo der Geist sich seiner Geschiedenheit und Freiheit bewußt ist, wo er sich über die Materie erhebt, um sich dann wieder auf sie einzulassen und so innerhalb des Natürlichen selbst seine rechte volle Freiheit zu behaupten;“ nirgend war noch „jene geistige Spannung und Entzweiung, die Allem erst das höchste Interesse verleiht.“ Diesen Gegensatz brachte ihr das Christenthum, und man kann deßhalb mit dem Verfasser sagen, daß die Liebe erst durch das Christenthum in die Welt gekommen sey, was freilich dem historischen Augenschein zu widersprechen scheint, da das Christenthum gegen die Liebe mit einer so vernichtenden Feindseligkeit aufgetreten ist, „daß ihr mit der Ertödtung des Leibes auch Geist und Athem ausgehen mußte.“ Allein diese Spannung mit der Materie war nach der Ansicht des Verfassers nicht im eigensten Wesen des Christenthums begründet, sondern haftete an seinem Ursprung im Orient, wo von Alters her der Geist gegen die geistlose Sinnlichkeit in einseitiger gewaltsamer Weise reagirte. Aus diesen Oppositionen gegen die Sinnlichkeit, die sich in den unglaublichsten Selbstpeinigungen und Fleischestödtungen äußerten, ging das Christenthum hervor, mit dessen absoluter Consequenz, wenn man den Apostel Paulus hört, sich nicht einmal die Ehe verträgt. Auch mit seiner Entfernung vom Orient gab das Christenthum diesen Charakter nicht auf, vielmehr behielt es ihn Jahrhunderte lang in solcher Schärfe bei, daß an der Entscheidung des großen weltschöpferischen Kampfes, dessen Mittelpunkt die Liebe ist und der seinen ergreifendsten dichterischen Ausdruck in Goethes Braut von Korinth gefunden hat, das heutige Geschlecht selbst noch mitstreitet. Gleichwohl unterscheidet sich das Christenthum von der antiken Anschauung zum Vortheil der Frau, indem es ihr eine geistige Stellung anwies, zwar nicht auf dem Boden der Liebe, aber auf dem Boden der Gemeinde, und die Verehrung der höchsten Frau der Christenheit war das Vorbild für jenen Frauencultus, in welchem das Mittelalter schwärmte, ohne jedoch dieser übersinnlich sinnlichen Liebe für das Leben selbst eine wahrhaft natürliche und sittliche Bedeutung geben zu können. Der Kampf gegen diesen Mysticismus wurde von der griechischen Bildung geführt, welche schon seit Karl dem Großen mehrmals von Rom aus mit der classischen Literatur in die christliche Welt einbrach, und die tragische Liebe Abälards und Heloisens ist „gleichsam eine symbolische Darstellung des gescheiterten Strebens, mit classischer Literatur und Philosophie gegen eine dürre, Leben und Sinnlichkeit ertödtende Scholastik anzukämpfen.“ Mit dem Siege der Theologen über Abälard war die Herrschaft des Mittelalters vollendet, dessen Schilderung, wie es die materiellen Kräfte im Dienste des Spiritualismus um ihre ehrliche Natur und um ihr eigenes Recht betrog, in dem Büchlein selbst, in den Darstellungen der Minne und des Ritterthums ausführlicher nachgelesen zu werden verdient. Gegen die unwahre Metaphysik dieser spiritualistischen Mächte gab abermals die classische Literatur ihre Waffen her: denn während Petrarca von ihr nur die glatte Form borgte, um den Idealismus der Liebe in den vollendetsten rhetorischen Ausdruck zu gießen, entnahm ihr sein Bildungsgenosse Boccaccio den natürlichen Inhalt, um in sehr absichtlicher Opposition gegen die heuchlerische Moral einer entarteten Kirche die Sinnlichkeit zur Geltung zu bringen. Aber die romanische Opposition vermag, wie G. Diezel in seiner Vorrede zum Boccaccio treffend bemerkt, die Herrschaft der Kirche nicht zu überwinden, weil sie, im Gegensatze zu der germanischen Opposition, nach dem Heidenthum,

nach einer geschichtlich überwundenen Weltanschauung zurückstrebt; und die freiere Bildung, welche auf Boccaccio wie in den italienischen so in den deutschen Städterepubliken folgte, hatte mit ihrer derben Sinnlichkeit, mit ihren hausbackenen Spähen und Possen nicht die Kraft zu einer sittlich ästhetischen Gestaltung des Lebens. „Die alten idealen Lebensmächte lagen kraftlos zu Boden, die neugeborene Sinnlichkeit aber hatte ihr eigenes Gesetz noch nicht finden können, eine Situation, welche, wie zur Zeit des entstehenden Christenthums, eine allgemeine Reformation und Regeneration der sittlichen Zustände forderte."

Indem er hiemit zu der Reformation übergeht, erinnert der Verfasser daran, daß dieselbe im Anfang durchaus keinen ausschließlich kirchlichen Charakter hatte, sondern gleichmäßig auf sämmtliche Gebiete des Lebens gerichtet war und eine religiöse Form ursprünglich bloß deßhalb annahm, weil die Theologie damals das gesammte Leben beherrschte. Diese universelle, social-politisch-humanistisch-ästhetische Seite der Reformation, deren vornehmster Vertreter Ulrich von Hutten ist, fand in jeder bedeutenderen Stadt ihren geselligen Kreis, der, nach Art des platonischen Symposions constituirt, das natürlich derbe Element des Bürgerthums mit der Schönheitsform der griechischen Bildung zu verklären suchte. Ja, Luther selbst bekannte sich zu freien Lebensansichten, und der Verfasser führt von ihm Aussprüche über Ehe und Geschlechtsleben an, welche mancher in diesem Büchlein zum erstenmal und mit nicht geringem Erstaunen lesen wird, welche man eher von einem Naturalsocialisten des neunzehnten Jahrhunderts als von dem Gründer der protestantischen Kirche erwarten sollte. Allein bald gerieth die Reformation auf eine entgegengesetzte Bahn. Indem der Protestantismus auf das Urchristenthum zurückgehen zu müssen meinte, nahm er auch die Einseitigkeit an, womit das christliche Bewußtseyn zuerst gegen die Welt aufgetreten war, und die Reformation setzte sich gegen die freieren weltlichen Elemente, denen sie großentheils ihr Daseyn verdankte, in eine Opposition, welche ganz der des ersten Christenthums gegen das Heidenthum zu vergleichen ist. Die Ascese, die sich unter dem alten Katholicismus vom Leben in einzelne Institute zurückgezogen und jenes in liebenswürdiger Indulgenz um so freier hatte gewähren lassen, breitete unter der neuen Confession ihren finstern Ernst über das ganze Leben aus. Um diesen puritanischen Geist des Protestantismus auf einmal zu bezeichnen, führt der Verfasser, der seine Darstellung durch Einstreuung solcher einzelnen Züge sehr zu beleben weiß, das Gesetz von Massachusets an, das vor noch nicht langer Zeit einem Mann am Sonntag sogar seine eheliche Frau zu küssen verbot. Die herrnhutische Einrichtung, über die Vereinigung der beiden Geschlechter das Loos entscheiden zu lassen, und Aehnliches, das sich dem Muckerthum nähert, beweist, wie dieses selbst, die Unnatur, die von der Sinnlichkeit dadurch frei zu werden sucht, daß sie dieselbe unter Erstickung aller Phantasie als etwas ganz Gleichgültiges zu behandeln sucht. Auf diese Weise ist der Spiritualismus, der über die Errungenschaften der Reformation stärker als je hereinbrach, in seiner äußersten unnatürlichen Zuspitzung stets, im Alterthum und in den ersten christlichen Jahrhunderten, in sein Gegentheil umgeschlagen. „Während also die in ihrer berechtigten Freiheit anerkannte Sinnlichkeit überall durch sich selbst sich zu geistiger Veredlung erhebt, verfällt die unterdrückte nothwendig in häßliche Unnatur. Das Muckerthum ist hievon nur das eclatanteste Beispiel; aus Erscheinungen aber, die aus demselben Princip hervorgehen und zu ganz ähnlicher Unsittlichkeit führen, besteht fast das ganze moderne Leben, welches als Gegengewicht gegen die unmittelbaren sinnlichen Triebe nur eine äußerliche Moral ohne ein inneres geistiges Gesetz der Schönheit und Sittlichkeit kennt." Aber jede Reaktion trägt den Stachel des neuen Fortschritts in sich, und hiedurch hat, wie das Christenthum überhaupt, so auch insbesondere der Protestantismus, indem sein lange in der natürlichen Entwicklung zurückgehaltenes Princip im vorigen Jahrhundert sich endlich durchrang, die Menschheit auf neue Bahnen geführt. Diese Emancipation mit den vor- und rückläufigen Erscheinungen, die sich in ihr darbieten, bildet die Geschichte der neuern Literatur; denn nur der Geist der gebildeten Kreise ist emancipirt, das Leben ist es noch nicht. Es fehlt hier an Raum, dem Verfasser in seinen geistreichen Excursen über die Träger dieser einzelnen Erscheinungen, über Wieland, Goethe, Sterne, Heinse, Hölderlin, Schiller, Rousseau, die Romantiker, Heine, Byron, das junge Deutschland und die neueren Emancipationsbestrebungen, zu folgen; der Leser wird, wenn er das Büchlein zur Hand nimmt, überall in wenigen Strichen einen kräftigen, eigenthümlichen Gedankengang finden.

Die ganze Untersuchung hat den Verfasser zu der Ueberzeugung geleitet, daß die trostlose Verkommenheit unserer Zeit, die er mit starken Farben schildert, nichts weniger als ohne Hoffnung sey. „Das letzte und allgemeinste Ziel der ganzen bisherigen Entwicklung ist ihm die Ineinsbildung des Antiken und Christlichen, des frei natürlichen, schön sinnlichen Daseyns und der innerlich geistigen Gefühlswelt, der beiden Pole also, die nirgends lebendiger zusammentreten als in der Liebe. Wie daher die Liebe von jeher mit allen Hauptmächten des Lebens eng verflochten war, wie sie schon bei ihrem ersten geschichtlichen Auftreten in Asien den ganzen religiösen, politischen und socialen Zustand bedingte, wie jede neue Bildung von der Liebe ihren Ausgang nahm, so werden wir auch jede höhere Richtung, durch welche die Liebe sich über die verworrenen Zustände der Gegenwart hinausschwingt, als die Morgenröthe einer schöneren Zeit zu begrüßen haben. Ihre Aufgabe ist keine andere, als die, welche dem Geist auf allen übrigen Gebieten obliegt: das bisher theoretisch Erkannte nun auch praktisch zu verwirklichen. Die Erkenntniß, welche wir über sie aus der Geschichte gewonnen, besteht darin, daß in ihr die beiden Seiten des

Menschen, der Geist und die Sinnlichkeit, zu der innigsten Durchdringung gelangen sollen, um das Schöne zu verwirklichen und zur natürlichen Basis des ganzen Daseyns zu machen; wir haben die klare Einsicht gewonnen, daß keines der beiden Elemente über das andere einseitig vorherrschen, daß insbesondere die Sinnlichkeit nicht zurückgedrängt werden darf, wenn nicht die ganze harmonische Entwicklung gestört werden soll. Aber die praktische Anwendung dieser Erkenntniß, das eben ist das Ei des Columbus. Das so lange einseitig unterdrückte Recht der Sinnlichkeit ist jezt in seinem ganzen Umfang anerkannt, aber diese Sinnlichkeit ist zugleich aus dem Boden der gesunden Natürlichkeit, dem sie nie entfremdet werden sollte, herausgerissen und zu einem künstlichen Raffinement geworden. Eben so wird die Nothwendigkeit des idealen, geistigen Elements von keiner Seite geleugnet, dasselbe hat aber gleichfalls sein natürliches Wesen aufgegeben und sich in ein abstraktes Genialitätsbewußtseyn verirrt. So schwebt die Zeit zwischen einem ganz gemeinsinnlichen Materialismus und einem hypergeistigen Intellektualismus, die in fruchtlosem Kampfe einander aufreiben, in der unseligen Mitte. Die Elemente der Zukunft sind also da, und zwar in reicherer Fülle als jemals, und wir brauchen nichts für sie als Sonne und Luft, Freiheit und Leben, ein offenes Feld, auf dem sie sich ausbreiten, ihre Einseitigkeiten an einander abarbeiten und sich in einander einleben können. Hiebei wird die Liebe eben so die fördernde wie die geförderte seyn."

„An der früheren Lebensstellung, wie sie sich z. B. in Byron charakterisirt, war das Verfehlte, daß das Individuum von den concreten Verhältnissen sich gern losgetrennt hielt, die Liebe als bloßes Kunstprodukt von illusorischer und willkürlicher Geltung behandelte und eine höhere Existenz nur in der über alle Wirklichkeit sich wegsetzenden Genialität zu finden glaubte. Neuerdings ist es das Gegentheil: die Individualität soll an sich nichts mehr gelten, sondern nur so weit sie sich einer Partei unterordnet und von ihr getragen wird. Beide Abstraktionen liegen oft noch in einem und demselben Individuum, so entgegengesezt sie sind, neben einander. Und diese doppelte Beeinträchtigung der wahrhaft freien und gesunden Individualität ist es, welche vor allen das Zustandekommen eines befriedigenden öffentlichen Lebens hindert, dessen natürliche Basis immer das geschlechtliche Verhältniß, die mit ihren idealen Forderungen in die realen Verhältnisse der Familie sich gemüthlich einlebende Individualität seyn wird."

„Die Frau ist gleichfalls, wie der Mann, in eine unnatürliche Stellung gerathen. Die poetische Darstellung genialer Heldinnen, wie das Beispiel einzelner wirklich hervorragender Frauen, hat dem Geschmack die Richtung gegeben, daß am Weibe nicht mehr Schönheit und Anmuth geschäzt werden, sondern das in leiblicher und geistiger Beziehung Interessante und Pikante, das Abnorme. Auf der andern Seite ist die Bildung, die man dem Mädchen gibt, von der Art, daß keine individuelle Entwicklung dabei möglich ist, nichts als Oberflächlichkeit und uniforme Scheindressur. Sein Eigenstes und Bestes wird dem Mädchen genommen, ohne daß es dafür etwas wirklich Gutes und Stichhaltiges erhielte. Also auch hier dieselbe Abstraktion der Gegensätze, die es zu keiner wirklichen individuellen Lebensentwicklung kommen läßt. Diese beiden, dem Leben gleich entfremdeten Standpunkte, der abstrakte Idealismus und die raffinirte Sinnlichkeit, die bis zur Vernichtung aller Objektivität sich geltend machende Subjektivität und die jede Individualität aufhebende Gleichförmigkeit der praktischen Tendenz, sind also zu überwinden. Läßt sich der Mann aus jener eiteln Genialität herab und auf das wirkliche Leben ein, gibt er sich andererseits den praktischen Tendenzen nicht vollständig hin, sondern sucht er seine, von allen höheren, wissenschaftlichen, philosophischen und poetischen Einflüssen erfüllte Individualität sich zu wahren, und kommt ihm das Weib entgegen, welches allen thörichten Emancipationsgedanken, allen pikanten und interessanten Gelüsten entsagt, dagegen an dem Leben des Mannes nach seinen verschiedenen Seiten, nach der wissenschaftlichen wie nach der politischen, in freier Receptivität sich zu betheiligen bemüht ist, so sehen wir einem allseitig erfüllten, wahrhaft schönen Leben entgegen, in welchem die beiden großen Gegensätze, das Allgemeine und Individuelle, das Classische und das christlich Romantische, oder mit Einem Wort Sinnlichkeit und Geist, zu aufrichtiger Versöhnung gelangen können. Erhalten dazu alle Lebensverhältnisse ihre unentbehrliche äußere materielle Grundlage, werden sie von dem eben so nothwendigen Hauch der selbstbewußten geistigen Bildung getragen, so muß das ganze Leben unter das Gesetz der Schönheit fallen, überall ist das Geistigsinnliche realisirt und Liebe und Schönheit werden ihre höchsten Feste feiern."

Mag man an der Ausführung des Verfassers, die in den engen Rahmen einer Vorlesung zusammengedrängt ist, vermissen, daß sie ihren Stoff nicht in der ganzen Breite, die er verdient, entwickelt, mag man sie hie und da etwas ungleich, an manchen Stellen zu mager finden, mag man über die Auffassung und Erklärung des culturgeschichtlichen Materials, das sich ohnehin mit jedem Tag vermehrt und seine Beleuchtung ändert, in einzelnen Fällen vom Verfasser abweichen, mag man, besonders zu Gunsten seiner Leserinnen, den Wunsch nicht unterdrücken können, daß seine Sprache, obgleich geistreich und edel, sich von den Terminologien der Schule freier erhalten haben möchte, so wird doch jeder, der über den wichtigen Gegenstand des Schriftchens sich zum Nachdenken anregen lassen will, dasselbe mit wachsendem Vergnügen lesen und die darin entwickelten Gedanken in Vielem neu und in allen Hauptpunkten richtig finden. Die Leserin wird sich über einzelne Stellen, welchen der conventionelle Anstand den Blocus erklären kann, durch

den culturhistorischen Zweck und den sittlichen Ernst des Ganzen hinweg gehoben fühlen. Niemand aber wird das Büchlein aus der Hand legen ohne den Wunsch, der Verfasser möchte einem Gegenstand, zu dessen Behandlung er sich ungewöhnlich befähigt zeigt, eine vollständig ausgeführte Bearbeitung widmen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Newyork, Juni.

Amerikamüdigkeit.

Zu den interessantesten Erscheinungen des hiesigen Lebens, als eines Repräsentanten der Unionszustände, muß ohne Zweifel die fortgesezte Rückauswanderung nach Europa gezählt werden, welche im vorigen Jahre bereits sechs Procent der starken Einwanderung betrug, und die in diesem Jahre noch bedeutender zu werden verspricht, wenn der Andrang in diesem Frühjahr zu den aus hiesigem Hafen abgehenden Schiffen, mit den Passagepreisen, maßgebend seyn kann. Während aus Mangel an Auswanderern die Zwischendeckpassage in deutschen Häfen auf zwanzig Goldthaler herabsank, konnten hier Personen, die zurück nach Europa wollten, wegen starken Andrangs kaum für sechsunddreißig Dollars als Zwischendeckpassagiere ankommen. Man hat hier zur Bezeichnung dieser Rückwanderung den Namen „Amerikamüdigkeit" angewendet und die Sache mit der vorhergegangenen „Europamüdigkeit" in Verbindung gebracht. „Diese Europamüdigkeit," heißt es, „ist ein krankhafter Zustand, ein Beweis, nicht bloß daß die gesellschaftlichen Zustände drüben unnatürlich sind, sondern auch, daß die Charaktere und Gemüther darunter erkranken. Denn was ist natürlicher, als die gesellschaftlichen Zustände reformiren zu helfen, anstatt vor ihnen auszureißen? Und wo gibt es für den an die feinsten und reichsten Genüsse gewöhnten Europäer außer Europa noch ein Land, wo er sich gemüthlich fühlen könnte? Oder sollten alle Aufregungen, die eine neue Welt dem übersättigten Zöglinge der alten bieten kann, ihn lange fesseln und unterhalten? Aber diese neue Welt ist in der That so neu nicht. Sie ist ein Abklatsch, ein Abdruck, mitunter auch ein Plagiat der alten. Um die hiesigen Zustände genießbar und den humanen Anforderungen entsprechender zu machen, muß man so viel reformiren als drüben, mehr noch. Die Ueberfeinerung, die drüben naturwüchsig war, ist hüben Carrikatur; die neue Welt hat so wenig Originelles, daß sie gerade die Laster und Auswüchse der alten mit Vorliebe kopirt, und ihr Hauptvorzug vor der lezteren ist, daß sie wenigstens noch nicht Zeit gehabt hat, ihr allen Unsinn und alle Unnatur nachzumachen. So ist denn das traurige Schicksal der Europamüden, daß sie nach längerer Bekanntschaft mit der neuen Welt auch noch „amerikamüde" werden, bloß weil sie nie und nirgends reformiren helfen wollen."

Wenn gleich zuzugestehen ist, daß diese Ansicht auf viele Gebildetere paßt, so kann sie doch nimmermehr für die Mehrzahl gelten. Den meisten der Zurückwandernden liegen die eben angeführten Beweggründe sehr fern; es handelte sich bei ihnen vorher wie zulezt nur von der Verbesserung ihrer materiellen Lage. Die Leute wanderten aus der alten Heimath fort, weil sie in der neuen Welt eine bessere Existenz zu erlangen gedachten, und kehren nun zurück, weil die Erfahrung sie gelehrt, daß sie in Deutschland eben so gut und besser fortgekommen wären, wenn sie sich in gleichem Grade hätten mühen wollen, als es hier geschehen muß, wo überdem auf die Arbeit keine fröhliche Erholung folgt, oder neben derselben hergeht.

Bei einer leider nicht geringen Anzahl deutscher Ausgewanderten, mit und ohne Bildung verschiedener Grade, ist indessen auch der Hang zur Zügellosigkeit ein Element ihrer Amerikamüdigkeit. Sie verachten von der Gesittung gebotene Schranken und bedenken nicht, daß dergleichen überall, zumal bei dichterer Bevölkerung, unerläßlich sind, besonders da, wo gewisse Freiheiten aus gewissen Ursachen festgehalten werden. Zwar steht bei uns ein weites, menschenleeres Landesinnere offen, allein dort tritt einestheils dem an gewisse Rücksichten der Civilisation gewöhnten deutschen Wildfang das amerikanische Rauferwesen barbarisch entgegen, anderntheils macht sich allenthalben die Sitte des numerisch überwiegenden Angloamerikanerthums breit und geltend, was dem Deutschen sehr unbequem wird. Newyork repräsentirt auch in dieser Richtung die Zustände der gesammten Union. Hier gilt es, wie überall, gewisse Zügel zu handhaben. Ein uralter Zaum, das Sabbathgesetz, wie wenig derselbe in theoretischer Beziehung zur constitutionell verbrieften Religionsfreiheit passen mag, ist nichts destoweniger praktisch sehr nothwendig, und ich habe polizeiliche Befehle in Rußland kaum unumwundener

kundgeben sehen, als hier dergleichen im gepriesenen „Lande der Freiheit" erlassen werden. Ohne Anführung von Beispielen werde ich in Deutschland kaum ganz verstanden werden können, deßhalb will ich hier eine neulich vom hiesigen Bürgermeister erlassene Proklamation folgen lassen; sie lautete: „Der Sabbath muß heilig gehalten werden. Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit auf meine frühere Verordnung bezüglich dieses Gegenstandes, und erwarte verdoppelte Wachsamkeit von Ihrer Seite, wie von jedem Mitgliede des Departements. Ordnung, Ruhe und ganz allgemeine Berücksichtigung dieses Tages soll die Bürger von Newyork charakterisiren und von der Polizei, so weit es mit den Gesetzen vereinbar, gefordert werden. Sie werden an diesem Tage in Person jede Straße in Ihrem Distrikte durchpatrouilliren und Ihre Leute an solchen Plätzen aufstellen, wo gewöhnlich Friedensbrüche oder Verletzungen des Sonntagsgesetzes vorkommen, und dabei namentlich das Vorkommen von Trunkenheit und Verkauf von Spirituosen berücksichtigen. Jede solche Uebertretung und Verhaftung werden Sie sofort an dieses Amt berichten ꝛc. — F. Wood, Mayor."

Viele hiesigen Deutschen nennen das mit Unrecht einen „Ukas;" ich meine, dieser Vergleich hinkt über alle Gebühr. Der Sonntag war in Rußland, so weit ich dasselbe kennen gelernt, immer gerade ein Tag, wo die Polizei bei einem Haarbeutel sogar beide Augen zudrückte. Man gönnte dort der tschornoi Narod (schwarzen Nation), dem handarbeitenden Volke, seinen Spaß. Hier in Newyork geht das nicht an, weil die Menschen gar zu häufig betrunken in bestialische Wildheit ausbrechen, während man sich beim Russen in solchem Zustande nur vor liebevollen Umarmungen und dem Accompagnement von Küssen in Acht zu nehmen hat. Weil der Russe in seiner Familie und so weiter das Gehorchen und Selbstbezwingen lernt, kann man ihm an Sonn- und Festtagen durch die Finger sehen; umgekehrt muß dem freien Amerikaner der Daumen auf's Auge gedrückt werden, da sonst niemand seines Lebens und Eigenthums sicher ist.

Das Straffziehen der Polizeizügel hier in Newyork und durch die ganze Union, nebst den nativistischen Maßregeln der herrschenden Angloamerikaner, haben die Bestrebungen deutscher Regierungen gegen die Auswanderung sehr unterstützt. Im März und April dieses Jahres sind an 30,000 Einwanderer weniger als im vorigen Jahre zu derselben Zeit hier angekommen. Namentlich kamen in diesen zwei Monaten vorigen Jahres 13,506 Irländer hier an, dieses Jahr nur 1681. Der Regierungshauptagent für Canada machte dagegen bekannt, daß dort die Einwanderung, „in Folge der Abschreckungen in der Union," sehr zugenommen habe. Dahinter steckt allerdings eine gewisse Freude; allein ich halte es nur für Schadenfreude, keineswegs für eine richtige, humane Würdigung der Einwanderung, weil schon jetzt derselbe Regierungsagent Buchanan keinen Anstand nimmt, die Einführung des hier mißbräuchlichen Eingangszolles auf Einwanderer, gemeinhin Kopfgeld genannt," anzurathen. Ich befürchte, daß die kurzsichtigen Englischen in Canada gegen die Eingewanderten eben so unerträglich unverträglich handeln werden, als es hier geschieht, sobald einmal der Auswanderungsstrom dorthin gelenkt seyn wird. Dann fängt man hier wieder an Sirenenlieder und Loreleimelodien zu singen, wozu schon jetzt Anzeichen vorhanden sind. Eines der gelesensten hiesigen Blätter, die „Newyork Times," bisher eine heftige Gegnerin der „Fremden," sagte kürzlich, da von der Abnahme des Einwandererstroms die Rede war: „Für den Augenblick scheinen wir damit von den vielen Unannehmlichkeiten, die eine starke Einwanderung mit sich bringt, befreit zu seyn, aber das Endergebniß wird beweisen, daß die Vortheile, die wir damit einbüßen, größer waren als die Uebel, denen wir entronnen sind."

Entschuldigen Sie meine Ausführlichkeit über diesen Gegenstand mit der Wichtigkeit desselben und gestatten Sie mir mit einem salto mortale auf eine recht charakteristische Erscheinung unseres sogenannten Erziehungswesens überzugehen. In einem Mädchenerziehungsinstitut des Staates Illinois faßten die jungen Eleven den einstimmigen Beschluß, keinen jungen Herrn heirathen zu wollen, der nicht für das Temperanzgesetz sey, und man versichert, ein Geistlicher, der als Lehrer angestellt ist, habe das allerliebste Complott angezettelt. Da haben wir nun ein Seitenstück zu einem andern Mädcheninstitute, ich habe vergessen wo, dessen Vorstand der besten Schülerin zur Auszeichnung und Belohnung bei einer Prüfung einen jungen Herrn als Ehemann zuführte. Die Institutserziehung für das weibliche Geschlecht zeigt überall viele Gebrechen, weil ihr Vater, Mütter, Geschwister, Familienleben und Hauswirthschaft abgehen; aber was man hier zu Lande durchweg davon zu sehen bekommt, übersteigt denn doch alle Begriffe. Elende, verpfuschte „Schnellfabrikation," das ist gewiß der bezeichnendste Name dafür. Daß daraus tüchtige Frauen und Mütter hervorgehen könnten, erscheint mir rein unmöglich. Wo aber die Mütter einer Nation nichts taugen, da fehlt das Grundelement alles wahren Gedeihens, und so ist es kein Wunder, wenn die „modernen Römer" sich dem unbefangenen Beobachter viel jämmerlicher darstellen, als die alten in den Tagen des Verfalls, ja daß sie sogar von den traurigen Ueberresten der barbarischen Urbewohner tief beschämt werden. Was Cooper z. B. über den Todesmuth der Indianer erzählt, findet noch immer Bestätigung durch einzelne Vorkommnisse. So brachte kürzlich ein in St. Paul am obern Mississippi in Minnesota erscheinendes Blatt nachstehenden Bericht: „Die Chippewas waren auf einer Scalpirexpedition gegen die Dörfer der Sioux am Minnesota. Hier fielen sie in einen Hinterhalt und das erste Zeichen der drohenden Gefahr war eine Gewehrsalve aus dem Dickicht, welche sogleich vier aus ihrer Mitte todt niederstreckte. Einem Fünften Namens War Cloud (Kriegswolke), einem ihrer tapfersten Krieger, zerschmetterte eine Kugel das Bein. Seine Kameraden zögerten ihn zu verlassen, und versuchten ihn wegzutragen,

indeß die Feinde ihre Gewehre wieder luden. Aber er befahl, ihn zu verlassen; er wollte seinen Feinden zeigen, wie ein Chippewa sterben kann. Auf sein Verlangen setzten sie ihn auf einen alten Stamm, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt. Hier fing er an sein Gesicht zu bemalen und den Todesgesang zu singen. Als die Feinde sich näherten, sang er immer lauter und lebhafter, und als mehrere sich um ihn drängten, ihre Scalpirmesser schwingend und ein gellendes Freudengeschrei ausstoßend, zeigte keiner seiner Blicke, keine seiner Bewegungen, daß er auch nur ihre Gegenwart bemerke. Zuletzt ergriffen sie ihn und zogen ihm die Kopfhaut ab. Sie setzten ihn dann wieder an den Baum und begannen Pfeile um seinen Kopf in den Baum zu schießen, indem sie seine Ohren und seinen Hals durchbohrten, ohne einen zum Leben wesentlichen Theil zu berühren. Dennoch behielt der Held denselben unerschütterlichen Gleichmuth und sang seine trotzige Melodie mit Todesverachtung, und auch als ihm einer seinen eigenen Scalp in's Gesicht schlug, veränderte er keine Miene. Zuletzt trat einer mit dem Tomahawk herbei, schwang ihn eine Zeit lang um den Kopf des Gefangenen und begrub ihn dann tief in dessen Schädel. Der Tapfere sank mit dem Todesgesang auf den Lippen." — Die „rothen" Amerikaner haben insgesammt Selbstbeherrschung gelernt in vielen Beziehungen, in denen sie dem Menschen sehr schwer wird, während es bei den „weißen" Amerikanern kaum da recht der Fall ist, wo ihre Gewinnsucht in's Spiel kommt. Jenes sind rohe Barbaren, dieses lackirte. — Jeder einsichtige Culturmensch muß das einsehen und dann zugestehen, daß die Unionsgesellschaft sich tüchtig verfahren und verritten hat, indem sie durch Verherrlichung des materiellen Princips dem Thierischen im Menschen, das sich ohnehin genugsam geltend zu machen weiß, allzu viel Vorschub leistete. Ein nach Bildung des Geistes Strebender darf nur nicht gerade „amerikaverliebt" seyn und die „Amerikamüdigkeit" stellt sich sehr bald ein. Mit der „Europamüdigkeit" ist es doch ein ganz ander Ding.

Unter einer unserer sogenannten religiösen Sekten, die wie Pilze aus der Erde schießen, Milleriten geheißen, ist wieder einmal der Weltuntergangsgedanke lebendig und das Ereigniß auf den 19. Mai anno Domini 1855 auspunktirt worden, welcher besagter Tag aber glücklich ohne Weltschiffbruch vorübergegangen ist, wie Ihnen dieses mein Schreiben bekunden wird. Ich bin über diese »failure,« wie man den Verstandesbankerott nennt, just nicht ungehalten, obschon mir des süßen Sängers Ovid trübselige Briefe ex Ponto wirklich erst in der hiesigen Musterrepublik mit tagtäglichem Mord und Todtschlag, neben allerlei sonstigen Barbareien, recht begreiflich geworden sind.

Heut zum Schlusse noch die Notiz über einen vorsündfluthlichen, amerikanischen Humbug. Das Skelett eines ungeheuren Thiers, welches ein Dr. Koch auch in Deutschland, als in Alabama aufgefunden, gezeigt hat, fiel bei einer neulichen Ausstellung zu St. Louis in Stücke und zeigte sich als künstlich aus einer Art Gyps oder Mörtel fabricirt.

E. P.

London, Juni.

Der Houndsditschmarkt und die Nätherinnen.

S Houndsditsch ist eine lange, ziemlich breite Straße am äußersten Ende der City, mit kleineren engeren Straßen, die auf beiden Seiten in dieselbe einmünden. Sonntags in den Morgenstunden zwischen neun und ein Uhr bietet diese Straße einen gar sonderbaren Anblick dar. Tausende von Menschen, tausende von Verkäufern sehen wir hier im Auf- und Abgehen, oder stehenden Fußes mit einer Hast feil bieten, die dem Ankäufer nicht geringe Vortheile verschaffen muß. Alle beweglichen Güter, die nicht mehr als zwei Arme erfordern, um von einer Stelle zur andern geschafft zu werden, und unter denselben vorzugsweise solche, die, wie Kleider, um einen einzigen Arm geschlungen werden können, am liebsten aber solche, die, wie Schnupftücher, Seide, Gold- und Silberwaaren, statt des Arms bloß der Hand bedürfen, um von dem jetzigen Besitzer festgehalten oder einem neuen Besitzer eingehändigt zu werden, mit Einem Wort alles, womit sich ein leichter, einfacher Handel von Hand zu Hand treiben läßt, wird hier zum Verkauf angeboten. Und dieser Verkehr findet am Sonntag statt, wenn der eigentliche legitime Handel in der City aufgehört hat und alle Läden geschlossen sind, zu einer Zeit, wo der Epicier, der sechs Tage hindurch Zucker mit Sand und Kaffee mit Cichorien vermischt hat, dem Allmächtigen seine Danksagungen darbringt, daß er sein Geschäft gesegnet und ihn nicht hat werden lassen wie einen von Houndsditschfair, der in den Stunden der Andacht einen gottlosen Handel treibt. Kein Wunder daher, daß der Epicier seine Anstrengungen mit denen der sogenannten Sabbatarian's vereinigt, um dem Handel am Sonntag, der den Religionsfreunden eine Sünde und den Handelsfreunden eine Beeinträchtigung ihrer eigenen Interessen

ist, ein Ende zu machen. Ein Parlamentsglied und eifriger Sabbatarian, der bei seinem Besuch, den er an einem Sonntag dem Houndsditschmarkte abstattete, zu seiner eigenen Sicherheit für gut befunden hat, sich von einem Constabler begleiten zu lassen, drückte öffentlich im Hause der Gemeinen sein Bedauern aus, daß John Russell ihn nicht auf dieser seiner Entdeckungsreise begleitet habe, wie es einem Manne, der die City von London im Parlament repräsentirt, zugestanden hätte; der edle Lord hätte durch diese Entdeckungsreise weit mehr Gutes stiften können, als durch seine Gesandtschaftsreise nach Wien. — Der Houndsditschmarkt ist in verschiedene Departements abgetheilt, von denen das, wo die seidenen Schnupftücher verhandelt werden, pickpockts exchange (Taschendiebbörse) genannt wird. Die Masse von feinen, kostbaren Schnupftüchern, die hier entweder gegen Geld oder gegen andere Waaren ohne langes Hin- und Herhandeln in der kürzesten Zeit losgeschlagen werden, übertrifft alle Vorstellung. Dabei contrastirt das Gesicht und der Anzug des Verkäufers auf so seltsame Weise mit der Waare, die er feil bietet, daß man allerdings gerechte Ursache hat, Zweifel zu hegen über die Art und Weise, wie er zur Waare, oder die Waare zu ihm gekommen. Was die Käufer hier in so großer Anzahl herbei zieht, ist der wohlfeile Preis und die Sicherheit, im Werthe der Waare nicht betrogen zu werden. Nur muß jeder sich in Acht nehmen, daß ihm die Waare nach vollzogenem Kaufe nicht wieder entwendet wird, noch ehe er den Markt verlassen hat. Jeden Sonntag findet man nicht weniger als 20,000 Personen auf diesem Markt beisammen. Man muß gestehen, daß wenn man einen Augenblick die verdächtige Quelle, aus der die meisten der hier feilgebotenen Gegenstände fließen, aus dem Auge läßt, hier alles mit dem größten Anstand vor sich geht, obgleich der Umsatz ein ganz außerordentlicher ist. Dieser Markt ist so innig mit den Sitten und Gewohnheiten der Londoner verflochten, daß der Polizeinspektor Magne in seinem Gutachten erklärte, die Unterdrückung dieses Marktes wäre mit den größten Uebelständen verbunden, und man könne nichts Besseres thun, als dem Handel, wie er sich am Sonntag hier gestaltet, freien Lauf zu lassen.

An demselben Tag, wo das Haus der Gemeinen seine Aufmerksamkeit der Houndsditschmesse und den Dieben zuwandte, beschäftigte sich das Haus der Lords mit den Nätherinnen. Man weiß, daß bereits vor anderthalb Jahren, als zum erstenmal das elende Loos dieser hülflosesten aller Geschöpfe in seiner ganzen Ausdehnung zur Kenntniß der englischen Damen kam, diese in einer philanthropischen Wallung sogleich ein Comité bildeten, das sich zur Aufgabe stellte, die Lage der unglücklichen Needlewomen zu verbessern. Sey es, daß diese philanthropische Aufregung durch die Kriegsaufregung sich abgekühlt, oder daß die Philanthropie im Allgemeinen sich als unzureichend herausgestellt hat, um die Unglücklichen gegen die Ausbeutung der Fabrikanten und Kaufleute zu schützen, Lord Shaftesbury erklärte vor den versammelten Lords, die Lage der Frauen von der Nadel sey schlimmer als je, und es erscheine als Pflicht der Gesetzgebung, einer in aller Stille duldenden und in größerer Stille dahin sterbenden Classe von mehr als 20,000 Frauen in London allein Schutz angedeihen zu lassen. Jeden Tag achtzehn bis zwanzig Stunden Arbeit; kaum daß man ihnen eine Viertelstunde für ihr Mahl gönnt, das sie stehenden Fußes einnehmen. „Was die englischen Weiber in den Nähstuben erdulden, ist schlimmer, als was die Soldaten in den Laufgräben vor Sebastopol erduldet haben; kein Thier kann so viele Arbeit aushalten.“ Dieses wurde öffentlich von der Rednerbühne erklärt, und dabei mußte wieder von der andern Seite zugestanden werden, daß es unmöglich sey, in die sogenannte Freiheit der Arbeit einzugreifen, ohne sogleich in Collision mit den Rechten der Fabrikanten und Arbeitgeber zu gerathen. Es ist offenbar, daß die armen Needlewomen das nothwendige Opfer der Arbeitsfreiheit sind, gerade wie die Diebe in Houndsditsch von der Handelsfreiheit in England ihren Vortheil ziehen. Es ist merkwürdig, daß die Engländer keinen Schritt vorwärts machen können, ohne beständig auf diesen Widerspruch zu stoßen. Dieselbe Bewandtniß hat es mit der Verwaltungsreform, nach welcher alle Welt schreit. Die geringste Reform ist mit der Verletzung von bestehenden Interessen verbunden. Jeder gesteht gerne zu, daß die Reform für andere, deren Interessen ihm fremd sind, ganz nothwendig sey, aber sobald diese Reform sich an seinen eigenen Interessen vergreift, protestirt er sogleich gegen eine solche Ungerechtigkeit. Kein Wunder daher, daß jeder die Verwaltungsreform auf seine eigene Weise versteht und daß eben so viele Reformplane vorliegen, als es Zweige in den verschiedenen Verwaltungen und Aemter in den verschiedenen Verwaltungszweigen gibt.

* * *

Eine Volksversammlung in London.

☞ Vorigen Samstag fand in Hydepark eine Demonstration statt, die einen tiefen Blick in die englischen Zustände thun läßt, und namentlich auf das Verhältniß der Massen zu der Aristokratie ein grelles Licht wirft.

Die Veranlassung wurde durch die berüchtigte Bill des Lord Grosvenor dargeboten, die bekanntlich zum Zweck hat, den „Sonntagshandel“ zu unterdrücken, und die, zum Gesetz erhoben, den niedern Klassen die größten Entbehrungen auferlegen würde, abgesehen davon, daß sie den Ruin einiger tausend armer Leute herbeiführen mußte, die hauptsächlich vom Sonntagshandel leben. Das Parlament zeigte sich dem Vorschlag geneigt, und das Volk sah ein, daß es an der Zeit sey, etwas „Druck von außen“ (pressure from without) anzuwenden. In den letzten Tagen der vergangenen Woche waren die Straßenecken mit Plakaten folgenden Inhalts bedeckt: „Die neue

Sonntagsbill, welche „dem armen Manne“ verbietet, sich Zeitungen zu halten, sich rasiren zu lassen, zu rauchen, zu essen, zu trinken und sich zu vergnügen. Die Arbeiter, Tagelöhner und überhaupt die „niedern Stände“ sind zu einer Volksversammlung unter freiem Himmel eingeladen, die nächsten Sonntag in Hydepark abgehalten werden soll, um zu sehen, wie gewissenhaft die Aristokratie den Sabbath hält und wie sorglich sie darauf bedacht ist, ihren Bedienten und ihrem Vieh an diesem Tag Ruhe zu gönnen. — Der Meeting beginnt um drei Uhr. Platz, die rechte Seite der Serpentine (der künstliche Fluß in Hydepark). Kommt und bringt eure Weiber und Kinder mit, damit sie aus dem Beispiel ihrer „natürlichen Vorgesetzten“ Vortheil ziehen können.“

Obgleich die Engländer sonst bei Meetings nicht sehr pünktlich sind, war schon vor drei Uhr ein Haufen von etwa 10,000 Köpfen um eine der prächtigen Ulmen bei Rottenrow — der Straße, wo die Aristokratie ihren Corso hält — versammelt. Gegen halb vier Uhr ertönte endlich der Ruf: „Sie sind da! sie sind da!“ und die Masse, die unterdessen auf 50 bis 60,000 angewachsen war, rannte plötzlich nach einem seitwärts stehenden Baum, unter dem die ersehnten Redner sich befinden sollten. Man hatte sich nicht getäuscht; die Verhandlungen fingen sofort an. Ein ziemlich bekannter Chartist bestieg eine alte gichtbrüchige Bank und ergriff das Wort. Die Menge hörte in athemlosem Schweigen zu; er zerlegte die Bill Grosvenors und setzte die nachtheiligen Wirkungen aus einander, welche sie für das Volk haben würde. Kaum hatte er eine Viertelstunde gesprochen, so drängten sich ein paar Dutzend Constabler zu ihm durch, umringten ihn und verboten ihm, fortzufahren. Um die Gründe befragt, erklärte der Polizeikommissär, der Meeting sey ungesetzlich, denn der Park gehöre der Königin, nicht dem Volke. Diese Erklärung rief einen Sturm des Unwillens hervor. Die Parks sind stets als öffentliches Eigenthum betrachtet worden und die Regierung hat es bisher nie gewagt, dem Volke den ungestörten Genuß derselben zu bestreiten. Der Unwille der Masse war unbeschreiblich. »Shame! Shame! Wir sind auf unserem eigenen Grund und Boden! Wir haben das Recht, hier eine Versammlung zu halten!“ Der Redner wollte dem Verbot zum Trotz fortfahren, aber der Kommissär drohte ihm mit Verhaftung. Das war Oel in's Feuer gegossen. „Schlagt sie zu Boden! Nieder mit den Bob's (Abkürzung für Robert; die Constabler heißen so von ihrem „Erfinder“ Sir Robert Peel). Nieder mit den Gänsedieben!“ (Vor einigen Monaten stand ein Constabler vor Gericht, der überwiesen wurde, ein paar Gänse gestohlen zu haben. Seine Thaten sind in einem populären Liede verherrlicht). Zum Glück benahmen sich die Constabler mit bewundernswürdiger Mäßigung. Sie ließen sich durch die Püffe, welche sie von allen Seiten erhielten, nicht aus der Fassung bringen, und so gelang es ihnen auch allmählig, das heranziehende Ungewitter zu beschwören. Der Meeting war nun faktisch zu Ende.

Hie und da versuchte allerdings ein Gegner der Sonntagsbill einen Speech vom Stapel zu lassen, aber sämmtliche Versuche dieser Art wurden von der Polizei rasch unterdrückt. Die Leute wogten rathlos hin und her. Ich war gerade im Begriff, mich auf den Rückweg zu begeben, als ich plötzlich eine Stentorstimme brüllen hörte: „Nach Rottenrow! Sehen wir, wie die Aristokratie den Sabbath feiert!“ Der Ruf zündete wie ein elektrischer Funke. Die ungeheure Volksmasse, die jetzt über 100,000 Köpfe betragen mochte, stürzte jubelnd nach der angedeuteten Straße und postirte sich auf beiden Seiten derselben. Das prächtige Wetter hatte die haute volée herausgelockt. Hunderte von reichen Kutschen, untermischt mit Reitern auf herrlichen Pferden, fuhren und ritten hin und her. Anfangs wußte die Menge nicht recht, wie sie sich verhalten sollte. Die Unentschlossenheit dauerte aber nicht lange. Ein Arbeiter brach das halb verlegene Schweigen. Er wandte sich an einen vorüberreitenden Gentleman: „Warum sind Sie nicht in der Kirche? Gehen Sie in die Kirche!“ Das Stichwort war gefunden, und wie eine Lawine wälzte sich der Ruf: »Go to church!« fort, stärker und stärker. Männer, Weiber und Kinder stimmten ein, Drohungen mengten sich bei. Wäre es nicht in London gewesen, man hätte sich am Vorabend einer Revolution geglaubt. Die Aristokratie begriff das Bedenkliche der Demonstrationen, und die meisten hatten den Takt, ihre Promenade aufzugeben. Nur wenige versuchten dem aufgeregten Volk Trotz zu bieten. Sie setzten ihre Spazierfahrt fort, ohne Zweifel in der Hoffnung, das Publikum werde das Schreien, nebst dem obligaten Zischen, Grunzen und Pfeifen nicht lange aushalten. Vergebliche Hoffnung! Das Volk hatte den größten Theil seiner Gegner aus dem Felde geschlagen, es war nicht in der Stimmung, sich mit einem halben Triumph zu begnügen. Sobald eine Kutsche erschien, wurde sie mit wildem Lärm empfangen. Das Getöse war so groß, daß mehrere Pferde durchgingen und sich verschiedene Unfälle ereigneten. Ein Reiter wollte sich in eine Diskussion einlassen. »Go to church! go to church!« Sein Roß ward wild, und warf ihn zum Ergötzen der Umstehenden in den Sand. Gegen fünf Uhr langten ein paar hundert Constabler an, aber sie wagten nicht einzuschreiten. Ungefähr eine Stunde später verschwanden die letzten Staatskarossen. Das Volk zerstreute sich erst, als die Dämmerung einbrach.

Auf nächsten Sonntag ist eine ähnliche Demonstration angesetzt. Wenn das Unterhaus sich bis dahin nicht entschließt, die fatale Sonntagsbill zu „burken,“ so dürfte es leicht zu Gewaltthätigkeiten kommen. Die „unteren Klassen“ befinden sich in einem sehr gefährlichen Zustande der Aufregung.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 28. 8. Juli 1855.

> Ich besaß es doch einmal,
> Was so köstlich ist!
> Daß man doch zu seiner Qual
> Nimmer es vergißt!
>
> Goethe.

Ich habe auch einmal einen Menschen lieb gehabt.

Eine Geschichte.

„Ich weiß nicht, was es mit dir ist, Kind,“ sagte die Alte; „du bist mir so ganz anders, und gar nicht gut mehr, gar nicht das lustige, brave Mädchen, wie sonst. Was ist in dich gefahren, daß du den Kopf hängen läßst und so jammervoll darein siehst, wie die Katze beim Regenwetter?“ Und sie legte die Hand freundlich auf den dunkeln Kopf des jungen Mädchens, das vor ihr auf einem Schemel saß, die Hände auf dem Schooß gefaltet und das Haupt an das Knie der alten Frau gelehnt. „Nun, Marie, was ist's? Dein Kopf ist heiß, Kind, und du zitterst.“

Marie hob den Kopf nicht auf, sie bewegte die Hände nicht, sie regte sich nicht, nicht einmal die Augen, deren lange Wimpern so tief gesenkt waren, daß man nicht bemerken konnte, ob die Lider darunter nicht so fest geschlossen waren, daß kein Blick heraus konnte. Aber aus den Lippen kam die Stimme, und sie war leise und gepreßt, und die Worte waren nur: „Du weißt es ja, Großmutter!“ Die wenigen Laute kamen aus einem tief gedrückten Innern, aus einem trüben kleinen Kopf. Der Mensch dünkt sich so ein Kunstwerk zu seyn, so sich in seiner Gewalt zu haben, wie ein richtiges gutes Schloß, das man kinderleicht auf- und zuschließt. Und doch ist nichts so unverschließbar wie ein Menschenherz; die Mienen künden von ihm und in den Worten zittern seine Schläge.

„Ja, ich weiß,“ sprach die alte Frau und beugte sich zu der Enkelin und sah ihr in's Gesicht, denn der Ton der Antwort gefiel ihr nicht. Aber es war schon tiefe Dämmerung im kleinen reinlichen Zimmer, da zu dem hereinbrechenden Abend auch noch der alte Baum schattete, der dicht belaubt draußen im Hofe und nahe am Fenster stand. So richtete sie sich wieder auf, ohne was bemerken zu können, und schüttelte leise vor sich hin den Kopf. „Du nimmst dir's gar zu sehr zu Herzen, meine Tochter,“ sagte sie wieder nach einer Pause, mit ziemlich ernster Stimme. „Du grübelst und denkst da nun den ganzen Tag und noch gar die halbe Nacht herum, und malst es dir pechrabenschwarz aus, und hast nicht Ruh, nicht Rast. Das ist nichts, dabei geht dir Leib und Seele zu Grunde. Du gefällst mir gar nicht, Kind. Wer wollte so verzagt seyn und doch wieder so hochmüthig? Denn das bist du.“

„Hochmüthig, Großmutter, ich?“ Sie hatte den

Kopf aufgerichtet zu der Alten, die in ihrem tiefen Lehnstuhl weit zurück saß. Draußen auf dem Hof ging ein Knecht vorüber mit einer hell brennenden Laterne, und ein scharfer Strahl derselben fiel gerade in's Zimmer und auf Mariens Gesicht und spiegelte sich dort in einer großen Thräne, die sich zwischen den gesenkten Wimpern hervor drängte. „Hochmüthig, ich?" wiederholte sie leise. „Ach Gott!"

„Ja, und gottlos noch obendrein," versezte die Alte, indem sie aber dabei wieder die Hand auf des Mädchens Kopf legte. „Ich will dich nicht schelten, du armes Kind, die Menschen sind ja fast alle nicht anders, und du bist so jung. Aber es ist so; ich will dir das erklären. Sieh, da hast du dein Herz an den Burschen gehängt, der mir nie und niemals gefallen, und als er wegging in die Fremde, hast du ihm das Herz nachgeschickt oder auch mitgegeben. Und nun, da er es dir zurück schickt, weil ihm ein anderes besser convenirt, nun ist das ein Elend zum Sterben, und du denkst, kein Mensch als du habe so was Grausames erlebt. Ist das nicht der pure, sündige, unchristliche Hochmuth? Es haben noch andere Leute ganz was anderes ertragen, und dir ward nichts Apartes. Und ist das recht, daß du nun so verzweifelst und thust, als ob alles aus und zu Ende sey, in deinen Jahren, wo das Leben knapp erst angefangen? Ist das nicht gottlos? Wer wollt' an unseres Herrgotts Hülfe gleich so verzagen?"

„Ich nehm's ja demüthig, wie der Herrgott es will!" sprach die Kleine traurig. Aber die Alte sagte: „Das ist nun auch wieder nicht recht. Was will der Herrgott? Daß du den Kopf einziehen und die Ohren hängen lassen sollst? daß du ein bischen jammerst, aber sonst alles über dich kommen läßst, ohne dich zu wehren? Was der Herrgott will, ist schwer zu sagen; aber er schickt uns die Trübsal und Noth sicher nicht, daß wir uns davor wie die Schafe ducken und jammervoll zu Grunde gehen. Nein, er will uns damit prüfen, ob wir rechte Menschen sind und Courage haben und uns wehren für unser Glück und thun was unsere Schuldigkeit ist. So will er's, und dann hilft er auch wieder. Das Glück liebt die Feigherzigen nicht, die ihr Herz immer in den Taschen haben."

„Großmutter, ich habe ihn so übermenschlich lieb gehabt!" — „Thut dir das leid, Kind?" fragte die alte Frau ernst. — „Nein, Großmutter, aber es thut nun so ganz schrecklich weh, daß das alles für nichts gewesen!" — „Für nichts? Bist du selbst nichts, Kind?" sprach sie eben so ernst. „Mich dünkt, du solltest dich gerad freuen darob, daß du so ein ehrlich und wacker Herz hast. Was der Mensch will und thut, muß was Ganzes und Tüchtiges seyn, dann mag's vor der Welt immer unterliegen. In unseres Herrgotts Augen besteht es zu Recht und wird den Menschen zu gut gerechnet von ihm, und vor des Menschen eigenem Gewissen besteht's auch zu Recht, und damit holt er sich doch daraus seinen Frieden." Das Mädchen war still und regte sich anscheinend nicht; aber die Hand der Großmutter, die noch immer fest und ruhig auf dem dunkeln Köpfchen lag, spürte es wohl, wie es in dem armen Wesen nicht so still war. Denn ein unendlich leises, aber unaufhörliches Zittern ging durch die ganze Gestalt, und manchmal zuckte sie auch heftiger, wie fiebernd zusammen.

„Sieh, Marie, es ist mir lieb, daß wir 'nmal darauf gekommen sind," sprach die alte Frau nach einer langen Pause. „Ich hab's dir schon lange einmal sagen wollen, denn es that dir noth, daß du einmal aufgeschüttelt wurdest. Das Grübeln und das Quälen in Gedanken thut kein gut. Das ist was Ungesundes und muß heraus. Was zum Kukuk!" fuhr sie fort und band sich die Bänder an der saubern weißen Haube fester; „du bist knapp zwanzig Jahre alt und schmuck und ein wackeres Mädchen — denn das kann ich vor Gott und Welt verantworten; — mit dir ist's noch lange nicht Matthäi am Lezten; die guten Tage kommen für dich erst."

Marie hatte den Kopf erhoben und die Alte angesehen. Jezt stand sie auf, und indem sie mit beiden Händen ihre Haare glatt strich, sagte sie mit nicht gar so trübem Ton: „Ja, das Grübeln und Denken ist das aller — allerschlimmste. Wenn ich so mit dir einmal reden kann, da wird's gleich besser." — „Ja, so ist's, aber warum? Die dummen Menschen meinen, nur das Herausreden sey's, und das ist gelogen. Sie mögen's auch nicht besser verstehen. Nein, ich denke mir so: wenn so was Dummes oder Schweres immer nur in dem Einen Kopf bleibt, da kann's nicht ausbleiben, daß es konfus wird und auf unrichtige Wege kommt. Aber wenn's heraus gelangt an den Tag, da kann das Unrichtige nicht bestehen, da wird es wieder zurecht gerückt von dem Freund — heißt das, wenn der selbst vernünftig ist und anschauende Augen hat. Siehst du, und die habe ich Gott sey Dank all mein Lebtage gehabt, und darum kann ich dir die Wahrheit sagen."

„Aber hart redest du, Großmutter," sprach das Mädchen mit einem Klange von leisem Schmerz. „Streicheln thust du deine Marie nicht." — „Das ist auch ganz und gar nicht nöthig, Kind. Wer gesund ist, dem hilft, wenn er 'nmal krank ward, eine ordentliche Mixtur, die nicht spaßt. Mit den vielen süßen Tränklein ist's nicht gebessert und währt viel länger."

Das Fenster der kleinen Stube, in dem dieses Gespräch geführt wurde, ging, wie gesagt, gegen den Hof zu, der nicht gering war. Der Hausbesitzer war ein reicher Fuhrherr, und rings um den weiten Raum des Hofes zogen sich die Stallungen und Remisen, wo ein stetes Kommen und Gehen herrschte, Wagen herausgezogen oder hineingeschoben und Pferde vorbeigeführt wurden. Gegen Abend wurden daher in diesem Raum stets einige Laternen brennend erhalten; und eine solche, die nicht fern vom Fenster am nächsten Gebäude ihre Stelle hatte, warf ihr Licht in einem gedämpften zitternden Strahl in das kleine Zimmer und erfüllte es mit einer nicht unangenehmen, heimlichen Dämmerung. Der alten Bewohnerin mochte das auch gefallen, denn als die Enkelin jetzt nach einer langen Pause vom wiedereingenommenen Sitz aufstand und hinausgehen wollte, sprach die Großmutter: „Laß die Lampe noch draußen, Kind; es ist hier ganz gut so. Zu arbeiten brauchst du nicht mehr; setz' dich wieder her und horch zu, ich will dir was erzählen, was ich noch keiner Menschenseele gesagt. Wozu sollt' ich auch? Was geht die alte Apfelfrau am Rockenberger Thor die Menschen an? Wer fragt nach der? Du aber kannst draus lernen."

Sie hatte sich tief zurückgelehnt, so daß man nur aus dem hellen Schimmer ihrer Haube die Stelle des tief gesenkten Antlitzes ahnen konnte, und dazu hatte sie die Hände in dem Schooß gefaltet. Als Marie sich aber gehorsam wieder zu ihren Füßen auf das Schemelchen gesetzt, da hob sie das Gesicht auf, daß das Licht sich schnell wie ein Blitz in den alten Augen spiegelte, und dann legte sie die Rechte wieder auf des Mädchens Kopf und fing ohne ein weiteres Wort ihre Geschichte an.

Ich will es dir nur sagen, ich habe auch einmal einen Menschen lieb gehabt, sprach sie, und ein schwermüthiger, zitternder Klang bebte durch ihre tiefe, sonst so feste und ruhige Stimme. — Selbst deine Mutter hat es niemals erfahren, obgleich sie von je mein liebstes Kind gewesen und ich sonst alles und alles mit ihr beredet. Aber an die Gräber soll man nur an ganz absonderlichen Tagen gehen; die Todten wollen auch ihre Ruhe haben. Und mir ist, als sey das alles, alles todt und begraben und versunken, so unmenschlich lange ist es her. Das kannst du dir auch wohl selbst denken; denn da ich so alt war wie du, weißt du, da heirathete ich schon meinen ersten seligen Mann, und da war bereits Jahr und Tag vorbei, seit das gewesen, was ich meine.

Ich war dazumal natürlich noch bei meiner lieben Mutter, die eine kreuzbrave Frau war, auch noch jung, obgleich schon Wittfrau; der Herrgott scheint das so bei den Weibsleuten unseres Namens für's Beste zu halten. Nun, die Mutter war auch schon Apfelfrau und saß mit ihrem Kram aus, aber nicht unter'm Thor, das litten damals die Herren von der Stadt noch nicht, sondern an der Ecke der Schmiedergasse, wo zu jener Zeit ein Haus mit einem weiten Erker stand, unter dem man so ziemlichen Schutz hatte. Nahe dabei wohnten wir auch, in dem alten Convent, wie das Gebäude zu jener Zeit hieß. Das war ein großmächtiger Bau; er ging herum von der Rosenstraße über die ganze Steinhauerstraße und tief hinein in die Papenklemme. Die neuen Häuser dort und das große neue Packhaus sind alle draus entstanden. Nur das Stück in der Papenklemme steht noch, und da gerade auf der Ecke, wenn du in den alten Thorweg hineinguckst, rechter Hand, war die Thür zu unsern kleinen Zimmern, und da wohnten wir, die Mutter, meine beiden Brüder, die du ja auch noch gekannt hast, die dazumal aber noch ein paar ganz kleine Jungen waren, und ich.

Ich war ein frisches, munteres Ding, dem es gar nicht gefiel, daß es so wenig zu thun hatte und so viel still sitzen mußte; am liebsten wär' ich den ganzen Tag draußen gewesen und hätte herum gewirthschaftet; es war ein Junge an mir verdorben, so wild und beweglich war ich. Statt dessen mußt' ich aber den ausgeschlagenen Tag zu Haus bleiben, zuerst der Nachbarin an die Hand gehen, die in Abwesenheit der Mutter nach uns Kindern und der Küche sah, dann von meinem zwölften Jahr an das alles allein besorgen. Es ging auch; die Mutter kochte Abends oder Morgens zeitig unser Essen, so daß ich es Mittags bloß warm zu machen und ihr durch einen von den Jungen nachzuschicken hatte. Vorher hatte ich unsere Betten zu machen und die beiden Stuben zu kehren, so wie das Geschirr zu reinigen. Das war nichts Großes, kannst du dir denken, und dann hatt' ich nichts anderes zu thun, als ein bischen zu nähen oder zu stricken — spinnen lernte ich damals erst — und auf die beiden Buben zu passen, daß sie nicht gar zu viel unnützes Zeug trieben. Sonntags und an den Festtagen, wo die Mutter nicht aussitzen konnte, ging ich mit ihr in die Kirche und nachher und noch an einem Wochentage in die Christenlehre; aber das hörte auch auf, als ich mit vierzehn Jahren eingesegnet wurde. Und so lebt' ich denn still hin von einem Tag zum andern. Da passirte nichts, da war ich meist allein, meines Gleichen waren im Convent nicht viel und die standen mir auch nicht einmal alle an; hinaus kam ich nur selten Abends einmal und nur auf kurze Zeit zu irgend einer, die ich noch von der Christenlehre her kannte. Das war

ein über die Maßen stilles Leben, und gut war das gar nicht, denn so was bringt nur zu dummen Gedanken und Narrheiten, und daß ich davon frei blieb, mag wohl eine besondere Gnade von Gott gewesen seyn.

Auf allerhand Gedanken bin ich denn auch gekommen und auf allerlei Anschläge, wie ich mir die Langeweile vertreiben könnte. Ich bat die Mutter, sie solle mich auch aussitzen lassen mit dem Kram, und da sie das nicht wollte, wie's ja natürlicherweise auch nicht anging, bin ich wieder auf andere Dinge gerathen, aber nicht auf üble. Und zuletzt fand ich denn auch das Richtige. Wenn ich bei uns drunten mit den Zimmern und den Buben fertig war, ging ich in dem großen Bau Trepp auf und ab und kreuz und quer und half, wo ich konnte, und wo ich was zu thun fand. Und es war auch genug da; es wohnten viele arme und gebrechliche Leute im Hause, die schon eine Handreichung brauchen konnten. Und ganz oben, zwei lange Stiegen über uns, wohnte in einem kleinen Stübchen ein armes, altes Weibsbild, hieß Frau Leonhard, ihr Mann war 'nmal Thorschreiber gewesen und bei einem Brande übergefahren worden, und ihr hatte man, weil's ihr so bitterlich arm ging, da das freie Logis gegeben und alljährlich drei Gnadenthaler dazu. Nun, du kannst dir denken, daß sie davon auch nichts auf Zinsen legte. Und da das alte Wesen nun noch gichtbrüchig ward und mit den lahmen Beinen nicht mehr kriechen und mit den krummen Fingern nicht mehr spinnen konnte, so mußte doch eine Menschenseele nach ihr sehen, daß sie nicht geradezu Hungers starb oder im Schmutz verkam. Und da hatte ich denn mein Wesen.

Du mußt dir nun aber auch wieder nicht denken, daß in dem alten Bau lauter so arme Menschen wohnten. Das war nur oben in den kleinen Löchern, welche die Armenpflege vergab. Unten war alles vermiethet, wie auch unsere Stuben, und da wohnten ganz ordentliche Leute, bei denen es gar reputirlich aussah und herging. So war es auch mit einem alten Goldschmied Maudel, der die Zimmer gerade über uns hatte. Das war ein sehr braver Mann und reich, sag' ich dir. Warum der da eingezogen, weiß ich nicht; er hätt's für sein Geld überall eben so gut, wo nicht besser haben können. Er wohnte da aber ganz allein mit seiner alten Haushälterin; seine Frau war lange todt und Kinder hatte er nie gehabt. Bei dem durfte ich aus und ein gehen und der alten dicken Hanne helfen. Er mochte uns Kinder alle und hat uns mehr als einen Groschen heimlich in die Taschen gesteckt.

Nun, ich weiß nicht, was es war, kam's ihm nur so in den Kopf von wegen seiner großen Einsamkeit, oder wollte er die Hanne ärgern, oder war's so ein dummer Einfall, kurz, mit einem male hieß es, er habe in die große blaue Stube einen Miethsmann eingenommen, einen jungen Herrn, der hier an der Akademie auf den Oberförster studirte, und die Menschen sagten, er sey Baron oder gar Graf. Nun, mich ging das nichts an, denn von der Zeit, daß er einzog, kam ich nicht mehr hinauf; die Mutter hatt' es mir streng verboten.

So ging denn Woche auf Woche hin, wo ich ihn nicht einmal sah, war auch nicht gerade allzu neugierig, denn ich muß dir das sagen, meine Tochter, ich war schon über sechzehn Jahre alt, aber nach den Mannsleuten sah ich noch gar nicht und machte mir auch keine Gedanken über sie, weder über einen, noch über alle. Ich dachte nicht an so was, wie das Heirathen. Und also, um wieder auf's andere zu kommen, von dem Herrn Grafen sah ich nichts, als hin und wieder seinen Hund, ein schönes großes Thier mit so klugen Augen und weiß und braun geflecktem, weichem, langem Haar. Der und ich wurden bald gut Freund mit einander, und als ich ihn erst ein paarmal gestreichelt, da kam er sogar hie und da einmal in unsere Stube, setzte sich neben mir und legte seinen Kopf auf meinen Schooß und sah mich an. Sieh, Kind, da hab' ich mir oft schwere Gedanken gemacht, was so eine arme Kreatur doch übel daran ist, daß Gott ihr die Sprache versagt. Denn sie möchte so gern sprechen, es ist so gar was Bewegliches in den Augen, als ob sie so schrecklich viel auf dem Herzen hätte.

Hören that ich nun aber desto mehr von dem Herrn Grafen, denn das war er und hieß Graf von Hüne. Nicht aber, als ob er viel Lärm gemacht, getobt und getollt, allein oder mit seiner Kameradschaft; nein, ich habe selten einen so ordentlichen und ruhigen, gesetzten Menschen gesehen. Aber Morgens zuweilen in aller Frühe und Abends spät fast alltäglich spielte er auf einem kleinen Orgelwerk — wunderschön, sag' ich dir — und manchmal, aber nicht oft, blies er auch das Horn. Wie das aber gewesen ist, das läßt sich nicht beschreiben. Die hellen Thränen sind mir dann beim Zuhören über die Wangen gelaufen, so unmenschlich schön war's und so rührend. Und ich bin ein altes Weib und schwachherzig all mein Lebtage nicht gewesen, aber wenn ich daran denke, können mir noch die Augen naß werden, und gehört habe ich so was nie wieder.

Nun war's so um Martini, da hatte ich seit ein paar Tagen nichts gesehen weder vom Herrn Maudel noch von Hannen, die ich sonst doch hie und da auf dem obern Flur traf oder auf der Treppe, wenn ich die Leonhard oben heimsuchte. Und am Sonntag Nachmittag sagte die Mutter zu mir: „Regine, der alte Maudel

ist krank, hör' ich; du kannst 'mal hinaufgehen und dich nach ihm umsehen, ob er auch was braucht; Hanne ist auch nicht die stärkste." Das that mir nun grausam leid und so sprang ich die Treppe hinauf, klopfte an und trat ein. Er war nicht gerade bettlägerig, sondern saß auf seinem Canapé, sah aber recht leidig und übel aus. Hanne saß auf ihrem Stuhl an der Thür und nickte mir freundlich zu.

„Sieh," sprach er, „kannst du den Weg zu mir auch noch finden, Gine? Hast doch 'n schlechtes Herz; vor dir könnt' ich sterben und begraben werden, du frügest nicht darnach." Das konnte ich nicht auf mir sitzen lassen; ich verantwortete mich tapfer und so kamen wir in einen lustigen Discurs. „Kikel, kakel," meinte der Alte endlich, „das ist lauter Faselei. Du kommst von wegen meines Miethsmanns nicht, will ich dir sagen, und das ist närrisch genug. Glaubt deine Mutter und du, daß er die Kinder mit Haut und Haar verspeise, der Herr Graf? Sieh ihn dir mal darauf an, da sitzt er hinter'm Ofen."

Und richtig, als ich hinsah — da saß er. Es war schon Dämmerung, und im Zimmer erst recht. Die Fenster waren nur klein, und hinter dem großen schwarzen Ofen war's beinahe dunkel, so daß ich ihn bisher nicht bemerkt. Doch wäre ich bald in die Knie gesunken, so erschrack ich, und rasch drehte ich mich um und sprang zur Thür, allein die Hanne fing mich auf und hielt mich fest. Und dann lachten sie viel, und ich blieb auch noch was weniges, und ich weiß auch wohl, daß der Herr hervor kam und mich ganz sanft fragte, ob ich mich denn vor ihm fürchte? Dazu sagte ich nein, aber was es so eigentlich gab, weiß ich nicht. Ich hatte einen zu großen Schreck gekriegt, und obgleich mir niemand was zu Leide that, dankte ich doch meinem Gott, wie ich erst wieder draußen und auf der Treppe war. — Siehst du, das war das erste Sehen. Aber es blieb nicht dabei.

Die Alte schwieg nachdenklich, und erst nach einer langen Pause begann sie wieder.

Von der Zeit an war's, als sollte es so seyn. Der Herr Graf begegnete mir öfter und öfter, bald drunten, wenn ich unsere Stuben auskehrte, bald auf der Treppe, bald auch bei seinem Wirth, zu dem ich jetzt öfter einmal mußte, weil der alte Mann gar übel dran war und ordentlich still im Bette lag. Zuerst sagte er mir wohl nur: „Guten Tag, Regine," oder „wie geht's?" oder er nickte mir auch bloß freundlich, zu und ich sagte gar nichts, denn ich erschrack immer wieder von neuem, daß ich kaum meinen Knix machen konnte; zuweilen mag ich das auch vergessen haben. Nun aber — ich brauch' dir wohl nicht erst zu sagen, daß es dabei nicht blieb und daß wir allgemach bekannter wurden.

Wenn ich ihm auch noch nicht in's Gesicht sah, so sah ich ihm doch nach und dachte und überlegte mir, wie er aussah. Und da konnte ich mir's nicht verbergen, daß er ein schmucker Herr sey mit einem so freundlichen und guten Gesicht, und nicht im mindesten böse; und seine Stimme war die pure Sanftmuth und Herzigkeit, und seine Worte konnte er setzen, daß sie geradewegs zum Herzen gingen. Kurz, Angst haben konnte man gar nicht, und ich hatte sie auch bald nicht mehr; ich hielt ihm Stand, ich sprach, wenn er mich fragte. Aber ihn ansehen — so recht ordentlich, mein' ich — habe ich noch lange nicht können. Und einmal, da er, wie wir schon ziemlich bekannt waren, mir im Vorbeigehen die Hand hinhielt und so recht treuherzig sagte: „Grüß Gott, Reginchen!" und als ich so in der Uebersinnlichkeit meine Hand in die seine legte und er sie drückte — Kind, wie mir da ward, das glaubst du nicht. Ich lief davon in die hinterste Ecke und habe geweint, so schämte ich mich, und ich konnte gar nicht Luft kriegen vor all der Herzbeklemmung. Das war ein Jammer, und ich wollte ihm nie wieder vor die Augen kommen, daß ich so ein dummes Mädchen gewesen und so vergeßlich und zudringlich. Was mußte er von mir denken? Und als ich ihn das erstemal wieder von fern kommen sah, lief ich auch richtig davon, und als er mir das zweite mal begegnete — es war oben an der Treppe und ich hatte geglaubt, er wäre ausgegangen, aber nun trat er hinter der großen Säule hervor gerade vor mich hin, so daß ich wohl stehen bleiben mußte — nun, da bin ich blutroth geworden und ganz schwindelig.

„Jungfer," sagte er — er hatte mich noch nie so genannt und seine Stimme klang ganz traurig und so ernsthaft — „Jungfer, hab' ich Ihr was zu Leide gethan, daß Sie mir so aus dem Wege läuft? Sage Sie es mir, es ist unwissentlich geschehen und ich will es Ihr abbitten." — Sieh, Kind, das konnte ich nicht aushalten, den Herrn so demüthig zu sehen, und ich erzählte ihm, wie ich mich vor mir selber geschämt, daß ich so frech gewesen, ihm meine arme Hand zu geben. „Sey Er mir um Gotteswillen nur nicht bös, Herr Graf," sagte ich. „Ich bin eben eine dumme Magd und es soll ganz gewiß nicht wieder geschehen. Es war nicht aus Schlechtigkeit, kann Er mir glauben, sondern aus Dummheit; aber sey er mir nicht bös!"

Er sprach kein Wort, und wie ich endlich zu ihm aufsah — mir war's, als sagt's mir einer, ich müsse ihn ansehen — da hatt' er seine großen himmelblauen Augen auf mich gerichtet, so ernst und doch so freundlich, so still, und doch war's wie lebendige, geredete

Worte darin, daß ich nun wohl sah, böse war er mir nicht; aber richtig war es auch nicht, und da sah ich flink wieder nieder und wußte kaum von meinen Sinnen, so besonders war mir zu Muth.

„Ach Gott, Herr Graf," sagte ich, weiter nichts, und weiß auch nicht, was ich eigentlich noch habe sagen wollen. — „Regine," sprach er, und der Ton war so sanft, daß mir bloß davon die hellen Thränen in die Augen drangen, „Regine, du kleine, thörichte Person, was redest du da von böse seyn und Schlechtigkeit? Du bist ja ein Kind, so gut und hübsch, ohne Falsch und Sünde, ein Kind, wie es Gott lieb hat. Und sieh, böse hast du mich nicht gemacht, als du mir deine treue kleine Hand gabst, aber glücklich, sage ich dir. Und nachher hast du mich betrübt." — Ich erschrack wieder. — „Ach," sagte ich, „so ist's doch richtig; ich hab' mir das wohl gedacht, ich bin eben so ein dummes Ding!" Und dazu muß ich ganz kurios ausgesehen haben, denn er fing an zu lachen und faßte mich bei den Händen und sprach: „Darum war's nicht, sondern weil du dich so lange nicht vor mir sehen ließest. Und ich muß dich doch sehen, wenn es mir gut gehen soll. Weißt du nicht, daß ich dich lieber habe als alles, als die ganze Welt? Und alles könnte ich um dich geben, so lieb habe ich dich, Regine!" Und damit legte er seinen Arm um mich und küßte mich auf die Stirn.

Ich war meiner nicht mächtig. Es schwirrte mir im Kopf und das Herz schlug mir durch den ganzen Leib. Ich wußte von nichts, ich dachte nichts, ich sagte nichts, ich konnte auch nicht weg. Ich hörte nur die Worte, die Worte immer von neuem. Und als er mich los ließ und zu mir sagte: „Regine, hast auch du mich lieb?" — da — das weiß ich noch — schüttelte ich nur den Kopf und meinte: „Ich weiß nicht!" — Und als er mich dann noch einmal küßte und zu mir sprach: „Nun gehe, du liebes Kind, aber nicht wahr, morgen früh sehe ich dich hier wieder und du redest dann auch mit mir?" da mag ich wohl genickt haben. Ich stieg dann die Treppe hinab und setzte mich in die Ecke neben mein Bett und legte den Kopf in die Hand, war still und dachte und dachte. Und wie ich mir da alles überlegte und zusammen hielt, da merkte ich wohl, daß ich den Herrn lieb habe schon seit langer Zeit, und daß ich am liebsten für ihn sterben möchte. Sieh, fröhlich war ich eben gar nicht dabei, sondern ganz unmenschlich traurig, und wußte doch mit keiner Ahnung weshalb. Und so saß ich, bis ich an die Arbeit mußte, und wie schwer mir der Abend ward, und daß die Mutter nichts merkte, das kannst du dir selbst denken.

Als ich Abends endlich in's Bett konnte und die beiden Jungen still geworden und ich nun ganz allein war, da dachte ich Ruhe zu finden. Doch da täuschte ich mich, es fing vielmehr erst recht an, und ein Auge habe ich in der Nacht nicht zugethan. Nachher habe ich mich daran schon gewöhnen müssen, aber damals war's das erstemal, und da war's bitter hart; du weißt das auch wohl. Es ist dann so neu für den Menschen und er kann sich nicht darin zurecht finden, nicht in das Hinliegen, nicht in die Stille. Und dazu ist's, als hätten die Gedanken ordentlich darauf gepaßt, so kommen sie nun mit Gewalt herbei. Ich erinnerte mich seiner Worte, sie summten mir im Kopf und ich mußte mich immer ganz angsthaft fragen, was ich junges Ding nur an mir habe, daß er so von mir denken könne? Aber schön war's doch, daß er mich so lieb hatte, unmenschlich schön, und so sanft und weich — es mußte sich über die Maßen süß darin ruhen lassen.

Als es gegen Morgen ging und die Mutter in ihrem Bett sich rührte, kamen aber auch die andern Gedanken: wie es nun werden sollte, ob ich hinaufgehen und mit ihm reden dürfte, wie er geboten hatte, oder ob ich drunten mich versteckte, wie ich es eigentlich am liebsten gethan? Wie ich mich so abängstigte, hört' ich plötzlich oben erst seine Schritte und dann mit einemmal sein Hornblasen. Und das war so sehnsuchtsvoll, und das war so wehmüthig, und das sprach zu mir wie mit leibhaftigen Worten: „Regine, ich habe dich lieb über alles und alles könnt' ich geben für dich, und du kannst mich so betrüben und dich nicht sehen lassen, nur aus reiner, purer, dummer Angst? Komm, Regine, komm!" — Da sprang ich mit beiden Füßen steil aus dem Bett, mir war's, als könnte ich nicht länger warten; er lockte und blies mir die Seele aus dem Leibe; ich mußt' ihm sagen, daß ich nicht von ihm lassen, daß ich an seinen Augen hängen wollte mein Lebenlang.

Aber die Mutter fragte von ihrem Bett herüber recht verdrießlich, was los sey, wohin ich wolle? Ich solle nur ruhig noch liegen bleiben, und über den großthuigen Herrn oben werde sie Klage erheben; das sey keine Mode noch Manier, die Leute zur nachtschlafenen Zeit mit seinem Getute zu maltraitiren. — Da merkt' ich erst, daß es noch Nacht sey und noch lange keine Zeit für mich. Und so kroch ich still wieder in's Bett zurück und horchte nach oben.

Als wir endlich aufgestanden waren und die Mutter mit dem Heinrich hinaus war, der ihr den Kram tragen half, als ich nun mutterseelenallein war — und oben war es auch längst wieder todtenstill — da wußt' ich mir nicht mehr zu rathen; ich fiel auf die Kniee und bat den Herrgott um Erleuchtung und Erleichterung. Die kam mir denn auch, jedoch nicht von

dem lieben Gott direkt, wie ich's mir einbildete, sondern ganz anders. Denn plötzlich legten sich von rückwärts zwei Arme um mich und des Herrn Grafen Stimme sagte dicht an meinem Ohr: „Regine, hast du mich gar nicht — gar nicht lieb?"

Ich schrie nicht auf, wie ich sonst wohl gethan, ich erschrack gar nicht, mir war's, als hätte das so kommen müssen. So hob ich denn auch ganz ruhig meinen Kopf vom Stuhl und sah ihn an, recht von Herzen. Und als er mich dann zu sich hinauf zog und mich noch einmal fragte: „Regine?" — da ward mir zu Muth wie über Nacht bei dem Hornklang, das Wort faßte meine Seele an und ich drückte die Augen zu, denn ansehen hätt' ich ihn dabei nicht können, und legte meine beiden Arme um seinen schneeweißen Hals und sagte: „Ach, lieber Gott, ja, ich habe Ihn lieb, mehr als mein Leben! Aber das kann ja doch nicht gehen mit Ihm und mir, denn ich bin ja nur so ein geringes Kind!"

Auf die Worte hob er mir den Kopf auf und küßte mich auf die Lippen, als sey er mein verlobter Bräutigam, und dann bat er mich endlich die Augen aufzumachen, die ich bis dahin noch immer dicht geschlossen, und ihn nun ehrlich und getreulich anzusehen. Kind, er sah so gar gut und glücklich aus! Und dann redete er mit mir, wie lieb er mich habe und wie es werden solle mit uns. Seine Worte hab' ich nicht behalten; ja schon als er mich wieder allein gelassen, wußt' ich nichts mehr davon. Mir war nur übermenschlich, himmelsselig zu Muth. Ich dachte bloß an ihn, an seine Güte, und wie schön er war und wie lieb er mich hatte. Die Mutter schalt Abends, ich sey nicht bei mir. Das war ich auch nicht, ich war bei ihm. Er blies gerade wieder sein Horn, und ich dachte an sein Schloß im heimlichen grünen Wald, von dem er mir erzählt; da sollte ich mit ihm leben und sterben.

Die Großmutter holte tief Athem und schwieg dann eine geraume Zeit. Marie sah zu ihr ein wenig besorgt hinauf; aber so viel sie zu erkennen vermochte, waren die Züge des alten Gesichts wenig oder gar nicht verändert, sie müßten denn noch stiller und unbewegter gewesen seyn als gewöhnlich; die alte Frau war mit ihrem Leben ja auch gar fern von der Gegenwart. Mit einemmal zuckte es leicht durch die Züge und sie fing wieder an.

Siehst du, das kann ich dir nicht so sagen, wie's nun kam; es war eigentlich auch nichts Besonderes, so neu und seltsam und süß es sonst für mich junges Ding und für ihn seyn mochte. Meistens blieb es nur bei einem Blick, bei einem Händedruck oder schnellen Wort, zu Weiterem hatten wir kaum Zeit noch Courage. Und sieh, ich könnt' noch weinen vor Dankbarkeit, wie der Herr mich armes, unerfahrenes Kind so geachtet und geehrt, als sey ich seine richtige Braut, daß er mir mit keinem Blick zu nahe trat und mit keinem Wort, daß ich nicht einmal erschrecken mußte oder mich schämen und roth werden, es müßte denn vor dem herrlichen Glück gewesen seyn, das in mir zitterte. Einmal sprachen wir uns noch ordentlich, er hatte mich Morgens drum gebeten, und ich kam dann nach oben an die Treppensäule, und da sagte er mir wieder viel Liebes und Schönes, so daß mir bei der Aussicht in die Lebenszeit mit ihm war, als sehe ich in das volle, helle, lichte Himmelreich. Am folgenden Tage wollte er nun an den Herrn Onkel schreiben, der sein Vormund war. Das sey ein sehr lieber Herr, meinte er, und gar nicht stolz auf sein Schloß und Gut. Erst nachher wollte er meiner Mutter davon sagen, und dann sollte ich auf ein paar Monate fort zu seiner Schwester und dort „auf die Gräfin studiren," sagte er lächelnd, und ich lachte auch.

Er war sonst nicht so munter an dem Morgen, sondern sehr ernsthaftig, so daß ich schon bangte, er könnte mir um was böse seyn; aber seine Zärtlichkeit und Liebe gegen mich blieb doch sehr groß und schön. Als ich fort mußte und er mir Adje sagte, wollte er mich schier gar nicht aus seinen Armen lassen, und küßte mich immer von neuem und fragte mich immer wieder, ob ich ihn auch sehr, über alles lieb habe? Und endlich seufzte er, da ich ging, hoch auf. Unten am Treppenabsatz sah ich mich noch einmal um nach ihm; er stand richtig noch oben, hatte die Arme auf das Geländer gelegt und sah gleichfalls mir nach. Seine Augen waren so sanft und traurig und so nachdenklich, daß ich noch einmal umkehrte und mich noch einmal von ihm küssen ließ. „Bist du mir auch gewiß nicht bös, liebster Mensch?" fragt' ich. — „Gewiß nicht, Regine, nur so voll Sehnsucht," entgegnete er; „ich möchte dich nie mehr von mir lassen." Und so nahmen wir Abschied, und dießmal kam ich richtig hinunter.

An dem Nachmittage machte der Herr eine Ausfahrt mit einem seiner Kameraden; zwei Stunden darauf, wie es schon dunkel war, kam er zurück, aber er ging nicht, sondern sie trugen ihn die Treppe hinauf. Er hatte sich erzürnt gehabt mit einem andern von den Forstleuten, hatte sich mit ihm schießen müssen, und die Kugel saß nun in seiner treuen Brust.

Da lag er oben und war sterbens — sterbenskrank, auf den Tod, sagten die Doktoren, und ich durfte nicht zu ihm! Da lag er und hatte ein fürchterliches

Fieber und war nicht bei sich und wußte von seinen Sinnen nicht. Aber siehst du, mich hat er nicht vergessen gehabt, er hat mich gerufen Tag und Nacht. Und ich erfuhr das von der alten Leonhard, die sich als Wartfrau an sein Bett gesezt, und von der Hanne. Aber ich durfte nicht hinauf. Und er hat von Himmel zu Erde gebeten, sie sollten mich zu ihm lassen, daß ich ihm seinen heißen, armen, lieben Kopf streichle und kühle, und der Doktor kam herunter und sagte davon zu meiner Mutter und bat sie. Sie sprachen nur leise, aber ich saß still in der Ecke und hört's doch. Und als der Doktor sagte: „So und so ist es, und lassen Sie die Regine hinauf!“ und als die Mutter dann antwortete: „Nein, meine Tochter ist mir just so lieb, als der Herr Graf seiner Mutter; und er hat kein Unglück davon, aber Regine, die ist schimpfirt davon ihr Lebenlang!“ — da — das ist das einzigemal — konnt' ich mich nicht halten und weinte laut hinaus.

Der Doktor ist kopfschüttelnd gegangen; ich habe mich auch bald wieder gefaßt, denn das Weinen half nichts; wenn meine Mutter einmal ja oder nein gesagt, war das Ding zu Ende. — „Hast du dir was vorzuwerfen mit dem Herrn?“ fragte sie mich, als ich still geworden. — „Nein,“ sagte ich. — Da nickte sie mit dem Kopf und war still; und von der Zeit an hat sie bis an ihren Tod nie wieder ein Wort mit mir davon geredet. Am andern Tage mußte ich zu meiner Base vor dem Rockenberger Thor und dort im Garngeschäft helfen, das sie betrieb. So erfuhr ich nichts mehr von meinem liebsten, liebsten Herrn. Siehst du, das war ein Herzeleid!

Es konnte wohl schon an die drei Wochen seyn, seit ich von Hause gemußt, da war mir die Leibwäsche ausgegangen und die Mutter hatte mir andere zu schicken vergessen. Es war mir aber greulich, so in den Sonntag hineinzugehen; zu schicken hatt' ich niemand, und so mußt' ich wohl selber gehen, obschon ich's eigentlich nicht sollte. Als ich in's Rockenberger Thor komme, fuhr von der andern Seite langsam eine vierspännige stolze Kutsche daher, so daß ich zur Seite springen mußte. Und in dem Wagen saß ein vornehmer alter Herr mit einem großen Stern auf der Brust, und neben ihm in Kissen gepackt bleich und krank mein liebster Herr. Er hatte die Augen geschlossen und sah mich nicht.

Mir stand das Herz still; einen Laut hab' ich nicht von mir gegeben und bin niedergefallen ohne Leben. Fremde Leute haben mich aufgehoben und zu meiner Mutter gebracht, wo ich erst nach Stunden wieder zur Besinnung kam. Aber in mir war es wie todt; ich konnte mich über nichts mehr freuen, es war mir alles egal, nun ich den verloren, an den ich meine Seele gehängt. Denn ich wußte wohl, daß ich ihn verloren und niemals wiedersehen werde.

Nur einmal bin ich heftig und zornig geworden. Das war, als die Leonhard zuerst über mich den Kopf schüttelte und meinte, ich habe mich an den Herrn weggeworfen. Und als ich ihr sagte, wie die Sache gestanden, da lachte sie mich halb aus, halb aber gratulirte sie mir: ich solle Gott danken, daß es so abgelaufen; der Herr habe doch nur Unrechtes mit mir im Sinn gehabt, wie alle von seiner Art. Das konnte ich ihm nicht nachsagen lassen; er war nicht wie die andern, sondern weit — weit anders. Ich habe das nachher noch besser gemerkt, als ich erst mehr vom Leben der Menschheit sah. Ich habe ihr derb die Wahrheit gesagt, recht derb. Sie hat auch an meinem Glauben nicht gerüttelt; der saß zu tief und war zu gut; daran reichen böse Zungen nicht hinan. Und noch heut' glaub' ich und sterb' darauf: er hat es gut mit mir gemeint.

Nach einer langen Pause fuhr die alte Frau noch einmal fort.

Es verging Zeit auf Zeit. Die Mutter ward auf einmal kränklich und wollte mich versorgt sehen. So nahm ich meinen ersten seligen Mann, der mir schon seit Jahr und Tag nachgegangen. Ich bin auch recht gut mit ihm dran gewesen, denn es war ein braver Mensch, und ich kann nichts über ihn klagen, als daß er mir so bald gestorben. Nun, da saß ich mit den drei kleinen Kindern, meine Mutter war auch schon todt, und weil ich es in der bösen Zeit gar zu schwer hatte, ließ ich mich bereden, deinen Großvater zu heirathen. Und auch das schlug mir wohl aus, er hat wacker und freundlich an mir gehandelt, so lange ich ihn haben durfte, und ich habe ihn rechtschaffen lieb gehabt.

Nun war's im zweiten Jahr unserer Ehe und wohl an die fünfzehn Jahr' nach jener Zeit, wo ich den Herrn Grafen kennen gelernt. Deine Mutter war grade geboren worden und ich saß zum erstenmal wieder noch ein bischen schwach mit meinem Tisch unter dem Thor — denn da saß ich schon seit ein paar Jahren — und Gott der Herr weiß, wie es kam, aber ich dachte einmal wieder so recht an die alte Zeit und an den lieben Herrn, wie es wohl mit ihm gewesen wäre, und ob ich meines Lebens so froh geworden wie nunmehr. Denn sieh, der Mann war ein braver Mann, und die Kinder waren gesund und von guter Natur, und ich selbst fühlte mich frisch auf, und unsere Arbeit hatte ihren Lohn, wir konnten leben davon. So war alles schön

und gut und ich wußte nicht, wie es hätt' besser werden können. Und wie ich so saß und herumdachte, fuhr ein Wagen durch's Thor. Er hält an, ein Herr steigt heraus, sagt: „Fahr langsam zu," und kommt dann an meinen Tisch. Zuerst hatt' ich in meinen Gedanken dessen nicht recht Acht gehabt, nun aber, da er kam, war es mir nicht halb recht.

Denn ich will dir was sagen, mein Kind — unterbrach sich die Erzählerin mit einigermaßen gedrücktem Ton — zuerst als ich ausgesessen, behaupteten die dummen Menschen, ich sey absonderlich schmuck, oder, wie sie sagten, schön, und es waren oft so junge Schlecker und alte Sünder an meinen Tisch gekommen, nicht um des Apfels und der Kirschen willen, die sie kauften, sondern wegen meiner, das hatt' ich recht gut gemerkt; und so sehr mir's zuwider gewesen und so tapfer ich diesem und dem meine deutsche Herzensmeinung gesagt, ich hatt' es nie wehren können, denn der Weg und der Platz war nicht mein. Ich war aber ganz froh, als nun die Kinder nach einander kamen und dafür das glatte Gesicht wegging; und seit ein paar Jahren war auch nichts mehr vorgekommen. Aber als der nun kam, fiel es mir wieder ein. Was konnte so ein Herr von mir wollen?

Ich sah daher auch nicht auf und ließ ihn am Tische vor mir stehen, ohne nach seinem Verlangen zu fragen. Da mit einemmal sagte er: „Regine!" — Guck, ich fuhr zusammen, als schlüge mir ein Blitz in's Herz, daß es davon still stehen müßte für immer. Ich sah auf — ich sah mich um, wer das gesagt? Aber es war niemand da als er; du weißt, um die dritte Nachmittagsstunde ist es dort todeseinsam, als sey kaum ein Mensch in Stadt und Land, und der Thorschreiber schläft dann auch. Und so sah ich ihn an — ich mußte wohl, — und da sah ich, daß es Willfried war — so hat der Herr Graf geheißen; es war ein so schöner Name.

Ich zitterte so, daß ich mich kaum auf dem Stuhl halten konnte; ich mußt' ihn ansehen, meine Augen wurden festgehalten von den seinen, die noch immer so himmelblau waren, so groß und so sanft wie dazumal, als ich sie zuerst gesehen; und nun waren sie noch — ich weiß nicht wie: es war mir aber, als sähe draus eine rechte Herzenskrankheit hervor. Das fiel mir aber alles erst nachher ein; dazumal dacht' ich nichts Gewisses oder was zu sagen wäre. Nur das weiß ich, ich war eine ehrbare Frau und liebte meinen Mann rechtschaffen und meine vier lieben Kinder, aber hätt' er da zu mir gesagt: „Regine, komm!" — Kind, ich glaube, ich wäre mit ihm gegangen, wohin er gewollt. Ich habe ihn lieb gehabt wie mein Leben, ich hab' mein Herz an ihn gehängt und meine Seele, so daß sie nie von seinem Andenken los kamen. Und es war was in ihm, war's vom Himmel oder von der Hölle, aber es war wie ein allmächtiger Zauber, daß man dagegen nicht an konnte. Der Mensch ist so gar schwach!

Aber er hatte das Herz, wie ich's von ihm gedacht und weßhalb ich ihn so lieb gehabt; es war das Herz eines Engels, in dem es keinerlei Sünde gab. „Regine," sagte er nun noch einmal, „bist du es wirklich, wie mir die Leute gesagt? Aber ich seh's dir ja an, daß du es bist. Wie ist es dir in all den Jahren ergangen?"

Da kam Frieden und Ruhe über mich von den freundlichen, rechtlichen Worten; ich konnte mich wieder zurecht finden und sagte ihm von mir und meinem Ergehen, wie es ja zum Preis Gottes wohl stehe und ich recht zufrieden seyn könne, und dann fragte ich auch ihn nach seinem Lebensstande. Kind, als ich mich gefaßt, war's mir nicht allein mit Frieden, sondern auch mit so herzlicher Freude durch's Herz gegangen, daß mir die Augen feucht wurden und ich den lieben Herrn gar nicht genug ansehen konnte. Aber nun, wie er mir erzählte, weint' ich wirklich und vor Betrübniß. Er hatte auch geheirathet — er mußte das so für seinen Stand und Rang. Zwei Kinder lebten ihm und waren seine ganze Freude; seine Augen leuchteten dabei, als er erzählte, wie lieb sie wären. Aber von seiner Frau Gräfin sagte er kein Wort, als: „Sie ist schon seit zwei Jahren todt. Laß sie in Gottes Gnade ruhen." Er selbst war seit dem Schuß in die Brust nie wieder recht gesund worden. Man sah's ihm auch an, der Tod lauerte in seinen Augen. Nun war er auf einer Reise und hier durch gefahren: er habe mich noch einmal wiedersehen wollen, bevor er sterbe.

Da war's gut, daß er mir die Hand gab und mir Adje sagte, denn ich konnte mich schier nicht mehr halten, daß ich nicht laut aufweinte; das alles brach mir das Herz. Als er aber weg war, packte ich zusammen, ging nach Hause und setzte mich wie damals in die Ecke an's Bett und weinte, wie ich nie geweint. Hätt' ich ihn gehabt, ich hätt' ihn nicht sterben lassen, so lieb hatt' ich ihn; und war doch nur ein armes Weib.

Ein halb Jahr darauf kam ein Packetchen an mich; darin waren ein paar schöne silberne Schaustücke für die Kinder und die Nachricht, daß er mich vor seinem Tode noch vielmals habe grüßen lassen.

Das wollt' ich dir erzählen.

Edmund Hoefer.

Frau von Staël in Weimar im Jahr 1804.

Aus K. A. Böttigers Nachlaß.

II.

Frau von Staël hatte es ganz besonders darauf abgesehen, Goethes ganze Individualität auf's genaueste zu beobachten und ihn so oft als möglich zu sehen. (Sie hatte in ihrer Bibliothek in Coppet nur Goethes Werther, mehreres von Gesner und etwas von Spalding im Original.) Sie wollte erst seine natürliche Tochter übersetzen, fand sie aber nach ihrem französischen Maßstabe über alle Vorstellung fehlerhaft, und völlig unerklärbar, wie er einen so abgeschmackten Roman, wie der den Stephanie Bourbon, zur Unterlage seines dramatischen Gemäldes wählen konnte. Besonders war ihr die Putzscene und das Schränkchen, in das Eugenie das Sonnett legt, anstößig. Auch fühlte sie sich bei der Vorstellung von der tödtlichsten Langeweile gequält. Bis sie also den Egmont, den sie für das beste Produkt der deutschen Bühne hält, übersetzen kann, versuchte sie es wenigstens mit den kleinen Gedichten aus seinen früheren Werken, wie mit dem Geistergruß, den sie mit Beihülfe ihres Hausfreundes Constant in sehr harmonische Prosa übersezte.

Goethe war bei der Ankunft der Frau von Staël in Jena und entschuldigte sich auf ihre dringenden Einladungen mit Unpäßlichkeit. Nun sprach sie davon, selbst nach Jena zu fahren und ihn dort zu besuchen. Dieß bewog ihn endlich, zu den Weihnachtsfeiertagen herüber zu kommen und der Dame Wunsch, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, zu gewähren. Allein ob er es gleich offenbar recht darauf angelegt hatte, liebenswürdig zu seyn, so machte doch gleich sein höchst materielles Ansehen einen nachtheiligen Eindruck auf die Frau, die sich immer einen höchstens etwas älter gewordenen Werther in ihm phantasirt hatte. Nach ihrer unbesiegbaren Offenheit sagte sie ihm bald zu Anfang ein Wort über seine Anhänglichkeit an Schelling und die Gebrüder Schlegel. Dieß nahm er sehr übel und schien eine Zeitlang alle Berührung mit dieser ihm so wenig zusagenden Frau zu vermeiden. Frau von Staël merkte dieß sehr wohl und erlaubte sich in diesem Fall, was sie sonst fast gar nicht thut, einige witzige Bemerkungen über ihn, z. B.: »Il voudrait nous persuader, que la sensibilité soit passée de mode, parcequ'il n'en a plus,« oder: »lorsqu'il entre dans ma chambre, je cherche avant toute chose une chaise pour le mettre à son aise.«

Man sagt hier allgemein, sie habe ihm gerathen, die natürliche Tochter nicht fortzusetzen und die Schlegel zu lassen. Goethe habe darauf geäußert: er sey über vierzig Jahre alt.

Goethe war oder hielt sich wenigstens eine Zeitlang für krank, war also für niemand zugänglich und hielt sich dadurch auch alle Besuche und Anmuthungen der Frau von Staël und des Herzogs, der ihn gern mit der von ihm hoch fetirten und geehrten Frau zusammengebracht hätte, mehrere Tage vom Leibe. Frau von Staël wurde deßhalb nicht müde, sich täglich nach seinem Befinden erkundigen zu lassen, ihm Billets zu schreiben, worin sie ihn zu Unterredungen einlud, * und überhaupt alles zu thun, was ihm ihre Achtung beweisen konnte. Denn freilich wußte sie sehr gut, daß Goethe noch vor ihrer Ankunft ihre Delphine einmal bei einer Hoftafel mit einer ihm ganz ungewöhnlichen Lebhaftigkeit für ein Produkt erklärt habe, das dem Zeitalter Ehre mache, und daß er sich selbst die Anzeige dieses Meisterwerks in der Jenaischen Lit.-Zeitung vorbehalten habe.

Endlich den 23. Januar kam es zu der längst gewünschten Unterredung. Sie fuhr früh in Begleitung ihres Freundes Constant zu ihm und brachte fast eine Stunde bei ihm zu, nachdem sie ihm schon den Tag vorher die Uebersetzung von seinem Geistergruß zugeschickt hatte. Der Gegenstand der Unterhaltung war vorzüglich der Unterschied zwischen der französischen und deutschen Poesie. Jene, sagte Goethe, sey Poesie der Reflexion, diese der Situation; der Franzose schildere das Erscheinen, der Deutsche das Seyn. Uebrigens bemerkten beide bei dieser Unterredung, daß er sich sehr ungern

* Das eine, welches sie mir vorlas, schloß mit den Worten: »Sachez, que je Vous boude, et par conséquent notre conversation sera animée.« Uebrigens sind ihre Billets äußerst kurz, ohne alle gesuchte Wendung, bloß die Sache sagend. Denn, sagt sie, es sey lächerlich, eine Toilette zu machen, wenn man bei jemanden bloß vorfahren wolle.

etwas abfragen oder auf sich eindringen lasse; * daß dann gleichsam seine ganze Natur recúlire und sich in sich zusammenziehe. Freilich schonte ihn Frau v. Staël nicht immer. Sie sprach z. B. mit tiefem Bedauern von Herder und ging so weit, sehr freundschaftlich von mir (Böttiger) zu urtheilen und meinen Abgang von Weimar für einen Verlust zu erklären, ohngeachtet sie wohl wußte, wie ungern Goethe dieß höre. Seine ganze Antwort auf alle diese Bemerkungen war: „Es ist einmal so, die Aelteren müssen den Jüngeren Platz machen."

Uebrigens erkennt auch nach der lezten Unterredung Frau von Staël Goethes Geistesüberlegenheit aufrichtig an, sezt aber hinzu: »Mais je voudrais, que je pourrais mettre son esprit dans un autre corps. Il est inconcévable, qu'un esprit supérieur tel que celui puisse être si mal logé!« Sie erlaubte sich über die dicke Pastetenkruste, in welche er eingebacken sey, allerlei böses Witzspiel. So sagte sie z. B. in einer Gesellschaft, wo über den Schelling'schen Idealismus gesprochen wurde: »Goethe, le poete par excellence, le vrai représentant de la poësie unique, est le beau idéal; Goethe, le mari ou l'amant de Mlle. Vulpius, est le beau empirique.« Besonders pflegte sie sich über die Lächerlichkeit der neuesten Schule lustig zu machen, die in Goethes Gedichten die höchste Tendenz zum Unendlichen und die sublimste Weisheit der idealistischen Schule findet, die er schon in früheren Gedichten, z. B. im Faust, Ganymed, Prometheus ausgesprochen haben soll. Dieß erinnere sie an den treffenden Witz, womit zur Zeit des berühmten Streites zwischen Dacier und La Mothe über den Vorzug der Alten und Neueren ein Witzling die Pedanterie der Herolde des Alterthums zur Schau gestellt habe. Es erschien unter dem Titel: chef d'oeuvre d'un inconnu, ein damals bekannter Gassenhauer, wo Hans Röschen seine Liebe erklärt, mit einem grundgelehrten Commentar im Geiste der Dacier, wobei alle möglichen Schönheiten und Vortrefflichkeiten, die man je an einem Meisterwerk der Dichtkunst angestaunt hat, in diesen Chanson hinein exegesirt wurden. Diese Plaisanterie sey nichts weniger als frivol, sondern eine sehr ernsthafte oder zu sehr ernsten Zwecken führende Operation der Urtheilskraft, die jeder Uebertreibung und Verirrung des Verstandes das Richtmaß des Lächerlichen anlege. Um Goethes von seinen Anbetern so hoch gepriesene Tendenz zum Unendlichen in ihrem hellsten Lichte darzustellen, bediente sie sich der Abstraktionen in seinem lezten Heldenspiel: König, Herzog, Sekretär u. s. w., und zeigte das Abgeschmackte dieser nur in Classen spielenden Abstraktion. Daher bat sie auch in einer der ersten Unterredungen Goethe ganz naiv, daß er doch ja die Mißgeburt nicht fortbilden möge.

Als Goethe sie zum erstenmal in ihrem Logis besuchte, regalirte sie ihn mit der Erzählung, wie sie Schillers Bekanntschaft in den Zimmern der Herzogin gemacht habe. Beide waren zur regierenden Herzogin geladen und fanden sich da, bevor die Herzogin selbst erschien, in ihrem Zimmer. »J'y entre, j'y vois un seul homme grand, maigre, pâle, mais dans un uniforme avec des épaulettes. Je le prends pour le commandant des forces du Duc de Weimar et je me sens pénétré de respect pour le général. Il se tient à la cheminée dans un silence morne. En attendant je me promène dans la chambre. Puis vient la duchesse et me présente mon homme, que j'avais qualifié de général, sous le nom de Mr. Schiller. Me voilà toute interdite pendant quelques instants.« — »Que penserez Vous donc de moi, repondit Mr. Goethe, si Vous me verrez dans le même costume?« (es ist die Weimarische Hofuniform, die Goethe auch trägt, wenn er an den Hof geht.) — »Ah, je ne m'y tromperais point, et puis cela vous ira à merveille à cause de Votre bonne et belle avec un geste fort significatif) rotondité.«

Heute (den 29. Januar), als ich sie früh gegen eilf Uhr besuchte, fand ich sie noch im Bett studirend und mit der Lekture von Goethes Euphrosyne beschäftigt, die sie Lust hat zu übersetzen. Ich mußte ihr sagen, wer die Evadne gewesen sey, und da ich die „Suppliantes" des Euripides citirte, meinte sie, ich irrte, weil dieß ein Stück des Aeschylus wäre, dessen Inhalt sie mir sogleich angab.

Ich mußte ihr Goethes Faust erklären. Als wir zu der Stelle kamen, wo der Floh ein Minister wird, lachte sie laut auf und fand es durchaus unbegreiflich, daß eine ganze Nation dieß bedeutend und geistreich finden könne. Sie hatte den Tag vorher auf der Redoute eine lange Unterredung mit Goethe gehabt und dem Staunenden eine Vorlesung über ihre Philosophie gehalten. Sie hatte ihm von zwei Welten, einer sinnlichen und einer geistigen, gesprochen. In allem, was auf die Sinnenwelt Beziehung habe, könne eine unendliche Abstufung der Geister und hohe Superiorität der Phantasie, der Erfindung statt finden; aber über

* Was Goethe anfangs etwas zurückhaltend machte, erklärt er selbst. Werke in 12mo XXXI. Stuttgart 1830. S. 171, was man nothwendig, des audiatur et altera pars willen, lesen muß.

Der Einsender.

alles, was Geist, was Denken, was Zusammenwirkung von Geist und Materie betrifft, „davon," sagte Frau von Staël, „weiß mein Kutscher eigentlich so viel als ich selbst; es ist ein Geheimniß. In dem Augenblick, wo wir es enthüllen könnten, würden wir aufhören Menschen zu seyn. Denn unter der Bedingung nur sind wir Menschen, daß wir nicht wissen, ob wir fortdauern oder vernichtet werden. Da müssen wir glauben. Alle Grübelei darüber kann ihren formalen Nutzen haben, aber sie bringt keinen Schritt weiter. Es sind dann nur zwei Auswege, zur Scholastik oder zur Mystik. Wir spalten Atome und geben leeren Schulphrasen eine vergeistigte Existenz, oder wir senken uns in die Tiefen der Madam Guyon. Laßt uns also die Grenzen der Menschheit anerkennen."

Uebrigens sprach Goethe mit vielem Geist über Literatur und Poesie mit ihr, und dieß veranlaßte sie zu folgendem Urtheil: »Écoutez, il-y-a un double Goethe, le poëte et le métaphysicien. Le poëte est lui-même, l'autre est son fantôme. Mais il me semble, que ce lui-même a souvent peur de son autre Soi, comme on dit, qu'il-y-a des visionnaies que se voient double. Quand ce fantôme se met devant ses yeux, Goethe, qui est lui-même, s'effraye, recule, se renferme en soi-même. Puisse un génie bienfaisant le delivrer de cette funeste doublure! Car sans elle il est et il sera toujours le plus grand homme en originalité et en conceptions pures en Allemagne.«

»Je m'étonne de la simplicité et de la bonhommie des gens de lettres en Allemagne,« hörten wir Frau von Staël mehrmals sagen; auch konnte sie gar nicht begreifen, wie die Weimar'schen Gelehrten mit so geringen Mitteln und Gehalten auskommen könnten, zumal sie hier alles fast so theuer findet als in Paris. Sehr oft kam sie auf die Idee zurück, daß doch der Herzog statt des prächtigen Schlosses sich mit einer anständigen Fürstenwohnung begnügt, und die Hunderttausende, welche die Erbauung und Ausschmückung dieses Schlosses gekostet haben müssen, auf Pensionen und kleine Belohnungen ausgezeichneter Männer in der Literatur und in den Wissenschaften gewendet haben möchte. Welche Eroberungen hätte da nicht ein Fürst wie dieser, dessen Gleichen sie nirgends weiter angetroffen habe, bei der Genügsamkeit deutscher Gelehrten machen können! Bei der Pracht des Schloßbaus schien sie Goethe im Verdacht zu haben, daß er, um hier wenigstens Geheimerath des Geschmacks zu seyn, dem Herzog zugeredet habe. Uebrigens sagte sie überhaupt: „Ihr Deutsche seyd offene Bücher und der Arglist der Franzosen in keinem Fall gewachsen. Wie willig gebt ihr euch dem Schein und dem ersten Eindruck hin!"

Ihr Werk, das sie künftigen Winter in Copet als Frucht ihrer deutschen Reise ausarbeiten wird, soll in drei Sectionen zerfallen: 1) Sitten und was uns daran noch mangelt (Zerstörung des Adelsmonopols für's Hofleben, Plaisanterie, wahrer Umgang mit Frauen). 2) Literatur (unsere schwächste Seite das Theater). Wir herrschen in der Kritik. Großes Lob der deutschen Gelehrten, die hoch über die aller andern Völker empor ragen. 3) Philosophie; voraus ein Glaubensbekenntniß über das, was ihr dahin zu gehören scheint. Hohes Lob der Kantischen Moral, die den Eudaimonismus und Eigennutz stürze.

Wieland sah sich durch einige kleine Diätfehler, die er etwa bei Gastmählern, die der Staël gegeben wurden, verschuldet hatte, genöthigt, sich einige Tage Stubenarrest aufzulegen. Es kam in einer Nacht eine ziemliche Magenkatastrophe über ihn, die er komisch genug mit einem Züricher Blast verglich. So nennt man in Zürich eine plötzlich bei sonst heiterem Wetter auf den See hereinbrechende Windsbraut mit Platzregen und Ungewitter, nach welchem es bald wieder so schön und lieblich ist, als wäre man auf Armidens Zauberinseln. Ueberhaupt fand sich der gute Wieland doch etwas zu sehr angespannt von dieser alles in ihre mehr als cartesianischen Wirbel mit sich fortreißenden Kraft- und Geistesfrau, diesem Goldmund, wie er sie oft zu nennen pflegte, oder dieser liebenswürdigsten aller Hexen, wie er sie auch wohl zu betiteln liebte. Frau von Staël hatte nicht so bald von seiner Indisposition vernommen, als sie ihn auch schon beschickte und auf morgen früh einen Besuch ansagen ließ. So sehr dieß dem Alten schmeichelte, so sehr fürchtete er sich doch dafür, daß die gewaltige Sprecherin ihn schach und matt machen werde, und ich wurde von ihm beauftragt, den Besuch ihm wenigstens erst gegen Abend zu erbitten. Frau von Staël befolgte die gegebene Zeit und fand ihn außerordentlich liebenswürdig, er sie nicht weniger, und am andern Morgen (heute den 14. Februar) erhielt Frau von Staël schon früh ein allerliebstes Billet, worin es nach einem dankenden Eingange heißt: »Que cette sensibilité pure, cette douceur angélique, qui par la modération de son esprit a su ménager le faible et trop fragile étui de mon ame, m'a inspiré en même tems du respect et de l'amour plein de réconnaissance! Enfin j'ose vous adresser les paroles que le grand Haller écrivait a son excellente Mariane:

Nein, Edelste, dich will ich nicht vergöttern,
Du ehrst die Menschheit allzusehr.«

Am Schluß des ungemein zierlich geschriebenen Billets

hofft er, daß die scharfsichtige Frau, à travers de tous les voiles qui le cachèrent et enveloppèrent, ihn doch erkannt haben und glauben werde, daß er ihr bis zum lezten Athemzug ergeben bleibe. »Ah qu'il est bon!« sagte sie mit ihrer ganzen Holdseligkeit, als sie mir das Billet vorlas.

Sie sah heut den Rittmeister Thielmann zum erstenmal, der ihr von ihren Pariser Freunden und zulezt auch noch von der Frau von Bechtolsheim auf's nachdrücklichste empfohlen worden war. Thielmann war in Paris im Sommer 1801, während Frau v. Staël in Copet abwesend war und eben an ihrer Delphine schrieb. Thielmann wurde durch Narbonne, mit dem er viel in Eisenach gelebt hatte, auch mit Levaines, der Dame Laval und Mathieu Montmorency genau bekannt und war also ganz eigentlich im Cirkel der Frau von Staël. Es kam auch gleich die Rede auf Matthieu. Sie gestand mit der innigsten Herzlichkeit, daß sie ihn geliebt habe und noch liebe, wiewohl er freilich jezt durch seinen Hang zur Frömmigkeit (die ein Erbstück bei den Montmorencys sey) und seine Aengstlichkeit, an der Revolution Theil genommen zu haben, nicht mehr in allem mit ihr gleichgestimmt denke. Sie sey daher zehn Tage lang in einer Art von Fieber gewesen, als sie ihm die nun fertige Delphine zuschickte und seine entscheidende Antwort darauf erwartete, die endlich mit herzlichem Mitgefühl aller sentimentalen Stellen und sehr beruhigend eintrat. Freilich lauteten die späteren Briefe anders, und sie sezte hinzu: »et puis il m'a trompé.« Indeß kam sie doch immer mit sichtbarem Wohlgefallen auf denselben zurück, und es war gewiß das Verbindlichste, was sie Thielmann sagen konnte, daß er in einigen Zügen, »non obstant ses belles moustaches,« Aehnlichkeit mit Matthieu habe.* Diese belles moustaches waren aus einem Billet des Herzogs, das er diesen Morgen geschrieben hatte, als sie ihm meldete, es sey ein schöner Kriegsmann in Weimar angekommen, der viel schöner seyn solle, als Er, der Herzog. Ueber dieses Billet war vorher die Rede gewesen. — Es wurde viel über Villers und seine Dame Rodde gesprochen. Diese Frau Doctorin Rodde hatte, wie es schien, gar nicht das Glück gehabt, den Beifall der Frau von Staël sich zu erwerben. »Elle a absolument l'air d'une bonne,« sagte sie, und machte nun mit der ihr so ganz zu Gebot stehenden Mimik die dicke Behaglichkeit dieses Gegenstandes der Cicisbeatur von Villers nach.

Villers habe sich ungeschickt benommen, als er seinen Landsleuten das neue Evangelium von Kant angekündigt. Sie werde in ihrer Schrift davon ausgehen, zu zeigen, daß die besten Köpfe Frankreichs schon vor Kant auf Kantische Ideen gestellt gewesen wären. So erwerbe man der Sache Zutrauen. Sie steht deßwegen mit Degerando, dem arbeitsamsten der Pariser Philosophen, Camille Jourdans Freund, in beständigem Briefwechsel auch von hier aus. Sie habe in Weimar über viele Gegenstände der Literatur und Philosophie ganz neue und überraschende und ihr höchst interessante Vorstellungen bekommen. Diese verdanke sie vorzüglich Goethe und Schiller. Schiller, der sich beinahe gar nicht im Französischen ausdrücken könne, habe doch gleich in der ersten Unterredung mit ihr, wo die sichtbarste Anstrengung, sich ihr verständlich zu machen, ihm beinahe Krämpfe verursacht hätte, einige neue, luminöse Ideen gegeben.

Zuweilen scheine es ihr, daß wir Deutsche sehr witzige Ausdrücke hätten, oder sehr neue; es sey aber nur Unkunde der französischen Sprache. So habe sie einmal einen Ausdruck von Goethe, der eine Idee von Schiller eine neuve et courageuse nannte, sehr bewundert, bis ihr endlich deutlich geworden, daß Goethe bloß aus Unkunde der Sprache courageuse statt hardie gesezt habe. Mit der unbefangensten Geradheit fragte sie unsern Capitain à belles moustaches, als von der Frau von Bechtolsheim in Eisenach die Rede war: »Avez vous été amoureux d'elle?« Ich hätte doch die Züge der Fragerin sehen mögen, wenn er nicht mit Nein geantwortet hätte, wie er freilich hier schon aus Artigkeit gegen die Dame, neben der er auf dem Sopha saß, thun zu müssen glaubte.

Sie äußerte noch, das Ridicule habe sich Bonaparte in Paris nicht zu geben gewagt, ihre Delphine, einen bloßen Roman, zu verbieten. Allein seine Wuth sey eigentlich durch die lezte Schrift ihres Vaters, Vues politiques etc., entzündet worden; da ständen freilich Stellen, die dem korsischen Zwingherrn an den Hals griffen.

Den 18. Februar. Vater Wieland sprach mit Entzücken von einem Abendmahl bei der Herzogin Mutter, wo Frau von Staël ihre Ueberzeugungen über Religion und Moral in Gegenwart des Herzogs mit himmlischer Beredtsamkeit ausgesprochen. Sie erklärte sich für das stoisch-kantische Princip des kategorischen Imperativs mit der größten Lebhaftigkeit und knüpfte daran

---

* Sie gestand einmal der Frau von Schardt hier ihre Leidenschaft für Matthieu mit den Worten: »J'ai failli mourir d'amour pour lui.« Hingegen nennt sie ihr Verhältniß zu Benjamin Constant »un amour pétrifié.«

alle ihre Ideen von Vervollkommnungsfähigkeit und Fortdauer des Denkenden in uns. Der Herzog entrirte dießmal mit vieler Theilnahme. Sie sprach sich als reine Deistin aus, der Herzog nahm den Materialismus in Schutz. Damit die Unterredung nicht zu ernsthaft würde, recitirte Frau von Staël auf einmal Voltaires scherzhaftes Gedicht: »sur Montaigne.« worin jene stoische Philosophie von ihrer lächerlichen Seite vorgestellt wird.

Den 19. Februar. Robinson aus Jena brachte ihr einige neue Hefte über die neueste Aesthetik und ging sie mit ihr einige Stunden lang durch. Sie gestand nachher bei Tische, daß die Metaphysik ihre Nerven so sehr angreife als die Mathematik. Dennoch ist sie unermüdet, um sich die Hauptideen derselben geläufig zu machen. Außerordentlich gefiel ihr Schellings Definition der Tragödie und Komödie. Sie las uns noch vor Tische ihre Uebersetzung von Goethes Bajadere vor, worin sie vieles gemildert hatte, weil sie sonst eine Frau nicht übersetzen dürfte. Man plaisantirte über die Nacht, die sie in Tag verwandelt hatte. Als Robinson ihr einen Einwurf über die Uebersetzung der „Sklavendienste" machte, die sich zu einem Equivoque verdrehen lasse, gab sie ihm sogleich recht und versprach es zu ändern. »La critique,« sagte sie, »ne connoit point d'honnêtetés. Elle va droit à son but, mais elle déteste aussi les personnalités.«

Sie hat vor einigen Tagen mit Constant ganz allein bei Goethe soupirt und ihn dabei unvergleichlich, offen, geistreich, überfließend an Bemerkungen und Scharfsinn gefunden. Er spricht nach dem Herzoge hier am besten französisch und immer treffend. Er hat ihr die Uebersetzung des Fischers mit vielen Anmerkungen begleitet zurückgegeben. Bei Tische großer Streit über Pope, von welchem auch Constant behauptete, er sey kein Dichter. Laute Bewunderung der Heroide: „Heloise an Abälard," von ihrer Seite. Ob Racine nach dem strengen Maßstabe der Neueren ein Dichter zu nennen sey? Ja, in einzelnen Scenen; aber sein Britannicus sey nichts als ein versificirter und dialogisirter Tacitus. Harte Urtheile über Frau von Genlis, die kein Mittel zwischen einer femme dévergondée und dévote kenne, und die Frau von Krüdener, die Verfasserin der Valérie, die als ihre abgesagte Feindin ihr nach Berlin vorausgegangen sey. Nur die Madame Cötard, die Verfasserin von Amelie Lightfield, sey eine geistreiche Romandichterin. Ihre Liebe zu den Engländern und das was Lebensay am Ende der Delphine über das Finale der Revolution, den Despotismus sage, habe ihr Bonapartes entschiedenes Mißfallen zugezogen. Der große Bonaparte liebt die kleinen und krummen Wege. Oeffentlich that er nichts gegen das Buch; aber er ließ es durch die Journalisten um die Wette zerreißen. »Toute la France est ouverte; mais vous ne ferez point de maison à Paris.« schrieb er selbst. — Mirabeau rief einmal dem Portalis in der ersten Assemblee, als dieser Phrasendrechsler ihn hart angegriffen hatte, zu: Là je t'attends. Tu vas périr! Dieß rief sie heut bei Tisch dem Constant zu, als dieser den Britannicus als Urkunde für Racines Dichteransprüche vorbrachte.

Den 20. Februar. Wieland besuchte sie Morgens. Die Herzogin hatte ihr Herders Kalligeneia geschickt und gewünscht, daß sie daraus etwas übersetzen möchte. Allein sie fand die ganze Manier der Allegorien für unsere Zeit veraltet und sagte: »le cadre est mauvais.« Dieß nahm Wieland, der gerade nicht in der glücklichsten Sprachstimmung war und sich schon einigemal in den peinlichsten Geburtsschmerzen wegen eines zu gesuchten Ausdrucks befunden hatte, sehr übel, und sagte der Frau von Staël geradezu: in diesem Falle wären auch alle seine Rahmen für seine Dichtungen schlecht. Frau von Staël, die seine Empfindlichkeit möglichst zu schonen suchte, gab sich alle ersinnliche Mühe ihn zu beruhigen, und Wieland wurde dadurch so gerührt, daß er mit noch höherer Begeisterung, als mit welcher er gekommen war, von ihr schied.

Nach der Tafel hatte sie am Kamin mit dem Herzoge und der Herzogin eine interessante Unterredung über das Schöne. Sie malte den Zustand, wenn sie ein altes Mütterchen geworden wäre, sehr komisch und phantasiereich aus; sie würde sich über und über verschleiern, nur den Mund frei lassen, und durch ihn in der süßesten Stimme Cicadentöne erklingen lassen, ihre runzlichten Hände durch Handschuhe maskiren und durchaus jeden Anblick der Häßlichkeit und décrépitude den Augen der Menschen entziehen.

Abends erklärte sie beim Engländer Gore dem Herzoge das ganze System der Schelling'schen Aesthetik und seines Indifferentialpunktes, wo das Ideale und das Reale in Ruhe und Gleichgewicht kommen. Selbst die Dreieinigkeit ist in diesem Indifferentialpunkte. Der Sohn ist das Reale, der heilige Geist ist das Ideale und Gott der Vater oder die Gottheit überhaupt ist der Indifferentialpunkt zwischen beiden. Goethe in seiner Schrift über die Pflanzen, Brown in seinem System der Irritabilität und Sensibilität, selbst Leibnitz in seiner prästabilirten Harmonie sind Schellingisch. Wer nur von einer Peripherie ernstlich in ein Centrum vorrückt, kommt auf eine Schelling'sche Idee. Sie erklärt die Anwendung der Schelling'schen Lehre auf die Poesie (lyrisch ist ideal, episch ist real, der Indifferentialpunkt

— le repos de l'idéal et du réel — ist die dramatische Poesie), die Musik, die Malerei, die Plastik u. s. w. mit solcher Klarheit und Präcision, daß wir uns alle davon ergriffen fühlten. — Ihre zwei Gegner hier sind der Graf Reuß und der Graf Marschall, beide um ihrer unausstehlichen Prätensionen willen. Sie kann sich nicht entschließen den titelsüchtigen Grafen R. zu beexcellenzen. Daher nennt sie dieser auch nur: »mon aimable petit coeur.« Der Graf M. wirft sich immer in die Brust und glaubt besser französisch zu sprechen als sie selber.

Da es ihre Absicht ist, ihren Urtheilen über unsere Literatur eine Documentensammlung aus unsern besten Dichtern hinzuzufügen, so übersezt sie jezt täglich etwas von Goethe, Schiller u. s. w. Vor allen hat ihr Goethes Fischer so gefallen, daß sie ihn mit seltener Anschmiegung an's Original in demselben Versmaaß gereimt übersezt hat. Damit fuhr sie vor einigen Tagen selbst zu Goethe und las ihm ihre Uebersetzung vor. Johannes Müller, der sich eben bei Goethe befand, war bei der Unterredung gegenwärtig; sie habe Goethe bei allem schmeichelhaften, was sie ihm sowohl über dieses Gedicht als über seine Genialität als Dichter überhaupt sagte, doch auch mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit so viel Tadel und Mißbilligung zu erkennen gegeben, als ihm vielleicht in seinem Leben noch niemand in's Gesicht gesagt Sie tadelte seine scheue Zurückgezogenheit, seine kalte, zurückstoßende Verschlossenheit, kurz alles dasjenige, was Goethe, der die Weiber stets nur als Spielwerkzeuge ansehe, und bei wahrhaft geistreichen undwitzigen Frauen, die ihn nicht anbeteten, sich stets übel befinde, erst in dem Kreise der Frauen verlernen müsse, die sich selbst schätzen.

Den 21. Februar. Herr P..., der Hofmeister der Staël'schen Kinder, der, von Villers empfohlen, zu wenig vorbereitet von Helmstädt weg zu ihr nach Copet kam und bald solche Blößen gab, daß er das Zutrauen verlor (er erklärte z. B. die Ste. Barthélemy einmal in Gegenwart des alten Neckers für eine conjuration de toute l'Europe), gehörte seiner Natur nach der Frau v. Staël gegenüber zu den Mißvergnügten. Dennoch gestand er mir heut sehr offenherzig, daß sie alles mit ihm machen könne, sobald sie wolle. Sie nahm ihn gleich anfangs einmal auf acht Tage mit nach Genf, und wußte ihn so an sich zu fesseln, daß er in den ganzen acht Tagen nicht einmal Zeit gewinnen konnte, drei seiner Landsleute in Genf auch nur auf einen Augenblick zu besuchen.

Einiges aus der heutigen Unterredung mit P. will ich mir hier gleich anmerken. Frau von Staël nahm vorzüglich wegen Matthieus von Montmorency, ihres von ihr selbst angebeteten Liebhabers, den eifrigsten Antheil an der Revolution und ergriff selbst die Partei, die der ihres Vaters entgegengesezt war, weßwegen auch ihre Eltern eine Zeitlang gar nichts von ihr wissen wollten. Sie hatte Plane, die auf die Erhebung der Montmorency gingen, und streute bei dieser Gelegenheit große Geldsummen aus. Als er im Gefängnisse und in der augenscheinlichsten Gefahr war, wie sein Bruder unter der Guillotine zu sterben, boten sie und ihr Vater alles auf, um ihn zu retten. Eugen, ihr jetziger Kammerdiener, damals Hauptmann in der Nationalgarde, dessen Dienste zur Ausführung ihrer politischen Plane Frau von Staël längst erprobt hatte, erhielt carte blanche vom alten Necker, so viel Geld aufzunehmen, als nur nöthig wäre, um Montmorency zu retten. Er kaufte ihn mit 1000 Louisd'or los und führte ihn durch Umwege und Wälder glücklich aus Frankreich. Durch diese Rettung findet sich der edle Matthieu von Montmorency auf ewig an sie gebunden und bleibt ihr treuester Freund auf Erden, ob er gleich bei seiner andächtigen Schwärmerei oft sehr traurige Empfindungen dabei hat, daß sie ihr Seelenheil so auf's Spiel sezt. Er war vorigen ganzen Sommer (1803) in Copet, fuhr aber regelmäßig alle Wochen zweimal zwei Meilen weit zu dem katholischen Gottesdienst. Eugen ist durch diese und mehrere Dienste der Frau von Staël auf immer theuer und unentbehrlich geworden. Seine Frau ist ihre Kammerfrau. Er hätte, wäre er schlecht gewesen, damals Neckers ganzes Vermögen unterschlagen können. Dagegen ist er als Rechnungsführer und Cassier der Frau von Staël so gewissenhaft, daß er eher selbst eine Einbuße leidet, als sie ihr anschreibt.

In ihrer Liebe ist sie etwas veränderlich; sie kann leicht vergessen. So denkt sie jezt fast gar nicht mehr an den armen Christin, den sie eine Zeitlang unaussprechlich liebte. Er ist aus Yverdun, hat ganz Europa durchreist und den feinsten Ton gegen Damen. Der russische Gesandte in Paris, Graf Markoff, nahm ihn als seinen Sekretär zu sich. Als der Krieg mit den Engländern auf's neue ausbrach, befand sich Lord John mit seinem Arzte Robertson in Copet. Um der Gefangennehmung zu entgehen, flüchtete er nach Zürich, und als man ihn auch da verhaften wollte, hatte er gerade nur noch so viel Zeit, um in Frauenkleidern über die Grenze und nach Stuttgart zu entkommen. Er hatte sein Geld alles zu sich gesteckt und den armen Arzt Robertson ohne Mittel sitzen lassen. Dieser schilderte seine Verlegenheit in einem Briefe an Frau von Staël, die sich sogleich entschloß, ihm 100 Louisd'or durch Herrn

P. und ihren ältesten Sohn, die unter dem Vorwande einer Reise durch die Schweiz nach Zürich kommen sollten, zuzuschicken. Allein Christin, der eben in Copet war, erbot sich, ihm die Summe selbst zu überbringen, hatte aber die Unvorsichtigkeit, ihm in Gegenwart eines Marqueurs im Gasthofe das Gold einzuhändigen. Die Sache wurde sogleich nach Paris verrathen und der arme Christin als ein Agent der Engländer verhaftet, und aller Reklamationen des Grafen Markoff ungeachtet in Paris in den Tempel gesezt, wo er seit sechs Monaten schmachtet. Man hatte in seinen Papieren durchaus nichts verfängliches gefunden, außer den Anfang eines Briefes: »Le grand Consul s'abaisse à ce petit moyen;« dieß galt als Todesverbrechen. Markoff hat um dieser Beleidigung willen Paris verlassen. Aber an den armen Christin denkt jezt selbst Frau von Staël nur sehr selten. — Ihre Liebe zu den Engländern überschreitet oft alle Vorstellung. Von ihnen läßt sie sich manches gefallen, was ihr kein anderer bieten dürfte.

Reimsprüche.

Fortuna ist ein Weib, und das gewinnst du nicht
Mit stetem Vorwurf und mit mürrischem Gesicht;
Nur wenn du um sie wirbst mit keckem Uebermuth,
Springt sie dir an den Hals und bleibt dir treu und gut.

In einem langen Irrthum Klarheit,
Die uns geworden unbewußt,
Gewähret wohl die gleiche Lust,
Wie mühsam aufgesuchte Wahrheit.

Jeder deiner Lebenstage
Bringt im Wechsel Lust und Plage;
Wie es kommt, so mußt du's nehmen
Und dich heitern Sinns bequemen,
Bittre Schalen zu entfernen
Von den süßen Freudenkernen.

Selbsttäuschung ist das schlimme Kind,
Vor dem du vaterselig kniest,
Das du, für Wahrheit taub und blind,
Dir selbst zur Strafe auferziehst.

Von keiner Arbeit wird dir je die Hand
So hart und fühllos, wie vom vielen Drücken
Wortschneller Freunde mit geschmeid'gem Rücken,
Mit Sucht nach Vortheil und voll Unbestand.

Gewohnheit spinnt ein Netz um deinen Geist;
Du ruhst gefangen als dein eigner Knecht,
Die Hand verwünschend, die an das Geflecht
Hintastend eine Masche dir zerreißt.

Die Gunst des Herrn — der hat sie immerdar,
Dem nie die eigne Meinung theuer war,
Der nach des Herren Stimmung stets sich stimmt
Und selbst sein Recht als hohe Gnade nimmt.

Ein jeder Hauch bewegt sie; sie sind Rohr,
Das nur im Sumpfe wächst und tiefem Moor.
Was willst du andres wohl aus ihnen greifen,
Als wiederum durch Hauch belebte Pfeifen?

Ein neues Leben keimt, ein frisches Blühn
Im Urwald aus den umgestürzten Bäumen:
So aus des Volkes hingesunknen Träumen
Steigt immer neu der Freiheit Hoffnungsgrün.

Ein jeder pfeift, wie's ihm behagt. Du Thor,
Wenn es dir nicht gefällt, verschließ dein Ohr;
Doch fordre nicht, daß deine Weise Allen
Geläufig sey, um einzig zu gefallen.

Der Eine liegt am liebsten an dem Bach
Und sieht dem Lauf der Wellen nach;
Der Andre sucht im Wald den Dämmerschein,
In's grüne Dickicht blickt er still hinein.
Geh' deines Weges, stör' die Träumer nicht
Und such' dein Plätzchen, schattig oder licht.

Feodor Löwe.

Literatur.

C. Heideloff, die Kunst des Mittelalters in Schwaben. 1—3. Lieferung. Stuttgart 1855.

Dieses verdienstvolle Werk reiht sich den Publikationen des württembergischen Alterthumsvereins auf's erfreulichste an, indem es in dem weiten Gebiete der Nachforschungen sich auf dasjenige, was die schwäbische Kunst bis zum fünfzehnten Jahrhundert hinterlassen hat, beschränkt. Da die Kunst des Mittelalters auf der Kirche beruhte und in ihrem Dienst erwuchs, so hat man in diesem Unternehmen vorherrschend Darstellungen kirchlicher Baukunst, Ornamentik, Bildnerei und Malerei zu erwarten; doch sind auch andere Gegenstände, deren sich die Kunst bemächtigt, nicht ausgeschlossen; vielmehr haben sich die Unternehmer die Aufgabe gestellt, in Bild und Wort nicht nur eine Kunstgeschichte, sondern eine Vervollständigung der schwäbischen Geschichtskunde überhaupt und daneben zu praktischen Zwecken eine Mustersammlung für die wieder aufblühende Kunstindustrie zu liefern. Auf diese Weise ist das Werk als ein „illustrirtes Schwaben" zu betrachten, aus welchem sich jeder bei seiner Richtung oder seinem Fache entsprechende Belehrung schöpfen mag. Die Leitung des Unternehmen hat der Nestor der Darstellung mittelalterlicher Kunst, C. Heideloff, übernommen, dessen von früher Jugend an gefüllte Mappe eine reiche Ausbeute alter, zum Theil nicht mehr auf unsere heutige Zeit gekommener Kunstwerke gewährt. Ihn unterstützte in den Zeichnungen nach Monumenten der Bildnerei und Malerei Dr. Ferdinand Fellner, in architektonischen Aufnahmen C. Beisbarth; die Ausführung der sehr reichen Abbildungen in Stahl- und Holzstich leitet der Kupferstecher Fr. Wagner; der erläuternde Text ist von Professor Fr. Müller bearbeitet. Die drei bis jetzt erschienenen Hefte bewegen sich in periegetischer Folge durch Herrenberg, Sindelfingen, Stuttgart und Mühlhausen, und wie es bei allen solchen Unternehmungen zu geschehen pflegt, der Gehalt des Werkes wächst mit jedem neuen Hefte. Staunend erkennt man in diesen blanken Stichen, in diesen reinlichen, dem Text eingewebten Holzschnitten oft gesehene Gegenstände aus der nächsten Nähe, die im wettergrauen Stein, in schmutzig braunem Schnitzwerk sich gleichsam verbergend, bis dahin manchem Vorübergehenden kaum einen Blick abzugewinnen vermocht haben, und nun in der hellen, schönen Abbildung Anerkennung fordernd vor ihn treten. Es mag manchem ketzerisch klingen, aber diese geschwärzten, zum Theil halb vollendeten Kunstwerke und Riesenbauten des Mittelalters nehmen sich auf dem Papier doch schöner aus als im Original, und eine gut gestochene, nach dem ursprünglichen Risse ausgeführte Platte leistet mehr als der gemachte Enthusiasmus, der — in alle Ewigkeit vergebens — die Gelder aufzutreiben sucht, um Werke auszubauen, die eine ihrer Entstehung um so viel günstigere Zeit nicht zu vollenden vermochte. Dieß gilt wenigstens ganz gewiß von der Architektur des Mittelalters. Aber eben deßhalb ist es um so verdienstlicher, diese großen Vorbilder, nicht einer für alle Zeiten maßgebenden Kunst, aber einer großartigen schöpferischen Thätigkeit, dem Zahn der Zeit, der sie immer mehr zu benagen drohte, in der Weise zu entreißen, wie es durch das vorliegende Unternehmen geschieht. Man betrachte z. B. die Tafel VIII. abgebildete Kreuzblume aus einer verschwundenen Stuttgarter Kapelle. Aber auch die Nachbildung des noch Vorhandenen verdient Dank, indem sie, wie am Apostelthor der Stuttgarter Stiftskirche, das Fehlende ergänzt und einzelne sehenswerthe Theile, die im Gesammtbilde wegen der Entfernung dem bloßen Auge nicht gut zugänglich sind, durch besondere Darstellung in unmittelbare Nähe rückt. Solche Gestalten, wie der hier abgebildete Apostel Paulus, die Figuren vom ehemaligen Lettner der Stiftskirche, die des bekannten Oelbergs an der Leonhardskirche, aus der Spitalkirche ꝛc. geben zum Theil einen sehr hohen Begriff von der Stufe, welche die Kunst in Schwaben zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erreicht hatte. Nimmt man hiezu noch die schwäbische Malerschule, mit deren Vertretung im dritten Hefte (St. Johannes Baptista von Barth. Zeitblom, aus der Abel'schen Sammlung) der Anfang gemacht wird, und vergleicht sie mit der böhmischen, von welcher durch besondere Verkettung der Umstände einige (im gleichen Hefte nachgestochene) Gemälde in die Veitskirche zu Mühlhausen gekommen sind, so überzeugt man sich nicht ohne Ueberraschung, daß das Eigenthümliche der schwäbischen Kunst nicht in der Zartheit und Innigkeit, worin sie gleichwohl keiner andern nachsteht, sondern in einer freien Natürlichkeit bestand, zu welcher sie vor allen andern in Deutschland durchgedrungen war. Möge dieß eine gute Vorbedeutung für die künftigen Kunstbestrebungen Schwabens seyn! Es ist merkwürdig, zu betrachten, zu welcher Höhe der äußeren Herrlichkeit, von den Künsten beflügelt, die Kirche bis kurz vor der Reformation und dicht an sie heran in denselben Ländern gestiegen war, die so bald nach der Kirchenänderung an der Stelle des bunten Reichthums nur noch eine starre Nüchternheit zeigen. Man könnte diesen Umschwung bedauern, aber weder vom Standpunkt der Kirche noch vom Standpunkt der Kunst hat man Ursache hiezu. Die Kunst des Mittelalters war beim Anbruch der Reformation, wie die altgriechische Kunst zu ihrer Zeit, an einen Punkt gekommen, wo sie, mit der Wahl ihrer Stoffe zwar noch an die Kirche gebunden, in

der Form der Ausführung sich von der Kirche emancipirt, und vom strengen symbolischen Charakter zur freien natürlichen Darstellung übergehend, die Kirche um ihren Inhalt betrügt. Verliert auf diese Weise die Kirche, der es nicht um Kunstgesetze, sondern um ihr eigenes Maß und Gewicht zu thun ist, so gewinnt auch die Kunst nichts mehr dabei, die, so wie sie einmal auf eigenen Füßen zu stehen gelernt hat, durch die kirchlichen Anforderungen nur gehindert ist, und an menschlicheren Gegenständen als Martern, Hinrichtungen u. dergl. sich zu entfalten suchen muß. Deßhalb hat die italienische Malerei, die in der Entwicklung der Künste den Vortritt führt, aus den kirchlichen Pensen am liebsten allgemein menschliche Verhältnisse, wie die Mutter mit dem Kinde, herausgegriffen, und in ihren Darstellungen diesen protestantischen Trieb, der auch in Deutschland erwacht war, zur künstlerischen Vollendung gebracht; aber eben hiemit war sie auch reif, das Gebiet der kirchlichen Stoffe überhaupt zu verlassen. Da jedoch die Kunst, auch wenn sie mit Bewußtseyn sich von der Kirche ein wenig losmachte, äußerlich dennoch an die Kirche gekettet blieb, so hat ihr die Reformation einen größeren Dienst erwiesen, als es für den Augenblick und für lange Zeiten schien: denn weder die frivole Verflachung des kirchlichen Gehalts noch die Restauration des antiken Heidenthums, die in Italien mehrmals versucht wurde, konnte die Sache menschlicher Geistesbildung fördern, sondern sie mußte schwere, bange Jahrhunderte hindurch in den Ernst und die Finsterniß des Lebens getaucht werden, um mit neuen Elementen bereichert wieder an's Licht zu kommen und die Kunst mit Aufgaben zu beschenken, die schon von vorn herein von allen hemmenden Stoffen befreit sind. In diesem Entwicklungsgange nun, den die Kunst von der Erziehung durch die Kirche bis zur Befreiung von derselben macht, nimmt die schwäbische Kunst eine ungemein reizende Stufe ein, sofern ihr Naturalismus nicht als bewußte Entfernung vom kirchlichen Zwecke, sondern als liebliche Naivetät erscheint. Diesen Eindruck macht beinahe jedes der in diesem Werke nachgezeichneten Bilder; doch fehlt es auch nicht an Spuren jener Ausartung, mit welcher jede an die Kirche gebundene Kunst enden muß, wie denn der Verfasser des Textes von einem (nicht mitgetheilten) Gemälde aus der Nachblüthe der schwäbischen Schule bemerkt, seine Innigkeit streife schon an „das Streben graziös zu erscheinen," seine Naivetät an „Kokettterie," und die Herrschaft über den Stoff gehe „in eine etwas theatralische Schaustellung aus." Je mehr wir aber betrachten, wie Großes in ihrer Art unsere Vorfahren in einer befangeneren Zeit und mit beschränkterer Bildung geleistet haben, desto mehr muß sich unser Jahrhundert, das sich vorgeschrittener Bildung rühmt, angespornt fühlen, seinen Gehalt in freieren und noch reicheren Kunstformen auszuprägen. Für diese Nacheiferung sind Sammelwerke, wie das Heideloff'sche, unendlich fördernd. Der Künstler, der Dichter, der Geschichtschreiber, Jeder, der nach Bildung strebt, bereichert sich daraus. Möge das Werk den Beifall und die Aufmunterung finden, die es in vollem Maße verdient.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juni.

Ein Abstecher nach Graz und Gleichenberg.

I.

In der Hauptstadt des Herzogthums Steiermark wird sich nicht leicht ein französischer Sprachmeister finden, der es versäumte, seinen Schülerinnen mitzutheilen, daß besagte Stadt, welche man auf deutsch „Graz im Thal der Mur" nennt, auf französisch »la ville des Graces dans la vallée de l'amour« heiße. Die Schreibart „Graz" ist übrigens — wie ganz beiläufig hier bemerkt sey — nur darum richtig, weil sie in neuester Zeit dafür angenommen wurde, denn wie man in Sachsenhausen „Pferd" schreibt und „Gaul" spricht, so schrieb man auch in Steiermark „Grätz," der volksthümlichen Aussprache zum Trotz, und die alte Schreibart war die eigentlich berechtigte, just wie bei Grätz in preußisch Polen, bei Königingrätz in Böhmen und bei unserm tapfern alten Feldmarschall Windischgrätz, welchem einst der Wiener Spaß nachsagte, er habe die Freundschaft des Freiherrn von Hammer-Purgstall verscherzt, weil er sich beharrlich geweigert, seinen Namen fortan Windischgraz zu schreiben. Der berühmte Hammer war nämlich derjenige, welcher vor etwa einem Jahrzehent für die neue Schreibart dreinschlug und sie richtig durchsetzte. Jedenfalls ist gewiß, daß die freundliche Stadt in der reizenden Umgebung mit vollem Recht auch durch ihres Namens Klang an die Grazien erinnert.

Mir ist Graz seit vielen Jahren lieb und werth, und

freudig schlug mir das Herz, als ich mich am hellen Maimorgen aufsetzte, um ein Fest des Wiedersehens zu feiern. Ein Sonntag war's; die Völkerwanderung strömte dem Bahnhofe zu; überladen mit geputztem Volk rasseln die Omnibus einher, dem Lärm nach wie schwerfällige Feuerspritzen anzuhören, überholt vom flotten Fiaker im gestreckten Trab und vom Comfortable mit dem hagern Rößlein, das — indem es so ungestüm bergauf rannte — sich selbst um so schneller für seine Bestimmung reif machte, für eine Bestimmung, deren Räthsel hier ungelöst bleibe. Dem natürlichen Lauf der Dinge nach wird das Roß zum Pferd und zum Gaul, um endlich auf dem Wasen die letzte Ruhestätte zu finden; aber zu Wien wird manche lebensmüde Mähre, welche nach Klederling gehörte, nach Döbling zur Fleischbank geführt, und wer ganz sicher seyn will, nicht etwa eines Abends ein Stück von dem Rößlein im Magen zu tragen, das ihn ein paar Tage zuvor über den Granit hinschleppte, der meidet im Westen der Stadt die „Frankfurter" (scilicet: Würstl). — Die lange Wagenreihe des Bahnzuges füllte sich. Die Stunde schlug, die Dampfpfeife schrillte, der Zug — auf Wienerisch „Train" geheißen — brauste von dannen, um nach ein paar Schritten, nämlich bei Meidling, der südwestlichen Vor-Vorstadt zu halten. Eine unabsehbare Schaar drängte sich hier den Wagen zu. Mit einer gewissen schadenfrohen Behaglichkeit dachte ich bei dem Anblick daran, daß ich wenigstens am Abend dieses gesegneten Sonntags nicht ebenfalls Würger und Opfer zugleich in dem Getümmel seyn sollte, welches nach festlichen Tagen die Bahnhöfe bis Baden hinauf zu Kampfplätzen macht, wo man sich um den Sitz zur Heimfahrt schlägt. Lustig gings nun voran. An jedem Haltplatz wurden Massen von Lustfahrern ausgeworfen; zu Liesing die „Biermannen," zu Brunn die Waller nach der Brühl, zu Mödling nebst Brühlgängern die vielen, welche sich der Zweigbahn nach Laxenburg bedienen wollten, zu Baden der helle Haufen der Sonntagsgäste und zu Vöslau der Rest davon. Dieses Vöslau ist ein recht nettes Krippenspiel von zerstreuten Villen und frohmüthigen Anlagen, obschon es noch gar zu neu und unfertig aussieht und gleichsam nach Leim und Farbe riecht. Was den Geschmack betrifft, in welchem die Häuser aufgeführt sind, so kommt das Urtheil auch hier auf ein Bild zurück, welches ich bei Anlagen unserer Zeit leider schon mehr als einmal anzuwenden im Falle war: Zuckerbäcker und Buchbinder haben sich zur Ausführung brüderlich die Hände gereicht. Hinter Vöslau ward der Zug kleiner, die Gesellschaft weniger zahlreich, doch befanden sich immer noch Sonntagsfahrer dabei, die ihren Ausflug bis Neustadt oder gar bis Gloggnitz erstreckten. Wer über Neustadt hinaus fahren will, muß schon einen Ausweis bei sich haben; der Polizei gegenüber ist er ein Reisender. Doch ist die Sache den Reisenden viel leichter gemacht wie sonst; man bedarf nicht mehr neben dem Paß des Passirscheins, welchen man ehedem abliefern mußte, und die Staatsangehörigen können auf Verlangen Fahrkarten für die ganze Monarchie auf die Dauer eines Jahrs haben. Ueberall in der Welt macht der großartige Verkehr auf den Eisenschienen die peinlich kleinliche Aufsicht unmöglich, wie der elektrische Telegraph sie überflüssig erscheinen läßt.

Oberhalb von Gloggnitz beginnt das Wunderwerk unserer Zeit, die Bahn über den Semmering, ein Werk, dessen ungeheure Kühnheit nur derjenige ganz zu würdigen vermag, welcher die Gegend aus voreisenbahnlichen Tagen kennt und der wenigstens aus Ueberlieferungen weiß, daß es Zeiten gab, in welchen man es für unmöglich erklärte, nur eine leidlich bequeme Heerstraße über das mächtige Gebirg zu führen. In meiner Jugend habe ich die Wanderung über den Semmering oft gemacht, zu Fuß wie zu Wagen, und jedesmal wiederum den vollen Reiz der Neuheit dabei empfunden. Wenn wir Baden verlassen, liegt die Bergkette in langer blauer Reihe vor uns. Von Neustadt aus sehen wir die Einzelheiten deutlicher und dann beginnen allmählig die Höhen rechts und links in den Flanken vorzurücken, während die Mitte zugleich an Deutlichkeit zunimmt, in die Höhe wächst und dennoch zurück tritt. Rechts erhebt sich der Schneeberg, dessen letzte langgestreckte Ausläufer bei Wien sich in der Donau spiegeln. Seine steilen Felsenzacken zeichnen sich immer deutlicher, höher, gewaltiger, immer breiter werden die gedehnten Schneeflächen über den Kalkfelsen, deren Fuß auf grünen Waldbergen ruht. Diese Waldberge geben dem Verstand einen Maßstab für die ungeheure Höhe des Gebirgs, wie ihn das getäuschte Auge nicht gleich findet; sie sind nämlich so gewaltig wie manche Berge, die in Mitteldeutschland uns schon zu schaffen machten, und sehen nur im Vergleich zu den Kalkfelsen über ihnen so unbedeutend aus. Nun berechnen wir ferner, daß es eine ähnliche Felsenmauer ist, die uns noch von der Steiermark trennt und welche wir jetzt nicht bloß mit Roß und Wagen, sondern auf eisernen Geleisen durch Dampfkraft überwinden sollen. Der Gedanke erregt Schwindel, besonders wenn wir an gewisse Maulwurfshügel denken, welche anderwärts der Bahnbau mit Stollen durchbohrte, weil er die Steigung zu bewältigen für rein unmöglich hielt. Vor Gloggnitz öffnet sich der Schooß des Hochgebirgs, und hinter dem genannten Ort biegen wir in eine gewundene enge Thalschlucht ein, die gegen Paierbach empor führt. Rechts und links Wald, Berg, Fels, unter unsern Füßen eine Steigung, welche das erstaunte Auge an gewissen Anzeichen erkennt, ohne daß wir ihre Beschwerlichkeit wahrnehmen, weil wir behende wie auf ebenem Boden hingleiten. Zur Linken weichen endlich die Höhen zurück, öffnet sich eine reizende Aussicht auf Wiesen, Thal, Berg und Wald an hoch anstrebenden Halden, friedlich idyllisch für das Auge, aber dennoch schauerlich für die Einbildungskraft durch eine besondere Wahrnehmung. Jenseits des Thals nämlich, das sich zu unsern Füßen ausbreitet, schaut uns von gewaltiger Höhe herab ein Häuschen an, das wir erst für den Wohnsitz eines Städters halten. Doch es ist dazu viel zu klein, und wir würden uns das

Mißverhältniß zwischen dem geringen Umfang des Baus und seiner festen Bauart nicht zu erklären vermögen, sähen wir nicht alsbald noch ein solches Gebäude und die Andeutungen der Linie, welche sie verbindet — den Unterbau einer Eisenbahn mit Stützmauern, Abgrabungen und andere Wahrzeichen. Die Villa ist ein Wächterhäuschen; wir müssen hinauf zu jener Höhe, und sie ist erst ein Theil des Jochs, dessen Gipfel wir mit Dampf zu erklimmen und von dessen Gipfel wir eben so hoch wieder abwärts zu rollen haben. Bei diesem Anblick habe ich zum erstenmal begriffen, daß es Leute gibt, die in allem Ernst sich fürchten können, über den Semmering zu fahren, oder vollends solche, die es auf den Schienen gar nicht wagen, sondern sich geradezu der alten Heerstraße bedienen. Unsere Enkel freilich, die werden einer solchen Furcht spotten, wenn sie je etwas davon erfahren sollten. Sie werden sich einbilden, unser Wunder sey ein ganz einfach natürliches Ding; aber wir haben ja kaum die Zeit hinter uns, in welcher viele sonst ganz besonnene Leute das Unternehmen der Bahn über den Semmering für reine Tollheit erklärten. Das Bauen, sagten sie, sey allerdings möglich, wenn auch schwierig und von wahnsinniger Kostspieligkeit; aber mit dem Hinüberfahren werde man nimmermehr zu Stande kommen. Vermuthlich haben die ersten Eisenbahnanlagen auf nicht ganz ebenem Boden ähnliche Prophezeiungen an ihrer Wiege vernommen. Doch lassen wir das; gewiß ist, daß einem beim ersten Anblick der Bahnstrecke in der Höhe jenseits von Paierbach ein bischen schwül um's Herz wird. Mir ward dabei einen Augenblick lang eben so zu Muthe, wie mir im Anfang einen Augenblick lang zu Muthe war, als ich zum ersten (und einzigen) mal in meinem Leben im wagerechten Hagelwetter das Pfeifen der blauen Bohnen vernahm. Zu allerst überläuft es uns schauerlich, dann empfindet man ein angenehmes Grausen, eine schmerzliche Behaglichkeit, und hernach denkt man an Gott weiß was, nur nicht an das Nächste. Und wenn man irgend noch die Möglichkeit einer Gefahr erwägt — ich rede nur noch von der Semmeringfahrt — so geschieht es, um die Betrachtung daran zu knüpfen, daß ein Tag erscheinen könnte, an welchem lange Gewohnheit die Aufsicht schläfrig und stumpf gemacht hat, wie es hie und da auf ebenen Bahnen schon geschehen ist. Aber zur Zeit ruft zwischen Gloggnitz und Mürzzuschlag kein Bediensteter der Bahn „auf dem Kissen der Sicherheit im Schatten kühler Denkungsart;“ im Gegentheil, sie stehen insgesammt ohne Unterlaß auf den „Fußspitzen der Erwartung,“ angethan mit den „Handschuhen der Behutsamkeit.“

Vom Bahnhof zu Paierbach übersieht man den gewaltigen Bogen, welchen oberhalb des Dorfs die Bahn über die überbrückte Thalschlucht beschreibt. Bald befahren wir diesen Bogen, und nach Verlauf einer billig bemessenen Frist schauen wir von der Höhe abwärts nach der Stelle, wo wir aufwärts blickend den Schwindel empfanden, von welchem wir jezt völlig geheilt sind. Wir bewundern den Bau, aber wir fühlen nichts mehr von jenem halb ungläubigen, halb furchtsamen Erstaunen, das uns eine mehr oder weniger lange Strecke weit das Geleit gegeben. Beim Anblick des Dorfs mit seinem altersgrauen Glockenthurm und dem frisch getünchten Kirchlein daneben ist mir ganz seltsam um's Herz geworden. Vor undenklichen Zeiten bin ich einmal dort gewesen, ein Lustreisender zu Fuß, das Ränzel auf dem Rücken, den Stachelstecken in der Hand. Wie manchen Schritt und Tritt hatte ich mit saurer und langwieriger Mühe zu machen gehabt, bevor ich hingekommen; wie mühselig ging es auf dem beschwerlichen Pfade weiter aus dieser reizend wilden Einsamkeit! Jezt fliege ich kalt und stolz vorüber, ein Gepäckstück auf dem beschwingten Frachtwagen des Weltverkehrs. Ich bin ein anderer geworden, als ich damals war, die Welt hat sich ebenfalls umgestaltet, aber das Dörflein ist in seiner Wildniß geblieben, was es gewesen, denn der Bahnverkehr stört wohl die Einsamkeit, doch belebt er sie nicht auf die Dauer. Wenn die Einwohner einmal die Bahn benutzen wollen, haben sie weit genug zum Bahnhof, und der Reisende kehrt nicht bei ihnen ein. Der Schienenweg brachte ihnen nur Gäste, als er im Entstehen begriffen war. Damals belebte ein Arbeitervolk die Adlitzgräben drunten, die Kämme und Schluchten droben, und mag dem Bauer wie dem Wirth manchen Kreuzer zugetragen haben. Auch haben jene Zugameisen mancherlei Stoff zum Gespräch geliefert, vermuthlich für lange Jahre; etwas davon ist ja sogar in größeren Kreisen laut geworden, nämlich eine Mordthat und etliche blutige Raufhändel.

Bevor die Bahn hoch oben über Paierbach wieder abbiegt, um sich in die Felsenwelt zu verlieren, öffnet sich eine weite freie Fernsicht nach der österreichischen Seite hinab. Tief unten liegt kaum mehr erkennbar Gloggnitz in seinem engen Thal, und über die Bergkuppen hinaus, die uns kaum so hoch erschienen, betrachten wir das Land, Zwerge auf den Schultern eines Riesen, aber stolze Zwerge in dem Gefühl, uns den Riesen dienstbar gemacht zu haben. Von uns Reisenden hat freilich keiner eine Hand angelegt, um den Wunderbau zu fördern, aber wir gehören in lebendiger Gliederung zu der Gesammtheit, aus deren Bildung und Macht das Werk entsprungen und ohne deren fortgeschrittene Entwicklung weder der Gedanke dazu noch die Ausführung möglich gewesen wäre. Jeder von uns ist für sein Theil ein Träger der Gesittung, welche das Wunder wirkte, jeder von uns fühlt in seinem Herzen, versteht etwa auch in seiner Seele die Bedeutung einer Zeit, die mit Selbstbewußtseyn sagen kann, daß ein Volk, welches die Bahn über den Semmering führte, fürwahr nicht zu fürchten braucht, unter dem Wogendrang einer neuen Völkerwanderung unterzugehen, wenn auch die Barbaren, welche uns bedrohen, nicht mehr aus ungeordneten Horden bestehen, sondern aus uniformirten Regimentern, die wohlgeschult und gedrillt, mit allen Hülfsmitteln der fortgeschrittenen Kriegskunst ausgerüstet,

noch dazu des für ihre Gegner so gefährlichen Vortheils genießen, von einem einzigen Willen gelenkt zu werden. Wir haben die Waffen der Russen nie gefürchtet, und jezt fürchten wir nicht einmal mehr den Einfluß des Geistes, welcher sie beherrscht, seit — endlich! — an der rechten Stelle das große Wort ausgesprochen worden, daß man diesen Geist durchschaut.

Doch wir haben ja erst den kleineren Theil des Wunderwerks gesehen. Jezt kommen wir in die Welt der überbrückten Abgründe, der durchbohrten Felsen, wo wir mit angezündeten Laternen Stollen von ungeheurer Länge durchfahren, deren Ausdehnung wir mit der Uhr in der Hand verstehen lernen, indem wir berechnen, wie groß die Strecke ist, welche ein Bahnzug in einer Minute durchmißt. Dann brausen wir wieder wie auf Gemsjägersteigen hin, auf einer Seite die jähe Tiefe, auf der andern hart neben uns die steile Wand. Was liegt dort tief, tief unten? Ein langgestreckter Ort, dessen blanke Häuser in dem engen Felsenthal kaum Raum genug haben, zu beiden Seiten der Heerstraße die doppelte Reihe zu bilden. Das ist Scheidwien, gewöhnlicher Schottwien genannt. Ich bin dort oft über Nacht gelegen und habe wohl mancherlei geträumt, aber gewiß nicht, was nun wahr geworden: daß ich hoch oben, von wo man den Geiern auf den Rücken schaut, auf bequemem Sitz über Schienen hingleiten würde. Und was sehe ich dort in dem weiteren Thal über wiesenreichen Abhängen auf anmuthiger Höhe, wohinter der waldige Berg sich erhebt? Ein hübsches weißes Kirchlein, wohin viele fromme Wallfahrer ziehen. Ich bin auch schon dort gewesen, aber den Namen habe ich vergessen. Die Kirche ist der heiligen Jungfrau geweiht und kann allenfalls Maria Trost heißen, doch will ich das nicht verbürgen, obschon ich gewiß bin, daß der Name weder Maria Schnee, noch Maria Grün, Maria Schein oder Maria Taferl lautet, und vollends nicht Maria Zell, welches leztere unter den Wallfahrtsorten die Rolle von Ischl spielt, wo jedes Haus eine Herberge ist und der Häuser gar viele zu finden, und wo in diesem Jahre allein schon bis zum Juni 40,000 Waller gewesen sind. — Vor uns erhebt sich auf dem zackigen Felsenkamm ein altes Ritterschloß in Trümmern. Wir halten gerade darauf zu, um dann unter ihm durch zu fahren durch den durchbohrten Stein. Endlich erreichen wir den höchsten Punkt, wenn nicht des Gebirgsstocks, so doch der Bahn. Es ist empfindlich kalt, wir wickeln uns fest in die Mäntel, die wir schon seit einer geraumen Weile umgenommen. Auf den Höhen neben uns liegt schleierhaft durchsichtig frischer Schnee. Nun geht es abwärts, langsam hätte ich schier gesagt, nämlich mit derselben oder wenigstens nicht mit merklich vermehrter Schnelligkeit, wie wir heraufgekommen, im gemüthlichen Siebenmeilenstiefeltrab des Dampfrosses. Allmählig wird die Luft wieder frühlingsmäßig, der Sonnenschein warm und wir legen die Mäntel weg.

Wir erreichen Mürzzuschlag und befinden uns wieder auf bekanntem Boden, im Kreise der Gewöhnlichkeit, freilich einer Gewöhnlichkeit, die vor wenigen Jahren uns noch wunderbar genug erschien, denn die Bahn durch das wilde Thal hinab nach Bruck und von Bruck abwärts zu bauen war kein Kinderspiel, und unterwegs treffen wir unter anderm auf ein Bauwerk von erstaunenswerther Kühnheit, auf die Galerie an der Badlwand, wo — da zwischen Strom und Felsen kein Raum war, die gewöhnliche Straße zu verlegen — eine offene Halle mit mächtigen Pfeilern gebaut ward, über deren Wölbungen der Heerweg hinzieht, während darunter die Schienengleise liegen. — Die wildromantische Gegend wird allmählig immer wilder, bis wir endlich das weitgedehnte Hügelgelände und die von Bergen umhegte weite Ebene erreichen, an deren oberem Ende am Fuß ihres stattlichen Schloßberges die frohmüthige Landeshauptstadt uns so freundlich anlacht. Auf dem Schloßberge sehen wir ein steiles Dach und den oberen Theil eines Thurms mit einer Uhr. Der Fremde glaubt einen Thurm zu erblicken, welcher den Berg überrage, und demnach an Höhe mit dem Martinsthurm von Landshut in Bayern wetteifern könne; aber mich hat der Bursche nur Einmal angeführt und ich bin bei ihm jezt der Kammerdiener des großen Mannes. Der Thurm besteht nämlich nur aus Obertheil und Dach, welche der Schloßberg trägt, und verdankt seine scheinbare Größe allein der Stelle, wo er steht. Vielen andern Leuten geht es nicht besser, wie besagtem Thurm, nur daß man es ihnen nicht so laut nachsagen darf, wenn man sich nicht die Zunge verbrennen will.

Welche liebe freundliche Stadt, so jugendlich frisch, daß man sie einem ganz jungen Mädchen gleich anreden möchte: „Ei wie bist du gewachsen, mein Kind, seit ich dich nicht gesehen!" Das ist übrigens buchstäblich wahr. Man hat sehr bedeutend zugenommen. Vom Bahnhof zur Murvorstadt dehnt sich jezt die Annastraße, wo vor einigen Jahren nur wenige Häuser zu treffen waren. Auch die andern Vorstädte haben reichlichen Zuwachs erhalten. Lage und Umgebung lassen diese neuen Bauten ganz angenehm erscheinen, obschon sie im nüchternsten Menschenfutteralstyl aufgeführt sind. — Der allerälteste Theil von Graz ist nicht hübsch, aber malerisch für den, welcher von der Höhe oder von jenseits des Flusses aus ihn betrachtet. Zwischen der ungestümen Mur und dem steilen Abhang des Schloßberges festgeklemmt, ziehen sich ein paar lange schmale Gassen, die „Säcke," mit engen finstern Häusern hin, wie man sie sonst nur noch in jenen kleinen alten Städten sieht, die — einst betriebsam und blühend — nicht Schritt gehalten haben mit der rasch voraneilenden Zeit. Unterhalb der Säcke schmiegt sich die innere Stadt, nicht gezwängt, sondern mehr behaglich an den Bergkegel, welcher keineswegs seiner an sich unbedeutenden Höhe, sondern seiner abgesonderten Stellung als Vorposten der Alpenriesen sein gewaltig befehlendes Aussehen verdankt. Die Stadt ist ebenfalls mit vielen engen, unregelmäßigen Gassen und Gäßchen geplagt, hat aber im Ganzen ein freundliches Aussehen, und der Bewohner braucht von jedem

Punkt aus nur wenige Schritte zu machen, um in's Grüne zu gelangen. Einige der Straßen und Plätze sind sehr hübsch, und zwar gerade durch ihre Regellosigkeit, wie ja überhaupt die strenge Regel in ihrer unerbittlichen Folgerichtigkeit der Schönheit neuerer Städte so häufig schadet. Bollwerk und Graben umfangen noch zum größten Theil kenntlich die innere Stadt, doch auch da, wo man sie kennt, kein bewaffneter, sondern unbedingter Friede. Vor der Burg ist die Bastei ein reizender Garten, geräumig und schattenreich. (Beiläufig bemerkt: unter Burg versteht man in Oesterreich, was man in Bayern Residenz, anderwärts häufig „das" Schloß nennt, nämlich die Behausung des Landesherrn.) Vor einigen andern Häusern, welche auf den ehemaligen Festungswerken ruhen, ist wenigstens eine Terrasse mit Bäumen und der Aussicht nach dem Glacis übrig geblieben. An einigen Stellen indessen sind sie ganz verbaut, an andern wohl auch abgetragen. Die alten Thore stehen noch unversehrt, und aus ihren ernsten Gewölben tritt man hinaus unter die dichten Laubdächer der herrlichsten Baumgänge, die selbst am heißesten Tage kühlenden Schatten spenden. Die Glacis von Graz sind breit und geräumig genug, um anmuthige Wege für Lustwandler zu gewähren, so wie der Stadt Luft und Licht zu spenden, ohne doch, wie das leider zu Wien der Fall ist, die Vorstädte in unbequeme Ferne zu rücken. Die Vorstädte bleiben zu Graz mit der Stadt auch bei schlechtem Wetter in ungezwungener Verbindung, während sie zu Wien im Verhältniß von entlegenen Dörfern stehen und nicht eher in lebendiger Gliederung der Stadt angehören können, als bis sie um zwei Drittel ihrer Breite verkürzt sind. Ich habe das schon oft gesagt und wiederhole es heute schwerlich zum leztenmal; dergleichen Fragen muß man mit Catos »ceterum censeo« behandeln. An die Schattengänge von Graz reihen sich stattliche Häuser mit der Aussicht gegen die Stadt und auf den Schloßberg; hinter diesen Reihen dehnen sich die Vorstädte aus, deren ältere und neuere Anlagen sich in die anmuthigen Umgebungen hinaus erstrecken und verzetteln, so daß man am Ende nicht recht weiß, wo die Stadt aufhört und das Land beginnt. In ähnlicher Weise verliert sich am rechten Ufer die Murvorstadt in die Landschaft hinaus, so daß bei einem Ueberblick von der Höhe des Schloßberges wohl ein Ende zu finden, aber keine Grenze zu erkennen ist.

Paris, Juli.

Juniwitterung. — Tartuffe und Macbeth. — Shakespeare und Alfieri.

Ich bin ein hinkender Bote und gebe Ihnen von dem, was vorgegangen, gewöhnlich einen Monat später, als es geschah, die Kunde. Ich thät' es eher, wenn ich dürfte, aber am Ende ist es nicht so sehr zu bedauern und die Zögerung hat auch ihre guten Seiten. Wer wartet, um zu sprechen, kann überlegen, was er spreche, und wenn der Irrthum häufig ein Sohn, die Thorheit eine Tochter der Eile ist, so vermehrt die Zeit dagegen nur die Aussichten auf eine richtige Erkenntniß des Berichteten und ein gesetztes Urtheil über dasselbe. Verliert die Meldung hiedurch den flüchtigen Reiz einer raschen Neuigkeit, so gewinnt sie den edleren Vortheil einer besonnenen Rückschau. Die erzählten Dinge sind dann etwas Fertiges; sie beängstigen dann nicht mehr, man fürchtet sie nicht mehr zu verlieren, noch erschrickt man vor ihrer Dauer. Soll man aber die winterlichen Schauer und die hagelschweren Wolken des Monats Juni in dem Augenblick beschreiben, wo man an allen Gliedern friert und das Gemüth belastet hat mit dem Unheil, das da oben hinzieht über den Segen der Erde, da vergeht einem alle Lust am Gefälligen und die betrübte Seele duldet keine schmeichlerische Form. Sind die bösen Stunden einmal abgelaufen, dann sieht man froh des lieben Heute auf das trübere Gestern und weidet sich an der Gefahr, der man entgangen. Diese Betrachtungen überkamen mich, als ich, die muntere Feder in leichter Hand, ein Lebensbild des entschlafenden Monats Juni zu entwerfen mich anschickte; denn wahrlich, es ist nicht viel Gutes von ihm zu sagen, und es war als hätte er es darauf angelegt, den Parisern recht viel böses Blut zu machen, die ihres unholden Frühlings herzlich satt, von dem Betragen des Juni Entschädigung und Heilung hofften. Auch begann er recht hübsch warm und hell, der Sommer war erschienen über Nacht, allein man mußte dem schönen Vorspiele nicht trauen, und wie es nicht räthlich ist, eine dramatische Dichtung, die zum ersten mal hervortritt, weil die einleitenden Auftritte gelungen sind und Wirkung thun, gleich den unbestrittenen Meisterwerken beizuzählen, so war es kaum recht von den leicht ermunterten, wie leicht entmuthigten Parisern, den ganzen Monat Juni, weil sein Eingang ein paar Tage hindurch mit etwas Sonnenschein und sanfter Luft Leib und Seele wohlthat, als einen Born der Wonne und einen Bringer der Glückseligkeit zu preisen und im voraus zu segnen. Der Gott, der nur die Wahrheit liebt

und nur die Wahrheit schirmt, zerstörte bald den zauberischen Wahn, und der Sommer, der eigentliche, der astronomische Sommer ward für die praktischen Leute, für die Spaziergänger, für die Winzer und die Bauern, wieder ein Gegenstand fluchreichen Aergers und landwirthschaftlicher Besorgniß. Wenn in spitzigen Versen, die ich jezt nicht wieder finde, behauptet wurde, die Engländer seyen zu Handel und Wandel, die Italiener zu Liebe und Politik, die Deutschen zur Metaphysik, die Russen zur Anbetung eines Sterblichen und die Polen zu den ewigen Barrikaden verurtheilt, die Franzosen aber seyen dazu geschaffen, daß sie zum Narren gehalten würden, so findet dieser Einfall in dem Pariser Gerede über Wetterglas und Sebastopol eine tägliche Bestätigung. Die Franzosen wissen das aber eben so gut als ihre fremden Beobachter, sie haben von ihrer Unwissenheit eine satirische Ahnung; in allen Spottblättern wird dieses Nationalgebrechen, das bis jezt keine Umwälzung abzuschaffen im Stande war, mit Sticheleien aller Art bedacht, und das Vaudeville stimmt mit seinen Späßen in den allgemeinen Hohn ein. Diese werden beklatscht von denen, die sie am meisten verdienen, sie werden zum Californien für die Bühnenkassen, zu etwas anderem aber helfen sie nichts und wieder nichts. Ich weiß kein hübscheres Probestück dieser possirlichen Kritik, als eine Antwort in einem lächerlichen Gespräch zwischen zwei Pariser Plebejern von etwas hyperplebejischem Aussehen. Das Gespräch betrifft die orientalische Frage, und da der eine der Disputanten dem andern vorwirft, er verstehe zum Politisiren nicht genug Geographie, so erwiedert dieser: „Ich bin ein Franzose mit Leib und Seele, ich war in der Normandie, war in der Picardie, aber in der Geographie bin ich nie gewesen." Der Schwank wurde als zeitgemäßes Vaudeville dem Publikum des Odeon von gastirenden Mitgliedern der Variétés vorgesezt und mit bacchantischer Lust genossen. Mehr als alles andere wurde der angeführte Witz belacht und beklatscht. Jeder rieb sich die Hände über das drastische Epigramm, und doch ist darauf zu wetten, daß gerade diejenigen, die am lebhaftesten sich daran ergözten, selbst nie in der Geographie gewesen sind.

Am nämlichen Abend wurde auf derselben Bühne von den Ersatzleuten des Théâtre français, die dem Beneficiar zu Liebe für einige Stunden in die Hallen des Odeon auszuwandern sich herbeiließen, Molières Tartuffe gespielt, und obgleich die Rollen dieses Meisterwerks nicht von ihren ersten und anerkannten Vertretern gegeben wurden, sondern untergeordneten Talenten anvertraut waren, so muß ich doch sagen, daß ich selten einer so genußreichen und zugleich so unterhaltenden Vorstellung beigewohnt habe. Es wurde mir, selbst bei der gewiß ungenügenden Besetzung, und vielleicht Dank derselben, so recht sonnenklar, daß Tartuffe ein durch und durch für die Bühne gedachtes und gemachtes Stück ist. Die ungemein lebhafte Einleitung, der Goethe ein so scharf begründetes, so wenig beschränktes Lob gespendet hat, die leidenschaftliche Verwicklung der Mittel und Gegenmittel, der rasche Gang der Handlung, der spitzige, witzige, nie unnöthig gedehnte und durch die Schnelle der Würfe und Gegenwürfe immer spannende Dialog, die dem dauernden Sinn und der flüchtigen Wallung, dem steten Ziele und den wechselnden Schlichen der handelnden Personen mit wähliger Natürlichkeit angepaßte Sprache, und endlich das sinnliche Leben der Bühne — all diese Elemente machten, daß auch dießmal Parterre, Logen und Galerien von Anfang bis zu Ende in der besten Laune blieben und jeden Augenblick ein Bravo oder lautes Händegeräusch ertönte. Tartuffe hat von eigennützigen und uneigennützigen, von scheinheiligen und ungläubigen Richtern viel Unbill und viel Ungemach erfahren, aber dieser immer neu erblühende Bühnenerfolg ist wohl eine größere Gewähr für die Tüchtigkeit von Molières Lustspiel oder Schauspiel, als die ausgeklügelten, häufig auf persönlicher Liebhaberei fußenden Einwände seiner Widersacher, ein Beweis für seine Schwäche. Das bürgerliche Drama ist einmal vielen Literaten zuwider. Was aber ein Drama bürgerlich macht, das sind nicht die Umstände, die Anzüge, die Oertlichkeiten, selbst nicht die Triebfedern, die von den äußern Verhältnissen unzertrennlich sind; was einem Bühnenwerk den Stempel des Bürgerlichen aufdrückt, das ist der Mangel an Tiefe der Charaktere und Gewalt der Leidenschaft. Das ist der Kern, das andere ist hohle Schale und hat nur für die kindischen Liebhaber des vereinzelten Schmuckwerks und bestechenden Scheins Bedeutung. Man nehme den Tartuffe aus dem Mittel, in dem er aufgewachsen und sich bewegt, hinweg, man ziehe ihn unter Waffengeklirr und Faustrechtübungen unter schottischem Himmel und mit dem Glauben an die Schicksalsschwestern auf, bringe ihn entweder von vorn herein oder durch eine Reihe von Begebenheiten an die Spitze eines Heeres und in die Nähe des Throns: verlaßt euch darauf, Tartuffe wird, Tartuffe muß ein Macbeth werden. Der Kern, der leitende Trieb in beiden ist derselbe; sie lassen der eine wie der andere von unverwüstlichem Ehrgeiz sich bestimmen, jeder in seinem Kreise, Macbeth im Königreich, wo er Feldherr, Tartuffe im Hause, wo er Rathgeber ist. Beide räumen die Hindernisse, die ihnen entgegen stehen, ohne Rücksicht und ohne Gewissen, nur mit verschiedenen Mitteln, wie sie jedem zu Gebot stehen, aus dem Weg. Die, welche Macbeth zu entfernen hat, sind nicht leichten Kaufs zu überwinden, er braucht dazu Missethaten erster Größe, schaurige Frevel, Mord und Kronenraub; Tartuffe, der nicht einen Thron und einen Staat, sondern nur ein Haus und was damit zusammenhängt, im Auge hat, muß zu leichteren, aber auch gemeineren Vergehungen greifen. Der Unterschied ist also nicht in den Charakteren, sondern in den Lagen. So groß ist außerdem die Aehnlichkeit zwischen beiden Sündern, daß beide übernatürliche Hebel anwenden, und Tartuffe mit dem, was ihm vorliegt, mit dem Einflusse der mißbrauchten Religion, Macbeth mit dem finstern Aberglauben seiner Zeit und seines Landes

wirthschaftet, ein Punkt, der dem englischen Trauerspiel von den Liebhabern des Gespensterwesens als eine wahre Ueberlegenheit angerechnet werden mag, aber als Element der Poesie weit weniger in Anschlag kommt. Die wahre Poesie hat es mit den Freuden und Leiden des menschlichen Gemüths zu thun; das übrige ist nur Ueberwurf und Anzug. Diese weichen in den beiden Meisterwerken, die uns hier beschäftigen, auch von einander ab, aber beide Dichter sind nach ihren Vorlagen naturgenau verfahren, und es ließe sich darauf schwören, hätte Molière mit der ihm eigenen Natur das Thema des schottischen Usurpators übernommen, er würde bis auf Nebendinge, die der Geschmack jeder Nation anders regelt, ganz so wie Shakespeare, und hätte Shakespeare mit dem ihm eigenen Genius sich an den Tartuffe gemacht, er würde ganz wie Molière gehandelt haben.

Macbeth ist übrigens von allen Tragödien Shakespeares vielleicht die, welche französischer Denkart und Empfindung am meisten zusagt, und zwar wegen des kriegerischen Sturmhauchs, der sie durchschnaubt, und der Menge von Handlung, die in ihr sich drängt. Nur die spitzfindigen und blumigen Ausdrücke im Schooße der mörderischen Leidenschaft sind den meisten, die ein Urtheil haben, ungelegen. Sie sind immer noch die Alten, wollen im Drama nur Drama; jedes Wort soll auf die Handlung sich beziehen, und gleichgültig ist ihnen alles, was die handelnden Personen über Gott und den Menschen, über Vergangenheit und Zukunft denken. Der Held soll sich nur mit seinem Zweck befassen und mit den Mitteln, die zu demselben führen. Sie sind auch im Leben so und jeder scheint ihnen ein Thor, der ein wichtiges Ziel zu verfolgen hat, und Zeit wie Kraft auf Nebenwegen träumerisch verliert. Daher stoßen sie sich auch bei einem Bühnenerzeugnisse an allen lyrischen Einlagen, die nichts zur Entwicklung beitragen; sie wollen keine Sprüche, keine Bilder, um sich von den Aufregungen des leidenschaftlichen Streites, dem sie beiwohnen, zu erholen, und ein Schauspiel ist für sie ein Gemälde, wie Raphaels Trauung der heiligen Jungfrau oder die Kreuzabnahme von Rubens. Macbeth wurde daher zwar nicht lau aufgenommen, wie Janin will, doch auch nicht begeistert, wie Galignani schwärmt, und ob ich gleich nirgends warme Sympathie für Alfieri wahrgenommen, so war doch der Schauspielsaal, wenn ein Stück von ihm gespielt wurde, gefüllter als zu Ehren der Shakespeare'schen Tragödien. Dieß rührt aber nicht allein, nicht einmal hauptsächlich von französisch nachbarlichem Eifer her; es hat seinen Hauptgrund in der Masse hier anwesender Italiener, die von Nationaleitelkeit zum wenigsten so stark getrieben werden, wie die Franzosen, und alles aufbieten, um ihren künstlerischen und namentlich poetischen Größen auch im widerspenstigen Ausland Anerkennung zu erringen. Sie werden in diesem Bestreben von französischen Vermittlern, die nicht Liebe zu Alfieri, wohl aber Haß gegen Racine hegen, mit heimtückischer Anwendung des hergebrachten Wortkrams nach Kräften unterstützt, und wenn das Gelingen dem guten Willen entspräche, so hätte Alfieri längst sein Brustbild in der Akademie; aber der eingewurzelte, von den Vätern überkommene Geschmack, an dem namentlich die Weiber, nicht etwa mit hartnäckiger Laune, sondern mit wahrer Ehrfurcht hängen, steht ihnen hier unbesiegbar im Wege. Der gewiß nicht franzosenfreundliche August Wilhelm Schlegel hat den Unterschied zwischen einem ächten, taktvollen Dichter und einem verirrten Genius sehr scharf bezeichnet, indem er fragt, wer der wahre Meister sey, Racine, der den Nero im Moment des Uebergangs vom Guten zum Bösen genommen, oder Alfieri, der sich des blutdürstigen, eigenwilligen Herrschers mitten im Schlamme der Verworfenheit bemächtigt habe? Wie Racine, so sind alle Franzosen von ächtem Schlag; sie lieben in der Kunst das Gegentheil von dem, was die Masse im Leben sucht. Sie fliehen vor dem Aeußersten, und die schonend gebahnten Wege sind ihnen da lieber als die Wucht der entfesselten Natur. Verschmelzung und Schmelz gehen ihnen über alles. Von den italienischen Namen klingen ihnen daher keine besser, als Rossini, Bellini, Donizetti, und der ernste Verdi, der die südliche Leyer nordischer Planmäßigkeit zu unterwerfen sucht, darf sich nie schmeicheln, ähnliche Beliebtheit bei ihnen zu erwerben.

Wenn jetzt das Fremde von allen Seiten sich herbeidrängt, wenn wir das englische Drama und die italienische Tragödie haben, wenn schwedische Romane in die Mode kommen und die italienischen Statuen der Ausstellung bei den empfänglichen Laien sich den Preis der Sculptur erringen, so konnte es am Ende auch nicht fehlen, daß in Frankreich wohl zur Welt gebrachte, aber längst schon verschollene und gleichsam fremd gewordene Gattungen sich wieder in den Vordergrund drängen und ihr verlorenes Heimathrecht von neuem zu erlangen suchen. So kroch in den letzten Tagen jene traurige Spielart der französischen Tragödie, die unter dem Direktorium aus den literarischen Orgien der Revolution sich herauswand und während des vor den Kanonen und dem Wort des Meisters stummen Kaiserthums ihre stattlichsten Eisblüthen trieb seitdem aber erst verhöhnt, dann beerdigt wurde, vor einigen Tagen unter der Firma von Hippolyte Lucas wieder an das Lampenlicht des Odeon hervor.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 29. 15. Juli 1855.

— In Urbe
Res hodie minor est, here quam fuit. —
Juvenal.

In Rom, glaub' ich, ist die hohe Schule für alle Welt, und auch ich bin geläutert und geprüft.
Winckelmann.

Kunst und Künstler in Rom.

1. Einst und Jezt.

Die lustigen Zeiten der Kunst sind vorüber, wo den Biographen das Leben der Künstler selbst den buntesten Stoff bot, nicht ihre Palette allein und nicht ihre Bilder; wo die Originale wie der Sand am Meere waren und jede Zeitwelle deren neue und wunderbarere auswarf; wo man nicht wie der russische Diogenes des Ivan Tourgheniev mit der Laterne ihnen nachzuspüren brauchte, noch bei einer vermeinten Entdeckung die ihm gewordene Antwort erhielt: »Moi original? Je pose en fait et de très-bonne foi qu'il n'y a pas sur la terre un homme moins original que votre très-humble serviteur.«

Freilich ging es in jener verschollenen Zeit unter Italiens Künstlern im Allgemeinen nicht immer auf's Ehrbarste zu, und M. Angelo Caravaggio, als er den Cavaliere d'Arpino zum Duell forderte und von diesem abgewiesen wurde, weil ein Cavalier sich nicht mit einem Bürgerlichen schlage, war kein ausnahmsweiser Raufbold, sondern Viele behaupteten gleich ihm, ihr Pinsel gebe auch ihnen das adelige Vorrecht des Duellirens, und führten demgemäß den Degen nicht schlechter als den Pinsel.

Ja, wie trieben es diese Cavaliere selbst! Läßt sich ein abenteuerlicheres Leben denken als das des Cavaliere Calabrese, Mattia Preti? Durch den Orden der Hospitaliter in den Adelstand erhoben, verwickelt ihn seine Leidenschaft für die Klinge in einen Zwist über den andern. Einmal hat er das Unglück, den Fechtmeister des Erzherzogs Leopold im Duell zu verunstalten; dieser nimmt sich seines gezeichneten Lehrers an; Calabrese muß nach Malta flüchten. Dort angekommen findet er einen streitsüchtigen Fachgenossen, einen Maler. Abermaliges Duell, wobei Calabrese's Geschicklichkeit seinem Gegner das Leben nimmt, ihm selbst aber Verfolgungen zuzieht. Er entkommt nach Livorno; von da rettet er sich nach Spanien. Nicht lange, so treibt ihn das Heimweh wieder nach Italien. Er durchstreift Oberitalien, gelangt zulezt nach Rom, wird abermals in ein Duell verwickelt und kommt unverlezt, nicht aber ungehezt davon. Der nächste Morgen sieht ihn auf einem Maulthier sammt Degen und Malkasten gen Terracina traben. Als er nach Neapel gelangt, hält

ihn die Quarantainewachtmannschaft an. Der Cavaliere entrüstet sich, zieht den Degen, und da die Hellebardiere keine Rücksichten nehmen wollen, büßen zwei derselben die Adelsverletzung mit ihrem Leben. Nun scheint es ihm schlecht gehen zu wollen. Er wird eingesperrt und soll sterben; aber er ist von Adel, nebenbei geschickter Künstler und hat mächtige Gönner. Man läßt ihn eine Weile im Gefängniß, dann gibt man ihm die Freiheit unter der Bedingung, daß er die Pestfresken über dem Stadtthor male. Dieses Werk bringt er zu Stande. Aber er hat, vom spöttischen Kitzel getrieben, einen der Staatspächter auf dem Bilde als Schinder abconterfeit und dieser stellt ihm nach dem Leben. Auch hier noch läßt ihn sein guter Stern nicht im Stich, er entgeht der Gefahr durch ein halbes Wunder. Endlich, des wüsten Lebens satt, gibt er sein Vermögen nach und nach den Armen und verlebt die letzten vierzig Jahre seines Lebens am paradiesischen Ufer des Golfs von Neapel.

Oder war der Dom Giuseppe Ribera (Spagnoletto) nicht ein ächtes Original, wenn er sich mit spanischer Grandezza vor seine Staffelei stellte, zu der dreistündigen Morgenarbeit von einem Gentiluomo die Pinsel sich reichen und ebenso nach der zweistündigen Nachmittagsarbeit wieder abnehmen ließ mit den Worten: „Signor Cavaliere, es ist nun der Arbeit genug; vergnügt Euch mit Spazierengehen!" — War Salvator Rosa, der Satiriker, kein Original, wenn er mit den Räubern in den Abruzzen trinquirte und sie unvermerkt als Modelle benuzte, mit Anielle Falcone, dem Schlachtenmaler, und dessen Schülern beim Masanielloaufstande lustig mit auf die Spanier dreinschlug und nebenbei Sammlung und Stimmung fand, den blonden Volksherzog wiederholt zu porträtiren?

Und welche Folie erhielten die edel gesinnten Künstler damals durch so manche verworfene Erscheinung, die auch den Namen Künstler trug und durch Begabung und Fertigkeit ihn häufig sogar zu verdienen schien: durch einen Belisario Correnzio z. B., der aus Neid gegen Guido Reni den Bravo dang, welchem Guido wunderbar entging, während sein Gehülfe ihm erlag; durch die Verfolger der gemeuchelten Elisabetta Sirani, Guido's Schülerin, der Anna di Rosa, Stanzini's Schülerin, des Domenico Veneziano, sämmtlich um's Leben gekommen, weil ihre Erfolge Mißgunst erweckten; durch die Brüder Bianchini, die giftigen Widersacher der Venetianischen Mosaikarbeiter Zuccaro, deren Arbeiten in dem Dom von St. Marco sie bei nächtlicher Weile verfälschten; durch die Neider des Domenichino, gegen welche dieser sich einen Geleitsbrief vom Vicekönig auswirken mußte, als er ihn nach Neapel rief, wohin während voller dreizehn Jahre kein fremder Künstler mehr zu kommen sich getraute, und die ihm dennoch Kalk und Farben verdarben, bis auch er zu der Flucht seine Zuflucht nahm; durch den Vicekönig selbst, welcher Frau und Kinder des Dominichino als Geißeln einsperren ließ, um ihn zur Rückkehr nach Neapel zu bewegen, wo der Zurückgekehrte nach Jahresfrist an Aerger oder Gift starb.

Freilich ein Glück, daß die Sitten milder, die Originale dieser Art seltener geworden sind, daß sich die Künstler, troß ihrer innern Parteiungen, ihrer Künstlerwürde nicht mehr in solchem Maße begeben, und daß, wenn auch ein Carstens der Engherzigkeit eines Ministers zum Opfer ward und ein Rethel so manchen Philistereinreden gegen seine Farbe erlag, im Ganzen und Allgemeinen doch die Kunst gesittetere Vertreter und die Künstler eine besser gewürdigte Stellung gefunden haben.

Aber die lustigen Zeiten der Kunst? — Sie sind doch mit draufgegangen, sie sind vorüber, vor allem hier in Rom, wo die Melancholie ohnehin ihren Tempel aufgeschlagen hat und traurig aus den classisch edlen Gesichtern der Römer und der Campagnabewohner auf die Trümmer einer großen Vergangenheit blickt.

Die freundliche Villa Raphaels ist den Stürmen der lezten Republik zum Opfer gefallen und mit ihr die achtundzwanzig Costümbilder der Geliebten Raphaels, von denen, wie Goethe sagte, sich besser erzählen, als schreiben ließ. Wie eine Mythe aber klingt es, wenn man heute von den fünfzig guten Malern liest, welche nach Vasari dem Raphael das Geleit gaben, so oft er von seinem Hause an den päpstlichen Hof ging, und nun gar von der Eintracht, die alle beseelte und zusammen hielt, so lange sie unter und mit ihm arbeiteten. — Die Maler bildeten damals eine Zunft, und nach Raphaels Tod fanden die seiner Leitung früher folgenden Künstler ein neues Oberhaupt für nöthig, so daß sie Giulio Romano und Giovanni Francesco als Vorgesezte wählten, damit dieselben vertheilten, was an Aufträgen einging. Aus Besorgniß, Perin del Vaga fühle sich zurückgesezt, nahmen sie auch ihn „in Dienst," wie Vasari sagt, und gaben ihm Giov. Francescos Schwester zur Frau.

Das waren noch lustige Zeiten, ähnlich denen, als Carl der Große im bekehrten Sachsen Maler über Maler beschäftigte, um die neue Religion glänzend einzuführen, oder als die Mediceer und der König Corvin der Kunst den Hof machten, als der Philhellene Hadrian seine Tiburtinische Villa schmückte, oder als Alexander der Große die Griechen über die verlorene Freiheit durch Förderung der Kunst zu trösten suchte.

Aber auch Sylla, nachdem er Athen verwüstet und Griechenland geplündert hatte, trat in Rom als Förderer der Kunst auf, und mit ihr haben seitdem gar manche andere experimentirt, ohne doch aus ihr machen zu können, was bisher nur dem Einflusse der Freiheit und dem Abklären einer allgemeinen geistigen Gährung gelungen ist zur Blüthe zu bringen.

„Aus der ganzen Geschichte der Griechen erhellt," sagt Winkelmann, „daß es die Freiheit gewesen, durch welche die Kunst hervorgebracht wurde." — Was darf man, wenn das Eine wahr und das Andere nicht zu leugnen ist, von einer Zeit wie die gegenwärtige verlangen? — Wenig genug, viel hoffentlich von der ihr folgenden. — Aber die lustigen Zeiten der Kunst — wo haben wir sie einstweilen zu suchen? Wir wollen die Scherben des guten Humors, wo sie sich noch finden, sorglich zusammentragen, und ehe wir an die einzelnen Namen und Werke gehen, dem nebensächlichen Zubehör sein Vortrittsrecht nicht verkümmern, wie sich im Ballet auch zuerst die untergeordneten Nymphen und Sylphiden müde tummeln, ehe die erste Tänzerin sich zur Pirouette und zum Entrechat herbei läßt.

2. Ponte molle. Cervarafest. Schinkenfest. Deutsches Casino. Künstlerverkehr.

Es gibt noch Humor in Rom, und es gibt ihn nicht allein um die Faschingszeit, also zwischen der Porta del Popolo, wo Martin Luther eine Zeit lang im nahen Kloster logirte, und dem venetianischen Palast, wo Goethe sein Herz an die schöne Mailänderin verlor, deren entzündenden Blicken wir den Tasso verdanken.

Zur Weihnachtszeit macht sich dieser glücklich gerettete Humor in einem stattlichen Weihnachtsbaum, einer Verlosung von schnurrigen Widmungen und in mehr oder weniger zweckentsprechenden Tafelreden im deutschen Künstlerverein Luft. Um die Zeit, wo bei uns die ersten Veilchen wuchern, gegen Ende März, kutschirt dieser selbe Humor in's Gebirg hinaus zum sogenannten Schinkenfest von Grotta ferrata. Im Mai staffirt er sich mit tollen Costümen, überschwänglichen Westen, unmöglichen Beinkleidern zum Cervarafeste aus, sezt sich zu Esel oder hoch zu Roß oder spannt gar hartmäulige Rinder vor. Die übrige Zeit feiert er und beklagt höchstens in den Osterien zu Trastevere oder am Treviplatz mit den andern traurig Trinkenden, daß uns Gott Bacchus nicht mehr wohl will und daß Spriet, aufgelöster Weinstein und Zuckerwasser, unter dem Namen vino oder vino cotto credenzt, doch immer noch manches zu wünschen übrig lassen.

„Wie das einst anders gewesen ist!" seufzen die Veteranen der Künstler Roms. „Das Volk ist nicht wieder zu kennen! Kein Gesang mehr, kein Saltarello — die Kirche hat allen Tanz verboten — keine Oktoberfeste, kein Mummenschanz mehr! Wer sich während des Carnevals in Costüm zeigt, ist der Regierung verdächtig, weil doch immer halb unkenntlich, oder dem Römer, weil es heißt, die Regierung bezahle alljährlich etliche costumirte Hanswurste und Pierrots, um dem passiven Widerstand der Nichtcostümirten zu begegnen. Und vor allem kein Wein, kein Wein, dieser uralte Sorgenbrecher, dieser einem damit aufgewachsenen Volke unentbehrlichste Tröster! Was in andern guten Jahren mit ein paar Bajocchi zu erschwingen war, eine Mezza oder gar eine ganze Foglietta goldenen Orvietos, was die Tagesverdrießlichkeiten Abends rein fortschwemmte, die Stirnen glättete und den Doktor sammt Apotheker fern hielt, das läßt sich jezt für eben so viele Scudi nicht mehr unverfälscht auftreiben, und der gemeine Mann ist geradezu auf den Branntwein angewiesen."

Aber die alten Leute sprechen immer von der Vergangenheit mit Vorliebe und lassen der Gegenwart ungern ihr gutes Recht widerfahren. Wer könnte ihnen immer beistimmen? Es ist wahr, das Tambourin wird kaum mehr gehört, der Saltarello scheint dem Volke fast ganz abhanden gekommen, das Improvisiren ist verboten, das Singen hat sich nach und nach verloren in dem Maße, wie der Besuch der Steuerboten jährlich häufiger und sein Pfandsack größer geworden ist. — „Aber — aber das Ponte molle?"

Ja freilich, auch das Ponte molle-Feiern der deutschen Künstler ist dahin, und was an seine Stelle getreten ist, steht dem modischen Frack vielleicht eben so viel zu nahe, wie jenes dem schwerbesohlten, klirrenden Burschenstiefel seligen Andenkens zu nahe stand. Das Ponte molle-Feiern, bald nach der Pariser Julirevolution entstanden, ersezte bis vor nicht gar langen Jahren den seitdem in's Leben getretenen Künstlerverein. Wer aus Deutschland oder dem Norden nach Rom kommt, passirt die Brücke, unweit welcher Constantin den Maxentius schlug, Ponte molle. Diesen geographischen Uebergang galt es durch eine symbolische Feierlichkeit auf ein Anknüpfen zwischen nordischer und südlicher Kunst zu übertragen, wobei es denn weniger auf eine strenge künstlerische Allegorie abgesehen war, als auf ein fröhliches Beisammenseyn „bei Tabaksqualm und Becherklang." Andersen in seinem „armen Fiedler" und Menzel in seiner „italienischen Reise" haben ausführlichen Bericht über diese Aeußerungen nordischer

Ungebundenheit unter südlichem Himmel abgestattet. Mancher ältere Künstler spricht noch mit einem mitleidigen Seitenblick auf das jetzige Casinotreiben von jenen goldenen Ponte Molle-Tagen oder vielmehr Nächten, wo die Etikette weder Glanzstiefeln, noch weiße Cravatte erheischte und jeder sich gab, wie er eben war, ohne viel zu fragen, ob er sein Glas leise oder laut auf den Tisch stellen solle. Thorwaldsen, ohnehin bei Fröhlichen gern ein Fröhlicher, fehlte nie, wenn Ponte Molle angesagt war. Als er zulezt aus Copenhagen zurück kam, ward er zum zweiten mal Mitglied; auf einem Sessel sitzend, den man in des Zimmers Mitte auf den Tisch gestellt hatte, sah er im silbernen Schmuck seiner Löwenmähne hinab auf die schnurrigen Gesellen, die mit Lichtern in den Händen ihn umkreisten. Auch Cornelius war dem Ponte Molle nicht abhold, während ihn das jetzige Casino nicht zu seinen Mitgliedern zählt.

Wie oft nun eine Ponte-Molle-Feier angesagt ward, hing vom Anmelden neuer Mitglieder ab. Es fanden sich deren indessen allwöchentlich, da die Pilgerfahrt nach der ewigen Stadt das ganze Jahr hindurch fortdauert und Künstler, wie Kunstfreunde ohne Unterbrechung aus- und einwandern. Daß ein Freimaureranstrich jedem solchen Vereine nicht ganz abgeht, ist eine althergebrachte Gewohnheit, doch hielt man sich mit weiser Vorsicht von jeder zu unmittelbaren Entlehnung fern. Es gab kein Stichwort, wie etwa das JAKIN; das Bedecktbleiben des Kopfes war kein Zwang und eben so wenig die freilich fast durchgängige Anrede mit du; der Eintretende mußte nicht schriftlich erklären, was er für die Aufgabe des Menschen und was er von dem Verein selbst halte, noch welchen Nutzen er sich von seinem Beitritt für sein geistiges und irdisches Heil verspreche. Er brauchte kein Geheimhalten auf die Bibel zu geloben. Sein Geld, seine Knöpfe, seine Tragbandschnallen, obschon vielleicht von Metall, wurden ihm gelassen. Keiner nöthigte ihn das rechte Bein bis über's Knie zu entblößen, das Knie selbst mit einem Tuche zu umwickeln, mit einem Stiefel und einem Pantoffel an den Füßen, ein Tuch um die Augen, als Ritter von der traurigen Gestalt umherzutappen und auf die Frage: „Wer ist da?“ den eigenen Namen und den der Erzeuger herzusagen. Kein musikalischer Bruder präludirte am Klavier und ihm sagte niemand: „Du hörst die Brüder, aber du siehst sie nicht.“ Ihm wurde nicht die Brust entblößt, noch ein geöffneter Cirkel darauf gesezt; er brauchte nicht, so zugerichtet, über Stühle und Tische steigend, zu „wandern,“ noch sich belehren zu lassen, daß schon „vor Olims Zeiten Gesellen auf Wanderschaft zu gehen pflegten,“ noch vernahm er mit engem Bezug auf die Gebrechlichkeit des menschlichen Lebens die Betrachtung, „wie er jezt ohne Hülfe, hätte sich ein Abgrund vor ihm geöffnet, hineingestürzt wäre!“ U. s. w. Auch ist uns nicht bekannt, daß ein Thürsteher sich das Ansehen gab, als vernagle und vermaure er die Thüre, noch daß beim darauf folgenden Abendessen das Trinken auf das Commando: „Ladet,“ „sezt an,“ „Feuer!“ von Statten ging. Ja im Allerwesentlichsten, im Geldpunkt, war der Brauch beim Ponte Molle durchaus nicht freimaurerisch: der Eingeführte, statt am ersten Abend freigehalten zu werden, pflegte für alle den Wein zu bezahlen, der an jenem Abend flüssig wurde.

Was seine Farbenkenntniß etwa bestätigen konnte, das zuverlässige Unterscheiden zwischen rothem und weißem Wein (vino nero o bianco) — dieser Prüfung pflegte man ihn freilich zu unterwerfen, auch kam es dem Bildhauer zu, in geknetetem Thon oder Brod ein Zeugniß seiner Kunst abzulegen, wobei die Regeln der Schönheit häufig dem Jean Paul'schen Gesetze über das Komische weichen mußten. Dichter halfen sich durch Knittelreime, Volksvertreter durch Reden, Diplomatiker durch Schweigen über die Prüfung hinweg, Kunstkritiker durch Kunstverbesserungsvorschläge, kunstfreundliche Tabaksfabrikanten durch Cigarrenspenden, und wie sich sonst nur immer noch Aeußerungen des Talents für diesen oder jenen Beruf kund geben mochten.

Irren wir nicht, so verdankt der jezt noch beim Cervarafest prangende Bajoc-Orden sein Entstehen jener fröhlichen Zeit. Wir wissen nicht, ob König Ludwig ihn getragen hat, wenn schon es uns bei seinem engen Verkehr mit den Künstlern eben nicht so unwahrscheinlich bedünken will; mochte ihm doch des Sokrates Ausspruch: „Nur die Künstler sind Weise, ohne es zu scheinen,“ nicht minder als derjenige des Euripides vorschweben: „Mit Weisen lebend wird ein König weise.“ — Gewiß tragen den Bajocorden, ob er auch nur eine Verspottung des Ordenswesens überhaupt ist, gar manche, die auf das Band im Knopfloch sonst nicht so ganz gleichgültig zu blicken pflegen, und es mag mehr als Einer den rothen Adlerorden neben seiner kupfernen Parodie im Ordenkästchen aufbewahren.

Aber das Ponte Molle ist dahin und wird nicht wiederkehren. Andere Zeiten, andere Sitten. Den alten, dampfgeräucherten Behausungen an der Ecke der Piazza Barberini, in den Quattro Fontane und an andern Orten ist Valet gesagt worden. Ein Vereinslokal der feinsten Art, Anfangs im Palazzo Fiano, dann im Corso, jezt hinter der Fontana Trevi — unweit des Brunnens, aus dem die Scheidenden zu trinken pflegen,

wenn sie die Zauberkraft dieses Wassers, nach Rom zurückzubringen, an sich bethätigt wünschen, — hat die alten Osterien verdrängt. Man kugelt über neue Mitglieder ab, gibt im Winter alle Sonnabend eine geschlossene musikalische Abendunterhaltung, von Zeit zu Zeit auch dergleichen mit Einführung von Fremden beiderlei Geschlechts, wo die schönsten Damen und die glänzendsten Toiletten zu finden sind; öffnet um die Carnevalszeit die geschmückten Räume an einem der letzten Abende zu einem stattlichen Costumball, dessen Kosten durch Unterschriften der Mitglieder gedeckt werden; putzt zum Weihnachtsabend einen himmelhohen Lorbeerbaum mit unzähligen Orangen, Backwerk und Flitter auf, wobei abermals Einführung ist und humoristische Geschenke und Gegengeschenke ausgetauscht werden, und schwingt sich endlich im Ueberschwellen der Frühlingswonne zum lustigen Maifeste auf, wobei weder Vierfüßer noch Vermummungen geschont oder gespart werden.

Dieses Fest verdankt seinen Namen „Cervarafest“ den auf dem Wege nach Tivoli gelegenen Cervarahöhlen, wo Tuffsteingrotten halb natürliche, halb künstliche Tische und Bänke darboten und die ganze Umgebung würdige Coulissen für das ausgelassene Treiben eines Künstlerfreudenfestes bildete. In der hübschen Gemäldesammlung des Herrn Landsberg in Rom findet sich ein Bild von L. Vogel, das einen Begriff von der Stattlichkeit dieser Feier gibt. Es stammt aus dem Jahre 1841. Den hintern Mittelgrund bildet ein verfallener, gesprengter Thurm, den Hintergrund die Campagna mit ihrem wunderbaren Charakter einer immergrünen Wüste; vorn wogt es von Costumen: Indianer, Chinesen, Araber fehlen eben so wenig, wie mittelalterliche Ritter, Wallenstein'sche Wachtmeister und Trompeter, zu Fuß, zu Esel, zu Maulthier, zu Roß. Die Mitte bildet der Triumphwagen des Cervaraprinzen, reich mit Gold geschmückt, von zwei weißen Stieren gezogen, zwischen deren Hörnern ein holder Engel, die römische Foglietta (Weinflasche) in den Händen, sich prächtig genug ausnimmt. Ein junger Page steht an des Prinzen Seite. Römische Polizeisoldaten in damaliger Uniform mit den spitzen Messinghüten und viel theilnehmendes, mit in's Freie gewandertes Volk vervollständigen das Getümmel.

Die Cervarahöhlen sind aber seit jener Zeit in geistlichen Besitz übergegangen, und eingedenk des Vorbildes der Bischöfe in den ersten Jahrhunderten christlicher Autorität, wo Maler als „Boten des Teufels“ betrachtet wurden, und „wer wieder malte, aus der Gemeinde gestoßen ward,“ haben die jetzigen Cervaraherrn ihren Besitz von den Besuchen Satans gereinigt und den Künstlern bedeutet, sie würden mit Polizeihülfe sich vor dem Wiederbetreten des eben gesäuberten Bodens zu schützen wissen. So hat sich denn zwar das Fest in veränderter Räumlichkeit erhalten, aber von seinem Ursprung ist ihm nur noch der Name geblieben, und nicht minder wie beim Ponte Molle gilt es hier einer untergegangenen Herrlichkeit, die schwerlich ihre Auferstehung feiern wird.

Das Schinkenfest in Grotta ferrata, dessen wir schon gedachten, ist nichts weiter als ein Jahrmarkt im Gebirg, wo das Volk aus den umliegenden Orten zusammenströmt, um, wie immer in Italien, mit der kirchlichen Festlichkeit eine außerkirchliche zu verbinden. Bei der Schönheit der Trachten in Roms Umgebung und der reichen Fülle anziehender Gesichter und Gestalten, welche ein solcher Tag zusammen führt, findet der Künstler ergiebigen Stoff für seine Beobachtungen, weßhalb das Schinkenfest immer fleißig besucht wird, so sehr es auch verloren hat, seit Wein und Tanz fehlen. Die Einladungen zu solchen Kirchenfeiern geschehen durch große Plakate. Wir erinnern uns des Inhalts eines derselben, welches in Roms Straßen zum Besuch des Festes in Palombara einlud. Nachdem betont war, wie der St. Biagio von Palombara martire e glorioso Vescovo (Bischof) gewesen sey, wurden die einzelnen Theile der am ersten und zweiten Tage abzuhaltenden Messen angegeben. Am 27. April, also am dritten Tage, hieß es dann weiter, sey zur Vermehrung der Heiterkeit (per rendre la festa piu allegra) eine Tombola, das heißt eine Lotterie, angeordnet, mit eilf Bajocchi (5½ Sgr.) Einsatz und hundert Scudi höchstem Gewinn. Zugleich versprach man Musikbanden der rauschendsten Art und empfahl den Gläubigen, diese neue Gelegenheit, das Heil ihrer Seele zu fördern, nicht unbenuzt zu lassen. Es bedarf wohl nicht erst der weiteren Ausführung, daß von geistlicher Musik selbst in den Kirchen bei solchen Gelegenheiten nicht die Rede ist, sondern daß Musikstücke aus neuen Opern Verdis, namentlich aus dem Trovatore, so wie auch häufig Tänze von Strauß u. a. zur Aufführung kommen. Im Neapolitanischen verbindet sich noch allemal ein starker Verkauf von Eis und Eiswasser damit, deren Ausrufer unmittelbar vor der Kirche ihren Stand haben und einen alles übertönenden Lärm machen; auch werden nach der Predigt oder Messe einige Dutzend in Sand eingegrabene Böller abgefeuert, so wie Abends Raketen und Ballons in die Luft entsendet, wobei die Regierung ihre Rechnung findet, da die Pulverbereitung Staatsmonopol ist; eben so pflegt sie den Eishandel in Pacht zu geben.

Die Künstler Roms haben nach allem Vorausgeschickten vollauf Gelegenheit, sich von den Rheumatismen der nördlich gelegenen Ateliers und von der Langeweile gähnender Modelle im abendlichen Zusammenseyn oder im Freien unter dem feiernden Volke zu erholen. Können sie auch nicht, wie die Jesuiten unter den spanischen Vicekönigen, siebentausend Ducati zu Ehren der Infantin auf Vorstellungen mit tanzenden Knaben in schwebenden Wolken verwenden, noch wie die Benedictinerinnen von St. Maria Donn' Albina prächtige Schauspiele geben, wobei die Damen von Hof geladene Gäste waren, die Cavaliere in den Kirchenfenstern aber gern geduldete Zuschauer, so ist doch, was sie bieten, immer abgerundet und stattlich genug, und es wird viel öfter der Vorwurf aristokratischer Manieren vernommen, als derjenige burschikoser Ausgelassenheit.

Es ist freilich schwer, hier die rechte Mitte zu finden. Zwischen den üppigen Gastmählen des Platon, dessen reiche Decken Diogenes verspottet, und dem Einen Becher des verläumdeten Mäßigkeitsfreundes Epicur, bei dem der eine Becher, mit Wein gefüllt, für alle Freunde ausreichte, und bei welchem Käse ein seltener Leckerbissen war, liegt eine gewisse Durchschnittsmäßigkeit, welche Künstler im Allgemeinen viel leichter finden, als die angedeutete Mitte zwischen jenen andern Gegensätzen. Man braucht noch nicht, wie Pythagoras, keinen Wein zu trinken, so lange die Sonne am Himmel steht, und kann doch schon tief im Philisterthum stecken. Man braucht noch lange nicht mit dem Lehrer des Aristoteles zu behaupten, daß nur an den Tagen des Bacchus ein Rausch gestattet sey, und kann doch schon der erlaubten und fast nicht entbehrlichen Genialität eines Künstlerdaseyns entfremdet seyn. Ueberhaupt handelt sich's um etwas ganz anderes als um's Essen und Trinken, wofür der Maßstab schon in eines jeden Einnahme- und Ausgabebuch von selbst gegeben ist. — Wir wollen nicht untersuchen, ob die Gegner des Vereins oder seine Verehrer Recht haben. Die Abhängigkeit so mancher Künstler von den Ansprüchen eines stets wechselnden, stets launenhaften Reisepublikums, wie das römische, bringt gewisse Schattenseiten mit sich, gegen welche sich nichts machen läßt, so lange ihre Bedingung, eben jene Abhängigkeit, nicht beseitigt werden kann.

Immerhin bietet der Verein einen Sammelpunkt für so manche, sonst sich leicht zersplitternde Kräfte. So oft sich auch die Namen der Mitglieder ändern, so hält ihre Anzahl sich doch so ziemlich regelmäßig in der Mitte zwischen ein- und zweihundert; die reichhaltige Bibliothek vermehrt sich von Zeit zu Zeit durch Schenkungen; die liebenswürdige und allbeliebte Persönlichkeit des Vereinspräsidenten Corrodi aus Zürich bietet gewissermaßen Gewähr für einträchtiges Zusammenhalten und versöhnt, wie es solchen Erscheinungen eigen ist, Gegensätze, die sonst schroff geschieden sind. Und das ist gerade an einem Ort wie Rom, wo Fremde zugleich die Beschützer der Kunst und wechselweise Gäste des Vereins und Gastgeber der Künstler zu seyn berufen sind, von nicht geringer Bedeutung. — Weder der Peripatetiker darf mit seinem Ausrufe: „O Freunde — nirgends ein Freund!" wenn von dem Verein die Rede ist, buchstäblich genommen werden, noch paßt auf die jetzigen Künstler Roms, was der Mann in der Tonne von den Musikern sagt: „Die Saiten ihrer Leier verstehen sie zwar zu stimmen, aber ihre Herzen sind in ewigem Mißlaut." Es gibt noch immer Harmonie genug und man weiß, daß fortwährende Consonanzen ohne dazwischen tretende Dissonanzen rasch zu ermüden pflegen.

Uebrigens gibt das Vereinslokal erwünschte Gelegenheit, die Abgeschlossenheit des Künstlerkreises im geselligen Verkehr mit Nichtkünstlern zu mildern, andere Elemente ihm zuzuführen, neues Blut in seine Adern zu bringen. Wie weit auch die sogenannten bildenden, d. h. formgebenden und formbrauchenden Künstler sich von Leuten der Feder und des Gedankens unterscheiden, und wie begreiflich im Grunde bei der vorwiegend praktischen Richtung des Malers, Bildhauers oder Architekten seine geringe Achtung von allem dem ist, was der sichtbaren Welt nicht viel näher steht, als das ungreifbare Scheinbild auf der Fläche eines Spiegels dem zurückgespiegelten Gegenstande selbst, so ist dem Künstler jener Art doch der Denker, der Dichter, der Fachgelehrte von nicht geringerem Nutzen, als dieß umgekehrt ohne alle Frage der Fall ist. Das Uebersinnliche bedarf von Zeit zu Zeit der Erfrischung am Quell des sinnlich Greifbaren; das Stoffliche will zuweilen von neuem geistig angeregt seyn.

Das war von jeher so und wird immer so bleiben. Nie standen die Künste in rechtem Flor, ohne daß sie unter einander des nahen und unentbehrlichen Zusammenhangs sich bewußt, ohne daß Form und Gedanke zu einem gewissen Gleichgewicht der beiderseitigen Berechtigung und Hochschätzung gelangt waren. — Nicht allein Aesop verkehrte am liebsten mit Bildhauern und Baumeistern, nicht nur Socrates hielt sich vorzugsweise in ihren Werkstätten auf; auch Plato erlernte die Zeichnung zugleich mit den schönen Wissenschaften, und der gelehrte Marc Aurel sah den Malern die Kunst ab, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden. Und andererseits zog Raphael Denker zu Rathe, als

er mit den Entwürfen für die vaticanischen Stanzen beschäftigt war; es genügte ihm nicht, Petrarcas Genius in dessen Trionfo d'amore für den Parnaß, in dem Trionfo della Fama für die Schule von Athen, so wie Dante und Boetius für die allegorischen Figuren der Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Poesie zu seinen Führern zu machen. Er stand, nach Vasari, mit Dichtern und Gelehrten über die Gegenstände seiner Darstellungen in Briefwechsel, namentlich mit dem Verfasser des rasenden Roland. Nicht daß er von ihnen den Adel und den erhabenen Geist zu entlehnen brauchte, welche seinen Compositionen inne wohnen; aber er stellte die Kunst zu hoch, um Belehrung zu verschmähen, wo sie ihm zur vollkommenen Bewältigung seines Stoffs nöthig schien, und seine Ueberlegenheit in Einer Kunst machte ihn bescheiden der andern gegenüber.

In ähnlicher, wenn auch nur verwandter Weise hat Schiller es nicht unter seiner Würde gehalten, den Goethe'schen Entwurf zum Wilhelm Tell zu dem seinigen zu machen und als Trauerspiel mit all der Hingebung auszuarbeiten, welche nur ein selbst entworfenes Drama erfordern konnte. Euripides benuzte die Plane des ihm befreundeten Socrates zu seinen Tragödien, nicht minder andere Trauerspieldichter diejenigen des Timon, des Denkers und einstmaligen Tänzers, von dem uns das schöne Wort aufbewahrt worden ist, das man so gern zur Devise jedes Künstlerbundes machen möchte: „Hieher, Freund, hier sind die freien Menschen!"

Also enger Verkehr der Denker und der Künstler unter einander, wechselseitiges Ergänzen, Erfrischen, Anregen. Der Maler darf zwar nicht Goethes, den Schriftstellern geltenden Zuruf: wenig schreiben, aber viel zeichnen! in umgekehrter Anwendung sich zur Richtschnur nehmen, denn die technische Fertigkeit läßt keine beiläufige Behandlung zur Vollkommenheit gelangen; aber er hat sich doch vor Einseitigkeit nach der entgegengesezten Richtung hin zu hüten. Wäre es der Fall, wir hätten nicht so unzählige geistlose, höchstens technisch gewichtige Kunsterzeugnisse in unsern Galerien und modernen Ausstellungen. Wie viele Bilder, seit Giotto anfing zu componiren, gleichen den Geschöpfen der Irion, die er mit der Wolke zeugte! Von wie manchen läßt sich nur die erste Hälfte dessen rühmen, was Anaxagoras von der Schöpfung sagt: „Alles war unter einander gemengt, dann kam der **Verstand** hinzu und hat es geordnet!" Er kommt eben nur allzuhäufig **nicht** hinzu. Man wird noch immer ohne zu große Einschränkung Goethes Ausspruch gelten lassen können: „Das Beste liegt in der **Idee** des Künstlers, die er selten oder nie erreicht;" und weiter: „Alles Glück eines Kunstwerks beruht auf dem prägnanten Stoff, den er darzustellen unternimmt."

Wenn es nun ein sich immer mehr feststellendes Urtheil über das gegenwärtige Akademiewesen ist, daß es die Künstler leicht zu dem macht, als was die Sophisten schon sie gering achteten, zu Handwerkern nämlich, so ist das Herumgehen in einem und demselben Kreise von Anschauungen und Beschäftigungen ohne Zweifel ein nicht unbedeutender Grund für diese Wirkung, und es kann dem Künstler somit ein Austausch mit Nichtkünstlern oder mit Vertretern anderer Kunstzweige nur ersprießlich seyn. Ohnehin fördert es kritische Theilnahme und trägt auf diese Weise dazu bei, das Interesse für die Kunst über den ganzen Raum hinaus zu verbreiten, wo sie ihre Resultate darzustellen Gelegenheit hat. Wie geringschätzig auch fast jeder, wer nur immer künstlerisch thätig ist, die Urtheile leichtfertig meisternder Kritik zu betrachten geneigt ist, und mit vielem Rechte, so ist die Kritik selbst doch bei keiner Aeußerung der menschlichen Thätigkeit zu entbehren, und vertritt sie nicht immer das würzende und erhaltende Salz, so ist sie doch als nothwendiger Sauerteig, auch wo sie irre geht, nicht gering anzuschlagen. Am wenigsten ungerecht seyn wird sie aber, wenn sie die Schwierigkeiten der Kunst mit Gewissenhaftigkeit kennen zu lernen strebt, wenn sie ferner nicht das Objekt allein, wenn sie auch das Subjekt, den Schöpfer des ersteren, in's Auge faßt und das Werk nur im Zusammenhang mit seinem Meister betrachtet. Ein Bild, das auf der Ausstellung zu der günstigsten Beurtheilung aufzufordern scheint, tritt in ein anderes Licht, wenn es im Atelier sich als die fünfte oder sechste Variante eines längst erschöpften Stoffes herausstellt, oder als die sklavische Nachahmung einer geborgten Studie, oder als unebenbürtig neben einem weit vorzüglicheren Bruder. Ein anderes, dessen Farbe zu kalt, dessen Zeichnung befangen, dessen Entwurf und Vorwurf von peinlicher Wirkung sind, wird uns im Atelier des Künstlers weniger theilnahmlos finden, wenn wir die Schwierigkeiten überschauen, unter denen es das Licht der Welt erblickt hat. Vielleicht hat das Atelier das trügerische Reflexlicht einer während des Entstehens des Bildes vom Nachbar aufgeführten Mauer bekommen; das Modell ging bei der zweiten oder dritten Sitzung davon, weil ihm für Nudositzungen der Professor nebenan bessere Diäten zahlte; der Entwurf entstand zu einer Zeit, wo Doktor und Apotheker die Thürklinke des Künstlers weder bei Nacht noch bei Tage aus der Hand lassen wollten; Kindergeschrei, Krankenwärterinnen, Katze und Hund, aus dem Zimmer der

Wöchnerin in des Künstlers Werkstatt verwiesen, accompagnirten seine Composition. Wer hat noch das Felsenherz, mit seinem Werke zu hadern, wenn er des Künstlers Leiden und Nöthe in der Nähe gesehen hat? Oder Besuche neugieriger Engländer störten ihn, so oft die Muse sich an seine Staffelei setzen wollte; Kunsthändler, im Besitz verfallener Schuldscheine, trieben ihm die Galle in's Blut; befreundete Künstler riethen ihm, der eine diese, der andere jene Aenderung vorzunehmen; ein gedruckter Tadel, ein Besuch in Raphaels Stanzen verdrehten ihm vollends den Kopf, oder nahmen ihm das lezte Selbstvertrauen. Er hatte eben seine vorübergehende Zeit, wo er alles grau oder grün oder bräunlich zu sehen glaubte, wie in dem Entwicklungsgange so vieler Maler uns ihre hinterlassenen Werke zeigen; er hatte seine himmelblaue Periode, wie Guido, seine kupferfarbene, wie Bronzino, seine perlmutterschillernde, wie Barocci, seine graue, wie früher einmal Kaufmann, seine chocoladefarbene, wie jezt Hillingford.

Aber dennoch wird ihm bei billigen Rücksichten eine Besprechung seiner künstlerischen Erzeugnisse, selbst wenn sie ungünstig lautet, förderlicher seyn als ein völliges Ignoriren. Auch da wo ein Urtheil nicht das Rechte trifft, regt es an, fordert es zu größerer Selbstkritik auf, trägt es einen sonst vielleicht wenig bekannten Namen in die weite Welt hinaus. Hätte Fernow's gewandte Feder sich früher, als es geschehen ist, der Arbeiten von Carstens angenommen, das Schicksal dieses bedeutenden Talents wäre vielleicht noch günstiger zu gestalten gewesen. Und doch, wie viel hat er ihm mit seiner ersten Würdigung in Wielands Merkur genüzt, bis er durch seine Biographie ihm ein dauerndes Denkmal errichtete! — Wie mancher Name wäre ohne Vasari's Fürsorge längst verschollen, während er jezt seine in Trümmer gegangenen Werke überlebt! — Was wüßten wir ohne die Feder eines Plinius u. A. von den untergegangenen Gemälden Griechenlands und ihren Schöpfern?

Daß viele Kunstwerke ohnehin eines Commentators von Hause aus bedürfen, geht aus so manchen Monographien hervor, welche Künstler ihren eigenen Bildern nachsandten. So beschrieb Cornelius selbst in einer Broschüre vom Jahr 1850 seine Compositionen für die Begräbnißgruft der preußischen Könige; Overbeck gab in ähnlicher Weise schon früher in jener Frankfurter Broschüre die Erklärung seiner großen Allegorie: „der Triumph der Religion in der Kunst;" Richard Wagner besprach den Inhalt seiner Tannhäuserouvertüre in ausführlicher Weise, und ließ den Hörer, statt eines Tonstücks, ein Gemälde darin erkennen.

Dem nämlichen Bedürfniß sucht die kritische Beleuchtung zu entsprechen. Sie mag anregen, classificiren, aburtheilen und den großen Vortheil, welche ihrem Denken das Befreitseyn von der Materie gewährt, dem dieser lezteren enger verbundenen Künstler zu gute kommen lassen. Sie darf sich des Ausspruchs des Antisthenes über leeres Lobreden erinnern: „Es ist besser unter die Raben als unter die Schmeichler zu gerathen, denn jene fressen nur die Todten, diese die Lebendigen;" und nicht minder des spöttischen Raths, welchen er den keinen Tadel ertragenden Atheniensern gab: „Ihr solltet dekretiren, daß die Esel Pferde seyen." Aber wenn die heilige Anna des Sansovino zu S. Augustino in Rom nicht um der vielen hundert Sonette willen berühmt geworden ist, welche nach Bottaris Mittheilung durch ihre Bewunderer ihr nach und nach angehängt wurden, bis die Mönche sie alle gesammelt im Druck erscheinen ließen, und wenn so manche ähnliche Anräucherungen spurlos vorüber gegangen sind, so darf die Kritik nichts desto weniger sich davor hüten, mürrisch oder ungerecht zu seyn, und sie mag Winkelmanns Grundsatz beherzigen: „Man halte sich alle Zeit vor, viel zu finden, damit man viel suche, um etwas zu erblicken." Glücklicher Pindar, der nur Lobgesänge anzustimmen gewohnt war, und der sich die Vorsicht einprägen mußte, um nicht Neid zu erregen, nur beiläufig des Siegers zu erwähnen:

„Auch reizt es zumeist im Geheim der Bürger Sinn,
Wenn dein Gesang ein fremdes Gedeihn erhebt."

Leider geht es in der Kunst nicht anders wie in der Natur, wo es immer mehr vom schwachen als vom starken Geschlechte gibt. Hätten die schwächeren Kunsterzeugnisse nur zum wenigsten die Vorzüge des schwächeren Geschlechts, den Zauber der Anmuth und Lieblichkeit!

(Fortsetzung folgt.)

Frau von Staël in Weimar im Jahr 1804.

Aus K. A. Böttigers Nachlaß.

III.

(Schluß.)

(Den 22. Februar). Da heute Briefe aus Copet ankommen konnten und sie den vorigen Posttag durch das Ausbleiben der Briefe von ihrem Vater außerordentlich unglücklich gewesen war, so war sie den ganzen Tag äußerst unruhig, im Theater bei der Vorstellung ganz zerstreut und ungern zum Souper bei der Frau von Wolzogen, die ihr überhaupt durch die vielleicht mit Fleiß angenommene Ruhe und Kälte nicht ganz gefiel. Es war bestellt worden, daß, wenn Briefe an sie kämen, sie ihr sogleich gebracht werden sollten. Sie kamen früher, als sie erwartet hatte. Bei ihrem feinen und dießmal gleichsam doppelt geweckten Gehör, hörte sie die Stimme ihres Bedienten, der die Briefe brachte, schon im Vorsaal und gerieth sogleich in die heftigste Bewegung, die, als sie die Briefe nun wirklich in die Hände bekam und nicht sogleich fand, was sie suchte, so heftig wurde, daß sie in krampfhafte Zuckungen und in eine Art von Ohnmacht verfiel, die alle Anwesenden in Schrecken setzte. Thielmann sprang herbei und unterstützte sie, damit sie nicht niedersänke. Constant legte nun die Briefe zurecht, und siehe, es fanden sich zwei Briefe auf einmal von ihrem Vater. So groß vorher ihr Schrecken gewesen war, so überströmend und gewaltig war nun auch ihre Freude. Sie sprach wie eine Begeisterte über die Verdienste ihres Vaters und was er ihr sey. Nun gerieth auch Frau von Helwig (Amalie von Imhof) in eine solche Stimmung (sie hat vor kurzem ihre Mutter verloren), daß sie der Frau von Staël um den Hals fiel und daß sie beide zusammen weinten. Hier waren also die augenscheinlichsten Belege zur Leidenschaftlichkeit der Delphine, in der sie sich selbst so hinreißend wahr geschildert hat.

Den 24. Februar. Abends bei der Herzogin. Frau von Staël kam sehr zufrieden von einer Unterredung mit Goethe. Da sie anfänglich über den Alarcos mit ihm gesprochen und das Abgeschmackte desselben (turpe est difficiles habere nugas) gezeigt hatte, war seine Stirn etwas bewölkt gewesen, und er hatte die ganze Erscheinung nur durch den Kunst**versuch** entschuldigt. Allein nun war er auf die Parallele zwischen der Tragödie, als dem obersten, dem Indifferenzpunkt der Plastik, gekommen und hatte hierüber sehr scharfsinnige Bemerkungen gemacht. »La plastique mène au seuil de la vie.« Beim Abschied kündigte ihr Goethe auf morgen einen Besuch von seinem Sohn an, der ihr sein Stammbuch präsentiren würde. * Frau von Staël erklärte sich sehr lebhaft gegen diese Sammlung von Leichensteinen und nannte sie Todtenlisten (registres obituaires). Benjamin Constant rieth ihr, als sie ihn fragte, was sie einschreiben sollte, zu dem bekannten Hemistichon: »prolem sine matre creatam.« — Sie hatte heute Wielands verbindliches Billet ihrem Vater schicken wollen, hatte es zurecht gelegt und dann trotz eines dreiviertelstündigen Umwendens ihrer Papiere nicht finden können (und auch später nicht wieder gefunden). Wir schoben die Schuld auf das Gespenst, das in dem Hause, welches sie bewohnt, umgehen soll. Wieland sprach vom glücklichen Talent seiner verstorbenen Frau, alle verlegten Papiere herauszufinden, das sie schon in Biberach erprobt und seitdem stets bewiesen, und setzte hinzu: »Elle trouva même mon esprit, si je l'avais perdu!« Frau von Staël schilderte dagegen ihre ungeberdige Heftigkeit, wenn sie etwas nicht finden kann, mit den lebhaftesten Farben.

Bei Tische kam der schon drei bis viermal ventilirte Streit über den Vorzug der Engländer wieder auf's Tapet. Dieß ist die schwächste Seite der Dame. Sie lobt die Klugheit und **Aufklärung** der Engländer auf Kosten aller übrigen Völker. Nur in Norddeutschland sey eine ähnliche Masse von Aufklärung, und doch auch nur in den obern Ständen. In England sey jeder Karrenschieber und Coal-heaver so aufgeklärt, als bei uns kaum die Menschen in den obersten Ständen. (Sie hatte vorher bemerkt, daß sie Goethe und Schiller heute

---

* Sie schrieb dann hinein: »Mon aimable enfant, je ne puis pas dire: imitez votre père, parceque les dons du ciel ne s'imitent pas, mais soiez le digne héritier de la gloire de votre père et souvenez vous d'un vers d'un de vos plus célèbres poëtes (Schiller):

„Der Ruhm ist edler Seelen unvergänglich Erbtheil."

die Nachricht von Moreaus Gefangennehmung mitgetheilt, die aber, tout absorbés des leurs idées métaphysiques, kaum einige Notiz davon genommen hätten). Die Engländer wären besonders gegen die Weiber sehr wohlgezogen und zuvorkommend u. s. w. Der Herzog widerlegte sie politisch, Constant moralisch; Wieland sagte, alles was die Engländer Gutes hätten, komme aus ihrer Constitution, die uns so sehr fehle; ich machte den Mangel großer Dichter und Schriftsteller und das isolirte, einseitige, mit Vorurtheilen angefüllte Wesen des Volks geltend. Der Herzog zeigte, wie alles Mißlingen des lezten Kriegs, das Zurückziehen der Oesterreicher aus der Schweiz, worauf Massena die Russen schlug, der Gesandtenmord zu Rastadt, den Engländern zuzuschreiben sey. Constant erinnerte an den Weiberverkauf, an die Trinkgelage, wenn sich die Weiber entfernt hätten; allein sie hatte auf alles eine Antwort, schob vieles in der Politik auf ihr schlechtes diplomatisches Personal auswärts u. s. w. Pitt habe wohl macchiavellistische Grundsätze gehabt, er sey aber doch ein trefflicher Premierminister für England gewesen. Besonders ungünstig denkt sie von den Oesterreichern, die sie nur aus einigen échantillons ungebildeter Offiziere kennt und wegen des neuesten Censurunfugs in Wien verachtet.

(Den 25. Februar). Frau von Staël erklärte sich heute über ihre Liebe zu den Engländern. »C'est la seule nation qui jouisse de la liberté et qui en soit jalouse. Moi, j'aime la liberté, je sacrifie tout à la liberté, c'est une fievre (als Joubert fiel, hatte sie wirklich zehn Tage das hitzige Fieber), qui me prends.« Aber auch Constant schenkte ihr nichts. »Je ne trouve pas les Anglais fort prévenans. C'est tout naturel. Aucun Anglais n'a été jamais amoureux de moi.« Bei Tische wurde viel über die Philosophie gesprochen. Der Engländer Robinson hatte ihr noch einen trefflichen Aufsatz über Kants Metaphysik gebracht. Dieser Aufsatz von Robinson werde den Hauptbestandtheil ihres Werks über die deutsche Philosophie ausmachen. Sie fand den Gedanken Kants: „ich kenne nur zwei erhabene Gegenstände, den gestirnten Himmel über mir und das Gefühl der Pflicht in mir," höchst erhaben. Ein anderer Satz, über welchen Robinson diesen Morgen ihr einen großen Commentar gegeben hatte: die Anschauung ist ohne Begriffe blind, übersezte Constant faßlich so: die Theorie ist ohne Praxis nichts (?). Dieß veranlaßte Frau von Staël, über die lächerliche Verdunkelungssucht der deutschen Metaphysiker und über die noch lächerlichere Geduld der deutschen Gelehrten sich zu ärgern, welche diese Räthsel zu lösen so viel Schweiß vergößen und so viel Stunden aufopferten. „Das kommt daher," sagte sie, „weil ihr deutschen Gelehrten fast gar keine Geselligkeit übt und kennt, und daher Zeit im Ueberfluß habt, um solchen Ideenschatten nachzujagen. Der Engländer hat seine Politik und seine Zeitungen, der Franzose seine witzigen Nichtswürdigkeiten und Galanterien gegen die Damen. Beides fehlt euch. Die Höfe dulden euch nicht, eure Weiber bilden euch nicht. Was bleibt also übrig, als sich kopfüber in solche Spekulationen zu stürzen?"

Sie äußerte sich über ein Epigramm von Goethe, das er in Venedig gemacht hat, worin die Gondel mit der Wiege und dem Sarge verglichen wird. Man werde im Sarge nicht geschaukelt und das Bild sey widerlich. Alles was in Gedichten bloß lokal sey, was eines Commentars bedürfe, sey nicht le vrai genre. Wenn sie ihr altes Projekt einer Reise nach Italien ausführe, werde sie einen Roman schreiben, der nur in Italien spiele. »Et vous,« sezte Constant hinzu, »en serez la héroine et un Anglais en sera le héros.« *

Sie behauptete, sie habe einen schnellen physiognomischen Blick, der sie fast nie täusche. Ihren jetzigen Hofmeister (der wirklich im berufenen Gespensterhause Gespenster sieht) habe sie in den ersten drei Minuten mit dem eben bei ihr befindlichen Engländer Robertson aus seinem Gesichte entziffert: qu'il avait la vivacité d'un écureil, mais qu'il était bête. Dasselbe habe ihr Vater, der diesen Takt gleichfalls im höchsten Grad besitze, sogleich entdeckt. — Die Entdeckung der Fräulein von Göchhausen, daß Frau von Krüdener ihre Valerie nach dem Leben des Grafen von Medem gebildet habe, machte Frau von Staël viel Vergnügen; denn man hat diese Valerie der Delphine entgegengesezt, und offenbar um die Delphine herabzuwürdigen, jene ausposaunt. Auch hat sich Frau von Staël fest vorgenommen, der Frau von Krüdener es beim ersten Zusammentreffen mit ihr zu sagen: »c'est moi qui a fait votre fortune.« Constant schreibt an einem Werke über den Einfluß der Religion auf die Moral.

Ihre bittersten Feinde in Paris sind Ginguené und Geoffroy, laut und ohne Maske. Mit ihnen fraternisirt jezt Frau von Genlis, die fünf giftige Romane gegen die Verfasserin der Delphine in die neue Romanbibliothek gearbeitet hat. Röderer, der Eigenthümer und Mitherausgeber des Journal de Paris, ist gleichfalls einer ihrer hämischsten Widersacher, und dann alle Devots und Emigranten.

---

* Bekanntlich ist dieß in der Corinne buchstäblich eingetroffen.

In der France hors de la France ist der Graf T...., einer der elendesten Debauchés und Parteijäger, ihr geschworener Feind. Er begeiferte sie noch vor ihrer Ankunft in Deutschland durch einige gehässige Aufsätze im Freimüthigen von 1803, und aus seinen kürzlich erschienenen nouveaux mémoires ist so eben auch eine giftige Parallele zwischen ihr und der Genlis in der Neuen Münchner eleganten Zeitung, Aurora genannt, abgedruckt worden.

Wenige Tage vor ihrer Abreise aus Weimar kam die Nachricht von Moreaus Verhaftung. Sie war unbeschreiblich dadurch ergriffen und ahnete für sich selbst nahe Gefahren. Ueberhaupt hat sie einen unersättlichen Neuigkeitshunger in der Politik. Sie bekommt die Briefe aus Paris unter der Adresse ihrer Kammerfrau. Sie bezahlt die geringsten Dienste, die ihr hier geleistet werden, mit schwerem Gold. Jeder Tag, wo sie selbst am Hofe speist, kostet ihr zwei Carolin.

„Es war eine große Freude," sagt eine liebenswürdige und scharf beobachtende Frau, „die Frau von Staël in vertrauten Tischgesprächen Goethe gegenüber zu sehen. Sie ist ganz Gemüth, Sentiment, moralische Empfinderin, voll glühenden Enthusiasmus, aber eben deßwegen zur ruhigen, ästhetischen Kunstbeschauung und zu einem reinen Kunsturtheil wenig geschickt. Sie hat treffliche Blicke über Menschenleben und Charaktere, über politische Erregungs- und Besänftigungstheorien, über Umgang, Reize der Geselligkeit, Lebensphilosophie. Dieß alles ist bei ihr zu einem moralischen Schnellgefühl und Takt sublimirt, der ihr im Umgang mit den entgegengesetztesten Menschenclassen und Charakteren auf immer die höchste Sicherheit und Gewißheit gewährt, Geister, welche sie will, zu erobern und die eroberten fest zu halten. Goethe hat stets nur starksinnliche Eindrücke und rein ästhetische Bildung in sich genährt. Er ist in allem weit mehr Form und formelle Anschauung. — Man denke sich nun diese zwei so organisirten Psychen gegeneinander, im ewigen Wechsel sich berührend und anziehend, und dann wieder sich fliehend und abstoßend. Bald fällte Frau von Staël über Kunst ein Urtheil, wobei Goethe erstarrte. Bald sprach Goethe ein schneidendes Wort über falsche Sentimentalität und die verruchte moralische Tendenz, die alle Kunstreinheit beflecke; da bebte wieder Frau von Staël ob solcher Ketzerei zurück. Neue Annäherung, neue Abstoßung. So ging es in endlosen divergirenden und zuneigenden Linien, eine lange Conversations-Menuet, die zuletzt mit zwei tiefen Verneigungen endigte.

Aus einer Unterredung mit Herrn P., ihrem jetzigen Hofmeister.

Der Vater der Frau von Staël ist noch jezt der ehrwürdigste und liebenswürdigste Mann, den man kennen lernen kann; elephantenartig im Aeußern gestaltet, wassersüchtig und nur noch durch die äußerste Sorgfalt und Obhut über sich selbst unter den Lebenden, aber als Siebziger noch im vollsten Gebrauche seines allumfassenden Verstandes. Bei Tische in Copet hört er die belebtesten und längsten Discussionen still, aber mit ununterbrochener Aufmerksamkeit an. Am Ende sagt er in drei Worten das treffendste Urtheil, und alles ist entschieden. Der Vater war der liebevollste und nachsichtsvollste der Väter gegen seine einzige Tochter. Als die jetzige Frau von Staël fünfzehn Jahre alt war, lebte sie mit ihren Eltern in Paris, wo damals zweimal in der Woche in dem Hause Neckers der ausgesuchteste Kreis von Denkern und Schöngeistern zusammen kam. Frau von Necker, die in ihren Grundsätzen äußerst streng und religiös war, wollte durchaus die heranwachsende Tochter an diesen Cirkeln noch nicht Theil nehmen lassen, sondern sie zu einem Genfer Prediger in Pension thun, um sie außer aller Berührung mit der Pariser Luft zu setzen. Allein der Liebling des Vaters siegte über die Sorglichkeiten der Mutter nach einem harten Sturme zwischen den Eltern. Sie blieb in Paris und durfte an allem Theil nehmen, was in jener Coterie wöchentlich verhandelt wurde. Der alte Necker sprach gewöhnlich jedesmal mit der Tochter über alles, was in den Cirkeln durchgesprochen worden war, berichtigte und leitete ihr Urtheil und bildete sie zur zartesten und reinsten Blüthe geselliger Unterhaltung.

Alle, die Frau von Necker gekannt haben, sind entzückt von ihr und ziehen die Mutter als Denkerin und Menschenfreundin der Tochter weit vor. Die Mutter war es auch, welche den Baron von Staël, als er den Gesandtschaftsposten verloren und nichts mehr zu leben hatte, von ihren Mitteln unterhielt. Als aber Frau von Necker todt war, setzte Frau von Staël diese Unterstützung nicht fort, sondern ließ ihn zwei Jahre in Paris in der drückendsten Dürftigkeit schmachten, so daß er sich genöthigt sah, von der Gnade seines alten Bedienten, der noch in Copet von einer kleinen Pension zehrt, zu leben. Endlich erfolgte eine Aussöhnung. Frau von Staël reiste selbst nach Paris, um ihren Mann nach Copet abzuholen; allein während der Reise über den Jura starb er. Das allgemeine Urtheil über Herrn von Staël ist, er sey ein sehr gutmüthiger, aber bornirter Mensch gewesen. Einen großen (für die Erziehung der Kinder besonders nachtheiligen)

Einfluß hat ihr betrauter Kammerdiener und häusliches Factotum, Eugène. Ihm hatte sie auch den Ertrag ihrer Delphine überlassen, die aber gleich nach ihrer Erscheinung so oft nachgedruckt wurde, daß sich dieser Vortheil auf ein Minimum reducirte.

Herrn von Constant liebt niemand im Hause der Frau von Staël. Man hält ihn für intrigant und für einen Fabulisten, der lauter Schlösser in Spanien verkauft. Er heirathete eine Kammerfrau der Herzogin von Braunschweig (ein Fräulein von Kramm) und ward dadurch braunschweigischer Kammerherr, ließ dann seine Frau sitzen und schied sich von ihr, worüber sich diese zu Tode grämte. — Auf der Reise aus der Schweiz über Metz wollte sich Frau von Staël förmlich mit Constant verheirathen. Sie fragte ihren ältesten Sohn, ob er je Constant lieb gewinnen könnte. Dieser verneinte es, und so unterblieb alles. Der Kleine hat freilich seitdem nicht viel freundliche Gesichter von Constant bekommen.

Frau von Staël hatte einen gewissen Gerlach aus Gotha, Bruder des Erziehers und Predigers in Genf, zum Hofmeister, mit welchem sie außerordentlich zufrieden war. Er schaffte ihr die Excerpte und Citate zu einem großen Theil ihres Werkes: »sur la littérature« und empfahl sich dadurch noch mehr. Da er viel mit ihr Klavier spielen mußte, verfiel er endlich in eine leidenschaftliche Liebe zu Frau von Staël, die alles that, um ihn durch feine, moralische Mittel zu heilen. Allein er wurde tiefsinnig, irrte zu Tagen auf einsamen Spaziergängen herum, so daß alle Bedienten nach ihm ausgeschickt werden mußten. Als Frau von Staël den Winter in Paris zuzubringen beschlossen hatte, besorgte sie, G. werde durch seine Leidenschaftlichkeit ihr Ridicules in Paris geben, und sah sich daher genöthigt, ihn in Copet mit den Kindern zu lassen. Allein der arme St. Preux hielt diese Trennung nicht aus, verzehrte sich und starb einige Tage, nachdem Frau von Staël im nächsten Frühling wieder in die Schweiz gekommen war. Sie spricht mit großer Achtung von diesem ihr unersetzlichen Hofmeister ihrer Kinder. Der jetzige, den Villers spedirte, thut ihr in keinem Fache genug. Sie hofft in Berlin einen Mann zu finden, wie sie ihn braucht, besonders einen guten Griechen. Ich werde deßwegen an Spalding schreiben.

Frau von Staël ist die fertigste und witzigste Sprecherin, die es geben kann. Aber oft eilt bei ihr das Wort dem Gedanken vor, nur daß bei ihrer Gewandheit die Idee nie dahinten bleibt. Abgerechnet den großen Vorsprung der Sprache selbst, in der sie spricht, ist sie uns auch dadurch so unendlich überlegen, daß sie alles an die lebendigste Gegenwart anknüpft. Wir denken und cirkeln zu viel, ehe wir sprechen. Bei ihr trägt wie im goldenen Zeitalter das Land ohne Pflug freiwillig die goldenen Gaben der Ceres. Sie hat in der Jugend auch Latein gelernt und versteht ihren Autor recht wohl, wenn sie sich vorbereiten will. Allein dieß ist ihr natürlich viel zu mühsam und sie verläßt sich auch hier auf ihr ungemeines Talent, alles zu errathen, wo ihr nur ein Halblicht aufdämmert. Auch sagte sie selbst oft: »Je suis paresseuse. J'ai peur d'un poëme de longue haleine.« Schillers Götter Griechenlands wollte sie darum nicht übersetzen, weil Parny's guerre des dieux denselben Gegenstand behandelt.

Sie ist in Paris geboren, als ihr Vater Resident von Genf dort war. Ihre Mutter half ihr bei der ersten Schrift über Rousseau, die sie in ihrem achtzehnten Jahr schrieb. In ihrer Schrift sur l'influence des passions sey das Capitel sur l'esprit de parti das beste. Uebrigens habe sie in dieser in ihrem vierundzwanzigsten Jahr geschriebenen Schrift noch viel zu viel Worte gemacht. Ihre größere Reife, die sich in der Delphine zeige, habe sie besonders Constants Kritiken zu danken. In der Delphine sey sie erst reif gewesen.

Frau von Staël hatte in ihrer metrischen Uebersetzung von Goethes „Fischer" in den Worten: „Was lockst du meine Brut hinauf in Todesglut?" das letzte durch air brulant übersetzt. Allein Goethe, als sie ihm ihre Uebersetzung vorlas, berichtigte sie und sagte, es sey dieß die Kohlenglut in der Küche, an welcher die Fische gebraten würden. Das fand nun Frau von Staël äußerst maussade und geschmacklos, sich aus ihrer schönen Begeisterung so auf einmal in die Küche verwiesen zu sehen. Dieß sey es eben, woran es unsern besten Dichtern fehle, das το πρωπον, das feine Gefühl des Schicklichen. Hier also war sie ganz Französin. Zur Unterstützung ihres Widerwillens gegen diese Gemeinheit erzählte sie folgende Anekdote: „Eine Dame steht mit ihrem Liebhaber auf dem Balkon und spricht über Ziererei und zu weit getriebene Delikatesse. Der Liebhaber versichert, er wolle ihr gleich die Wahl lassen, etwas sehr Unangenehmes zu hören und zu erfahren, und sie werde dann einsehen müssen, daß ihr Zartgefühl mehr durch das Gehörte als durch das Erfahrene beleidigt werde. »Supposons, dit l'amant, qu'en glissant vous seriez exposé de faire une chute terrible du balcon sur le pavé. J'accours, je vous arrête en m'écriant: »Arrêtez, vous serez frite sur le pavé. — »Fi donc, répond Madame, j'aimerais mieux faire la chute la plus dangereuse.« — Sie wird Goethes

Bajadere übersetzen, »mais bien chatiée.« Das wird ihr aber Goethe wenig Dank wissen.

Sie unterhielt sich oft mit unserem Herzog und suchte ihn über allerlei fürstliche Vorurtheile zu berichtigen. Neulich stritt sie heftig an seiner Tafel über den Feudalzwang und die Bedrückung der Bauern durch die Frohnen. Die regierende Herzogin nahm mit dem Engländer Mellish allein die Partie der Frau von Staël, als von Aufhebung der Frohnen die Rede war, und Frau von Staël sagte von ihr: »Elle épouserait la plus belle cause, si elle ajoutait de la force à son impartialité.« — Dann dissertirte Frau von Staël sehr geistreich über den von ihr mit großer Wärme behaupteten Satz: »Les plus grandes pensées viennent du coeur,« welchen der Herzog durchaus leugnete und durch die lächerliche Seite der Sache und durch Spott zu widerlegen suchte. Auch möchte sie ihn gern von aller Jagdlust befreien. Die einzige Entschuldigung, welche der Herzog gegen den service personnel vorbrachte, war, daß es große Nachtheile erzeugen würde, wenn nur Ein Fürst denselben aufhöbe.

Sie hatte Vossens Louise zu lesen angefangen. Einzelne Stellen möchten ganz gut seyn, z. B. die Geschichte von Petrus; aber das Ganze habe eine langweilige Simplicität. Die Details der Odyssee passen nicht zu unserem Zeitalter. (Wieland erinnerte, daß man Vossens Louise nicht mit Homer, sondern mit Theocrit vergleichen müsse.) »Mais, Madame, il ne faut pas comparer cela avec le goût français.« Sie antwortete: »Mais je le compare avec le propre goût. Ce qui ne me plait dans la nature elle même, ne me plaira non plus dans l'imitation. Ich kann den Tabakraucher in der Natur nicht ausstehen, warum soll ich ihn in Vossens Pfarrherrn von Grünau schön finden?"

Viel über die Vorzüge der deutschen Sprache und der französischen. Der Engländer Robinson fragt sie, wie sie das Wort Zweckmäßigkeit ausdrücken wolle. Sie paraphrasirt es und sagt, wenn nur derselbe Sinn wieder gegeben werden könne, auf ein paar Sylben oder Wortklänge mehr oder weniger komme es nicht an. Ueberhaupt wolle sie alles, was in deutscher Prosa gesprochen und geschrieben werde, ohne Verlust übersetzen; nur in der Poesie getraute sie sich's noch nicht zu behaupten. Durch die Leichtigkeit, womit wir Wörter zusammensetzen könnten, würden wir verführt, sehr viele Nebenbegriffe und Hülfsideen einzuweben, die unsere Rede zwar voller, aber nicht klarer und deutlicher machten. Die französische Sprache sey eben darum die allein seligmachende Sprache der Conversation, weil durch den Genius derselben die höchste Bestimmtheit und Klarheit Fundamentalgesetz sey. In unserer Sprache sey es, als wenn ein Tänzer, der ein Solo tanzen wolle, noch zwei andere Tänzer unter den Arm nehme und sie so, bloß um die Arme auch noch voll zu haben, rechts und links mit fortschleppe. Der Franzose aber tanze ein wahres Solo. Auch gebe die Vielsylbigkeit solcher Compositionen der deutschen Sprache im Ohr des Ausländers eine höchst widrige Schwerfälligkeit, die der mit der deutschen verwandten englischen nicht angemerkt werden könne. Da erinnerte Wieland an Klopstocks Einfall, der englischen Sprache ein Zischgelispel zuzuschreiben.

Aus einer Unterredung mit Benjamin Constant. Es ist wahr, daß Frau von Genlis der Frau von Staël durch den Buchhändler, der ihre Romanbibliothek druckt, anbieten ließ, die Correktur der Delphine zu übernehmen, um nur schnell genug sie ihrer Clique verrathen zu können. Aber die Anekdote, daß Madame Bonaparte Argwohn nach der Ehescheidung geschöpft habe, ist ungegründet. Die Stelle in der Delphine, wo es heißt: „Es wäre schrecklich, wenn diese Revolution in einem neuen Despotismus endigen sollte," beleidigte den ersten Consul unversöhnlich. Die hämischen Urtheile, die Reichardt in seinen Briefen, II., S. 44, aus dem französischen Merkur anführt, gehören nicht La Harpe, wie dort steht, sondern Fievée zu, der die famösen Briefe über England geschrieben hat, und den Bonaparte dorthin schickte, um die englischen Zeitungsschreiber durch Drohungen und Geld zu beschwichtigen, der aber durch keines von beiden Mitteln zum Zwecke gelangte. Ein großes Verbrechen in Bonapartes und seiner Anhänger Augen ist der Frau von Staël erklärte Vorliebe für England. Gegen Reichardts oder vielmehr Suards Beschuldigung, daß Leonces Charakter in der Delphine nicht psychologisch wahr sey (I. 469), bemerkt Constant, daß in der großen Masse der Pariser Societät sich ein solcher Charakter sehr consequent denken lasse.

Constant war nie damit zufrieden, daß Frau von Staël die Revolution so stark in ihren Roman gemischt hat, und mißbilligte auch den grellen Ausgang. Wirklich hat sie auch die ganze Entwicklung umgearbeitet, und war auch einmal gesonnen, die Delphine zum zweitenmal so erscheinen zu lassen. Da zieht sich Leonce auf seine Güter in Spanien zurück und Delphine verzehrt sich im Gram.

Frau von Staël hat eine unglaubliche Leichtigkeit des Schreibens. Selbst die Delphine kostete ihr nur anderthalb Jahre Zeit und sie hatte nichts voraus dazu bereitet. Sur la littérature schrieb sie in Paris in sechs Monaten unter unaufhörlichen Unterbrechungen. Aber sie hat das höchst seltene Talent, sich durch nichts stören zu lassen und die interessantesten Perioden in dem Moment fortzuspinnen, wo sie nur die Feder ergreift. Sie ist im Augenblick wieder bei der Sache. — Sie hatte bei Paris auf dem Wege nach St. Denys ein Landgut, St. Thouin (St. Ouen?), das sie aber nun verkauft hat. Hier sah sie am liebsten ihre Freunde. Bellerive in der Delphine ist darnach gemodelt. — Sie verdankte ihrem Vater viel mehr als ihrer Mutter, die eine übertriebene Strenge und eine gewisse Trockenheit in Gespräch und Styl hatte, welche gar nicht mit ihrer phantasiereichen Tochter stimmen wollten. — Der Frau von Necker hinterlassene Tagebücher und Handschriften betragen dreißig Bände, aus welchen ihr Mann nur sehr wenig publicirt hat.

Plaudereien aus London.

II.

Bekanntlich drücken im freien England die ärgsten Steuern, die indirekten, auf jedes Lebensbedürfniß; sie sind die drückendsten, weil die minder Bemittelten am meisten belastend. Ein Bekannter rechnete mir einst vor, wen wir, die Miether von furnished Apartments, alles mit erhalten müssen, wer alles von uns sich nährt im Lodginghouse. Es ist himmelschreiend.

Die hiesigen Häuser haben noch ein Stockwerk, das niederer als die Straße liegt, vor dieser und dem Haupteingang mit einem denselben umfriedenden Gitter gleichsam verborgen, hinter welchem eine Seitentreppe hinab führt mit gesondertem Eingang für den Dienst, die Küche ꝛc., was die britischen Wohnungen sehr anständig, ruhig, schmuck und bequem macht, weil man oben in der „Hall“ — dem Vorplatz, der uns gleich beim Eintreten umfängt — und auf den mit Teppichen belegten Treppen keine Ahnung von dem unterirdischen Reiche hat. — An vielen Hausthüren liest man für Besucher die Weisung: »knok and ring« — klopfe und klingle. Das Säubern früh Morgens fängt immer mit der Schwelle an, von außen herein, umgekehrt wie bei uns. Auch in der so berühmten englischen Reinlichkeit ist manches Heuchelei, wie in andern Tugenden. Man wascht wohl täglich vor dem Hause sogar die Steine auf der Straße, aber im Innern habe ich zuweilen arge Dinge bemerkt. Man neigt hier in der Stille schon darum zum Schmutze, weil man mit der größten Anstrengung doch nicht reinlich seyn kann, aus Verzweiflung, weil alles fortwährend kohlschwarz wird, unsere eigenen Fingerspitzen und unsere eigene Nase obenan. Auch haben die Leute zu viel zu thun. Es geht mit allen Extremen so: zu viel Thätigkeit, zu großes Geschäft macht faul. Sollte wirklich eine angestammte Ehrfurcht vor dem Staube hinzukommen, mit welcher der Amerikaner den Engländer aufzuziehen pflegt? »Such a veneration!«

Wenn der Thürklopfer so durch das ganze Haus schallt, ist's als wenn das Geschick anpochte. Sobald der Briefträger hämmert, weiß man es durch alle Stockwerke: er schlägt zweimal an, aber sehr stark. Nicht selten dröhnt es durch die Nacht, als sollte es Todte wecken, weil ein spät Heimkehrender nicht mehr Einlaß findet bei der fest entschlummerten Dienerin. Diese bezeichnet die Bewohner je nach ihrem Apartement. »The colonel in the parlour,« oder »the lady in the drawing-room,« heißt es von ihnen bei unserer hübschen Dienerin Elisabeth: „der Oberst im Parlour,“ „die Lady im Salon.“ Diese leztere und mein Fensternachbar, der Violinist, pflegen jeden Tag ihre musikalischen Exercitien zu gleicher Stunde zu betreiben, neben und unter mir. Auch der ungarische Graf geigt, der kürzlich zu ebener Erde eingezogen. Wenn ich durch die Halle gehe, höre ich die weiche Magyarensprache von ihm und seinen ihn besuchenden Gefährten. So trägt London alles in seinem Schooße, die Zukunft und die Hoffnung aller Länder und Völker.

Nie ist mir mein Tusculum lieber, als wenn durch die alten flüsternden Ulmen vor dem Fenster, das rückwärts hinaus geht, der Mond so traulich durch die Aeste scheint. Er hat etwas sehr Träumendes, Sentimentales, dieser englische Mond, dem deutschen verwandt. Wie er so hereinblickt verstehe ich das Geschwisterliche, in deutschen und englischen Gedichten. Häufig jedoch zeigt er sich in der feuchten Atmosphäre mehr bloß wie Reflex im Wasser. Ist es mir doch schon tröstlich gewesen, wenn ich eine Kuh aus der Nachbarschaft brüllen hörte, die befreundete Stimme.

Die blutjunge Elisabeth, welche mich bedient, sagt alle Tage, wie der alte Falstaff: »I would it were time to go to bed.« ich wollt', es wäre Schlafenszeit. Sie ist, und das will nicht wenig heißen, die schönste Engländerin, welche ich hier gesehen. Sie hatte mir, ohne daß ich es gewünscht — denn man hat in London keine Muße zu Bekenntnissen und Beichten — ihr Vertrauen geschenkt. Das Neueste war, daß ihr sweet heart sie heirathen und — in den Crystallpalast heimführen will; er ist nämlich Arbeiter dort. Sie brachte mir seinen Brief, denn ich ihr vorlesen mußte; sie verstand den Inhalt nicht ganz, wie die Bitte um eine Locke rc. Diese Kundschaft erinnerte mich an die, welche ich vor ein paar Jahren zu Warnemünde in Mecklenburg bei den Schifferfrauen fand, nachdem ich dem jungen Weib, bei der ich wohnte, zuerst den englischen frommen Spruch auf der Mundtasse, welche der Mann ihr heimgetragen über's Meer, übersetzt hatte. Ein andermal erklärt Elisabeth: »I have lost my sweet heart.« — Jeder Tag bringt eine neue Episode im Roman, wenn das Mädchen mit der Wasserkanne in mein Zimmer tritt. Gestern hat „Mr. Tompson" mit einer andern hübschen Nachbarin gesprochen; Ane hat es gesehen, die Zofe der Lady im Drawingroom. »This made me very unhappy.« — »I am not jealous,« setzt sie gleich stolz hinzu. »I care not for it. He is very fond of me, I know.« — »He did it only to vex you,« entgegnete ich. Sie lachte. Es währte nicht lang, so kam sie Abends glückselig mit einer neuen Epistel vom sweet heart. »Is he not kind? He longs to return me the kiss I gave him Friday. — »Your affectionate,« he writes.« — Sie trug das Blatt auch dem Gentleman neben mir hinüber. — Einmal, als sie mir das Mittagessen bringt, nimmt sie geschwind das schwarze Häubchen vor meinem Toilettenspiegel ab, um sich die blonden Flechten zu ordnen. Ich traute meinen Augen kaum, lernte mich aber daran gewöhnen, da diese Naivetät sich später noch öfter wiederholte. Sonst pflegt sie für jeden Befehl zu danken, den ich ertheile: »thank you,« erwartet ihrerseits aber auch, daß ich nichts von ihr heische, ohne mein „bitte" vorauszuschicken: »please.« Die Höflichkeit des Briten gegen seine Diener entspringt auch aus Stolz, um sie möglichst fern zu halten. Ueberdieß, je höher er seine Leute stellt, desto mehr erhebt er sich selbst.

Ich habe vorhin meines dinners erwähnt. Alle Tage joint of mutton. Da möchte man sich freilich dem „Teatotalismus" hingeben, über den meine gastlichen Freunde in St. John's Wood zu spotten pflegen. »Sweets to the sweet,« sagen sie, wenn sie uns Confituren anbieten. Die Früchtebonbons möchte ich als Merkzeichen von ganz England gelten lassen. Wir finden in ihnen jedes Arom, jeden Duft wieder, aber alles künstlich, gleichsam mechanisch, ohne Natur. Alles drängt hier zum Triumph des menschlichen Scharfsinns, die Natur zu entbehren. Besser behagte mir schon custard — Johannisbeertorte mit einer Art Crême. Aber nie konnte ich mich mit curry-powder aussöhnen, das mir gleich beim erstenmal die Zunge verbrannte. »A little hot!« meinen sie von solchen teuflisch gewürzten Brühen, welche aber einen unschuldigen continentalen Gaumen gleich höllischem Feuer sengen. Durchaus sollte ich das berühmte scotch beer (schottisches Bier) kosten; allein ich spürte schon von einem Gläschen Orange wine ziemliche Wirkung. Sie nennen das »dutch courage« — sich holländischen Muth trinken. Man fertigt hier aus allen Früchten künstlichen Wein, der freilich Leuten vom Fache zu leicht dünkt. Ich habe später mit diesem Orangewein Freundschaft geschlossen. Seitdem glaube ich alles, was man sich vom Nachttrunke der hohen und höchsten Damen dieses Landes in die Ohren flüstert. Schon das Klima, die starke Luft drängt uns den Wein auf, selbst mir. Die Natur fordert es hier, und so müssen wir uns mit dem Körper gefangen geben. Schon darum gebietet in Albion der Stoff; es kann den Materialismus nie abstreifen. Ich kämpfte lange dagegen. — Noch schlimmer ist's mit dem Moralischen. Auch der Geist vermag nicht Herr zu werden über den Einfluß, den der trübe Himmel auf die Stimmungen übt. Auch dagegen kämpfte ich umsonst. Es ist sehr demüthigend: ich, die weder Wein trinke, noch Launen habe, mußte mich hier an Wein und Spleen in meinem Regime gewöhnen. Britannien ist nun einmal in allem gewaltthätig.

So legt uns z. B. London schon durch die Ausdehnung die Ungeselligkeit auf. Man ist hier häuslich par force. — In der Familie ist der Brite äußerst »kind.« Das Wort bezeichnet das auch sehr gut: kind ist zwischen Höflichkeit und Güte, Höflichkeit des Herzens. In ihrem »never mind« liegt, als Ablehnung eines Dankes, so viel Gutmüthigkeit, so viel Anspruchloses. Doch

ist der Londoner so gedrängt und dadurch so concis und faul, daß wenn er artigst „guten Morgen“ oder „guten Abend“ wünscht, er nichts weiter als »morning!« oder »evening!« vernehmen läßt, alles andere verschluckend. »All right!« gehört zu den stereotypen Phrasen, welche bald mit, bald ohne Fragezeichen im Hause, mit Ausrufungszeichen fortwährend an den Eisenbahnstationen erschallt. Die englische Sprache findet ihren ganz charakteristischen Ausdruck im Lallen der kleinen Kinder — das ist hier zweimal gelallt. »Master baby« nennt man traulich das jüngste Kind. Es gefällt mir, daß nicht bloß Schüler, auch Gelehrte »scholar« heißen — immer lernend.

In London läßt der Cavalier beim Führen seine Dame auch auf der linken Seite gehen, wenn die rechte die innere der Straße ist; wegen zudringlicher Pferdeköpfe und dergleichen. Beim Alleinwandern bin ich nur ein einzigesmal erschreckt worden. Es war Abends, nicht weit von St. Martin's in the Fields. Ein junger Mensch packte mich mit wildem Schrei am Arm, drehte mich im Ringe einmal herum und war davon; es geschah wohl nur aus Muthwillen, im Vorbeirennen. Possierlich ist's — um zum andern Extrem überzuspringen — wenn ich je zuweilen aus Zufall in Regentstreet mit meinen Fragen, ohne lange zu wählen, an eine Dame aus der Fashion gerathe: unaussprechlich, wie die Lady, um nicht Ja zu sagen, mit dem Kopf nickt, chinesisch exclusiv. Mehr könnte mich der Mann im post office von Oxfordstreet ärgern, der meine Briefe mit den Marken nicht in die Box wirft, bis das Geld vor ihm liegt. Unter vielen groben Zügen stößt man doch auch wieder auf rührende von Vertrauen. So wollte die Conditorfrau auf Rathbone Place, weil sie nicht wechseln konnte, mir durchaus einen Schilling borgen, und als ich im Glasgewölbe an der Ecke von Bakerstreet und York Place bat, einen Augenblick warten zu dürfen, weil mein Cab mich zu früh für das Diner bei D. abgesezt hatte, führte man mich gleich in das innere blendende Magazin — ein wirkliches Crystallkabinet — und ließ mich allein mit einer Fülle der kostbarsten und kleinsten Gegenstände, ohne sich im geringsten mehr um die Fremde zu kümmern.

Die Industrie mischt sich hier in alles. Es ist oft nicht möglich, die kleinste gesellige Berührung zu haben, ohne daß sie in's Spiel tritt. Kaum bist du z. B. in einem Museum höflich gegen eine junge Dame gewesen, so sucht sie dich auf und macht dir ganz rund den Vorschlag, dich auf Reisen zu begleiten. Sie wolle gar kein Honorar, nur die Kosten sollten getragen werden; ihre Eltern befinden sich in der Lage, ihr pocket money zu geben u. s. w. Indessen erwarb ich unter dem Volk einige gute Bekannte, wackere Gestalten, z. B. eine Lebkuchen- und Chokoladefrau in Tottenham Court Road, bei der mich einmal ein Gewitter überfiel. Sie hat einen besondern Anstand, spricht auch etwas französisch, das sie in ihrer Jugend von einer Pariser Dame gelernt. Die hübsche Tochter arbeitet an der Seite der Mutter, der Vater ist auf dem Lande, um sich von der Cholera zu erholen. Das fleißige Weib sizt seit fünfundzwanzig Jahren im Parlour hinten hinaus bei ihrem Kram, fünfundzwanzig Jahre an der nämlichen Stelle, auf dem nämlichen Stuhl. »So many happy days have I passed there!« sagte sie, ihr Vaterland ob seiner Institutionen und des Glücks rühmend, das man da genießt.

»Wait a few minutes—« „warten Sie einige Augenblicke—“ das ist etwas Fürchterliches in London, nicht zu erleben. Es war mir oft unbegreiflich, wie lang es »half past« blieb, wenn ich die Leute nach der Uhr fragte; hartnäckig „halb,“ oft auf der Strecke von einer Meile. »All Germans are so,« behauptet mein Freund, der Mexikaner, wenn ich treibe. „Die Deutschen sind alle regelmäßig schon eine Stunde vorher auf der Eisenbahn. — »We think not about such a thing as the Cholera,« gibt man mir zu Antwort, wenn ich nach der Epidemie frage. Der Cockney will nichts davon wissen, ignorirt sie, wie Vornehme thun, wenn etwas nicht gefällt. Man findet kein Gehör mit diesem Thema. Sie wollen vielleicht mit dem Aberglauben der Alten es nicht nennen, nicht bereden. Es mag auch praktisch seyn, sich nicht darüber zu verbreiten. —»There are not so many this week,« heißt es beständig. Die Cholera, das ist eigentlich der moderne Todtentanz im Eisenbahntempo.

Emma Niendorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juni.

Ein Abstecher nach Graz und Gleichenberg.

II.

In früheren Zeiten pflegten von Wien nach Graz sich viele Leute zu ziehen, welche mit verminderten Einnahmen ihre Ausgaben beschränken mußten und dennoch der gewohnten Behaglichkeit des häuslichen Lebens keinen Abbruch geschehen lassen wollten. Namentlich waren es zur Ruhe gesezte Beamte und Offiziere, welche sich den anmuthigen und billigen Aufenthalt für den Abend ihres Daseyns erkoren. Die Anmuth ist geblieben, aber die Billigkeit zur Fabel geworden, und die Ruhegehalte werden jezt in Cilly verzehrt. Wie von Preßburg nach Fünfkirchen, hat sich die Wohlfeilheit des täglichen Brods von Graz nach dem fernen Cilly geflüchtet, das sich ebenfalls einer reizenden Lage inmitten gewaltiger Berge erfreut und in erhöhtem Maße durch malerische Schönheiten ersezt, was ihm etwa an milder Anmuth fehlt.

Zu Graz begrüßte ich einen werthen jungen Freund aus dem Südwesten des deutschen Vaterlandes, den Professor der Geschichte Dr. Joh. Weiß, einen Schüler Gfrörers. Wir haben zusammen zu Freiburg im Breisgau die rothen Ostern von 1848 und diejenigen Fährlichkeiten durchgemacht, denen Leute unserer Gesinnung von Seiten der Turner, Sensenmänner und volksthümlichen Rechtsanwälte ausgesezt waren. Sie haben uns nicht gefressen, Gott sey Dank, wie denn überhaupt von den Freiburger Ghibellinen Gfrörer der einzige war, nach welchem wirklich und handgreiflich mit Messern gestochen worden ist, und der wenigstens nahe daran schien, leibhaftig umgebracht zu werden. Im Jahr 1849 war die Lage noch weit bedenklicher, doch damals war ich weit davon. Die Freunde sind, dem Himmel sey's gedankt, auch dazumal ungefressen geblieben und haben darauf auch die Preußenzeit glücklich überstanden. Später erst ging es ihnen hie und da etwas hinderlicher. Der Verfasser des trefflichen Buchs „Alfred der Große" mußte erst eine Preßstrafe von einer oder zwei Wochen im Gefängniß absizen, bevor er dem ehrenvollen Rufe als Professor der Geschichte nach Graz folgen durfte. Jezt wirkt der tüchtige Schwarzwälder seit zwei Jahren mit großem Erfolg in der Steiermark. Seine Vorlesungen werden von den Studenten mit besonderer Vorliebe besucht, und nicht minder von Gasthörern aus verschiedenen Kreisen der kleinen Stadt, die unter ihren 50 bis 100,000 Einwohnern überhaupt sehr viele Bildung und geistige Regsamkeit beherbergt.

Besagter Regsamkeit verdankt unter anderem der Curort Gleichenberg seine Gründung. Doch darf dabei nicht unbemerkt bleiben, daß man zu Graz sich etwelche Jahrzehnte lang besann, bevor die Quelle von anerkannter Heilkräftigkeit der hülfsbedürftigen Menschheit nach Ehren und Würden zugänglich gemacht wurde, und daß es vielleicht bis zum heutigen Tag noch nicht geschehen, wäre nicht der thätige Graf Constantin Wickenburg des Kaisers Landpfleger im Herzogthum Steiermark gewesen. Unter allen Denkmalen, welche die rastlose Wirksamkeit dieses edlen Menschenfreundes hinterlassen, ist die Gründung von Gleichenberg vielleicht das dauerhafteste, sacre perennius,« und jedenfalls das glänzendste. Die Geschichte ist merkwürdig, der Aufzeichnung werth, und — um uns des abgeblaßten Modeausdrucks zu bedienen — höchst „interessant."

Die Steiermark besizt im Verhältniß zu ihrem Umfang einen besondern Reichthum an Gesundbrunnen, von denen eine Anzahl schon den alten Römern bekannt war, welchen Seneca nachrühmt, daß überall, wo Römer siegten, auch Römer wohnten. Wo die Eroberer sich niedergelassen, dort richteten sie sich häuslich ein, bei der Wahl der Stelle zur Ansiedelung pflegte das Wasser ein entscheidender Umstand zu seyn, und die besondern Gewässer, welche warm dem Boden entquollen oder mit sonstigen Eigenheiten begabt waren, wußten sie mit bewundernswerther Geschicklichkeit im wildesten Wald aufzuspüren. Auch der Säuerling von Gleichenberg war ihnen bekannt, wie man zwar nicht aus alten Schriften weiß, wohl aber aus einem Römerbrunnen, welcher im Jahr 1845 entdeckt wurde, als man unfern der Konstantinsquelle einem sprudelnden Born nachgrub, um ihn zum Gebrauch des Badhauses zu fassen. Das Gemäuer, so wie die dabei gefundenen Münzen lassen keinen Zweifel übrig, daß die Eroberer den Säuerling gekannt und benuzt haben; zu vermuthen stand es schon früher, da die ganze Gegend von römischen Denkmalen wimmelt. Auch auf der Stelle, wo das alte Herrenschloß den Engpaß behütet, hat sich eine römische Inschrift gefunden, und die Vermuthung, daß eine Burg dort eine der Heerstraßen zwischen Noricum und Pannonien am Eingange der gewundenen Felsenschlucht vertheidigt habe, wird schwerlich zu den allergewagtesten gehören. Die römische Niederlassung verschwand spurlos unter den Fußtritten der wandernden Völker; selbst ihr Name ist verschollen. Die Stämme, unter deren Andrang das Reich der Cäsaren zusammen brach,

hatten keinen Sinn für Heilquellen, nicht einmal für solche, deren Wasser für Wunden und offene Schäden gut war, geschweige denn für den Trank, welcher angegriffene Schleimhäute wieder in Ordnung bringen konnte. In späteren Jahrhunderten ward die östliche Steiermark zum Tummelplatz der streifenden Ungarn und Türken, gegen welche manche Vesten erbaut wurden, untern andern auch das Schloß von Gleichenberg. Der Name kommt von dem hohen Waldberge her, dessen zwei Spitzen (in der Landessprache Kogl) weit und breit im Lande als zwei gleiche Berge sichtbar sind. An der gleichen Berge westlicher Flanke windet sich tief eingeschnitten ein Engpaß durch, bei dessen südlicher Mündung auf steilen Felsen die Burg trotzt, welche Maximilian von Trautmannsdorf — wie die Inschrift vom Jahr 1624 besagt — zum Schutz der Grenze erweiterte und mit neuen Befestigungen versah. Das Schloß ist noch in baulichem Stande, obschon zur Zeit nur von einigen Dienstleuten bewohnt, seit der vorige Burgherr gestorben ist, von dessen wunderlicher Wirthschaft ich früher schon einiges erzählt habe (Morgenblatt 1847). Sein Sohn und Erbe ist minderjährig und wird fern vom Sitz der Väter erzogen. Das Hauptgebäude zieht sich im Viereck um einen Hof, auf welchen zwei Stockwerke hoch offene Laubengänge herab schauen, deren Bogen auf zierlichen Säulen ruhen. Dieser Schloßhof bietet selbst noch in seiner Verwahrlosung einen ausgezeichnet hübschen Anblick dar. Ostwärts ragt der Wartthurm, ein ziemlich plattgedrücktes Oblongum, berüchtigt — gleich der viel genannten Riegersburg — aus der Zeit der Hexenprocesse. Die Grafen von Trautmannsdorf ließen gegen Trudner, Hexen und Unholde scharfe „Gerechtigkeit" üben, und in besagtem Thurm hat die Folter nach Anleitung des Hexenhammers die ausführlichsten Geständnisse über das zauberische Unwesen erpreßt, das namentlich auf dem Gleichenbergkogl getrieben wurde. Diese Strenge hat auch den allerbesten Erfolg gehabt; seit mehr denn anderthalbhundert Jahren wird in der ganzen Gegend nicht mehr gehext, und wenn unser Herrgott ein Hagelwetter schicken will, muß er's selber machen. — Weßhalb lacht ihr dazu? Ich rede in bitterem Ernst. In allen menschlichen Dingen ist es nur das verderbliche Uebermaß der Verblendung und Thorheit, wodurch die Menge zur Erkenntniß geführt werden kann. Der Weg zum Licht geht überall durch Nacht und Nebel.

Auf dem Gleichenberger Schloß hat im Jahr 1785 der erste Curgast der Heilquelle gewohnt und in seinem wahrhaft verzweifelten Zustande eine so auffallend gute Wirkung davon verspürt, daß wir Enkel schwer begreifen, wie darnach noch ein halbes Jahrhundert vergehen konnte, ohne daß ernstliche Anstalten zur Benutzung des Wassers an Ort und Stelle getroffen wurden. Dieser erste Curgast war ein Arzt aus Graz, Dr. von Frauenberg, der nach einer überstandenen Lungenentzündung bresthaft geblieben. Husten, Kurzathmigkeit, stechende Schmerzen in der Brust wollten keiner Behandlung weichen, und der Mann schien in der Blüthe seiner Jahre unerbittlich dem Siechthum und einem allzufrühen Tode verfallen. Das war allen leid, welche den vielbeschäftigten und beliebten Arzt kannten, am meisten ihm selber. Darum wehrte er sich nach Kräften um sein junges Leben. Unter den Mitteln, welche er zur Anwendung brachte, befand sich auch das perlende Sauerwasser aus der Sulzleiten, das auf dem Gebiete der Herrschaft Gleichenberg im wilden Walde aus einem Brunnen geschöpft und in Krügen versendet wurde. Die Quelle, welche die Römer einst benuzt, war den Landleuten der Umgegend nicht unbekannt; sie führte nach dem volksthümlichen Ausdruck den Namen einer „Sulz;" der Abhang, an welchem sie zu Tage kommt, hieß die Sulzleiten, die Schlucht dahinter der Sulzgraben, und Sulz das nächste Dorf, zu welchem der Abfluß sich hinabschlängelte. Zweifelsohne sind Holzhauer oder Kohlenbrenner vor Jahrhunderten schon durch das wilde Gethier des Waldes auf den Born aufmerksam gemacht worden, welcher demselben als natürliche Salzlecke — Sulz — gedient haben mag. An irgend eine Heilkraft des Wassers wurde dabei vielleicht von keiner Seele gedacht; wenigstens war nie die Rede davon, bis unter der großen Maria Theresia Regierung auf Anregung des Leibarztes Crantz die Verfügung erging, in allen Kronländern die Mineralquellen durch die zunächst wohnenden Aerzte prüfen zu lassen und Berichte darüber zu erstatten. So kam denn auch das Gleichenberger Wasser im Jahre 1772 zuerst zur ärztlichen Würdigung, sowohl der Säuerling in der Sulzleiten als die Eisenquelle in der „Klause," nämlich im Engpaß unter der Burg. Frauenberg folgerte aus der Wirkung des versendeten Wassers, daß es ihm frisch an Ort und Stelle genossen besonders gut thun würde. Er beschloß den Versuch zu wagen. Das Unternehmen hatte seine Schwierigkeiten. In den kleinen Dörfern, welche etwa eine Viertelstunde Weges von der Sulzleiten entfernt liegen, gab es nur armselige Hütten, worin kein Gesunder, geschweige denn ein Kranker es ausgehalten hätte, wenn auch in den übervölkerten Spelunken ein Plätzchen zu haben gewesen wäre. Aber das Schloß hatte Raum für einen Gast und nahm ihn bereitwillig auf. Von der Burg aus fuhr Frauenberg tagtäglich den halsbrecherischen Weg hinab zur Sulzleiten, trank das Wasser und kehrte nach fünf Wochen vollkommen hergestellt gen Graz zurück, wo er noch lange Jahre gelebt hat. Er ist nämlich zweiundneunzig Winter alt geworden; gewiß ein anständiges Alter für einen, der in der Blüthe des Mannesalters der Schwindsucht verfallen schien. Trotz dieses auffallenden Erfolges, welcher den todtkranken Mann seinem mühseligen Beruf zurückgegeben, und obschon Frauenberg selbst die Geschichte seiner Genesung in einer Druckschrift veröffentlichte, dachte dennoch niemand in der ganzen Gegend an die Gründung einer Unterkunft für Curgäste in bequemer Nähe; nicht einmal im Dorfe am Fuß des Schloßberges — eine halbe Stunde von der Sulzleiten entfernt — gab es im Wirthshause ein paar wohnliche Zimmer. Indessen stieg der Ruf

des Wassers von Jahr zu Jahr. Es wurde in der ganzen Steiermark fleißig getrunken. Ueberall hörte man beklagen, daß die Gelegenheit fehle, den Heiltrank an der Quelle selbst zu genießen. Der allgemeine Wunsch verhallte nicht unbeachtet im Ohr des Grafen Wickenburg, und schon in den ersten Jahren seiner segensreichen Wirksamkeit als Gouverneur, wie damals der Statthalter genannt wurde, traf er Anstalten, auch diesem allgemein gefühlten Bedürfniß abzuhelfen. Im Jahr 1834 trat ein Aktienverein zusammen, welcher die Quellen und eine große Anzahl der Grundstücke ringsumher kaufte. Noch in demselben Jahre wurden die Quellen gefaßt. Im Jahr 1836 stand das erste Haus am Brunnen, nur aus Holz gefügt und stückweise aus Graz zur Stelle geschafft. Die ersten Bewohner des kleinen Hauses waren der Graf Wickenburg selbst mit seiner Gemahlin und der Fürst Karl Liechtenstein. Im Jahre darauf wurde die erste Kurzeit für das Publikum eröffnet. Der Verein hatte zu diesem Behufe einige Bauten aufgeführt, indessen waren diese noch lange nicht der Nachfrage genug, und so wurde denn beschlossen, Bauplätze an Unternehmungslustige abzugeben. Doch hat sich der Verein die Genehmigung zu jedem einzelnen Bau vorbehalten, so daß es keinem Unternehmer möglich wird, seinen besondern Vortheil gegen die Rücksicht auf das Allgemeine geltend zu machen. Dadurch behauptet Gleichenberg seine reizende Eigenthümlichkeit, welche vor allem darauf fußt, daß es aus einer Anzahl abgesonderter Landhäuser besteht, und mithin nichts von jenem kasernenmäßigen Anstrich hat, der sich einstellt, wenn die Curgäste entweder in einem einzigen ungeheuern Gebäude untergebracht werden, oder wenn sich die Häuser gassenmäßig an einander reihen.

Die Lage ist zu einer solchen Anordnung, wie sie zu Gleichenberg getroffen worden, ganz geschaffen, da der Curort weder in einer Thalschlucht noch in einem geschlossenen Bergkessel steht, sondern auf und in einem wellenförmig unterbrochenen und von waldigen Höhen an den Seiten umhegten Abhange, der eine breite, sanft abfallende Rinne im Süden der „Gleichen Berge" einschließt. Auf dem obersten Vorsprunge thront die kleine Kirche, der heiligen Emma geweiht, und daneben steht ein Franciskanerkloster, beide erbaut und gestiftet von der Gräfin Emma Wickenburg und ihrem Gemahl, dem Gründer des Curorts. Unterhalb der Anhöhe mit der Kirche steht auf einem Hügel mit breiter Kuppe die stattliche Villa Wickenburg mit freier Aussicht auf das weite Thal, das sich unter dem Abhange öffnet. Zwischen dem Kirchenabhang und der Villa finden sich in der Vertiefung einige Häuser, nicht an einander geschoben, aber doch zu einer Art von Straße geordnet, worin der Gewerbfleiß Fuß gefaßt hat. Ein Kaufmann, der mit Kattun und Schreibpapier, Briefmarken und Cigarren, Stahlfedern und Spazierstöcken handelt, ein Glashändler, der zerbrechliche Andenken feil hält, ein Figaro mit gelber Messingschüssel, ein Apotheker sind in dieser schattigen Querrinne ansäßig. Das obere Ende dieser Gasse mündet gegen das Vereinshaus und das Kaffeehaus, an welche sich auf der Höhe und am äußern Abhange gegen Westen die hübschesten Landhäuser inmitten grüner Gärten reihen; das untere Ende läuft gegen ein paar Villen hinab, unter denen am Fuß des Waldes vor dem Ausgange des (ehemaligen) Sulzgrabens der Tempel mit der Konstantinsquelle steht. Schattenreiche Wege schlängeln sich dort auf ebenem Boden zwischen dem Hügel der Villa Wickenburg und einem vorgeschobenen schmalen Grat, auf dessen Flanke eine Schweizerei und ein kleines Wohngebäude sich erheben, während unten am Rande des Waldes die Badhäuser, das Spital und einige Zinshäuser ziemlich weit von einander stehen. Vom lezten dieser Gebäudt aus betrachtet reiht sich der Curort in einem fast geschlossenen Kreise auf und an den Hügeln um den schräg ablaufenden, unten geöffneten Kessel, der nur an den Flanken mit Gebäuden besezt werden darf.

Neun Jahre sind vergangen, seit ich Gleichenberg zum erstenmal besuchte. Die jungen Pflanzungen sind seitdem gediehen und herangewachsen. Die Zahl der Häuser hat sich verdoppelt; das Gepräge im Großen und Ganzen aber ist sich gleich geblieben und wird sich auch nicht verändern, obschon der Ort einen bedeutenden Ruf auch außerhalb des Kaiserstaates erlangt hat. Die Oertlichkeit selbst und die oben erwähnten Vorkehrungen des Aktienvereins lassen kein gar zu großes Anwachsen zu. Von Ureinwohnern, welche in andern Curorten das lästige Badproletariat bilden, ist weit und breit keine Spur. Der Besuch kann nie so zahlreich werden, daß er jene Schwärme von Abenteurern anzulocken vermöchte, welche sich nur in übervölkerten Bädern zeigen. So herrscht denn immerdar eine friedliche Ruhe, welche für die Cur von unschäzbarem Werth ist, weil die Kranken von Gleichenberg weder leiblich noch geistig sich einer lebhaften Bewegung überlassen sollen, wie sie für jene zuträglich erscheint, die gegen Fett und Trägheit kämpfen. Das Wasser von Gleichenberg ist nämlich vorzugsweise geeignet, die Thätigkeit der Schleimhäute zu regeln; es hilft hagern Hypochondern zur Herstellung gesunder Verdauung und bringt Brustkranken Genesung, so lange die Lunge selbst noch nicht angegriffen ist. Zu den Tugenden der Quelle gesellt sich die Heilsamkeit der milden Luft in der geschüzten Lage; die Morgen sind selbst im heißesten Sommer angenehm frisch, die Nächte immer so mild, daß der Arzt nie genöthigt ist, seinen Leidenden den Genuß einer Abendluft zu untersagen, die nie durch Nebel oder sonstige Feuchtigkeit einen schädlichen Zusaz erhält, so daß man unbesorgt bis zur Mitternacht im Freien sizen kann. Vor allem aber sind der Mai und die erste Hälfte des Juni der Cur zuträglich.

Ich habe die eben bezeichnete Zeit in Gleichenberg zugebracht und mich verwundert, daß in den schönsten und besten Wochen verhältnißmäßig so wenig Leute gekommen sind, während kurz vor meiner Abreise beim Beginn der

heißen Tage die Gäste zuströmten und für den Juli bereits alle verfügbaren Wohnungen bestellt waren. Die alte Gewohnheit, im Juli und August in's Bad zu gehen, hat anderwärts ihren vernünftigen Grund, auf Gleichenberg angewendet ist sie ein thörichtes Vorurtheil; aber wer will dagegen streiten, da ja das Vorurtheil unter dem Schutze jener verhängnißvollen Macht steht, von welcher unser unsterblicher Schiller sagt, daß Götter selbst vergebens dagegen kämpfen?

W. C.

Paris, Juli.

(Schluß.)

H. Lucas. — Legouvé. — Die erste Communion. — Madame Girardin.

Hippolyte Lucas steht auf einer Höhe, wo die Stufen des literarischen Werths kaum mehr zu unterscheiden sind, so groß ist die Menge der Nebenbuhler und so farb- und umrißlos die Persönlichkeit der Einzelnen. Was jedoch diesen Lucas von dem ihn umgebenden Trosse auszeichnet, ist sein ehrenhafter Charakter und Wandel. Ich will nur einen einzigen Zug dieser vortheilhaften Abweichung von dem Betragen seiner Genossen als Zeugniß meiner Behauptung erwähnen. Es wird seit ein paar Jahrzehnten aus den Repertoiren des Auslands für die französische Bühne mannigfache Nahrung geholt, aber die meisten dieser Importe werden nicht für solche, sondern für einheimische Erzeugnisse ausgegeben. Man folgt hierin dem Beispiel Voltaires und berühmter nicht französischer Autoren, die ich zu nennen Anstand nehme. Hippolyte Lucas dagegen, obgleich Stockromantiker, hält sich an die edleren Gewohnheiten der ersten tragischen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, die über jede entlichene Zeile gewissenhafte Rechnung führen, und was er für die Theater von Paris von den Spaniern oder andern Völkern borgt, versieht er alles mit dem Siegel des Ursprungs. Da er dabei unbemittelt ist, so kommen ihm die Direktionen, wenn sie gerade eine Brücke von einem erschöpften Cassenstück zu einem noch nicht völlig einstudirten nöthig haben, wohlwollend entgegen, und obgleich diese Arbeiten wenig Tantièmen tragen und daher kein langes Bretterdaseyn zu erwarten haben, so werden sie doch gedruckt und wegen ihrer lyrischen Oasen von gewissen Lesergruppen, die, zum großen Theil weiblichen Geschlechts, mit Lamartine'schem Milch- und Honigtrank ästhetisch aufgesäugt worden, ziemlich stark gesucht. Das bringt nun einen Ehrensold, der nicht zu verachten ist, und sichert dem braven Literaten ein Auskommen, um zwar nicht prunkend, aber anständig in der Welt aufzutreten. Diesen Rücksichten verdankt er ohne Zweifel auch die gute Aufnahme seiner Medea. Dießmal geht er nicht auf den Fußstapfen des Euripides einher, sondern hat den in so vielen Idiomen behandelten Stoff auf seinem eigenen Dichterboden gesäet und angepflanzt. Legouvés Medea hätte vielleicht vor dem versammelten Haus mehr ausgerichtet, aber da dieser ein schon bekannter, geschätzter, einflußreicher und vermögender Herr ist, keiner Aufmunterung bedarf, wie man sie Lucas zukommen läßt, und die Darstellung seiner Medea die des andern in den Hintergrund gedrängt hätte, so ward seine Dichtung dieses Namens auf dem Odeon, wie auf dem Théâtre français beseitigt.

Das Théâtre français, das Legouvés von dem Odeon erst später zurückgewiesene Medea sich angeeignet und dann verworfen hatte, hat übrigens dem Dichter eine ehrenvolle Schadloshaltung bewilligt. Es hat ein Lustspiel in Prosa und in drei Akten von ihm aufgeführt, das sich nicht durch überschwengliche Komik dem lachlustigen Haufen, wohl aber den Genügsamen von Bildung durch saubere Arbeit nebst gebildetem Ton empfiehlt. Der Gipfel des Aufsehens, den diese „Heirath durch Eroberungsrecht," wie das Stück betitelt ist, erreicht hat, ist eine Anekdote, zu bezeichnend Pariserisch, als daß ich sie hier übergehen sollte. Eine gottesfürchtige Millionärin wird genannt, in deren Abendcirkeln Legouvé, der es mit dem Mammon eben so wenig verderben will als mit dem ewigen Kenner aller Seelen, fleißig aus- und eingeht. Er habe einmal dieser Dame über den Gegensatz zwischen ihrem Reichthum und ihrer thätigen Nächstenliebe, mit Anspielung auf das Wort vom Nadelöhr im Evangelium, eine etwas ironische Höflichkeit gesagt, und mit einem versteckten Blick auf ihre grauen Haare sie gefragt, welcher Zeit sie denn angehöre? „Durch mein Gold," habe sie geantwortet, „der neuen, durch meine Liebe (charité) der alten. Legouvé war ganz entzückt über diese Erwiederung und wußte, in der Eigenschaft eines Akademikers, nichts Besseres zu thun, als derselben in seiner Comödie eine schickliche Ecke aufzufinden, und diese Ecke wurde vor allem andern rauschend und anhaltend beklatscht. Die gottesfürchtige Millionärin verlangte ihren Antheil an den Autorgebühren für ihre Armen und erhielt auch eine geeignete Summe, so wie eine Anzahl von

Eintrittskarten für die Leute und die Freunde ihres Hauses.

Zu denen, welche die Mildthätigkeit gütiger Reichen gewöhnlich in Anspruch nehmen, gesellte sich, während des Monats Juni, in den Straßen von Paris eine Klasse hülfsbedürftiger Wesen, die einnehmender aussieht und ihre Wünsche liebenswürdiger vorträgt, als die übrigen Zünfte dieser Bittsteller. Ich meine die Knaben und Mädchen, welche jährlich im Juni das Alter der ersten Communion erreichen, auf diese wichtigste Angelegenheit vorbereitet sind, aber zur Anschaffung des hiezu erforderlichen außerordentlichen Schmuckes nicht die nöthigen Mittel haben und daher zu der Freigebigkeit frommer Personen, selten ganz ohne Erfolg, ihre Zuflucht nehmen. Sie thun es ohne alle Scheu und Vorsicht, gehen mit ihren kleinen Blechschüsseln gerade auf die Vorübergehenden zu, halten denselben ihre Gefäße mit flehendem Lächeln entgegen und flüstern: „Für die erste Communion." Nicht von allen, die sie auf diese Weise angehen, bekommen sie etwas, von den wenigsten etwas Erkleckliches; denn es sind in manchen Gassen deren eine so unabsehbare Menge, daß man ein ganzes Kupferbergwerk in der Tasche haben müßte, um sie alle zu befriedigen. Wer mehr gibt als die andern, bekommt eine besondere Einladung zur jugendlichen Feier, und es ist wirklich hier der Mühe werth, diese kirchliche Einführung reifender Seelen zum höchsten Geheimnisse der christlichen Gemeinschaft unter rührender, erhebender Musik mit anzusehen. Die Mädchen zumal verdienen, daß man sie beachte. Sie sind alle weiß gekleidet und tragen, nach spanischer Art, einen Schleier, der an der Stirn vorüberzieht und über die Schläfe mit Grazie niedergleitet. Ich hatte mich in diesem Jahre, um dieses Schauspiel wieder einmal zu genießen, in Begleitung von Freunden und Freundinnen nach St. Sulpice begeben, und alle kamen wir darin überein, daß die große Zahl von weißgekleideten Mädchen etwas Rührendes hat. Die erste Communion ist eine Gelegenheit außerordentlicher Freude, nicht bloß in der Kirche, sondern auch in den Häusern, denen die Kinder angehören, und nach der Speisung mit dem himmlischen Brode beginnen die mit allen Früchten der Jahreszeit gewürzten irdischen Mahle. Der ersten Communion geht häufig nur kurze Zeit eine verspätete Taufe voraus; dabei gibt es ebenfalls momentgemäße Lustbarkeiten. Es wäre, um dieß würdig zu schildern, eine Pariser Feder nöthig, wie sie die eben verstorbene Mad. de Girardin geführt.

Diese Blätter haben dieser Frau, so lange sie lebte und wirkte, mehr als einmal gedacht; ich sage also nichts Neues, wenn ich sie vor allen andern Frauen, die seit drei Decennien in Frankreich durch das geschriebene Wort sich mehr oder minder Ruf verschafft, die Pariser Muse nenne. Was nur eine Pariserin von Geist und Erziehung an Mitteln geselliger Ueberlegenheit besitzen mag, das war ihr vom Himmel gegönnt, in ihren Schriften nicht bloß, sondern auch im Umgang von Mund zu Mund, von Hand zu Hand. Was einer Pariserin fehlt, auch das sieht man ihren Lustspielen und tragischen Versuchen an. Ich selbst muß sie wegen ihrer Wochenberichte über die Zustände der großen und schöngeistigen Pariser Welt als meine Meisterin betrachten und die einem unerreichten Vorbild schuldige Huldigung darbringen. Sie hat alle Schätze der französischen Sprache, wie sie in den feinsten Kreisen von Paris gesprochen wird, sich zu Nutzen gemacht; doch ließ sie die oft wunderlichen Eigenheiten der Pariser Belletristik gleichfalls nicht unbeachtet. Sie war im Leben nicht bloß eine Gesellschafterin ersten Rangs und durch die Hoheit ihrer Gestalt eine aristokratische Erscheinung, sondern auch eine wohlthätige Natur und eine Spenderin von guten Gaben nach allen Seiten. Darum zog auch ihre Beerdigung theilnehmende Pilger aus allen Ständen zum Todtenhaus herbei, und obgleich ich von der Ausstellung noch viel zu sagen hätte, so widersteht es mir doch, von dem frischen Grabe dieser edeln, feinen und begabten Frau zu einer Reihe von kritischen Bemerkungen unmittelbar überzugehen.

Ich trat um neun Uhr Morgens den weiten Weg an zur Kirche von Chaillot, wo Madame de Girardin begraben seyn wollte. An diesem plumpen, unansehnlichen Gotteshaus, das in seinem Innern offenbar nicht den dritten Theil des Raumes bietet, den die bei feierlichen Gelegenheiten Zuströmenden in Anspruch nehmen, war die ganze Vorderseite mit einem großen schwarzen Tuch verhängt, was die bevorstehende Ankunft der gefeierten Todten verkündete. Doch sollte es noch lange dauern, bis die sterbliche Hülle derselben kam, und so beschloß ich, gemächlich dem Trauerhaus zuzugehen, das an der Ecke der elysäischen Felder und der Straße Chaillot liegt. Seit von Girardin in Paris die Rede ist, wird das trauliche, lockende Asyl, das er bewohnt, von allen, die um des Mannes Thun und Treiben, um seiner Gattin Prosa oder Verse sich kümmern, bewundert und beneidet. Es ist eine wahre Villa mitten in Paris, ein leichter und doch stattlicher, heiterer, einnehmender Bau, um den sich ein keineswegs dürftiger, durch ein Gitter den Augen der Vorübergehenden geöffneter Garten anmuthig windet. Hier sah man zuweilen den nie ruhigen Schmied neuer Plane, hier auch die bescheidene Dichterin in Einsamkeit sich ergehen. Jener irrte leidenschaftlich und verworren umher; es schien sein Kopf mit den Schwierigkeiten einer noch nicht an's Licht getretenen Idee, oder mit den Einwürfen, die seine schon veröffentlichten Gedanken hervorgerufen, im Streite; diese schien sich von einer anstrengenden, aber belohnenden Arbeit im Freien und Grünen zu erholen. Dießmal füllte sich der Garten mit großentheils schwarz und dabei einfach feierlich gekleideten Männern, die den schönen Künsten und der Staatskunst angehörten und mit einigen, gleichfalls in Trauer gekleideten Damen untermischt waren. Man zeigte mir Walewsky, den Minister und natürlichen Sohn des großen Napoleon, ich sah den stämmigen Theophile

Gauthier und viele seiner bärtigen Collegen; auch der kolossale Veron tauchte hervor aus dem Getümmel und nahm, als er dann im Zuge mit zur Kirche sich begab, sich wie der Held des Fastnachtsdienstags aus. Unter den Frauen bemerkte ich die schalkhafte und gelenke Figeon, so wie Ihre tragische Majestät die Rachel, die finstern Gesichts und in gebieterischer Haltung, umgeben vom Knäul der Waller, zur Kirche hinschritt, und nachdem die Ceremonie eine gute Stunde später zu Ende war, denselben Weg allein, zwischen einem doppelten Spalier von bunten Zuschauern, meist Literaten, mit der Hoheit und raschen Festigkeit einer Autokratin wieder zurücklegte. Alles sah auf sie, sie aber schien auf niemand zu sehen, und als sie weg war, begannen die Commentare über den Schein der bösen Laune, der auf ihrer Stirne lag, und in dem die einen den plötzlich streng gewordenen Fould, die andern die italienische Nebenbuhlerin Ristori lasen. Auch über die Bonapartesche Lakeienkleidung gewisser Bedienten ward viel hin und wieder gesprochen, die Dienerschaft nebst Gespann und Wagen bald Walewsky, bald der Fürstin Mathilde, bald deren Bruder, Napoleon Bonaparte, zugeschrieben und jede dieser Vermuthungen mit Personalien, die man sich denken kann, begleitet. In diese leichtfertigen Unterhaltungen klangen aber allenthalben ernste Urtheile über den Werth der Verstorbenen und den Verlust den Frankreich, den Paris zumal durch den frühen Tod der Hingegangenen erlitten hat. Wo ich nur hinkam, ertönte nur Eine Stimme, die Stimme der Hochachtung und des Bedauerns. Selten hat sich an einem gefeierten Sarge das Mitgefühl der Auswahl wie des Haufens so nachdrücklich und mit so sichtbarer Tiefe ausgesprochen.

London, Juli.

Volksversammlung.

Die Londoner sind noch immer nicht in ihren gewöhnlichen Zustand der Ruhe zurückgekehrt; die Aufregung der untern Klassen gegen die Aristokratie dauert fort, und wenn die Behörden nicht mit vielem Takt zu Werk gehen, kann es zu ernstlichem Blutvergießen kommen. Ein kurzer Bericht über die jüngsten Ereignisse wird den Lesern nicht unerwünscht seyn.

Die Demonstration vom 24. Juni blieb bekanntlich erfolglos und es wurde deßhalb auf vorletzten Sonntag ein zweites Monstermeeting in Hydepark ausgeschrieben. Die Polizei verbot zwar jede Versammlung, aber bei der gegenwärtigen Stimmung diente dieß nur dazu, eine um so größere Menschenmenge zusammenzuführen. Im Anfang ging alles vortrefflich; die Leute spazierten friedlich auf und ab und ihr guter Humor offenbarte sich in jovialen Späßen. Gegen drei Uhr Nachmittags belief sich die Masse nach den hiesigen Blättern auf mindestens 150,000 Köpfe, eine Schätzung, die meiner Ansicht nach eher zu niedrig als zu hoch ist. Rottenrow entlang war eine Kette von Constablern aufgestellt, die sich gerade nicht sehr behaglich zu fühlen schienen, und auf die spöttischen Bemerkungen der naseweisen Gamins nur mit verlegenem Lächeln antworteten.

Die vornehme Welt hielt sich fern; ich sah nur Eine adelige Karosse, deren Inhaber es aber bald müde ward, sich „in die Kirche" schicken zu lassen, und seinem Kutscher schon in der Mitte der Promenade Befehl gab umzukehren. Das Volk wartete, der glühenden Sonne zum Trotz, bis ungefähr fünf Uhr auf „Wildpret," und da dieses ausblieb, machte sich der größte Theil der „Sonntagsjäger" auf den Heimweg. Man hatte des Polizeiverbots ungeachtet gegen die alberne Sundaybill „protestirt" und das Eigenthumsrecht des Publikums auf die Parks durch eine Demonstration ad hominem bewiesen. Mehr wollte man nicht. Hätten die Constabler nun den Leuten ihren ziemlich unschuldigen Triumph gegönnt, so würde der Tag ohne Zweifel eben so gemüthlich geendet haben, wie er begonnen hatte. Aber die blaurockigen Repräsentanten des Gesetzes waren durch die moralische Niederlage, die sie erlitten, auf's Aeußerste gereizt, und kaum hatte sich die Masse einigermaßen verlaufen, so gingen sie aus der Defensive in die Offensive über, machten nach allen Regeln der Kriegskunst einen Angriff auf die Zurückgebliebenen, schlugen ein paar Dutzend Männer, Weiber und Kinder zu Boden und nahmen über hundert „Aufrührer" gefangen.

Den folgenden Tag wurden die Verhafteten vor den Richter in Marlboroughstreet gebracht. Vor der Polizeistation rotteten sich sofort einige tausend Arbeiter, Costermonger und Straßenjungen zusammen, die ein hitziges Gefecht mit den dort befindlichen Constablern eröffneten, mehrere derselben schwer verwundeten und das Schlachtfeld

bis tief in die Nacht hinein behaupteten. — Am andern Morgen zeigten die Journale an, Lord Grosvenor habe seine „Maßregel" den Abend zuvor zurückgezogen. Leider hatte dieß nicht die gewünschte Wirkung; in Marlboroughstreet und den umliegenden Straßen und Gäßchen ging der Tumult von neuem los. Die Verhandlungen vor dem Magistrat, die am Montag nicht beendigt werden konnten, gingen unterdessen ihren Gang. Sie endeten damit, daß die meisten der Verhafteten in Freiheit gesezt und die übrigen zu kleinen Geld- und Gefängnißstrafen verurtheilt wurden. Als die Menge draußen vom Urtheil Kenntniß erhielt, stürmte sie in das Polizeigebäude, und hätten die Constabler nicht bei Zeiten die Gefangenen durch ein Hinterpförtchen fortgeschafft, so wäre aller Wahrscheinlichkeit nach eine blutige Scene aufgeführt worden. Bis gestern Abend wurde der „Friede Ihrer Majestät" (H. M. peace) nicht weiter gebrochen. Aber die ganze Woche hindurch liefen finstere Gerüchte um, die manchem braven Bürger den Schlaf raubten, oder doch verkürzten. Man sprach von einer bewaffneten Volksversammlung, von einer Zerstörung der Clubhäuser und andern sehr bedenklichen Dingen, die sämmtlich gestern über uns hereinbrechen sollten. Um die Katastrophe ja nicht zu versäumen, eilte ich gestern zeitig nach Hydepark, der gigantischen Schaubühne, auf der das Londoner Volk jezt gesonnen scheint regelmäßige Sonntagsvorstellungen zu geben. Dort angelangt, bemerkte ich auf den ersten Blick, daß die Göttin Fama dießmal nicht so ganz Unrecht gehabt hatte. Die Versammlung, obgleich nicht so zahlreich wie am vorhergehenden Sonntag, hatte einen ungleich drohenderen Charakter; die Anwesenden waren allerdings nicht bewaffnet im eigentlichen Sinne des Worts, aber gut zwei Drittheile führten respektable Stöcke, und verschiedene Spekulanten, die Lifepreservers und andere erlaubte Schutz- und Trutzwaffen feil boten, machten ausgezeichnete Geschäfte. Außerdem fiel mir auf, daß fast gar keine Weiber und Kinder zugegen waren. Man erwartete offenbar einen Zusammenstoß mit der Polizei; die Menge, vielleicht 60,000 Mann, theilte sich in verschiedene Gruppen, in denen leidenschaftlich diskutirt wurde. Sie bestand hauptsächlich aus Arbeitern, Tagelöhnern und Costermongern; die Shopkeeper, deren vorsichtiges Gebahren sprüchwörtlich ist, hatten nicht für gut befunden sich einzustellen. Nur die Bierwirthe machten eine Ausnahme. Sie hielten es für Pflicht, eine „Bewegung" zu patronisiren, die sie ausschließlich zu ihren Gunsten unternommen glaubten. Um drei Uhr begann das eigentliche Meeting. Ein ältlicher Mann, der Kleidung nach ein Arbeiter, stellte sich auf eine Bank, winkte den zunächst Stehenden und fing ohne viel Federlesens an sie zu haranguiren. Sein Zuhörerkreis schwoll mit reißender Schnelligkeit an und nahm allmählig die ganze im Park zerstreute Volksmasse in sich auf. Der Redner sprach gut und mit Mäßigung; er ermahnte die Leute, keine Excesse zu begehen, die ihrer Sache nur schaden könnten, und forderte sie auf, mit allen ihnen zu Gebot stehenden Mitteln dahin zu wirken, daß die ungerechten Sonntagsgesetze abgeschafft, und speciell, daß die Gemäldegalerie, das britische Museum und der Crystallpalast in Sydenham dem Volk am Sonntag geöffnet würden. Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall; das Volk hörte noch zwei oder drei andern Rednern geduldig zu und begab sich dann nach Rottenrow; aber keine einzige Kutsche zeigte sich. Die Constabler, welche am Eingang des Parks stationirt waren, ließen keine Wagen ein. Plötzlich, es mochte fünf Uhr seyn, rief jemand: „Gehen wir nach Constitutionhill (die Straße zwischen Hydepark und dem Buckinghampalast), dort finden wir Nobs (Abkürzung für Noblemen) in Menge!" Das Volk, das sich zu langweilen begann, war im Nu in Bewegung, stürzte nach dem angegebenen Punkt und postirte sich auf beiden Seiten der Straße. Hier war die „Jagd" allerdings besser als in Hydepark. Binnen einer Stunde — so lange dauerte der Sport ungefähr — passirten wenigstens hundert aristokratische Karossen und vielleicht eben so viele Reiter. Die Leute konnten nach Herzenslust grunzen, zischen, lachen, pfeifen und »go to church« brüllen. Unter den Reitern befand sich Lord Palmerston, mit dessen Gesicht Punch jeden Engländer vertraut gemacht hat. Er wurde erkannt und außer den gewöhnlichen Aeußerungen des Mißfallens mit einer Salve von Witzworten begrüßt. Zuerst schien seine Lordschaft zu glauben, das Volk wolle ihm eine Ovation darbringen, und er verbeugte sich höflich nach allen Seiten; aber er ward schnell enttäuscht, und um den Orangenschalen und anderem Wurfgeschoß zu entgehen, mußte er seinem Pferde die Sporen geben und sein Heil in der Flucht suchen. — Die Wagen und Reiter kamen immer spärlicher und blieben zulezt ganz aus. Gegen sechs Uhr verlief sich die Menge; einige hundert Gassenjungen zogen nach Belgravesquare, Grosvenorplace u. s. w. und warfen daselbst die Fenster ein. Die Polizei, welche sich bis dahin wohlweislich nicht eingemischt hatte, steuerte aber diesem Unfug bald. — Nächsten Sonntag soll abermals eine Volksversammlung in Hydepark statt finden.

Newyork, Juni.

Barnums Kleinkinderschau.

Wer es unternimmt, dem Lesepublikum des gebildeten Deutschlands verständliche Berichte über die Gesellschaftszustände in der amerikanischen Union zu liefern, befindet sich fortwährend in einer peinlichen Verlegenheit hinsichtlich der Fassung des Vortrags; denn die Begriffe vom Sittlichen und Schicklichen in der neuen und in der alten Welt sind so himmelweit verschieden — England zum Theil ausgenommen — daß öfter beinahe vollständige Gegenfüßlerschaft statt findet. Am 5. Juni hat der Humbugmeister Barnum hier eine »grand national Baby-Show« (großartige Nationalkleinkinderschau) eröffnet und mir die schwere Aufgabe gestellt, darüber zu berichten. Mit einer oberflächlichen Erwähnung ist schon darum nicht durchzukommen, weil zweifelsohne tausende von Privatbriefen hiesiger Deutschen in die alte Heimath gesandt werden, worin der Baby-Show gedacht ist. Die Leserinnen dieser Blätter haben bemerkt, daß von Seiten der Redaktion für einen Berichterstatter im Babel am Hudson gesorgt ist, um der Stammverwandtschaft von fünf Millionen Deutschamerikanern gebührend Rechnung zu tragen. Wollte ich da über eine so merkwürdige Erscheinung flüchtig hinwegschlüpfen, so liefe das meiner Absicht zuwider, namentlich auch den Frauen und Jungfrauen meines theuren Vaterlandes die Erscheinungen des hiesigen Lebens wahrheitstreu zu schildern. Nun aber entsteht die höchst delikate Frage über die Behandlungsweise des Gegenstandes, und da muß wenigstens das alte: »difficile est satiram non scribere,« vorausgeschickt werden.

Im „Ausland“ ist auf die erste Baby-Show hingewiesen worden, die bei Gelegenheit einer »Cattle-Fair,« oder Viehausstellung, zu Springfield im Staat Ohio, zugleich mit einem Ladieswettrennen gehalten wurde. So weit ich die Menschengeschichte kenne, hat man noch niemals sich in gleicher Art den Thieren zugesellt. Mr. Barnum, der Großherr des Humbugs, respektive der Schwindelei, Aufschneiderei, Marktschreierei ꝛc. faßte die sublime Idee auf und veranstaltete, just am Schlusse eines großen Viehmarkts in der großen Metropolis des neuen Continents, eine Nachahmung dessen, was im Sinne der in Deutschland geltenden Begriffe von Scham, Sitte und Schicklichkeit ein Scandal ist. Nur meine Korrespondentenpflicht ließ mich den Widerwillen überwinden, diese Schau zu besuchen. Der Andrang war so groß, daß ich erst am dritten Tage nach der Eröffnung ein Eintrittsbillet erhalten konnte. Es hatten sich schon am ersten Tage 11,867 Schaulustige, meist weiblichen Geschlechts, eingefunden; am andern sogar 17,940, und gegen Mittag war Polizeimannschaft zur Abwehr des Andrangs an der Eingangsthür zum sogenannten „Museum“ Barnums aufgestellt, da eine am Balkon des Hauses, Ecke Broadway und City-Hall-Park, schrägüber vom Astorhause, aufgehängte Notiz: »The house is full; no more tickets will be sold to day,« nicht im Stande war das andrängende Publikum abzuhalten. Mit vorsichtig ganz geleerten Taschen, das Taschentuch in der Hand, ließ ich mich von der eindringenden Menge geduldig voran schieben, da an selbstständige Bewegung nicht zu denken war. Im Erdgeschoß schien nichts von der Baby-Show vor sich gehen zu sollen, und schon bekannt mit der daselbst in Kästen aufgestellten Raritätensammlung, sammt dem eingehegten lebenden Straußenpaar, blieb ich fein in der Mitte des die Treppe hinaufziehenden Menschenstroms, förmlich eingekeilt in gepuzte Ladies jung und alt, welche alle sexuellen Rücksichten abgeschworen zu haben schienen. In einem mit Schaukästen tapezirten Saale des ersten Geschosses fand ich mich veranlaßt etwas zur Seite zu drängen, um aus der sich weiter wälzenden Menschenfluth zu gelangen; denn an drei Seiten des Gemachs waren ausnahmsweise Stühle in einer Reihe aufgestellt, die sichtlich eine vornehme Ladyschaft trugen, wie deren »full dress« zeigte. Der „Herald,“ das verbreitetste Klatschblatt Newyorks, hatte behauptet, das „fremde“ Element scheine unter den Besuchern vorherrschend gewesen zu seyn, und man solle daher diese Ausstellung nicht als Beispiel der »infantry« (Fußvolk, zugleich aber für Kindlichkeit geltend) ansehen. Die daran geknüpfte alberne Bemerkung: „die meisten unserer Bürger haben sich enthalten, ihre Kinder hier auszustellen, oder überhaupt die Schau zu besuchen,“ hatte mich besonders aufmerksam gemacht, und ich wünschte namentlich genau zu erfahren, wie weit etwa die Fashionabeln, also die Tonangebenden, ihre bekannte Schausucht bezähmten. Mit Ausnahme von nur sehr wenigen Ladies zeigten nun die reich gekleideten Dasitzenden, welche sich den Stuhl einen Extraschilling hatten kosten lassen, insgesammt jenen charakteristischen Schnitt der Gesichtszüge, der die Yankesse aus Tausenden herausfinden läßt. Der Figaro Newyorks, ich meine den Herald, will demnach möglichst vertuschen, wo sich die Bürger der Metropolis einer Musterrepublick vor der europäischen Sittlichkeit prostituiren. Das ist ganz in der Art der hiesigen volksschmeichlerischen Presse.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 30. 22. Juli 1855.

> Wenn Mozart, statt stets für seine Freunde offene Tafel und Börse zu haben, sich eine wohl verschlossene Sparbüchse gehalten hätte, wenn er mit seinen Vertrauten im Tone eines Predigers auf der Kanzel gesprochen, wenn er nur Wasser getrunken und keiner Frau außer der seinigen den Hof gemacht hätte, so würde er sich besser befunden haben und die Seinigen ebenfalls. Wer zweifelt daran? allein von diesem Philister hätte man wohl keinen Don Juan erwarten dürfen, ein so vortrefflicher Familienvater er auch gewesen wäre.
>
> Oulibicheff.

Mozart auf der Reise nach Prag.

Novelle von Eduard Mörike. *

Im Herbst des Jahrs 1787 unternahm Mozart in Begleitung seiner Frau eine Reise nach Prag, um Don Juan daselbst zur Aufführung zu bringen.

Am dritten Reisetag, den vierzehnten September, nach neun Uhr Morgens, fuhr das wohlgelaunte Ehepaar noch nicht viel über dreißig Stunden Wegs von Wien entfernt, in nordöstlicher Richtung, jenseits vom Mannhardsberg und der deutschen Thaya, bei Schrems, wo man das schöne Mährische Gebirg bald vollends überstiegen hat.

„Das mit drei Postpferden bespannte Fuhrwerk," schreibt die Baronesse von T. an ihre Freundin, „eine stattliche, gelbrothe Kutsche, war Eigenthum einer gewissen alten Frau Generalin Volkstett, die sich auf ihren Umgang mit dem Mozartischen Hause und ihre ihm erwiesenen Gefälligkeiten von jeher scheint etwas zu gut gethan zu haben." — Die ungenaue Beschreibung des fraglichen Gefährts wird sich ein Kenner des Geschmacks der achtziger Jahre noch etwa durch einige Züge ergänzen. Der gelbrothe Wagen ist hüben und drüben am Schlage mit Blumenboukets, in ihren natürlichen Farben gemalt, die Ränder mit schmalen Goldleisten verziert, der Anstrich aber noch keineswegs von jenem spiegelglatten Lack der heutigen Wiener Werkstätten glänzend, der Kasten auch nicht völlig ausgebaucht, obwohl nach unten zu kokett mit einer kühnen Schweifung eingezogen; dazu kommt ein hohes Gedeck mit starrenden Ledervorhängen, die gegenwärtig zurückgestreift sind.

Von dem Costüm der beiden Passagiere sey überdieß so viel bemerkt. Mit Schonung für die neuen, im Koffer eingepackten Staatsgewänder war der Anzug des Gemahls bescheidentlich von Frau Constanzen ausgewählt; zu der gestickten Weste von etwas verschossenem Blau sein gewohnter brauner Ueberrock mit einer Reihe großer und dergestalt façonnirter Knöpfe, daß eine Lage röthliches Rauschgold durch ihr sternartiges Gewebe schimmerte, schwarzseidene Beinkleider, Strümpfe, und auf den Schuhen vergoldete Schnallen. Seit einer halben Stunde hat er wegen der für diesen

* Diese Novelle kann ohne Genehmigung des Verfassers nirgends wieder abgedruckt werden.
D. Red.

Monat außerordentlichen Hitze sich des Rocks entledigt und sizt vergnüglich plaudernd, baarhaupt, in Hemdärmeln da. Madame Mozart trägt ein bequemes Reisehabit, hellgrün und weiß gestreift; halb aufgebunden fällt der Ueberfluß ihrer schönen, lichtbraunen Locken auf Schulter und Nacken herunter; sie waren Zeit ihres Lebens noch niemals von Puder entstellt, während der starke, in einen Zopf gefaßte Haarwuchs ihres Gemahls für heute nur nachlässiger als gewöhnlich damit versehen ist.

Man war eine sanft ansteigende Höhe zwischen fruchtbaren Feldern, welche hie und da die ausgedehnte Waldung unterbrachen, gemachsam hinauf und jezt am Waldsaum angekommen.

„Durch wie viel Wälder," sagte Mozart, „sind wir nicht heute, gestern und ehegestern schon passirt! — Ich dachte nichts dabei, geschweige daß mir eingefallen wäre, den Fuß hinein zu setzen. Wir steigen einmal aus da, Herzenskind, und holen von den blauen Glocken, die dort so hübsch im Schatten stehen. Deine Thiere, Schwager, mögen ein bischen verschnaufen."

Indem sie sich beide erhoben, kam ein kleines Unheil an den Tag, welches dem Meister einen Zank zuzog. Durch seine Achtlosigkeit war ein Flacon mit kostbarem Riechwasser aufgegangen und hatte seinen Inhalt unvermerkt in die Kleider und Polster ergossen. „Ich hätt' es denken können," klagte sie, „es duftete schon lang so stark! O weh, ein volles Fläschchen ächte Rosée d'Aurore rein ausgeleert! Ich sparte sie wie Gold." — „Ei, Närrchen," gab er ihr zum Trost zurück, „begreife doch, auf solche Weise ganz allein war uns dein Götter-Riechschnaps etwas nütze. Erst saß man in einem Backofen und all dein Gefächel half nichts, bald aber schien der ganze Wagen gleichsam ausgekühlt; du schriebst es den paar Tropfen zu, die ich mir auf den Jabot goß; wir waren neu belebt und das Gespräch floß munter fort, statt daß wir sonst die Köpfe hätten hängen lassen wie die Hämmel auf des Fleischers Karren; und diese Wohlthat wird uns auf dem ganzen Weg begleiten. Jezt aber laß uns doch einmal zwei Wienerische Nos'n recht expreß hier in die grüne Wildniß stecken!"

Sie stiegen Arm in Arm über den Graben an der Straße und sofort tiefer in die Tannendunkelheit hinein, die, sehr bald bis zur Finsterniß verdichtet, nur hin und wieder von einem Streifen Sonne auf sammtnem Moosboden grell durchbrochen ward. Die erquickliche Frische, im plözlichen Wechsel gegen die außerhalb herrschende Gluth, hätte dem sorglosen Mann ohne die Vorsicht der Begleiterin gefährlich werden können. Mit Mühe drang sie ihm das in Bereitschaft gehaltene Kleidungsstück auf. — „Gott, welche Herrlichkeit!" rief er, an den hohen Stämmen hinaufblickend, aus: „man ist als wie in einer Kirche! Mir däucht, ich war niemals in einem Wald, und besinne mich jezt erst, was es doch heißt, ein ganzes Volk von Bäumen bei einander! Keine Menschenhand hat sie gepflanzt, sind alle selbst gekommen, und stehen so nur eben, weil es lustig ist beisammen wohnen und wirthschaften. Siehst du, mit jungen Jahren fuhr ich doch in halb Europa hin und her, habe die Alpen gesehen und das Meer, das Größeste und Schönste, was erschaffen ist: jezt steht von ungefähr der Gimpel in einem ordinären Tannenwald an der böhmischen Grenze, verwundert und verzückt, daß solches Wesen irgend existirt, nicht etwa nur so una finzione di poeti ist, wie ihre Nymphen, Faune und dergleichen mehr, auch kein Comödienwald, nein aus dem Erdboden heraus gewachsen, von Feuchtigkeit und Wärmelicht der Sonne groß gezogen! Hier ist zu Haus der Hirsch, mit seinem wundersamen zackigen Gestäude auf der Stirn, das possierliche Eichhorn, der Auerhahn, der Häher." — Er bückte sich, brach einen Pilz und pries die prächtige hochrothe Farbe des Schirms, die zarten weißlichen Lamellen an dessen unterer Seite, auch steckte er verschiedene Tannenzapfen ein.

„Man könnte denken," sagte die Frau, „du habest noch nicht dreißig Schritte hinein in den Prater gesehen, der solche Raritäten doch auch wohl aufzuweisen hat." — „Was Prater! Sapperlot, wie du nur das Wort hier nennen magst! Vor lauter Carossen, Staatsdegen, Roben und Fächern, Musik und allem Spektakel der Welt, wer sieht denn da noch sonst etwas? Und selbst die Bäume dort, so breit sie sich auch machen, ich weiß nicht — Buchedern und Eicheln, am Boden verstreut, sehn halter aus als wie Geschwisterkind mit der Unzahl verbrauchter Korkstöpsel darunter. Zwei Stunden weit riecht das Gehölz nach Kellnern und nach Saucen."

„O unerhört!" rief sie, „so redet nun der Mann, dem gar nichts über das Vergnügen geht, Backhähnl im Prater zu speisen!"

Als beide wieder in dem Wagen saßen, und sich die Straße jezt nach einer kurzen Strecke ebenen Wegs allmählig abwärts senkte, wo eine lachende Gegend sich bis an die entfernteren Berge verlor, fing unser Meister, nachdem er eine Zeitlang still gewesen, wieder an: „Die Erde ist wahrhaftig schön, und keinem zu verdenken, wenn er so lang wie möglich darauf bleiben will. Gott sey's gedankt, ich fühle mich so frisch und wohl wie je, und wäre bald zu tausend Dingen aufgelegt, die denn auch alle nach einander an die Reihe kommen sollen, wie nur mein neues Werk vollendet

und aufgeführt seyn wird. Wie viel ist draußen in der Welt, und wie viel daheim, Merkwürdiges und Schönes, das ich noch gar nicht kenne, an Wunderwerken der Natur, an Wissenschaften, Künsten und nützlichen Gewerben! Der schwarze Köhlerbube dort bei seinem Meiler weiß dir von manchen Sachen auf ein Haar so viel Bescheid wie ich, da doch ein Sinn und ein Verlangen in mir wäre, auch einen Blick in Dieß und Jen's zu thun, das eben nicht zu meinem nächsten Kram gehört."

„Mir kam," versezte sie, „in diesen Tagen dein alter Sackkalender in die Hände von Anno fünfundachtzig; da hast du hinten angemerkt drei bis vier Notabene. Zum Ersten steht: Mitte Oktober gießet man die großen Löwen in kaiserlicher Erzgießerei; für's Zweite, doppelt angestrichen: Professor Gattner zu besuchen. Wer ist der?"

„O recht, ich weiß — auf dem Observatorio der gute alte Herr, der mich von Zeit zu Zeit dahin einlädt. Ich wollte längst einmal den Mond und 's Mandl drin mit dir betrachten. Sie haben jezt ein mächtig großes Fernrohr oben; da soll man auf der ungeheuern Scheibe, hell und deutlich bis zum Greifen, Gebirge, Thäler, Klüfte sehen, und von der Seite, wo die Sonne nicht hinfällt, den Schatten, den die Berge werfen. Schon seit zwei Jahren schlag' ich's an, den Gang zu thun, und komme nicht dazu, elender und schändlicher Weise!" — „Nun," sagte sie, „der Mond entläuft uns nicht. Wir holen manches nach."

Nach einer Pause fuhr er fort: „Und geht es nicht mit allem so? mit Dingen noch von ganz anderem Belang? O pfui, ich darf nicht daran denken, was man verpaßt, verschiebt und hängen läßt! — von Pflichten gegen Gott und Menschen nicht allein, auch von wahrhaftigem Genuß, von kleinen unschuldigen Freuden, die einem jeden täglich vor den Füßen liegen."

Madame Mozart konnte oder wollte von der Richtung, die sein leicht bewegliches Gefühl hier mehr und mehr nahm, auf keine Weise ablenken, und leider konnte sie ihm nur von ganzem Herzen recht geben, indem er mit steigendem Eifer fortfuhr: „Ward ich denn je nur meiner Kinder ein volles Stündchen froh? Wie halb ist das bei mir, und immer en passant! Die Buben einmal rittlings auf das Knie gesezt, mich zwei Minuten mit ihnen durch's Zimmer gejagt, und damit basta, wieder abgeschüttelt! Es denkt mir nicht, daß wir uns auf dem Land zusammen einen schönen Tag gemacht hätten, an Ostern oder Pfingsten, in einem Garten oder Wäldel, auf der Wiese, wir unter uns allein, bei Kinderscherz und Blumenspiel, um selber einmal wieder Kind zu werden. Allmittelst geht und rennt und saust das Leben hin — Herr Gott! bedenkt man's recht, es möcht' einem der Angstschweiß ausbrechen!"

Mit der so eben ausgesprochenen Selbstanklage war unerwartet ein sehr ernsthaftes Gespräch in aller Traulichkeit und Güte zwischen beiden eröffnet. Wir theilen dasselbe nicht ausführlich mit, und werfen lieber einen allgemeinen Blick auf die Verhältnisse, die theils ausdrücklich und unmittelbar den Stoff, theils auch nur den bewußten Hintergrund der Unterredung ausmachten.

Hier drängt sich uns voraus die schmerzliche Betrachtung auf, daß dieser feurige, für jeden Reiz der Welt und für das Höchste, was dem ahnenden Gemüth erreichbar ist, unglaublich empfängliche Mensch, so viel er auch in seiner kurzen Spanne Zeit erlebt, genossen und aus sich hervorgebracht, ein stetiges und rein befriedigtes Gefühl seiner selbst doch lebenslang entbehrte.

Wer die Ursachen dieser Erscheinung nicht etwa tiefer suchen will, als sie vermuthlich liegen, wird sie zunächst einfach in jenen, wie es scheint, unüberwindlich eingewohnten Schwächen finden, die wir so gern, und nicht ganz ohne Grund, mit alle dem, was an Mozart der Gegenstand unserer Bewunderung ist, in eine Art nothwendiger Verbindung bringen.

Des Mannes Bedürfnisse waren sehr vielfach, seine Neigung zumal für gesellige Freuden außerordentlich groß. Von den vornehmsten Häusern der Stadt als unvergleichliches Talent gewürdigt und gesucht, verschmähte er Einladungen zu Festen, Cirkeln und Partien selten oder nie. Dabei that er der eigenen Gastfreundschaft innerhalb seiner näheren Kreise gleichfalls genug. Ein musikalischer Abend am Sonntag, ein ungezwungenes Mittagsmahl an seinem wohlbestellten Tisch mit ein paar Freunden und Bekannten, zwei-, dreimal in der Woche, das wollte er nicht missen. Bisweilen brachte er die Gäste, zum Schrecken der Frau, unangekündigt von der Straße weg in's Haus, Leute von sehr ungleichem Werth, Liebhaber, Kunstgenossen, Sänger und Poeten. Der müßige Schmarotzer, dessen ganzes Verdienst in einer immer aufgeweckten Laune, in Witz und Spaß, wenn auch von gröberem Korn, bestand, war so gut wie der geistvolle Kenner und der treffliche Spieler willkommen. Den größten Theil seiner Erholung indeß pflegte Mozart außer dem eigenen Hause zu suchen. Man konnte ihn nach Tisch einen Tag wie den andern am Billard im Kaffeehaus und so auch manchen Abend im Gasthof finden. Er fuhr und ritt sehr gerne in Gesellschaft über Land, besuchte als ein ausgemachter Tänzer Bälle und Redouten und machte sich des Jahrs einigemal einen Hauptspaß an Volksfesten, vor allen am Brigitten-Kirchtag im Freien, wo er als Pierrot maskirt erschien.

Diese Vergnügungen, bald bunt und ausgelassen, bald einer ruhigeren Stimmung zusagend, waren bestimmt, dem lang gespannten Geist nach ungeheurem Kraftaufwand die nöthige Rast zu gewähren; auch verfehlten sie nicht, demselben nebenher auf den geheimnißvollen Wegen, auf welchen das Genie sein Spiel bewußtlos treibt, die feinen flüchtigen Eindrücke mitzutheilen, wodurch es sich gelegentlich befruchtet. Nur leider kam in solchen Stunden, weil es dann immer galt, den glücklichen Moment bis auf die Neige auszuschöpfen, eine andere Rücksicht, es sey nun der Klugheit oder der Pflicht, der Selbsterhaltung wie der Häuslichkeit, nicht in Betracht. Genießend oder schaffend kannte Mozart gleich wenig Maß und Ziel. Ein Theil der Nacht war stets der Composition gewidmet. Morgens früh, oft lang noch im Bett, ward ausgearbeitet. Dann machte er, von zehn Uhr an, zu Fuß oder im Wagen abgeholt, die Runde seiner Lectionen, die in der Regel noch einige Nachmittagstunden wegnahmen. „Wir plagen uns wohl auch rechtschaffen," so schreibt er selber einmal einem Gönner, „und es hält öfter schwer, nicht die Geduld zu verlieren. Da halst man sich als wohl accreditirter Cembalist und Musiklehrmeister ein Dutzend Schüler auf, und immer wieder einen neuen, unangesehen was weiter an ihm ist, wenn er nur seinen Thaler per marca bezahlt. Ein jeder ungrische Schnurrbart vom Geniecorps ist willkommen, den der Satan plagt, für nichts und wieder nichts Generalbaß und Contrapunct zu studiren; das übermüthigste Comteßchen, das mich wie Meister Coquerel, den Haarkräusler, mit einem rothen Kopf empfängt, wenn ich einmal nicht auf den Glockenschlag bei ihr anklopfe u. s. w." Und wenn er nun durch diese und andere Berufsarbeiten, Accademien, Proben und dergleichen abgemüdet, nach frischem Athem schmachtete, war den erschlafften Nerven häufig nur in neuer Aufregung eine scheinbare Stärkung vergönnt. Seine Gesundheit wurde heimlich angegriffen, ein je und je wiederkehrender Zustand von Schwermuth wurde, wo nicht erzeugt, doch sicherlich genährt an eben diesem Punkt, und so die Ahnung eines frühzeitigen Todes, die ihn zuletzt auf Schritt und Tritt begleitete, unvermeidlich erfüllt. Gram aller Art und Farbe, das Gefühl der Reue nicht ausgenommen, war er als eine herbe Würze jeder Lust auf seinen Theil gewöhnt. Doch wissen wir, auch diese Schmerzen rannen abgeklärt und rein in jenem tiefen Quell zusammen, der aus hundert goldenen Röhren springend, im Wechsel seiner Melodien unerschöpflich, alle Qual und alle Seligkeit der Menschenbrust ausströmte.

Am offenbarsten zeigten sich die bösen Wirkungen der Lebensweise Mozarts in seiner häuslichen Verfassung. Der Vorwurf thörichter, leichtsinniger Verschwendung lag sehr nahe; er mußte sich sogar an einen seiner schönsten Herzenszüge hängen. Kam Einer, in dringender Noth ihm eine Summe abzuborgen, sich seine Bürgschaft zu erbitten, so war meist schon darauf gerechnet, daß er sich nicht erst lang nach Pfand und Sicherheit erkundigte; dergleichen hätte ihm auch in der That so wenig als einem Kinde angestanden. Am liebsten schenkte er gleich hin, und immer mit lachender Großmuth, besonders wenn er meinte gerade Ueberfluß zu haben.

Die Mittel, die ein solcher Aufwand neben dem ordentlichen Hausbedarf erheischte, standen allerdings in keinem Verhältniß mit den Einkünften. Was von Theatern und Concerten, von Verlegern und Schülern einging, zusammt der kaiserlichen Pension, genügte um so weniger, da der Geschmack des Publikums noch weit davon entfernt war, sich entschieden für Mozarts Musik zu erklären. Diese lauterste Schönheit, Fülle und Tiefe befremdete gemeinhin gegenüber der bisher beliebten, leicht faßlichen Kost. Zwar hatten sich die Wiener an Belmonte und Constanze — Dank den populären Elementen dieses Stücks — seiner Zeit kaum ersättigen können, hingegen that, einige Jahre später, Figaro, und sicher nicht allein durch die Intriguen des Direktors, im Wettstreit mit der lieblichen, doch weit geringeren Cosa rara, einen unerwarteten, kläglichen Fall; derselbe Figaro, den gleich darauf die gebildeteren oder unbefangeneren Prager mit solchem Enthusiasmus aufnahmen, daß der Meister, in dankbarer Rührung darüber, seine nächste große Oper eigens für sie zu schreiben beschloß. — Trotz der Ungunst der Zeit und dem Einfluß der Feinde hätte Mozart mit etwas mehr Umsicht und Klugheit noch immer einen sehr ansehnlichen Gewinn von seiner Kunst gezogen: so aber kam er selbst bei jenen Unternehmungen zu kurz, wo auch der große Haufen ihm Beifall zujauchzen mußte. Genug, es wirkte eben alles, Schicksal und Naturell und eigene Schuld zusammen, den einzigen Mann nicht gedeihen zu lassen.

Welch einen schlimmen Stand nun aber eine Hausfrau, sofern sie ihre Aufgabe kannte, unter solchen Umständen gehabt haben müsse, begreifen wir leicht. Obgleich selbst jung und lebensfroh, als Tochter eines Musikers ein ganzes Künstlerblut, von Hause aus übrigens schon an Entbehrung gewöhnt, bewies Constanze allen guten Willen, dem Unheil an der Quelle zu steuern, manches Verkehrte abzuschneiden und den Verlust im Großen durch Sparsamkeit im Kleinen zu

ersetzen. Nur eben in letzterer Hinsicht vielleicht ermangelte sie des rechten Geschicks und der früheren Erfahrung. Sie hatte die Kasse und führte das Hausbuch, jede Forderung, jede Schuldmahnung, und was es Verdrießliches gab, ging ausschließlich an sie. Da stieg ihr wohl mitunter das Wasser an die Kehle, zumal wenn oft zu dieser Bedrängniß, zu Mangel, peinlicher Verlegenheit und Furcht vor offenbarer Unehre, noch gar der Trübsinn ihres Mannes kam, worin er tagelang verharrte, unthätig, keinem Trost zugänglich, indem er mit Seufzen und Klagen neben der Frau, oder stumm in einem Winkel vor sich hin, den Einen traurigen Gedanken, zu sterben, wie eine endlose Schraube verfolgte. Ihr guter Muth verließ sie dennoch selten, ihr heller Blick fand meist, wenn auch nur auf einige Zeit, Rath und Hülfe. Im Wesentlichen wurde wenig oder nichts verbessert. Gewann sie ihm mit Ernst und Scherz, mit Bitten und Schmeicheln für heute so viel ab, daß er den Thee an ihrer Seite trank, sich seinen Abendbraten daheim bei der Familie schmecken ließ, um nachher nicht mehr auszugehen, was war damit erreicht? Er konnte wohl einmal, durch ein verweintes Auge seiner Frau plötzlich betroffen und bewegt, eine schlimme Gewohnheit aufrichtig verwünschen, das Beste versprechen, mehr als sie verlangte, — umsonst, er fand sich unversehens im alten Fahrgeleise wieder. Man war versucht zu glauben, es habe anders nicht in seiner Macht gestanden und eine völlig veränderte Ordnung nach unsern Begriffen von dem, was allen Menschen ziemt und frommt, ihm irgendwie gewaltsam aufgedrungen, müßte das wunderbare Wesen geradezu selbst aufgehoben haben.

Einen günstigen Umschwung der Dinge hoffte Constanze doch stets in so weit, als derselbe von außen her möglich war: durch eine gründliche Verbesserung ihrer ökonomischen Lage, wie solche bei dem wachsenden Ruf ihres Mannes nicht ausbleiben könne. Wenn erst, so meinte sie, der stete Druck wegfiel, der sich auch ihm, bald näher, bald entfernter, von dieser Seite fühlbar machte, wenn er, anstatt die Hälfte seiner Kraft und Zeit dem bloßen Gelderwerb zu opfern, ungetheilt seiner wahren Bestimmung nachleben dürfe, wenn endlich der Genuß, nach dem er nicht mehr jagen, den er mit ungleich besserem Gewissen haben würde, ihm noch einmal so wohl an Leib und Seele gedeihe, dann sollte bald sein ganzer Zustand leichter, natürlicher, ruhiger werden. Sie dachte gar an einen gelegentlichen Wechsel ihres Wohnorts, da seine unbedingte Vorliebe für Wien, wo nun einmal nach ihrer Ueberzeugung kein rechter Segen für ihn sey, am Ende doch zu überwinden wäre.

Den nächsten entscheidenden Vorschub aber zur Verwirklichung ihrer Gedanken und Wünsche versprach sich Madame Mozart vom Erfolg der neuen Oper, um die es sich bei dieser Reise handelte.

Die Composition war weit über die Hälfte vorgeschritten. Vertraute, urtheilsfähige Freunde, die, als Zeugen der Entstehung des außerordentlichen Werks, einen hinreichenden Begriff von seiner Art und Wirkungsweise haben mußten, sprachen überall davon in einem Tone, daß viele selber von den Gegnern darauf gefaßt seyn konnten, es werde dieser Don Juan, bevor ein halbes Jahr verginge, die gesammte musikalische Welt von einem Ende Deutschlands bis zum andern erschüttert, auf den Kopf gestellt, im Sturm erobert haben. Vorsichtiger und bedingter waren die wohlwollenden Stimmen anderer, die von dem heutigen Standpunkte der Musik ausgehend einen allgemeinen und raschen Succeß kaum hofften. Der Meister selber theilte im Stillen ihre nur zu wohl begründeten Zweifel.

Constanze ihrerseits, wie die Frauen immer, wo ihr Gefühl einmal lebhaft bestimmt und noch dazu vom Eifer eines höchst gerechten Wunsches eingenommen ist, durch spätere Bedenklichkeiten von da und dorther sich viel seltener als die Männer irre machen lassen, hielt fest an ihrem guten Glauben, und hatte eben jezt im Wagen wiederum Veranlassung, denselben zu verfechten. Sie that's, in ihrer fröhlichen und blühenden Manier, mit doppelter Geflissenheit, da Mozarts Stimmung im Verlauf des vorigen Gesprächs, das weiter zu nichts führen konnte und deßhalb äußerst unbefriedigend abbrach, bereits merklich gesunken war. Sie sezte ihrem Gatten sofort mit gleicher Heiterkeit umständlich auseinander, wie sie nach ihrer Heimkehr die mit dem Prager Unternehmer als Kaufpreis für die Partitur accordirten hundert Dukaten zu Deckung der dringendsten Posten und sonst zu verwenden gedenke, auch wie sie zufolge ihres Etats den kommenden Winter hindurch bis zum Frühjahr gut auszureichen hoffe.

„Dein Herr Bondini wird sein Schäfchen an der Oper scheeren, glaub' es nur; und ist er halb der Ehrenmann, den du ihn immer rühmst, so läßt er dir nachträglich noch ein artiges Procentchen von den Summen ab, die ihm die Bühnen nach einander für die Abschrift zahlen; wo nicht, nun ja, Gottlob, so stehen uns noch andere Chancen in Aussicht, und zwar noch tausendmal solidere. Mir ahnet Allerlei." — „Heraus damit!"

„Ich hörte unlängst ein Vögelchen pfeifen, der König von Preußen hab' einen Capellmeister nöthig." — „Oho!" — „Generalmusikdirektor wollt' ich sagen. Laß mich ein wenig phantasieren! Die Schwachheit

habe ich von meiner Mutter.“ — „Nur zu! je toller je besser.“

„Nein, alles ganz natürlich. — Vornweg also nimm an: über's Jahr um diese Zeit—“ — „Wenn der Papst die Grete freit.“ — „Still doch, Hanswurst! Ich sage, auf's Jahr um Sanct Aegidi muß schon längst kein kaiserlicher Kammercomponist mit Namen Wolf Mozart in Wien mehr weit und breit zu finden seyn.“ — „Beiß dich der Fuchs dafür!“ — „Ich höre schon im Geist, wie unsere alten Freunde von uns plaudern, was sie sich alles zu erzählen wissen.“ — „Zum Exempel?“

„Da kommt z. B. eines Morgens früh nach neune schon unsere alte Schwärmerin, die Volkstett, in ihrem feurigsten Besuchssturmschritt quer über'n Kohlmarkt hergesegelt. Sie war drei Monat fort, die große Reise zum Schwager in Sachsen, ihr tägliches Gespräch, so lang wir sie kennen, kam endlich zu Stand; seit gestern Nacht ist sie zurück, und jezt, mit ihrem übervollen Herzen — es schwattelt ganz von Reiseglück und Freundschaftsungeduld und allerliebsten Neuigkeiten — stracks hin zur Obersten damit! die Trepp' hinauf und angeklopft und das Herein nicht abgewartet; stell dir den Jubel selber vor und das Embrassement beiderseits! — Nun, liebste, beste Oberstin, hebt sie nach einigem Vorgängigen mit frischem Odem an; ich bringe Ihnen ein Schock Grüße mit, ob Sie errathen von wem? Ich komme nicht so gradenwegs von Stendal her, es wurde ein kleiner Abstecher gemacht, linkshin, nach Brandenburg zu. — Wie? wär' es möglich — Sie kamen nach Berlin? sind bei Mozarts gewesen? — Zehn himmlische Tage! — O liebe, süße, einzige Generalin, erzählen Sie, beschreiben Sie! Wie geht es unsern guten Leutchen? Gefallen sie sich immer noch so gut wie Anfangs dort? Es ist mir fabelhaft, undenkbar, heute noch, und jezt nur desto mehr, da Sie von ihm herkommen — Mozart als Berliner! Wie benimmt er sich doch? wie sieht er denn aus? — O der! Sie sollten ihn nur sehen. Diesen Sommer hat ihn der König in's Karlsbad geschickt. Wann wäre seinem herzgeliebten Kaiser Joseph so etwas eingefallen, he? Sie waren beide kaum erst wieder da, als ich ankam. Er glänzt von Gesundheit und Leben, ist rund und beleibt und vif wie Quecksilber; das Glück sieht ihm und die Behaglichkeit recht aus den Augen.“

Und nun begann die Sprecherin in ihrer angenommenen Rolle die neue Lage mit den hellsten Farben auszumalen. Von seiner Wohnung unter den Linden, von seinem Garten und Landhaus an, bis zu den glänzenden Schauplätzen seiner öffentlichen Wirksamkeit und den engeren Cirkeln des Hofs, wo er die Königin auf dem Piano zu begleiten hatte, wurde alles durch ihre Schilderung gleichsam zur Wirklichkeit und Gegenwart. Ganze Gespräche, die schönsten Anekdoten schüttelte sie aus dem Aermel. Sie schien fürwahr mit jener Residenz, mit Potsdam und mit Sanssouci bekannter als im Schlosse zu Schönbrunn und auf der kaiserlichen Burg. Nebenbei war sie schalkhaft genug, die Person unseres Helden mit einer Anzahl völlig neuer hausväterlicher Eigenschaften auszustatten, die sich auf dem soliden Boden der preußischen Existenz entwickelt hatten, und unter welchen die besagte Volkstett, als höchstes Phänomen und zum Beweis, wie die Extreme sich manchmal berühren, den Ansatz eines ordentlichen Geizchens wahrgenommen hatte, das ihn unendlich liebenswürdig kleide. „Ja, nehmens nur, er hat seine dreitausend Thaler fix, und das wofür? Daß er die Woche einmal ein Kammerconcert, zweimal die große Oper dirigirt — Ach, Oberstin, ich habe ihn gesehen, unsern lieben, kleinen goldenen Mann in Mitten seiner trefflichen Kapelle, die er sich zugeschult, die ihn anbetet! saß mit der Mozartin in ihrer Loge, schräg gegen den höchsten Herrschaften über! Und was stand auf dem Zettel, bitte Sie — ich nahm ihn mit für Sie — ein kleines Reis'präsent von mir und Mozarts drein gewickelt — hier schauen Sie, hier lesen Sie, da steht's mit ellenlangen Buchstaben gedruckt! — Hilf Himmel! was? Tarar! — Ja, gelten's, Freundin, was man erleben kann! Vor zwei Jahren, wie Mozart den Don Juan schrieb und der verwünschte giftige, schwarzgelbe Salieri auch schon im Stillen Anstalt machte, den Triumph, den er mit seinem Stück davon trug in Paris, demnächst auf seinem eignen Territorio zu begehen und unserem guten, Schnepfen liebenden, allzeit in Cosa rara vergnügten Publikum nun doch auch mal so eine Gattung Falken sehen zu lassen, und er und seine Helfershelfer bereits zusammen munkelten und raffinirten, daß sie den Don Juan so schön gerupft wie jenesmal den Figaro, nicht todt und nicht lebendig, auf das Theater stellen wollten — wissen's, da that ich ein Gelübd', wenn das infame Stück gegeben wird, ich geh' nicht hin, um keine Welt! Und hielt auch Wort. Als alles lief und rannte — und, Oberstin, Sie mit — blieb ich an meinem Ofen sitzen, nahm meine Katze auf den Schooß und aß meine Kaldausche; und so die folgenden paar male auch. Jezt aber, stellen Sie sich vor, Tarar auf der Berliner Opernbühne, das Werk seines Todfeinds, von Mozart dirigirt! — Da müssen Sie schon drein! rief er gleich in der ersten Viertelstunde, und wär's auch nur, daß Sie den Wienern sagen können, ob ich dem Knaben Absalon ein Härchen krümmen ließ. Ich

wünschte, er wär' selbst dabei, der Erzneidhammel sollte sehen, daß ich nicht nöthig hab', einem andern sein Zeug zu verhunzen, damit ich immerfort der bleiben möge, der ich bin!"

»Brava! bravissima!« rief Mozart überlaut und nahm sein Weibchen bei den Ohren, verküßte, herzte, kitzelte sie, so daß sich dieses Spiel mit bunten Seifenblasen einer erträumten Zukunft, die leider niemals, auch nicht im bescheidensten Maße, erfüllt werden sollte, zuletzt in hellen Muthwillen, Lärm und Gelächter auflöste.

Sie waren unterdessen längst in's Thal herab gekommen und näherten sich einem Dorf, das ihnen bereits auf der Höhe bemerklich gewesen und hinter welchem sich unmittelbar ein kleines Schloß von modernem Ansehen, der Wohnsitz eines Grafen von Schinzberg, in der freundlichen Ebene zeigte. Es sollte in dem Ort gefüttert, gerastet und Mittag gehalten werden. Der Gasthof, wo sie hielten, lag vereinzelt am Ende des Dorfs bei der Straße, von welcher seitwärts eine Pappelallee von nicht sechshundert Schritten zum herrschaftlichen Garten führte.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Künstler in Rom.

(Fortsetzung.)

3. Künstlerbabylon. Fremde Pensionnaire. Kunstbeschützer. Besteller.

Es hat schon mancher beim Besuche der classischen Hauptstadt die großen Schwierigkeiten erprobt, welche die örtlichen Verhältnisse Roms der Orientirung unter den neueren Kunstschöpfungen entgegen setzen. An andern Orten, wo Ausstellungen gehalten werden, findet man einen großen Theil der ansässigen Künstler durch ihre Arbeiten vertreten; anders ist's in Rom.

Eine bedeutende Anzahl von Künstlern, und zwar die tüchtigsten, beschicken die Ausstellung gar nicht. Täglich auf Fremdenbesuch gefaßt, können sie ihre Ateliers nicht von Bildern entblößen; zugleich kennen sie einmal ihr Atelierlicht und vermeiden mit gutem Vorbedacht, ein daheim günstig beleuchtetes und durch nichts beeinträchtigtes Werk der zufälligen Nachbarschaft eines vielleicht schlechteren, aber durch Farbenpracht oder Wahl des Stoffes ihm schadenden, concurrirenden Bildes auszusetzen. — So ist man denn genöthigt, die Künstler in ihrer Werkstatt aufzusuchen. Der Zusammenhang des Werks mit seinem Meister tritt dem Beschauer dadurch freilich näher entgegen und gibt ihm einen sonst schwer zu erlangenden Maßstab für die Schätzung des Gebotenen. Aber welche Abspannung bringt dieses mühsame Zusammentragen der wenigen Goldkörner zwischen so vielem werthlosen Ufersande zugleich mit sich! Die Kapuzinernonnen haben keine erschöpfendere Arbeit, wenn sie die Erde der aufgedeckten Katakomben durchsieben, damit nicht etwa ein heiliges Ueberbleibsel verloren gehe.

Rom ist zu jeder Zeit ein Babylon von Baumeistern, Bildhauern und Malern, und wenn man seine Wanderungen Zeitlebens fortsetzen wollte, ein Ueberblick über das zahllose Kunstmaterial, das hier tagtäglich die Masse des schon vorhandenen vergrößert, wäre nicht möglich.

Schon allein die eine Straße Margutta, wo Riedel den Sonnenstrahl in Dienst genommen hat, wäre im Stande, wenn nicht die hundert Baumeister, welche Ptolomäus Evergetes nach dem erdbebenerschütterten Rhodos entsandte, so doch jederzeit eine gleiche Zahl von Malern und Bildhauern in's Feld zu stellen. — Und nun noch die Straßen des Monte Pincio, die Via Isidoro, die Via Felice, wo einzelne Häuser ganze Akademien bevölkern könnten, die Quattro Fontane bis hinter St. Maria Maggiore, wohin Overbeck aus dem Ghetto geflüchtet ist und mit dem gleich orthodoxen Bildhauer Hoffmann die katholische Kirche durch Werke der Kunst zu verherrlichen strebt. Ferner die Piazza Barberini, wo Thorwaldsens Geist noch in seinem ehemaligen, jetzt von seinem Schüler Tenerani benutzten Atelier umgehen soll; wo Steinhauser den sitzenden Goethe des „Kindes" aus dem Stein erlöst hat; wo Imhoff den Frauen des alten Testaments so trefflichen Ausdruck zu geben weiß; wo Achtermann seine mächtige Kreuzabnahme mit westphälischer Ausdauer

ihrer Vollendung entgegen führt; wo Meister Cornelius jetzt den Carton seines jüngsten Gerichts in Deckfarben ausarbeitet. — Die Via della Porta Pinciana, wo Willers seine wehenden Bäume, seine wolkenverdüsterten Himmel, seine zerklüfteten Berge in Oelfarben, und noch besser fast in Kohle wiederzugeben weiß; wo der Nestor Wagner in der Villa Malta vom nahen Sterben brummt, während er mit Jünglingsfrische die heroischen Gestalten der Ilias in Umrissen auf's Papier wirft. — Die Via dei due Macelli, wo Corrodi mit seinen Aquarellandschaften und Seeufern die Oelmalerei fast in den Hintergrund zu drängen versteht. Die Via Capo le Case, wo der letzte Riepenhausen, trotz seinem weißen Haupte, noch so manche Venus und so manchen Adonis in anspruchsloser Sepiafarbe freundlich und in gefälligen Formen zusammen führt, wie kühl der Liebling Aphroditens sich auch stelle; die Piazza d'Espagna, wo der Gutsbesitzer Catel noch treu an Pinsel und Palette hält und den schlechten Zeiten nicht minder aufrichtig grollt, wie so manches verkannte Talent, dem in seinem Dachstübchen die Hungerkur von der Noth verordnet wurde; die Via Mario de' Fiori, wo Flor über neue lebende Bilder brütet und Flatz in seinem himmelhohen Atelier trotz Doktor Eck es mit Doktor Martin Luther aufnehmen würde. — Die Via del Balbuino, wo Benonville seine wunderbar ernsten Morgenstimmungen über Wald und Flur auszubreiten weiß; wo van Muyden durch die Wahrheit seiner Darstellung, die Einfachheit seiner Farbe und die Anspruchslosigkeit des gewählten Stoffs mit so manchem etwas zu drastischem Beiwerk versöhnt, das er sich hin und wieder nicht versagen kann. — Die Via della Fontanella, wo Gibson Malerei und Skulptur in seiner bemalten Venus zu verbinden sucht, ohne daß die ungewöhnliche Ehe erquickende Früchte zu verheißen scheint; die Via della Ripetta, wo Lehmann mit früh ergrautem Haupte die Last eines durch den Bruder berühmt gewordenen Namens trägt, ohne davon zu Boden gedrückt zu werden.

Wer zählte die Mannen alle auf und wäre im Stande allen gerecht zu werden! Das Künstleradreßbuch im Cafe Greco enthält schon ein hübsches Verzeichniß von Namen und darf doch nur für einen kleinen Bruchtheil der großen Gesammtsumme gelten. Viele kommen auf ein Jahr hieher, aber, einmal im Arbeiten begriffen, sehen sie, daß in einem Jahre weder Rom noch Italiens Natur künstlerisch ausgebeutet werden kann, und so bleiben sie von einem Jahr in's andere, bis das Clima sie nicht mehr los läßt und das eine der pytagoreischen Symbole an ihnen zur Wahrheit wird: „Wer in die Fremde geht, soll nicht zurückkehren."

Einige Wenige sind glücklich genug, als Pensionnäre dieser oder jener Kunstschule nach Italien zu kommen, und durch so manche sich darbietende Gelegenheit künstlerischer Dienstleistung die Fortdauer der Pension von einem Termin zum andern auszuwirken. Doch das sind Ausnahmen. — Oesterreichs Pensionnäre findet man im Venetianischen Palast, am Ende des Corso, wo auch noch Wurzinger bis vor Kurzem, wenn nicht heute noch, an seinem großen historischen Bilde (Ferdinand II. um Erlaß des Toleranzedikts bestürmt) arbeitet. Im Erdgeschoß meißelt der Vater Nußbaumer seit zwanzig Jahren unermüdlich, wenn schon ohne Bestellungen und bis auf den heutigen Tag von jenem unentbehrlichen Streiflicht des Glücks vergessen, das einen Künstler bekannt werden läßt und die Theilnahme Anderer seiner Entwicklung förderlich macht. Preußen bewilligt durch die Akademie von Berlin zweijährige römische Stipendien zu fünfhundert Thalern. — Auch Belgien und Dänemark haben derartige Stipendien. Die Copenhagener Akademie überläßt indessen die Reise nach Rom oder einer andern Kunststadt dem eigenen Ermessen des Erwerbers der großen goldenen Medaille. Es werden gegenwärtig fünf dänische Pensionnäre in Rom verweilen. Ernst Meyer kam als Pensionnär hieher und wählte die ewige Stadt später zu seinem bleibenden Aufenthalte.

Vor allen andern günstig gestellt sind die Pensionnäre der französischen Akademie. Die Villa Medicis, wohin Napoleon im Jahr 1803 unter Suvée die französische Kunstschule verlegte, nachdem sie ihr Entstehen der Kunstliebe Ludwigs XIV. unter Colberts Ministerium (1666) verdankt hatte, bietet durch ihre Lage, ihre einfache Pracht, ihren schönen Park und ihre entzückende Aussicht über das zu ihren Füßen sich ausbreitende Rom an sich selbst schon einen der beglückendsten Aufenthaltsorte, welche sich denken lassen. Die etwa zwanzig Pensionnäre wohnen und arbeiten in diesen stattlichen Räumen, wo für jeden Comfort des Lebens auf das Reichste gesorgt ist; einige der Ateliers liegen im schattigen Garten. Hie und da zwischen Lorbeeren und immergrünen Eichen versteckt, schaut ein freundliches Häuschen dem Lustwandler unerwartet entgegen, und tritt er ein, so findet er einen jener beneidenswerthen Preisgekrönten, für den es hienieden keinen andern Kummer zu geben scheint, als daß die Zeit und mit ihr dieses schöne Stipendienleben unaufhaltsam verrinnen. Nicht weit davon, in gleich reizender Umgebung, beten und singen die französischen Nonnen, les filles du sacré coeur. Ob auch ihnen die Zeit beschwingt erscheinen mag, wie jenen glücklichen Kunstjüngern? Wer könnte es sagen! Aus ihren vergitterten

Fenstern mag mancher Blick in das grüne Eldorado der Villa Medicis hinüber schweifen, vielleicht sogar trug der Wind schon manch beschriebenes Blatt hinüber und herüber; aber die Welt hat nicht darnach zu fragen; und wenn an Sonntagabenden beim Avemariagesang die Klosterkirche voll geputzter Damen und Herren ist, und man die Schleierträgerinnen hinterm Altargitter kommen und gehen sieht, vom vergitterten Chor herab aber ihre jugendlichen Stimmen vernimmt, da sagt man wohl: „Heute war die Musik gut, oder heute war sie nicht zum besten,“ aber warum die eine der Stimmen so stark zitterte, darnach zu forschen wäre vergebliche Mühe.

Die meisten der bedeutenderen französischen Künstler haben die Villa Medicis einmal bewohnt. Horace Vernet war eine Zeitlang ihr Direktor. Jezt ist es Schnetz aus Versailles, und zwar, gegen den Buchstaben des Gesetzes, zum zweitenmal. Nach Verlauf von sechs Jahren sollen die Direktoren der Regel nach wechseln. Des Direktors Einfluß auf die Kunststudien der jungen Pensionnäre ist übrigens beschränkt und muß es seyn, da nur Maler zu Direktoren ernannt werden, während außer den gegenwärtig der Akademie angehörenden fünf Historienmalern und einem Landschaftsmaler noch fünf Bildhauer, fünf Architekten und zwei Musiker zu den Pensionnären zählen. Die Musiker pflegen nur zwei Jahre in Rom zu verweilen und dann nach Deutschland zu gehen. Die übrigen Pensionnäre tauschen zuweilen mit Athen, wo ihnen ebenfalls französische Einrichtungen geboten werden. Wenn wir recht berichtet sind, schließt die Studienzeit mit einem Reisegeld von dreitausend Franken. Ob diese freigebige Anstalt erreicht, was sie bezweckt, läßt sich nicht füglich, ohne tieferes Eingehen auf die Leistungen früherer Jahre, beurtheilen. Wir sahen nur Eine Ausstellung, auf welche wir vielleicht weiter unten zurückkommen werden.

Rußland sendet verhältnißmäßig wohl die meisten Künstler nach Rom. Es waren deren in lezter Zeit einige vierzig beisammen. Die Erlangung der zweiten goldenen Medaille an der St. Petersburger Akademie berechtigt zur Bewerbung um die große, erste Medaille, und diese gibt ein sechsjähriges Stipendium zu jährlich viertausend Franken, nebst zweimal hundert Dukaten für die Hin- und Herreise. Zehn Pensionnäre scheint das gegenwärtige akademische Contingent. Die Architekten wenden einen großen Theil ihrer Studien auf sauberes Nachzeichnen oder Durchpausen byzantinischer Mosaiken, wie sich deren vor allem in Sicilien finden und wie sie die gesetzliche Fratzenhaftigkeit des malerischen Schmucks griechisch katholischer Kirchen nun einmal erheischt. Auf die weibliche Präsidentin Olga wird dabei gebührende Rücksicht genommen. Uebrigens schwebt das Damoklesschwert der Abberufung oder Versetzung bei gegenwärtigen politischen Zuständen fortwährend über den Häuptern aller russischen Künstler. Im Revolutionsjahre ward den Pensionnären die Weisung, nach Spanien zu gehen. Die neunundsechzigtägige Republik Rom war in eine allzu verderbliche Atmosphäre gehüllt. Jezt kann Rom kein solcher Vorwurf treffen; nach Spanien dagegen würden vor der Hand gewiß keine russischen Pensionspässe ausgefertigt werden.

Wo nun die vielen Kunstwerke Platz finden, welche in Rom ohne Unterlaß zu Tage gefördert werden, wäre nicht zu begreifen, wüßte man nicht, wie das Kunstbedürfniß und der Geschmack an künstlerischem Schmuck während der langen Friedenszeit immer weiter um sich gegriffen haben. Namentlich bezieht Amerika eine viel größere Menge von Kunsterzeugnissen, als es noch vor zehn Jahren der Fall war, und zwar vorzugsweise von Rom.

Wie einst Byzanz seine Bilder entsandte, wohin nur die christlichen Missionäre drangen, nach der Wallachei, nach Böhmen, nach Bulgarien, wo ja der König Bogoris durch das gemalte jüngste Gericht des heiligen Methodius, so unglaublich es auch klingt, bekehrt worden seyn soll; wie auf dem Berge Athos seit dreizehnhundert Jahren Bilder über Bilder für den unersättlichen Bedarf der griechisch katholischen Kirchen, für ihre Ikonasis, wie für die Bildersammlungen der russischen Bauern fabricirt werden, so gehen aus den römischen Kunststätten fortwährend Bilder und verhältnißmäßig mehr noch Sculpturen in alle Welt hinaus und es vergeht kein Tag, wo nicht ein Auftrag einläuft, eine Sendung abgefertigt wird.

Man würde die Summen eines Verzeichnisses über diesen Verkehr schwerlich minder erstaunlich finden, als die ungeheuern Lieferungen jener Fabriken zwischen Nizza und Grasse, welche die halbe Welt mit Wohlgerüchen versorgen, und von denen eine allein 27,000 Kilogramme Veilchen- und 30,000 Kilogramme Akazienblüthen im Jahr verarbeitet, die Cyprän-, Thymian-, Lavendel- und andern Blüthen nicht einmal mit gerechnet. Die vielen geschnittenen Steine, Cameen und Mosaiken ganz bei Seite gelassen, wie viele andere Kunsterzeugnisse passiren die römische Ausfuhrdogana!

Seit die Angelsachsen um's Jahr 680 eine ganze Ladung Bilder von Rom kommen ließen, haben ihre Nachkommen gar manche Ladung verschrieben. Da fertigt Gibson jezt für das englische Parlamentshaus die Colossalstatue der Königin Victoria, sammt denen der Gerechtigkeit und Gnade; Tadolini vollendet das Gypsmodell der colossalen Reiterstatue Bolivars, des

Befreiers von Peru, um dasselbe in München gießen zu lassen; Tenerani arbeitet zu gleichem Zwecke an dem des Königs von Neapel; zwölf italienische Bildhauer sind beschäftigt, für den Hauptplatz in Lima die allegorischen Statuen der zwölf Monate, ebenfalls in übermenschengroßen Verhältnissen, in Marmor auszuführen; Imhoffs Aussetzung des Moses, Luccardis „erster Liebesgedanke," Rinaldis sich selbst krönende Cerrito, Benzonis „mütterliche Liebe," sämmtlich für den verstorbenen Kaiser von Rußland, gingen aus hiesigen Werkstätten hervor; nicht minder Kümmels General Alten für Hannover, Thorwaldsens Schillerstatue für Stuttgart, und unlängst erst wurde für eine Jesuitenmission in Südamerika ein Heiland aus Papiermaché in Rom gegossen.

Gegenwärtig freilich laufen die Aufträge verhältnißmäßig sparsam ein, und so lange der Krieg dauert, wird es schwerlich besser werden. Sogar die Arbeiten für den Monte Pincio, das Pantheon aller italienischen Größe, vor der Republik begonnen und eine Zeit lang später noch fortgesezt, sind längst in's Stocken gerathen. Pius IX. hat, bei den ohnehin schon großen Kosten, welche der politische Rückschlag mit sich brachte, kein Geld für Kunstunternehmungen von Bedeutung übrig. Seine Porträtbüste gibt noch hie und da einem Bildhauer etwas zu verdienen, doch besteht kein Gesetz, welches da befiehlt, sein Bildniß im Hause zu haben, wie verschiedene Senatsbefehle dieß zur Zeit der römischen Kaiser den Unterthanen in Betreff der Kaiserbilder einschärften.

Für fremde Künstler ist nun überhaupt begreiflicherweise von Aufträgen für römische Kirchen oder römische Große nichts zu hoffen. Thorwaldsens Monument des Papstes Pius VII. ist eine Ausnahme. — Was aber von kunstliebenden Fürsten der Heimath bestellt wird, ist seit längerer Zeit nicht belangreich genug, um in einer Periode vorzuhalten, wo Privatleute ihr Ausgabebudget nur mit dem Nothwendigsten, wozu freilich gar mancher kunstlose Luxus zählt, beschweren mögen.

So blickt denn mancher mit Sehnsucht in jene schönen Zeiten zurück, wo „die Ehre einer Statue," wie Winckelmann von Athens Blüthezeit sagt, „dasjenige war, was ein nackter, unfruchtbarer Titel, oder ein Kreuz auf der Brust, die allerwohlfeilste Belohnung der Könige unserer Zeiten, ist;" wo man Statuen für Siege bei Leibes-, d. h. Turnübungen errichtete, wo die spartanischen Weiber Statuen des Narzissus oder Hyacinthus in ihren Zimmern hielten, um durch das Anschauen schöner Formen und Züge die zufällige Begegnung einer krüppelhaften Erscheinung unschädlich zu machen; wo Handwerker, Grünhöcker und jene Schönen, welche Diogenes die Königinnen der Könige und ein tödtliches Honigmuß zu nennen pflegte, künstlerisch genug empfanden, um dem Porsenna ein Denkmal auf gemeinschaftliche Kosten errichten zu lassen; wo früh gestorbenen, hoffnungsvollen jungen Männern Standbilder errichtet wurden, wie unter Trajan, wo selbst die Freigelassenen solch monumentaler Ehre theilhaftig wurden, wie diejenigen des Redners Herodes; wo das Sterben ohne Nachkommen Anlaß zu Statuen wurde, wie Aristoteles in seinem Testament festsezte: „das Bild des Arimnestos soll zu seinem Andenken aufgestellt werden, weil er kinderlos gestorben ist;" ja, wo man sich selbst aus seinem Nachlasse Gedenkbilder errichten ließ, wie der Philosoph Lykon zu Athen, der kurz und bündig in seinem lezten Willen verfügt: „Unsere Bildsäule soll aufgestellt werden."

Jene Zeiten sind vorüber! Troz dem Wiederaufleben dieser Vorliebe für Marmor- oder Erzmonumente kommt es schwerlich mehr vor, daß einem Denker bei Lebzeiten Ehrensäulen errichtet werden, gleich dem Demokritos, als er sein Buch „über die Einrichtung der Welt" den Athenern vorgelesen hatte, wofür ihm noch überdieß fünfhundert Talente geschenkt wurden. Und es ist besser, daß man sich zum Besinnen Zeit läßt und den Tag nicht vor dem Abend lobt. Wenigen möchte diese Ehre in mehrfachem Sinn so ungefährlich seyn, als sie dem Greise Goethe war.

Nicht aber allein, daß jene Zeiten vorüber sind, wo Statuen wie Pilze aus dem Boden empor schossen und jedes Grab seine Büste aus gebrannter Erde, jeder arme Teufel seine Gypsgottheit hatte, es gehen auch bei weitem nicht so viele Kunstwerke mehr zu Grunde und machen neuen Platz, als dieß bei der früher strengeren und schrofferen Sonderung zwischen Barbarei und Kunstgesittung der Fall war. — Wohl hat Napoleon bewiesen, wie selbst die Mauerbilder in Kriegsläuften auf Reisen gehen können, nachdem es ihm die Römer längst vorgemacht hatten. Indessen seit den Zeiten der Bilderstürme und der Savonarola-schen Autodafés in Florenz hat sich doch nur die moderne Barbarei der Perrückenzeit Verwüstungen von einigem Belang zu Schulden kommen lassen, und es blieben die meisten Kunstdenkmale selbst in Kriegszeiten ungefährdet.

Wie sprang man mit ihnen in alten Zeiten um! Was von der Engelsburg zur Vertheidigung derselben an Statuen hinabgeschleudert wurde, gibt kein Katalog mehr an, aber es wird manches Werk darunter gewesen

seyn, das heute den Vatikan zieren würde. Caligula ließ die Köpfe der schönsten Götterstatuen durch sein Bildniß ersetzen, die Statuen berühmter Männer aber, welche Augustus auf dem Campus Martius errichtet hatte, zertrümmern. Commodus und Domitians Bildnisse wurden auf Senatsbefehl vertilgt. Der Büstenkopf des Claudius, von niemanden mehr gekannt, ward durch Lord Galloway im vorigen Jahrhundert im Escurial wieder aufgefunden, wo er als — Uhrgewicht diente. Der Apollotempel zu Delphos wurde nicht weniger als zehn mal seiner Statuen beraubt; darunter waren fünfhundert aus Erz. Von den 360 ehernen Statuen, worunter mehrere zu Pferd und zu Wagen mit Zweigespann, womit die wankelmüthigen Athener den Demetrios Phalereus während zehn Jahren ehrten, überlebte nur eine einzige seinen Sturz; alle andern wurden zerschlagen, eingeschmolzen, vertrödelt. Nero ließ die Statuen der Sieger in den olympischen Spielen an unsaubere Orte werfen.

Und was gegen die Götterbilder des Olymps gefrevelt wurde, als die Lehre Christi dem Namen nach Staatsreligion ward, mag nicht minder barbarisch gewesen seyn. Mußten doch bald nach Constantins Zeit Soldaten Nachts in Roms Straßen umhergehen, um zu verhindern, daß die alten Götterstatuen von den Bekennern der neuen Liebeslehre zerschlagen wurden; mußte doch Kaiser Honorius in Rom das Plündern der heidnischen Tempel ausdrücklich verbieten. Es war nicht viel besser als nach dem Siege über Antiochus den Großen, wo nach der römischen Plünderung die Stadt Ambracia klagte, man habe ihr die Statuen keiner einzigen Gottheit mehr gelassen, die sie zu verehren pflege.

Freilich ist Rom voll von antiken Statuen, und es ist Einzelnes fast unversehrt auf unsere Zeit gekommen; Griechenland ist dagegen so ziemlich ganz ausgeplündert worden, und was noch überhaupt in allen europäischen Kunstmuseen an antiken Kunstwerken zusammen zu zählen ist, fällt sicher wenig in's Gewicht gegen Triumphzüge wie der des M. Fulvius, welcher 280 Erzstatuen und 230 Marmorbilder nach Rom führte, und gar derjenige des Ptolomäus Evergetes, welcher nach Besiegung des Königs von Syrien 2500 Statuen nach Egypten brachte. Als Ptolomäus Philadelphus in Alexandrien einzog, wurden Statuen zu hunderten herumgeführt und hundert schön gearbeitete Thiere lagen unter einem Monstrezelte. — Jetzt wird es wenige geben, die sich, wie Lisippus, rühmen können, über sechshundert Statuen aus Erz verfertigt zu haben, und darunter über zwanzig zu Pferd; was aber an Kunstwerken zu Tage gefördert wird, reist auch heute nicht mehr im Gefolge siegreicher Feldherrn umher, denn die ganze civilisirte Welt ist jezt mehr oder weniger eine Kunstwerkstatt, und es bleibt statt der traurigen Aussicht, daß Verwüstungen im antiken und später im nordisch barbarischen Sinne für neue Kunstwerke Platz machen, die Hoffnung, daß zunehmende Gesittung die Nachfrage nach Erzeugnissen der Kunst immer weiteren Kreisen mittheilen wird.

Wer Italien bereist hat, weiß, wie viel allgemeiner dort im Kleinen und Unbedeutenden der Geschmack für künstlerischen Schmuck entwickelt ist, und wie sich's durchaus nicht immer um Privatgalerien handelt oder um wirkliche Denkmäler von bedeutendem Umfange. Die Wandmalereien in Pompeji und Herkulanum beschämen zwar das heutige Italien noch immer, aber wie ganz anders ist doch die decorirende Kunst dort in so manchem Bezuge thätig, als im Norden! Wie schmückt der Milch- und Butterhändler seine saubern Verkaufsstätten geschmackvoll mit kleinen Thiergruppen aus Marmor oder Gyps, bald mit Mirons oft beschriebener Kuh, die sich nach ihrem durstigen Kälbchen umblickt, bald mit einer Nachbildung der vorzüglicheren Hornträger aus dem vaticanischen Thiersaal, während seine Butterstücke die trinkenden capitolinischen Tauben im Stempel führen. Wie weiß der Blumenhändler seine duftenden Zöglinge unter den classischen Schutz einer Gypsflora zu bringen, der Bäcker sich der entthronten Göttin Ceres zur Verherrlichung seines feinen Weizengebäcks zu bedienen! Und dieser sinnreichen Kunstzierrathe würden noch weit mehr seyn, nähme nicht der Vorrath von schlecht gemalten Heiligenbildern oder von fabrikmäßig geschnitzten Crucifixen an allen diesen Plätzen eine so breite Stelle in Anspruch.

Auf den Kirchhöfen wuchert übrigens die Lust an monumentalem Schmuck in erschreckender Weise, und hier sieht man, wie ein mißverstandener Gebrauch der Kunst in's Unschöne ausarten kann. Die Alten verwendeten weniger Prunk auf ihre Ruhestätten, um desto freundlicher ihre Umgebung im Leben gestalten zu können. Heutzutage scheint es fast, als lebten, arbeiteten und sparten viele zu keinem andern Zwecke, als um nach dem Tode unter einer prächtigen Steinmasse ruhen zu können. Das Campo Santo Neapels zeichnet sich in dieser Richtung durch geschmacklose Ueberladung aus, obschon es erst seit wenigen Jahren besteht. Für die Armen dagegen gibt es nach wie vor die 365 Kalkgruben, in welche nach dem Kalender Tag für Tag im Jahre die Dahingeschiedenen vertheilt werden. Eine freundlichere Sitte findet sich in Unterwalden in der Schweiz; jedes Kreuz trägt dort, neben einem gar

bescheidenen Vers, das kleine Farbenbild des Verstorbenen in besserer oder schlechterer Wiedergabe; ein solcher Kirchhof wird zu einer förmlichen Pinakothek, ohne doch die anspruchslose Einfachheit einzubüßen, welche Friedhöfen so schön steht.

Sonst hat der malerische Schmuck im Freien seit längerer Zeit sehr abgenommen, und das dauerhaftere Material der Mosaik scheint zu kostspielig, als daß es den Platz der Farbe einzunehmen taugte. Façaden von Häusern werden nicht mehr in grüner Erde bemalt, wie zu Polidore da Caravaggios und Maturinos Zeiten, von denen Vasari sagt, es sey in und um Rom fast keine Vigna und kein Gartenhaus gewesen, deren Wände sie nicht bemalt hätten. Im Hafen Genuas sieht man noch von oben bis unten mit Malereien bedeckte Häuser, aber in trostlos verblaßter und verregneter Verfassung. Auch in Florenz gibt es aus früherer Zeit noch einige besser erhaltene Façaden von vorzüglicher Arbeit. Sonst bezieht sich die malerische Decoration meistens auf Nachahmung von Architekturschmuck, dessen wirkliche Ausführung die Mittel des Bauunternehmers übersteigen würde; somit eine halbe Täuschung für Wahrheit ausgebend, befriedigen sie nur in seltenen Fällen. Am meisten gibt die, wie es scheint, in Toscana bestehende Fenstersteuer den Malern zu thun. In Florenz selbst und mehr noch auf dem Wege dahin, von Cortona und Perugia aus, sieht man fast mehr Scheinfenster als wirkliche Fenster. Aus vielen dieser gemalten Fenster blicken gemalte Schönen herab oder trinkende und rauchende Alte, und besonders unentbehrlich scheinen die gemalten Tauben, deren fast an jedem Hause in St. Giovanni und Incisa einige Dutzend im ewigen Flattern begriffen sind.

In Rom sind vor allem die Barbiere und Chirurgen die Schützlinge der Nachfolger des heiligen Lucas. Es ist erstaunlich, wie viel Blutströme auf ihren Aushängeschildern aus Armen und Beinen in Becken und Tassen sprudeln, und fast noch erstaunlicher, wie sich niemand scheut, unter diesen bluttriefenden Wahrzeichen sein Kinn und seine Kehle dem Rasiermesser preiszugeben.

Ob auch die heutigen Cardinäle noch wie einst der Kunst ihre Unterstützung zuwenden, davon verlautet wenig. Ihr Geschmack war freilich nicht immer auf solche Gegenstände gerichtet, welche mit ihrer geistlichen Würde in Einklang standen, und man erfuhr deßhalb auch ehemals von ihren Bestellungen häufig erst in späteren Zeiten. Unter Clemens VII. hatte die Begünstigung frivoler Erfindungen von so mancher mächtigen Seite zu dem berüchtigten, jezt noch in Paris befindlichen Kupferwerk geführt, Zeichnungen von Giulio Romano, Sonette dazu von Pietro Aretino und Stich von Marc Antonio. Als der Anstoß, den es erregte, zu allgemein wurde, leitete man gegen die Verfertiger ein gerichtliches Verfahren ein; die Geseze, wie gewöhnlich als Spinnengewebe nur Fliegen erwischend, die großen Hummel aber durchlassend, straften nur den Kupferstecher mit Gefängniß, während die andern Urheber und Begünstiger durchschlüpften; die lezteren fand man unter Würdenträgern, unter denen man sie am wenigsten vermuthet hätte.

Vasaris Brief an Niccolo Vespucci (vom 8. Febr. 1532) gibt übrigens die Beschreibung eines Entwurfs, welcher bezeichnend ist für den damaligen Geschmack unter den hohen Vertretern der Kirche Christi. — „Unterdessen," schreibt er, „werde ich mich befleißigen, ein Bild für meinen Herrn, den Cardinal (Silvio Passerini) zu malen, nach einem Carton, auf dem eine sitzende Venus ist und die Grazien umher, von denen die eine knieend ihr den Spiegel hält; die andere windet ihr ein Perlenband in die Locken, die dritte gießt aus einem Smaragdgefäß ganz klares Wasser mit duftenden Kräutern in ein Perlmutterbecken, um ihr ein Bad zu bereiten. Dabei schläft Cupido neben Bogen und Köcher auf dem Kleide der Venus. Rings Amoretten, welche Rosen auf den Boden streuen; dann eine Landschaft mit Felsen, die aus ihren Spalten eine Menge Wasser ergießen. Auch sind Tauben und trinkende Schwäne darauf und im Dickicht eines Gebüsches steht ein Satyr versteckt, der im Anschauen der Venus fast vor üppiger Lust vergeht, indem er ganz wahnsinnige Augen macht und ganz von dieser Leidenschaft, der er sich hingegeben hat, fortgerissen wird. Dem Cardinal aber und dem Papst Clemens hat jener Satyr so gefallen, daß sie wollen, ich solle nach Vollendung dieses Bildes ein großes derartiges machen, das einen Kampf von Satyrn oder ein Bacchanal von Faunen und andern ländlichen Gottheiten zum Gegenstand habe."

Ob schon damals die der großen Menge zugänglichen Sculpturen das jezt selbst für Darstellungen von Kindergestalten in Italien übliche Adamskleid trugen, ist nicht überliefert worden, auch nicht, ob man, wie in der Akademie St. Luca zu Rom, sogar gemalte Bilder mit papierenen Feigenblättern beklebte; es wäre übrigens nicht zu verwundern gewesen, da von jeher der Grundsatz galt, was für Einzelne erlaubt sey, tauge noch lange nicht für die Menge. Gegen diesen Blätterschmuck, der erst in Venedig wieder aufhört, war ohne Zweifel der vielgetadelte Blätterschmuck der Säulenfüße im Tempel zu Melasso als eine erquickende Erholung zu betrachten. — Verkümmerungen der freien Naturdarstellung bringt übrigens der Zeitgeschmack, wie man

aus unsern Gemäldeausstellungen weiß, allenthalben mit sich, und der Rückschlag jener auf die Kunsterzeugnisse der Gegenwart ist um so fühlbarer und allgemeiner, als die Zersplitterung derjenigen, welche bestellen und kaufen, eine Vervielfältigung solcher Rücksichten nothwendig nach sich zieht.

Die Griechen waren in manchen Anstandspunkten pedantisch genug, aber unter einem milden Himmel an den Anblick des Nackten gewöhnt, wendete sich ihre Peinlichkeit auf andere Aeußerlichkeiten, welche die Kunst weniger beengten. — Aphrodite darzustellen, wie sie dem Schaume entstiegen, Apollo, Merkur oder Mars ohne alle Gewandung, in der vollen Berechtigung körperlicher Schönheit oder Kraft, verletzte kein griechisches Auge; aber diese Gottheiten brauchten nur einen Fuß hinter den andern zu stellen, wie es höchstens dem Apoll als Hirten und sonst nur Satyrn oder wenigen Figuren der heroischen Mythe, z. B. Meleager und Paris gestattet war, und gleich hätte diese Verletzung des Anstands den heftigsten Tadel erregt. — Galt doch geschwind gehen und reden zu Demosthenes Zeiten für frech. Sonst hat die Kunst im Laufe der Jahrhunderte zugleich mit dem größeren Kreise ihrer Darstellungen eine ungebundenere Stellung erobert und kann mit Befriedigung zurück blicken auf die mancherlei Beengungen, denen sie sich siegreich entwunden hat.

Seit Numa Pompilius die Darstellung der Götter in menschlicher Gestalt verbot, untersagte zwar später noch die griechische Kirche ähnliche Abbildungen auf dem Wege der Sculptur, und Muhamedaner wie Juden lassen keine Bilder bei ihrem Gottesdienst zu, ähnlich den ebenfalls ihre Anwendung verwerfenden Reformirten; aber die wirklichen Verfolgungen der Kunst scheinen doch für alle Zeiten vorüber, selbst wenn, wie möglich ist, bei einer bedeutenden religiösen Umwälzung sich der Kirchenbildersturm wiederholen sollte. In St. Susanna in Rom findet sich ein colossales Bild, das in unverhülltester Weise und ganz im Geschmack jenes Cardinals Silvio Passerini die Ueberraschung der Susanna im Bade darstellt. Es bedeckt die ganze rechte Wand des Mittelschiffs und stimmt schwerlich zur Andacht; kein Wunder, wenn eine mehr puritanische Zeit einmal an solchen Bildern ihr Hausrecht üben und darüber manchen andern ebenfalls den Garaus machen sollte.

Die jetzige christliche Kirche hat längst die Scheu ihrer ersten Bekenner vor Darstellung des Unfaßbaren überwunden; sie muthet keinem Heiden zu, der sich taufen lassen will, zuvor der Malerei zu entsagen, wie in den ersten Zeiten christlicher Strenggläubigkeit geschah; sie sagt nicht mehr wie Anno 787 auf dem Nicänischen Concil: „Den heiligen Vätern gehört die Composition, euch Malern nur die Ausführung; ihr habt die Farben hinzusetzen, sie aber haben's auszudenken;" sie hat keinen Bann mehr für Bilderverehrer, sondern sieht es im Gegentheil gern, wenn Bilder durch Wunderzeichen gewissermaßen zur leibhaftigen Gottheit selbst werden, wie die Madonna im Pantheon, welche, als die Oellampe erlosch, olio, olio gerufen haben soll; wie die Madonna in St. Andrea delle Fratte, welche am 20. Januar 1842 dem reichen Israeliten Alfons Ratisbonne aus Straßburg mit den Augen winkte, bis er sich zum Christenthum bekehrte und sein Vermögen der Kirche schenkte; wie die Madonna in Vallicella in Rom, welche in diesem Winter laut Aussage des Pfarrers und wer weiß wie vieler Zeugen mit dem Kopf nickte, bis diese Begrüßung zu Protokoll genommen war; wie die Madonna, welche im letzten März in Turin wegen der Klosterbedrängniß so entsetzliche Zuckungen hatte. Auch besteht kein Gebot mehr, wie das im Jahr 1551 von der griechischen Kirche erlassene: alle Heiligenbilder zu malen, wie sie der Mönch Andreas Rublew um die Zeit von 1370—90 malte.

Nein, die jetzige katholische Kirche hat die Kunst recht eigentlich groß gezogen; ob immer zu beider Vortheil, und wie diese Erziehung überhaupt gelungen, ist eine andere Frage. Der Bilderdienst, weit entfernt beengt oder gemaßregelt zu werden, steht recht eigentlich in vollster Blüthe und man küßte dem heiligen Peter in der römischen Peterskirche und dem Heiland des Michel Angelo in der Kirche Sopra Minerva in nicht viel kürzerer Zeit den Fuß weg, als vor Zeiten das Kinn des Jupiters im Tempel zu Agrigent, von welchem Cicero berichtet.

Zugleich aber kommen heute schwerlich mehr solche beengende Vorschriften vor, wie sie früher den Künstlern nur zu häufig von ihren Bestellern gemacht wurden. Peruginos Contrakt mit den Mönchen von St. Pietro zu Perugia war keine Ausnahme und doch bestimmte er jede Einzelheit des betreffenden großen Bildes auf's genaueste. „Auf dem Felde der Tafel die Himmelfahrt Christi, mit dem Bilde der glorreichen Jungfrau Maria und der zwölf Apostel, sammt einigen Engeln ꝛc. In einem Kreise darüber Gott Vater der Allmächtige mit zwei Engeln zur Seite, wie sie den Kreis tragen. Die Predellen unten mit Geschichten bemalt nach dem Willen des Herrn Abtes ꝛc. Alles binnen zwei Jahren und sechs Monaten bei Verlust aller seiner (Peruginos) Güter, beweglicher und unbeweglicher, gegenwärtiger und zukünftiger." Ja, während man von Giovanni Bellini weiß, daß er sich nie bei

seinen Arbeiten in solcher Art bevormunden ließ, unterwarf sich Tizian ohne Einwendungen den bis in's kleinste gehenden Entwürfen der Baudeputirten von Brescia, wie sie in Guhls Künstlerbriefen nachzulesen sind. „Im mittleren Schild," heißt es dort, „soll die Personifikation der Stadt Brescia mit Minerva, Mars und drei Najaden dargestellt werden, und zwar soll die Brescia an dem besten Ort in der Luft schwebend gemalt werden. Sie soll schön seyn, aber ernst und würdig, reich gekleidet, aber ohne Krone und königliche Gewänder; das Gewand weiß nach antiker Art und mit azurblauer Binde, der Arm und die rechte Brust entblößt; mit der Rechten soll sie eine goldene Statue nach Morgen zu reichen, während die Linke mit liebevoller und frommer Geberde auf der Brust ruht. Die goldene Statue stellt den Glauben dar, mit einem Füllhorn, und soll jener Figur gleichen, welche sich auf der Rückseite einiger Münzen des Kaisers Trajan findet. Ueberdieß hat die Figur eine Löwenhaut umgeworfen und man erblickt bei ihr, als Anspielung auf ihren von Herkules hergeleiteten Ursprung, eine Keule." — In ähnlicher Weise werden Minerva, Mars und die übrigen Figuren vorgeschrieben, bei allen der Ausdruck, die Haartracht, die Augenfarbe, ja der Schnitt des Kleides.

Dabei wird es zwar heutigen Tags auch nicht mehr vorkommen, daß ein Maler bei seinen Contrakten die Clausel macht: „er werde das betreffende Bild zur bestimmten Zeit abliefern, wenn sein Beschützer es nicht für sich selbst verlange," wie dieses Vorkaufsrecht Aniello Falcone dem Kunstmäcen und Kaufmann Römer in Neapel frei zu halten pflegte.

Die Folgezeit muß nun lehren, wie sich die Kunst in ihrer jetzigen, mehr dem privaten Gebrauch geltenden Thätigkeit entwickeln wird, und ob sie, was freilich das Wünschenswerthe seyn würde, der zufälligen Gunst kunstliebender Herrscher entbehren kann. Wie sie gegen das sechzehnte Jahrhundert zu sich von der Dienerschaft der Kirche lossagte, in reichen bestellenden Corporationen ihren Stützpunkt suchte und durch die Freiheit ihrer neuen Stellung eines freieren Gebrauchs ihrer Kräfte sich bewußt wurde, so gibt die zunehmende Kunstliebe aller Stände ihr nach und nach vielleicht eine Grundlage, auf welcher sie zu vollkommener Durchbildung fußen kann. Ist es wahr, daß die Freiheit vor allem die Luft ist, in welcher die Kunst ihre schönsten Blüthe trieb, so thut es noth, daß sie sich der Worte des Sophokles erinnere:

„Wer zu des Herrschers Thoren eingegangen ist,
Wird dessen Sklave, wenn er auch als Freier kam."

(Schluß folgt.)

Plaudereien aus London.

III.

Das Durchgehen der Sonnenrosse, das Fliegen der Zeit ist nirgends so pfeilschnell wie hier. Sonst vergeht sie scheinbar langsam, wenn sich viel Inhalt in ihr zusammendrängt; dennoch scheint sie uns hier, wo sich doch der Stoff so überwältigend häuft, wie unter der Hand weggestohlen. Hier scheint uns alles abnorm; das ganze hiesige Leben ist wie mechanisch, alles so monoton und kolossal! Man lernt es bald auswendig, allein es macht auch mechanisch. Aus diesem Kolossalen, das an sich unnatürlich ist, entsteht nothwendig der Indifferentismus.

Nirgends tritt das Egoistische, Rohe, Lieblose greller vor als auf den Eisenbahnen. Da sind im Vergleich unsere und die französischen Conducteurs sorgsam gegen die Passagiere wie Ammen in Kinderstuben. Wie und wo Einer aussteigt, wie und wo er sich beschädigt, niemand sieht hier nach ihm, niemand warnt ihn. Läuft er über das Geleise, hat er einen Schilling zu zahlen. Eisenbahn ist Indifferentismus, und auf ihr findet jedes Zeichen der Zeit seinen prägnantesten Ausdruck.

Wie geniale Menschen Typen ihres Stammes, sind Weltstädte Typen des Zeitalters. London als das größte Centrum ist der stärkste Typus in allem, oft bis zum Abschreckenden, ein schauerlicher fatalistischer Spiegel für den Materialismus, den Mechanismus der Gegenwart, für ihr ganzes Getriebe. Schon jetzt erkennen wir uns in den Charakterzügen, London eilt uns nur voraus. Wir mögen in ihm unsere Zukunft erblicken, welche das ganze

jetzige Wesen auf die Spitze drängt. Weil Extreme sich begegnen, macht die unermeßliche Stadt egoistisch, auf sich selbst beschränkt, wie die allerkleinste. Man bemerkt das noch greller an den Amerikanern, die überhaupt noch englischer sind als die Engländer. Wie sich auf dieser Insel und in unserer Heimath die zwei äußersten Formen der Ichsucht zeichnen! Hier schroffes Zusammenziehen der eigenen Interessen, sich ganz in sie isoliren, ohne Mittheilung, dort mit ihnen überfließen in's Allgemeine; hier großstädtische, dort kleinstädtische Selbstliebe. Nur die Wirkungen divergiren, die Motive sind immer die gleichen. Aber man lernt hier Deutschland in seinen psychischen Eigenschaften erst recht lieben, nirgends so wie hier, weil es mit seiner Poesie doch noch immer der Gegenpol Englands ist. Der Brite übrigens, wenn hier von Germany die Rede ist, achtet allein Hamburg, als eine gewisse Macht. Hamburg ist ihm die Hauptstadt Deutschlands; freilich ist es auch dessen einzige Weltstadt, und ihr Name steht in der Post über dem Gesammtfach der Briefe für unser Vaterland neben Paris, Madrid, Newyork ꝛc.

An die schroffsten Extreme stößt man hier bei jedem Schritt, an den übermüthigsten Luxus und das tiefste Elend. Die Zudringlichkeit der hiesigen Bettler ist wirklich die der Verzweiflung. Dieses London erscheint uns gleich einem riesig aufgefütterten Ungeheuer, welches alles zu verschlingen droht. Oft, wenn ich mich erschöpft fühle vom Jagen, ist mir, als ob ganz England ein Gigantenschiff wäre mitten im Ocean, London das Verdeck, und ich seekrank von dem Gewoge.

Das Zusammenhalten macht England so mächtig; nur ein Ganzes vermag so viel. Zum Nationalzweck einigt sich hier immer alles, versteht sich alles schnell. In materiellen Dingen gibt es keine Spaltungen wie in kirchlichen. Alles ist Association, company, wohin du blickst, in diesem doch ungeselligsten Lande der Welt. Jeder kennt eben seinen Vortheil, darum verbinden sich hier alle zu jedem Ziele: Zweckmäßigkeit, das ist des Briten Vollkommenheit. Und wenn mir Elisabeth nur die Hausthüre öffnet, so stellt sich das Mädchen hinter dieselbe, als ob ein Geist sie aufmachte, stellt sich genau so, wie sie am wenigsten hindert und gehindert wird. Dieß erinnert mich an unser Hausschloß: dieses kleine zierliche Messing-Etwas, mehr eine Broche als ein Schloß, so schmuck und complicirt, mit der Fingerspitze zu leiten, und doch so fest — das ist ganz England; man braucht nur diese Schließe anzusehen. — Merkwürdig, wie in diesem Volke Geschmack und Ungeschmack neben einander und doch scharf abgeschnitten liegen. Das höchste Geschick, die treffendste Feinheit, Muster in allem Mechanischen; dagegen abschreckendes Beispiel, Barbarismus, in aller bildenden Kunst. Ich nehme mehr oder weniger, bei Denkmalen, die Architektur aus, weil diese von einer starken Nationalität getragen wird.

Dieses treibende London, umgekehrt schaurig aus Mangel an Phantasie, zeigt uns das ganze moderne Wesen im Gipfelpunkt, figurirt uns vor, wie unsere ganze übrige Welt bald seyn wird, ein wenig früher oder später — nur Maschine. Wille und Nützlichkeit sind hier — die Schönheit fehlt. Mein Freund A. erklärt seit den Griechen von allen Völkern die Germanen für dasjenige, welches die meiste Schönheit hat, wenn sie auch nur im Unsichtbaren sich gestaltet. Wenn wir überall die Schönheit suchen, so müssen wir hier auf dieser Nebelinsel sehnsüchtiger seyn als in irgend einem Lande. Man kann sich in dieser uniformen, kolossalen, geradlinigen Maschinenwelt ordentlich sehnen, nur endlich wieder einmal einem poetischen oder eigenthümlichen Menschen, einem originellen Haus, nur etwas anderem als diesem monstros Mechanischen zu begegnen. Alles, was ich hier gewahre, erregt mir ein ganz eigenthümliches Weh, das ich sogar körperlich spüre, z. B. Colosseum, Polytechnikon, Crystallpalast ꝛc., nur Westminsterabtei, die Parks mit ihren Weiden, die Schiffe auf der Themse, die Aussicht von der Paulskuppel ausgenommen.

A. vergleicht ferner London sehr richtig mit einer Tretmühle. Wenn du einmal darin bist, mußt du mit fortmachen; sobald du still stehst, wirst du gegen die Mauer geschleudert und zerschmettert. Wißt ihr, was London charakterisirt? Daß man immer hungrig ist und doch kein Essen uns schmeckt, immer schläfrig und doch nicht schlafen kann, immer Angst hat, etwas zu versäumen, und nie etwas genießt, nach allem jagt, und nichts erfaßt: der künstlichste Zustand, auf die Spitze getrieben. Ja, alles ist abnorm hier, London ist ein Unding, weil ganz von Menschen *gemacht*, mit der äußersten Anstrengung, mit dem Aufgebot intellektueller und körperlicher Kräfte in möglichster Steigerung bis in's fast Unglaubliche, im Gegensatze zur Natur, zu den Bergen, den Meeren, die Gott *geschaffen* hat, oder auch nur im Gegensatz zu Paris, das die Dämonen gemacht haben. Einer der ausgezeichnetsten hiesigen Aerzte versichert mir, daß die Generation auffallend degenerire, besonders die weibliche Bevölkerung. Thatsache sey es für die medicinische Praxis, daß unter zwanzig jungen Frauen neunzehn mehr oder weniger am Rückgrat leiden. Diese und die Brustkrankheit stellen sich als die zwei Hauptfeinde des heutigen Geschlechts heraus, vor denen selbst die Verheerungen der Cholera zurücktreten.

»He is a clever fellow« — er ist ein geschickter Bursche — das ist das Höchste, was man jezt von

jemand sagt. Sonst will man nichts, das ist's, was man gegenwärtig braucht, nicht mehr, nicht weniger, nur was nützt. Der Franzose arbeitet, um sich Abends zu amusiren, dem Briten ist das Geschäft Zweck. Sie müssen so zäh und spröd und rauh seyn, diese Engländer, um das zu vollbringen, was sie sollen. Es geht nicht ohne diese Strenge. »Rule« ist bei ihnen alles. So finden wir denn doch noch viel von der puritanischen Basis ihrer Voreltern wieder. Sie sind Instrumente, die Engländer. Alles spannen sie für die Industrie an, für den Gewinn; aber diese mechanischen Mittel müssen doch zulezt nur als Träger dienen, und was Großbritannien über die Materie erringt, das müssen diese modernen Römer, diese Römer des Goldes und Dampfes, doch im Interesse des Geistes über die Hemisphären und ihre Völker ausbreiten.

Vor allem hat mir A. bei der Ankunft empfohlen, die zwei bewegenden Kräfte zu beachten, mit denen man alles hier ausrichte: Autorität und Geld. Ich dürfe hier nicht so weich seyn, lehrt er, müsse ein Mann seyn: „Autorität auf der Stirne und Geld in der Hand — »in your fingers money.« Der Sinn des Briten für Gewinn, für Besitz, sammt der Prunk- und Luxusliebe, prägt sich auch in seinem Vergnügen an Museen u. dergl. aus. Zur wahren Neigung oder wohl gar zur Begeisterung für die Kunst bringt er es nicht, wie viel er auch bewundert. Wenn er sich jedoch gleichgültig, egoistisch gegen Unbekannte und von schwerfälliger Geselligkeit erweist, bewährt er sich als Freund um so aufopfernder, treuer und umfassender; er concentrirt sich auf Einige, um ihnen desto mehr zu seyn, statt seine Kraft an Alle zu vergeuden und zu zersplittern. Dieser Freundschaftssinn der Briten, welcher mit ihrem Familiengeiste zusammenhängt, ist die schönste Art von Egoismus, die Verklärung der Selbstliebe.

Der immer mehr sich ausbreitende Einfluß und die langsam vorrückende, aber um so unaufhaltsamere Macht Albiens ist darum desto sicherer, weil es in den greifbarsten Dingen excellirt, in Mechanik, in Industrie, in allen materiellen Hebeln, in allem, was jezt den Erdball treibt. Ich habe eben die Engländer moderne Römer genannt. Sie haben mit denen der alten Welt auch das Ausdauernde, das Umfassende gemein. Alles ist grandios in Mittel und Ziel, alles kolossal, bei den einen wie bei den andern. Den Römern war nichts zu hoch, zu tief, zu fern; auch sie scheuten keine Mittel, und waren ursprünglich die Puritaner der antiken Welt. In anderer Weise wieder möchte ich diese Insulaner die modernen Hebräer nennen — die britische Christlichkeit bei Seite. Auch sie waren anfänglich eine so kleine Nation, so gewaltig nur durch innere Motive, so erwerbsüchtig, so abgesperrt und so religiös, so zäh, so hart, eisern und willensstark, auserwählt zur Umwandlung der Welt von kleinem Punkte aus.

Noch heute fluthet der reißende Strom des Lebens in England nach zwei verschiedenen Richtungen; wir wollen sie durch die der Vielen und der Wenigen bezeichnen. Immer herrschte hier neben dem stofflichen ein zweites großartiges Bewegen, ein geistiges Vorwärts. Und dieß läßt uns nicht zweifeln an Englands Mission für die Zukunft. Nicht umsonst breiten sich die neuen Römer, allem die Form ausdrängend, in meist friedlichen, den sichersten Eroberungen über den ganzen Erdkreis aus. Und daß ihre Heimath so seeumflossen, ist gleichfalls bedeutungsvoll. Fanden nicht hier die Heiligen schon früh eine Stätte? War nicht Albion stets ein Asyl für christlichen und kirchlichen Sinn? stets ein Damm? An ihm brach sich der Papismus, später die Anarchie der Revolution, ihr Sohn Napoleon. War es nicht stets ein Hort für Wahrheit? Denkt an die Tage der Elisabeth, an den Kampf für Gesetz und Freiheit. In solchem Sinne scheint dieses Nebelland allerdings prädestinirt, wie einst im Orient jene sonnengoldene Wiege — als ihr Gegensatz: zwei Ausgangspunkte. „Es ist eine doppelte Bewegung in der Zeit," behauptet mein Freund, der Merikaner, „in immer tiefere Labyrinthe und dickere Dunkelheit die einen — sie finden keinen Ausgang aus den Zweifeln —; in immer mehr Licht die andern — die Vielen und die Wenigen!"

Der Engländer ist nicht bloß matter of fact, er ist unter den Nationen wesentlich der Mann. Besonders erscheint ihm gegenüber der Deutsche als die Frau, das Kind, in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit und — Hülflosigkeit. Darum sehen wir auch im Ausland alle Briten so selbstständig. Ihre persönliche Unabhängigkeit macht es, nicht bloß die politische. Jeder muß, kann sich nur auf sich selbst verlassen.

In London spürt man den Wirbelwind, welcher die Gegenwart treibt, stärker als anderwärts. Wenn so nah und unmittelbar die Geschichte um uns brauste, mitten unter Schlachten, Seuchen, Armuth, und bei einer hier — unter den Wenigen — häufiger, als man glauben sollte, zur Geltung kommenden Auffassung, welche düstere Verheißungen sich erfüllen sieht, da mochte ich wohl jener vier Reiter der Apokalypse gedenken, Krieg, Pest, Hunger und Tod, wie sie im vernichtenden Fluge über die Erde hin Cornelius für seine Fresken zum Campo Santo des Berliner Doms entworfen, und der Worte, welche der Meister gesprochen, indem er sein Werk zeigte. Welche Hand dürfte wohl diesen Rossen der Zeit in die Mähne greifen?

Emma Niendorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

Helgoland. — Englische Werbung. — Handel. — Auswanderung. — Theater. — Waisengrün. — Schwindler und Diebe.

Etwa acht Meilen seewärts von der Mündung der Elbe liegt die malerisch geformte Felsenklippe Helgoland, von den Eingeborenen selbst ihrer Farbe wegen die „rothe Klippe" genannt. Seit die Engländer mit Genehmigung der übrigen europäischen Mächte sich diesen unscheinbaren Felsbrocken, den lezten Rest einer der Sage nach ehedem großen und volkreichen Insel zugeeignet haben, war Helgoland in Deutschland nur noch als Seebadeort bekannt und von Gesunden und Kranken viel besucht. Daß die Lage der Insel, so nahe der Mündung zweier der wichtigsten deutschen Ströme, so nahe dem Bundeslande Holstein mit seinen unbeschüzten Küsten in der Hand einer seemächtigen Nation unter Umständen eine bedrohliche werden könne, daran dachten wohl nur wenige. Die felsigen Untiefen und Riffe um Helgoland sind ein bedenkliches Fahrwasser, das jeder Schiffer gern meidet, und die Stürme, welche so oft das gewaltige Becken der Nordsee aufwühlen, segneten wohl von jeher nur die Bewohner der „rothen Klippe." Es ist niemand eingefallen, daß veränderte politische Constellationen, große Volksbewegungen und Staatsumgestaltungen das Augenmerk der Besizer gerade auf diesen einsamen Felsenthurm in der Nordsee hinlenken könnten. Möglich ist freilich auch Engländern nicht alles, vieles aber erreichen sie eher als andere Völker, weil es ihnen weder an Geldmitteln noch am erforderlichen Unternehmungsgeist und an zäher Ausdauer fehlt, wenn sie einmal zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß ihre handelspolitischen Plane sich damit erweitern lassen. Es würde ganz ungeheures Geld kosten, entschlösse sich England, im Schuz der rothen Klippe, deren zerbröckelnde Zinnen sich ohne große Mühe mit Batterien creneliren ließen, einen Kriegshafen anzulegen. Ein solcher Hafen bedrohte aber die ganze cimbrische Halbinsel und beherrschte die deutschen Nordseeküsten von der Hewer bis zum Dollart. Es könnte, nähmen englische Kriegsdampfer bleibend Station bei Helgoland, auch nicht der kleinste Ewer, nicht das schnellste Klipperschiff ohne Bewilligung Englands das Meer durchpflügen. Denn obwohl Preußen einen Kriegshafen im Jahdebusen anlegt, haben wir doch keine deutsche Flotte, und stände Deutschland gar auf gespanntem Fuß mit Altengland, so würden auch ein paar schön aufgetackelte Fregatten in der Jahdebucht dem deutschen Handel, den deutschen Küstenbewohnern sehr wenig Schuz gewähren.

In unserer Stadt sieht man das sehr wohl ein, seit Helgoland der Sammelplaz geworden ist für die aus aller Herren Länder zusammengetrommelte Fremdenlegion. Das Werben ist sowohl bei uns, wie im Holsteinischen streng verboten, selbst das englische Generalconsulat macht bekannt, daß keine Werbungen stattfinden dürfen; dennoch geschieht es vielfach, bald mehr, bald weniger versteckt. Und die Verlockung muß groß seyn, denn seit allerwärts, freilich nicht offen vor aller Welt, die englischen Werber an den Gestaden der Niederelbe ihr Wesen treiben, verlassen eine Menge unserer Hanseaten ihre Fahnen, nehmen Handgeld und suchen nach Helgoland zu entkommen. Den meisten gelingt die Flucht, einige jedoch sind ergriffen worden und dürften sich keiner sehr angenehmen Zukunft zu erfreuen haben. Zur Unterstüzung der englischen Werber fährt ein kleines englisches Kriegsdampfschiff, „Otter," die Elbe auf und ab, und hat sich sogar schon ein paarmal dicht vor unsern Hafen gelegt, recht als wolle es mit seinen dräuenden Karthaunen der Stadt und ihrer Kriegsohnmacht Hohn sprechen. Das sind die Folgen der Wehrlosigkeit zur See! Am Lande fühlen sich die Wasserratten nie lange wohl, es kommt ihnen da gar nicht geheuer vor, selbst nicht in Gesellschaft verbündeter Landratten; auf dem feuchten Element aber wissen sie, daß sie Herren sind, und machen sich deßhalb gar nichts daraus, wenn man ihnen auch noch so verdrießliche Gesichter schneidet.

Auf unsern Handelsverkehr hat dem äußerlichen Anscheine nach bis jezt der Krieg keine Rückwirkung gehabt. Die Schifffahrt ist sehr lebhaft, der Hafen stets voll, allein weder alle ankommenden noch alle absegelnden Seeschiffe sind mit Gütern beladen. Trozdem füllen sich die Speicher unserer Kaufleute, aber ohne einen der Zufuhr entsprechenden Absaz ins Binnenland oder über Meer zu finden. Die lezten Wochen des vorigen Monats führten uns die eine 183, die andere 115 Seeschiffe zu, während die Zahl der ausclarirenden einmal auf über 100, das zweitemal auf einige 70 sich hob. Ungewöhnlich lebhaft gestaltet sich namentlich der überseeische Verkehr. Noch in der lezten Woche des Juni lagen 43 große Schiffe für transatlantische Pläze in Ladung, von denen 6 allein nach Australien bestimmt waren. Außerdem legten 11 neu für überseeische Pläze an. Spricht dieß nun auch für eine bedeutende Lebendigkeit des Verkehrs, so zeigt doch die Schiffsliste des ersten Halbjahrs, daß die Schiffsfrequenz unserer Stadt in diesem Jahre jener des vorigen in derselben Zeit nicht gleichkommt; denn während vom ersten Januar bis zum lezten Juni 1854 die Zahl der angekommenen Seeschiffe auf 2377 sich belief, zählten wir deren in diesem Jahre nur 2073, von denen 309 leer einliefen. Mit den absegelnden Schiffen verhält es sich ungefähr eben so, ein Beweis, daß in der großen kaufmännischen Welt kein

rechtes Vertrauen herrscht, daß der merkantilische Spekulations- und Unternehmungsgeist einem behutsamen, bisweilen ängstlichen Tasten Platz zu machen beginnt.

Eine eigenthümliche Erscheinung, die jedoch bereits ihre Erklärung gefunden hat, ist die große Abnahme der Auswanderung. Darauf war man hier eben so wenig, wie anderwärts gefaßt. Im vergangenen Jahre fehlte es an der hinreichenden Anzahl Schiffe, um die zu Tausenden herbeikommenden Auswanderer ohne Zeitversäumniß befördern zu können, weßhalb diejenigen Rheder, welche ihre Schiffe meistentheils Auswanderern zur Disposition stellen, darauf Bedacht nahmen, dieselben zu vermehren; und nun stockt plötzlich der Zug dieser Heimathmüden, so daß jetzt bedeutender Ueberfluß an derartigen Transportschiffen ist. Die Gründe dieser plötzlichen Veränderung liegen bekanntlich vorzugsweise in den Zuständen Nordamerikas, die mit schnellen Schritten das Land und seine aus so vielen Nationen gemischte Bevölkerung einer Katastrophe zuführen werden, deren Folgen gegenwärtig nicht im voraus zu bestimmen sind. Vorerst dürfte nur eine geringe Anzahl Deutscher sich ferner in einem der nordamerikanischen Staaten ansiedeln; denn wer die Heimath seiner Väter verläßt, weil er unzufrieden ist mit den heimischen Einrichtungen, mit den Gesetzen, die ihm unvollkommen, vielleicht ungerecht erscheinen, und weil er sich nicht frei genug bewegen kann, um etwas vor sich zu bringen und sich wohl zu fühlen, der wird doch wahrlich nicht einem Lande zusteuern wollen, das alle Anstalten trifft, ihn auf Lebenszeit für unmündig zu erklären und ihm vorzuschreiben, was er essen und trinken, wie er sich räuspern und spucken soll. Das goldreiche Innere Australiens und vor allen die sonnigen Küsten Brasiliens mit ihren noch unentdeckten Reichthümern im Innern haben unter diesen Umständen die sichere Aussicht, den Strom der deutschen Auswanderung sich zuzuwenden. Ohnehin unterstüzt die Regierung Brasiliens die Einwanderung aus Europa, weil sie wohl weiß, daß sich nirgends thätigere und unternehmendere Colonisten finden dürften. Die augenblickliche Stockung in der Auswanderung, die jezt allerdings sehr fühlbar wird, da dieselbe sich kaum auf ein Drittheil der vorjährigen Ziffer in der nämlichen Zeit erhoben hat, wird späterhin wahrscheinlich aufhören, inzwischen aber werden die Wege, die sie nimmt, sich, wenn nicht alles trügt, sehr verändern. Die deutschen Auswanderer werden, wie es jezt bereits vereinzelt vorgekommen ist, den starrsinnigen, kalt egoistischen und dabei rigoristischen Yankees den Rücken kehren und sich Ländern zuwenden, in denen zwar nicht die Freiheit eines zügellosen, einseitigen Republikanismus, der einem Milchbruder der Barbarei sehr ähnlich sieht, wohl aber die Freiheit des Gesetzes herrscht, und welche den Fremden, welcher eine neue Heimath, einen Herd mit eigenen Mitteln und durch eigene Kraft sich gründen will, nicht wie einen Auswürfling behandeln, jeder nach Belieben quälen und mit feindseliger Bosheit verfolgen kann.

Nach mehrwöchentlichen theatralischen Ferien ist unsere städtische Bühne seit dem ersten dieses Monats interimistisch wieder eröffnet worden. Ich habe schon wiederholt der traurigen Zustände gedacht, welche nicht etwa erst in der Neuzeit, sondern seit Jahren schon den endlichen Ruin des hiesigen Stadttheaters herbeigeführt haben. Jezt, nachdem die Bürgerschaft den Antrag des Senats, das Haus für die beschwerte Summe zu übernehmen und also eine Art von Staatsinstitut daraus zu machen, abgelehnt hat, ist dasselbe zum öffentlichen Verkauf angeschlagen und wird am 25. Juli dem Meistbietenden gehören. Das ist eine Thatsache, die nicht mehr weggeläugnet werden kann, ihr Vorhandenseyn macht aber bei weitem nicht so großes Aufsehen, als man denken sollte. Es mag allerdings eine ganz artige Anzahl Leute geben, die es bedauern, nicht dann und wann Abends ins Theater gehen zu können, die große Mehrheit — das kann ich getrost behaupten — fühlt den Wegfall dieses Vergnügens nicht. Man hat und findet andere Zerstreuungen, und da sich der Mensch leicht an ein einmal Gegebenes gewöhnt, etwas nicht mehr Vorhandenes rasch vergißt; so hat die Menge den Tod des Stadttheaters beinahe schon verschmerzt. Mehr bedauert man die Schließung auch des Thaliatheaters, denn diese zweite Bühne war der liebste Vergnügungsort des zahlreichen Mittelstandes. In den freundlichen und gemüthlichen Räumen des Thaliatheaters fanden Tausende angenehme Unterhaltung und erquickenden Genuß, ohne viel dafür ausgeben zu müssen, während das große Stadttheater in der That nur ein Vergnügungsort für Wohlhabende war.

C. A. Sachse, Herausgeber der „Hamburger Theaterchronik" und spekulativer Kopf, hatte den klugen Einfall, im vergangenen April Musteropern zu geben, die, wie Sie wissen, sich eines glänzenden Erfolgs erfreuten. Waren die Vorstellungen auch nicht durchgängig so musterhaft, daß man sie als unübertreffliche, bisher unerreichte Kunstleistungen bezeichnen konnte, so mußte man sie im Allgemeinen doch für wohl gelungen gelten lassen. Dieser fast unerwartete glückliche Erfolg ward Ursache, daß Sachse sich entschloß, für die Sommermonate Gastschauspiele zu unternehmen. Am ersten Juli haben diese Vorstellungen begonnen, allein bei weitem nicht unter so glückverheißenden Auspicien wie die Oper im Frühjahr. Mich dünkt, der Unternehmer hat mit diesen Gastschauspielen sich in ein Wagniß eingelassen, das selbst im glücklichsten Fall nicht ganz gelingen kann. Das Schauspiel verlangt eine streng controlirte, unter fester Leitung eines energischen Willens stehende Truppe, wenn es in sich gerundete Darstellungen geben soll. Wo diese oberste, strenge, ja gebieterische Leitung fehlt, wo unter den Mitwirkenden heute dieser, morgen jener Gast auftritt, gleichviel ob berühmt oder erst ruhmverlangend, da kann ein harmonisches Zusammenspiel Aller nie zu Stande kommen. Ein solches Personal also bleibt, und bestände es auch zur Hälfte aus großen Talenten, ein in sich uneiniges, und was es leistet, muß nothwendigerweise den Charakter des

Stückwerks an sich tragen. Bis jetzt hat sich dieß bei allen Vorstellungen bewahrheitet. Die erste, Schillers „Don Carlos," war unter mittelmäßig, die zweite, „Donna Diana," gewährte nur geringen Genuß, da mit Ausnahme der drei Hauptpersonen, die wir auch häufig von viel besseren Repräsentanten darstellen sahen, alle übrigen gar traurige Figuren spielten. Etwas besser schlug „Maria Stuart" ein, am besten und rundesten aber ward „das Urbild des Tartuffe" gegeben. Da brauchte man nicht den Kothurn zu beschreiten, brauchte keine Verse zu sprechen, die nun einmal der Mehrzahl unserer Mimen nicht mehr recht über die Lippen wollen. Außerdem kann der Schauspieler in diesem Gutzkow'schen Lustspiel hinter einer guten Maske manches kleine Gebrechen des Darstellers verstecken und doch ein wirksames, gefälliges Charakterbild geben. Läßt der Unternehmer für die Zukunft das höhere Drama und das classische Trauerspiel seitwärts liegen, so dürften ihm bessere Einnahmen als bisher zu versprechen seyn. Der Zweck der Gastschauspiele aber, eben Vorführung classischer Werke, wäre damit freilich zum Theil verfehlt. Diese interimistischen Vorstellungen sollen drei Monate dauern, und zwar im Juli und August ausschließlich nur Trauer-, Schau- und feinere Lustspiele uns bringen, im September aber mit einer Reihe von zwölf Opern schließen. Sollte nun auch fernerhin die Theilnahme des Publikums den Schauspielvorstellungen sich nicht in erwünschter Weise zuwenden, so ist doch Aussicht vorhanden, daß dieß bei der Oper der Fall seyn wird. Ob alsdann über das Schicksal des Stadttheaters das Loos geworfen seyn wird, weiß zur Stunde noch kein Sterblicher; eben so wenig läßt sich eine Persönlichkeit bezeichnen, welcher das wenig beneidenswerthe Glück zu Theil werden wird, die Direktion unserer städtischen Bühne zu führen.

Unser Norden besitzt keine eigentlichen Volksfeste, wenigstens tragen diejenigen Vergnügungen, welche allenfalls dafür gelten könnten, einen ganz andern Charakter, als die mit vollem Recht sogenannten Volksfeste im deutschen Süden. Zwei solcher Belustigungen sind für unsere Stadt seit undenklichen Zeiten der im Mai abgehaltene Lämmermarkt und das auf den fünften Juli fallende Waisengrün. Unter diesem versteht man den Umzug der Waisenkinder durch einen großen Theil der Stadt und der Vorstadt St. Georg Behufs Einsammlung milder Gaben. Für die armen Waisenkinder kann dieses Herumziehen unmöglich ein Vergnügen seyn, da sie bei gutem Wetter von Hitze und Staub zu leiden haben, und bei etwa plötzlich niederstürzenden Regengüssen, wie sie im Juli häufig vorkommen, bis auf die Haut durchnäßt werden. Dießmal war der Tag ziemlich günstig für den Umzug der Kinder, nur in den Nachmittagsstunden gab es einen starken Gewitterregen. Daß man den armen Waisen etwas viel zumuthet, geht aus einer Berechnung hervor, die sich im Hamburger Correspondenten findet. Dort wird nachgewiesen, daß die Kinder während ihrer Wanderung einen Weg von drei deutschen Meilen zurücklegen müssen. Von Harvestehude, wohin das Waisenhaus seit dem Brande verlegt worden ist, beträgt die Entfernung bis zur Tonhalle am Neuenwall 35,400 Hamburger Fuß, von da bis zum Häselerschen Garten (einem Ruhepunkt der Kinder) 16,900 Hamburger Fuß, und von diesem zurück nach Harvestehude nicht weniger als 22,000 Hamburger Fuß. Manche Waise hat deßhalb Mühe und Noth, sich heim zu schleppen, und wird schwerlich dem nächsten Waisengrün sehnsuchtsvoll entgegen harren.

Von Zeit zu Zeit stellen sich bei uns Persönlichkeiten ein, die, weil sie von Natur nicht Kinder des Glücks sind, den Entschluß gefaßt haben, das Glück zu corrigiren. In den Mitteln, um solchen Entschluß zur That werden zu lassen, sind derartige Leute nicht wählerisch; es ist ihnen jedes recht, wenn es nur zum Ziele führt. Hamburgs Bewohner gelten in allen Geschäftsangelegenheiten für vorsichtig, und diese Vorsicht steigert sich, wenn der Hamburger mit Unbekannten zu thun hat. Nichts desto weniger ist Hamburg der Ort, wo ein dreistes Auftreten doch bisweilen ganz unerwartete Resultate liefert. Es ließen sich darüber höchst merkwürdige Geschichten erzählen, zum Beweis, daß der Schwindel, wird er nur methodisch und recht ins Große getrieben, noch immer ein einträgliches Geschäft seyn kann; nur darf freilich der kühne Industrieritter sich nicht verrathen und muß es verstehen, sich selbst zu rechter Zeit in Sicherheit zu bringen. Ein Individuum dieser Gattung stieg kürzlich in einem hiesigen Hotel ab, wo sich bald ein Hausmakler einfand; denn einige Wochen vor seinem Kommen hatte sich der Schwindler von Hannover aus mit der Anfrage an besagten Makler gewendet, ob ihm derselbe nicht ein schönes Landgut, in der Nähe Hamburgs gelegen, nachweisen könne? Der gütersuchende Fremde trat in seinen Reden wie ein Mann auf, dem es auf ein paar hunderttausend Thaler mehr oder weniger nicht ankommt. Nur sein Aeußeres stand mit seinen Worten in merkwürdigem Widerspruch. Ein abgetragener Sommerrock, eine schmutzige Weste, ein baumwollenes buntes Halstuch und eine Pelzmütze im heißen Sommer, das war sein ganzer Anzug, in dem er tafelte, ausging und ausfuhr. Aber der Mann zeigte Wechsel zu großen Summen auf die ersten Bankierhäuser, er besaß dicke Pakete mit Pfandbriefen, die er zur Post besorgen lassen wollte, sie dann aber wieder an sich nahm, um sie — der Sicherheit wegen — selbst auf die Post zu tragen. Große und reiche Herren haben manchmal ihre Schrullen, weßhalb also konnte dieser steinreiche Mann nicht ein besonderes Gefallen an äußerlich prunklosem Auftreten finden? Es handelte sich nur vorerst um die Domaine Tangstedt, eine Besitzung mit sieben Dörfern, die über 200,000 Mark kosten sollte. Der Fremde fuhr in Begleitung des Maklers dahin und ließ bei seiner Rückkunft dem Kutscher einen Thaler Trinkgeld geben, den jedoch nicht er selbst, sondern der Wirth oder Kellner des Hotels bezahlte. Bei einer zweiten Ausfahrt ließ er sich aus eben dieser Quelle etwas Kleingeld verabreichen.

erhielt 40 Schillinge und belohnte den Kutscher mit — zwei derselben. Inzwischen zerschlug sich der Domainenkauf, der Güterliebhaber lebte herrlich und in Freuden, verzehrte sehr viel, ja trieb die Honettetät so weit, seinen Wirth zu Tisch zu laden und köstlich zu traktiren, versteht sich aus dessen eigener Küche und Keller. Nun ward ein kleineres Gut in Billwärder zum Werthe von 22,000 Mark besichtigt. Bis jezt hatte der gütersuchende Fremdling zwar viele Pakete mit angeblich werthvollen Papieren, durchaus aber kein baares Geld gezeigt. Ob die Polizei zufällig aufmerksam auf denselben wurde oder ob dem Wirth die Sache doch etwas bedenklich erschienen seyn mag, kann ich nicht sagen; genug, man schöpfte Verdacht, beobachtete den Mann und zog endlich Erkundigungen ein. Da entpuppte sich der Millionär und aus der unscheinbaren Hülle kroch ein Kleinhändler aus Dortmund hervor, der Frau und Kind nebst sehr vielen Schulden daheim gelassen, in Hannover schon auf anderer Leute Unkosten gelebt und hier endlich das Ziel seiner Laufbahn gefunden hatte. Der Mann soll nach der einen Lesart Hartwig, nach der andern Herbrügge heißen, und hat jezt Zeit, in ungestörter Ruhe, wohl verwahrt hinter Schloß und Riegel, über die kühne Idee, spanische Schlösser mit nichts zu kaufen, gründlich nachzudenken.

Im März dieses Jahres ward ein aus der Lehre entlaufener Schornsteinfegerjunge hier eingezogen, weil man einen angehenden Dieb in ihm vermuthete. Bald gelang es dem Burschen, der Haft zu entspringen, er wurde jedoch später wieder ergriffen und legte nun ein überraschendes Geständniß ab. In Folge seiner Angaben wurde eine junge Diebsbande von 25 Personen zur Haft gebracht, meist Bursche von siebzehn bis neunzehn Jahren, zu denen sich auch einige Frauenzimmer gesellt hatten. Diese angehenden Künstler im Oeffnen verschlossener Thüren haben an 150 Diebstähle nach und nach verübt und waren durchaus nicht wählerisch, weder in ihren Unternehmungen noch in den Gegenständen, die sie sich zueigneten. Von dem Grundsatze ausgehend, daß alles zu brauchen sey, nahmen sie, was ihnen in die Hände fiel; heute baares Geld, morgen Schmuck und Silbergeräth, jezt Leinenzeug, dann Kleidungsstücke; der eine mauste Schuhe und Stiefeln, der andere Würste, dieser schleppte Ascheimer, jener Knochen zusammen. Kurz es war eine Diebsgesellschaft, wie man sie praktischer kaum auftreiben kann. Im Einschleichen, im Erschließen der Thüren durch Nachschlüssel und Dietriche, ja selbst im Einbrechen hatten diese Burschen bereits eine bedeutende Fertigkeit erlangt, da die Behörde Monate lang ihnen auf der Spur war, ohne auch nur Einen der jungen Uebelthäter ertappen zu können. Dieser Vergesellschaftung ist kürzlich das Urtheil gesprochen worden, das für die meisten auf ein- und mehrjähriges Zuchthaus, für weniger Gravirte auf Arbeitshausstrafe lautet.

Newyork, Juni.

(Schluß.)

Barnums Kleinkinderschau.

Von jezt an trieb ich mich eine volle Stunde lang, von zehn bis eilf Uhr Vormittags, in allen Räumen des Museums im tollen Gedränge mühsam umher, und fand es unmöglich, so viel Platz und Ruhe zu erlangen, um ordentlich Notizen machen zu können. Nach eilf Uhr kamen die „Babies" und sonstigen menschlichen Schaustücke herbei, was eine solche Bewegung unter der dicht gedrängten Masse verursachte, daß nun vollends an kein Niederschreiben zu denken war. Daher muß ich mich lediglich auf das Gedächtniß verlassen, und auf chronologische Ordnung verzichten, weil alles zu wirr durcheinander lief, um bestimmt festgehalten werden zu können.

Der oben erwähnte Saal war der »lecture-room,« und die Babies u. s. w. wurden an der sitzenden Ladyschaft langsam vorübergeführt oder getragen. Indessen fand die eigentliche »lecture,« oder Vorlesung, einer Mistreß Fowler nicht hier, sondern im Theaterlokal des Museums und erst um drei Uhr Nachmittags statt, wobei Sitze abermals mit einem Schilling besonders bezahlt werden mußten, außer dem allgemeinen Eintrittsgeld von zwei Schillingen, wofür jeder den ganzen Skandal durchmachen zu können hoffen mußte. — Die „Baby-Show" selbst fand in zwei länglichen Gemächern des Museums statt, wo auf langen Estraden Doppelreihen von Stühlen standen, und

zwar Rücken an Rücken, um den Müttern mit ihren Kindern auf dem Schooß, oder gelegentlich an der ungenirt entblößten Brust, Plätze zu gewähren, von denen aus sie möglichst weit gesehen werden konnten. Es gelang mir, in der Mitte eines Zuschauerklumpens vor einer solchen Sesselreihe eingepreßt zu werden und ein sehr pikantes Mutterexemplar mit einer entsprechenden Nachbarschaft mir gegenüber zu bekommen. Die Lady war sicher tief in die bösen Dreißige gelangt, sehr mager, von gelber, lederartiger Hautfarbe; ihre unschönen Züge waren scharf geschnitten und yankeeartig; sie hatte sich sehr kostbar geputzt, trug eine Brille mit goldener Fassung und schaute mit ihren kecken, um nicht zu sagen frechen Augen offenbar höchst selbstbewußt, gewissermaßen triumphirend alle Welt an. Wenn von Nahestehenden oder gewaltsam Herbeidrängenden ihr Kind geküßt, entblößt, begriffen und betätschelt wurde, funkelten ihre Blicke stolz, wie nur immer die Blicke jener Spartanerin gefunkelt haben können, die ihrem in den Krieg ziehenden Sohn einen Schild mit den Worten gab: „Mit ihm oder auf ihm!" — Ein junger Mensch, der den Erklärer machte, hob ganz besonders einen fetten Baby hervor, der nur mit Wasser aufgefüttert seyn sollte. Mr. Barnum ist nämlich ein fanatischer Temperanzler und läßt somit seine Partei, durch die er allen Ernstes zur Repräsentation nach Washington gewählt zu werden Aussicht hat, in der beliebten plumpen Landesart „puffen." — Einige Eltern gaben selbst die Einzelnheiten der Geburt und Erziehung ihrer Babies mit Stolz zum Besten, während im Allgemeinen dazu Erklärer angestellt waren. — Das zweite Gemach prostituirte Kinder von vier bis fünf Jahren und deren Angehörige. Der Eindruck, den die Besichtigung dieser gesammten Kinder auf mich machte, brachte mir lebhaft die Besuche der Fleischer in meinem ehemaligen Kuhstall in's Gedächtniß, wenn ich ein Stück Vieh zu verkaufen hatte. Das weibliche Geschlecht schien dabei keinerlei Schamgefühl zu kennen, und vom Drange oder der Wuth, sich bemerklich zu machen, hingerissen zu werden. Als national-demokratische Demonstration fiel mir ein Knabe von dreizehn Monaten auf, in das „Sternenbanner" gewickelt, mit einem in Silber gestickten Adler auf der Brust.

Ekelhaft erschien ein fünfzig Pfund wiegender Baby, sammt der fünfundsiebzig Pfund wiegenden vierjährigen Helene Eckhart von Easton in Pennsylvanien, die ihren großen Kopf mit schön frisirtem blonden Haar dummstolz trug und recht hübsche Gesichtszüge zeigte, denen aber jener Reiz der Verschämtheit fehlte, der überhaupt so höchst selten die weibliche Jugend und Kindheit in Amerika schmückt. Bei einem weiblichen Baby wurde ein völlig entwickelter Busen vorgewiesen. — Ein Stockwerk höher waren ein paar besonders fette Schwestern ausgestellt, wovon die älteste fünfzehn Jahr alt ist und von Sachkennern auf 350 Pfund taxirt wird. „Ihr Oberarm gleicht sehr einem Schinken," bemerkt sehr richtig die „Newyork-Tribune." Mich interessirte weit mehr als diese Fettmädchen ein junger, in demselben Raum befindlicher Orangoutang. — Ferner zeigte sich da die bärtige Schweizerin mit einem Töchterchen, das auch schon Haare am Kinn und auf den Armen hat, so wie die bekannte Mammouthlady, ein entsetzlicher Koloß.

Um gerecht zu seyn, muß zugestanden werden, daß unter den 143 ausgestellten Kindern manche recht hübsche kleine Geschöpfe sich befanden, daß ferner nicht wenige interessante und pikante Köpfe unter den Zuschauerinnen zu bemerken waren; allein wirklich Anziehendes oder gar Erhebendes vermochte ich wenigstens nicht herauszufinden. Im Gegentheil kam mir das Ganze nur als ein entwürdigender, abgeschmackter Skandal vor, dem die Bemerkung: „Man hat uns gesagt, daß manche Kinder kürzlich Eingewanderten angehörten, und sicherlich sahen einige sehr dünn, kränklich und elend aus," gewissermaßen mit Albernheit krönt. Dick zu thun mit fetten Kindern in einem Lande, wo vergangenen Winter an verschiedenen Orten, besonders aber in Newyork, mehrere Menschen verhungert sind, wo noch jezt — in Georgien — die ärgste Hungersnoth herrscht, und unter solchen Umständen das Dünne u. s. w. der Einwanderung zuschreiben zu wollen, grenzt nicht bloß an Unsinn, sondern ist solcher.

Was ich in meiner Nähe, und fast nur von geputzten Ladies umgeben, unter Kichern, namentlich über Zwillinge und Drillinge, flüstern, oder auch ziemlich laut sprechen hörte, läßt sich an dieser Stelle nicht wiederholen. In Deutschland würde die frechste Gemeinheit sich kaum so auslassen; allein man muß sich hüten, den deutschen Maßstab hier anzulegen, wo das Gefühl nun einmal dickhäutiger, gewissermaßen consistenter ist. Die Leute denken dabei in der That so wenig Schlimmes, als etwa ein Fleischer, der das Kalb schlachtet, und der Jäger, von dem das geschossene Reh ausgeweidet wird. Alles ist da eben materieller, derber, hausbackener. — Feinere Gesittung ist im Allgemeinen nicht vorhanden und kann sich beim Aufwachsen in ungezügelter Willkür auch nicht entwickeln. Darum war auch das Auftreten der durch Mr. Barnum auf dem Museumstheater dem Publikum als Rednerin vorgestellten Mrs. Fowler weniger befremdend. Die Lady sprach über den Charakter der Kinder, wann und wie er gebildet werden sollte, so wie über den guten Einfluß der National-Babyschau und die dagegen erhobenen Bedenken; oder sie las vielmehr ihr zusammengestoppeltes Phrasenwerk geschwätzig genug vom Blatt herunter. Jeder Psycholog, Staatsmann oder Pädagog würde alles rundweg für unsinnigen Mischmasch erklärt haben. — Den Schluß machte eine Wortrührsuppe, Gott wolle geben, daß keine gegenwärtige Mutter ihre lebenden Juwelen verliere u. s. w. Mich freute der Schluß aufrichtig; denn nach dem Geschrei der Kinder, der Hitze, dem Drängen und Stoßen, wobei sich das schöne Geschlecht nicht im geringsten genirte, machte dieser Gallimatias meiner Nervenkraft vollständig ein Ende. Als ich aus dem Gebäude trat, rief ich, gestärkt durch den frischen Luftzug aus Westen:

„Humbug ist groß, und Barnum ist sein Prophet!" Ich habe sicher nicht nöthig, zum Schluß erbauliche Betrachtungen über diese merkwürdige Exhibition anzustellen, und bemerke nur noch, daß meine Landsleute nur durch zwei Namen beim Kinderhumbug betheiligt erschienen, wogegen das irische Element ein sehr starkes Babycontingent gestellt haben soll.

Aus dem Jura, Juli.

VI.

(s. Nr. 24.)

La Chaux de Fonds.

La Chaux de Fonds, so genannt, um es von dem weit älteren und zumal weit schöner gelegenen „La Chaux du Milieu," durch welches die belebte Straße von Neuenburg nach Besançon führt, und von La Chaux d'Amin an dem westlichen Abhang des Aminberges zu unterscheiden oder, wie man mir scherzweise zu verstehen gab, um die Welt nicht über seine Gehäbigkeit und die glänzenden Erfolge seiner Industrie in Zweifel zu lassen — La Chaux de Fonds wird von dem einen eine Stadt, von dem andern ein »bourg,« ein Marktflecken genannt, soll aber eine viel zu demokratische, um nicht zu sagen radikale Färbung haben, als daß es den in der französischen Schweiz für „gothisch" geltenden Namen »bourg« mit so manchem alten Nest theilen möchte, dessen zerfallende Ringmauern und Burgtrümmer es als den ehemaligen Sitz eines lebensherrlichen Gebieters bezeichnen, der die Insassen »come so vala« (wie seine Kuchte) behandelte, »ô le' fet frotté (und sie gleich Stieren arbeiten ließ), wie sich mein Gewährsmann ausdrückte. Noch weniger aber will Chaux de Fonds eine Stadt heißen, da es als solche einen untergeordneten Rang einnehmen würde, während es sich mit vollem Rechte das erste Dorf in der ganzen Schweiz nennen zu dürfen glaubt.

La Chaux de Fonds war vor dem Beginn unseres Jahrhunderts ein unansehnliches Dörfchen, dessen Häuser und Hütten im Thale und an den Berghalden zerstreut lagen und das, wie hundert Orte im Jura, fast ausschließlich auf Viehzucht und Viehhandel angewiesen war; im Jahre 1806 zählte es 1600 Einwohner; jetzt ist die Bevölkerung auf 16,000 gestiegen; 1816 wurden 40,000 Uhren hier gefertigt, jetzt kaum weniger als 160,000; damals vermittelte Genf den Vertrieb der hiesigen Industrieerzeugnisse, jetzt haben die größeren Handelsplätze Europas und Amerikas ihre Geschäftsträger hier und meine Tischnachbarn in der „Fleur de Lys" sind, der Deutschen, Franzosen und Schweizer nicht zu gedenken, Geschäftsreisende aus Newyork, London und Bukarest. Während La Chaux de Fonds Sorge trägt, die fünf Welttheile mit Uhren zu versehen, vergißt es nicht sich zu verschönern. Man sehe die Rue de la Promenade: zwei Reihen stattlicher Häuser in fast gleichem, einfach edelm Style, vor jedem Gebäude ein durch zierliches Eisengitter vom Trottoir geschiedenes Gärtchen mit Blumen oder farbigem Buschwerk; auf jeder Seite der Straße eine Reihe gleichförmig gehaltener Bäume, welche mit den Blumengärten vor den Häusern dem Ganzen ein heiteres, frisches Ansehen geben und im Sommer Kühlung und Schatten verbreiten. In diesen reizenden Wohnsitzen mußten, wie es mir schien, die reichen Fabrikherrn mit ihren Familien leben, während sie in der Rue Robert oder la Combe hämmern und feilen ließen; ich erfuhr jedoch bald, in der Promenadestraße würde eben so fleißig gearbeitet, wie in irgend einem andern Theile des „Dorfs," und La Chaux de Fonds sey noch viel zu jung, als daß irgend jemand daran dächte, seine Zeit in üppiger Muße hinzubringen.

„Alles ist hier noch im Werden," sagte mir ein alter maître horloger, dessen Bekanntschaft ich meinem liebenswürdigen Tischnachbar aus Bukarest verdankte. „Unsere schönsten Straßen sind noch nicht gepflastert; unser Stadthausplatz ist so wenig wie der Markt- oder neue Platz mit Bronzedenkmälern zu Ehren industrieller Berühmtheiten geschmückt, wie man deren in den englischen Fabrikstädten aufzustellen pflegt; wir wissen noch nichts von Uhrenkönigen, wie man in England von Tabaks-, Soda-, Baumwollen- und andern Königen spricht; wir haben noch keinerlei Museum, und was das schlimmste ist, wir haben, obgleich inmitten des wasserreichen Jura lebend, noch kein reines, gesundes Trinkwasser. Wir geben jährlich eine bedeutende Summe für Krankenpflege und Wohlthätigkeitsanstalten jeder Art aus, lassen aber eines der wesentlichsten Mittel zur Erhaltung der Gesundheit aus den Augen." — Diese Vereinbarungen zu edeln und

gemeinnützigen Zwecken sind eine der Glanzseiten von La Chaux de Fonds und haben ohne Zweifel mehr als alles andere das Erblühen seiner großartigen Industrie gefördert. Bis gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts hatte man sich mit einer sehr bescheidenen Dorfschule begnügt; im Jahr 1806 waren aber bereits fünf und jetzt sind sechzehn tüchtige Lehrer und Lehrerinnen für den Unterricht der Jugend angestellt und die Beschaffung der Mittel zu höherer Ausbildung ist eine angelegentliche Sorge der Gemeinde. Der Unterricht ist für die ärmere Klasse unentgeltlich, und auf meine Frage, wie man solche bedeutenden Kosten bestreite, erhielt ich von meinem maître horloger folgende Auskunft: „Als gute Haushälter fingen wir die Sache klein an. Die Ueberzeugung, daß ein dringendes Bedürfniß vorliege, stimmte aber die Mehrzahl für jeden Vorschlag günstig; so kamen freiwillige Beiträge zusammen; so entsagte man der alt hergebrachten, aber darum eben nicht lobenswerthen Sitte der sogenannten Leichenmahle und ließ die oft bedeutenden Kosten den Schulen zu gut kommen; so wurden Neuvermählte zu verhältnißmäßiger Beisteuer herangezogen; ein viele Jahre bestehendes Liebhabertheater brachte eine sehr erkleckliche Summe und mit dem Aufschwung der Geschäfte steigerten sich die freiwilligen Beiträge, zu denen sich mäßige Umlagen gesellten. Auf diese Weise kamen wir zu unserem stattlichen Collegegebäude und zu einem Capital, dessen Zinsen nebst den Zuschüssen der Gemeinde zur Besoldung des Lehrpersonals verwendet werden. Die dem „Collège" gegenüber erbaute Kleinkinderschule ist vor etwa zehn Jahren ganz in derselben Art zu Stande gekommen; eben so unser Hospital mit seinen schönen Terrassen und Gartenanlagen, unser Asyl für arme und verwaiste Mädchen in der Rue des Cornes-Morel, unser Theater im Petit Quartier und unser Postgebäude, das im Vergleich mit dem zu Neuenburg, unserer Kantonshauptstadt, ein wahrer Palast genannt werden kann."

La Chaux de Fonds hat einen fast puritanischen Anstrich, und wenn man es mit einem Orte in England vergleichen will, dürfte Bradfort in Wiltshire eher als Sheffield oder gar Manchester und Glasgow zu nennen seyn. Dieser Puritanismus tritt überall hervor, in der Einfachheit und Strenge der Sitten, in der fast einförmigen, den dunkeln Farben zugethanen Tracht — ich habe am Sonntag in der überfüllten Kirche das weibliche Geschlecht ausschließlich schwarz, das männliche nur schwarz oder dunkelblau gekleidet gesehen, — in der fast unmerklichen Abstufung der Stände, in der Eintracht, welche die ganze Bevölkerung trotz ihrer fremdartigen Elemente gewissermaßen als Eine Familie erscheinen läßt, in der methodisch geregelten Thätigkeit, in der Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit nach einem Geschäftsabschluß, während sich bei der Verhandlung oft eine Art Yankeeschlauheit oder zähe Laune kund geben soll, in der Ruhe und Stille endlich, welche allerwege herrscht und nur da und dort durch das Pochen einer Dampfmaschine unterbrochen wird. Müßiggänger — flâneurs — können an einem Orte nicht heimisch seyn, welcher, ohne Zweifel in Folge des beinahe ausschließlich hier betriebenen Industriezweigs, einer großen Uhr gleicht, die in stetem Gange erhalten wird und deren einzelne Theile auf bewundernswürdige Weise in einander greifen. Mit Ausnahme von Dienstboten und Lastträgern sieht man den Tag über kaum einen Einheimischen auf der Straße; selbst der Comptoirdiener gleitet, baarhaupt und mit der Feder hinter dem Ohr, eiligst in das Postgebäude oder in ein benachbartes Comptoir, um seine Aufträge zu besorgen. Daraus erklärt sich, daß die sechs hier stationirten Gensdarmen und ihr Lieutenant ein wahres Schlaraffenleben führen und dem radikalen Theile der Einwohnerschaft nicht geringe Aergerniß geben würden, wenn sie nicht bedacht wären, kleine Streifereien in der Umgegend zu machen und die nahe französische Grenze im Auge zu behalten, wo es in Folge der strengen Grenzwache der französischen Douane selten an Neckereien und Unfug jeder Art fehlt. — Der Einfluß des weiblichen Geschlechts auf das sittliche Element, welches das hiesige Leben durchdringt, ist augenfällig; die Gleichförmigkeit des Geschäfts und die Theilnahme der Frauen und Töchter an demselben fördern den Verkehr zwischen beiden Geschlechtern, und der fremde junge Mann, welcher als Gehülfe in die Werkstätte aufgenommen wird, fügt sich leicht, dem guten Beispiele folgend, der ernsten Regel des Ateliers und den einfachen, einträchtigen Sitten der Familie.

Da diese „Ouvriers" einen nicht unbedeutenden Theil der Bevölkerung von La Chaux de Fonds ausmachen, dürfte es nicht ohne Interesse seyn, einen Augenblick bei ihnen zu verweilen. Die Mehrzahl derselben gehört den verschiedenen Schweizer Kantonen an; die übrigen sind Deutsche, Franzosen, Italiener, Polen u. s. w. Sie können sämmtlich in zwei Klassen getheilt werden, je nachdem sie in der Werkstätte eines »maître horloger« oder für einen solchen in ihrer eigenen Wohnung arbeiten. Die ersteren beziehen einen bestimmten Taglohn, welcher sich nach ihrer Befähigung gestaltet; sie sind gehalten, die festgesetzte Stundenzahl in der Werkstätte zu arbeiten — die Regel ist von acht Uhr Morgens bis acht Uhr Abends, die Zeit des Mittagessens abgerechnet — sonst müssen sie sich für die versäumten Stunden den vertragsmäßigen Abzug gefallen lassen. Die letzteren scheinen unabhängiger zu seyn, obgleich der streng geregelte Gang der Geschäfte an diesem Orte auch sie mehr oder weniger bindet. Verzögerungen und Nachlässigkeiten würden sie bald bei ihren »établisseurs« in ein ungünstiges Licht stellen, und der Ruf des Arbeiters ist zu La Chaux de Fonds, was der Kredit des Kaufmanns in einer Handelsstadt ist. Der Sporn des Arbeiters in der Werkstätte des Meisters ist neben dem Ehrgefühl die Pflicht, der des andern das Interesse, denn je fleißiger er arbeitet, desto mehr gewinnt er. Die meisten Arbeiter betrachten den Aufenthalt in einer Werkstätte als eine Art Lehrzeit, als eine Uebergangsperiode zu der letzteren Subsistenzweise.

Der Uhrenhandel hat, wie man mir mittheilte, in der neueren Zeit hier einen so bedeutenden Aufschwung genommen, daß die Uhrenfabrikation ihm weit nachsteht. Dieß hat ohne Zweifel seinen Grund darin, daß die zunehmende Bevölkerung dieses Orts die Theurung der Lebensmittel steigert, der Arbeitslohn also höher steht als in den kleineren Fabrikorten des Jura diesseits und jenseits des Doubs; indessen ist die in diesem Thälchen zusammengedrängte Menschenmenge nicht der einzige Grund der Theurung. Der sterile Boden und das ungünstige Klima von La Chaux de Fonds zwingt seine Bewohner, ihre Lebensbedürfnisse theilweise aus weiter Ferne, aus dem Seeland und aus Frankreich — die feineren Gemüse kommen aus der Umgegend von Besançon — zu beziehen. Auf der „Place neuve" hört man an bestimmten Wochentagen alle Nüancen des Patois der ehemaligen Franche-Comté, und mit dem Wildpret, den Fischen, dem Obste, den Trauben, den Gemüsen jeder Art kommen die Spiralfedern, die Cylinderräder und ähnliche Dinge aus dem französischen und Schweizer Jura zum Verkauf auf den Markt. Diese rührigen Frauen und Mädchen aus dem Departement des Doubs in ihrer bunten, oft malerischen Tracht, mit ihrem raschen Geplauder, mit ihrem lebhaften Geberdenspiel, mit ihren großen feurigen, schwarzen oder braunen Augen bilden einen auffallenden Gegensatz zu den ernsten, ruhigen, abgemessenen Bewohnerinnen von La Chaux de Fonds. Die äußerst rauhe Mundart der sonnenbraunen Weiber der Franche-Comté fällt hier doppelt auf, da sich in dem „Dorfe" alles vereinigt, um das „gothische Patois" aus dem westlichen Jura zu verdrängen und dem reinen Französisch allgemeine Geltung zu verschaffen.

Wie der Fremde zu Padua neun Zehntheile der Bevölkerung dieser Stadt vergeblich nach der ehemaligen Wohnung des Livius fragt, eben so wenig weiß die Mehrzahl der Insassen von La Chaux de Fonds, wo der berühmte Mechaniker Jaquet Droz gewohnt und seine zwei Automaten, die „Pianistin" und den „Schreiber," welche ganz Europa bewunderte, gefertigt hat. Ich war nach mannigfachen vergeblichen Nachfragen so glücklich, das Häuschen zu finden, hörte aber, daß die erwähnten Kunstwerke zu Wien aufbewahrt würden und daß jezt weder der Schreiber zum Schreiben, noch die Pianistin zum Spielen zu bewegen wären, da der Künstler das Geheimniß, sie zu beleben, mit sich in das Grab genommen. Um späteren Reisenden die Nachfrage nach dem Gäßchen, in welchem dieser, wie man mir sagt, äußerst wunderliche, launenhafte Künstler gewohnt hat, zu ersparen, bemerke ich, daß es die „Rue du Jet d'Eau" heißt, ohne Zweifel weil es so eng ist, daß kein Springbrunnen darin angebracht werden kann. Ueberhaupt scheint man bei der Ertheilung der Gassen- oder Straßennamen hier nicht sehr glücklich gewesen zu seyn und mein guter Freund, der maître horloger, ließ sich in dieser Hinsicht wiederholt in seiner derb launigen Weise aus. „Da haben wir," sagte er während eines Spaziergangs durch das Dorf, „eine Judenstraße, die so benannt ist, weil nur ein halber Jude darin wohnt, denn dieser geht Samstags lieber nach Bel Air hinauf, als in die Synagoge, und zieht ein Stück Schinken dem feinsten »pain azyme« (Matzen) vor. Die „Rue neuve" dort ist, wie Sie sehen, eine der ältesten Gassen des Orts. In die „Rue du Soleil" scheint die Sonne nur in der Mitte des Sommers ein kurzes Stündchen, und in der „Rue de l'Industrie" sind weniger Werkstätten als in irgend einer andern Gasse des Dorfs. Die „Rue de la Chapelle" heißt so, weil die katholische Kapelle in einem andern Gäßchen versteckt liegt, und der Namen der „Rue de la Demoiselle," welcher Anmuth, Zierlichkeit und Reinlichkeit verspricht, täuscht den Eintretenden." — Als ich bemerkte, die Namen der „Rue du Pré" mit ihren netten, geschmackvollen Häusern und den spiegelhellen Fenstern, welche auf die grünen Matten blicken, und der Rue Robert, zu Ehren des trefflichen Malers Leopold Robert, der hier geboren, so genannt, seyen gewiß gut gewählt, versezte er: „Um so häßlicher klingt der Name der „Rue de la Grognerie"; man betritt sie nie, ohne zu fürchten, ganze Heerden unsauberer Thiere unter schmetterndem Grunsen aus den Hausthüren stürzen zu sehen."

Während man jenseits des Doubs, also wenige Stunden in westlicher Richtung, nichts von Oefen weiß, findet man hier in keiner Wohnung — die Küche ausgenommen — einen Kamin; Porcellan-, Fayence- und Backsteinöfen von jeder Größe sind hier durchgehends an die Stelle jener comfortableren, aber dem Klima von La Chaux de Fonds nichts weniger als entsprechenden Wärmegeber getreten. „Wir sind jährlich sechs Monate in Schnee eingehüllt," sagte mir der Wirth zur „Fleur de Lys," den ich bei der Ausschau nach seinem Winterholze antraf, „und die Winde fegen schon im Spätjahr so rauh durch unsern Thaleinschnitt, daß gute Oefen und gehörige Holzvorräthe zu unsern ersten Lebensbedürfnissen gehören."

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 31. 29. Juli 1855.

> Lasset heut am edlen Ort
> Ernst und Lust sich mischen,
> Geist an Herzen, Ton am Wort
> Feierlichst erfrischen.
> Froh genießet eurer Tage,
> Denn man setzt nicht alle Tage
> Sich zu solchen Tischen.
>
> Goethe

Mozart auf der Reise nach Prag.

Novelle von Eduard Mörike.

II.

Mozart, nachdem man ausgestiegen, überließ wie gewöhnlich der Frau die Bestellung des Essens. Inzwischen befahl er für sich ein Glas Wein in die untere Stube, während sie, nächst einem Trunke frischen Wassers, nur irgend einen stillen Winkel, um ein Stündchen zu schlafen, verlangte. Man führte sie eine Treppe hinauf, der Gatte folgte, ganz munter vor sich hin singend und pfeifend. In einem rein geweißten und schnell gelüfteten Zimmer befand sich unter andern veralteten Möbeln von edlerer Herkunft — sie waren ohne Zweifel aus den gräflichen Gemächern seiner Zeit hierher gewandert — ein sauberes, leichtes Bett mit gemaltem Himmel auf dünnen, grün lackirten Säulen, dessen seidene Verhänge längst durch einen gewöhnlicheren Stoff ersetzt waren. Constanze machte sich's bequem, er versprach sie rechtzeitig zu wecken, sie riegelte die Thüre hinter ihm zu und er suchte nunmehr Unterhaltung für sich in der allgemeinen Schenkstube. Hier war jedoch außer dem Wirth keine Seele, und weil dessen Gespräch dem Gast so wenig wie sein Wein behagte, so bezeugte er Lust, bis der Tisch bereit wäre, noch einen Spaziergang nach dem Schloßgarten zu machen. Der Zutritt, hörte er, sey anständigen Fremden wohl gestattet und die Familie überdieß heut ausgefahren.

Er ging, und hatte bald den kurzen Weg bis zu dem offenen Gatterthor zurückgelegt, dann langsam einen hohen alten Lindengang durchmessen, an dessen Ende linker Hand er in geringer Entfernung das Schloß von seiner Fronte auf einmal vor sich hatte. Es war von italienischer Bauart, hell getüncht, mit weit vorliegender Doppeltreppe; das Schieferdach verzierten einige Statuen in üblicher Manier, Götter und Göttinnen, sammt einer Balustrade.

Von der Mitte zweier großen, noch reichlich blühenden Blumenparterre ging unser Meister nach den buschigen Theilen der Anlagen zu, berührte ein paar schöne dunkle Piniengruppen, und lenkte seine Schritte auf vielfach gewundenen Pfaden, indem er sich allmählig den lichteren Partien wieder näherte, dem lebhaften Rauschen eines Springbrunnens nach, den er sofort erreichte.

Das ansehnlich weite, ovale Bassin war rings von einer sorgfältig gehaltenen Orangerie in Kübeln, abwechselnd mit Lorbeeren und Oleandern umstellt; ein

weicher Sandweg, gegen den sich eine schmale Gitterlaube öffnete, lief rund umher. Die Laube bot das angenehmste Ruheplätzchen dar; ein kleiner Tisch stand vor der Bank und Mozart ließ sich vorne am Eingang nieder.

Das Ohr behaglich dem Geplätscher des Wassers hingegeben, das Auge auf einen Pomeranzenbaum von mittlerer Größe geheftet, der außerhalb der Reihe, einzeln, ganz dicht an seiner Seite auf dem Boden stand und voll der schönsten Früchte hing, ward unser Freund durch diese Anschauung des Südens alsbald auf eine liebliche Erinnerung aus seiner Knabenzeit geführt. Nachdenklich lächelnd reicht er hinüber nach der nächsten Frucht, als wie um ihre herrliche Ründe, ihre saftige Kühle in hohler Hand zu fühlen. Ganz im Zusammenhang mit jener Jugendscene aber, die wieder vor ihm aufgetaucht, stand eine längst verwischte musikalische Reminiscenz, auf deren unbestimmter Spur er sich ein Weilchen träumerisch erging. Jezt glänzen seine Blicke, sie irren da und dort umher, er ist von einem Gedanken ergriffen, den er sogleich eifrig verfolgt. Zerstreut hat er zum zweitenmal die Pomeranze angefaßt, sie geht vom Zweige los und bleibt ihm in der Hand. Er sieht und sieht es nicht; ja so weit geht die künstlerische Geistabwesenheit, daß er, die duftige Frucht beständig unter der Nase hin und her wirbelnd und bald den Anfang, bald die Mitte einer Weise unhörbar zwischen den Lippen bewegend, zulezt instinktmäßig ein emaillirtes Etui aus der Seitentasche des Rocks hervorbringt, ein kleines Messer mit silbernem Heft daraus nimmt und die gelbe kugelige Masse von oben nach unten langsam durchschneidet. Es mochte ihn dabei entfernt ein dunkles Durstgefühl geleitet haben, jedoch begnügten sich die angeregten Sinne mit Einathmung des köstlichen Geruchs. Er starrt minutenlang die beiden innern Flächen an, fügt sie sachte wieder zusammen, ganz sachte, trennt und vereinigt sie wieder.

Da hört er Tritte in der Nähe, er erschrickt, und das Bewußtseyn, wo er ist, was er gethan, stellt sich urplötzlich bei ihm ein. Schon im Begriff, die Pomeranze zu verbergen, hält er doch gleich damit inne, sey es aus Stolz, sey's weil es zu spät dazu war. Ein großer breitschulteriger Mann in Livree, der Gärtner des Hauses, stand vor ihm. Derselbe hatte wohl die lezte verdächtige Bewegung noch gesehen und schwieg betroffen einige Sekunden. Mozart, auf seinem Sitze wie angenagelt, schaute ihm halb lachend, unter sichtbarem Erröthen, doch gewissermaßen keck und groß mit seinen blauen Augen ins Gesicht; dann sezte er — für einen Dritten wäre es höchst komisch anzusehen gewesen — die scheinbar unverlezte Pomeranze mit einer Art von trotzig couragirtem Nachdruck in die Mitte des Tisches.

„Um Vergebung," fing jezt der Gärtner, nachdem er den wenig versprechenden Anzug des Fremden gemustert, mit unterdrücktem Unwillen an; „ich weiß nicht wen ich hier —" — „Kapellmeister Mozart aus Wien." — „Sind ohne Zweifel bekannt im Schloß?" — „Ich bin hier fremd und auf der Durchreise. Ist der Herr Graf anwesend?" — „Nein." — „Seine Gemahlin?" — „Sind beschäftigt und schwerlich zu sprechen." — Mozart stand auf und machte Miene zu gehen.

„Mit Erlaubniß, mein Herr, — wie kommen Sie dazu, an diesem Ort auf solche Weise zuzugreifen?"

„Was?" rief Mozart, „zugreifen? Zum Teufel, glaubt Er denn, ich wollte stehlen und das Ding da fressen?"

„Mein Herr, ich glaube was ich sehe. Diese Früchte sind gezählt, ich bin dafür verantwortlich. Der Baum ist vom Herrn Grafen zu einem Fest bestimmt, so eben soll er weggebracht werden. Ich lasse Sie nicht fort, ehbevor ich die Sache gemeldet und Sie mir selbst bezeugten, wie das da zugegangen ist." — „Sey's drum. Ich werde hier so lange warten. Verlaß Er sich darauf."

Der Gärtner sah sich zögernd um, und Mozart, in der Meinung, es sey vielleicht nur auf ein Trinkgeld abgesehen, griff in die Tasche, allein er hatte das Geringste nicht bei sich.

Zwei Gartenknechte kamen nun wirklich herbei, luden den Baum auf eine Bahre und trugen ihn hinweg. Inzwischen hatte unser Meister seine Brieftasche gezogen, ein weißes Blatt herausgenommen, und während daß der Gärtner nicht von der Stelle wich, mit Bleistift angefangen zu schreiben:

„Gnädigste Frau! Hier sitze ich Unseliger in Ihrem Paradiese, wie weiland Adam, nachdem er den Apfel gekostet. Das Unglück ist geschehen, und ich kann nicht einmal die Schuld auf eine gute Eva schieben, die eben jezt, von Grazien und Amoretten eines Himmelbetts umgaukelt, im Gasthof sich des unschuldigsten Schlafes erfreut. Befehlen Sie und ich stehe persönlich Ihro Gnaden Rede über meinen mir selbst unfaßlichen Frevel. Mit aufrichtiger Beschämung

Hochdero

unterthänigster Diener

W. A. Mozart,

auf dem Wege nach Prag."

Er übergab das Billet, ziemlich ungeschickt zusammengefaltet, dem peinlich wartenden Diener mit der nöthigen Weisung.

Der Unhold hatte sich nicht sobald entfernt, als man an der hinteren Seite des Schlosses ein Gefährt in den Hof rollen hörte. Es war der Graf, der eine Nichte und ihren Bräutigam, einen jungen reichen Baron, vom benachbarten Gut herüberbrachte. Da die Mutter des leztern seit Jahren das Haus nicht mehr verließ, war die Verlobung heute bei ihr gehalten worden; nun sollte dieses Fest in einer fröhlichen Nachfeier mit einigen Verwandten auch hier begangen werden, wo Eugenie gleich einer eigenen Tochter seit ihrer Kindheit eine zweite Heimath fand. Die Gräfin war mit ihrem Sohne Max, dem Lieutenant, etwas früher nach Hause gefahren, um noch verschiedene Anordnungen zu treffen. Nun sah man in dem Schlosse alles, auf Gängen und Treppen, in voller Bewegung, und nur mit Mühe gelang es dem Gärtner, im Vorzimmer endlich den Zettel der Frau Gräfin einzuhändigen, die ihn jedoch nicht auf der Stelle öffnete, sondern ohne genau auf die Worte des Ueberbringers zu achten, geschäftig weiter eilte. Er wartete und wartete, sie kam nicht wieder. Eines um das andere von der Dienerschaft, Aufwärter, Zofe, Kammerdiener, rannte an ihm vorbei; er fragte nach dem Herrn — der kleidete sich um; er suchte nun und fand den Grafen Max auf seinem Zimmer; der aber unterhielt sich angelegentlich mit dem Baron und schnitt ihm, wie in Sorge, er wolle etwas melden oder fragen, wovon noch nichts verlauten sollte, das Wort vom Munde ab: „Ich komme schon — geht nur!" Es stand noch eine gute Weile an, bis endlich Vater und Sohn zugleich herauskamen und die fatale Nachricht empfingen.

„Das wär' ja höllenmäßig!" rief der dicke, gutmüthige, doch etwas jähe Mann; „das geht ja über alle Begriffe! Ein Wiener Musikus, sagt Ihr? Vermuthlich irgend solch ein Lump, der um ein Viaticum läuft und mitnimmt was er findet?"

„Verzeihen Ew. Gnaden, darnach sieht er gerad nicht aus. Er däucht mir nicht richtig im Kopf; auch ist er sehr hochmüthig. Moser nennt er sich. Er wartet unten auf Bescheid; ich hieß den Franz um den Weg bleiben und ein Aug auf ihn haben."

„Was hilft es hintendrein, zum Henker? Wenn ich den Narren auch einstecken lasse, der Schaden ist nicht mehr zu repariren! Ich sagt' Euch tausendmal, das vordere Thor soll allezeit geschlossen bleiben. Der Streich wär' aber jedenfalls verhütet worden, hättet Ihr zur rechten Zeit Eure Zurüstungen gemacht."

Hier trat die Gräfin hastig und mit freudiger Aufregung, das offene Billet in der Hand, aus dem anstoßenden Cabinet. „Wißt Ihr," rief sie, „wer unten ist? Um Gotteswillen, lest den Brief — Mozart aus Wien, der Componist! Man muß gleich gehen, ihn heraufzubitten — ich fürchte nur, er ist schon fort — was wird er von mir denken! Ihr, Velten, seyd ihm doch höflich begegnet? Was ist denn eigentlich geschehen?"

„Geschehn?" versezte der Gemahl, dem die Aussicht auf den Besuch eines berühmten Mannes unmöglich allen Aerger auf der Stelle niederschlagen konnte: „der tolle Mensch hat von dem Baum, den ich Eugenien bestimmte, eine der neun Orangen abgerissen: hm! das Ungeheuer! Somit ist unserem Spaß geradezu die Spitze abgebrochen und Max mag sein Gedicht nur gleich cassiren."

„O nicht doch!" sagte die dringende Dame; „die Lücke läßt sich leicht ausfüllen, überlaßt es nur mir. Geht Beide jezt, erlöst, empfangt den guten Mann, so freundlich und so schmeichelhaft ihr immer könnt. Er soll, wenn wir ihn irgend halten können, heut nicht weiter. Trefft ihr ihn nicht im Garten mehr, sucht ihn im Wirthshaus auf, und bringet ihn mit seiner Frau. Ein größeres Geschenk, eine schönere Ueberraschung für Eugenien hätte der Zufall uns an diesem Tag nicht machen können."

„Gewiß!" erwiederte Max, „dieß war auch mein erster Gedanke. Geschwinde, kommen Sie, Papa! Und" — sagte er, indem sie eilends nach der Treppe liefen — „der Verse wegen seyen Sie ganz ruhig. Die neunte Muse soll nicht zu kurz kommen; im Gegentheil, ich werde aus dem Unglück noch besondern Vortheil ziehen." — „Das ist unmöglich!" — „Ganz gewiß." — „Nun, wenn das ist — allein ich nehme dich beim Wort — so wollen wir dem Querkopf alle erdenkliche Ehre erzeigen."

So lange dieß im Schloß vorging, hatte sich unser Quasi-Gefangener, ziemlich unbesorgt über den Ausgang der Sache, geraume Zeit schreibend beschäftigt. Weil sich jedoch gar niemand sehen ließ, fing er an unruhig hin und her zu gehen; darüber kam dringliche Botschaft vom Wirthshaus, der Tisch sey schon lange bereit, er möchte ja gleich kommen, der Postillon pressire. So suchte er denn seine Sachen zusammen und wollte ohne weiteres aufbrechen, als beide Herrn vor der Laube erschienen.

Der Graf begrüßte ihn, beinah wie einen früheren Bekannten, lebhaft mit seinem kräftig schallenden Organ, ließ ihn zu gar keiner Entschuldigung kommen, sondern erklärte sogleich seinen Wunsch, das Ehepaar zum wenigsten für diesen Mittag und Abend im Kreis seiner Familie zu haben. „Sie sind uns, mein lieber Maestro, so wenig fremd, daß ich wohl sagen kann, der Name Mozart wird schwerlich anderswo mit mehr Begeisterung

und häufiger genannt als hier. Meine Nichte singt und spielt, sie bringt fast ihren ganzen Tag am Flügel zu, kennt Ihre Werke auswendig und hat das größte Verlangen, Sie einmal in mehrerer Nähe zu sehen, als es vorigen Winter in einem Ihrer Concerte anging. Da wir nun demnächst auf einige Wochen nach Wien gehen werden, so war ihr eine Einladung beim Fürsten Gallizin, wo man Sie öfter findet, von den Verwandten versprochen. Jezt aber reisen Sie nach Prag, werden sobald nicht wiederkehren, und Gott weiß, ob Sie der Rückweg zu uns führt. Machen Sie heute und morgen Rasttag! Das Fuhrwerk schicken wir sogleich nach Hause und mir erlauben Sie die Sorge für Ihr Weiterkommen."

Der Componist, welcher in solchen Fällen der Freundschaft oder dem Vergnügen leicht zehnmal mehr, als hier gefordert war, zum Opfer brachte, besann sich nicht lange; er sagte diesen einen halben Tag mit Freuden zu, dagegen sollte morgen mit dem Frühesten die Reise fortgesezt werden. Graf Max erbat sich das Vergnügen, Madame Mozart abzuholen und alles Nöthige im Wirthshaus abzumachen. Er ging, ein Wagen sollte ihm gleich auf dem Fuße nachfolgen.

Von diesem jungen Mann bemerken wir beiläufig, daß er mit einem, von Vater und Mutter angeerbten, heitern Sinn Talent und Liebe für schöne Wissenschaften verband, und ohne wahre Neigung zum Soldatenstand sich doch als Offizier durch Kenntnisse und gute Sitten hervorthat. Er kannte die französische Literatur, und erwarb sich, zu einer Zeit, wo deutsche Verse in der höheren Gesellschaft wenig galten, Lob und Gunst durch eine nicht gemeine Leichtigkeit der poetischen Form in der Muttersprache nach guten Mustern, wie er sie in Hagedorn, in Götz und andern fand. Für heute war ihm nun, wie wir bereits vernahmen, ein besonders erfreulicher Anlaß geworden, seine Gabe zu nutzen.

Er traf Madame Mozart, mit der Wirthstochter plaudernd, vor dem gedeckten Tisch, wo sie sich einen Teller Suppe voraus genommen hatte. Sie war an außerordentliche Zwischenfälle, an kecke Stegreifsprünge ihres Mannes zu sehr gewöhnt, als daß sie über die Erscheinung und den Auftrag des jungen Offiziers mehr als billig hätte betreten seyn können. Mit unverstellter Heiterkeit, besonnen und gewandt, besprach und ordnete sie ungesäumt alles Erforderliche selbst. Es wurde umgepackt, bezahlt, der Postillon entlassen, sie machte sich, ohne zu große Aengstlichkeit in Herstellung ihrer Toilette, fertig, und fuhr mit dem Begleiter wohlgemuth dem Schlosse zu, nicht ahnend, auf welche sonderbare Weise ihr Gemahl sich dort eingeführt hatte.

Der befand sich inzwischen bereits sehr behaglich daselbst und auf das Beste unterhalten. Nach kurzer Zeit sah er Eugenien mit ihrem Verlobten: ein blühendes, höchst anmuthiges, inniges Wesen. Sie war blond, ihre schlanke Gestalt in carmoisinrothe, leuchtende Seide mit kostbaren Spitzen festlich gekleidet, um ihre Stirn ein weißes Band mit edlen Perlen. Der Baron, nur wenig älter als sie, von sanftem, offenem Charakter, schien ihrer werth in jeder Rücksicht.

Den ersten Aufwand des Gesprächs bestritt, fast nur zu freigebig, der gute launige Hausherr, vermöge seiner etwas lauten, mit Spässen und Histörchen sattsam gespickten Unterhaltungsweise. Es wurden Erfrischungen gereicht, die unser Reisender im mindesten nicht schonte.

Eines hatte den Flügel geöffnet, Figaros Hochzeit lag aufgeschlagen, und das Fräulein schickte sich an, von dem Baron accompagnirt, die Arie Susannas in jener Gartenscene zu singen, wo wir den Geist der süßen Leidenschaft stromweise, wie die gewürzte sommerliche Abendluft, einathmen. Die feine Röthe auf Eugeniens Wangen wich zwei Athemzüge lang der äußersten Blässe; doch mit dem ersten Ton, der klangvoll über ihre Lippen kam, fiel ihr jede beklemmende Fessel vom Busen. Sie hielt sich lächelnd, sicher auf der hohen Woge, und das Gefühl dieses Moments, des einzigen in seiner Art vielleicht für alle Tage ihres Lebens, begeisterte sie billig.

Mozart war offenbar überrascht. Als sie geendigt hatte, trat er zu ihr und fing mit seinem ungezierten Herzensausdruck an: „Was soll man sagen, liebes Kind, hier wo es ist wie mit der lieben Sonne, die sich am besten selber lobt, indem es gleich jedermann wohl in ihr wird! Bei solchem Gesang ist der Seele zu Muth wie dem Kindchen im Bad: es lacht und wundert sich und weiß sich in der Welt nichts Besseres. Uebrigens glauben Sie mir, unser einem in Wien begegnet es nicht jeden Tag, daß er so lauter, ungeschminkt und warm, ja so complet sich selber zu hören bekommt." — Damit erfaßte er ihre Hand und küßte sie herzlich. Des Mannes hohe Liebenswürdigkeit und Güte nicht minder, als das ehrenvolle Zeugniß, wodurch er ihr Talent auszeichnete, ergriff Eugenien mit jener unwiderstehlichen Rührung, die einem leichten Schwindel gleicht, und ihre Augen wollten sich plötzlich mit Thränen anfüllen.

Hier trat Madame Mozart zur Thüre herein, und gleich darauf erschienen neue Gäste, die man erwartet hatte: eine dem Haus sehr eng verwandte freiherrliche Familie aus der Nähe, mit einer Tochter, Franziska, die seit den Kinderjahren mit der Braut durch die

zärtlichste Freundschaft verbunden und hier wie daheim war.

Man hatte sich allerseits begrüßt, umarmt, beglückwünscht, die beiden Wiener Gäste vorgestellt, und Mozart sezte sich an den Flügel. Er spielte einen Theil eines Concerts von seiner Composition, welches Eugenie so eben einstudirte.

Die Wirkung eines solchen Vortrags in einem kleinen Kreis wie der gegenwärtige unterscheidet sich natürlicherweise von jedem ähnlichen an einem öffentlichen Orte durch die unendliche Befriedigung, die in der unmittelbaren Berührung mit der Person des Künstlers und seinem Genius innerhalb der häuslichen bekannten Wände liegt.

Es war eines jener glänzenden Stücke, worin die reine Schönheit sich einmal, wie aus Laune, freiwillig in den Dienst der Eleganz begibt, so aber, daß sie gleichsam nur verhüllt in diese mehr willkürlich spielenden Formen und hinter eine Menge blendender Lichter versteckt, doch in jeder Bewegung ihren eigensten Adel verräth und ein herrliches Pathos verschwenderisch ausgießt.

Die Gräfin machte für sich die Bemerkung, daß die meisten Zuhörer, vielleicht Eugenie selbst nicht ausgenommen, troz der gespanntesten Aufmerksamkeit und aller feierlichen Stille während eines bezaubernden Spiels, doch zwischen Auge und Ohr gar sehr getheilt waren. In unwillkürlicher Beobachtung des Componisten, seiner schlichten, beinahe steifen Körperhaltung, seines gutmüthigen Gesichts, der rundlichen Bewegung dieser kleinen Hände, war es gewiß auch nicht leicht möglich, dem Zudrang tausendfacher Kreuz- und Quergedanken über den Wundermann zu widerstehen.

Zu Madame Mozart gewendet, sagte der Graf, nachdem der Meister aufgestanden war: „Einem berühmten Künstler gegenüber, wenn es ein Kennerlob zu spizen gilt, das halt nicht eines jeden Sache ist, wie haben es die Könige und Kaiser gut! Es nimmt sich eben alles einzig und außerordentlich in einem solchen Munde aus. Was dürfen sie sich nicht erlauben, und wie bequem ist es z. B., dicht hinter'm Stuhl Ihres Herrn Gemahls, beim Schlußaccord einer brillanten Phantasie dem bescheidenen classischen Mann auf die Schulter zu klopfen und zu sagen: „Sie sind ein Tausendsasa, lieber Mozart!“ Kaum ist das Wort heraus, so geht es wie Lauffeuer durch den Saal: „Was hat er ihm gesagt?“ — „Er sey ein Tausendsasa, hat er zu ihm gesagt.“ Und alles, was da geigt und fistulirt und componirt, ist außer sich von diesem Einen Wort; kurzum, es ist der große Styl, der familiäre Kaiserstyl, der unnachahmliche, um welchen ich die Josephs und die Friedrichs von je beneidet habe, und das nie mehr als eben jezt, wo ich ganz in Verzweiflung bin, von anderweitiger geistreicher Münze zufällig keinen Deut in allen meinen Taschen anzutreffen.“

Die Art, wie der Schäker dergleichen vorbrachte, bestach immerhin und rief unausbleiblich ein Lachen hervor. Nun aber auf die Einladung der Hausfrau verfügte die Gesellschaft sich nach dem geschmückten runden Speisesalon, aus welchem den Eintretenden ein festlicher Blumengeruch und eine kühlere, dem Appetit willkommene Luft entgegen wehte.

Man nahm die schicklich ausgetheilten Pläze ein, und zwar der distinguirte Gast den seinigen dem Brautpaar gegenüber. Von einer Seite hatte er eine kleine ältliche Dame, eine unverheirathete Tante Franziska's, von der andern die junge reizende Nichte selbst zur Nebensizerin, die sich durch Geist und Munterkeit ihm bald besonders zu empfehlen wußte. Frau Constanze kam zwischen den Hauswirth und ihren freundlichen Geleitsmann, den Lieutenant; die übrigen reihten sich ein, und so saß man zu Elfen nach Möglichkeit bunt an der Tafel, deren unteres Ende leer blieb. Auf ihr erhoben sich mitten zwei mächtig große Porcellanaufsäze mit gemalten Figuren, breite Schalen gehäuft voll natürlicher Früchte und Blumen über sich haltend. An den Wänden des Saals hingen reiche Festons. Was sonst da war, oder nach und nach folgte, schien einen ausgedehnten Schmaus zu verkünden. Theils auf der Tafel, zwischen Schüsseln und Platten, theils vom Servirtisch herüber im Hintergrund, blinkte verschiedenes edle Getränk, vom schwärzesten Roth bis hinauf zu dem gelblichen Weiß, dessen lustiger Schaum herkömmlich erst die zweite Hälfte eines Festes krönt.

Bis gegen diesen Zeitpunkt hin bewegte sich die Unterhaltung, von mehreren Seiten gleich lebhaft genährt, in allen Richtungen. Weil aber der Graf gleich Anfangs einige mal von weitem und jezt nur immer näher und muthwilliger auf Mozarts Gartenabenteuer anspielte, so daß die einen heimlich lächelten, die andern sich umsonst den Kopf zerbrachen, was er denn meine, so ging unser Freund mit der Sprache heraus.

„Ich will in Gottes Namen beichten,“ fing er an, „auf was Art mir eigentlich die Ehre der Bekanntschaft mit diesem edlen Haus geworden ist. Ich spiele dabei nicht die würdigste Rolle, und um ein Haar, so säß' ich jezt, statt hier vergnügt zu tafeln, in einem abgelegenen Arrestantenwinkel des gräflichen Schlosses und könnte mir mit leerem Magen die Spinneweben an der Wand herum betrachten.“ — „Nun ja!“ rief Madame Mozart, „da werd' ich schöne Dinge hören.“

Ausführlich nun beschrieb er erst, wie er im

weißen Roß seine Frau zurück gelassen, die Promenade in den Park, den Unstern in der Laube, den Handel mit der Gartenpolizei, kurz, ungefähr was wir schon wissen, gab er alles mit größter Treuherzigkeit und zum höchsten Ergötzen der Zuhörer preis. Das Lachen wollte fast kein Ende nehmen; selbst die gemäßigte Eugenie enthielt sich nicht, es schüttelte sie ordentlich.

„Nun," fuhr er fort, „das Sprüchwort sagt: hat Einer den Nutzen, dem Spott mag er trutzen. Ich hab' meinen kleinen Profit von der Sache, Sie werden schon sehen. Vor allem aber hören Sie, wie's eigentlich geschah, daß sich ein alter Kindskopf so vergessen konnte. Eine Jugenderinnerung war mit im Spiele."

„Im Frühling 1770 reiste ich als dreizehnjähriges Bürschchen mit meinem Vater nach Italien. Wir gingen von Rom nach Neapel. Ich hatte zweimal im Conservatorium und sonst zu verschiedenen malen gespielt. Adel und Geistlichkeit erzeigten uns manches Angenehme, vornämlich attachirte sich ein Abbate an uns, der sich als Kenner schmeichelte und übrigens am Hofe etwas galt. Den Tag vor unserer Abreise führte er uns in Begleitung einiger andern Herrn in einen königlichen Garten, die Villa reale, bei der prachtvollen Straße geradhin am Meere gelegen, wo eine Bande sicilianischer commedianti sich producirte — figlj di Nettuno, wie sie sich neben andern schönen Titeln auch nannten. Mit vielen vornehmen Zuschauern, worunter auch die junge liebenswürdige Königin Carolina sammt zwei Prinzessen, saßen wir auf einer langen Reihe von Bänken im Schatten einer zeltartig bedeckten, niedern Galerie, an deren Mauer unten die Wellen plätscherten. Das Meer mit seiner vielfarbigen Streifung strahlte den blauen Sonnenhimmel herrlich wider. Gerade vor sich hat man den Vesuv, links schimmert sanft geschwungen eine reizende Küste herein."

„Die erste Abtheilung der Spiele war vorüber; sie wurde auf dem trockenen Bretterboden einer Art von Flöße ausgeführt, die auf dem Wasser stand, und hatte nichts Besonderes; der zweite aber und der schönste Theil bestand aus lauter Schiffer-, Schwimm- und Taucherstücken und blieb mir stets mit allen Einzelnheiten frisch im Gedächtniß eingeprägt."

„Von entgegengesetzten Seiten her näherten sich einander zwei zierliche, sehr leicht gebaute Barken, beide, wie es schien, auf einer Lustfahrt begriffen. Die eine, etwas größere, war mit einem Halbverdeck versehen, und nebst den Ruderbänken mit einem dünnen Mast und einem Segel ausgerüstet, auch prächtig bemalt, der Schnabel vergoldet. Fünf Jünglinge von idealischem Aussehen, kaum bekleidet, Arme, Brust und Beine dem Anschein nach nackt, waren theils an dem Ruder beschäftigt, theils ergözten sie sich mit einer gleichen Anzahl artiger Mädchen, ihren Geliebten. Eine darunter, welche mitten auf dem Verdecke saß und Blumenkränze wand, zeichnete sich durch Wuchs und Schönheit, so wie durch ihren Putz vor allen übrigen aus. Diese dienten ihr willig, spannten gegen die Sonne ein Tuch über sie und reichten ihr die Blumen aus dem Korb. Eine Flötenspielerin saß zu ihren Füßen, die den Gesang der andern mit ihren hellen Tönen unterstüzte. Auch jener vorzüglichen Schönen fehlte es nicht an einem eigenen Beschützer; doch verhielten sich beide ziemlich gleichgültig gegen einander und der Liebhaber däuchte mir fast etwas roh."

„Inzwischen war das andere, einfachere Fahrzeug näher gekommen. Hier sah man bloß männliche Jugend. Wie jene Jünglinge Hochroth trugen, so war die Farbe der leztern Seegrün. Sie stuzten beim Anblick der lieblichen Kinder, winkten Grüße herüber und gaben ihr Verlangen nach näherer Bekanntschaft zu erkennen. Die munterste hierauf nahm eine Rose vom Busen und hielt sie schelmisch in die Höhe, gleichsam fragend, ob solche Gaben bei ihnen wohl angebracht wären, worauf von drüben allerseits mit unzweideutigen Gebärden geantwortet wurde. Die Rothen sahen verächtlich und finster darein, konnten aber nichts machen, als mehrere der Mädchen einig wurden, den armen Teufeln wenigstens doch etwas für den Hunger und Durst zuzuwerfen. Es stand ein Korb voll Orangen am Boden; wahrscheinlich waren es nur gelbe Bälle, den Früchten ähnlich nachgemacht. Und jezt begann ein entzückendes Schauspiel unter Mitwirkung der Musik, die auf dem Uferdamm aufgestellt war."

„Eine der Jungfrauen machte den Anfang und schickte für's erste ein paar Pomeranzen aus leichter Hand hinüber, die, dort mit gleicher Leichtigkeit aufgefangen, alsbald zurückkehrten; so ging es hin und her, und weil nach und nach immer mehr Mädchen zuhalfen, so flog's mit Pomeranzen bald dem Dutzend nach in immer schnellerem Tempo hin und wieder. Die Schöne in der Mitte nahm an dem Kampfe keinen Antheil, als daß sie höchst begierig von ihrem Schemel aus zusah. Wir konnten die Geschicklichkeit auf beiden Seiten nicht genug bewundern. Die Schiffe drehten sich auf etwa dreißig Schritt in langsamer Bewegung um einander, kehrten sich bald die ganze Flanke zu, bald schief das halbe Vordertheil; es waren gegen vierundzwanzig Bälle unaufhörlich in der Luft, doch glaubte man in der Verwirrung ihrer viel mehr zu sehen. Manchmal entstand ein förmliches Kreuzfeuer, oft stiegen sie und fielen in einem hohen Bogen; kaum ging einmal einer

und der andere fehl, es war, als stürzten sie von selbst durch eine Kraft der Anziehung in die geöffneten Finger."

„So angenehm jedoch das Auge beschäftigt wurde, so lieblich gingen für's Gehör die Melodien nebenher: sicilianische Weisen, Tänze, Saltarelli, Canzoni a ballo, ein ganzes Quodlibet, auf Guirlandenart leicht aneinander gehängt. Die jüngere Prinzeß, ein holdes unbefangenes Geschöpf, etwa von meinem Alter, begleitete den Tact gar artig mit Kopfnicken; ihr Lächeln und die langen Wimpern ihrer Augen kann ich noch heute vor mir sehen."

„Nun lassen Sie mich kürzlich den Verlauf der Posse noch erzählen, obschon er weiter nichts zu meiner Sache thut. Man kann sich nicht leicht etwas Hübscheres denken. Während dem das Scharmützel allmählig ausging und nur noch einzelne Würfe gewechselt wurden, die Mädchen ihre goldenen Aepfel sammelten und in den Korb zurück brachten, hatte drüben ein Knabe wie spielenderweis ein breites, grüngestricktes Netz ergriffen und kurze Zeit unter dem Wasser gehalten; er hob es auf, und zum Erstaunen Aller fand sich ein großer, blau, grün und goldschimmernder Fisch in demselben. Die Nächsten sprangen eifrig zu, um ihn heraus zu holen, da glitt er ihnen aus den Händen, als wär' es wirklich ein lebendiger, und fiel in die See. Das war nun eine abgeredete Kriegslist, die Rothen zu bethören und aus dem Schiff zu locken. Diese, gleichsam bezaubert von dem Wunder, sobald sie merkten, daß das Thier nicht untertauchen wollte, nur immer auf der Oberfläche spielte, besannen sich nicht einen Augenblick, stürzten sich alle in's Meer, die Grünen ebenfalls, und also sah man zwölf gewandte, wohlgestalte Schwimmer, den fliehenden Fisch zu erhaschen bemüht, indem er auf den Wellen gaukelte, minutenlang unter denselben verschwand, bald da, bald dort, dem einen zwischen den Beinen, dem andern zwischen Brust und Kinn herauf, wieder zum Vorschein kam. Auf Einmal, wie die Rothen eben am hitzigsten auf ihren Fang aus waren, ersah die andere Partie ihren Vortheil und erstieg schnell wie der Blitz das fremde, ganz den Mädchen überlassene Schiff unter großem Gekreische der letzern. Der nobelste der Burschen, wie ein Mercur gewachsen, flog mit freudestrahlendem Gesicht auf die Schönste zu, umfaßte, küßte sie, die, weit entfernt in das Geschrei der andern einzustimmen, ihre Arme gleichfalls feurig um den ihr wohlbekannten Jüngling schlang. Die betrogene Schaar schwamm zwar eilends herbei, wurde aber mit Rudern und Waffen vom Bord abgetrieben. Ihre unnütze Wuth, das Angstgeschrei der Mädchen, der gewaltsame Widerstand einiger von ihnen, ihr Bitten und Flehen, fast erstickt vom übrigen Alarm, des Wassers, der Musik, die plötzlich einen andern Charakter angenommen hatte — es war schön über alle Beschreibung und die Zuschauer brachen darüber in einen Sturm von Begeisterung aus."

„In diesem Moment nun entwickelte sich das bisher locker eingebundene Segel: daraus ging ein rosiger Knabe hervor mit silbernen Schwingen, mit Bogen, Pfeil und Köcher, und in anmuthvoller Stellung schwebte er frei auf der Stange. Schon sind die Ruder alle in voller Thätigkeit, das Segel blähte sich auf: allein gewaltiger als beides schien die Gegenwart des Gottes und seine heftig vorwärts eilende Gebärde das Fahrzeug fortzutreiben, dergestalt, daß die fast athemlos nachsetzenden Schwimmer, deren Einer den goldenen Fisch hoch mit der Linken über seinem Haupte hielt, die Hoffnung bald aufgaben und, bei erschöpften Kräften, nothgedrungen ihre Zuflucht zu dem verlassenen Schiffe nahmen. Derweil haben die Grünen eine kleine bebuschte Halbinsel erreicht, wo sich unerwartet ein stattliches Boot mit bewaffneten Kameraden im Hinterhalt zeigte. Im Angesicht so drohender Umstände pflanzte das Häufchen eine weiße Flagge auf, zum Zeichen, daß man gütlich unterhandeln wolle. Durch ein gleiches Signal von jenseits ermuntert, fuhren sie auf jenen Haltort zu, und bald sah man daselbst die guten Mädchen alle, bis auf die Eine, die mit Willen blieb, vergnügt mit ihren Liebhabern das eigene Schiff besteigen. — Hiemit war die Comödie beendigt."

„Mir däucht," so flüsterte Eugenie mit leuchtenden Augen dem Baron in einer Pause zu, worin sich jedermann beifällig über das eben Gehörte aussprach, „wir haben hier eine gemalte Symphonie von Anfang bis zu Ende gehabt, und ein vollkommenes Gleichniß überdieß des Mozartischen Geistes selbst in seiner ganzen Heiterkeit! Hab' ich nicht Recht? ist nicht die ganze Anmuth Figaros darin?"

Der Bräutigam war im Begriff, ihre Bemerkung dem Componisten mitzutheilen, als dieser zu reden fortfuhr.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Künstler in Rom.

(Schluß.)

4. Modellsäle von Luigi und Nicola. Italienische Modelle im Allgemeinen. Akademisches. Rath Reiffensteins Copirsystem.

Wenn wir in Rom von keinem eigentlichen Akademiewesen zu reden haben, in so weit die Akademie St. Luca ein vorzugsweise italienisches Institut ist, welches Deutsche und andere Nichtitaliener wenig oder niemals besuchen, so dürfen wir doch zweier Modellsäle nicht vergessen, in denen sowohl Nudo- als Costumstudien gemacht zu werden pflegen.

Der eine Unternehmer heißt Luigi, der andere Nicola, auch kurzweg Cola genannt. Beide würden sich sehr beeinträchtigt glauben, wollte man ihren Abendclassen den Namen Accademia nicht zugestehen. — Das Lokal des Luigi ist beschränkt, dagegen zahlt er den Modellen, wie es heißt, bessere Preise und hat deßhalb auch eine bessere Auswahl derselben zu bieten. — Nicola's Saal ist groß: es mögen nahe an hundert Sitze darin Platz haben. — Von Ave Maria bis um zwei Uhr nach italienischer Rechnung, d. h. bis zwei Stunden nach Sonnenuntergang, ist Nudo, oder, wie man in Deutschland sagt, Akt. — Weitere zwei Stunden steht dann ein männliches oder weibliches Costummodell. Die Aquarellstudien, welche über die Alpen nach den deutschen Ateliers wandern, kommen größtentheils aus diesen Abendclassen.

Bald wird ein Kapuziner „gestellt," bald eine Donna di Sonnino, heute ein Caretiere mit rother Schärpe und schräg aufgeklapptem Hut, morgen ein Brigante; die gestrige Albaneserin trägt übermorgen das Lappen- und Sandalenfußzeug der Ciociaren; es wechseln das busto alla forestiera mit seinen bunten Schnürbändern und Schleifen und das weitvorstehende busto der eigentlichen Römerin. — Kommt die Weihnachtszeit heran, so werden Piferari gepreßt und auf das Brettergerüst gestellt, das die Bühne der Modelle in der Mitte des amphitheatralischen Halbkreises abgibt. Anfangs verlegen und wenig anstellig, finden sich diese braunen Abruzzenkinder, welche um jene Zeit vor allen Madonnenbildern Roms, als Vertreter der anbetenden Hirten, ihre ungekünstelten Choräle blasen, doch rasch genug in ihre neue Beschäftigung. Geborene Modelle, gleich den meisten Italienern, stehen sie baumfest volle zwei Stunden lang, und manche verführt der Reiz des nichtsthuenden Gewerbes, völlig in Rom zu bleiben und daselbst zünftige Modelle zu werden. — Kaulbachs Studie eines Piferaro, jezt in einer Berliner Privatsammlung, stammt aus Rom; wenn wir nicht irren, trägt sie von des Meisters Hand die Unterschrift: „Ich sah dich und — schrieb dich ab."

Den Liebling des italienischen Volks, den Brigante, mit wildem Gesicht, halbgrauem Bart, ruppigem Mantel und wohlassortirtem Gürtelarsenal, stellt Nicola selbst mit Vorliebe und unleugbarer Bravour. Es heißt, er habe in alten Zeiten Vorübungen dazu an Ort und Stelle gemacht. Das neckende: »Nicola, fatto il brigante!« hört man in den Sitzungen Abends auch oft genug ihm zurufen, ohne daß er darüber seine gute Laune einbüßt.

Ueberhaupt ist der Narrheiten in diesen Akademien kein Ende. Ist der ganz grüne Nachwuchs auch nicht daselbst vertreten, sondern mehr die Altersklassen von zwanzig bis dreißig Jahren und darüber, so fehlt es doch noch weniger als auf unsern deutschen Akademien an harmlosen Schnurren und die Arbeit wird reichlich von Ausbrüchen der Heiterkeit gewürzt. — Größte Stille ist natürlich vorwiegendes Gebot für alle Anwesenden und Nicola hat dafür zu sorgen, daß dieses Gebot in seiner Akademie nie ganz in Vergessenheit geräth. Eben deßhalb hat aber jede Uebertretung desselben einen Lachkitzel für alle übrigen in sich, der um so rascher wirkt, je hitziger jener mit seinen Berufungen bei der Hand ist. — Ein ungewöhnliches Niesen, ein tiefer Seufzer bringt oft die ganze Gesellschaft um ihren Ernst. Dann finden sich noch melodischer begabte Nachahmer; unglaubliches Schneuzen, unmögliches Räuspern kommen in allen Winkeln des Saals plötzlich zu Gehör; dazwischen läßt sich ein tiefes Brummen vernehmen, das einer Bärenstimme nichts nachgibt und noch immer anhält, wenn die übrigen Naturlaute schon erschöpft sind, und bringt den eben beruhigten Nicola von neuem außer Fassung. Oder man hört leises Zählen, tre, quattro, cinque, wie die fernen Rufe von Moraspielern. Erst zählt einer oder zwei, dann eine Bank voll, zulezt so ziemlich alle, bis das Modell vor Lachen seine Stellung nicht mehr behaupten kann und auf einige Minuten lang von Zeichnen nicht mehr die Rede ist.

Daß die Thonkugeln gegen den großen Schirm

der Blechlaterne nicht gespart werden und wie Kanonendonner dröhnen, so oft die Sitzung nach der gewöhnlichen Ruhepause nicht pünktlich genug wieder beginnt, ist begreiflich, da etwa ein Dutzend Bildhauer hinter den Sitzen der Zeichnenden ihr Wesen treiben und immer Thon in Vorrath haben.

Wir würden schlecht unterrichtet scheinen, wollten wir Cigallini's hier nicht mit ein paar Worten gedenken, des rastlosen Schaffners mit verfallenem Strohhut, der ohne müde zu werden auf die Rufe acqua! lume! mit seinen Dienstleistungen bei der Hand ist und nur lässig wird, wenn ihm einer zumuthet, mit Brod zum Ausreiben herauszurücken, oder aber wenn die Weihnachtzeit vorüber und die Trinkgelderernte glücklich beendet ist. Sollte er in die Jahre kommen, wo es des Menschen Aufgabe ist, seinen Namen fortzupflanzen, so wird von ihm seine Nachkommenschaft sagen können, was Bion von Athen auf die Frage nach seinem Erzeuger zu antworten liebte. „Mein Vater," pflegte er zu erwiedern, „war ein Mensch, der sich mit dem Aermel die Nase putzte."

An Modellen ist in Rom in gewisser Beziehung kein Ueberfluß; die spanische Treppe und der spanische Platz, eben so die Treppe des Lepre und der Eingang des Café Greco, werden zwar nie leer von Weibern, Männern und Kindern in allen erdenklichen Trachten, die das Almosenerbitten nach italienischer Sitte als ein nicht schändendes Nebengeschäft betreiben; aber an guten Modellen ist dennoch immer Mangel, und nur römische Künstler haben im Kreise ihrer Bekannten jene italienische Auswahl schöner Gestalten und Züge, über welche einem Fremden selbst nach langem Aufenthalt in Rom schwer wird zu verfügen. — Der hohe Preis der zünftigen Modelle erklärt sich durch diese ihre geringe Anzahl, und diese leztere wieder durch die berechtigte Scheu des Volks im Allgemeinen vor dem Modellstande. — Ohnehin verblüht solch ein armes südliches Modell noch weit rascher, als dieß schon im Norden der Fall ist. Cerruccia, Assunta, Marietta, einst die Bewunderung aller und schwer zu erlangen, sind jezt halb verschollene Größen; in Giacinta scheint ein neuer Stern aufzugehen, und man sieht sie auf fast allen römischen Genrebildern, wie ihr kleines Tagebuch denn auch schon auf Monate lang im voraus ihre Engagements nachweist.

Eine traurige, öde Existenz, ganz geeignet, jene Müdigkeit über ein junges Gesicht zu verbreiten, welche der lebhaften Zeichnung italienischer Gesichter wie eine gewisse poetische Schwärmerei, wie ein Hauch melancholischer Trauer zu stehen pflegt. Sonn- und Wochentags sizt solch ein armes Geschöpf von acht bis zwölf, von ein bis fünf Uhr, ohne irgend eine die geistige Langeweile und Erschlaffung bannende Beschäftigung. Vater oder Mutter, oft auch ein oder zwei Geschwister, halten, am Kohlenfeuer des Ateliers hockend, Wache, daß nichts Ungebührliches dem Mädchen begegne. Selten kommt ein weibliches Modell ohne solche Begleitung, es sey denn, daß es sich um Nudositzungen handelt, wo freilich ein Entwachsen der elterlichen Aufsicht und Sorge vorausgegangen zu seyn pflegt.

Gewöhnlich zahlt man den Modellen einen Scudo für den Tag, d. i. etwa 1½ preuß. Thaler. Im Modellsaal wird Nudoabonnement monatlich mit 11 Paol, Costumeabonnement dagegen mit 15 Paol oder 1½ Scudi bezahlt.

Unter den männlichen Modellen in Rom findet man viel mehr Geschick und Anstelligkeit, als dieß bei uns der Fall ist. Ein so in Stellungen geübtes, den Sinn der Bewegung richtig erfassendes Modell wie Carlo gehört in Deutschland zu den größten Seltenheiten. Sie sind ganz bei der Sache und eine Art theatralischer Ader reizt sie, aus sich in Stellung und Geberde zu machen, was nur Kopf und Glieder zu leisten vermögen. Es gibt wenige Italiener, die nicht zu Schauspielern und Modellen wie geschaffen sind. — Für Christusbilder ist vorzüglich der goldhaarige, sanfte Angelo gesucht; die üblichen zehn Abende nach einander im Modellsaal am Kreuze halb zu hängen, halb zu sitzen, ist ihm eine ganz geläufige Aufgabe.

Den Körpern der Italiener kommt gewöhnlich eine starke Entwicklung jenes Theils zu Hülfe, in welchen Epicur „den vernünftigsten Theil der Seele" zu legen pflegte, des Brustkastens. Man sieht selten Flachbrüstige, und wahrscheinlich stehen die vielen schönen Stimmen und die unverwüstlichen Lungen der Italiener damit in Zusammenhang. Dann aber sind sie auch, was den üppigen schönen Haarwuchs betrifft, im entschiedenen Vortheil gegen die Bewohner des Nordens. Trägt der Römer auch nicht mehr langes Haar, wie in den ersten vierhundert Jahren nach Roms Gründung, so gilt es ihm doch noch immer als ein Schmuck, der Pflege verdient, und vor allem wissen die Italienerinnen immer sich desselben zur Erhöhung ihrer Reize mit Geschick zu bedienen. — Auch die kräftigen Augenbrauen geben den südlichen Zügen einen besonders ausgeprägten Charakter. Die Augenbrauen zu scheren, wie Eudoros sich von den egyptischen Priestern, von denen er die Weisheit lernen wollte, gefallen lassen mußte, ist zum Glück in Rom niemals Sitte gewesen, wie viel Haar auch der Schere erlegen seyn mag, seitdem von Sicilien aus im 454sten Jahr nach Roms Gründung der erste Barbier mit Seifenbecken und Pinsel in die ewige Stadt

seinen Einzug hielt. Es scheint, als ob nicht einmal Augustus seine zusammengewachsenen Brauen scheren ließ, da einzelne Büsten ihn so gestaltet darstellten, während andere aus Höflichkeit die Natur im Stein berichtigten. „Die Augenbrauen sind zwar nur ein kleiner Theil," sagte Demetrius, der Staathalter des Cassander, „aber sie können das ganze Leben verfinstern." Solch verfinsterte Gesichter sieht man vor allem in Rom.

Der Bart, welcher schon in Frankreich dem glatten Kinn der Zopfzeit weit früher folgte als in Deutschland, wuchert in Italien in voller Pracht. Wenn Tacitus von den Katten berichtet, „sie ließen ihren Bart stehen, bis sie einen Feind tödteten; nur Feigen und Unkriegerischen bleibe die Entstellung," so scheint es, als fürchte man im Norden noch immer die leztere Auslegung und vermeide mit Vorsicht, daß sie nicht Anwendung finden könne. Sparte man den Haarschmuck noch wenigstens nach Art der alten Hellenen auf für die Darbringung desselben als Opfer einem geliebten Todten! In Rom ließ schon Augustus den Bart als Zeichen großer Trauer stehen, zur Zeit als Varus die drei Legionen in Germanien verloren hatte. Consul Luvius, als er Rom verließ, machte seinem Verdrusse auf gleiche Weise Luft, wie denn die Juden noch heutigen Tages mit langem Barte trauern. Vielleicht stimmt des Italieners Lust am eigenen schönen Bart mit seiner Geneigtheit, auch äußerlich politisch zu demonstriren, nahe zusammen. Anlaß zur Trauer braucht er nicht weit zu suchen.

Schöner Haar- und Bartwuchs also, charakteristische Brauen, scharfe, häufig edle, wenn auch nur selten antik classische Profile, lebendige, sprechende Augen, und neben diesem Allem eine unvergleichlich warme Carnation machen den Italiener zum glücklichsten Vorwurf für malerische Studien. In dieser Beziehung kann ein Maler aus Italien nie ohne große Bereicherung seiner physiognomischen Kenntnisse zurückkehren. Die Gelegenheiten zum Lernen gibt ihm schon der alltägliche Verkehr unter freiem Himmel in Fülle.

Daß keine Akademie im heimischen Sinne seiner harrt, wird ihm nur zum Vortheil gereichen und die frischen Knospen und Schößlinge nicht in Gefahr bringen, welche das beschneidende und propfende Messer des Professors sonst so gern ausmerzt; zwiefach gesegnete Abwesenheit alles Schulzwanges gerade hier, wo solcher Knospen und Schößlinge so oft die lezten und besten empor zu schießen beginnen!

Während die Preisbilder in den Rumpelkammern der Akademien fast lauter Namen aufweisen, die nichts mehr bedeuteten, als sich die Pforte der Akademie hinter ihnen schloß; während alle Künstler von Tragweite früher oder später einmal mit dem akademischen Zopfe zerfielen, Cornelius, der sogar 1814 beim Wiener Congreß gegen das Akademiewesen petitionirte, Carstens, dessen ganze Künstlerexistenz ein Krieg gegen Akademien war und der das Beste gegen sie bewiesen hat, was sich vorbringen läßt, Kaulbach selbst, wenn wir uns recht erinnern, den ein Streit im Modellsaal aus Düsseldorf vertrieb, und so viele andere noch, deren Talent den akademischen Zaum nicht zu ertragen vermochte; während immer neue Anstalten dieser Art (wie jezt erst wieder in Carlsruhe) das Kunstproletariat vermehren helfen und man auf so manche derselben das Wort des Diogenes bezüglich eines schmutzigen Bades anwenden muß: „die sich hier baden, wo werden sie sich wohl waschen?" wird im römischen Künstlerviertel rüstig fortgearbeitet, und selbst die Zerfahrenheit der römischen Ausstellungen in ihrer Ueberfülle von geschmacklosen Erzeugnissen darf oft für nicht viel anderes gelten, als das stolpernde Alleingehen und Umhertasten so mancher Talente, die des akademischen Gängelbandes zu lange gewohnt waren.

Von einem Copirsystem wie das Reiffensteinsche ist zum Glück nicht mehr die Rede. Nach Goethes Angabe empfahl jenes dem frischen Ankömmling das Copiren der Carracciischen Fresken im Palast Farnese; dann kam Raphael an die Reihe und endlich der Apoll von Belvedere, welchen der unglückliche Kunstjünger zeichnen sollte, bis er ihn auswendig wisse. Von Domenichino berichtet Mengs, er habe in gleicher Weise den Laokoon auswendig gelernt. Carstens zeichnete, wie er selbst erzählte, nie nach Antiken, immer nur nach dem Gedächtniß, wo er ihre Formen aufzubewahren suchte und verstand.

Mit dem Auge studirt man auch heute vorzugsweise in Rom, so weit die alten Meister und die Antike in Betracht kommen. Der Geist, welcher den alten Meisterwerken inne wohnt, ist's ja doch auch am Ende, was sie unsterblich macht, und alle Technik wäre nicht im Stande, den geistigen Gehalt von Bildern wie Tizians Amore sagro e profano, Murillos Florentiner Madonna mit dem Kinde, Raphaels Disputa, Fiesoles Predigt in der Vaticanischen Kapelle aufzuwiegen.

An Leonardo da Vincis unvergleichlich schönem Porträt in den Florentiner Uffizien wird noch Jahrhunderte lang die Kunst ihre Studien machen, aber sein akademisches Recept für die Bereitung eines desperaten Menschen wird nicht mehr befolgt. „Einen desperaten oder verzweifelten Menschen," sagt er in seiner Schrift über die Malerei, „malt man, wie er sich mit einem

Messer verwundet, mit den Händen die Kleider zerreißt oder auch mit der andern Hand die bereits gemachte Wunde noch vergrößert; bildet ihn stehend, doch mit Knie und Leib gegen die Erde gebeugt, oder fallend ab, auf welcher man einige von den ausgerauften Haaren andeuten kann."

Eine Donaufahrt zur türkischen Grenze.

(Fortsetzung der Donaufahrt in Nr. 41 ff. 1854.)

Von Orsova nach Pest. *

Welch eine anmuthige Täuschung lag darin, als der Dampfer zu Thal rudernd mit behendem Radschaufelschlag der eiligen Woge voranplätscherte, die sich dem schwarzen Meere zuwälzt! Zu Orsova hatte dieses Vergnügen aufgehört; ich war an's Land gestiegen und hatte mit dem übrigen Gepäck auch das Bewußtseyn aus dem Schiffe genommen, daß ich für dießmal nicht nach Konstantinopel fahren würde. Heute werde ich noch dringender an diese verdrießliche Vorstellung gemahnt. Der „Szechenyi" kommt herangeschwommen von Semlin, er legt sich an die Landungsbrücke, und übermorgen früh wird sein Kiel, dem Lauf der Strömung entgegenziehend, mich von dannen führen, dem Westen zu, von wo ich eben erst gekommen. Wenige Tage noch, und ich werde wieder am häuslichen Herde sitzen, ein beklagenswerthes Opfer jener Art von Heimweh, welche vorzugsweise das Berliner heißt, weil man den Berlinern — wohl mit Unrecht — nachsagt, daß sie allesammt und immerdar sich von daheim wegsehnen.

Der Szechenyi, fürwahr ein so stattlicher Bursche, als jemals einer süße Gewässer durchfurchte, bringt eine zahlreiche Schaar von Reisenden mit. Vor der Agentie wimmelt es von Herren, Frauen und Kindern in Reisekleidern und mit allerlei Handgepäck. Der Reisende des Dampfers sieht in seinem Aeußern nicht so zerknittert und verkommen aus, wie die lebendige Fracht des Bahnwagens oder gar der Eilpost; dafür aber ist er in weit ergiebigerem Maße mit fahrender Habe in vereinzelten Stücken gesegnet. Nachtsäcke, Handtaschen, Mäntel, Pelze, Schachteln, Schirme, Stöcke häufen sich in Massen; sogar Käfiche mit lebendigen Vögeln fehlen nicht. Man sieht sich in die liebe Auszeihzeit der heimischen Stadt versetzt, und wartet schier auf Kisten, Kasten, Sophas, Stühle, Tische und Stiefelknechte. Gute Geschäfte macht eine Walachin mit ihrem Korb voll Weintrauben; sie nimmt eine Menge von Münzscheinen (zu zehn Kreuzern) ein, deren die Reisenden sich ohnehin entledigen müssen, da jenseits der Grenze wohl die Banknoten noch genommen werden, aber nicht die Geldzeichen der Scheidemünze. Die Münzscheine, welche man hier zu Gesicht bekommt, sehen übrigens erbärmlich genug aus; nur die Kruste von Schmutz gibt dem zerfasernden Papier noch einige Haltbarkeit. In der Hauptstadt würde niemand einen so schmierigen Fetzen annehmen, aber hierlandes gibt es keine Stelle, welche die abgenutzten Papierstreifen gegen neue umwechselt, und wo sich Kellner, Handelsleute und andere Träger des Kleinverkehrs mit reinlichen Münzscheinen ohne Unkosten versorgen könnten.

Die Pässe der Pilger sind endlich in Ordnung. Sie dürfen sich einschiffen und weiterfahren, doch müssen sie um des niedern Wasserstandes willen sich's gefallen lassen, auf andere Weise als durch einen Dampfer bis Turnu-Severin befördert zu werden, wo ein Boot sie aufnehmen wird. Die einen, welche sich vor den Stromschnellen des Eisernen Thores fürchten, haben auf eigene Kosten walachisches Fuhrwerk bestellt; die Beherzteren und mit ihnen die Kargeren setzen sich in die zwei grünen Barken, welche die Verwaltung zu ihrer Verfügung stellt. Es ist ergötzlich genug, mit anzusehen, wie ihr scheuer Fuß so unsicher die wenig geräumigen Fahrzeuge betritt, die im Vergleich zu dem kaum verlassenen Dampfer ihnen ungefähr wie Nußschalen vorkommen mögen. Endlich sind sie untergebracht. Die Barken stoßen vom Lande. Sehnsüchtig folgen ihnen meine Blicke bis Adakaleh, wo sie hinter

* Die in Deutschland vielfach noch übliche Schreibweise „Pesth" dient dazu, den Namen der Stadt von der Pest zu unterscheiden; der Ungar schreibt Pest und spricht Pescht. In Oesterreich ist die ungarische Rechtschreibung zur Zeit vorherrschend.

den blanken Mauern und den grünen Bäumen der friedfertigen Inselveste verschwinden. Ich habe indessen Zeit gehabt, am Fenster der gastlichen Agentie einen Tschibuk zu rauchen, und trete nun einen Gang am Gestade an, um mir den Kriegsdampfer Albrecht noch einmal zu betrachten, der — nachdem er seine schwere Ladung in den lezten Wochen allmählig nach Turnu-Severin entsendet — morgen früh die Fahrt über das Eiserne Thor wagen wird. Ursprünglich war dieses Kriegsschiff ein Schlepper — oder ein Remorqueur, wie man's auf der Donau nennt, vermuthlich weil es schwerer zu schreiben ist und vornehmer klingt. Die Regierung hat mehrere Schlepper zu demselben Behufe von der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft erworben, und diese Fahrzeuge sehen in ihrer kriegerischen Ausrüstung wirklich recht martialisch aus. Die zwei hohen Rauchfänge gewinnen das Gepräge von Streitthürmen durch die gelben Geschütze an ihrem Fuß und durch die Soldaten, welche sich nach „des Dienstes immer gleich gestellter Uhr" bewegen, wo wir rußiges Schiffsvolk zu sehen gewohnt waren, dessen Beschäftigungen nicht auf Schutz und Trutz in Waffen berechnet sind. Schmucke Gestalten sind die Schiffsoffiziere in ihren blauen Röcken und mit dem Dolchmesser im Wehrgehäng. Fahrt wohl in Gottes Geleit!

Es ist wohl begreiflich, daß ich zum Abschied am lezten Tage noch den Berg ersteige, der hinter Orsova die westliche Ecke des Csernathals bildet. Ich muß ja zu meinen Füßen wie im Grundriß die Stadt auf ihrer schrägen Fläche überschauen. Die langen breiten und rechtwinkelig gezogenen Straßen bilden ein Mannheim auf dem Halm, was die regelmäßige Gestaltung betrifft; auch hat der Ort zweifelsohne eine Zukunft, welche aus dem armseligen Nest ein betriebsames Städtchen machen wird, sobald der Verkehr auf dem Strome einmal gehörig frei geworden. Durch das Csernathal zieht ja die Verbindungsstraße mit dem Innern des Landes herab, und Orsova ist ein von der Natur selbst bestimmter Stapelplatz für einen sehr umfangreichen Kreis.

Welche reizende Aussicht inmitten der hohen Berge, die — obschon ringsum erkennbar nahe — theils weit genug zurücktreten, theils sich zu Thälern öffnen, um dem spähenden Auge anziehende Bilder von stattlichem Umfange und voll reicher Abwechselung vorzustellen. Unter dem Städtchen zu unsern Füßen strömt die Donau hin in ruhiger Majestät; jenseits ragen die Waldgebirge Serbiens. Dem Strome folgend, der unterhalb Orsova an Breite zunimmt, daß er schier wie ein See erscheint, trifft der Blick auf Neuorsova, das mitten im Wasser schwimmend mit seinen blanken Gebäuden aus grüner Umgebung uns anlacht. Das freundliche Bild verwischt jeden übeln Eindruck, welchen die nähere Bekanntschaft hervorgebracht. Was wir jezt von türkischer Eigenthümlichkeit sehen, kann uns nur gefallen; wir lieben ja ebenfalls das schattenreiche Grün, und wenn wir auch nicht den Ruf des Muezin zum Gebet dem Metallklang der Glocke vorziehen, so erkennen wir wenigstens die malerische Zierlichkeit der schlanken Thürmchen, der „Minarehs" an (die wir, beiläufig bemerkt, gewöhnlich nach der französischen Art Minaret schreiben, obschon der Türke von dem stummen t nichts weiß). Am linken Ufer heben sich die Berge, an deren steilen Flanken wir so vergnüglich hinfuhren, als wir das Eiserne Thor besuchten, dessen Name aus dem Türkischen stammt, wo er „Demir kapu" lautet. An der Ecke des Csernathals, uns gegenüber, schaut der Alliom, der äußerste Grenzberg des neutralen Gebietes, beherrschend über Strom und Bach hin. Zu seinen Füßen war es, wo die Krone des heiligen Stephan im Schooß der Erde verborgen lag. Thalauswärts, kaum eine Viertelstunde Weges von Orsova entfernt, liegt das Lazareth, worin ehedem alle Reisenden aus der Türkei eine Contumaz von fünf, auch zehn und noch mehr Tagen halten mußten, während heutzutage diese Vorsichtsmaßregel nicht nur fast gänzlich überflüssig, sondern auch wirklich auf besondere Fälle beschränkt worden ist. Das Lazareth ist, wie der Ueberblick von weitem zeigt, ein geräumiger Bau. Zu näherer Bekanntschaft verspüren wir keine Lust. Was die Ringmauern dort umschließen, ist ein zwar weitläufiges, aber jedenfalls doch ein Gefängniß. Mit mehr Sehnsucht blicken wir weiter thalauswärts zu den riesigen Höhen, in deren Klüften sich die Thermen des Hercules bergen. Wie herrlich müßte es seyn, auf den waldigen Felsen während der hellen Septembertage ein freisames Jägerleben zu führen! Doch das ist mir für dießmal nicht beschieden.

Ich lasse mein Gepäck an Bord bringen. Ein angenehmer Abend vergeht — nur gar zu rasch — am gastlichen Theetisch des Hauses Lazarich. Für die Nacht nimmt mich die Cabine des Dampfers auf. Behaglich strecke ich mich aus, nicht ohne Schadenfreude der rothbraunen Bettgenossen eingedenk, denen für jezt mein Fleisch und Blut entzogen bleibt. Doch sie haben zweifelsohne dabei gewonnen; mein Nachfolger dort oben im Gasthofe kann leicht fetter und vollblütiger seyn wie euer Freund; dazu gehört nicht viel.

Zu Berg geht die Fahrt nicht gar viel langsamer wie zu Thal. Ich weiß nicht, ob vielleicht die Maschine nach aufwärts bedeutend mehr angestrengt wird; doch bin ich geneigt, daran zu zweifeln, da mir's vorkommt,

als läge es in des Schiffers eigenem Vortheil, auch abwärts den Weg so schnell wie möglich zurückzulegen, natürlich ohne durch allzu große Hast nach amerikanischer Weise Schiff, Geschirr und Leute zu gefährden. Ich setze deßhalb voraus, daß die Maschinen nach jeder Richtung hin mit einer Gewalt arbeiten, welche durch die Mithülfe oder die Gegenwirkung des Stromes nur wenig gefördert oder gehindert zu werden vermag.

Wir fahren bei grauendem Morgenschein zwischen den steilen Berghängen von wildem Aussehen hin. Die Felsen gestalten sich immer abenteuerlicher, das Bett des Stromes wird immer enger. Grüßend nehmen wir den Hut vor einem Felsenloch am kaiserlichen Ufer ab. Aus hohlen Augen schaut hinter ihrer gemauerten Brustwehr die Höhle herunter, die vom tapferen Veterani den Namen führt, der hier im Jahr 1692 mit einer geringen Anzahl erlesener Krieger eine türkische Uebermacht im Schach hielt. Ich kenne sonst keine Höhle, die sich einer so geschichtlich begründeten ritterlichen Unsterblichkeit erfreute; die andern, von deren Ruhm ich vernommen, waren entweder Zufluchtsstätten Verfolgter oder Schlupfwinkel für Räuber. In der Nähe dieser Höhle stand einst ein Römercastell, wie denn überhaupt die Gegend an beiden Ufern vielfache Spuren vom Wirken der Weltbezwinger aufzuweisen hat. So sieht man an gewissen Stellen noch unversehrt in ihrer regelrechten Gestaltung in der Felsenwand die Löcher, in welche eingefalzt mächtige Balken die Straße trugen, für die es zwischen Ufer und Strom keinen Raum gab. Eine Denktafel mit schier verwitterter Inschrift erinnert an Trajans dacischen Feldzug. Ueberreste bezeichnen den Platz, wo Nervas Sohn die Brücke geschlagen, gleichwie sein berühmter Name noch in andern Benennungen fortlebt. Die Balkenstraße Trajans zog sich als bedeckte Galerie am rechten Ufer hin von Golumbacz bis Cladova (unterhalb des Eisernen Thors), wo sich die Brücke über den Strom spannte. Die Strecke beträgt ungefähr zwanzig Wegstunden. — Zwischen Orsova und Golumbacz, wo das Bett der Donau sich wieder erweitert, kommen wir über zwei Stromschnellen, welche vor zwei Jahrzehnten noch für unüberwindliche Hindernisse galten, obschon sie bei weitem nicht die Schwierigkeiten des Eisernen Thors darboten. Graf Szechenyi selbst versuchte im Jahr 1834 mit nahe an tausend Arbeitern die Sprengung der Porphyrfelsen und hielt dann nach Verlauf einiger mühevollen Wochen alle Bestrebungen für vergeblich. Heutzutage aber fahren die Dampfer bei ziemlich niederem Wasserstande ungehindert nach und von Orsova, und selbst die Schwierigkeiten des Eisernen Thors gelten nicht mehr für unüberwindlich, so daß wir in einer gegebenen Frist uns nicht länger vor dem Schatten Trajans zu schämen haben werden.

Wo die wilde, rauhe Felsenwelt eine mildere Gestalt anzunehmen beginnt, ragt eine serbische Veste auf vorspringendem Felsen hoch und gewaltig unter noch viel höheren und gewaltigeren Bergen. Die Gebirge dieses Landes sind, wie ich schon gesagt habe, viel großartiger als die rheinischen, die Burgen dagegen bei weitem seltener, als zwischen Bingen und Drachenfels; wo sich aber eine zeigt, da stellt sie etwas Rechtes vor. So Golumbacz. Die steile Felsenwand ist mit zahlreichen Thürmen gekrönt, deren ich zehn gezählt zu haben glaube, die unter einander eine starke Ringmauer verbindet. Die Veste hat in ihrer wohlerhaltenen Verödung immer noch ein fürstlich stolzes Ansehen. Unsere Einbildungskraft bevölkert sie ohne Anstrengung mit den Helden des serbischen Volksliedes, welchen „der Bart bis über die Schultern niederflattert.“

Bei Golumbacz befindet sich die berüchtigte Höhle, aus welcher — wie das Volk behauptet — die Schwärme giftiger Mücken kommen, die oft große Verheerungen unter den Heerden anrichten. Ihr Stich bringt Geschwüre hervor, die häufig den Tod verursachen. Um Menschen und Vieh gegen die gefährlichen Insekten zu sichern, werden rauchspendende Feuer angezündet, Nasen und andere empfindlicheren Theile der Rinder, Pferde und Schafe mit Pech bestrichen, die Heerden nur bei Nacht ausgetrieben und sonstige Vorkehrungen getroffen. Man hat auch schon versucht, die Höhle zuzumauern, doch ohne Erfolg. Nach der Volkssage sind diese Stechfliegen dem Drachen entsprungen, welchen der heilige Ritter Georg in der Golumbaczer Höhle erlegt hat; nach Angabe der zweifelsüchtigen Wissenschaft kommen sie aus den Sümpfen der Donauniederungen.

Oberhalb Golumbacz ragt aus der Fluth mehrere Klafter hoch ein Steinkegel empor. Das Schiffsvolk nennt ihn Papagai. Er hat so wenig Aehnlichkeit mit dem bunten Vogel aus Südamerika, als eine Klippe weiter unten am Strande, welche die Leute den Türken heißen, mit einem beschorenen Sohne Muhammeds. Dennoch würde ich muthmaßlich den Namen mit der unbefangenen Gutmüthigkeit des Lustreisenden für bare Münze genommen haben, hätte sich nicht an meiner Seite ein „kundiger Thebaner“ befunden, der mir erklärte: „Nicht Papagai heißt der Stein, sondern Babacaj, was auf Serbisch so viel als die schöne Büßerin bedeutet. Ein serbischer Othello hat dort seine Desdemona ausgesezt. Ihre Unschuld ist leider bis zum heutigen Tag noch nicht klar geworden.“

Der Strom, mit gewaltigen Armen eine größere Insel umspannend, gewinnt wieder seine gehörige

Breite, die Berge weichen etwas seitwärts, die Gegend verliert schon merklich an Wildheit und ich wende meine Aufmerksamkeit einem Theil der Reisegesellschaft zu, welcher ziemlich so wild anzuschauen ist wie das Felsenthal, aus dessen gewundenen Schluchten unser Dampfer uns eben herausgeschaufelt. Auf dem Vorderdeck lehnen, lümmeln schlafend oder rauchend einige Leute, die mit den Baschi-Bozuks überraschende Aehnlichkeit besitzen. Ihre Kittel, obschon von unverkennbar soldatischem Zuschnitt, sind im allerübelsten Zustand, ihre Patrontaschen von ungegerbtem Kalbleder, das Riemenzeug durch Gurten ersetzt; aber ihre Waffen funkeln in tadelloser Sauberkeit. Grenzer sind es, die auf Cordonwache ziehen. Daheim besitzen sie ordnungsmäßige Patrontaschen, sauberes Riemenzeug und gehöriges Heergewand, aber sie haben die Erlaubniß, ihr Zeug zu schonen, wenn sie den Wachdienst in den Csardaken verrichten, wo der Mann, welchen die Reihe getroffen, immer eine Woche bleiben muß, worauf er dann wieder zwei Wochen frei hat.

Die Mannschaft der k. k. Militärgrenze ist bekanntlich ein Heerbann, der zwar nicht mit Helm und Schild, wohl aber mit Czako und Patrontasche für seine Lehen dient. Der Grenzer (volksthümlich Granizer) ist vor allem Soldat und nur so weit Bauer, als es zur Erhaltung des eigenen Daseyns und des Hauswesens nöthig ist. In neuerer Zeit werden mancherlei Vorschläge gemacht, dieses Verhältniß allmählig umzukehren. Man spricht das freilich nicht geradezu aus, aber die Folgerung liegt auf der Hand, denn sobald — wie von vielen verlangt wird — die Lehen sich in freies Eigenthum verwandeln, wird man auch in wenigen Jahren entweder die Mannschaft für den regelmäßigen Waffendienst eben so ausheben müssen, wie in allen andern Bezirken des Reichs, oder das Mißvergnügen erleben, statt des rüstigen Heerbanns jenes armselige Ding zu besitzen, das man Bürgerwehr oder Nationalgarde heißt, und womit man nicht einmal gegen Freischaaren etwas ausrichtet, geschweige denn gegen richtige Soldaten. Allerdings muß eine Zeit kommen, wo staatswirthschaftliche Rücksichten vorschreiben werden, die Militärgrenze „aufzulassen“ (um es im Amtsstyl auszudrücken), aber diese Zeit kann erst dann beginnen, wenn einmal die Gesittung mit allen ihren Wohlthaten von blühendem Landbau und schwunghaftem Gewerbfleiß, getragen von einer dichten Bevölkerung, bis zur „Graniz“ vorgedrungen. Bis dahin wird noch viel Wasser vom obersten Donaufürstenthum bis zum Pontus Euxinus laufen, denn wenn auch Ungarn jetzt schon einige Früchte der Gesittung besitzt, wie Eisenbahnen und Dampfschiffe, die ihm bereits gereift in den Schooß fielen, so ist es doch noch nicht auf die Höhe ausgebildeter Zustände gelangt, zu welcher ja selbst unsere deutschen Gebiete noch nicht in allen Stücken gekommen sind. In Wien besteht noch der Zunftzwang, und dennoch spricht man davon, die Militärgrenze aufzulassen. Lächerlich!

Wir gelangen zum Haltplatz Basinsch an der Mündung einer engen, schräg herabkommenden Bergschlucht, die in nicht sehr häufig vorkommender Gestaltung einen stumpfen Winkel mit dem herabkommenden Strom bildet. Den Ausgang der Schlucht sperrt quer vorstehend ein großes Haus, neun Fenster lang und mit einem Stockwerk über dem Erdgeschoß. Ein Stockwerk ist hier immer etwas seltenes; wir befinden uns im Lande der ausgedehnten niedern Gebäude. Vom Landungsplatz her empfängt uns klingendes Spiel; die Bande des Kriegsschiffs, das dort vor Anker liegt, spielt auf dem Verdeck. Ein Gendarmerie-Oberstlieutenant, begleitet von Weib und Kind, besteigt den Dampfer. Er ist von Weißkirchen nach Semlin versetzt und bewerkstelligt seinen Umzug. Die Offiziere des Kriegsdampfers erweisen mit der Musik dem Herrn Kameraden eine Aufmerksamkeit, für die auch wir ihnen dankbar sind. Nachdem unser Fahrzeug seine Kohlen eingenommen, fahren wir ab. Musik, aufgezogene Flaggen und Wimpel, donnernde Böllerschüsse geben uns, oder besser gesagt dem grünen Oberstlieutenant, das Geleit.

Das linke Ufer (zu unserer Rechten) wird allmählig flach und wir erblicken die Kibitznester von Wachhäusern der Grenzhut, wovon bereits in diesen Blättern die Rede war. Hinter den Csardaken bilden den Hintergrund am Ende der Grassteppe lange Streifen Waldes, aus denen hie und da ein Kirchthurm empor ragt. Am Flusse liegt Uj Palanka, ein befestigter Posten des walachisch-illyrischen Grenzregiments. Palanka (der Ton liegt auf der ersten Sylbe) bedeutet eine Verpfählung überhaupt, sie sey nun um eine ganze Befestigung gezogen oder, was früher ganz gewöhnlich war, ein kleines Außenwerk vor dem Eingang einer Veste. So war, um nur Ein Beispiel anzuführen, das Rothethurmthor von Wien noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts durch ein Pfahlwerk verwahrt, das man allgemein die Palanka nannte.

Doch wenden wir uns nach dem Serbenufer, wo wir noch Berg und Wald erblicken und dann zum malerischen Anblick von Semendria kommen, zu jenem wunderbaren Dreieck mit zwanzig Streitthürmen, die sich vor unsern Augen zu den mannigfachsten Stellungen verschieben. Die Festung stammt aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts und hat keine Bedeutung

mehr als die eines Schmucks der Landschaft. Im Abendschein fahren wir an Belgrad vorüber und landen in der Dämmerung zu Semlin, der äußersten Grenzstadt Oesterreichs am rechten Donauufer.

Ich mache einen Rundgang durch die Stadt, die ein ziemlich türkisches Aussehen hat, obschon keine Türken darin wohnen, sondern Griechen, Raizen, Kroaten, Serben, Zigeuner, Juden und Deutsche. Die Straßen sind zum Theil gepflastert, ungefähr so angenehm wie die zu Köln am Rhein, die Häuser niedrig, die Gassen öde, wiewohl der Ort über 10,000 Einwohner zählen soll. Zu Semlin stand die Burg des tapfern Johannes Hunyadi, von welcher nur wenige Steine übrig sind auf der geringfügigen Erhöhung des Zigeunerberges, wo sich eine hübsche Aussicht auf Belgrad darbietet.

Der abendliche Versammlungsplatz für Herrn, welchen keine Häuslichkeit zu Gebot steht, ist die Conditorei. Ich trat ein. Hinter dem Ladentisch, welchen allerlei mehr oder weniger grobes Backwerk belastete, stand ein junger Mann in Hemdärmeln. „Ich bitte um einen Schwarzen," sagte ich. — „Nein!" antwortete er. — „Was soll das heißen?" fragte ich. Erstaunt glotzte er mich an, bis er sich endlich auf mein wiederholtes Drängen zu der Auskunft entschloß, daß man den Schwarzen nur im Kaffeehause bekäme. Bei ihm, fuhr er fort, seyen Backwerk und Wein zu haben. — „Und Grobheiten," fügte ich hinzu, „die ich mir verbitte." Er verbeugte sich. Ich bestellte Wein; er brachte einen Rachenputzer, den aller Zucker seiner Conditorei zu versüßen nicht hingereicht hätte. Einige Offiziere, die meine kurze Zwiesprach mit dem Flegel vernommen hatten, ließen sich lachend in ein Gespräch mit mir ein. Wir verplauderten eine halbe Stunde recht angenehm. Inzwischen war mein Koffer an Bord des Dampfers Elisabeth gebracht worden, auf welchem ich nach Pest fahren sollte.

In der Cajüte traf ich einen alten Bekannten, den englischen Consul zu Belgrad, mit seiner Frau und Tochter. Ich hatte den Viscount von Fonblanque seit länger als zwanzig Jahren nicht gesehen. Seine Gemahlin, damals eine bewunderte Schönheit im Glanze des Spätsommers, war seitdem ganz entschieden zum Rollenfache der Mütter übergetreten, und ihre jüngste Tochter, die ich im Flügelkleide gekannt, zur vollständigen Entwicklung gelangt. Im Ganzen pflegt es mich nicht sonderlich zu entzücken, wenn ich nach vielen Jahren eine Frau wiedersehe, die mir einst unruhige Viertelstunden verursacht hat; doch dießmal freute mich die Begegnung, weil Frau von Fonblanque ihre volle Liebenswürdigkeit von ehedem behalten und nur ihre Außenwerke entwaffnet hat. Wir erinnerten uns eines Winters, den wir mitsammen in Baden-Baden zugebracht, wir lachten herzlich über die kleinen Widerwärtigkeiten, denen Fonblanque damals ausgesezt war, weil er im Herbst seine Barschaft am grünen Tische eingebüßt hatte und der neue Zufluß aus der Heimath sich ungebührlich verzögerte. Der alte Hofrath Aloys Schreiber hatte sich für den Fremdling verbürgt und ließ ihn eines Morgens verhaften, weil Fonblanque sich mit einem gewissen Vincent, einem französischen Hauptmann außer Dienst, schießen sollte. Welche Bedeutung gewinnen doch solche alltägliche Vorfälle, wenn man sie bei einer unvermutheten Begegnung in fernem, fremdem Lande nach Jahrzehnten aus dem Grabe der Vergessenheit heraufbeschwört!

Vor dem Schlafengehen betrachtete ich mir vom Verdeck aus noch einmal „Stadt und Festung Belgerad" im Mondenlicht. Die breite, spiegelhelle Wasserfläche, die blanke Veste in dämmernder Ferne — welch ein Anblick! Ich habe mir das Bild tief, tief in die Seele geprägt. Bevor der Morgen graute, weckte mich das Schnauben und Prusten der Maschine, die ihr Frühstück von Kohlen und Feuer zu verzehren begann, um sich zur Arbeit tüchtig zu machen. Ich erhob mich, aber ganz freiwillig, vergnügt in dem Bewußtseyn, daß ich gemüthlich hätte liegen bleiben dürfen, ungestört von der Sorge, die Stunde der Abfahrt zu verschlafen, unbehelligt von den Allerweltsdienern einer Herberge, unabhängig von Hausknecht, Kellner, Stubenmädchen und Lohnlakei, welche man nie findet, wenn man sie braucht, und die wie aus der Erde vor uns auftauchen, sobald es sich um den Empfang des Trinkgelds handelt.

Die Elisabeth ist ein wackeres Schiff mit einer musterhaften Wirthschaft, der besten, die ich auf der Donau angetroffen habe. Man wird aufmerksam bedient und bekommt gut zu essen und zu trinken. Diese Dinge sind unter allen Umständen von einer gewissen Bedeutung für den Reisenden, besonders aber in eintönigen Gegenden. Das rechte Ufer der Donau zwischen Save und Drau, von Semlin bis Draueck, ist zwar nicht flach, aber sobald wir einmal die lachenden Rebgelände Syrmiens, das freundliche Carlowitz, die saubere Festung Peterwardein mit ihrem friedfertigen Gegenüber Neusatz hinter uns haben, beginnt die ergötzliche Abwechselung zu mangeln. Die waldigen Berge werden allmählig zu lang und immer länger gestrecktem Gelände. Ein paar einzelne Punkte, die sich auszeichnen, wollen sich gar nicht mehr aus dem Gesichtskreise verlieren, nachdem wir Gott weiß wie lange gebraucht, um zu ihnen zu gelangen. Vor allem gilt das von der alten Burg Erdöd auf der Spitze einer

langgestreckten Landzunge. Die zwei Thürme, ein runder und ein viereckiger, ermüden unsere Aufmerksamkeit, bevor wir sie erreichen, und verfolgen uns dann mit unabweisbarer Zudringlichkeit. Ein Zweig des Hauses Palfi trägt den Namen von Erdöd.

Am linken Ufer ist nichts zu beobachten als etwa ein Spiel der Wogen von eigenthümlicher Beschaffenheit. Das Schiff wird nämlich in einer gewissen Entfernung, welche sich immer gleich bleibt, von einer Reihe lockig aufgerollter Wellen am Strande verfolgt, die wie Orgelpfeifen hinter einander sich verkleinern und immer dieselben zu seyn scheinen. Der Ursprung dieses Spiels rührt von den Rädern des Dampfers her. Jeder Schaufelschlag erzeugt auf dem Wasser eine ringförmige Bewegung, die sich endlich in einer allmählig verkleinerten Brandung am Gestade bricht. Sobald die erste Locke sich abgerollt und die zweite beginnt, erscheint die Wirkung des nächsten Schaufelschlages schon dicht daneben. So geht es fort, und wir sehen darum stets gleichzeitig in unablässiger Erneuerung die Gesammtwirkung eines Schaufelschlags vom ersten Anprall bis zum Erlöschen wie auf einer Musterkarte vor uns. Die Unterhaltung mit diesem Spiel ist kindisch genug, aber mehr nach meinem Geschmack als die Whistpartie im Salon am Mahagonitisch oder das Kartenspiel der Bauern auf dem Vorderdeck, welchen die Planken als Sitz und Tisch zugleich dienen. Was indessen die letzteren betrifft, so hätte ich den kunstfertigen Valerio zur Stelle gewünscht, um die Gruppe dieser sechs Männer in ihren Schafpelzen zu malen.

Zu Draueck legen wir an. Der kleine Draudampfer von Eßeck wartet bereits auf uns. Er bringt eine ziemliche Anzahl von Reisenden, die nach Pest wollen. Eine Masse von Kaufmannsgütern wird umgeladen. Ueberhaupt wird der Verkehr sichtlich stärker; man spürt bereits die Nähe der Hauptstadt des größten der Kronländer. Die Anzahl, namentlich der Deckreisenden nimmt zu. Viele von ihnen verkriechen sich bei Einbruch der Nacht unter die getheerte Leinwand, womit die Frachtgüter bedeckt sind; andere suchen Wärme in der Umgebung des Rauchfangs. Die Nacht bringt der Dampfer zwischen buschigen Auen in der Wildniß zu. Die Gegend ist ringsum flach; der Mond bescheint eine unabsehbare Wasserfläche. Wir durften uns schon wieder auf den Mississippi träumen. Ich ziehe indessen vor, ganz einfach zu schlafen, und zwar ziemlich oder schier unziemlich lange, nämlich bis nach sieben Uhr. Ich habe damit nichts versäumt. Um acht Uhr erst tauchen in nicht allzu großer Entfernung Höhen auf, — die Sexarder Weinberge, übersät mit einer Unzahl von kleinen blanken Häuschen. Auf jenen Bergen gedeiht eine Rebe, deren rothes Blut zum adeligsten des Landes gehört.

Zu Tolna wirft sich ein Schwarm von Landleuten auf's Vorderdeck. Sie tragen mützenförmige Hüte mit einer Krempe, die — so hoch wie der Hutkopf selber — um diesen herum eine Rinne bildet, aus welcher der Regen nicht ablaufen kann. Die Zweckmäßigkeit einer solchen Kopfbedeckung in heißen Sommertagen ist nicht zu verkennen; die Krempe, welche nicht vor dem Sonnenstrahle schützt, gestattet wenigstens, einen Vorrath von Wasser mitzuführen, welcher das Haupt kühl und einen Trunk in Bereitschaft hält. Im übrigen besteht die Tracht aus Pelzjacken, Kotzenmänteln und flatternden Gatyahosen. Die Burschen haben ein freisam keckes Aussehen, aufgeweckte Mienen, muntere Augen, lebendige Geberde und Sprache. Sie lassen sich ihr Frühmahl munden, weißen Speck, den sie über und über mit dem rothen Pfeffer des Landes (Paprika) bestreuen, dazu Aepfel und Brod. Letzteres ist theils weiß, theils gemischt, von trefflichem Aussehen, zum Theil aber auch ganz schwarz. — Die folgenden Haltplätze überfüllen das Vorderdeck mit Menschen und Marktwaaren.

Am späten Nachmittag erblicken wir den Blocksberg, im Abendschein erreichen wir die Doppelstadt, die in ihrer Gesammtheit von dieser Seite ein eben so stattliches Bild darbietet, wie von der andern. In Pest gedenke ich mehrere Tage zu verweilen, — fast hätte ich gesagt auszuruhen. Auf dem Dampfer ruht man aus, nicht in der fremden Stadt, deren Gassen, Plätze und Umgebungen man zu durchwandern hat, deren Eigenthümlichkeiten man sich näher anzuschauen begehrt.

An urwüchsigen Besonderheiten, welche selbst dem Auge des flüchtigen Besuchers nicht entgehen, ist Buda-Pest außerordentlich reich. Obschon die neue Stadt ein ganz modernes Aussehen besitzt, obschon sie durch Dampf und Eisen mit Wien in leichtem Verkehr steht, so liegt sie deßhalb doch nicht minder inmitten eines verhältnißmäßig noch wenig bevölkerten Landes, worin erst seit kurzem die Gesittung ohne unnatürliche Hemmnisse ihr segensreiches Werk beginnen kann. Die Färbung des örtlichen Lebens gibt Zeugniß davon.

Auf der Reise von Pest nach Orsova und von Orsova nach Pest habe ich, den fünfthalbtägigen Aufenthalt am Ufer der Cserna eingerechnet, zehn Tage (mit neun Nächten) zugebracht. Welch ein Abstand gegen die Zeiten, in welchen noch keine Dampfer den Strom befuhren! Damals brauchte man auf einem gewöhnlichen Donauschiff von Pest bis Semlin unter den allergünstigsten Umständen sieben Tage, meistens aber zehn bis fünfzehn. Diese gewöhnlichen Schiffe waren dazu nicht für Reisende eingerichtet. Sie boten kaum

hinreichenden Schutz gegen Wind und Wetter. Von irgend einer Bequemlichkeit war keine Rede; dagegen gab's Mühseligkeiten in Hülle und Fülle, selbst wenn alles gut ging, geschweige denn wenn der Schiffer zum Windfeiern gezwungen ward, d. h. irgendwo anlegen und geduldig abwarten mußte, bis der widrige Wind zu wehen aufgehört hatte. Von Semlin weiter abwärts gings nicht besser. Den Rückweg aber mußte man zu Lande machen, und zwar durch welch ein Land! — Auch mit den Dampfern reiste man im Anbeginn nicht so schnell wie jezt. Man brauchte wenigstens drei volle Tage, und manchmal auch vier oder fünf, um von Pest nach Orsova zu gelangen. Der Dampfer ging nicht weiter abwärts als bis Drenkova, von wo man zu Lande oder in einer Barke weiter fuhr. In Orsova mußte man meistens drei Tage zubringen, um den Dampfer von Galacz abzuwarten, wohin die Reise dann noch drei bis vier Tage währte. Wie leicht und angenehm macht sich dagegen jezt die weite Fahrt, und um wie vieles angenehmer wird sie sich gestalten, wenn einmal — und das dürfte wohl ziemlich bald geschehen — der Zug der Lustreisenden die Donau belebt, und die Anforderungen der gebildeten Welt ihre ermunternde Einwirkung auf Herbergen, Wirthschaften und was drum und dran hängt, ausüben!

Diese Zeit, ich wiederhole es, kann nicht ferne seyn. Alle Zeichen sprechen dafür. Ich denke es bald zu erleben, daß die feine Welt sich mit ihrer Anerkennung der schönen Donau der politischen anschließt, welche dem mächtigen Strome seine Bedeutung nicht länger abzusprechen wagt.

W. Ch.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Die Ausstellung. — Der französische Geschmack. — Mlle. Georges. — Die Rachel und die Ristori. — Verdi. — Die Mailänder Sculpturen. — Der Sommer.

Troz der Rückstände im gewerblichen Theile und troz der Verworrenheit, welche die aufmerksamen Besucher der Kunstwerke bei näherem Durchgehen derselben nach und nach entdecken mochten, bleibt die Weltausstellung immer noch das Hauptmoment des heurigen Pariser Sommers. Sie greift auf doppelte Weise in das hiesige Leben ein, erstens durch die Schätze, die sie selbst enthält, und die einen beständigen Zu- und Abgang von Gästen zur Folge haben; dann durch die Menge von begleitenden Lustbarkeiten, die, sey es zur Ehre des großartigen Unternehmens, sey es zum Besten der Ankömmlinge, oder, was noch wahrscheinlicher ist, für das eine und für das andere in's Werk gesezt werden. Hat auch die Zahl der Pilger aus Provinz und Ausland nicht die Höhe erreicht, welche die excentrischen Hoffnungen des Winters, von der Hitze des Kaminfeuers entflammt, ihr angewiesen hatten, so übersteigt doch die Masse der in diesem Jahre Herbeigeeilten das Contingent der verschiedenen Zugvögel in einem mittleren Sommer so ziemlich. Nach den Lauten, die in den Straßen und an öffentlichen Orten an mein Ohr schlagen, ist der Menschenbeitrag Deutschlands bis jezt der beträchtlichste von allen, und dürfen Haar und Aussprache, so wie Gestalt und Benehmen zum Anhaltspunkte dienen, so bilden unter den Besuchern Adelung'scher und Grimm'scher Zunge die aus den nördlichen Gegenden mit den oft ährenblonden Haaren, den hohen, schlanken und nichtsdestoweniger stämmigen Gestalten, so wie dem Streben nach edelmännischer Haltung, eine, wenn ich nicht irre, ansehnliche Mehrheit. Die Süddeutschen fallen allerdings bei weitem weniger auf; die Persönlichkeit herrscht bei ihnen weit stärker vor als das Stammgepräge. Nur wenn sie französisch sprechen, verräth sie ihre Betonung, und sie werden von den Franzosen eher für Leute von Straßburg als für Niedersachsen gehalten.

Die Engländer, obgleich sie minder zahlreich als die Deutschen sich eingestellt haben, machen immer noch eine hübsche Summe aus und stechen natürlich durch Wesen und Aussehen weit mehr als ihre germanischeren Racenvettern aus dem bunten Getümmel der Nationen hervor. Sie sind sehr zufrieden mit ihrem Antheil an der Ausstellung und freuen sich ungemein an den vielen Complimenten, die in den Pariser Zeitungen der Kunst und dem Gewerbfleiß des einst verhaßten Albion gespendet werden; sie lassen es sich nicht beifallen, daß bei diesen journalistischen Artigkeiten Spekulation auf die englischen Kunden der Pariser Gastfreundschaft eine noch größere

Rolle spielen könnte, als die aufrichtige Anerkennung. Vor dem allerdings, was die Engländer für den gewerblichen Theil des Weltfestes gebracht, haben die Franzosen ehrliche und in gewissem Sinn demüthige Achtung. Ich kann nicht sagen, wie oft mir Pariser Kleinhändler und höhere Handwerker die Ueberlegenheit der Engländer in den Sachen, mit denen diese Pariser persönlich zu thun haben, nicht bloß behaupteten, sondern darzuthun versuchten. Was die Kunstwerke der Insulaner angeht, so sind die Meinungen getheilt und zwei Gruppen von naiven, arglosen, wie von mehr oder weniger anspruchsvollen Richtern treten hier für und wider in die Schranken. Die ersteren preisen oder verdammen eine Künstlergabe, nehmen Antheil an ihr oder wenden sich gleichgültig von ihr ab, nachdem ihnen der Stoff behagt oder mißfällt. Daß hier die patriotische Eitelkeit wieder ihren Spuck treibt, bedarf keines Beweises; aber auf der andern Seite macht sich hier auch die kleinbürgerliche Sympathie für häusliche Gemüthlichkeit geltend, und was hiebei nicht vergessen werden darf, diese Beweggründe finden sich bei einem und demselben Individuum. So trifft es sich, daß ein gesinnungstüchtiger Philister über die großen und kleinen Schlachten von Horace Vernet in Verzückung geräth, nicht wegen des Reichthums von Bewegung, der Fülle von Gestalten und der lebendigen Auffassung des ländlich Sittlichen, sondern weil der brave Patriot Vernet, wie Beranger, für Frankreichs Ruhm und des Soldaten Ehre gearbeitet hat. Da verirrt sich der vaterländische Kunstrichter in den englischen Saal, fällt da auf ein Halbdutzend großbritannischer Flamänder, bei denen er seine Vaterfreuden, die Schwänke seiner Knaben und die Puppen seiner Töchter wieder findet; er sieht sich in seinem täglichen Element, ist diesen Engländern äußerst dankbar, daß sie ihm diese Ueberraschung verschafft, spricht davon, es könnten die Engländer seinen Landsleuten, die auf ihrer Hut seyn und sich nicht schlafen legen dürften, leicht als Maler den Rang ablaufen, und dieses Thema vertheidigt er so ungeschlacht, als ob er aus der Gegend von Hull oder Glasgow zu Hause wäre. Glauben Sie aber, diese plötzliche Parteinahme für die Pflanzen fremder Erdreiche, nicht bloß für die, welche auf dem großen Markt der Champs Elysées der Schau- oder Kauflust entgegen kommen, sondern auch für die ausländischen Eigenthümlichkeiten in Literatur und Denkart, die sich unter dem Mantel der Ausstellung in Frankreich einzuschleichen suchen, diese plötzliche Parteinahme wird keine Wurzel schlagen, verspricht keine Dauer und wird, wie alle Moden, nach kurzem Daseyn in das blaue Nichts verschwinden. Schon zeigt sich der Gegensatz und das alte Frankreich erhebt sich in mancherlei Gestalten gegen die fremde Neuerung. Es ist kein patriotischer Trieb, der diese Bewegung macht und leitet; es ist der französische Geschmack, der seit Jahrhunderten unter den verschiedensten Anschwemmungen verschwindet und doch sie alle überdauert. Alles dient ihm zur Wiedergeburt, wenn man ihn todt glaubt, die Sitte wie die Unsitte, die Leidenschaft wie die Weisheit, das Vaudeville wie die Tragödie.

Gestern war es der gestrenge Ponsard, der zwar nur durch einzelne Blitze und vereinsamte Blumen dem ächt französischen Geschmack huldigt, aber den literarischen Geist der Dichter und der Jugend auf dieser Bahn gelenkt und weiter, als er anfänglich vielleicht selber wollte, fortgeschoben. Heute ist es die Rachel, die, durch die Triumphe der Ristori in Eifersucht versetzt, ihren Reiseplan vorläufig aufgegeben hat und in den von ihr verschworenen Hallen des Théâtre français gegen alle Erwartung ihre tragische Plastik von neuem auskramt. Als sie neulich vom Todtenamte für Madame Girardin aus der Kirche durch die ein Doppelspalier bildende Menge mit zornigem Gesicht und aufgeregtem Stolz im raschen Gange die enge Straße hinab den elysäischen Feldern zuschritt, sagten alle die Literaten, die mich umstanden: „Die denkt nicht an die Verstorbene, die denkt an die Ristori." Und sie, die vor Kurzem noch gezwungen werden mußte, in einem Trauerspiele von Corneille auf der Bühne des Théâtre français aufzutreten, sie griff, kaum hatte die Ristori mit ihrer Mirra einige Wochen Aufsehen gemacht, nach der Rolle, in der sie als lebendige Statue die meiste Wirkung thut, nach ihrer Phädra, und ihre ruhmvollsten Abende erneuerten sich für sie.

Unterdessen steigt, als ob sie die Auferstehung der Todten parodiren wollte, die hochbejahrte Georges als Cleopatra auf den Brettern des Odeon hervor und erregt noch immer das Erstaunen der Zuschauer. Die Pariser, die gern alles vermengen und, wo es auf eine possirliche Bemerkung ankommt, keinen Unterschied zwischen einem Helden und einer Bühnenkönigin zu machen pflegen, haben auch bei dieser Gelegenheit ihren unehrerbietigen Humor bewährt. „Es ist der Radetzky des Theaters, diese Georges," sagte bei der ersten Vorstellung ein Witzbold, und seine Logennachbarn sahen darin zwar eine Ehre für die Georges, aber keine Entweihung für den alten Feldherrn, den sie außerdem im Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei hoch über ihre eigenen St. Arnauds und Canroberts zu stellen sich gefallen. — Ich hatte diese Georges zum letzten mal vor vierzehn Jahren gleichfalls auf der Bühne des Odeon als Königin Agrippina in Racines Britannicus gesehen. Ich hatte ein paar Deutsche bei mir, unter andern den Düsseldorfer Wolfgang Müller, der damals, mit der Glorie seiner poetischen Erstlinge umgeben, nach Paris gekommen war. Er fand das Stück, zu dem er verschwärzende Vorurtheile mitgebracht, vortrefflich gebaut, die Handlung zumal rasch und spannend; es ginge wie auf der Eisenbahn, sagte er, die Charaktere schienen ihm täuschend wahr, wenn auch ohne Ansprüche auf Erhabenheit, der schmucklose Dialog im Einklang mit dem Ganzen, und das Ganze verschaffte ihm überraschende Befriedigung. Das Gesammtspiel fand er leidlich, wenn auch nicht ausgezeichnet, nur die damals schon graue Georges bewunderte er wegen der Würde und Hoheit ihrer

Haltung, wie um der Klarheit und der festen Ruhe ihres Vortrags willen. Ich erinnere mich nicht, daß er sie darum gelobt, weil sie den innern Zusammenhang der Rolle geschickt herausgekehrt, die wechselnden Stimmungen von Furcht und Hoffnung, von Verdruß und Freude, durch welche sie hindurch muß, gehörig betont habe, aber immerhin ließ sie das Bild einer großartigen Erscheinung in des jungen, empfänglichen Dichters Brust zurück. Daß sie in ihrem hohen Alter noch so merkwürdige Reste von Schönheit bewahrt hatte, trug gleichfalls zu der glücklichen Wirkung bei, welche die Veteranin der tragischen Schauspielkunst hervorbrachte. — Diese Schönheit hat sie heute, vierzehn Jahre später, noch nicht ganz verloren, und obgleich die Zeichen größerer Gebrechlichkeit, namentlich in den Bewegungen, sichtbar sind, obgleich die Stimme nicht mehr die frühere Helle, nicht mehr den alten kräftigen Anschlag besitzt und ihre wachsende Beleibtheit in einiger Unbehülflichkeit sich kund gibt, so ist doch die geistige Jugend noch unversehrt und dem Aufschwung des Gemüths sind noch alle seine Springfedern geblieben. — Sie trat dießmal als Cleopatra in Corneilles Rodogune auf. Hier handelte es sich nicht darum, alle Finten diplomatischer Klugheit, alle Feinheiten der Ueberredungskunst zur theatralischen Geltung zu bringen, hier war eine barbarische Fürstin gegeben, die ihre ungezähmten Leidenschaften, die Eifersucht und den Rachedurst, den Widerstreit der Mutterliebe und des verletzenden Stolzes ohne Schonung und Maß in Worten und Thaten offenbart. Die alte Georges hatte sich in das Verständniß der Rolle mit sichtendem Verstande einzuarbeiten gewußt; der unauslöschliche Vulkan in ihr genügte, um das Wesen dieser gekrönten Asiatin in's vollste Licht zu setzen. Ihr hohes Alter, statt ein Hinderniß zu seyn, ward ein Vortheil, und die ehrwürdige Gemessenheit, welche die Last der Jahre der viel geehrten und viel beneideten Künstlerin auflegte, milderte einigermaßen die allzurauhen, allzunackten und wilden Seiten, wenn ich so sagen darf, das scythische Element des Charakters, dessen Darstellung sie als ein Erbe ihrer Glanzperiode übernommen hatte und dem europäischen Publikum vorzusetzen sich nicht scheute, nachdem sie damit den Beifall des großen Napoleon sich erobert.

Seitdem ich diese Zeilen niedergeschrieben, habe ich die alte Priesterin der Melpomene wieder als Agrippina gesehen, und sie ihres unbeschädigten Rufes würdig, die scenische Entwicklung der Rolle noch immer so fein und reich gefunden, wie vor vierzehn Jahren. Der Gang war allerdings unsicher, das Aufstehen und Niedersitzen bis zum Peinlichen beschwerlich, und die Aussprache ging manchmal, wenn sie laut ward, in's Kreischende, in Augenblicken des Rückhalts, wo geflüstert werden mußte, in's Unverständliche. Aber wer vor allem auf den geistigen Gehalt ihres Spiels, auf das darin achtete, was von dem fügenden Verstand und dem gebietenden Willen, mit Einem Worte vom Bleibenden im Menschen, nicht von der brechenden Natur abhing, der konnte ihr eine Bewunderung, wie sie nur der seltensten Vortrefflichkeit gezollt zu werden pflegt, sicher nicht versagen. Was vor allem überraschen und mit einem hohen Begriff von der Begabung dieser Künstlerin, die sich tief in den Siebenzigen noch nicht überlebt hat, erfüllen muß, das ist die ungemeine Geschmeidigkeit der Haltung, Bewegung und Betonung, womit sie die geringsten Licht- und Schattenstufen dieser unvergleichlich reich schattirten Rolle erfaßt und hervorhebt. Sie ist in dieser Hinsicht der stolzen Rachel sichtlich überlegen, die beinahe Achtzigjährige überlegen der in den Jahren stehenden, wo man noch rüstig ist, wenn man vernünftig gelebt hat. Ihre Darstellungen haben daher nicht bloß, was die einzelnen Rollen, sondern auch was die einzelnen Lagen betrifft, in welche die Personen gebracht werden oder sich bringen, bei weitem mehr Charakteristik als die hauptsächlich auf harmonische Plastik in Gestalt und Rede berechneten Leistungen der Rachel. Wie Agrippina erst fürchtet, und ihre Furcht durch Drohung jezt zu beschönigen, dann zu betäuben oder zu bergen sucht, wie sie dann Nero, vor dem sie in ihrem Inneren mehr und mehr sich entsezt, zu gewinnen strebt, und zu dem Ende, in dem thörichten Bewußtseyn großer Klugheit mit der unklugsten Offenheit ihm enthüllt, was sie für ihn gethan, und so die gräßlichsten Geheimnisse ihres Gewissens ihm aufdeckt, wie sie ihn dann von seinem verbrecherischen Vorhaben abgewendet, ihn auf ihre Seite gezogen zu haben sich schmeichelt, und eine Minute, ehe alles zusammenbricht unter ihr, in trügerischem Jubel, wie im Wahnsinn, sich ergeht, das alles hat sie verständlich und einleuchtend gemacht durch die Weise, wie sie jedem Worte einen Rang und gleichsam eine Musik, wodurch es erklärt wurde, zu verleihen wußte. Sie wurde von den Zuschauern fortwährend laut ermuntert, von den Mitspielenden aber zuweilen genügend, im Ganzen mit unzulänglichem Zusammengreifen unterstüzt. Das Volk, das in die Schauspielsäle strömt, fühlt die Naturwahrheit einer Georges und weiß die Macht der Hindernisse, welche das störrige Alter vergebens ihrem Genius entgegenstellt, zu berücksichtigen. Daher fliegen auch am Ende der Darstellungen, um die zahlreichen Ausbrüche panegyrischen Ungestüms während derselben in einem blühenden Chor zusammenzufassen, jugendliche Blumenkränze der bald achtzigjährigen Künstlerin zu, deren innere Kraft der ganzen Last eines so langen Erdendaseyns siegreich widersteht.

Natürliche Menschen haben mehr Sinn für solche Erscheinungen, als verfeinerte Dilettanten, die sich zu Kennern herangebildet und in literarische, musikalische oder plastische Sekten eingetheilt haben. In diesen schöngeistigen Kreisen sind jezt die Italiener in der Mode, und diese längst in allem, außer der Musik, als versunken betrachtete Nation wird plötzlich an die Spitze der europäischen Cultur gestellt. Die kleinen Blätter und die Didaskalien der größeren Zeitungen werden gar nicht satt, die Ristori zu vergöttern, und die Einsprache, welche sich gegen die übertriebenen Lobeserhebungen dieser transalpinischen

Melpomene kundgibt, ermangelt aller Kraft des Freimuths und verbirgt, einem so vielstimmigen, zusammenhängenden Bravo gegenüber, ihre Verlegenheit unter den Jasmindüften einer gezierten Sprache. — Neben der Italienerin, welche gegenwärtig im redenden Schauspiel herrscht, ist der in Paris unter Victor Hugos Leitung und Einfluß zur Kunst erwachsene Verdi als Tondichter jezt der Löwe des Parnasses, und seine „sicilianische Vesper" wird zwar nicht in der eigentlichen Bedeutung des Worts bewundert, ist aber doch der Angelpunkt lebhafter Erörterung geworden. Man gesteht Verdi nicht unbedeutende Anlagen und ernstliche Studien zu, man erkennt seine gewissenhafte Rücksicht auf den Inhalt des Textbuches an und beklagt sich nur, daß er in seinem Eifer für die Treue gegen den Geist der ihm anvertrauten Worte die melodische Unterhaltung der Zuhörer nicht hinlänglich beachtet, ein Vorwurf, dessen Härte er mit einem Armuthszeugnisse der Natur zurückweisen kann. Darum ist es ihm auch nicht zu verdenken, wenn er vom Fette Meyerbeers mehr oder weniger sich nährt. Eben weil er nur die erste der Mittelmäßigkeiten ist, wird er unbeneidet so hoch gestellt, während die Mailänder Statuen, denen ihrer wundersamen Grazie wegen unstreitig der erste Platz unter den Sculpturarbeiten der Kunstausstellung gebührt, mit weit weniger Lobsprüchen geehrt werden. Man kann sich nichts Zarteres und zugleich Innigeres denken, als das Gebet von Galli. Das Ende der weiblichen Kindheit mit dem ersten Flaume der Mädchenjahre, der kaum noch bewußte Glaube mit der schon beginnenden Inbrunst einer werdenden Jungfrau verschmolzen, kann nicht anschaulicher und zugleich auch nicht züchtiger gedacht werden. Von diesem Galli, von Magni, Marchesi, Rossi und noch mehreren andern sind köstliche Erzeugnisse vorhanden, mit denen sich, nach meinem Gefühl, die französischen Bildhauereien nicht messen können, und ein Lombarde, der aus dem österreichischen Gemäldesaale zu seinen lieben heimathlichen Marmorbildern kam, hat sich eine Bemerkung erlaubt, die in Paris zwar sich hinwerfen, in Deutschland aber nicht drucken läßt. Wenn es mir aber außer Zweifel scheint, daß die Mailänder Sculpturen selbst den französischen an Gefälligkeit vorgehen, so möchten sie an Gewalt und Gewicht den englischen und deutschen im Allgemeinen nachstehen.

So ziemlich die Wage halten dürften sich die Lyoner Prachtstoffe und die Wiener Seidenzeuge, jene durch Gluth, Glanz und Herrlichkeit der Farben, diese durch Gediegenheit der Weberei und noch mehr durch die Billigkeit des Preises den ersten Rang behauptend; dagegen ist den Lyonern in den blendenden Priestergewändern das Primat nicht abzusprechen, und die katholische Rhonestadt zeigt sich sonach im Gewerbfleiß ihrer gepriesenen Andacht würdig. Die übrigen Provinzen der Gewerbeausstellung sind nur durch ihre fremden Erzeugnisse den Parisern eine Neuigkeit. Was sie selber erzeugen und aus den Departements bekommen, steht ihnen ja das ganze Jahr vor Augen. Ganz Paris ist vom ersten Januar bis zum einunddreißigsten December eine ununterbrochene Waarenschau und die Menge vornehmeren, feineren, theureren Schmucks liegt im Palays royal oder in der Rue Vivienne übersichtlicher vor den Augen der Schlendernden als im Glaspalast.

Unter den Proben ausländischen Gewerbfleißes werden von den Sachverständigen namentlich die zahllosen Muster englischer Arbeit wohl beachtet und bis auf die kleinsten Trödeleien untersucht. Die Laien dagegen, die vom inneren Werth und vom Kaufpreis wenig oder nichts verstehen, erfreuen sich der belehrenden Anordnung und der einladenden Sauberkeit, welche diese gewerblichen Erzeugnisse Englands von den insularischen Malereien so vortheilhaft unterscheidet. Von den kleineren Staaten wird der Schweiz, Belgien und Sachsen, wegen ihres in Frankreich längst begründeten Rufs, besondere Achtsamkeit geschenkt. Elberfeld und Barmen lassen sie gleichfalls Gerechtigkeit widerfahren, man erwehrt sich aber der Bosheit nicht, ihr Verhältniß zu Lyon mit den kürzlich erst abgeschnittenen Ueberlieferungen des belgischen Buchhandels zu vergleichen.

Dank der gütigen Jahreszeit, haben wir aber in diesem Augenblick kleine, nicht durch ganz Europa ausposaunte, aber reizende, die feinsten Sinne bestechende Ausstellungen, die uns jedes Jahr in diesen schönen Sommertagen beschеert sind. Da habt ihr auf dem Platze St. Sulpice, da habt ihr nicht weit von Notredame und der heiligen Kapelle, die selbst nur eine Rose scheint, vor dem romanischen, neu herausgeputzten Thurme an der westlichen Ecke des Baulabyrinths, das die Polizei, den Justizpalast, die Conciergerie und ähnliche gestrenge Behausungen in sich faßt, auf den Boulevards, vor der Börse, auf dem Concordienplatz, und wo sonst noch sonnige Ecken sind, größere und kleinere, aber immer allerliebste Blumenparaden. Die jungen Hausfrauen von Paris kommen auf diese lachenden, duftigen Märkte, um für den Schmuck ihres Stilllebens den gehörigen Vorrath zu erwerben, und ich weiß mehr als Ein bescheidenes, vergnügtes Haus in dieser Stadt des Goldes, des Rauschgoldes und jedes denkbaren Rausches, wo die Gaben der Flora mit so feinem Sinne ausgesucht, mit so richtigem Gefühle angeordnet sind und mit so zarter Hand gepflegt werden, daß einem in diesen kleinen Kreisen oft ästhetisch ungleich wohler wird, als in der weltbürgerlichen Curiositätensammlung und all den vielgepriesenen Anstalten ähnlicher Art, die vom Staat oder redseligen Gesellschaften reicher Käuze hergerichtet und geleitet werden.

Noch zu andern Ausstellungen gibt die Jahreszeit Anlaß und Mittel. Die ersten Früchte des Sommers strömen uns zu aus den an diesen Waaren reichen Landschaften auf fünfzig Stunden im Umkreis von der leckeren Hauptstadt. Namentlich die Erdbeeren sind durch den Reiz des Aromas, durch die Süßigkeit, die sie dem Gaumen verheißen, und das liebliche Feuer ihrer Farbe eine magische Lockung für die zahlreichen Liebhaber dieser

Juwelen des Gartens und des Gehölzes, welche zugleich drei Sinnen schmeicheln und mit einem nur von der Traube erreichten Geschmacke die Farbe der glühendsten Rose und den Duft der besten Gewürze vereinigen. Im hügeligen Waldland um Paris konnten sich während der heißen drei Wochen, die plötzlich den entsetzlich langen winterlichen Frühling ablösten, die mit deren Winkeln und Biegungen bekannten Pariser ohne Kosten die Augen- und Gaumenweide suchen, während die Gäste und Zugvögel durch Ausflüge in die Dörfer und Flecken, Weiler und Villen im lieblichen Weichbild von Paris von dem freundlichen, fröhlichen Schauspiel der Umgebung dieser gepriesensten und gescholtensten aller Städte ein unvergeßliches Andenken mit nach Hause nehmen können. Wer sollte an dieser Fülle von großstädtischen Idyllen, wenn ich so sagen darf, nicht seine Freude haben, und die Genüsse, die sie ihm gewähren, nicht in die treu bewahrende Seele einprägen? Das ersehnte Sommerwetter in der ersten Hälfte des Juli führte die ruris amatores aus allen Enden von Paris, wie aus allen Ecken Europas zu Myriaden in das häuserreiche und buschige Umland des neuen Babel und des neuen Athen, denn die beiden Namen gebühren dem eigenthümlichen Mittelpunkt der gesitteten Welt. Am St. Heinrichstage war das Gewimmel am stärksten. Jung und Alt, Reich und Arm, vornehm und niedrig, alles strömte auf's Land zu Fuß, zu Pferd oder Esel, im Wagen oder zu Wasser. Alle Schenken waren gefüllt, alle großen und kleinen Haushaltungen, die sich im üppigen Umkreis und seinen Flecken oder Städtchen für die Sommerszeit angesiedelt, erhielten willkommene Gäste. In dem Hause eines ziemlich wohlhabenden Handwerkers sah ich eine Gesellschaft von jungen Meistern und Gesellen, die bald Meister zu werden hoffen, bei kaltem Geflügel und leidlichem Landwein die Gesundheit des heiligen Heinrich trinken. Der heilige Heinrich war für diese ächten Franzosen niemand anders, als Heinrich der Vierte, der bedenkenlose Lebemann, und einer von den guten Leuten setzte arglos bei, er sey heilig gesprochen worden, weil er katholisch geworden. Seit diesem St. Heinrichstage ist das Wetter etwas unwirsch geworden, doch sind diese flüchtigen Schauer, diese Damen- und Mühlenspiele von Sonnenschein und warmem Regen weder eine Gefahr für die Feldfrüchte, noch ein Hinderniß für die sommerlichen Vergnügungen.

London, Juli.

Die Sonntagsbill. — Der Crystallpallast. — Abschaffung des Zeitungsstempels.

Zur großen Freude der wohlgesinnten Bürger ist London wieder zum status quo vor den Hydeparktumulten zurückgekehrt. Daß die „Sonntagsbewegung" sich so ruhig verlaufen und nichts anderes als ein paar hundert feiner Spiegelfensterscheiben zertrümmert hat, verdanken wir der Klugheit der Regierung und der wahrhaft afrikanischen Hitze. Bei 30 Grad Reaumur vergeht einem die Lust, unter Gottes freiem Himmel eine „Demonstration" zu machen. Freilich, wäre es verboten gewesen, so hätte man vielleicht das Unmögliche geleistet; verbotene Früchte reizen. Aber die Behörden waren weise genug, es nicht zu verbieten, und so blieb dem souveränen Volk nicht der geringste Grund, sich der Gefahr eines ruhmlosen Sonnenstichs auszusetzen. Uebrigens glaube man darum nicht, daß sich die Aufregung der Massen gegen die Aristokratie völlig gelegt habe. Die Sonntagsbill des Lords Grosvenor war nur die Veranlassung, nicht die Ursache der letzten Ausbrüche; die Ursache liegt tiefer. Wenn der Körper krank ist, reicht ein Ritz mit der Nadel hin, um den ganzen Organismus der Auflösung nahe zu bringen. Die Sonntagsbill würde bei weitem nicht so schwer auf den unteren Klassen gelastet haben, wie die berüchtigte Bierbill, die trotzdem beim Publikum fast auf keinen Widerstand stieß. Aber als jene Maßregel vom Parlament angenommen wurde, hatte die Nation noch so viele Illusionen, die jetzt verschwunden sind, und betrachtete sie ihre natürlichen Vorgesetzten mit andern Augen, als heutzutage.

Dem fanatischen Geschrei der „Sabbathheiliger" zum Trotz sind die Tage der Bierbill nun gezählt. Sobald es der schleppende Geschäftsgang erlaubt, wird sie zu ihrer todtgeborenen Schwester in's Grab gelegt werden. Das Unterhaus konnte dem Druck von außen nicht länger widerstehen und dekretirte vor einigen Wochen die Niedersetzung einer Untersuchungskommission. Die Verhandlungen, so weit sie vorliegen, bestätigen alles, was ich früher in dieser Beziehung geschrieben. Nach dem beinahe einstimmigen Zeugniß der bisher vernommenen Zeugen — Magistrate, Polizeibeamte u. s. w. — hat die Bill eher nachtheilig als günstig auf die öffentliche Sittlichkeit gewirkt,

und namentlich eine große Vermehrung der heimlichen Völlerei (in den Wohnhäusern, oder in unerlaubten — unlicensed — Kneipen) zur Folge gehabt. Die Verhandlungen brachten eine seltsame Thatsache zu Tage. Im Allgemeinen kommt in England je ein Trunkenbold auf 30,000 Menschen. Während des verflossenen Jahres wurden aber zwei Parlamentsmitglieder, im Jahr 1853 gar drei, und 1852 eines wegen Trunkenheit verhaftet, also durchschnittlich zwei im Jahr. Unter den 650 Gesetzgebern befinden sich demnach verhältnißmäßig beinahe zehnmal so viel Trunkenbolde (im polizeilichen Sinne des Worts), als unter der Bevölkerung überhaupt.

Ich war gestern im Crystallpalaste zu Sydenham. Mit Ausnahme des industriellen Departements, das noch sehr zurück ist, sind die inneren Einrichtungen nahezu vollendet. Der Gesammteindruck ist wahrhaft feenhaft. Wenn man in's Einzelne geht, entdeckt man allerdings vielfache Mängel, aber der Reichthum des artistischen Materials, und die geschmackvoll angeordnete Sammlung der exotischen Pflanzen, die unter dem Glasdach wunderbar gedeihen, söhnen uns wieder mit dem Ganzen aus. Der Park ist schön angelegt, und wird mit der Zeit ohne Zweifel einen Theil der Lobeserhebungen verdienen, die wohlbezahlte Penny-a-liner schon jezt an ihn verschwenden. Die Springbrunnen, welche dem Versprechen der Direktoren gemäß die von Versailles in Schatten stellen sollen, sind leider erst zur Hälfte fertig.

Daß der Crystallpalast so wenig Industrieprodukte enthält, ist hauptsächlich die Schuld der Direktoren, welche bisher für die Ausstellungsräume fabelhafte Miethzinse forderten, und sich überhaupt nicht besonders business-like benehmen. Die Aussteller hielten vor Kurzem ein Meeting, in dem sie eine Beschwerdeschrift aufsezten und der Gesellschaft drohten, in Masse zu kündigen, wenn ihre Forderungen nicht sämmtlich bewilligt würden. Die Gesellschaft machte gute Miene zum bösen Spiel und ging auf alle Bedingungen ein. Paxton, der bis dahin die Oberleitung des Unternehmens gehabt hatte, trat in Folge dieser Palastrevolution von seinem halbdiktatorischen Posten ab und kehrte in die Reihen der einfachen Direktoren zurück. Paxton ist kein Geschäftsmann. Was nicht von Eisen oder Glas ist, hat keinen Werth für ihn. Es gab in alten Zeiten einen König, der alles, was er anrührte, in Gold verwandelte; derselbe König hatte, wenn ich mich nicht irre, Eselsohren. Paxton gleicht diesem Monarchen in gewisser Beziehung. Er will alles, was er anrührt, nicht in schnödes Gold, aber doch in Eisen und Glas verwandeln; ob die Aehnlichkeit sich weiter erstreckt, wage ich nicht zu entscheiden. Neulich veröffentlichte er bekanntlich ein gigantisches „Schema," das in nichts geringerem bestand, als London mit einem doppelten Schienenwege und einer 180 Fuß hohen und 72 Fuß breiten „Eisen- und Glasarkade" zu umgürten. Das Projekt fiel zu seinem großen Bedauern in's Wasser; aber das entmuthigte ihn nicht, und wie ich höre, arbeitet er gegenwärtig an einem zweiten, noch riesenhafteren Entwurfe. Wahrscheinlich hat er im Sinn, ganz England unter Glas und Eisen zu sezen, um seinem Vaterlande das Klima der azorischen Inseln zu geben.

Die Abschaffung des Zeitungsstempels hat in der englischen Tagespresse bei weitem keinen solchen Umschwung hervorgebracht, wie sanguinische Köpfe erwarteten. Verschiedene der »Penny-publications« sind bereits eingegangen, und die übrigen werden ohne Zweifel dieses traurige Schicksal über kurz oder lang theilen. Ein Tageblatt läßt sich hier zu Lande nicht für einen Penny herstellen. Der Papierpreis — auf dem Papier lastet eine beträchtliche Taxe — und die sonstigen Produktionskosten sind zu hoch. Man hält mir vielleicht die Penny-Wochenblätter entgegen, deren Besizer gute Geschäfte machen; aber diese Blätter füllen sich entweder mit gestohlenen Artikeln, oder mit Originalaufsäzen und Novellen, die nach gegebenen Mustern zusammengesudelt und verdientermaßen wie die niederste Handarbeit bezahlt werden. Eine politische Zeitung, sey sie auch noch so schlecht, muß „Nachrichten" liefern, die theuer sind, und hat sie auch gesezlich das Recht, die größeren Blätter zu plündern, so kann sie doch, wenn sie dieß thut, nicht gleichzeitig mit denselben erscheinen, und gefährdet schon dadurch ihre Verbreitung. Selbst zwei Pence ist nach allen Erfahrungen ein zu niedriger Preis für eine tägliche Zeitung. Der »Express,« der zwei Pence kostet (früher drei), und nur aus zwei Doppelfoliobogen besteht, ist im Grunde nur eine abgekürzte Abendausgabe der Daily News. Er enthält keine Originalartikel oder Korrespondenzen.

Eine große Zeitung vom Format der Times — ohne die Beilage — ist nicht billiger als für vier Pence zu liefern, und sogar bei diesem Preis bedarf sie einer ausgehnten Verbreitung, um sich zu rentiren. Wir haben gegenwärtig in London sechs solcher Blätter, und davon bringen bloß zwei ihren Eigenthümern Gewinn, die Times und ihr plebejischer Nebenbuhler, der Morning Advertiser. Die übrigen sind Cliquenorgane und werden nur durch große Geldopfer aus Parteirücksichten auf den Füßen erhalten. — Die Beförderer billiger Zeitungen rechneten hauptsächlich auf das Arbeiterpublikum; aber sie machten die Rechnung ohne den Wirth. Die Handwerker bekommen vom Publican, der ihren Laden mit Bier versorgt, eine Zeitung, meistens den Morning Advertiser — das Eigenthum des Bierwirths — unentgeltlich auf einige Stunden geliehen, und die Fabrikarbeiter, auch viele Handwerker, haben ihre „Institute," in denen die wichtigsten englischen Tageblätter ꝛc. aufliegen. Da sie die Originale lesen, sind sie also nicht in Versuchung, sich einen schlechten Nachdruck zu kaufen. Meiner Ansicht nach wird demnach die Abschaffung des Zeitungsstempels nicht viel in den bestehenden Preßverhältnissen ändern. Kommen auch, wie zu erwarten steht, in den Provinzen, die bisher keine Tageblätter hatten, ein paar täglich

erscheinende Zeitungen auf, so werden doch die Londoner Journale nach wie vor ihr Uebergewicht behaupten. London ist nun einmal der politische und commercielle Schwerpunkt Englands.

Aus dem Jura, Juli.

VI.

(Schluß.)

La Chaux de Fonds.

Von anderer Seite hörte ich, man rechne hier, streng genommen, acht Wintermonate, und wenn dann die Kälte fast unausgesezt eine empfindliche sey, so fühle man sich dennoch behaglicher dabei, als bei der brennenden Hitze so mancher Sommertage; nichts aber sey vergleichbar mit der wohlthuenden Frische und Kühle der Sommermorgen und Abende, mit dem lauen Wehen der Nachtluft, und ein Spaziergang in die ganz nahen prachtvollen Wälder, durch die duftigen Matten entschädige reichlich für monatelanges Einsitzen. In der That ist der Contrast zwischen dem gewerbthätigen, übervölkerten La Chaux de Fonds und seinen nächsten Umgebungen auffallend. Man hat Glasgow, man hat Sheffield zwei Stunden hinter sich und noch dunstet, dampft, brennt, hämmert und klopft es in allen Richtungen; aschgraue Dunstmassen lagern über dem qualmenden Häusergewimmel und die Hölle scheint sich zu öffnen, wenn die Eisenbahnzüge aus Süden und Norden, aus Westen und Osten daher brausen, die Flammen aus den hohen Thürmen, in welchen das Eisen geschmelzen wird, wild empor lodern, und das Geschrei, die Verwünschungen widerspenstiger Arbeiterschaaren die Luft erfüllen. Hier dagegen führen wenige Schritte aus dem Bereich einer großartigen Gewerbthätigkeit in das der Idylle: da liebliche Thäler, dort sanft schwellende Hügel; da frischgrüne Matten, dort majestätische Föhrenwälder; da malerische Felsengruppen, dort sorgsam eingehegte Meiereien oder Guinguetten, welche aus dem Schatten stolzer Fichten kokett hervortreten. Auf den ausgedehnten Triften weidet prachtvolles Vieh in Paul Potterscher Behaglichkeit; vom Saume des nahen Waldes herab tönt die Schalmei des Hirtenknaben und von Bel-Air herüber der laute Jubel eines »aicry of children, little eyases,« welche ohne Zweifel anher geführt worden sind, um einen Geburtstag zu feiern, und über dieser alpilichen Scenerie ist das wolkenlose Himmelsgewölbe ausgespannt, die noch kräftigen Sonnenstrahlen überglänzen hier an den Felsenkuppen die farbigen Flechten und das bunte Buschwerk, dort an den Thalseiten die lachenden Triften und die dunkelgrünen Wellen des vom Südwind geschaukelten Föhrenwaldes, während die Lerche sich in die blaue Luft empor hebt und ihr Abschiedslied singt. Nur eines fehlt dieser reizenden Landschaft — das Silberauge des Wassers, dieser Diamantschmuck fast aller Thäler des Jura, der Schweiz.

„La Chaux de Fonds liegt aber,“ höre ich sagen, „an der Ronde, und da dieser „Fluß“ die Räder einer der größten Mühlen des Jura in Bewegung sezt, darf man nur den rechten Standpunkt aufsuchen, um die Landschaft durch ihn belebt zu sehen.“ — Die Ronde soll allerdings zuweilen im Frühjahr die Ausdehnung und Gewalt eines Flusses haben und in wildem Ungestüm durch die Schlucht niedertoben; jezt aber floß sie, von der Sonnenhitze ausgesogen, gar zahm und still in ihrem schmalen Bett dahin und die Sonne schien es zu verschmähen, sich auf der kleinen dunkelbraunen Fläche ihres Wassers zu spiegeln. Indessen ist die Ronde doch in zweifacher Hinsicht bemerkenswerth. Sie sickert eine Viertelstunde von La Chaux de Fonds aus einer Felsenbank, den Quellen der Birs nicht unähnlich, murmelt durch den tiefen Thaleinschnitt und wirft sich, sobald sie das „Dorf“ zu Gesicht bekommt, in eine Felsenhöhle, ohne daß man je wieder etwas von ihr sieht oder hört. Die Ronde ist demnach wahrscheinlich der kürzeste aller Flüsse auf diesem Erdenrund; überdieß läßt das ruhelos thätige „Dorf“ sie ihres kurzathmigen Daseyns nicht froh werden, denn sie muß in ihren lezten Augenblicken noch einem Müller dienstbar werden, der sich und seinen Rädern unterirdisch Raum geschaffen. An diesen unterirdischen Mühlen scheint man übrigens im Jura einen besondern Gefallen zu haben, denn ich sah deren bei Renan sowohl als in der Umgegend von Locle.

Bel-Air, dessen so eben gedacht wurde, ist eine Guinguette, die aber von Jahr zu Jahr ihre Ansprüche auf einen besseren Namen zu rechtfertigen strebt und mit ihren Alleen, Geisblattlauben und Pavillons allmählig ein ganz vornehmes Aussehen gewinnt. An heitern Sonntagen wimmelt es hier von Besuchern, und wer in puritanischer Weise am Tag des Herrn öffentliche Vergnügungsorte meidet, findet sich gewiß am Montag hier ein, an welchem die Mehrzahl der Maschinen und der Hände zu ruhen pflegt. Der »établisseur,« der »maître horloger« kommt mit Frau und Kindern heraus, um nach den langen Wintermonaten und nach fünf arbeitsschweren Tagen die Sonne von Angesicht zu Angesicht zu sehen, die reine Himmelsluft zu athmen und »to ease his legs,« mit Shakespeare zu reden. Der Gehülfe folgt dem Beispiel des Meisters, und während das Kindervolk durch die Alleen jagt oder sich auf dem Rasenabhang verfolgt, fliegt bei jenen das Weberschiffchen der Unterhaltung rasch hin und her und der freundschaftliche Verkehr zwischen beiden läßt den Fremden kaum glauben, daß sie gegenseitig eine Stellung einnehmen, welche in England eine solche Annäherung unmöglich macht, während in den französischen Fabrikorten die Kluft nur scheinbar ausgefüllt ist und die glatte Phrase, die herablassende Grimasse, die auf Kosten der Arbeiter ermöglichte Sorgfalt für deren Wohlergeben die herzliche Eintracht ersetzen muß, die hier zwischen dem Meister und den Gehülfen in der Familie, in der Werkstätte, in dem Kaffeehanse und auf Bel-Air und Gibraltar sich bethätigt. Gibraltar ist nämlich für den südlichen Theil des „Dorfs" das, was Bel-Air für den nördlichen ist, und der Wetteifer beider Orte, Besucher anzuziehen und zu fesseln, kommt den Bewohnern von La Chaux de Fonds sehr zu statten.

Wer an solchen halb vornehmen, halb ländlichen Vergnügungsorten an dem Menschengewimmel und dem überall wiederhallenden »santé,« — eine Begrüßungsformel, welche hier, wie „Adieu" in der Waadt, jede andere ersetzt — keinen Gefallen hat, begegnet nach allen Seiten hin kleinen, oft sehr anmuthig gelegenen Guinguetten, wo man unter dem vorspringenden Dache oder in der Laube des bescheidenen Gartens ein kühles Plätzchen und ein gutes Glas Neuenburger nebst Butter und Käse findet. Ein Häuschen dieser Art, das eine gute halbe Stunde über La Chaux de Fonds am Wege nach Renan liegt, war wiederholt das Ziel meiner Spaziergänge, wenn gegen Abend die frischen Berglüfte den Duft des nahen Föhrenwaldes herüber trugen und die Sonne den Westen in Gold und Purpur zu kleiden begann. Aus dem grünen Saal des Waldes tretend, sehe ich durch das offene Fenster im Hinterstübchen die Wirthin über ihren Schraubstock geneigt und gleichsam taktmäßig die feine Feile bewegend; sobald sie mich in das Gärtchen treten sieht, legt sie die Feile weg, nimmt ihre Brille ab und kommt in die anstoßende Gaststube heraus, wo auf einem glänzend reinen Tisch eine große Schüssel mit zwanzig bis dreißig hart gesottenen Eiern steht; „ein Lieblingsessen der Frachtfuhrleute, welche aus dem Thal kommen und ihre Pferde hier ausschnaufen lassen," wie mir die Wirthin sagt, die meinen wenigen Anforderungen rasch entspricht und sich eben so rasch wieder an ihre Arbeit setzt; die Thüre, die in das Nebenzimmer führt, ist aber offen, Eintritt und Umschau gern gestattet. Der Werktisch liegt voller Instrumente; der Schraubstock des Wirths, welcher jetzt „an dem See" Wein einkauft, ist neben dem der Wirthin befestigt, den übrigen Raum des Stübchens nimmt das hohe und breite Ehebett ein; neben der anstoßenden Küche ist ein kleiner Ziegenstall angebracht und im Hauseingang führt eine schmale Leiter unter das Dach, wo sich ein hübsches Stübchen findet. „Wir ließen es einrichten," sagte mir die gute Frau mit wehmüthiger Stimme, „als unser einziges Söhnchen in sein sechzehntes Jahr ging; es erlebte jedoch den Einzug in seine neue Wohnung nicht." — Ich glaubte, der Winter müsse sehr rauh und einsam auf diesem Höhepunkt seyn, hörte aber, daß der ganze nahe, nördlich und östlich hinziehende Wald, die Felsenkuppen auf der Südseite und die Frankreich zugewendete Hügelkette den Anprall der Winde mäßigten, daß die Straße in das St. Immerthal selbst in den rauhesten Tagen frei erhalten werde, und daß gerade in jener Zeit die Menge der Straßenarbeiter das Häuschen belebe und das „Geschäft" in der Werkstätte beeinträchtige.

Während mein Tischnachbar aus Bucharest eines schönen Morgens nach Genf abfuhr, um dort wegen Ciselirarbeiten auf Uhrendeckeln — ein Kunstzweig, der in dem „Dorfe" noch viel zu wünschen lassen soll, obgleich man nach den Anzeigen im Moniteur von La Chaux de Fonds das Gegentheil erwarten dürfte — Verabredungen zu treffen, schickte ich mich zu einem kleinen Ausflug an die Ufer des Doubs und in den französischen Theil des Jura an.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 32. 5. August 1855.

The poet's eye, in a fine frensy rolling,
Doth glance from heaven to earth, from earth to heaven:
And, as imagination bodies forth
The forms of things unknown, the poet's pen
Turns them to shapes, and gives to airy nothing
A local habitation, and a name.

Shakespeare.

Dulce est desipere in loco.

Horat.

Mozart auf der Reise nach Prag.

Novelle von Eduard Mörike.

III.

Mozart fuhr fort: „Es sind nun siebzehn Jahre her, daß ich Italien sah. Wer, der es einmal sah, insonderheit Neapel, denkt nicht sein Lebenlang daran, und wär' er auch, wie ich, noch halb in Kinderschuhen gesteckt! So lebhaft aber wie heut in Ihrem Garten war mir der letzte schöne Abend am Golf kaum jemals wieder aufgegangen. Wenn ich die Augen schloß — ganz deutlich, klar und hell, den letzten Schleier von sich hauchend, lag die himmlische Gegend vor mir verbreitet! Meer und Gestade, Berg und Stadt, die bunte Menschenmenge an dem Ufer hin, und dann das wundersame Spiel der Bälle durcheinander! Ich glaubte wieder dieselbe Musik in den Ohren zu haben, ein ganzer Rosenkranz von fröhlichen Melodien zog innerlich an mir vorbei, Fremdes und Eigenes, Crethi und Plethi, eins immer das andre ablösend. Von ungefähr springt ein Tanzliedchen hervor, Sechsachteltact, mir völlig neu. — Halt, dacht' ich, was gibt's hier? Das scheint ein ganz verteufelt niedliches Ding! Ich sehe näher zu — alle Wetter! das ist ja Masetto, das ist ja Zerlina!" — Er lachte gegen Madame Mozart hin, die ihn sogleich errieth.

„Die Sache," fuhr er fort, „ist einfach diese. In meinem ersten Act blieb eine kleine leichte Numer unerledigt, Duett und Chor einer ländlichen Hochzeit. Vor zwei Monaten nämlich, als ich dieses Stück der Ordnung nach vornehmen wollte, da fand sich auf den ersten Wurf das Rechte nicht alsbald. Eine Weise, einfältig und kindlich und sprützend von Fröhlichkeit über und über, ein frischer Busenstrauß mit Flatterband dem Mädel angesteckt, so mußte es seyn. Weil man nun im Geringsten nichts erzwingen soll, und weil dergleichen Kleinigkeiten sich oft gelegentlich von selber machen, ging ich darüber weg und sah mich im Verfolg der größeren Arbeiten kaum wieder banach um. Ganz flüchtig kam mir heut im Wagen, kurz eh' wir in's Dorf herein fuhren, der Text in den Sinn; da spann sich denn weiter nichts an, zum wenigsten nicht daß ich's wüßte. Genug, ein Stündchen später, in der Laube beim Brunnen, erwisch' ich ein Motiv, wie ich es glücklicher und besser zu keiner andern Zeit, auf keinem andern Weg erfunden haben würde. Man macht bisweilen in der Kunst besondere Erfahrungen, ein ähnlicher Streich ist mir nie vorgekommen. Denn eine

Melodie, dem Vers wie auf den Leib gegossen — doch, um nicht vorzugreifen, so weit sind wir noch nicht, der Vogel hatte nur den Kopf erst aus dem Ei, und auf der Stelle fing ich an, ihn vollends rein herauszuschälen. Dabei schwebte mir lebhaft der Tanz der Zerline vor Augen, und wunderlich spielte zugleich die lachende Landschaft am Golf von Neapel herein. Ich hörte die wechselnden Stimmen des Brautpaars, die Dirnen und Bursche im Chor."

Hier trällerte Mozart ganz lustig den Anfang des Liedchens:

Giovinette, che fatte all' amore, che fatte all' amore,
Non lasciate, che passi l'età, che passi l'età, che passi l'età!
Se nel seno vi bulica il core, vi bulica il core,
Il remedio vedete lo quà! La la la! La la la!
Che piacer, che piacer che sarà!
Ah la la! ah lala u. s. f. *

„Mittlerweile hatten meine Hände das große Unheil angerichtet. Die Nemesis lauerte schon an der Hecke und trat jetzt hervor in Gestalt des entsetzlichen Mannes im galonirten blauen Rock. Ein Ausbruch des Vesuvio, wenn er in Wirklichkeit damals an dem göttlichen Abend am Meer, Zuschauer und Acteurs, die ganze Herrlichkeit Parthenope's mit einem schwarzen Aschenregen urplötzlich verschüttet und zugedeckt hätte, bei Gott, die Katastrophe wäre mir nicht unerwarteter und schrecklicher gewesen. Der Satan der! so heiß hat mir nicht leicht jemand gemacht. Ein Gesicht wie aus Erz — einigermaßen dem grausamen römischen Kaiser Tiberius ähnlich! Sieht so der Diener aus, dacht' ich, nachdem er weggegangen, wie mag erst Seine Gnaden selbst drein sehen. Jedoch, die Wahrheit zu gestehn, ich rechnete schon ziemlich auf den Schutz der Damen, und das nicht ohne Grund. Denn diese Stanzel da, mein Weibchen, etwas neugierig von Natur, ließ sich im Wirthshaus von der dicken Frau das Wissenswürdigste von denen sämmtlichen Persönlichkeiten der gnädigen Herrschaft in meinem Beiseyn erzählen, ich stand dabei und hörte so —"

Hier konnte Madame Mozart nicht umhin, ihm in das Wort zu fallen und auf das Angelegentlichste zu versichern, daß im Gegentheil Er der Ausfrager gewesen; es kam zu heitern Contestationen zwischen Mann und Frau, die viel zu lachen gaben. — „Dem sey nun wie ihm wolle," sagte er, „kurzum, ich hörte so entfernt etwas von einer lieben Pflegetochter, welche Braut, sehr schön, dazu die Güte selber sey und singe wie ein Engel. Per Dio! fiel mir jetzt ein: das hilft dir aus der Lauge! Du setz'st dich auf der Stelle hin, schreibst's Liedchen auf, so weit es geht, erklärst die Sottise der Wahrheit gemäß, und es gibt einen trefflichen Spaß. Gedacht, gethan. Ich hatte Zeit genug, auch fand sich noch ein sauberes Bögchen grün linirt Papier. — Und hier ist das Produkt! Ich lege es in diese schönen Hände, ein Brautlied aus dem Stegreif, wenn Sie es dafür gelten lassen."

So reichte er sein reinlichst geschriebenes Notenblatt Eugenien über den Tisch, des Onkels Hand kam aber der ihrigen zuvor, er haschte es hinweg und rief: „Geduld noch einen Augenblick, mein Kind!"

Auf seinen Wink that sich die Flügelthüre des Salons weit auf und es erschienen einige Diener, die den verhängnißvollen Pomeranzenbaum anständig, ohne Geräusch in den Saal herein trugen und an der Tafel unten auf eine Bank niedersetzten; gleichzeitig wurden rechts und links zwei schlanke Myrtenbäumchen aufgestellt. Eine am Stamm des Orangenbaums befestigte Inschrift bezeichnete ihn als Eigenthum der Braut; vorn aber, auf dem Moosgrund, stand, mit einer Serviette bedeckt, ein Porcellanteller, der, als man das Tuch hinwegnahm, eine zerschnittene Orange zeigte, neben welche der Oheim mit listigem Blick des Meisters Autographon steckte. Allgemeiner unendlicher Jubel erhob sich darüber.

„Ich glaube gar," sagte die Gräfin, „Eugenie weiß noch nicht einmal, was eigentlich da vor ihr steht? Sie kennt wahrhaftig ihren alten Liebling in seinem neuen Flor und Früchteschmuck nicht mehr!"

Bestürzt, ungläubig sah das Fräulein bald den Baum, bald ihren Oheim an. „Es ist nicht möglich," sagte sie, „ich weiß ja wohl, er war nicht mehr zu retten."

„Du meinst also," versetzte jener, „man habe dir nur irgend ungefähr so ein Ersatzstück ausgesucht? Das wär' was Rechts! Nein, sieh nur her — ich muß es machen, wie's in der Comödie der Brauch ist, wo sich die todtgeglaubten Söhne oder Brüder durch ihre Muttermäler und Narben legitimiren. Schau diesen Auswuchs da! und hier die Schrunde über's Kreuz, du mußt sie hundertmal bemerkt haben. Nun, ist er's oder ist er's nicht?" — Sie konnte nicht mehr zweifeln; ihr Staunen, ihre Rührung und Freude war unbeschreiblich.

Es knüpfte sich an diesen Baum für die Familie

---

* Liebe Schwestern, zur Liebe geboren,
Nützt der Jugend schön blühende Zeit!
Hängt ihr's Köpfchen in Sehnsucht verloren,
Amor ist euch zu helfen bereit.
Tral la la!
Welch Vergnügen erwartet euch da! u. s. w.

das mehr als hundertjährige Gedächtniß einer ausgezeichneten Frau, welche wohl verdient, daß wir ihrer mit Wenigem hier gedenken.

Des Oheims Großvater, durch seine diplomatischen Verdienste im Wiener Cabinet rühmlich bekannt, von zwei Regenten nach einander mit gleichem Vertrauen beehrt, war innerhalb seines eigenen Hauses nicht minder glücklich im Besitz einer vortrefflichen Gemahlin, Renate Leonore. Ihr wiederholter Aufenthalt in Frankreich brachte sie vielfach mit dem glänzenden Hofe Ludwigs XIV. und mit den bedeutendsten Männern und Frauen dieser merkwürdigen Epoche in Berührung. Bei ihrer unbefangenen Theilnahme an jenem steten Wechsel des geistreichsten Lebensgenusses verläugnete sie auf keinerlei Art, in Worten und Werken, die angestammte deutsche Ehrenfestigkeit und sittliche Strenge, die sich in den kräftigen Zügen des noch vorhandenen Bildnisses der Gräfin unverkennbar ausprägt. Vermöge eben dieser Denkungsweise übte sie in der gedachten Societät eine eigenthümliche naive Opposition, und ihre hinterlassene Korrespondenz weist eine Menge Spuren davon auf, mit wie viel Freimuth und herzhafter Schlagfertigkeit, es mochte nun von Glaubenssachen, von Literatur und Politik, oder von was immer die Rede seyn, die originelle Frau ihre gesunden Grundsätze und Ansichten zu vertheidigen, die Blößen der Gesellschaft anzugreifen wußte, ohne doch dieser im mindesten sich lästig zu machen. Ihr reges Interesse für sämmtliche Personen, die man im Hause einer Ninon, dem eigentlichen Herd der feinsten Geistesbildung treffen konnte, war demnach so beschaffen und geregelt, daß es sich mit dem höheren Freundschaftsverhältniß zu einer der edelsten Damen jener Zeit, der Frau von Sévigné, vollkommen wohl vertrug. Neben manchen muthwilligen Scherzen Chapelle's an sie, vom Dichter eigenhändig auf Blätter mit silberblumigem Rande gekritzelt, fanden sich die liebevollsten Briefe der Marquisin und ihrer Tochter an die ehrliche Freundin aus Oesterreich nach ihrem Tod in einem Ebenholzschränkchen der Großmutter vor.

Frau von Sévigné war es denn auch, aus deren Hand sie eines Tages, bei einem Feste zu Trianon, auf der Terrasse des Gartens den blühenden Orangenzweig empfing, den sie sofort auf das Gerathewohl in einen Topf sezte, und glücklich angewurzelt mit nach Deutschland nahm.

Wohl fünfundzwanzig Jahre wuchs das Bäumchen unter ihren Augen allgemach heran und wurde später von Kindern und Enkeln mit äußerster Sorgfalt gepflegt. Es konnte nächst seinem persönlichen Werthe zugleich als lebendes Symbol der feingeistigen Reize eines beinahe vergötterten Zeitalters gelten, worin wir heutzutage freilich des wahrhaft Preisenswerthen wenig finden können, und das schon eine unheilvolle Zukunft in sich trug, deren welterschütternder Eintritt dem Zeitpunkt unserer harmlosen Erzählung bereits nicht ferne mehr lag.

Besondere Liebe widmete Eugenie dem Vermächtniß der würdigen Ahnfrau, weßhalb der Oheim öfters merken ließ, es dürfte wohl einst eigens in ihre Hände übergehen. Desto schmerzlicher war es dem Fräulein denn auch, als der Baum im Frühling des vorigen Jahres, den sie nicht hier zubrachte, zu trauern begann, die Blätter gelb wurden und viele Zweige abstarben. In Betracht, daß irgend eine besondere Ursache seines Verkommens durchaus nicht zu entdecken war und keinerlei Mittel anschlug, gab ihn der Gärtner bald verloren, obwohl er seiner natürlichen Ordnung nach leicht zwei und dreimal älter werden konnte. Der Graf hingegen, von einem benachbarten Kenner berathen, ließ ihn nach einer sonderbaren, selbst räthselhaften Vorschrift, wie sie das Landvolk häufig hat, in einem abgesonderten Raume ganz in's geheim behandeln, und seine Hoffnung, die geliebte Nichte eines Tags mit dem zu neuer Kraft und voller Fruchtbarkeit gelangten alten Freund zu überraschen, ward über alles Erwarten erfüllt. Mit Ueberwindung seiner Ungeduld und nicht ohne Sorge, ob denn wohl auch die Früchte, von denen etliche zulezt den höchsten Grad der Reife hatten, so lang am Zweige halten würden, verschob er die Freude um mehrere Wochen auf das heutige Fest, und es bedarf nun weiter keines Worts darüber, mit welcher Empfindung der gute Herr ein solches Glück noch im lezten Moment durch einen Unbekannten sich verkümmert sehen mußte.

Der Lieutenant hatte schon vor Tische Gelegenheit und Zeit gefunden, seinen dichterischen Beitrag zu der feierlichen Uebergabe in's Reine zu bringen und seine, vielleicht ohnehin etwas zu ernst gehaltenen Verse durch einen veränderten Schluß den Umständen möglichst anzupassen. Er zog nunmehr sein Blatt hervor, das er, vom Stuhle sich erhebend und an die Cousine gewendet, vorlas. Der Inhalt der Strophen war kurzgefaßt dieser:

Ein Nachkömmling des vielgepries'nen Baums der Hesperiden, der vor Alters, auf einer westlichen Insel, im Garten der Juno, als eine Hochzeitgabe für sie von Mutter Erde, hervorgesproßt war, und welchen die drei melodischen Nymphen bewachten, hat eine ähnliche Bestimmung von jeher gewünscht und gehofft, da der Gebrauch, eine herrliche Braut mit seinesgleichen zu beschenken, von den Göttern vorlängst auch unter die Sterblichen kam.

Nach langem vergeblichen Warten scheint endlich die Jungfrau gefunden, auf die er seine Blicke richten darf. Sie erzeigt sich ihm günstig und verweilt oft bei ihm. Doch der musische Lorbeer, sein stolzer Nachbar am Bord der Quelle, hat seine Eifersucht erregt, indem er droht, der kunstbegabten Schönen Herz und Sinn für die Liebe der Männer zu rauben. — Die Myrte tröstet ihn umsonst und lehrt ihn Geduld durch ihr eigenes Beispiel; zuletzt jedoch ist es die andauernde Abwesenheit der Liebsten, was seinen Gram vermehrt und ihm, nach kurzem Siechthum, tödtlich wird.

Der Sommer bringt die Entfernte und bringt sie mit glücklich umgewandtem Herzen zurück. Das Dorf, das Schloß, der Garten, alles empfängt sie mit tausend Freuden. Rosen und Lilien, in erhöhtem Schimmer, sehen entzückt und beschämt zu ihr auf, Glück winken ihr Sträucher und Bäume: für Einen, ach, den edelsten, kommt sie zu spät. Sie findet seine Krone verdorrt, ihre Finger betasten den leblosen Stamm und die klirrenden Aeste seines Gezweigs. Er kennt und sieht seine Pflegerin nimmer. Wie weint sie, wie strömt ihre zärtliche Klage!

Apollo von weitem vernimmt die Stimme der Tochter. Er kommt, er tritt herzu und schaut mitfühlend ihren Jammer. Alsbald mit seinen allheilenden Händen berührt er den Baum, daß er in sich erbebt, der vertrocknete Saft in der Rinde gewaltsam anschwillt, schon junges Laub ausbricht, schon weiße Blumen da und dort in ambrosischer Fülle aufgehen. Ja — denn was vermöchten die Himmlischen nicht? — schön runde Früchte setzen an, dreimal drei, nach der Zahl der neun Schwestern; sie wachsen und wachsen, ihr kindliches Grün zusehends mit der Farbe des Goldes vertauschend. Phöbus — so schloß sich das Gedicht —

Phöbus überzählt die Stücke,
Weidet selbsten sich daran,
Ja, es fängt im Augenblicke
Ihm der Mund zu wässern an;

Lächelnd nimmt der Gott der Töne
Von der saftigsten Besitz:
Laß uns theilen, holde Schöne,
Und für Amorn — diesen Schnitz!

Der Dichter erntete rauschenden Beifall, und gern verzieh man die barocke Wendung, durch welche der Eindruck des wirklich gefühlvollen Ganzen so völlig aufgehoben wurde.

Franziska, deren froher Mutterwitz schon zu verschiedenen malen bald durch den Hauswirth, bald durch Mozart in Bewegung gesezt worden war, lief jezt geschwind, wie von ungefähr an etwas erinnert, hinweg, und kam zurück mit einem braunen englischen Kupferstich größten Formats, welcher wenig beachtet in einem ganz entfernten Kabinet unter Glas und Rahmen hing. — „Es muß doch wahr seyn, was ich immer hörte," rief sie aus, indem sie das Bild am Ende der Tafel aufstellte, „daß sich unter der Sonne nichts Neues begibt! Hier eine Scene aus dem goldenen Weltalter — und haben wir sie nicht erst heute erlebt? Ich hoffe doch, Apollo werde sich in dieser Situation erkennen."

„Vortrefflich!" triumphirte Max, „da hätten wir ihn ja, den schönen Gott, wie er sich just gedankenvoll über den heiligen Quell hinbeugt. Und damit nicht genug — dort, seht nur, einen alten Satyr hinten im Gebüsch, der ihn belauscht! Man möchte darauf schwören, Apoll besinnt sich eben auf ein lange vergessenes arkadisches Tänzchen, das ihn in seiner Kindheit der alte Chiron zu der Cither lehrte."

„So ist's! nicht anders!" applaudirte Franziska, die hinter Mozart stand. „Und," fuhr sie gegen diesen fort, „bemerken Sie auch wohl den fruchtbeschwerten Ast, der sich zum Gott herunter senkt?" — „Ganz recht; es ist der ihm geweihte Oelbaum." — „Keineswegs! die schönsten Apfelsinen sind's! gleich wird er sich in der Zerstreuung eine herunter holen."

„Vielmehr," rief Mozart, „er wird gleich diesen Schelmenmund mit tausend Küssen schließen!" Damit erwischte er sie am Arm und schwur, sie nicht mehr loszulassen, bis sie ihm ihre Lippen reiche, was sie denn ohne vieles Sträuben that.

„Erkläre uns doch, Max," sagte die Gräfin, „was unter dem Bilde hier steht." — „Es sind Verse aus einer berühmten Horazischen Ode. Der Dichter Ramler in Berlin hat uns das Stück vor kurzem unübertrefflich deutsch gegeben. Es ist vom höchsten Schwung. Wie prächtig eben diese Eine Stelle:

— — — »hier, der auf der Schulter
Keinen unthätigen Bogen führet;

Der seines Delos' grünenden Mutterhain
Und Patara's beschatteten Strand bewohnt,
Der seines Hauptes goldne Locken
In die kastalischen Fluthen tauchet.«

„Schön! wirklich schön!" sagte der Graf, „nur hie und da bedarf es der Erläuterung. So z. B., „der keinen unthätigen Bogen führet," hieße natürlich schlechtweg: der allezeit einer der fleißigsten Geiger gewesen. Doch, was ich sagen wollte: bester Mozart, Sie säen Unkraut zwischen zwei zärtliche Herzen." — Ich will nicht hoffen — wie so?" — „Eugenie beneidet ihre Freundin,

und hat auch allen Grund." — „Aha, Sie haben mir schon meine schwache Seite abgemerkt. Aber was sagt der Bräutigam dazu?" — „Ein oder zweimal will ich durch die Finger sehen."

„Sehr gut; wir werden der Gelegenheit wahrnehmen. Indeß fürchten Sie nichts, Herr Baron; es hat keine Gefahr, so lang mir nicht der Gott hier sein Gesicht und seine langen gelben Haare borgt. Ich wünschte wohl, er thät's! er sollte auf der Stelle Mozarts Zopf mit sammt seinem schönsten Bandl dafür haben." — „Apollo möge aber dann zusehen," lachte Franziska, „wie er es anfängt künftig, seinen neuen französischen Haarschmuck mit Anstand in die kastalische Fluth zu tauchen."

Unter diesen und ähnlichen Scherzen stieg Lustigkeit und Muthwillen immer mehr. Die Männer spürten nach und nach den Wein, es wurden eine Menge Gesundheiten getrunken und Mozart kam in den Zug, nach seiner Gewohnheit in Versen zu sprechen, wobei ihm der Lieutenant das Gleichgewicht hielt und auch der Papa nicht zurückbleiben wollte; es glückte ihm ein paarmal zum Verwundern. Doch solche Dinge lassen sich für die Erzählung kaum festhalten, sie wollen eigentlich nicht wiederholt seyn, weil eben das, was sie an ihrem Ort unwiderstehlich macht, die allgemein erhöhte Stimmung, der Glanz, die Jovialität des persönlichen Ausdrucks in Wort und Blick fehlt.

Unter andern wurde von dem alten Fräulein zu Ehren des Meisters ein Toast ausgebracht, der ihm noch eine ganze lange Reihe unsterblicher Werke verhieß. — »À la bonne heure, ich bin dabei!" rief Mozart und stieß sein Kelchglas kräftig an. Der Graf begann hierauf mit großer Macht und Sicherheit der Intonation, kraft eigener Eingebung, zu singen:

Mögen Ihn die Götter stärken
Zu den angenehmen Werken —

Max fortfahrend:

Wovon der da Ponte weder,
Noch der große Schikaneder —

Mozart:

Noch bi Gott der Componist
's Mindest' weiß zu dieser Frist!

Graf:

Alle, alle soll sie jener
Haupt-Spitzbub von Italiener
Noch erleben, wünsch' ich sehr,
Unser Signor Bonbonnière! *

Max:

Gut, ich geb' ihm hundert Jahre —

Mozart:

Wenn ihn nicht sammt seiner Waare —

Alle drei con forza:

Noch der Teufel holt vorher,
Unsern Monsieur Bonbonnière.

Durch des Grafen ausnehmende Singlust schweifte das zufällig entstandene Terzett mit Wiederaufnahme der letzten vier Zeilen in einen sogenannten endlichen Canon aus, und die Fräulein Tante besaß Humor oder Selbstvertrauen genug, ihren verfallenen Soprano mit allerhand Verzierungen zweckdienlich einzumischen. Mozart gab nachher das Versprechen, bei guter Muße diesen Spaß nach den Regeln der Kunst expreß für die Gesellschaft auszuführen, das er auch später von Wien aus erfüllte. *

Eugenie hatte sich im Stillen längst mit ihrem Kleinod aus der Laube des Tiberius vertraut gemacht; allgemein verlangte man jetzt das Duett vom Componisten und ihr gesungen zu hören, und der Oheim war glücklich, im Chor seine Stimme abermals geltend zu machen. Also erhob man sich und eilte zum Klavier in's große Zimmer nebenan.

Ein so reines Entzücken nun auch das köstliche Stück bei allen erregte, so führte doch sein Inhalt selbst, mit einem raschen Uebergang, auf den Gipfel geselliger Lust, wo die Musik als solche nicht weiter in Betracht mehr kommt, und zwar gab zuerst unser Freund das Signal, indem er vom Klavier aufsprang, auf Franziska zuging und sie, während Max bereitwilligst die Violine ergriff, zu einem Schleifer persuadirte. Der Hauswirth säumte nicht, Madame Mozart aufzufordern. Im Ru waren alle beweglichen Möbel, den Raum zu erweitern, durch geschäftige Diener entfernt. Es mußte nach und nach ein jedes an die Tour, und Fräulein Tante nahm es keineswegs übel, daß der galante Lieutenant sie zu einer Menuet abholte, worin sie sich völlig verjüngte. Schließlich, als Mozart mit der Braut den Kehraus tanzte, nahm er sein versichertes Recht auf ihren schönen Mund in bester Form dahin.

Der Abend war herbeigekommen, die Sonne nah am Untergehen, es wurde nun erst angenehm im Freien, daher die Gräfin den Damen vorschlug, sich im Garten

* So nannte Mozart unter Freunden seinen Collegen Salieri, der wo er ging und stand Zuckerwerk naschte, zugleich mit Anspielung auf das Zierliche seiner Person.

* Zu dieser Stelle hofft der Verfasser seiner Zeit eine musikalische Beilage mittheilen zu können.

noch ein wenig zu erholen. Der Graf dagegen lud die Herrn auf das Billardzimmer, da Mozart bekanntlich dieß Spiel sehr liebte. So theilte man sich denn in zwei Partien, und wir unsererseits folgen den Frauen.

Nachdem sie den Hauptweg einigemal gemächlich auf- und abgegangen, erstiegen sie einen runden, von einem hohen Rebengeländer zur Hälfte umgebenen Hügel, von wo man in das offene Feld, auf das Dorf und die Landstraße sah. Die lezten Strahlen der herbstlichen Sonne funkelten röthlich durch das Weinlaub herein.

„Wäre hier nicht vertraulich zu sitzen," sagte die Gräfin, „wenn Madame Mozart uns etwas von sich und dem Gemahl erzählen wollte?"

Sie war ganz gerne bereit und alle nahmen höchst behaglich auf den im Kreis herbeigerückten Stühlen Platz.

„Ich will Etwas zum Besten geben, das Sie auf alle Fälle hätten hören müssen, da sich ein kleiner Scherz darauf bezieht, den ich im Schilde führe. Ich habe mir in Kopf gesezt, der Gräfin Braut zur fröhlichen Erinnerung an diesen Tag ein Angebind von sonderlicher Qualität zu verehren. Dasselbe ist so wenig Gegenstand des Luxus und der Mode, daß es lediglich nur durch seine Geschichte einigermaßen interessiren kann."

„Was mag das seyn, Eugenie?" sagte Franziska, „zum wenigsten das Tintenfaß eines berühmten Mannes."

„Nicht allzuweit gefehlt! Sie sollen es noch diese Stunde sehen; im Reisekoffer liegt der Schatz. Ich fange an, und werde mit Ihrer Erlaubniß ein wenig weiter ausholen."

„Vorlezten Winter wollte mir Mozarts Gesundheitszustand, durch vermehrte Reizbarkeit und häufige Verstimmung, ein fieberhaftes Wesen, nachgerade bange machen. In Gesellschaft noch zuweilen lustig, oft mehr als recht natürlich war, war er zu Haus meist trüb in sich hinein, seufzte und klagte. Der Arzt empfahl ihm Diät, Pyrmonter und Bewegung außerhalb der Stadt. Der Patient gab nicht viel auf den guten Rath; die Cour war unbequem, zeitraubend, seinem Taglauf schnurstracks entgegen. Nun machte ihm der Doctor die Hölle etwas heiß, er mußte eine lange Vorlesung anhören von der Beschaffenheit des menschlichen Geblüts, von denen Kügelgens darin, vom Athemholen und vom Phlogiston — halt unerhörte Dinge; auch wie es eigentlich gemeint sey von der Natur mit Essen, Trinken und Verdauen, das eine Sache ist, worüber Mozart bis dahin ganz eben so unschuldig dachte wie sein Junge von fünf Jahren. Die Lection, in der That, machte merklichen Eindruck. Der Doctor war noch keine halbe Stunde weg, so find' ich meinen Mann nachdenklich, aber mit aufgeheitertem Gesicht, auf seinem Zimmer über der Betrachtung eines Stocks, den er in einem Schrank mit alten Sachen suchte und auch glücklich fand; ich hätte nicht gemeint, daß er sich dessen nur erinnerte. Er stammte noch von meinem Vater, ein schönes Rohr mit hohem Knopf von Lapis Lazuli. Nie sah man einen Stock in Mozarts Hand; ich mußte lachen."

„Du siehst," rief er, „ich bin daran, mit meiner Cour mich völlig in's Geschirr zu werfen. Ich will das Wasser trinken, mir alle Tage Motion im Freien machen und mich dabei dieses Stabes bedienen. Da sind mir nun verschiedene Gedanken beigegangen. Es ist doch nicht umsonst, dacht' ich, daß andere Leute, was da gesezte Männer sind, den Stock nicht missen können. Der Commercienrath, unser Nachbar, geht niemals über die Straße, seinen Gevatter zu besuchen, der Stock muß mit. Professionisten und Beamte, Kanzleiherrn, Krämer und Chalanten, wenn sie am Sonntag mit Familie vor die Stadt spazieren, ein jeder führt sein wohlgedientes, rechtschaffenes Rohr mit sich. Vornämlich hab' ich oft bemerkt, wie auf dem Stephansplatz, ein Viertelstündchen vor der Predigt und dem Amt, ehrsame Bürger da und dort truppweis beisammen stehen im Gespräch: hier kann man so recht sehen, wie eine jede ihrer stillen Tugenden, ihr Fleiß und Ordnungsgeist, gelaßner Muth, Zufriedenheit, sich auf die wackern Stöcke gleichsam als eine gute Stütze lehnt und stemmt. Mit Einem Wort, es muß ein Segen und besonderer Trost in der altväterischen und immerhin etwas geschmacklosen Gewohnheit liegen. Du magst es glauben oder nicht, ich kann es kaum erwarten, bis ich mit diesem guten Freund das erstemal im Gesundheitspaß über die Brücke nach dem Rennweg promenire! Wir kennen uns bereits ein wenig und ich hoffe, daß unsere Verbindung für alle Zeit geschlossen ist."

„Die Verbindung war von kurzer Dauer: das dritte mal, daß beide mit einander aus waren, kam der Begleiter nicht mehr mit zurück. Ein anderer wurde angeschafft, der etwas länger Treue hielt, und jedenfalls schrieb ich der Stockliebhaberei ein gut Theil von der Ausdauer zu, womit Mozart drei Wochen lang der Vorschrift seines Arztes ganz erträglich nachkam. Auch blieben die guten Folgen nicht aus; wir sahen ihn fast nie so frisch, so hell und von so gleichmäßiger Laune. Doch machte er sich leider in kurzem wieder allzugrün und täglich hatt' ich deßhalb meine Noth mit ihm. Damals geschah es nun, daß er, ermüdet von der Arbeit eines anstrengenden Tages, noch spät, ein paar

neugieriger Reisenden wegen, zu einer musikalischen Soirée ging — auf eine Stunde bloß, versprach er mir heilig und theuer; doch das sind immer die Gelegenheiten, wo die Leute, wenn er nur erst am Flügel festsitzt und im Feuer ist, seine Gutherzigkeit am mehrsten mißbrauchen; denn da sitzt er alsdann wie das Männchen in einer Montgolfiere, sechs Meilen hoch über dem Erdboden schwebend, wo man die Glocken nicht mehr schlagen hört. Ich schickte den Bedienten zweimal mitten in der Nacht dahin, umsonst, er konnte nicht zu seinem Herrn gelangen. Um drei Uhr früh kam dieser denn endlich nach Haus. Ich nahm mir vor, den ganzen Tag ernstlich mit ihm zu schmollen."

Hier überging Madame Mozart einige Umstände mit Stillschweigen. Es war, muß man wissen, nicht unwahrscheinlich, daß zu gedachter Abendunterhaltung auch eine junge Sängerin, Signora Malerbi, kommen würde, an welcher Frau Constanze mit allem Recht Aergerniß nahm. Die Künstlerin war durch Mozarts Verwendung bei der Oper angestellt worden, und ohne Zweifel hatten ihre koketten Künste nicht geringen Antheil an der Gunst des Meisters. Sogar wollten einige wissen, sie habe ihn mehrere Monate lang eingezogen und heiß genug auf ihrem Rost gehalten. Ob dieß nun völlig wahr sey oder sehr übertrieben, gewiß ist, sie benahm sich nachher frech und undankbar, und erlaubte sich selbst Spöttereien über ihren Wohlthäter. So war es ganz in ihrer Art, daß sie ihn einst, gegenüber einem ihrer glücklicheren Verehrer, kurzweg un piccolo griso raso (ein kleines rasirtes Schweinsrüsselchen) nannte. Der Einfall, einer Circe würdig, war um so empfindlicher, weil er, wie man gestehen muß, immerhin ein Körnchen Wahrheit enthielt. *

Beim Nachhausegehen von jener Gesellschaft, bei welcher übrigens die Sängerin zufällig nicht erschienen war, beging ein Freund im Uebermuth des Weins die Indiscretion, dem Meister dieß boshafte Wort zu verrathen. Er wurde schlecht davon erbaut, denn eigentlich war es für ihn der erste unzweideutige Beweis von der gänzlichen Herzlosigkeit seines Schützlings. Vor lauter Entrüstung darüber empfand er nicht einmal sogleich den frostigen Empfang am Bette seiner Frau. In Einem Athem theilte er ihr die Beleidigung mit, und diese Ehrlichkeit läßt wohl auf einen mindern Grad von Schuldbewußtseyn schließen. Fast machte er ihr Mitleid rege. Doch hielt sie geflissentlich an sich, es sollte ihm nicht so leicht hingehen. Als er von einem schweren Schlaf kurz nach Mittag erwachte, fand er das Weibchen sammt den beiden Knaben nicht zu Hause, vielmehr säuberlich den Tisch für ihn allein gedeckt.

Von jeher gab es wenige Dinge, welche Mozart so unglücklich machten, als wenn nicht alles hübsch eben und heiter zwischen ihm und seiner guten Hälfte stand. Und hätte er nun erst gewußt, welche weitere Sorge sie schon seit mehreren Tagen mit sich herum trug! — eine der schlimmsten in der That, mit deren Eröffnung sie ihn nach alter Gewohnheit so lange wie möglich verschonte. Ihre Baarschaft war ehestens alle, und keine Aussicht auf baldige Einnahme da. Ohne Ahnung von dieser häuslichen Extremität war gleichwohl sein Herz auf eine Art beklommen, die mit jenem verlegenen, hülflosen Zustand eine gewisse Aehnlichkeit hatte. Er mochte nicht essen, er konnte nicht bleiben. Geschwind zog er sich vollends an, um nur aus der Stickluft des Hauses zu kommen. Auf einem offenen Zettel hinterließ er ein paar Zeilen Italienisch: „Du hast mir's redlich eingetränkt, und geschieht mir schon recht. Sey aber wieder gut, ich bitte dich, und lache wieder, bis ich heim komme. Mir ist zu Muth, als möcht' ich ein Carthäuser und Trappiste werden — ein rechter Heulochs, sag' ich dir!" — Sofort nahm er den Hut, nicht aber auch den Stock zugleich — der hatte seine Epoche passirt.

* Man hat hier ein älteres kleines Profilbild im Auge, das, gut gezeichnet und gestochen, sich auf dem Titelblatt eines Mozart'schen Klavierwerks befindet, unstreitig das ähnlichste von allen, auch neuerdings im Kunsthandel erschienenen Porträts.

(Schluß folgt.)

Briefe über die bildende Kunst.

(s. Nr. 27.)

5. Das Bauwerk als künstlerisches Ganzes.

Wir haben im Bisherigen die einzelnen Elemente der Baukunst und des künstlerischen Baues betrachtet. Er ergab sich uns daraus als ein organisches Ganzes, gebildet durch die Erfindungskraft des Geistes im Anschluß an die Gesetze und Kräfte der anorganischen Natur. Das organische Ganze setzt voraus, daß die Einheit der Idee in allem Einzelnen herrscht, daß die Theile dadurch zu Gliedern werden, weil jene sie durchdringt und auf einander bezieht. Die Wechselwirkung von Kraft und Last verlangt, daß sie einander die Wage halten, daß unter dem massigen Gewölbe auch ein stämmiger Pfeiler steht, oder daß die gegliedert sich verzweigenden Gewölbgurten auf Diensten, jenen schlanken Halbsäulen am Pfeilerschafte, ruhen; sie will nicht, daß eine schmächtige Säule unter dem Druck eines schweren Gebälks gebrechlich, noch eine stämmige unter der leichten Last unnöthig oder schwerfällig erscheine. Wenn die gegensätzlichen Partien auf diese Art schon durch einander bedingt sind, so werden sie andererseits noch durch motivirende Uebergänge mit einander vermittelt, indem zum Beispiel der spitze Thurmhelm nicht unmittelbar auf dem quadratförmigen Unterbau aufsitzt, sondern ein achteckiges Zwischenglied ihn trägt. Sie werden, wie die Knochen des menschlichen Körpers durch die Gelenke, oder Wörter und Sätze der Sprache durch die Bindewörter, mittelst der Deckplatten oder Gesimse sowohl von einander gesondert als mit einander verknüpft. Und die Kunst tritt, wie wir sahen, an das mechanisch Nothwendige heran und gibt ihm diejenige Gestalt, welche die Bedeutung und Leistung jedes baulichen Gliedes sowohl für sich als für das Ganze offenbart. So erscheint sein Wesen in seiner Form, erscheint seine Thätigkeit als eine von innen sich entfaltende, selbstkräftige und freie. Nicht bloß daß jeder Theil aus dem Ganzen hervorgegangen ist, in ihm seine bestimmte Stelle hat, und alle Theile in ihrer Wechselwirkung wieder das Ganze hervorbringen, es wird auch, wie Bötticher die Sache kühn, aber wahr bezeichnet, in dem Material das inliegende, aber im formlosen Zustand ruhende und latente Leben zu einer dynamischen Aeußerung gelöst, zu einer statischen Funktion genöthigt, und ihm dadurch eine höhere Existenz, ein ideales Seyn verliehen. Durch die Kunstform wird der Begriff jedes Gliedes offenbar, erhält sein todter Stoff den Reflex eines organisch Belebten, eines statisch Wirkenden im Zustande dauernder Ruhe und Unveränderlichkeit; die Materie ist jetzt ein vom Geiste Gezeichnetes geworden. Wie die griechische Mythe sagt, daß die Steine erklangen, auf welchen beim Bau der Mauer von Nisa Apollons Leyer geruht, so verkündet die durch des Bildners Hand gestaltete Materie ihr Thun und Leiden im Dienste des Geistes, dessen Gedanke damit in ihr sichtbar wird und sie belebt.

Daß die verschiedenen und vielen Theile ein Ganzes bilden, muß nun aber auch an ihnen sichtbar werden, und diese Einheit des Mannigfaltigen erscheint in der Architektur durch die Symmetrie. Sie beruht nicht bloß darauf, daß gleichartige Theile auch gleichgestaltet sind und regelmäßig wiederkehren, wie am dorischen Tempelfries die Triglyphen und Metopen, oder die Fenster eines Hauses und ihre Zwischenräume, sondern sie setzt einen Mittelpunkt und eine Linie der Mitte voraus, die gleich der Achse des Crystalls das Ganze in zwei Hälften scheidet, deren jede das Spiegelbild der andern darstellt, so daß einzelne Theile einer Hälfte jetzt untereinander verschieden seyn können, aber ihnen stets ein Gleiches in der andern Hälfte an einer eben so weit von der Mittellinie entfernten Stelle entspricht. So kommen in der Vielgestaltigkeit des Besondern die Mannigfaltigkeit und der Formenreichthum des Lebens zu ihrem Rechte, aber nicht minder behauptet und beweist die Einheit ihre Herrschaft dadurch, daß die Theile einander entsprechen; es ist jetzt die Kraft der Einheit, die von der Mitte aus sich vielfach entfaltet, aber in der entsprechenden Wiederholung des Mannigfaltigen und in der Entfernungsgleichheit seiner Stelle auf beiden Seiten ihre eigene Obmacht in allem Unterschied bekundet und dadurch die Harmonie der Schönheit verwirklicht.

Die Einheit im Unterschiede, diese Grundbedingung alles ästhetisch Wohlgefälligen, waltet also in der Architektur durch die Symmetrie. Hier ist nun noch das zu beachten, daß die Linie der Mitte, von der aus beide Seiten gleich sind, nicht in's Leere fallen darf, weil sie sonst das Ganze in zwei für sich bestehende Hälften theilen und damit die Einheit aufheben würde;

sondern sie muß Hälften des Giebels, der Bogen, der Fenster oder Thüren mit einander verknüpfen, die für sich ohne die andere gar nicht bestehen können, sie vielmehr fordern und auf sie hinweisen, wodurch das Ganze als die herrschende Einheit der Theile erscheint. So hat die rechte und linke Seite des menschlichen Körpers jede ihr Auge, ihren Arm, ihr Bein; aber diese Glieder sind nicht bloß in gleicher Entfernung von der Mitte, auch ihre Stellung ist gleichmäßig nach der Mitte gerichtet, so daß das Auge der rechten Seite keineswegs das der linken in gleicher Weise wiederholt, sondern wie dessen Spiegelbild dasteht; und dann sind im Gesicht schon allein Stirn, Nase, Mund, Kinn beiden Seiten in einer Art gemeinsam, daß hier die Trennung kein selbstständiges Gebilde, sondern zwei durchaus einander fordernde Hälften hervorbringt. Fällt die Theilungslinie eines Gebäudes in die Achse eines Pfeilers, der rechts und links durch Bogen mit der Mauer verbunden ist, so kann schon ein Bogen den andern als Widerlager voraussetzen, allein man wird doch jeden als von seinem Halbpfeiler selbstständig getragen ansehen, und es tritt eine Scheidung und Trennung ein; geht aber die Linie der Mitte durch die Mitte eines Verbindungsbogens, trifft sie den Schlußstein seines Gewölbes, alsdann ist es auch für den Anblick völlig unmöglich, daß eine Hälfte ohne die andere bestehe, und auch aus diesem Grund ist die Giebelform für die Bekrönung der Schauseite eines Gebäudes von besonderem Werthe, weil die eine schräge Linie des Daches die andere gegenstrebende Stütze voraussetzt, und ihr Zusammentreffen die Einheit beider Seiten bekundet.

Eine höhere Vollendung wird erzielt, wenn die Mitte selbst als symmetrische Einheit, die Seiten als symmetrische Gruppen gebildet sind. So hat die rechte und linke Seite des Angesichts Auge und Wange für sich, aber auch die Mitte tritt in der Nase hervor, deren rechter und linker Flügel sich zu einem Ganzen zusammenschließen. Aehnlich wird der Mittelbau eines Schlosses, dessen Mittellinie Giebel, Fenster und Pforte theilend verknüpft, von zwei Seitenflügeln eingerahmt; eben so stehen die beiden Thürme zu den Seiten des Portales einer Kirche, über welchem der Scheitelpunkt seiner Bogen und der spitze Winkel des Daches die zusammenhaltende Einheit anzeigen. Diese Einheit selbst ist wie verkörpert in dem Einen Mittelbau, während die Zweiheit, der Unterschied in den Flügeln oder Thürmen repräsentirt wird, die aber dadurch, daß sie einander gleich sind oder abspiegeln, die Herrschaft der Einheit bezeugen.

Die ägyptischen Tempel aus der Blüthezeit des neuen Reichs (um 1500—1300 vor Christus) haben etwas Symmetrisches in der Pylonenfaçade: zwei thurmartige, schräg ansteigende Baumassen nehmen das Eingangsthor gleich Flügeln in ihre Mitte; im Innern aber herrscht ein Einschachtelungssystem, das keinen umfassenden An- und Ueberblick gestattet, und die Zusammenhäufung von Hallen, Sälen und Kammern erlaubt die Hinzufügung neuer und ähnlicher Gemächer. Der hellenische Tempel dagegen ist von einfacher Symmetrie und von klar in sich abgeschlossener Vollendung, gleich einer Statue; der romanische, der gothische Dom wird mehr einer malerischen Composition ähnlich, die Gliederung ist viel reicher, schon der Grundriß durch die das Mittelschiff begleitenden Seitenschiffe, die durch Querschiffe vermittelte Kreuzgestalt und den halbkreisförmigen oder polygonen Chorabschluß erscheint so mannigfaltig, daß hier, wie bei der Pflanze neue homogene Blätter hervorsprießen, auch neue Anlagen von Altarnischen oder Seitenkapellen möglich werden, die aber sich nicht bloß dem Styl, sondern auch der Symmetrie des Ganzen ein- und unterordnen müssen, damit nicht der Reiz des malerischen Wechsels die strenggesetzliche Würde der Architektur überwuchernd beeinträchtige.

Wir haben früher schon betrachtet, wie im Verhältniß der Länge, Höhe und Breite und bei der Eintheilung dieser Dimensionen bald einfache Zahlen, bald der „goldene Schnitt" walten; die ideale Einheit des kunstschönen Baues muß sich aber auch hier geltend machen, die Grundstimmung des Volksgemüths in einer Grundrichtung sich offenbaren, die über die andern Dimensionen überwiegt, so daß durch die Proportion der großen Linien zugleich ihr Werth für die Idee bestimmt wird. So erhebt sich der mittelalterliche Dom mit der gläubigen Andacht und Sehnsucht der Gemeinde von der Erde zum Himmel, und daraus folgt das Vorherrschen der Vertikallinie; die Höhe der einzelnen Schiffe ist größer als ihre Breite, und stufenförmig schwingt sich der Blick von den Seitenschiffen zum Mittelschiff, von diesem zu den Thürmen empor. Der Hellene fühlt sich heimisch und wohl auf der Erde, und der Glanz der Gegenwart muß ihm Ersatz bieten für das ungelichtete Dunkel der Vergangenheit und Zukunft; darum soll auch sein Tempel sich auf der Erde mit sicherem Behagen einladend ausbreiten, darum überwiegt die Horizontallinie, die Länge des Architravs ist größer als die Höhe der Säule, und das Dach scheint sich selber herabzusenken, um schirmend seine Schwingen über das herrliche Gebäude auszubreiten. Indem aber alle diese Linien in einem gesetzlichen Verhältniß stehen, sehen wir sie in geistgeordnetem Rhythmus dahinfließen, und der Contrast der senkrecht aufstrebenden Kraft mit der

umspannend auflagernden Horizontale wird in der schräg sich zusammenneigenden Form eines geraden Daches versöhnt oder durch die Bogenwölbung anmuthig gelöst, während eine sichtbare Mitte als Ziel und Ausgangspunkt aller Linien erscheint.

Noch können wir schließlich als einen Beleg, wie die Griechen das starre Material zu beleben und das Werk als den Ausbau freier Kräfte darzustellen verstanden, ein Resultat neuer, ganz genauer Messungen an einigen der herrlichsten Denkmale der Blüthenzeit des Alterthums mittheilen. — Der Eindruck der Einheit und festen Ganzheit des Tempels ward dadurch erhöht und verstärkt, daß alle aufstrebenden Linien an Säulen und Gebälk nicht völlig senkrecht genommen wurden, sondern eine leise pyramidalische Neigung nach innen, nach der Dachfirst hin erhielten, so daß also nicht bloß jede Säule sich von unten nach oben etwas verjüngt, wie wir früher auseinandergesetzt, sondern diese Verjüngung nach außen hin durch die um ein ganz Weniges schräge Stellung der Säule noch verstärkt erscheint. Eben so theilen die Wände des Tempels hinter den Säulen diese Neigung, als ob sie kaum merklich nach der Vereinigung hinstrebten, die durch die schrägen Dachlinien des Giebels endlich vollzogen wird; eben so ist an den Triglyphenblöcken und am Architrav nirgends ein rechter Winkel, sondern der untere ist spitz, der obere stumpf, weil Architrav und Fries die nach einwärts zusammengehende Wendung der Säulen fortsetzen. Wie bei der Säule das breiter ausladende Kapitäl einen elastischen Gegenschwung gegen die Verjüngung bildet, so treten die kleineren Verbindungsplatten sammt der Ausladung des schirmenden Daches auf entgegengesetzte Weise vorwärts oder auswärts gerichtet hervor; aber ihre Ausladungen stehen doch um einen oder einige Zoll mehr nach innen, als es der Fall seyn würde, wenn Säule und Gebälk sich senkrecht über den Boden erhöben. Die Ecksäulen sind dabei ein wenig dicker als die andern und die Zwischenräume folglich neben ihnen etwas schmaler als sonst; sie sollen die Hauptträger, die Haltpunkte des Ganzen seyn, und würden auch unbedeutender als die andern erscheinen, wenn sie ihnen ganz gleich wären, da sie sich nicht von dem dunkeln Hintergrunde der Mauer abheben, sondern vom hellen Licht des Himmels umflossen werden. Ferner, wie in den getrennt aufstrebenden Gliedern die Vereinigung in einer gemeinsamen Mittellinie ganz leise anklingt, so zeigen die tragenden wie die umspannenden und lastenden Horizontallinien der Basis und des Gebälks ebenfalls eine Schwellung; wie Wand und Säule sich gegen außen stemmen, gegen innen zusammenneigen, so stehen sie nicht auf einer wagrechten Fläche, sondern der sie tragende Stufenbau senkt sich nach den Ecken und schwingt sich nach der Mitte empor, und diese Bogenlinie wiederholt sich natürlich im Gebälk, das auf den Säulen ruht; die Horizontallinie ist auch hier nicht starr, sondern erhebt sich von beiden Ecken aus in einer ganz sanft anschwellenden Bogenkrümmung. Am stärksten wird diese an der schmalen Seite unter dem Giebel bemerklich; es ist als ob dort, wo in seiner Mitte die großen Statuen als Schmuck des Frontons stehen, ihre Schwere eine leise elastische Gegenwirkung verlangte, wie auch Kugler feinfühlend andeutet, indem er in diesen Bogenlinien der Basis und des Gesimses die Absicht der griechischen Kunst erkennt, der Gesammtmasse des Gebäudes den Eindruck lastender Schwere zu nehmen. Die Grundfläche, auf der alles ruht, schwingt selber sich etwas empor, als ob sie gerne trage, dem Druck freiwillig sich entgegen hebe. Das Gefühl eines lebendigen Hauches ist über das Ganze ausgegossen, ohne daß das Auge die Krümmungen und Schwellungen als solche auffaßte.

Das Irrationale, das logisch nicht zu Erschließende, mathematisch nicht zu Errechnende der freien Geistesthat und der individuellen Selbstkraft, das nur durch Erfahrung wahrgenommen wird und allem Schönen nothwendig ist, um es vom Bande der Nothwendigkeit und von allem Zwang zu lösen, und statt der Knechtschaft des Gesetzes ihm die Freiheit der Kinder Gottes zu ertheilen,* — es tritt uns auch hier entgegen, um so wirksamer, je unmerklicher; es durchbricht die allgemeine Regel nicht, aber es spielt um sie her und läßt uns gleichmäßig das herrliche Formengefühl im Gemüth der Hellenen, wie die technische Sicherheit und Kunstfertigkeit ihrer Werkmeister und Handwerker bewundern, die alles Einzelne diesen im Ganzen kaum wahrnehmbaren Schwingungen und Neigungen gemäß zu gestalten wußten. Denn bei der Schmalseite des Parthenons beträgt die Schwellung an den Stufen auf hundert Fuß genau einen Viertelsfuß, an der Langseite etwas weniger, und am Gebälk ist sie wieder geringer als am Unterbau. Die Neigung der Säulen daselbst beträgt bei einer Höhe von 34½ Fuß nicht ganz 1½ Zoll.

Das architektonische Kunstwerk, das wir jetzt nach seinen Elementen und nach seiner Totalität betrachtet haben, stellt den ersten Sieg des Geistes über die Masse dar; er prägt ihr seine Formen auf, aber sie bleibt noch als Masse wirksam, und in der räumlichen Ausdehnung erscheint der Sieg der Idee um so größer,

---

* S. mein Buch über das Wesen und die Formen der Poesie, namentlich S. 7 bis 8.

je mehr Materie ihr unterworfen und von ihr bewältigt worden ist. Daher liebt es die Architektur, auf den Eindruck des Erhabenen hinzuarbeiten und den Menschen dadurch in das Reich des Idealen und seiner unendlichen Macht zu erheben, daß diese als herrschend in einem Werke auftreten, gegen dessen Größe seine eigene sinnliche Natur oder sein Körper verschwindend klein erscheint, dessen Anblick also unsere sinnliche Natur überwältigt, indem er unsere Seele zur Anschauung einer höheren idealen Macht erhebt, deren siegreiche Verherrlichung eben das staunengebietende Werk ist. Daher die weit energischere Wirkung des im Großen ausgeführten Baus im Unterschied von dem kleinen Modell. Solch massenhafter Umfang des einzelnen Werks wird schon von der Skulptur sehr in's Enge gezogen, wenn sie auch die drei Dimensionen und den schweren Stoff noch beibehält, während die Malerei nur den Schein der Körperlichkeit durch die Modellirung von Licht und Schatten gibt, und statt der Dinge selber ihr Spiegelbild im menschlichen Auge darstellt, wie dasselbe von uns nach außen reflektirt wird. So haben wir in der Reihenfolge der bildenden Künste einen Stufengang des Idealisirens und Vergeistigens der Materie, deren Massenhaftigkeit als solche, wie gesagt, in der Architektur noch bedeutsam in Betracht kommt. Wie ihre Wucht und Ausdehnung hier erscheint und wirksam wird, so unterwirft sie andererseits der Geist der Strenge des Gesetzes und macht die festen Normen des Maßes in Symmetrie und Gleichheit der einzelnen Theile ganz entschieden geltend; alle Abweichungen der Willkür bleiben ausgeschlossen, in der regelmäßigen Wiederkehr alles Besondern und in seiner klaren Ordnung zeigt sich die herrschende Einheit des Ganzen, so daß die andern Künste hier das Gepräge des strengen Styls vorfinden, und diesen im Anschluß an die Baukunst am leichtesten bewahren, aber auch nothwendig bewahren müssen, wenn sie dem monumentalen Charakter derselben nicht widersprechen wollen.

Und wie die Architektur die anorganische Materie zum Haus des Geistes zusammenfügt, so bereitet sie auch den Schwesterkünsten eine Stätte, damit zugleich Sinn und Bedeutung des Bauwerks durch dieselben noch klarer und bestimmter ausgesprochen werden. Der Anfang dazu geschieht schon, wenn dem architektonischen Werkstück das Ornament aufgemalt oder eingemeißelt wird; der Fortgang ist, daß die Flächen oder Standorte, welche die Baukunst bietet, mit selbstständigem Bildwerke geschmückt werden. Solche Flächen waren an der Außenseite des dorischen Tempels die Metopen zwischen den Triglyphen des Frieses, oder es war der ununterbrochen gleiche jonische Fries, der daher bei den Alten auch Zophoros, Träger der Darstellungen individuellen Lebens, hieß; eine solche Fläche war bei jedem hellenischen Tempel vor allem das große Giebelfeld an der Schau- und Rückseite des heiligen Baus. Betrachten wir in dieser Hinsicht beispielsweise eine der wunderbarsten Schöpfungen des Künstlergeistes, den Parthenon zu Athen. Er war das Gemach der Pallas Athene, der Jungfrau (Parthenos), der Schutzgöttin Athens. Ihr Bild von Gold und Elfenbein stand innen in der Cella; aber außen in den Giebelfeldern prangten, hoch emporgetragen von den Säulen und eingerahmt von den Dachgesimsen, zwei große Gruppen, die eine das erste Auftreten der in voller Rüstung aus dem Haupte des Zeus geborenen Göttin unter den Göttern des Olymps, die andere ihren Sieg über Poseidon darstellend, der mit ihr um die Schutzherrschaft Athens gestritten und die Rosse geschaffen hat, die sie ihren Liebling Erechtheus bändigen und zügeln lehrt, während sie den Oelbaum hatte aufsprießen lassen. Unter diesen Statuengruppen und um den ganzen Tempel herum waren die Platten der Metopen des Frieses mit hoch ausgearbeiteten Reliefs geschmückt. (Die Triglyphen waren ursprünglich die vorspringenden Enden oder Köpfe der Deckenbalken, die Metopen der offene Raum zwischen ihnen, den man später durch eine Platte verschloß.) Die zweiundneunzig Metopen nun enthielten Darstellungen von Thaten der Göttin selbst oder von Helden, die ihr dienten und die sie begünstigte, wie Theseus und Herakles, Perseus und Bellerophon, neben Bildern die sich auf den Cultus der Göttin bezogen, sodann Darstellungen aus dem Kampf der Lapithen und Kentauren, der in mythischer Zeit ein Vorbild war von dem Sieg menschlicher Gesittung über die Barbarei, und dem sich abschließend, als sein geschichtliches Nachbild, Scenen aus den Perserkriegen anreihten, welche dieselbe Idee aussprachen. Dann war die ganze, von der Säulenhalle umgebene Wand des Tempels oben an ihrer Außenseite mit einem ununterbrochen fortlaufenden Friese gekrönt, und dieser zeigte den panathenäischen Festzug des Volks zum Heiligthum seiner Göttin, eine kunstverklärte Schilderung des attischen Lebens in seiner edelsten Aeußerung und vollsten Blüthe. Auf diese Art stellte der herrliche Bau mit seinen Bildwerken ein zusammenhängendes Ganzes dar, eine und dieselbe Idee war architektonisch und plastisch ausgeprägt, eine Offenbarungsweise der Kunst trug und erklärte die andere, und der Genius des Phidias feierte in Verbindung mit den Baumeistern Iktinos und Kallikrates einen Triumph, Angesichts dessen ein halbes Jahrtausend nach der Vollendung des Baus Plutarch begeistert ausrief: „Wie dieser Tempel von Anfang an

in seiner Schönheit dastand als ein ewiges Werk, so bleibt er auch jezt noch in seiner Erhabenheit frisch und jung; und so webet es über ihm wie ein Blüthenduft immerwährender Jugendschönheit, immerdar unberührt durch die Zeit, den Hauch und die Seele alterloser Neuheit bewahrend."

In Egypten, in Ninive, in Persepolis hatten die Wände der großen königlichen Palastsäle vorzugsweise die Bestimmung, Träger der Bilder und der Bilderschrift zu seyn, die wie in einem umfassenden Epos die Thaten des siegreichen Herrschers und die Huldigung der Nationen erzählten und zur Schau stellten. Die christliche Kirche liebt es besonders an ihren Portalen dem Eintretenden sogleich die Gestalten ehrfurchtgebietender Glaubenshelden und Scenen aus dem Leben des Heilandes, seine Geburt wie seinen Opfertod in Statuen und Reliefs entgegenzuhalten, während im Innern bei der Basilika und dem romanischen Bau die Wandflächen, bei dem gothischen die hohen Fenster den Ort bieten, wo die Malerei in mannigfaltigen Bildern in Uebereinstimmung mit der Religion die Erscheinung des Ewigen und die Verklärung des Natürlichen der Anschauung offenbaren, in Uebereinstimmung mit der Architektur gemütherhebend und harmonieverbreitend wirken kann. So hat Cornelius in der Ludwigskirche, um nur einige Werke unserer Zeit zu erwähnen, Gott den Vater als Weltschöpfer, dann des Sohnes Menschwerdung und Kreuzigung, das Weltgericht, und das Reich des Geistes in der Gemeinschaft der Heiligen und Seligen dargestellt; so zeigt die gothische Kirche in der Auvorstadt zu München an ihren Fenstern, wie der Speyerer Dom an der pfeilergetragenen Wand des Mittelschiffs das Leben der Maria in ihrem Bezug auf das Leben des Heilandes, und damit eine Reihe der bedeutendsten Scenen aus diesem selbst.

Wie die Baukunst Skulptur und Malerei bei ihren Schöpfungen zur Mitwirkung heranzieht, so soll sie auch die Naturumgebung in das Auge fassen; denn die Lage eines Gebäudes stärkt oder schwächt gar wesentlich den Eindruck, den es für sich macht. Der Poseidonstempel zu Pästum in der Nähe des Meeres mit dem Kranz der Berge hinter sich, der Parthenon auf der Höhe der Akropolis, so viele mittelalterliche Burgen, der Hradschin zu Prag, der Dom zu Orvieto brauchen nur genannt zu werden. Bei einer Verbindung einzelner Bauanlagen tritt eine Rücksicht auf Perspektive, Prospekt und malerische Wirkung ein, wie man sie auch im Sande der Mark für die Schloßbrücke in Berlin dennoch erzielt und erreicht hat, während in München leider wenig Rücksicht darauf genommen ward. Auch für die Straße ist die schnurgerade Linie lange nicht so geeignet, als eine leis geschwungene Curve oder Wellenform, die eine vollere Ansicht mit Licht- und Schattenwirkungen gestattet.

Indem uns die Architektur ein sichtbares Bild von dem einträchtigen Zusammenwirken unsichtbarer Weltkräfte und von der gestaltenden Herrschaft des Geistes in der Natur gibt, indem sie die Lebensthätigkeit der ihre Funktion veranschaulichenden Glieder des Baus durch das Gleichgewicht ihrer verschiedenen Strebensrichtungen im Zustande unveränderlicher Ruhe zeigt, indem sie allen Reichthum des anmuthig ausgearbeiteten Einzelnen und Mannigfaltigen an die Regelmäßigkeit großer Linien und symmetrischer Wiederkehr bindet und die Einheit im Unterschiede zur Erscheinung bringt, wirkt sie eben so erhebend als beruhigend und befriedigend auf unser Gemüth, das an ihrem Werk die Macht des Maßes und die Lösung der Gegensätze in der Harmonie des Ganzen verehren und erkennen lernt.

M. Carriere.

Briefe aus der Weimarischen Literaturepoche.

Die folgenden brieflichen Mittheilungen sind aus dem Nachlasse meines Vaters, des Hofraths Böttiger. Ich setze dabei Leser voraus, welche mit der deutschen Literatur und ihren vornehmsten Trägern am Ende des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts befreundet sind. Für eine spätere Mittheilung liegt eine Memorabilie meines seligen Vaters über Voß, seinen Aufenthalt in Weimar im Jahr 1794 und seine Unterhaltungen mit Wieland, Herder, Goethe u. a. bereit, wenn solche Erinnerungen an eine frühere, so bedeutende Zeit noch jezt, wie ich hoffe, Interesse haben.

C. W. Böttiger.

Herzog (Großherzog) Karl August von Weimar an Wieland.

Maynz, 23. Januar 1788.

Die häufige Gefahr, in der oft wegen Feuer, Wasser und Erdbeben, auch wegen Verstockung der Träger die Fabrikhäuser meines Handwerkes (?) waren, läßt mir leicht die Angst begreifen, die Sie, mein lieber Alter, bei dem drohenden Untergange der Ober-Weimarer Papiermühle haben empfinden müssen. Deutschland würde Ihre Unruhe lebhaft getheilt haben, wenn es in dem Augenblick der Noth Ihre Lage gewußt hätte. Gottlob, daß Schlangenspritzen eine Papiermühle sichern können; möchte ich doch auch so wirksame Gegenmittel für die Gefahr meiner Häuser kennen lernen!

Zum Troste meiner hiesigen langen Gefangenschaft nehm ich die Tressanschen Ritterromane vor und habe in selbigen mit wahrer Bewunderung erkannt, wie Sie aus dem diffusen, oft ekelhaften Huon de Bourdeaux einen so beliebten Oberon haben herausschaffen können. Von allen diesen Mährchen ist mir in gleicher Vollkommenheit der Dichtung, des schönen Ausputzes und des anhaltenden Interesses in seiner alten Form doch blos Tristan de Leonnois schmackhaft geblieben; mir dünkt, daß dieses Helden- und Liebesgedicht das vollkommenste Werk der mittleren Poesie ist und den Preyß der Gantzheit (?) davon trägt. Es hat mich ganz besonders gerührt; selbst sein Ende rettet sich noch mit überwiegender Schönheit.

Hier wo Ardinghello geschrieben ward, ist es natürlich, daß ich ihn auch las, mir hat das Werk aber nicht behagen wollen. Einzelne Stücke davon ausgehoben möchten als Beispiele eines fähigen Schriftstellers gefallen. Das Gantze ist aber nicht gebunden, der Faden, an dem das ganze Werk hängen sollte, übel gesponnen, die menschlichen Scenen zu liederlich, statt schmackhaft reitzend, die Geschichte, welche deutlich genug bloß als Folie der Abhandlung über plastische Künste erscheint, als Folie betrachtet, sehr zerknittert, und die Erfahrungen über das menschliche Herz, welches gewöhnlich in allen Romanen das consistenteste der Speise seyn sollte, sind, dünkt mir, mit der Geographie der Alten in Verhältniß gegen unsere neuere Kenntniß der Erde zu vergleichen. Die große Erfindung fehlt überall ganz; indessen fürchte ich, daß mein Urtheil für große Freygeisterey gehalten werden wird.

Die Kirche* und das deutsche Vaterland erhält gewiß an Dahlbergen einen guteswollenden Mitarbeiter; zur Stütze ist ein Mensch zu wenig, indeß wünschte ich herzlich, daß er, obgleich ich mit Ihnen auf die Ehre eines vollkommenen Lutheraners und Altchristen Verzicht thue, in der reinen Lehre D. Martini wäre erzogen worden, es würden ihm alsdann einige Riesen und W. M. jährlich weniger in den Weg treten. Mais cela reste entre nous vrais croyans. Dieses Bekenntniß ist wohl so verdienstvoll wie die Erbauung einer Schloßkirche.

Der Coadjutor und Fr. v. Eubenhoven empfelen sich Ihnen; leztere ist böse, daß Sie ihrer gar nicht gedenken.

In wenig Tagen verlaße ich diese Stadt, in welcher sonsten nach alter Sage bei Carolo M. die bösen Ritter wohnten. In etwas hat sich dieser Geist fortgesezt, nur ist die Ritterschaft (Chevallerie) entflohen und das Böse in dem hohen Adel fortgepflanzt worden.

Behalten Sie mich lieb, werther Alter, und leben wohl.

C. A. Herzog z. W.

* So eingeschlossen steht das Wort im Brief.

Derselbe an denselben.

Frankfurt a. M. den 18. Jun. 93.

Obgleich, lieber Freund, ein Dank für Ihre guten Wünsche, nach zwanzig Tagen abgestattet, lau scheinen könnte, so ist aber der Meinige darum nicht weniger warm und aufrichtig; gebe doch das Schicksal, daß wir balde wieder vereint der Ruhe des Lebens genießen mögen, welche für jeden vernünftigen Mann wünschenswerth seyn muß, und daß eine Fehde geendigt sey, welche jedem Schaden, wenigen Ehre und gewiß Niemandem Zufriedenheit bringt. Möchten doch alle ersinnliche menschliche Kräfte auf Einem Punkt so zu vereinen seyn, daß in kurzer Zeit der tolle Muth unserer Nachbarn gedämpft würde, der wie die meisten menschlichen Handlungen, die gewaltsam betrieben werden, nicht zum dauernden Guten, sondern zur Zerstörung führt; ich fürchte aber, daß es noch viele Mühe kosten wird, ehe wir diesen Endzweck erreichen, weil unsere Gegenspieler vom Capital ihrer Kräfte und ihres bösen Willens zehren, statt wir, wie gute Haushälter, bloß unsere Interessen daran wagen. In jedem andern Falle wäre der Vortheil auf unserer Seite; nur hier wird der Glaube unserer Widersacher, qu'après eux la fin du monde seye, gefährlich und beschwerlich. Englands Hülfe, wenn sie recht ernstlich ausfällt, kann uns sehr gute Dienste leisten.

Mein gutes Glück hat mich bis daher leidlich durchgeführt; ich hoffe auf dessen Dauer und daß es mir balde den Genuß verschaffen werde, Ihnen mündlich



versichern zu können, wie lieb Sie mir sind und wie sehr ich Sie hochachte. Leben Sie wohl.

Carl August H. z. S.

Die Herzogin, Carl Augusts Mutter, an Wieland.

Portici 30. Juni 1789.

Sie haben vollkommen recht, lieber Wieland, daß Ihr lieber Brief mich in dem schönen Elysium finden würde, auch habe ich ihn mit dem größten Vergnügen gelesen und mich sehr gefreuet, daß Ihre Einbildungskraft durch den harten Winter nichts gelitten hat, sondern daß vielmehr durch die schöne Frühlingssonne Ihr Wunsch wieder lebendig geworden ist, sich mit Sack und Pack in die edle Zunft der Lazaroni enrolliren zu lassen. Die Idee finde ich vollkommen gut; denn wo kann es einem besser gehen, als in dem Schooß der Natur! Unter einem reinen, heitern und fröhlichen Himmel können Sie mit Ihrer ganzen Familie ruhig schlafen; für die Strahlen der brennenden Sonne haben Sie das blaue Meer, wo Alt und Jung nach Belieben sich drinnen abkühlen kann; für Leibes Nahrung und Nothdurft finden Sie die delicatesten Maccaroni, gekocht und ungekocht, die schönsten Kräuter, die von den Kindern der Natur roh gegessen und für viel gesünder gehalten werden, als wie die sogenannte policirte Welt sie mit Essig und Oel ißt. Was die Bekleidung betrifft, so steht es bei Ihnen, ein paar Hosen mitzunehmen, doch gewöhnlich ist es bei der Colonie eben kein Gebrauch; auf dem ponte Madalena und auf dem Molo finden sich Herbergen, die für Wind und Wetter schützen, wo viele ehrliche Lazaroni drinnen hausen und wo ich nicht zweifle, daß sich noch viel Platz für eine zahlreiche Familie zu logiren finden wird.

Das Einzige, was mir dieses Projects wegen am Herzen liegt, ist, daß Ihre Progenitur zu gesund ist; ich sehe also kein anderes Mittel, als einige davon an Arm und Beinen etwas verränken und verstümmeln zu lassen, um sie wohlthätigen Herzen zu präsentiren, wo es denn an Almosen zu den besten Maccaroni nicht fehlt. Selbst das Nothwendige können Sie hier entbehren, denn nichts würde Ihnen nöthiger seyn als Kämme, aber auch diese brauchen Sie nicht, da Pidocchie, oder mit Respect zu sagen Läuse, bei dieser Zunft der größte Luxus ist, und ein Lazaroni, der sich Sonntags in der Sonne am Meer keine Läuse ablesen könnte, ein höchst bedauernswürdiger Mensch seyn würde. Noch bitte ich, einen somaro, oder Napolitanischen kleinen Esel nicht zu vergessen, wo die löbliche Familie Sonn- und Festtags darauf reiten kann und ihn in Werkeltagen wieder vermiethet. Che volete di più?

Sollten Ihre Wünsche einen höhern Schwung nehmen und Sie mit der verderbten policirten Welt leben wollen, so gehet es zwar etwas anders da zu, doch eben nicht viel besser. Die Wahrheit zu sagen, zwischen den Lazaroni und denen Vornehmen kommt so eine Art von mezzo tinto heraus. Doch will ich nicht wie Archenholz schimpfen. Man muß die Nation um ihres vieles Guten willen lieben; sie sind Kinder, und man muß sie auch so behandeln. Ihr Witz und lebhafte Einbildungskraft macht sie liebenswürdig. Vernunft und Jugement ist hier etwas seltenes; aber findet man sie, so sind sie auch in einem sehr hohen Grad; sie sind sehr leicht zu behandeln, und es wäre wohl zu wünschen, daß sie recht behandelt würden. Ihre Religion drückt sie nicht, bei ihren religiösen Festen wird abwechselnd gebetet, gegessen, getrunken und die Tarantela getanzt.

Gestern noch sahe ich bei dem Chevalier Hamilton in der Barca einen Matrosen, dessen Arm und Beine nach Otaheitischem Gebrauch tättowirt waren, und wie wir die Figuren untersuchten, waren es die Creuzigung Christi, das englische Wappen, das Heil. Sacrament, il capo di Christo und il capo di Policinello. — Die Natur ist hier unaussprechlich schön und nicht mit Worten zu beschreiben, auch bin ich froh und gesund. Leben Sie glücklich, bester lieber Alter; Thusnelde * empfiehlt sich und wird bald schreiben. Grüßen Sie Ihr ganzes Haus und vergessen Sie mich nicht.

Amalie.

Dieselbe an denselben.

Tieffurth 15. July 1796.

Lieber Wieland, wie sehr bin ich Ihnen für Ihr liebes Andenken verbunden, wie sehr freuete es mich, Ihre Stimme diesseits der Gebürge wieder zu hören Sie können nicht glauben, wie angenehm sie und alles in meinem kleinen Thale unter einem unfreundlichen dicken Himmel und wie wohl sie mir gethan hat. Die Zufriedenheit und das Wohlseyn, welches aus Ihrem Brief hervorleuchtet, hat mir einen sehr glücklichen Tag gemacht.

Ihre Beschreibung der Villa, die Sie jezt bewohnen, ist mir ein neuer Beweis, daß die Ihnen in allem so günstige Natur ihren Pinsel Ihnen dazu leihet, wenn es darauf ankömmt, die Schönheiten derselben

* Das geistvolle Fräulein von Göchhausen. Eine Abschrift eines interessanten deutsch geschriebenen Reisejournals der Herzogin liegt vor mir; von dem ich aber nicht weiß, ob es gedruckt worden ist.

zu schildern. Zur Vollkommenheit wünschte ich Ihnen noch den Neapolitanischen Himmel, zu dessen Rückerinnerung Sie mir die schönste Gelegenheit gegeben haben.

Unter den hiesigen Naturerscheinungen, die Ihnen schon bekannt sind, muß ich doch ein neues Phänomen, so gut ich es vermögend bin, beschreiben. Dieses war Herr Richter, Autor des Hesperus. Sollten Sie ihn von ungefähr in einer großen Gesellschaft finden, ohne ihn zu kennen, so würden Sie ihn für einen großen Künstler wie Haydn, Mozart, oder für einen großen Meister in den bildenden Künsten ansehen, so ist sein Blick und ganzes Wesen. Kennt man ihn näher, so ist er ein sehr einfacher Mann, welcher mit vieler Lebhaftigkeit, Wärme und Innigkeit spricht. Liebe und Wahrheit sind die Triebfedern seiner Existenz Er ist so unschuldig wie ein Kind, und so unbefangen. Kommt er in Wortwechsel über gewisse Puncte, so siehet man offenbar, daß es ihm nicht um Worte oder Vertheidigung seiner Meinung, sondern nur um die Wahrheit zu thun ist. Er ist ein sehr angenehmer Gesellschafter wegen seines unerschöpflichen Witzes, der nach meinem Gefühle immer sehr treffend und angenehmer ist, als in seinen Schriften. Er hat hier bei allen unsern Genies jeder Art große Sensation gemacht, und man hat ihm, was viel ist, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich glaube, er wird Ihnen geschrieben haben, wie er Willens war.

Wie ich aus Ihrem Brief ersehe, lieber Wieland, so sitzen Sie im Schooß der Politik, so daß Sie von hieraus keines Beytrags bedürfen. So viel ich davon weiß, so kämpfen Ehre und Humanität zusammen; wer den Sieg davon tragen wird, ist noch unentschieden; ich wünsche, daß die lezte siegen möge. In unserem lieben Vaterlande schneidet Madame Politique ein garstiges Fratzengesicht, dessen Anblick man mit großer Resignation dulden muß.

Wir sind hier alle wohl, außer daß wir uns sehr nach Ihnen sehnen. Die Hoffnung, die Sie mir machen zu Ihrer frühern Rückkehr, hat mich außerordentlich gefreut. Meine kleine Gesellschaft läßt sich Ihnen empfelen. Mein Sohn, welchem ich Ihren Brief gezeigt, hat sich sehr gefreuet und läßt Ihnen recht viel schönes und liebes sagen. Von mir wissen Sie, daß Sie stets mein alter Wieland sind und daß ich immer bin

Ihre alte Amalie.

Herzogin Amalie an Hofrath Böttiger in Dresden.

Weimar, 11. Februar 1805.

Ich habe Ihre Zuschrift, lieber Herr Hofrath, nebst der Predigt des Herrn Oberhofpredigers Reinhard mit dem wärmsten Dank erhalten. Wohl haben Sie Recht, daß es nicht mehr Mode ist, Predigten zu lesen; Sie werden mir aber auch gestehen, daß die Kanzelreden immer seltener werden, die das Gemüth so anzuziehn vermögen, daß man sie mit Vergnügen und Erhebung der Seele liest. Warum sollte denn die heilige Wahrheit mit den Grazien unverträglich seyn? Daß sie es nicht ist, hat Herr Oberhofprediger in seiner schönen und kraftvollen Rede auf eine sehr musterhafte Art bewiesen; auch habe ich sie mit dem größten Vergnügen gelesen und mit den Wünschen aller redlichen und wohlmeinenden Menschen mich vereinigt, daß dem abscheulichen Kornwucher endlich einmal gesteuert werden möchte, der so empörend gegen die Humanität streitet. Seyn Sie so gut, lieber Herr Hofrath, und sagen dem Herrn Reinhard in meinem Namen alles schöne und gute, was Ihre eigene Wohlredenheit nur immer eingeben kann.

Ich nehme es für gewiß, daß Sie und Herr Macdonald die Hoffnung, Sie beiderseits im künftigen Mai hier bei uns zu sehen, nicht bloße Hoffnung bleiben lassen, sondern wirklich realisiren werden. Indessen freue ich mich schon darauf, den guten Macdonald wieder zu sehen; sagen Sie ihm ja von mir recht viel freundliches. August Herder hat mir seine Heirath notificirt und mit vielem Enthusiasmus von seiner Braut gesprochen. Es freut mich, daß er glücklich ist, und ich wünsche, daß er erkennen möge, wie sehr ihm der Himmel wohl will.

Sie werden überzeugt seyn, lieber Herr Hofrath, von der Freundschaft, mit welcher ich immer war und seyn werde

Ihre
aufrichtige Freundin
Amalie.

Goethes Mutter an Wieland.

Den 12. März 1779.

Lieber Sohn und Gevatter!

Die Sünde der Undankbahrkeit liegt schwer auf mir — sechs Briefgen liegen mir vor Augen, eben so viel Mercure, und Frau Aja hat eben ihrem lieben Wieland lange lange nichts gesagt, ohngeachtet Er ihr so manche Freude mit seinem Mercur gemacht hat. Zu meiner Entschuldigung kann ich weiter nichts sagen, als daß unsers lieben Herr Gott sein prächtiges Wetter die größte Ursach meiner Faulheit im Schreiben ist. Tagtäglich marschire ich durch Feld und Wald und Flur. Gestern Abend, als ich von einem herrlichen Spatziergang nach Hause kam, lasse (las) ich Pervonte oder die Wünsche, hatte darob eine solche Freude, fühlte

so ganz, was Ihr vor ein herrlicher Mensch, vor ein lieber Wieland seyd, und daß keiner vor Euch und schwerlich einer nach Euch seyn wird, der in solcher Art von Gedichten und Erzählungen den Grad erreichen wird, den Ihr von Gottes Gnaden und der Mutter Natur empfangen habt. Da mir nun bei dem Lesen so wohl ward, daß ich's Euch gar nicht beschreiben kann, ergrimmte mein Geist, daß ein Mann, wie Ihr, sich nothgedrungen sieht, einem solchen Schuft von Buchhändler nur eine Zeile zu antworten. Dunkel wird immer und in Ewigkeit ein abscheuliches Buch, so wie Eure Recension ein Meisterstück, bleiben und hiemit Gott befohlen. Lassen wir den fatalen Menschen fahren und suchen auf andere Gedanken zu kommen.

Ihr wißt doch, lieber Sohn, was mir unsere liebe Frau Herzogin vor eine Freude gemacht hat? O, wenn Ihr Frau Aja gesehen hättet! Das war ein Geburthstag! Ich habe zwar gleich auf der Stelle meine Freude und Dankbahrkeit in einem Brief an Ihre Durchlaucht darzulegen versucht, allein es sind nachher zu großem Vergnügen der Frau Aja noch solche Dinge mit der herrlichen Dose passirt, daß ich ein Tagbuch drüber schreiben könnte. Bölling kommt alle Tage, um seine Andacht vor dem liebevollen Antlitz unserer theuern Fürstin zu halten — manchmal reißt ihn sein Entzücken so hin, daß er sich ganz vergißt. „So soll mich der Teufel holen," ruft er dann aus, „wenn ich begreife, wie man so einen Schattenriß machen kann. Liebe Frau Aja, fragen Sie doch die Weimarer, wer das gemacht und ausgeschnitten hat, je mehr man's ansieht, je unbegreiflicher kommts einem vor. Es ist unsere beste Fürstin mit Geist, Seele und Leib, ich werde noch ein Narr drüber," und so ist er im Stande, eine Glockenstunde in einem fortzureden.

Freund Merck, den ich seit dem vorigen November weder gesehen noch das geringste von ihm gehört habe, ist vermuthlich in seine Kartoffeln, seinen Fuchs und dessen Füllen so verschammerirt, daß er Alles darüber vergißt. Sanct Velden wird ihn doch diese Messe herführen! O was wird der erst zu meiner Dose sagen! — Empfehlet mich ja unserer theuern Herzogin zu fernerer Gnade. Die liebe Fräulein Thusnelde versichert meiner aufrichtigen Freundschaft und Hochachtung — Fräulein von Stein — Herrn von Einsiedel — Herrn Krauße, alles alles grüßt von Frau Aja, den Papa mit eingeschlossen. Euer Weib, das ein recht fruchtbarer Weinstock ist, und Eure Oelzweige, besonders meinen lieben Pathen, küßt und grüßt von uns tausendmal. Von mir wißt Ihr längst, daß ich ewig bin Eure wahre Freundin

Frau Aja.

Dieselbe an denselben. *

Eben da ich meinen Brief zusieglen wollte, erhalte ich inliegendes von Schlosser nebst einem Schreiben an mich. Weil nun verschiedenes in meinem Briefe Lentzen betrifft und von ihm handelt, das im promemoria nicht steht, so will's hier beifügen. 1) Ob die Weimarer gegen Neujahr etwas geben wollen? 2) daß Lenz wöchentlich drei Gulden, also das Jahr 156 Gulden kostet, doch daß darunter 3) keine Kleider begriffen sind.

Es ist sehr unverantwortlich von Lentzens Vater, seinen Sohn so zu verlassen und dessen Freunden mit moralischen Sprüchen und Chrien aufzuwarten. Auch ist es schlecht von Lenz, daß er lieber faullentzt und seinen Freunden beschwerlich wird, als daß er zu seinem Vater nach Hause ginge. Mit dem allen ist's aber doch ein armer Teufel, und es ist doch auch so eine Sache, ihn ganz zu verlassen. Merk und ich wollen herzlich gern auch etwas beytragen. In der Eil fällt mir nur nachfolgendes ein, wißt Ihr was Besseres, so thut als hätte ich nichts gesagt. Die Woche drei Gulden, NB. schlecht Geld, thut alle Vierteljahr oder alle dreizehn Wochen 39 Gulden. Rechnet, daß das in sechs Personen getheilt wird, trägt jeden alle Vierteljahr 2 fl. 10 kr.; finden sich mehrere, so versteht sich's von selbst, daß es noch weniger macht. Wie gesagt, Merk und ich sind dabei. Ueberlegt's und sagt mir Eure Meinung nur mit einem paar Zeilen, damit ich Schlossern Nachricht geben kann.

Inliegenden Brief gebt dem Dokter (Goethe) und sagt ihm, daß er ehestens eine lange schöne freundliche Epistel von Frau Aja erhalten soll; bisher haben es gewisse Umstände verhindert.

* Der diesem vorangegangene Brief hat sich nicht vorgefunden. (B.)

Die Schlacht bei Naseby. *

Nach Thomas Babington Macaulay.

O, was zieht ihr stolz heran vom Norden auf den Plan,
Mit der Hand und dem Fuß und dem Kleide roth genäßt?
Und was schickt ihr hellen Braus und Jubel weit hinaus?
Und von wannen die Trauben der Kelter, die ihr preßt?

O, bös der Wurzel Zucht, und bitter war die Frucht,
Und roth der Saft der Lese, zerstampft auf unserm Zug:
Denn wir traten auf den Schwarm der Mächtigen, deren Arm,
Thronend auf hohem Sitze, die Heiligen Gottes schlug!

Um den Mittagsglockenschlag, einen prächt'gen Junitag,
Sah'n den Tanz wir ihrer Banner und ihrer Panzer Schein;
Sah'n den Blutmann vor der Schaar mit dem langen salb'gen Haar,
Und Astley und Sir Marmaduke und Rupert von dem Rhein.

Wie ein Knecht des Herrn bewehrt, mit Bibel und mit Schwert,
Entlang uns ritt der Feldherr, und stellt' uns auf zur Schlacht,
Als ein Murmeln plötzlich scholl, und zum Gejauchze schwoll,
Wohl unter des Tyrannen gottloser Heeresmacht.

Und horch! wie voll Wuth am Strande brüllt die Fluth,
Erhebt der Ruf der Schlacht sich entlang die nah'nden Reih'n:
Für Gott! für die Sach'! für die Kirche! mir nach!—
Für Karl, König von England, und Rupert von dem Rhein!

Der wüth'ge Deutsche vorn, er kommt mit Pauk' und Horn,
Seinen Meuchlern aus dem Elsaß, seinen Pagen von Whitehall.
Sie brechen auf uns ein! packt die Piken! schließt die Reih'n!
Denn nie kommt Rupert anders: Sieg will er oder Fall!

Er prallt an! er wirft! er drängt! Es ist aus! wir sind gesprengt!
Da — unsere Linke jagt er, wie Sturm die Stoppel jagt.
O Herr, zeig' deine Macht! o Herr, dem Recht die Schlacht!
Stellt Rücken auch an Rücken! In Gottes Namen, schlagt!

Skippon, verwundet, schwankt — mit ihm die Mitte wankt —
Horch, horch! in unserm Rücken welch Stampfen und Gewieh'r!
Weß Banner weht daher, Kerls? Gott Dank, Er ist es, Er! Kerls!
Recht so, noch Eine Schwenkung! Held Oliver ist hier!

Die Häupter all gebückt, die Schwerter all gezückt,
Wie Wirbelwind die Waldung, wie Fluth den Deich zerprallt,
So wirft unser Volk sich schwer auf des Verfluchten Heer,
Auf Einen Ansturz lichtend der Königspiken Wald!

Schnell flieh'n die Höfler, schnell, den Kopf an sichrer Stell'
Zu bergen: — faulend wird er auf Temple Bar noch stehn!
Und Er — Er flüchtet auch! O, Schmach dem blut'gen Aug':
Foltern zu seh'n ertrug es, und bangt den Krieg zu seh'n!

Auf nun, fegt das Revier! doch eh' die Todten ihr
Auszieht, noch Einen Streich führt! Thut Jeden sicher ab!
Dann aus Tasch' und Aermel weit schüttelt Münzen und Geschmeid —
Andenken, so die Wollust, Raub, den die Anmuth gab!

---

* Das erste einer (unvollendet gebliebenen) Reihe von „Liedern des Bürgerkriegs." Der Dichter legt es einem Sergeanten in Ireton's Regiment, „Obadiah Bindet-eure-Könige-in-Ketten-und-eure-Edeln-in-Banden-von-Eisen," in den Mund. — Vergl. Beilage zu Nr. 69 der diesjährigen Allgemeinen Zeitung.

Euer Wamms von Golde schien, euer Herz war froh und kühn,
Ihr Thoren, als ihr Küsse zuwarft den Dirnen heut'!
Und morgen schon zum Schmaus aus ihrem Felsenhaus
Führt die Füchsin ihre Jungen, zu heulen ob der Beut'!

Wo der Mund nun, freche Schaar, der noch jüngst voll Lästerns war?
Wo die Hand nun, die sich fingernd am Degengriff gefiel?
Wo das Kleid von duft'gem Tuch? wo Gesang und wüster Fluch?
Wo Komödien und Sonette? wo Schmuck und Kartenspiel?

Nun für immer in den Staub! Kron' und Insel in den Staub!
Auf des Hofes Belial, England, auf des Papstes Mammon tritt!
Oxford gehüllt in Flor! Wehlaut in Durham's Chor!
Seinen Rock zerreißt der Bischof, aufstöhnt der Jesuit.

Und auf Sieben Hügeln Die wird schrei'n, wie Rahel schrie,
Und, des Schwerts von England denkend, wird sie zittern fort und fort;
Und die Könige rings der Welt werden schaudern, wenn es gellt,
Was die Hand des Herrn gethan für die Häuser und das Wort.

Ferdinand Freiligrath.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Die neuen Times und die deutschen Times.

≅ Sie können sich unmöglich eine Vorstellung machen von den vielen „neuen Times," die tagtäglich in Folge der Abschaffung der sogenannten Literatursteuer aufkommen und eben so schnell verschwinden. Seit keine Caution mehr zu stellen ist, seit man keine Abgaben mehr zu zahlen hat für politische, literarische, Kunst- und Theaternachrichten, seit die Tagesereignisse zollfrei passiren können und die täglichen und Sonntagsjournale von der Gebühr des Penny oder Silbergroschen, der von vornherein auf ihnen lastete und den Preis derselben erhöhte, befreit sind, seitdem mit Einem Wort die Herausgabe von Pennyjournalen politischer oder literarischer Natur nicht mehr mit so vielen pekuniären Schwierigkeiten und fiskalischen und legislativen Hemmungen verbunden ist, glaubt jeder, nichts sey leichter, als sich an seinen Schreibtisch zu setzen und eine „Times" mit irgend einem vorgesetzten Epitheton, wodurch sie sich von der wahren, einzigen Times unterscheiden soll, zu redigiren und in die Welt zu schicken. Wie viele dieser neuen Times bereits erschienen sind, davon macht man sich schwerlich eine Vorstellung. Wir haben People's Times, illustrated Times, pictoresque Times, pictural Times, und Gott weiß wie viele andere Times, mit den seltsamsten Adjectiven, die alle für einen oder zwei Pfennige täglich, wöchentlich oder in andern Fristen ausgegeben werden. Wie viele von diesen neuen Times aber alsbald wieder eingehen, ist schwer zu ermitteln; denn sie verschwinden so geräuschlos, daß sie manchmal bereits mit Tod abgegangen sind, ehe man von ihrem Daseyn Kunde erhalten hatte. Die wirkliche, große, einige und einzige Times triumphirt natürlich über alle diese Mißgeburten und beruft sich auf ihr Talent, das nicht so leicht zu verdrängen, und auf ihr Kapital, das nicht so leicht zu ersetzen sey. Aber wir haben es hier weniger mit der Freude der Times, als mit unsern eigenen Befürchtungen zu thun; denn drei oder vier deutsche Times mit den ausschweifendsten Titeln sind im Begriff hier zu erscheinen, Pennyblätter, welche alle die einige und wahre Meinung Deutschlands auszudrücken versprechen, die den Engländern zeigen wollen, was Deutschland und was die Deutschen und wie sie sind, geschildert von Deutschen auf englisch constitutionellem Boden. Die Deutschen zu schildern, die diese Schilderungen Deutschlands im Schilde führen, ist eine Unmöglichkeit; niemand kennt sie, sie haben vorher, so zu sagen, in der literarischen Welt gar nicht existirt; denn Leute, die einen Namen haben, wie Freiligrath, halten sich fern von solchen Unternehmungen. Sie haben entweder vom Verkauf deutscher Adjective gelebt, deren Monopol zu besitzen sie vorgeben und die sie den Engländern in der blumenreichsten, mit den buntesten Adjectivesn

verzierten Sprache anzupreisen wußten, oder aber sie haben Traktätchen geschrieben, wie „die Religion der That," oder der „Humanitärianismus," die sie in die Villen und Mansions der Lords, Noblemen und Gentlemen einzuschmuggeln wußten. Die Engländer in ihren abgeschlossenen Wohnungen und Gewohnheiten, für die es weit bequemer, weit comfortabler ist, daß ein deutsches Buch zu ihnen kommt, als daß sie zu einem deutschen Buch in einen Buchladen gehen, nehmen solche Zusendungen unbefangen als die neuesten literarischen Erscheinungen, als den Ausdruck und ein Muster dessen hin, was in deutscher Kunst, Literatur und Philosophie geleistet wird. Man kann den Engländern diesen Mißgriff um so leichter verzeihen, wenn man die Rührigkeit sieht, womit diese Deutschen — ich hätte beinahe deutsche Juden gesagt — den Vertrieb ihrer Waaren, sie mögen in deutschen Begriffen oder in deutschen Adjectiven bestehen, betreiben, und sich als die Verleger ihrer eigenen Bücher den Engländern aufdringen. Vergleicht man diese wahrhaft jüdisch deutsche Rührigkeit mit dem stillen, passiven, englischen, beinahe deutschen Verhalten aller englischen Buchhändler, die mit deutschen Verlagshandlungen in Verbindung stehen, so hört man auf sich über den Erfolg der ersteren zu wundern.

Da ich mit Recht voraussetzen kann, daß die Traktätchen, von denen ich hier gesprochen, nie die stillen Mauern der Villen der englischen Noblemen und Gentlemen überschreiten, und noch viel weniger über den Kanal in die deutschen Gauen hinüber bis zu Ihrem Büreau gedrungen sind, so erlaube ich mir, hier das authentische Inhaltsverzeichniß der „Religion der That" mitzutheilen: 1) Auf zur Religion der That, zur heißersehnten, alle Religionen versöhnenden Weltreligion des Wissens, die Nichts verlangt als edles Thun! pag. 1. 2) Ich ging nach dem heiligen Lande, nach der Wiege der Religionen des Glaubens, — und suchte und fand die Ursachen seiner Verödung — die Quellen des Menschenunglücks. pag. 15 ꝛc. 3) Und las es geschrieben auf der verödeten Erde mit Riesenschrift: „Fluch folgt der Habgier, Fluch dem Fanatismus, Fluch denen, die sich den Despoten fügen!" 4) Und durchschaute das Fabeln von den Wundern. 5) Und erkannte das Verderbliche des Glaubens. 6) Christen, Mahomedaner, Juden, weihet die Stadt, die da starret so entsetzlich von dem Mord und Blut der Religionen des Glaubens, zu der Versöhnung und des Friedens Wohnung — ein Denkmal der Religion der That! 7) Und ihr zweitausendjährig Gequälten erkennet eure erhabene Bestimmung — der Weltgeist läßt aus Leiden Segen sprossen — ihr Juden, ihr Kinder des Orients, ihr Kinder des Lichts, eure Zeit ist gekommen! 8) Und ihr Menschen alle in Nord, Süd, Ost und West, höret auf, träge zum Himmel zu stöhnen, wo ihr euch selber helfen sollt! — Schon nahet für der Erde Völker der Befreiungsmorgen. 9) Die Entwicklung der Menschheit. 10) Hier ist der Menschheitskatechismus, der Katechismus der Religion der That." — Da ich nicht das ganze Buch zur Einsicht und Belehrung mitsenden kann, so will ich wenigstens Ihnen und mir das Vergnügen nicht vorenthalten, einzelne Stellen auszuziehen, aus denen Sie den Geist des Werks hinlänglich entnehmen können.

„Und ich erkannte, daß seit früher Jugend eingepflanzt war meinem Geiste die gewaltige Kraft zur Errettung der Völker der Erde, zum Schaffen der Religion der That" (Seite 25). — „Ich war ernst und arbeitsam. Die Wissenschaften eröffneten mir einzelne lichte Blicke durch den Wundersaal der Welt, und mein Nachdenken ließ mich durch das Leben der Menschen blicken. — Und das Elend und die Verblendung der Völker ergriffen mich, sie hielten mich fest und meine umherschweifende Knabenphantasie beschäftigte sich immer mit dem Gedanken: Was kann geschehen, daß eine bessere Zukunft werde deinem klagenden Vaterlande, eine bessere Zukunft allen Bedrückten, eine bessere Zukunft allen Betrogenen?" (17.) — „Und wie ich das Chaos des Wissens mir ordnen und meinen Weg hindurch suchen wollte, fand ich, daß in zwei Dingen die Gesammtbildung der Menschheit liege ꝛc. (18.)

Können Sie sich noch länger wundern, daß das arme Deutschland so verkannt und verspottet wird von so vielen Engländern, denen die Kenntniß deutscher Sitte und deutscher Sprache aus solchen Quellen und von solchen Lehrern beigebracht wird; Lehrer, denen es einzig und allein darum zu thun ist, die größte Anzahl von Pfunden für deutsche Begriffe, welcher Natur sie auch immer seyn mögen, und für deutsche Adjective, in wie ungereimte Verbindung sie auch mit den Substantiven gebracht seyn mögen, zu realisiren, und das Kapital einer von ihnen erfundenen und nirgends in Deutschland cirkulirenden Philosophie gegen ein Kapital von wirklich Cours habenden und in aller Welt cirkulirenden Banknoten umzusetzen! — Glauben Sie aber ja nicht, daß die Deutschen bei diesen Versuchen stehen geblieben sind. Um ihrer literarischen Spekulation ein größeres Feld zu eröffnen, ihren Büchern und Gesinnungen und Adjectiven größeren Absatz zu verschaffen, haben sie sich an die zahlreichen, deutsche Sprache und Sitte studirenden Engländer gewendet und sie eingeladen, sich an der Bildung von deutschen literarischen, humanistisch-philosophischen Gesellschaften in London zu betheiligen, in denen deutsch gedacht, deutsch gesprochen, deutsch philosophirt, auf jüdische Weise gehandelt und auf deutsche Weise gebettelt wird. — Ich theile im Folgenden einige Auszüge aus dem hier sehr verbreiteten Prospektus mit.

3. „Da aus der Mitte der Bekenner jedes Glaubens von jeher Laster und Unglück über die Welt gebracht worden ist, so finden wir den wahren Werth des Menschen *nicht in seinem Glauben*, sondern in seiner That. Wir erkennen daher *die Religion der That* als Religion der gesammten Menschheit und finden die einzig wahrhafte und würdige Verehrung Gottes in der thätigen Liebe des Menschen zum Menschen. — 4. Die Bekenner dieser Religion treten in *Menschheitsgemeinden* zusammen. Mit Vermeidung aller Einrichtungen, durch

welche Irrlehre und kirchliche Parteiungen hervorgebracht werden können, werden die Menschheitsgemeinden nur sittliche Lehrer anstellen, welche die Moral der edlen That und überhaupt alle, dem wahren Glück des Menschen dienliche Dinge lehren sollen, hauptsächlich jedoch vor allem selbst das Beispiel würdigsten Wandels geben."

(Die Lehrer, die angestellt werden sollen, sind natürlich lauter Sprachlehrer, welche neben deutschen Adjectiven und Substantiven deutsche Gesinnungen und deutsche Begriffe zu verkaufen haben.)

5. „Wie es in einer Familie ein Unglück ist, ein unsittliches und verwahrlostes Mitglied zu haben, und ein Unglück für eine Nation, wenn Theile derselben unsittlich und verwahrlost aufwachsen, so sind verderbte Nationen ein Unglück für die Menschheit. Wir, die Verbundenen, halten es daher für eine unserer heiligsten Pflichten, dahin zu wirken, daß jedem Kinde der Erde eine veredelnde Erziehung ertheilt und zu diesem Zwecke die Schulen der Menschheitsgemeinden über die ganze Erde verbreitet werden. — 6. Die Menschheitsgemeinden werden keine kirchlichen Abgaben einführen, noch Kirchenvermögen sammeln; sie werden statt dessen die Schulen durch Beiträge unterhalten und durch Schulvermögen dauernd stützen. — 7. Selbstvervollkommnung und edle Thaten sind der Zweck des Lebens und somit auch des siebenten Tages, den wir veredelnden Versammlungen und edlen Thaten widmen. An diesem Tage sollen zu allem Guten anregende und belehrende Vorträge gehalten, Kunstwerke, welche dem wahren Zweck der Künste, Versittlichung, Veredlung und Erkenntniß des Menschen entsprechen, ausgestellt, Musik- und Gesangfeste gefeiert werden. Alles zur Stärkung der Sittlichkeit, der Liebe und edlen That. — 8. In Betreff der Ehe ist die Stellung der Menschheitsgemeinden der Civilgesetzgebung gegenüber so zu erstreben, daß die Ehe durch Civilakt vollzogen, die Heiligkeit derselben gesichert, die Scheidung der Ehe zwar zugelassen, aber nicht begünstigt und jeder Versuch, Familienbande unter irgend welchem Vorwand von Freiheit zu untergraben, als unsittlich ausgeschlossen wird. — 9. Der Bund wird dahin wirken, daß was innerhalb der civilisirten Staaten für verbrecherisch gilt, nicht von den Nationen gegeneinander verübt werde. Er schließt sich daher der Bestrebung an, die Streitigkeiten der Nationen in friedlicher Weise zu schlichten. — 10. Der Bund hält für ein unumgänglich nothwendiges Mittel zur Einigung der Erdbewohner eine allen Nationen und Völkern gemeinsame Gesetzgebung, welche von den Vertretern der Nationen und Völker auf Bundcongressen beschlossen werden soll."

„Geschenke von 500 Rthlr. an sollen deponirt und nur die Zinsen verwandt werden. Das Central-Comité des Bundes wird sowohl über die Einnahmen selbst, als auch über deren Verwendung Bericht erstatten. Die Cassabücher des Bundes stehen jedem Verbundenen zur Einsicht offen. Der in fast 7000 Exemplaren über die ganze englisch sprechende Welt gehende „Reasoner" wird die gewöhnlichen Mittheilungen des Central-Comités enthalten. Der „Reasoner" erscheint wöchentlich. Er wird zur Erleichterung der Mittheilungen nach Deutschland mit jeder portofrei eingesandten deutschen Zeitung ausgetauscht. Der „Reasoner" ist das Hauptblatt der Secularisten, deren festgewurzelter, weitgehender Einfluß immer mehr wächst, deren wesentliche Grundsätze mit denen des Bundes übereinstimmen und welche mit dem Bunde gemeinsam handeln."

„Dr. A. Stamm, der Bundessecretär und Verbreiter dieses Programms durch das deutsche Land an des Bundes Freunde und Anhänger:

„Meine Freunde! besonders Ihr, die Ihr mein Leben kennt, die Ihr wisset, wie ich, mit gänzlicher Hintenansetzung meiner selbst, mein Vermögen und Wirken dem großen Zwecke des Bundes gewidmet, Euch, denen bekannt, mit wie bedeutenden, meine Kräfte weit übersteigenden materiellen Opfern ich diese ersten Resultate der Religion der That errungen — verlaßt mich nicht! — Und besonders du Judah, und Israel, Volk langen Leidens, für das es Morgen wird, hilf mir, eh' es zu spät ist, hilf mir, so lange ich noch schaffendes Leben habe! — Ihr Alle, meine lieben Freunde, bedenkt, daß die weitere Organisation des Bundes nicht von Euren Wünschen, sondern von Eurer kräftigen materiellen Unterstützung abhängig ist. Seyd auch Ihr zu opfern bereit! Verzaget nicht, wo schon so Viele vertrauen! — Jeder von Euch beweise sofort durch die That, durch die lebendigste Unterstützung, ob er es wahrhaftig meint mit der Verbesserung des Wohles seiner selbst, wie seiner Mitmenschen."

„London, im März 1854."

Wer hätte so viel Geschicklichkeit und Weltklugheit hinter den deutschen Sprachmeistern vermuthet? Aber was mir vor Allem bedrohlich erscheint, das sind die täglichen oder wöchentlichen deutschen Pennyblätter, die „deutschen Times," mit welchen die organisirenden, humanisirenden, deutsche Begriffe und Adjective propagandirenden sprachmeisterlichen Schwindler und schwindlerischen Sprachmeister uns alle bedrohen. Bedrohen, das ist das eigentliche Wort; denn diese deutschen Blätter in London sollen ja alle Deutschen und zunächst die Deutschen in London in ihrem Denken, Handeln, Schreiben und Sprechen vertreten, und folglich auch mich, mein Schreiben und mein Denken. Das könnte nun für Ihren gehorsamsten Berichterstatter sehr bedenklich werden. Die grammatikalischen Schnitzer wollte ich mir noch gefallen lassen; Sie wissen nur zu gut, daß ich von dieser Sünde ebenfalls nicht frei bin. Aber wie kann ich es ruhig ansehen, daß alle Deutschen und so auch ich verantwortlich gemacht werden sollen für allen kommenden Unsinn? Ich kann den Engländern nicht begreiflich machen, daß diese sprachmeisterlichen Exploiteurs und Redaktoren in spe keineswegs Deutschland und die Deutschen in London vertreten, und wenn ich etwa von Freiligrath und andern im Ausland lebenden bedeutenden Deutschen spreche, so antwortet man mir mit Ollendorf, Stamm oder irgend einem andern Meidinger. Ich

verwünsche das neue Gesetz, das die Entstehung neuer wohlfeiler Journale möglich gemacht hat, und ich sehe nur zu spät ein, daß die Times recht hatte, wenn sie behauptete, daß das Gesetz ein schlechtes sey. Möchte sie nur jezt abermals Recht haben, wenn sie behauptet, daß alle wohlfeilen Journale nicht fortbestehen können. Diese Prophezeiung geht allerdings bereits in Erfüllung; viele der mit irgend einem vorausgeschickten Epitheton in's Leben getretenen englischen Times sind zu Grunde gegangen; aber das kümmert mich in diesem Augenblicke weniger: die deutschen Times, die bereits allenthalben ihre Prospektus aussenden, sie erheben sich vor meinen Blicken wie drohende Gespenster.

Vom Mittelrhein, Juli.

Kloster Maulbronn.

Es liegt in so manchem stillen Winkel ein Juwel verborgen, das nur wenige Augen sehen, während es geeignet wäre, viel tausende zu ergötzen. Es gilt dergleichen um so mehr hervorzuziehen und in weiterem Kreise die Blicke darauf zu lenken, je leichter die Eisenbahnen selbst die vorüber führen, denen es nicht an Zeit und Lust fehlt, das Schöne, das seitab liegt, aufzusuchen, wenn sie nur einmal wissen, daß es der Mühe lohnt. Ein solches Juwel ist das alte Kloster Maulbronn in Württemberg, unfern der badischen Grenze, näher noch dem neuen Schienenwege. Man kann allerdings nicht sagen, daß dieses Maulbronn zu den unbekanntesten Orten gehöre, aber es ist lange nicht bekannt und besucht genug. Die gelehrten Architekten wissen wohl davon, da und dort auch andere Künstler, die das stille Thal aufgesucht haben, oder denen größere Bilderwerke zu Gebot stehen. Auch sonst sieht man wohl in einer illustrirten Schrift oder auch auf einer Kunstausstellung irgend einen Theil des alten Klosters abgebildet, der etwas ahnen läßt von dem reichen Schatz; es sind das aber immer nur schwache Schatten der ganzen Herrlichkeit. Ich selbst habe Jahre lang von diesem Maulbronn gehört, auch gelesen und einzelne Theile desselben im Bilde gesehen, ohne selbst dahin gekommen zu seyn; diesen Sommer aber hat es mich getrieben, einen Sprung dahin zu thun. Es hat mich wahrlich nicht gereut, und ich denke, es dürfte auch den Leser nicht gereuen, mir auf kurze Zeit dahin zu folgen.

Bei Bruchsal verließ ich die badische Eisenbahn, um auf der württembergischen in kurzer Frist mein Ziel zu erreichen. Es war das erstemal, daß ich diese Bahn benuzte, und ich habe mich der Wagen mit ihrer angenehmen salonartigen Einrichtung gefreut, die so viel vor denen der rheinischen Bahnen voraus haben, weil sie die Reisenden nicht so zusammenpferchen und keilen, daß sie sich kaum rühren können. Auch die Stationsgebäude und Bahnwärterhäuschen kann ich nicht unerwähnt lassen, sie haben mir gar wohl gefallen. Da ist nichts Schweres, Massiges, alles leicht, von gefälliger Form, ländlich in Bauart und Farbe. Meist trägt ein solider Unterbau von Stein einen Stock von Fachwerk und rothen Ziegelsteinen an dem Fenster und Giebel, Gesimse und Sparrenköpfe hübsch verziert sind. Es steht einen das alles so frisch, ich möchte sagen appetitlich an, daß es eine Lust ist und das tödtliche Gefühl langweiliger Einförmigkeit nicht aufkommen kann. Diese Bauten harmoniren trefflich mit der Gegend; denn von Bruchsal geht es rasch hinein in schönes hügeliges Gelände, durch tiefe Einschnitte und einen kurzen Tunnel zwischen Feldern und Wiesengründen hin, die ein munterer Bach durchzieht, an dem sich Gehöfte und Mühlwerke wie an eine silberne Schnur anreihen. Zur Rechten fliegt bald das alte kleine Landstädtchen Heidelsheim vorüber, während zur Linken schon die Landstadt Bretten heran rückt, die noch etwas vom alten Thurmwerk übrig hat. Jezt rücken die waldigeren Höhen des Würtemberger Landes näher, denn die Grenze ist unvermerkt überschritten. Da öffnet sich links ein Thalkessel mit einem kleinen Wasserspiegel, die Rebe grünt an sonnigen Hängen bis zum höheren Waldessaum hinan, und in der Ferne aus malerisch geschlossenem Grund hebt ein Thurm die schlanke schwarze Spitze hoch empor, während zwischen Bäumen hindurch Dächer und Mauern schimmern. Das ist Maulbronn, das hier nur seine hübsche Lage sehen läßt, von andern Schönheiten aber noch nichts verräth. Doch der Zug saust noch eine gute Strecke weiter zwischen Wald und einem frischen Wiesenthälchen hin und hält erst an dem einsam gelegenen Stationshause, das die Aufschrift „Maulbronn" trägt, um sich her aber nichts als Wald sehen läßt. Ich brauchte von da aus noch eine volle halbe Stunde bis an Ort und Stelle. Der Weg dahin ist aber um so angenehmer, je mannigfaltiger sich von Schritt zu Schritt die Reize dieses einsamen Thalkessels offenbaren. Wiesen und Gärten, Rebenhänge und

grasige Halden mit Obsthainen, überragt von Laubwald, schließen das Städtchen, oder wie man den Ort sonst nennen mag, in dem ja ein Oberamt seinen Sitz hat, so traulich ein, daß es selbst jezt noch ein Bild des stillsten Friedens abgibt, wenn auch nicht mehr die ganze klösterliche Einsamkeit und Stille, wie vor Zeiten, hier gefunden wird. Es haben sich nämlich außerhalb des Grabens und der zerfallenden Ringmauer des Klosters größere und kleinere Häuser von dörflichem und städtischem Aussehen erhoben, das Centrum aber bleibt doch der weite, einst wohl befestigte Raum, in dem sich Kirche und Kloster nebst vielen andern Gebäuden, neuen und alten Wohnhäusern, in malerischer Unordnung erheben, ohne dabei die geräumigen Höfe und weiten freien Pläze im mindesten zu beengen.

Ueber den halb verschütteten Graben durch ein altes Thor, an dem längst weder Zugbrücke noch Fallgatter mehr zu sehen, tritt man in den weiten, tief gelegenen Hof, und sogleich zieht die gegenüber liegende Kirche mit ihrem byzantinischen Giebel den Blick auf sich, so daß er zunächst weder an der Apotheke, noch an dem stattlichen Kornkasten mit seiner Unzahl öder Fensterhöhlen hängen bleiben kann. Man muß indeß erst näher treten, um die ganze Pracht der Vorderseite recht zu schauen, weil zwei Baumreihen die Vorhalle verdecken. Und gerade diese lustige Vorhalle ist vor allem schön. Wie leicht und zierlich sind diese hohen offenen Bogen mit ihren dünnen, runden Säulchen, ihren einfachen Rundstäben und der dreiblätterigen Auszackung, die fast an maurische Eleganz erinnert! Nur das Dach auf dieser Halle will dem Auge nicht recht behagen, da aus ihm erst die zurückgedrängte Fronte des überhöhten Mittelschiffs herauswächst. Auch daß man in jüngerer Zeit die Giebelrose zum Zifferblatt der Uhr gemacht, trägt zur größeren Zierde wahrlich nicht bei.

Mittel- und Querschiff des hohen, geräumigen Baus haben ihr ursprüngliches Gepräge rein erhalten, nur die Kuppel über der Kreuzung fehlt und ist durch einen hohen, äußerst dünnen Schieferthurm unpassend erſezt. Das südliche Seitenschiff aber, das seiner ganzen Länge nach dem Auge frei liegt, ist leider gothisch umgebaut, noch dazu im Styl des fünfzehnten Jahrhunderts, dem die ursprüngliche edle Reinheit und Würde bereits abhanden gekommen. Gleich auffallend ist in jener Zeit das Chor behandelt worden. Ohne Nische stieg ursprünglich die Giebelwand des Chors gerade in die Höhe und ihr Schmuck war ohne Zweifel die byzantinische Rose. Sie hat einem gothischen Fenster von riesigen Dimensionen mit einer Unzahl von Feldern und Bogenzierden Plaz machen müssen, und selbst in der südlichen Wand dieses Chors hat man ein solches Fenster angebracht, so groß als es nur immer der Raum erlaubte. Wir werden noch einer weiteren Umgestaltung dieser Art begegnen.

Treten wir indeß vorerst in die Kirche selbst, und zwar von der schönen Vorhalle aus durch das einfach und streng gehaltene, aber eben darum imposante Hauptportal. Wem sollte aber hier nicht augenblicklich das biblische Kapitel von der Tempelreinigung zu Sinn kommen? Da ist eine schöne dreischiffige Halle, deren Mittelschiff durch je zehn Rundbogen auf starken viereckigen Pfeilern von den niedrigeren Seitenschiffen geschieden ist, aber rechts und links und in der Mitte so viel Ungehöriges, ja Abgeschmacktes, daß einem aller Kunstgenuß verdorben wird. Querschiff und Chor sind vom Langhause durch eine niedrige Wand schon seit Jahrhunderten geschieden, und nur lezteres wird für den Gottesdienst benüzt. Schon diese Unterbrechung und fast mehr noch all das geschmacklose Beiwerk, das sich im Laufe der Zeit hier eingedrängt und angehäuft hat, läßt keine gehobene Stimmung aufkommen und schlägt alles ästhetische Wohlgefallen nieder. Dieses Gestühle, diese Kanzel, diese Gedenksteine an den Pfeilern, selbst die älteren Baldachine an zweien dieser Pfeiler, die einst zwei Seitenaltäre überdachten und später sogar zu Controverskanzeln benuzt worden seyn sollen — kurz, alles und jedes wirkt störend. Schön ist von diesem Eingeweide nur der alte gothische Pfarrstuhl hinter dem Altar mit seinem trefflichen Schnizwerk, das selbst Heideloff für würdig hielt, unter die Muster eingereiht zu werden; und selbst dieser dreisitzige Stuhl ist eine halbe Ruine. Auch das große steinerne Crucifix, das vor demselben steht, ist das Werk eines trefflichen Meisels aus dem Jahr 1473. Nur das später aufgesezte rohe und ungeschlachte Haupt will nicht zu dem meisterlich behandelten Körper passen. Den Namen des Künstlers weiß ich nicht, aber da auf der Rückseite des Kreuzes mit der Jahrzahl die Buchstaben C. V. S. eingegraben sind, so war ich in Versuchung, den Namen Veit Stoß auszusprechen. Die Zeit ist ganz passend und ich meines Theils glaube wenigstens, daß sich der wackere Nürnberger Meister, der das herrliche Crucifix zu St. Sebald gefertigt, auch dessen zu Maulbronn nicht zu schämen hätte.

Hinter der vorhin erwähnten Scheidewand, über die nur das riesige Chorfenster herüberleuchtet, und die noch um eines Bogens Breite in's Schiff hereingerückt ist, stehen noch die beiden Reihen der alten Chorstühle mit ihren tief ausgetretenen Böden. Sie sind von schöner Form, wenn auch die Schildereien aus der heiligen Geschichte und das Schnizwerk überhaupt nicht der besten Zeit der Holzschnizerei angehören, oder doch nicht von einem vorzüglichen Meister herrühren. Sorgfältiger Erhaltung bleiben sie immer werth. Schade, daß nicht auch die drei Gruppen aus Holz, die auf dem alten zerfallenen Altar im hintersten Chore stehen, besser erhalten werden konnten. Kreuzigung, Abnahme und Grablegung sind hier dargestellt, zum Theil in recht gut gearbeiteten Figuren, wie z. B. die der schmerzenreichen Mutter selbst. Aber es ist so vieles daran vandalisch zerhauen, und der Holzwurm wird allmählig das Werk der Zerstörung vollenden. Von Glasgemälden ist keine Spur mehr vorhanden, und doch waren ohne Zweifel die beiden großen Chorfenster seiner

Zeit mit solchen geschmückt, wie sie denn wohl hauptsächlich zu diesem Zweck angebracht worden seyn mögen.

Nicht uninteressant sind die beiden alten Votivbilder im Chor, obwohl ihnen durch spätere Ueberarbeitung viel vom ursprünglichen Werthe genommen ist. Wohl erhalten sind dagegen zwei Denksteine mit guten Reliefstatuen. Sie erinnern an die Gründung des Klosters im Jahr 1148 unter Bischof Günther von Speyer aus dem Geschlechte der Grafen von Leiningen. Dieser war es nämlich, welcher den eigentlichen Stifter, den Ritter Walther von Lomersheim, bestimmte, den i. J. 1137 im Dorfe Eckweiler schon begonnenen Bau aufzugeben und ihn in dieses stille Thal an den Ursprung des Salzbachs zu verlegen. Er hat dieses Cisterzienserkloster so recht in Flor gebracht und es vorgezogen in dessen Kirche, statt in seiner Kathedrale zu Speyer, seine Ruhestatt zu nehmen. Er wird deßhalb auf seinem Grabsteine Praesul Guntherus pater fundaminis hujus genannt. Schirmherren dieses rasch aufblühenden Klosters waren ursprünglich die Pfalzgrafen, später die Grafen und Herzoge von Württemberg, in deren Gebiet die meisten Güter desselben lagen. Vierhundert Jahre nach seiner Gründung ging Maulbronn an die Evangelischen über und hatte evangelische Aebte, die zugleich Generalsuperintendenten waren.

Merkwürdig ist das theologische Gespräch, das im April des Jahres 1564 zwischen den pfälzischen und den württembergischen Theologen in Beiseyn des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und des Herzogs Christoph zu Württemberg, aus Anlaß des Abendmahlsstreites und des Zanks über die Person Christi, daselbst gehalten wurde. Es standen sich dort Männer gegenüber wie Ursin und Olevian, die Verfasser des Heidelberger Katechismus, nebst Diller, Boquin und Dathen von pfälzischer oder reformirter, Brenz, Schnepf, J. Andreä, Bannius und Bidenbach von württembergischer oder lutherischer Seite. Das Resultat war natürlich das nämliche, wie bei allen früheren und späteren Gesprächen über solche Controversen: — man ging eben auseinander, ohne einig geworden zu seyn.

Durch eine Seitenpforte verlassen wir die Kirche, der wir eine recht baldige Reinigung und Restauration wünschen, und treten in den an ihre Nordseite angebauten Kreuzgang. Ein überraschender Anblick! Hier ist einer der alten gothischen Kreuzgänge ganz wohl erhalten, oder vielmehr seit den Jahren 1847 und 1848 vollständig restaurirt. Die große Zahl der weiten Bogen mit ihren zierlichen Stäben und filigranartigen Durchbrechungen in mannigfaltigen Formen nehmen den Blick ordentlich gefangen. So schön aber auf den ersten Blick das Ganze erscheint, so findet das geübte Auge bei näherem Zuschauen doch auch Störendes. Es ist die gothische Architektur nur an drei Seiten des Kreuzgangs durchgeführt, die vierte aber längs der Kirche selbst hat noch ihre ursprüngliche byzantinische Form. Und gerade diese Seite mit den hohen schmalen Bogen, denen nur ein Rundstab zur Verzierung dient, ist so einfach edel und schön, daß man bei allem Reichthum der Gothik, der sich hier entfaltet, den Wunsch nicht unterdrücken kann, der Umbau zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts möchte nicht stattgefunden haben. Ohnehin gilt auch hier, was ich bereits von dem südlichen Seitenschiff gesagt habe: diese reichen Verzierungen in den Spitzbögen neigen schon zu sehr in eine Zeit hinüber, in der die sogenannte gothische Ornamentik das alte rechte Maaß zu verlieren beginnt. Bei alle dem bleibt es ein hoher Genuß, sich in diesem stillen, reich geschmückten Raume zu ergehen. Da zieht unter andern das zierliche Octogon an der Nordseite den Blick auf sich, das wie ein großer, luftiger Erker in den grünen Rasenplatz hinein tritt; dort gegen Osten eine gewölbte Halle, deren Fenster man wieder mit farbigen Scheiben versehen hat, und die der Führer uns als den Kapitelssaal bezeichnete. Nicht fern davon ist ein düsteres, kellerartiges Gewölbe, in das nur ein Minimum von Tageslicht fällt, gerade hinreichend, um einen auf die Wand gezeichneten Mönch mit der Geisel zu erkennen. Es ist das Flagellatorium.

Eine reiche Ausbeute an schönen Einzelnheiten findet sich hier überall an Kapitälen, Knäufen, Consolen und Schlußsteinen, und wer sich gern in der Heraldik ergeht oder alte Lapidarschrift entziffert, dem bietet der Bodenbeleg dieses Kreuzgangs mit seiner großen Zahl von Grabsteinen Beschäftigung oder Unterhaltung auf viele Stunden. Vor allem aber muß ich auf die ruinose Halle des Sommerrefectoriums aufmerksam machen, das sich nördlich an den Kreuzgang anschließt, so daß sein Eingang dem des zierlichen Octogons gegenüber liegt. Hier ist reine und zugleich reiche byzantinische Architektur. Ein längliches Viereck ist's, geräumig und hoch, wie eine stattliche Kirche, mit vielen schlanken Rundbogenfenstern. Die massiven Kreuzgewölbe mit ihren starken Gurten stützen sich auf sechs hohe Säulen, die der Länge nach in der Mitte der Halle stehen und deren drei die drei andern an Umfang weit überbieten. Es ist das einer der edelsten und großartigsten Theile der umfangreichen Klostergebäude. Eine ähnliche, wiewohl niedrigere Halle, ebenfalls mit einer Säulenstellung in der Mitte, und zwar so, daß immer zwei Säulen neben einander stehen, befindet sich mehr gegen Westen, unter dem jetzigen Gerichtslokal, ist aber kellerartig verdunkelt, wohl gar als Keller benützt worden. Das Winterrefectorium war seiner Zeit im obern Stockwerk, eben so die Zellen um den Kreuzgang her, doch ist hier kaum mehr etwas von der alten Form und Schönheit zu erkennen.

Aus der Ostseite des Kreuzgangs gelangt man in eine andere alte Halle, die den Sprechsaal abgegeben haben soll, über dem sich das Oratorium befand. An ihn schließt sich die von Abt Entenfuß zur Zeit der Reformation neu aufgeführte Abtswohnung, die nach außen hin durch zwei schöne Erker sich auszeichnet, und der das ehemalige Jagdschlößchen der Herzoge von Württemberg

gegenüber liegt, in welchem jezt das Oberamt seinen Siz hat. Ein laufender Brunnen vor demselben trägt noch den bleiernen Aufsaz, der einst den längst versiegten Springbrunnen inmitten des Octogons am Kreuzgang zierte. — Ein anderer Brunnen befindet sich am Eingang zum Garten, auf den die Fenster des erwähnten Sprechsaals und des Oratoriums hinaus gehen. Dem hat die Sage eine besondere Bedeutung beigelegt. Nach ihr soll nämlich jener Walther von Lomersheim den frommen Entschluß gefaßt haben, ein Kloster zu stiften, ohne über Ort und Stelle desselben in's Reine kommen zu können. Mit einem Maulthier, auf das er einen Geldsack geladen, durchzog er das Land, und als das Thier an dieses jezt recht hübsch gefaßte Brünnlein kam und sich neben demselben niederlegte, war der fromme Ritter gewiß, daß er die rechte Stelle gefunden, an der er sein Gelübde verwirklichen sollte. Der Name des Klosters ist damit auch zur Genüge erklärt.

Nur wenige Schritte und wir sind in einem andern Sagengebiete, in dem der Faustsage nämlich. Da im Obstgarten, auf den das riesige Chorfenster der Kirche schaut, steht ein alter runder Thurm, auf dem ein halb zerfallenes Häuschen von Fachwerk ruht, in dessen Zimmer noch ein alter Kamin sichtbar ist. Hier soll der bekannte Doktor Faust eine Zeitlang gehaust und laborirt, hier soll ihn sogar, wie das Volk will, der Teufel geholt haben. Daß Doctor Faust in dem nahen Städtchen Knittlingen geboren sey, das behauptet selbst Sattler in seiner Geschichte des Herzogthums Württemberg, wenn er auch die teuflischen Abenteuer, die zu Doctor Fausts Zeiten, und andere, die Anno 1650 dort vorgekommen seyn sollen, den Liebhabern solcher Histörchen heimgibt und sie auf Rebstocks Beschreibung des Herzogthums verweist, die mir freilich nicht zu Gebote steht, um dem Leser ein Pröbchen mitzutheilen. Ob der gute Meßner Johann Buche, der mir sein Manuscript einer gereimten Geschichte des Klosters zeigte, etwas von den Teufeleien erwähnt, kann ich leider auch nicht sagen, da ich nicht Zeit hatte, mich tief in seine Reime hinein zu lesen. Ich habe mir nur die erste Stanze oder Strophe dieser neuen Reimchronik gemerkt, die mitzutheilen ich keineswegs versäumen will. Hier ist sie:

> Vor tausend einhundert Jahren
> Und achtundvierzig noch dazu
> Hat diese Stätte es erfahren,
> Hier suchten zwölf der Mönche Ruh.
> Selbst legten sie Hand an, zu bauen
> Dem großen Gott ein irdisch Haus,
> Wie noch die Welt es jezt kann schauen
> Im schönsten Styl geführet aus.

Es finden sich aber außer den genannten Bauten und Bautheilen im Bering des weiten Klosterhofes noch manche andere Reste aus älterer Zeit, die man nicht ohne Interesse betrachtet. So steht z. B. an der nordwestlichen Ecke ein hoher viereckiger Thurm aus bäurischem Werk, an den sich ein altes Gebäude, der sogenannte Eichelboden, anschließt, mit welchem wieder die Klostermühle zusammenhängt, deren hohe alte Mauern noch mit den schönen steinernen Giebelblumen geziert sind. Troz seines ökonomischen Schmuzes gibt der von diesen Gebäuden eingeschlossene Hof ein Bild ab, welches das Auge des Künstlers wohl zu fesseln im Stande ist. Ueberhaupt bietet dieses Kloster, von außen wie von innen betrachtet, so viele malerische Bilder und Momente, daß ein Künstler dort auf lange Zeit den reichsten Stoff zu Studien fände. Man muß das Ganze rings umgehen, um das so recht zu würdigen. Am ärmsten erscheint die Westseite, und doch ist da der vorhin erwähnte Eckthurm, der mit seinem festen Fuße in dem halb verschütteten Graben steht, ihm zur Seite altes Mauerwerk, an dem die Brombeere rankt, und dann das zerfallene Thor, das die Perspektive in den innern Hofraum und auf die Façade der Kirche eröffnet. Auf der Südseite präsentirt sich die Kirche ihrer ganzen Länge nach, und die gebrochene Ringmauer läßt wieder einen Blick auf die später gebauten und wunderlich gruppirten Häuser zu. Die Nordseite, an der noch der tiefe Graben hinläuft, ist reich an malerischen Einzelnheiten. Da sind eben jener Thurm, der Eichelboden, die Mühle und anderes altes Mauerwerk mit bemoosten Dächern, mit Epheu umrankten Quadern. Da steht das herrliche Refectorium mit seinen hohen offenen Fenstern, da blickt die Abtswohnung mit ihrem thurmartigen Erker auf hoher Halbsäule herüber, und das alte Jagdschlößchen und ein Theil der Kirche und ihres Chors. Den Glanzpunkt aber bildet die Ansicht von Osten her. Man steht dort auf dem hohen Damm, der einen hochgelegenen und ziemlich umfangreichen Teich in der oberen Thalmulde von dem Bering des tiefer liegenden Klosters abschließt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 33. 12. August 1855.

Leicht entzündbare Sinne und ein philosophischer Geist, ein von Zärtlichkeit überfließendes Herz und ein für den Calcul wunderbar organisirter Kopf; auf einer Seite Hang zum Vergnügen, eine Mannigfaltigkeit von Liebhabereien und Neigungen, welche ein sanguinisches Temperament charakterisiren, auf der andern Seite diese Tyrannei einer ausschließlichen Leidenschaft, diese todbringende Uebertreibung der geistigen Arbeit, welches die Attribute der melancholischen Temperamente sind — dieser Art ungefähr war Mozart, der unerklärbare Mensch, weil er der Universalmusiker war, der in allem andern als in seiner Kunst sich als der lebendige Widerspruch und die personificirte Schwäche zeigte.

Oubilicheff.

Mozart auf der Reise nach Prag.

Novelle von Eduard Mörike.

IV.

Haben wir Frau Constanze bis hieher in der Erzählung abgelöst, so können wir auch wohl noch eine kleine Strecke weiter fortfahren.

Von seiner Wohnung, bei der Schranne, rechts gegen das Zeughaus einbiegend, schlenderte der theure Mann — es war ein warmer, etwas umwölkter Sommernachmittag — nachdenklich lässig über den sogenannten Hof, und weiter an der Pfarre zu Unsrer Lieben Frau vorbei, dem Schottenthor entgegen, wo er seitwärts zur Linken auf die Mölkerbastei stieg und dadurch der Ansprache mehrerer Bekannten, die eben zur Stadt herein kamen, entging. Nur kurze Zeit genoß er hier, obwohl von einer stumm bei den Kanonen auf und nieder gehenden Schildwache nicht belästigt, der vortrefflichen Aussicht über die grüne Ebene des Glacis und die Vorstädte hin nach dem Kahlenberg und südlich nach den steierischen Alpen. Die schöne Ruhe der äußern Natur widersprach seinem innern Zustand. Mit einem Seufzer sezte er seinen Gang über die Esplanade und sodann durch die Alser-Vorstadt ohne bestimmten Zielpunkt fort.

Am Ende der Währinger Gasse lag eine Schenke mit Kegelbahn, deren Eigenthümer, ein Seilermeister, durch seine gute Waare, wie durch die Reinheit seines Getränks den Nachbarn und Landleuten, die ihr Weg vorüber führte, gar wohl bekannt war. Man hörte Kegelschieben und übrigens ging es bei einer Anzahl von höchstens einem Dutzend Gästen mäßig zu. Ein kaum bewußter Trieb, sich unter anspruchlosen, natürlichen Menschen in etwas zu vergessen, bewog den Musiker zur Einkehr. Er sezte sich an einen der sparsam von Bäumen beschatteten Tische zu einem Wiener Brunnen-Obermeister und zwei andern Spießbürgern, ließ sich ein Schöppchen kommen und nahm an ihrem sehr alltäglichen Discours eingehend Theil, ging dazwischen umher, oder schaute dem Spiel auf der Kegelbahn zu.

Unweit von der leztern, an der Seite des Hauses, befand sich der offene Laden des Seilers, ein schmaler, mit Fabrikaten voll gepfropfter Raum, weil außer dem, was das Handwerk zunächst lieferte, auch allerlei hölzernes Küchen-, Keller- und landwirthschaftliches Geräth, ingleichem Thran und Wagensalbe, auch Weniges von Sämereien, Dill und Kümmel, zum

Verkauf umher stand oder hing. Ein Mädchen, das als Kellnerin die Gäste zu bedienen und nebenbei den Laden zu besorgen hatte, war eben mit einem Bauern beschäftigt, welcher, sein Söhnlein an der Hand, herzugetreten war, um einiges zu kaufen, ein Fruchtmaß, eine Bürste, eine Geißel. Er suchte unter vielen Stücken eines heraus, prüfte es, legte es weg, ergriff ein zweites und drittes, und kehrte unschlüssig zum ersten zurück; es war kein Fertigwerden. Das Mädchen entfernte sich mehrmals der Aufwartung wegen, kam wieder und war unermüdlich, ihm seine Wahl zu erleichtern und annehmlich zu machen, ohne daß sie zu viel darum schwazte.

Mozart sah und hörte, auf einem Bänkchen bei der Kegelbahn, diesem allen mit Vergnügen zu. So sehr ihm auch das gute verständige Betragen des Mädchens, die Ruhe und der Ernst in ihren ansprechenden Zügen gefiel, noch mehr interessirte ihn für jezt der Bauer, welcher ihm, nachdem er ganz befriedigt abgezogen, noch viel zu denken gab. Er hatte sich vollkommen in den Mann hinein versezt, gefühlt, wie wichtig die geringe Angelegenheit von ihm behandelt, wie ängstlich und gewissenhaft die Preise, bei einem Unterschied von wenig Kreuzern, erwogen wurden. Und, dachte er, wenn nun der Mann zu seinem Weibe heimkommt, ihr seinen Handel rühmt, die Kinder alle passen, bis der Zwerchsack aufgeht, darin auch was für sie seyn mag; sie aber geht, ihm einen Imbis und einen frischen Trunk selbstgekelterten Obstmost zu holen, darauf er seinen ganzen Appetit verspart hat!

Wer auch so glücklich wäre, so unabhängig von den Menschen! ganz nur auf die Natur gestellt und ihren Segen, wie sauer auch dieser erworben seyn will!

Ist aber mir mit meiner Kunst ein anderes Tagwerk anbefohlen, das ich am Ende doch mit keinem in der Welt vertauschen würde, warum muß ich dabei in Verhältnissen leben, die das gerade Widerspiel von solch unschuldiger, einfacher Existenz ausmachen? Ein Gütchen, wenn du hättest, ein kleines Haus bei einem Dorf in schöner Gegend, du solltest wahrlich neu aufleben! Den Morgen über fleißig bei deinen Partituren, die ganze übrige Zeit bei der Familie; Bäume pflanzen, deinen Acker besuchen, im Herbst mit den Buben die Aepfel und Birnen herunter thun; bisweilen eine Reise in die Stadt zu einer Aufführung und sonst, von Zeit zu Zeit ein Freund und mehrere bei dir — welch eine Seligkeit! Nun ja, wer weiß was noch geschieht."

Er trat vor den Laden, sprach freundlich mit dem Mädchen und fing an, ihren Kram genauer zu betrachten. Bei der unmittelbaren Verwandtschaft, welche die meisten dieser Dinge zu jenem idyllischen Anfluge hatten, zog ihn die Sauberkeit, das Helle, Glatte, selbst der Geruch der mancherlei Holzarbeiten an. Es fiel ihm plötzlich ein, Verschiedenes für seine Frau, was ihr nach seiner Meinung angenehm und nutzbar wäre, auszuwählen. Sein Augenmerk ging zuvörderst auf Gartenwerkzeug. Constanze hatte nämlich vor Jahr und Tag auf seinen Antrieb ein Stückchen Land vor dem Kärnthner Thor gepachtet und etwas Gemüse darauf gebaut; daher ihm jezt für's Erste ein neuer großer Rechen, ein kleinerer ditto, sammt Spaten, ganz zweckmäßig schien. Dann Weiteres anlangend, so macht es seinen ökonomischen Begriffen alle Ehre, daß er einem ihn sehr appetitlich anlachenden Butterfaß nach kurzer Ueberlegung, wiewohl ungern, entsagte; dagegen ihm ein hohes, mit Deckel und schön geschnitztem Henkel versehenes Geschirr zu unmaßgeblichem Gebrauch einleuchtete. Es war aus schmalen Stäben von zweierlei Holz, abwechselnd hell und dunkel, zusammengesezt, unten weiter als oben und innen trefflich ausgepicht. Entschieden für die Küche empfahl sich eine schöne Auswahl Rührlöffel, Wellhölzer, Schneidbretter und Teller von allen Größen, so wie ein Salzbehälter einfachster Construction zum Aufhängen.

Zulezt besah er sich noch einen derben Stock, dessen Handhabe mit Leder und runden Messingnägeln gehörig beschlagen war. Da der sonderbare Kunde auch hier in einiger Versuchung schien, bemerkte die Verkäuferin mit Lächeln, das sey just kein Tragen für Herrn. „Du hast Recht, mein Kind," versezte er, „mir däucht, die Metzger auf der Reise haben solche, weg mit! ich will ihn nicht. Das übrige hingegen alles, was wir da ausgelesen haben, bringst du mir heute oder morgen in's Haus." Dabei nannte er ihr seinen Namen und die Straße. Er ging hierauf, um auszutrinken, an seinen Tisch, wo von den Dreien nur noch Einer, ein Klempnermeister, saß.

„Die Kellnerin hat heut 'mal einen guten Tag," bemerkte der Mann. „Ihr Vetter läßt ihr vom Erlös im Laden am Gulden einen Batzen." — Mozart freute sich nun seines Einkaufs doppelt; gleich aber sollte seine Theilnahme an der Person noch größer werden. Denn als sie wieder in die Nähe kam, rief ihr derselbe Bürger zu: „Wie steht's, Crescenz? Was macht der Schlosser? Feilt er nicht bald sein eigen Eisen?" — „O was!" erwiederte sie im Weitereilen: „selbiges Eisen, schätz' ich, wächst noch im Berg, zuhinterst."

„Es ist ein guter Tropf," sagte der Klempner. „Sie hat lange ihrem Stiefvater hausgehalten und ihn in der Krankheit verpflegt, und da er todt war, kam's heraus, daß er ihr Eigenes aufgezehrt hatte; zeither dient sie da ihrem Verwandten, ist Alles und Alles

im Geschäft, in der Wirthschaft und bei den Kindern. Sie hat mit einem braven Gesellen Bekanntschaft und würde ihn je eher je lieber heirathen, das aber hat so seine Haken." — „Was für? Er ist wohl auch ohne Vermögen?" — „Sie ersparten sich beide etwas, doch langt es nicht gar. Jetzt kommt mit Nächstem drinnen ein halber Haustheil sammt Werkstatt in Gant; dem Seiler wär's ein Leichtes, ihnen vorzuschießen, was noch zum Kaufschilling fehlt, allein er läßt die Dirne natürlich nicht gern fahren. Er hat gute Freunde im Rath und bei der Zunft, da findet der Geselle nun allenthalben Schwierigkeiten."

„Verflucht!" — fuhr Mozart auf, so daß der Andere erschrack und sich umsah, ob man nicht horche. „Und da ist niemand, der ein Wort nach dem Recht darein spräche? den Herren eine Faust vorhielte? Die Schufte, die! Wart nur, man kriegt euch noch bei'm Wickel."

Der Klempner saß wie auf Kohlen. Er suchte das Gesagte auf eine ungeschickte Art zu mildern, beinahe nahm er es völlig zurück. Doch Mozart hörte ihn nicht an. „Schämt Euch, wie Ihr nun schwazt. So macht's ihr Lumpen allemal, sobald es gilt mit etwas einzustehen!" — Und hiemit kehrte er dem Hasenfuß ohne Abschied den Rücken. Der Kellnerin, die alle Hände voll zu thun hatte mit neuen Gästen, raunte er nur im Vorbeigehen zu: „Komme morgen bei Zeiten, grüße mir deinen Liebsten; ich hoffe, daß eure Sache gut geht." Sie stuzte nur und hatte weder Zeit noch Fassung ihm zu danken.

Geschwinder als gewöhnlich, weil der Auftritt ihm das Blut etwas in Wallung brachte, ging er vorerst denselben Weg, den er gekommen, bis an das Glacis, auf welchem er dann langsamer, mit einem Umweg, im weiten Halbkreis um die Wälle wandelte. Ganz mit der Angelegenheit des armen Liebespaars beschäftigt, durchlief er in Gedanken eine Reihe seiner Bekannten und Gönner, die auf die eine oder andere Weise in diesem Fall etwas vermochten. Da indessen, bevor er sich irgend zu einem Schritt bestimmte, noch nähere Erklärungen von Seiten des Mädchens erforderlich waren, beschloß er diese ruhig abzuwarten und war nunmehr mit Herz und Sinn den Füßen voraus eilend, bei seiner Frau zu Hause.

Mit innerer Gewißheit zählte er auf einen freundlichen, ja fröhlichen Willkommen, Kuß und Umarmung schon auf der Schwelle, und Sehnsucht verdoppelte seine Schritte bei'm Eintritt in das Kärnthner Thor. Nicht weit davon ruft ihn der Postträger an, der ihm ein kleines, doch gewichtiges Packet übergibt, worauf er eine ehrliche und accurate Hand augenblicklich erkennt. Er tritt mit dem Boten, um ihn zu quittiren, in den nächsten Kaufladen; dann, wieder auf der Straße, kann er sich nicht bis in sein Haus gedulden; er reißt die Siegel auf, halb gehend, halb stehend verschlingt er den Brief.

„Ich saß," fuhr Madame Mozart hier in der Erzählung bei den Damen fort, „am Nähtisch, hörte meinen Mann die Stiege herauf kommen und den Bedienten nach mir fragen. Sein Tritt und seine Stimme kam mir beherzter, aufgeräumter vor, als ich erwartete und als mir wahrhaftig angenehm war. Erst ging er auf sein Zimmer, kam aber gleich herüber. Guten Abend! sagt' er; ich, ohne aufzusehen, erwiederte ihm kleinlaut. Nachdem er die Stube ein paarmal stillschweigend gemessen, nahm er unter erzwungenem Gähnen die Fliegenklatsche hinter der Thür, was ihm noch niemals eingefallen war, und murmelte vor sich: „Wo nur die Fliegen gleich wieder her kommen!" — fing an zu patschen da und dort, und zwar so stark wie möglich. Dieß war ihm stets der unleidlichste Ton, den ich in seiner Gegenwart nie hören lassen durfte. Hm, dacht' ich, daß doch was man selber thut, zumal die Männer, ganz etwas anderes ist! Uebrigens hatte ich so viele Fliegen gar nicht wahrgenommen. Sein seltsames Betragen verdroß mich wirklich sehr. — „Sechse auf Einen Schlag!" rief er: „willst du sehen?" — Keine Antwort. Da legt er mir Etwas auf's Nähkissen hin, daß ich es sehen mußte, ohne ein Aug von meiner Arbeit zu verwenden. Es war nichts Schlechteres als ein Häufchen Gold, so viel man Ducaten zwischen zwei Finger nimmt. Er sezte seine Possen hinter meinem Rücken fort, that hin und wieder einen Streich und sprach dabei für sich: „Das fatale, unnüze, schamlose Gezücht! Zu was Zweck es nur eigentlich auf der Welt ist — Patsch! — offenbar bloß daß man's todtschlage — Pitsch — darauf verstehe ich mich einigermaßen, darf ich behaupten. — Die Naturgeschichte belehrt uns über die erstaunliche Vermehrung dieser Geschöpfe — Pitsch Patsch —: in meinem Haus wird immer sogleich damit aufgeräumt. Ah maledetti! — Hier wieder ein Stück zwanzig. Magst du sie?" — Er kam und that wie vorhin. Hatte ich bisher mit Mühe das Lachen unterdrückt, länger war es unmöglich, ich plazte heraus, er fiel mir um den Hals und beide kicherten und lachten wir um die Wette."

„Woher kommt dir denn aber das Geld?" frag' ich, während daß er den Rest aus dem Röllelchen schüttelt. — „Vom Fürsten Esterhazy! durch den Haydn! Lies nur den Brief." Ich las.

„Eisenstadt u. s. w. Theuerster Freund! Seine Durchlaucht, mein gnädigster Herr, hat mich zu meinem

größesten Vergnügen damit betraut, Ihnen beifolgende sechzig Ducaten zu übermachen. Wir haben letzt Ihre Quartetten wieder ausgeführt und Seine Durchlaucht waren solchermaßen davon eingenommen und befriediget als bei dem ersten Mal, vor einem Vierteljahre, kaum der Fall gewesen. Der Fürst bemerkte mir (ich muß es wörtlich schreiben): als Mozart Ihnen diese Arbeit dedicirte, hat er geglaubt nur Sie zu ehren, doch kann's ihm nichts verschlagen, wenn ich zugleich ein Compliment für mich darin erblicke. Sagen Sie ihm, ich denke von seinem Genie bald so groß wie Sie selbst, und mehr könn' er in Ewigkeit nicht verlangen. — Amen! setz' ich hinzu. Sind Sie zufrieden?"

„Postscript. Der lieben Frau in's Ohr. Sorgen Sie gütigst, daß die Danksagung nicht aufgeschoben werde. Am besten geschäh' es persönlich. Wir müssen so guten Wind fein erhalten!"

„Du Engelsmann! o himmlische Seele!" rief Mozart ein über's andere mal, und es ist schwer zu sagen, was ihn am meisten freute, der Brief, oder des Fürsten Beifall oder das Geld. Was mich betrifft, aufrichtig gestanden, mir kam das leztere gerade damals höchst gelegen. Wir feierten noch einen sehr vergnügten Abend."

„Von der Affäre in der Vorstadt erfuhr ich jenen Tag noch nichts, die folgenden eben so wenig, die ganze nächste Woche verstrich, keine Crescenz erschien, und mein Mann, in einem Strudel von Geschäften, vergaß die Sache bald. Wir hatten an einem Sonnabend Gesellschaft; Hauptmann Wesselt, Graf Hardegg und andere musicirten. In einer Pause werde ich hinausgerufen — da war nun die Bescheerung! Ich geh' hinein und frage: „Hast du Bestellung in der Alservorstadt auf allerlei Holzwaare gemacht?" — „Potz Hagel, ja! Ein Mädchen wird da seyn? Laß sie nur herein kommen." So trat sie denn in größter Freundlichkeit, einen vollen Korb am Arm, mit Rechen und Spaten in's Zimmer, entschuldigte ihr langes Ausbleiben, sie habe den Namen der Gasse nicht mehr gewußt und sich erst heut zurecht gefragt. Mozart nahm ihr die Sachen nach einander ab, die er sofort mit Selbstzufriedenheit mir überreichte. Ich ließ mir herzlich dankbar alles und jedes wohl gefallen, belobte und pries, nur nahm es mich Wunder, wozu er das Gartengeräthe gekauft. — „Natürlich," sagt' er, „für dein Stückchen an der Wien." — „Mein Gott, das haben wir ja aber lange abgegeben! weil uns das Wasser immer so viel Schaden that und überhaupt gar nichts dabei heraus kam. Ich sagte dir's, du hattest nichts dawider." — „Was? Und also die Spargeln, die wir dieß Frühjahr speisten" — „Waren immer vom Markt." — „Seht," sagt' er, „hätt' ich das gewußt! Ich lobte sie dir so aus bloßer Artigkeit, weil du mich wirklich dauertest mit deiner Gärtnerei; es waren Dingerl wie die Federspulen."

„Die Herrn belustigte der Spaß überaus; ich mußte Einigen sogleich das Ueberflüssige zum Andenken lassen. Als aber Mozart nun das Mädchen über ihr Heirathsanliegen ausforschte, sie ermunterte, hier nur ganz frei zu sprechen, da das, was man für sie und ihren Liebsten thun würde, in der Stille, glimpflich und ohne jemandes Anklagen solle ausgerichtet werden, so äußerte sie sich gleichwohl mit so viel Bescheidenheit, Vorsicht und Schonung, daß sie alle Anwesenden völlig gewann und man sie endlich mit den besten Versprechungen entließ."

„Den Leuten muß geholfen werden!" sagte der Hauptmann. „Die Innungskniffe sind das Wenigste dabei; hier weiß ich Einen, der das bald in Ordnung bringen wird. Es handelt sich um einen Beitrag für das Haus, Einrichtungskosten und dergleichen. Wie, wenn wir ein Concert für Freunde im Trattnerischen Saal mit Entree ad libitum ankündigten?" — Der Gedanke fand lebhaften Anklang. Einer der Herrn ergriff das Salzfaß und sagte: „Es müßte jemand zur Einleitung einen hübschen historischen Vortrag thun, Herrn Mozarts Einkauf schildern, seine menschenfreundliche Absicht erklären, und hier das Prachtgefäß stellt man auf einem Tisch als Opferbüchse auf, die beiden Rechen als Decoration rechts und links dahinter gekreuzt."

Dieß nun geschah zwar nicht, hingegen das Concert kam zu Stande; es warf ein Erkleckliches ab, verschiedene Beiträge folgten nach, daß das beglückte Paar noch Ueberschuß hatte, und auch die andern Hindernisse waren schnell beseitigt. Duscheks in Prag, unsre genausten Freunde dort, bei denen wir logiren, vernahmen die Geschichte, und sie, eine gar gemüthliche herzige Frau, verlangte von dem Kram aus Curiosität auch etwas zu haben; so legt' ich denn das Passendste für sie zurück und nahm es bei dieser Gelegenheit mit. Da wir inzwischen unverhofft eine neue liebe Kunstverwandte finden sollten, die nah daran ist, sich den eigenen Herd einzurichten, und ein Stück gemeinen Hausrath, welches Mozart ausgewählt, gewißlich nicht verschmähen wird, will ich mein Mitbringen halbiren, und Sie haben die Wahl zwischen einem schön durchbrochenen Chokoladequirl und mehrgedachter Salzbüchse, an welcher sich der Künstler mit einer geschmackvollen Tulpe verunköstigt hat. Ich würde unbedingt zu diesem Stück rathen; das edle Salz, so viel ich weiß, ist ein Symbol der Häuslichkeit und Gastlichkeit, wozu wir alle guten Wünsche für Sie legen wollen."

So weit Madame Mozart. Wie dankbar und wie heiter alles von den Damen auf- und angenommen wurde, kann man denken. Der Jubel erneuerte sich, als gleich darauf bei den Männern oben die Gegenstände vorgelegt und das Muster patriarchalischer Simplicität nun förmlich übergeben ward, welchem der Oheim in dem Silberschranke seiner nunmehrigen Besitzerin und ihrer spätesten Nachkommen keinen geringern Platz versprach, als jenes berühmte Kunstwerk des florentinischen Meisters in der Ambraser Sammlung einnehme.

Es war schon fast acht Uhr; man nahm den Thee. Bald aber sah sich unser Musiker an sein schon am Mittag gegebenes Wort, die Gesellschaft näher mit dem „Höllenbrand“ bekannt zu machen, der unter Schloß und Riegel, doch zum Glück nicht allzu tief im Reisekoffer lag, dringend erinnert. Er war ohne Zögern bereit. Die Auseinandersetzung der Fabel des Stücks hielt nicht lange auf, das Textbuch wurde aufgeschlagen und schon brannten die Lichter am Fortepiano.

Wir wünschten wohl, unsere Leser streifte hier zum wenigsten etwas von jener eigenthümlichen Empfindung an, womit oft schon ein einzeln abgerissener, aus einem Fenster bei'm Vorübergehen an unser Ohr getragener Accord, der nur von dorther kommen kann, uns wie elektrisch trifft und wie gebannt festhält; etwas von jener süßen Bangigkeit, wenn wir in dem Theater, so lange das Orchester stimmt, dem Vorhang gegenüber sitzen. Oder ist es nicht so? Wenn auf der Schwelle jedes erhabenen tragischen Kunstwerks, es heiße Macbeth, Oedipus oder wie sonst, ein Schauer der ewigen Schönheit schwebt, wo träfe dieß in höherem, auch nur in gleichem Maße zu, als eben hier? Der Mensch verlangt und scheut zugleich aus seinem gewöhnlichen Selbst vertrieben zu werden, er fühlt, das Unendliche wird ihn berühren, das seine Brust zusammenzieht, indem es sie ausdehnen und den Geist gewaltsam an sich reißen will. Die Ehrfurcht vor der vollendeten Kunst tritt hinzu; der Gedanke, ein göttliches Wunder genießen, es als ein Verwandtes in sich aufnehmen zu dürfen, zu können, führt eine Art von Rührung, ja von Stolz mit sich, vielleicht den glücklichsten und reinsten, dessen wir fähig sind.

Unsre Gesellschaft aber hatte damit, daß sie ein uns von Jugend auf völlig zu eigen gewordenes Werk jezt erstmals kennen lernen sollte, einen von unserem Verhältniß unendlich verschiedenen Stand, und, wenn man das beneidenswerthe Glück der persönlichen Vermittlung durch den Urheber abrechnet, bei weitem nicht den günstigen wie wir, da eine reine und vollkommene Auffassung eigentlich niemand möglich war, auch in mehr als Einem Betracht selbst dann nicht möglich gewesen seyn würde, wenn das Ganze unverkürzt hätte mitgetheilt werden können.

Von achtzehn fertig ausgearbeiteten Numern * gab der Componist vermuthlich nicht die Hälfte; (wir finden in dem, unserer Darstellung zu Grunde liegenden Bericht nur das lezte Stück dieser Reihe, das Sextett, ausdrücklich angeführt) — er gab sie meistens, wie es scheint, in einem freien Auszug, bloß auf dem Klavier, und sang stellenweise darein, wie es kam und sich schickte. Von der Frau ist gleichfalls nur bemerkt, daß sie zwei Arien vorgetragen habe. Wir möchten uns, da ihre Stimme so stark als lieblich gewesen seyn soll, die erste der Donna Anna (Du kennst den Verräther), und eine von den beiden der Zerline dabei denken.

Genau genommen waren, dem Geist, der Einsicht, dem Geschmacke nach, Eugenie und ihr Verlobter die einzigen Zuhörer, wie der Meister sie sich wünschen mußte, und jene war es sicher ungleich mehr als dieser. Sie saßen Beide tief im Grunde des Zimmers; das Fräulein regungslos, wie eine Bildsäule, und in die Sache aufgelöst auf einen solchen Grad, daß sie auch in den kurzen Zwischenräumen, wo sich die Theilnahme der Uebrigen bescheiden äußerte oder die innere Bewegung sich unwillkürlich mit einem Ausruf der Bewunderung Luft machte, die von dem Bräutigam an sie gerichteten Worte immer nur ungenügend zu erwiedern vermochte.

Als Mozart mit dem überschwänglich schönen Sextett geschlossen hatte, und nach und nach ein Gespräch aufkam, schien er vornämlich einzelne Bemerkungen des Barons mit Interesse und Wohlgefallen aufzunehmen. Es wurde vom Schlusse der Oper die Rede, so wie von der, vorläufig auf den Anfang Novembers anberaumten Aufführung, und da jemand meinte, gewisse Theile des Finale möchten noch eine Riesenaufgabe seyn, so lächelte der Meister mit einiger Zurückhaltung; Constanze aber sagte zu der Gräfin hin, daß er es hören mußte: „Er hat noch was in petto, womit er geheim thut, auch vor mir.“ — „Du fällst,“ versezte er, „aus deiner Rolle, Schatz, daß du das jezt zur Sprache bringst; wenn ich nun Lust bekäme, von Neuem anzufangen? und in der That es juckt mich schon.“

„Leporello!“ rief der Graf, lustig aufspringend, und winkte einem Diener: „Wein! Sillery, drei Flaschen!“

„Nicht doch! damit ist es vorbei — mein Junker

* Bei dieser Zählung ist zu wissen, daß Elvira's Arie mit dem Recitativ und Leporello's „Hab's verstanden“ nicht ursprünglich in der Oper enthalten gewesen.

hat sein leztes im Glase." — „Wohl bekomm's ihm — und Jedem das Seine." — „Mein Gott, was hab' ich da gemacht!" lamentirte Constanze, mit einem Blick auf die Uhr, „gleich ist es Elfe, und morgen früh soll's fort — wie wird das gehen?" — „Es geht halt gar nicht, Beste! nur schlechterdings gar nicht."

„Manchmal," fing Mozart an, „kann sich doch ein Ding sonderbar fügen. Was wird doch meine Stanzl sagen, wenn sie erfährt, daß eben das Stück Arbeit, was sie nun hören soll, um eben diese Stunde in der Nacht, und zwar gleichfalls vor einer angesezten Reise, zur Welt geboren ist?"

„Wär's möglich? Wann? — gewiß vor drei Wochen, wie du nach Eisenstadt wolltest." — „Ja. Und das begab sich so. Ich kam nach Zehne, du schliefst schon fest, von Richters Essen heim, und wollte versprochenermaßen auch bälder zu Bett, um Morgens bei Zeiten heraus und in den Wagen zu steigen. Inzwischen hatte Veit, wie gewöhnlich, die Lichter auf dem Schreibtisch angezündet, ich zog mechanisch den Schlafrock an, und fiel mir ein, geschwind mein leztes Pensum noch einmal anzusehen. Allein, o Mißgeschick, verwünschte, ganz unzeitige Geschäftigkeit der Weiber! du hattest aufgeräumt, die Noten eingepackt — die mußten nämlich mit: der Fürst verlangte eine Probe von dem Opus; — ich suchte, brummte, schalt, umsonst! Darüber fällt mein Blick auf ein versiegeltes Couvert: vom Abbate, den gräulichen Haken nach auf der Adresse — ja wahrlich! und schickt mir den umgearbeiteten Rest seines Texts, den ich vor Monatsfrist noch nicht zu sehen hoffte. Sogleich sitz' ich begierig hin und lese und bin entzückt, wie gut der Alte verstand, was ich wollte. Es war alles weit simpler, gedrängter und reicher zugleich. Sowohl die Kirchhofsscene, wie das Finale, bis zum Untergang des Helden, hat in jedem Betracht sehr gewonnen. Du sollst mir aber auch, dacht' ich, vortrefflicher Poet, Himmel und Hölle nicht unbedankt zum zweiten mal beschworen haben. — Nun ist es sonst meine Gewohnheit nicht, in der Composition etwas vorauszunehmen, und wenn es noch so lockend wäre; das bleibt eine Unart, die sich sehr übel bestrafen kann. Doch gibt es Ausnahmen, und kurz, der Auftritt bei der Reiterstatue des Gouverneurs, die Drohung, die vom Grabe des Erschlagenen her urplötzlich das Gelächter des Nachtschwärmers haarsträubend unterbricht, war mir bereits in die Krone gefahren. Ich griff einen Accord und fühlte, ich hatte an der rechten Pforte angeklopft, dahinter schon die ganze Legion von Schrecken bei einander liege, die im Finale loszulassen sind. So kam für's Erste ein Adagio heraus: D moll, vier Tacte nur, darauf ein zweiter Satz mit fünfen — es wird, bild' ich mir ein, auf dem Theater etwas Ungewöhnliches geben, wo die stärksten Blasinstrumente die Stimme begleiten. Einstweilen hören Sie's, so gut es sich hier machen läßt."

Er löschte ohne weiteres die Kerzen der beiden neben ihm stehenden Armleuchter aus, und jener furchtbare Choral: „Dein Lachen endet vor der Morgenröthe!" erklang durch die Todtenstille des Zimmers. Wie von entlegenen Sternenkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt, Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht.

„Wer ist hier? Antwort!" hört man Don Juan fragen. Da hebt es wieder an, eintönig wie zuvor, und gebietet dem ruchlosen Jüngling die Todten in Ruhe zu lassen.

Nachdem diese dröhnenden Klänge bis auf die lezte Schwingung in der Luft verhallt waren, fuhr Mozart fort: „Jezt gab es für mich begreiflicherweise kein Aufhören mehr. Wenn erst das Eis einmal an Einer Uferstelle bricht, gleich kracht der ganze See und klingt bis an den entferntesten Winkel hinunter. Ich ergriff unwillkürlich denselben Faden weiter unten bei Don Juans Nachtmahl wieder, wo Donna Elvira sich eben entfernt hat und das Gespenst, der Einladung gemäß, erscheint. — Hören Sie an."

Es folgte nun der ganze lange, entsetzenvolle Dialog, durch welchen auch der Nüchternste bis an die Grenze menschlichen Vorstellens, ja über sie hinaus gerissen wird, wo wir das Uebersinnliche schauen und hören und innerhalb der eigenen Brust von einem Aeußersten zum andern willenlos uns hin und her geschleudert fühlen.

Menschlichen Sprachen schon entfremdet, bequemt sich das unsterbliche Organ des Abgeschiedenen, noch einmal zu reden. — Bald nach der ersten fürchterlichen Begrüßung, als der Halbverklärte die ihm gebotene irdische Nahrung verschmäht, wie seltsam schauerlich wandelt seine Stimme auf den Sprossen einer luftgewebten Leiter unregelmäßig auf und nieder! Er fordert schleunigen Entschluß zur Buße: kurz ist dem Geist die Zeit gemessen; weit, weit, weit ist der Weg! Und wenn nun Don Juan, im ungeheuren Eigenwillen den ewigen Ordnungen trotzend, unter dem wachsenden Andrang der höllischen Mächte, rathlos ringt, sich sträubt und windet, und endlich untergeht, noch mit dem vollen Ausdruck der Erhabenheit in jeder Geberde — wem zitterten nicht Herz und Nieren vor Lust und Angst zugleich? Es ist ein Gefühl, ähnlich dem, womit man das prächtige Schauspiel einer unbändigen Naturkraft, den Brand eines herrlichen Schiffes anstaunt. Wir nehmen wider Willen gleichsam Partei

für diese blinde Größe und theilen knirschend ihren Schmerz im reißenden Verlauf ihrer Selbstvernichtung.

Der Componist war am Ziele. Eine Zeitlang wagte niemand, das allgemeine Schweigen zuerst zu brechen.

„Geben Sie uns," fing endlich, mit noch beklemmtem Athem, die Gräfin an, „geben Sie uns, ich bitte Sie, einen Begriff, wie Ihnen war, da Sie in jener Nacht die Feder weglegten!"

Er blickte wie aus einer stillen Träumerei ermuntert, helle zu ihr auf, besann sich schnell und sagte, halb zu der Dame, halb zu seiner Frau: „Nun ja, mir schwankte wohl zuletzt der Kopf. Ich hatte dieß verzweifelte Dibattimento, bis zu dem Chor der Geister, in Einer Hitze fort, beim offenen Fenster, zu Ende geschrieben, und stand nach einer kurzen Rast vom Stuhl auf, im Begriff, nach deinem Cabinet zu gehen, damit wir noch ein bischen plaudern und sich mein Blut ausgleiche. Da machte ein überquerer Gedanke mich mitten im Zimmer still stehen." (Hier sah er zwei Sekunden lang zu Boden, und sein Ton verrieth beim folgenden eine kaum merkbare Bewegung.) „Ich sagte zu mir selbst: wenn du noch diese Nacht wegstürbest und müßtest deine Partitur an diesem Punkt verlassen: ob dir's auch Ruh im Grabe ließ'? — Mein Auge hing am Docht des Lichts in meiner Hand und auf den Bergen von abgetropftem Wachs. Ein Schmerz bei dieser Vorstellung durchzückte mich einen Moment; dann dacht' ich weiter: wenn denn hernach über kurz oder lang ein anderer, vielleicht gar so ein Wälscher, die Oper zu vollenden bekäme, und fände von der Introduction bis Numero siebzehn, mit Ausnahme Einer Piece, alles sauber beisammen, lauter gesunde, reife Früchte in's hohe Gras geschüttelt, daß er sie nur auflesen darf — ihm graute aber doch ein wenig hier vor der Mitte des Finale, und er fände alsdann unverhofft den tüchtigen Felsbrocken da in so weit schon bei Seite gebracht: er möchte drum nicht übel in das Fäustchen lachen! Vielleicht wär' er versucht, mich um die Ehre zu betrügen. Er sollte aber doch die Finger wohl verbrennen; da wär' noch immerhin ein Häuflein guter Freunde, die meinen Stempel kennen und mir was mein ist redlich sichern würden. — Nun ging ich, dankte Gott mit einem vollen Blick hinauf, und dankte, liebes Weibchen, deinem Genius, der dir so lange seine beiden Hände sanft über die Stirne gehalten, daß du fortschliefst wie eine Ratze und mich kein einzig mal anrufen konntest. Wie ich dann aber endlich kam und du mich um die Uhr befrugst, log ich dich frischweg ein paar Stunden jünger als du warst, denn es ging stark auf Viere; und nun wirst du begreifen, warum du mich um Sechse nicht aus den Federn brachtest, der Kutscher wieder heimgeschickt und auf den andern Tag bestellt werden mußte."

„Natürlich," versetzte Constanze, „nur bilde sich der schlaue Mann nicht ein, man sey so dumm gewesen, nichts zu merken! Deßwegen brauchtest du mir deinen schönen Vorsprung fürwahr nicht zu verheimlichen!" — „Auch war es nicht deßhalb." — „Weiß schon — du wolltest deinen Schatz vorerst noch unbeschrieen haben."

„Mich freut nur," rief der gutmüthige Wirth, „daß wir morgen nicht nöthig haben, ein edles Wiener Kutscherherz zu kränken, wenn Herr Mozart partout nicht aufstehen kann. Die Ordre „Hans spann wieder aus" thut jederzeit sehr weh."

Diese indirecte Bitte um längeres Bleiben, mit der sich die übrigen Stimmen im herzlichsten Zuspruch verbanden, gab den Reisenden Anlaß zu Auseinandersetzung sehr triftiger Gründe dagegen; doch verglich man sich gerne dahin, daß nicht zu zeitig aufgebrochen und noch vergnügt zusammen gefrühstückt werden solle.

Man stand und drehte sich noch eine Zeitlang in Gruppen schwatzend um einander. Mozart sah sich nach jemanden um, augenscheinlich nach der Braut; da sie jedoch gerade nicht zugegen war, so richtete er naiver Weise die ihr bestimmte Frage unmittelbar an die ihm nahestehende Franziska: „Was denken Sie denn nun im Ganzen von unserm Don Giovanni? was können Sie ihm Gutes prophezeien?"

„Ich will," versezte sie mit Lachen, „im Namen meiner Base so gut antworten als ich kann: „Meine einfältige Meinung ist, daß wenn Don Giovanni nicht aller Welt den Kopf verrückt, so schlägt der liebe Gott seinen Musikkasten gar zu, auf unbestimmte Zeit heißt das, und gibt der Menschheit zu verstehen —" — „Und gibt der Menschheit," fiel der Onkel verbessernd ein, „den Dudelsack in die Hand und verstocket die Herzen der Leute, daß sie anbeten Baalim."

„Behüt' uns Gott!" lachte Mozart. „Je nun, im Lauf der nächsten sechzig, siebzig Jahre, nachdem ich lang fort bin, wird mancher falsche Prophet aufstehen."

Eugenie trat mit dem Baron und Max herbei, die Unterhaltung hob sich unversehens auf ein Neues, ward nochmals ernsthaft und bedeutend, so daß der Componist, eh' die Gesellschaft aus einander ging, sich noch gar mancher schönen, bezeichnenden Aeußerung erfreute, die seiner Hoffnung schmeichelte. — Erst lange nach Mitternacht trennte man sich, Keines empfand bis jezt, wie sehr es der Ruhe bedurfte.

Den andern Tag (das Wetter gab dem gestrigen nichts nach) um zehn Uhr sah man einen hübschen

Reisewagen, mit den Effekten beider Wiener Gäste bepackt, im Schloßhof stehen. Der Graf stand mit Mozart davor, kurz ehe die Pferde heraus geführt wurden, und fragte, wie er ihm gefalle.

„Sehr gut; er scheint äußerst bequem." — „Wohlan, so machen Sie mir das Vergnügen und behalten Sie ihn zu meinem Andenken." — „Wie? ist das Ernst?" — „Was wär' es sonst?"

„Heiliger Sixtus und Calixtus — Constanze! du!" rief er zum Fenster hinauf, wo sie mit den andern heraus sah. „Der Wagen soll mein seyn, du fährst künftig in deinem eigenen Wagen!"

Er umarmte den schmunzelnden Geber, betrachtete und umging sein neues Besitzthum von allen Seiten, öffnete den Schlag, warf sich hinein und rief heraus: „Ich dünke mich so vornehm und so reich wie Ritter Gluck! Was werden sie in Wien für Augen machen!" — „Ich hoffe," sagte die Gräfin, „Ihr Fuhrwerk wieder zu sehn bei der Rückkehr von Prag, mit Kränzen um und um behangen!"

Nicht lange nach diesem lezten fröhlichen Auftritt sezte sich der vielbelobte Wagen mit dem scheidenden Paare wirklich in Bewegung und fuhr im raschen Trab nach der Landstraße zu. Der Graf ließ sie bis Wittingau fahren, wo Postpferde genommen werden sollten.

Wenn gute, vortreffliche Menschen durch ihre Gegenwart vorübergehend unser Haus belebten, durch ihren frischen Geistesodem auch unser Wesen in neuen raschen Schwung versezten und uns den Segen der Gastfreundschaft in vollem Maße zu empfinden gaben, so läßt ihr Abschied immer eine unbehagliche Stockung, zum mindesten für den Rest des Tags, bei uns zurück, wofern wir wieder ganz nur auf uns selber angewiesen sind.

Bei unsern Schloßbewohnern traf wenigstens das Leztere nicht zu. Franziskas Eltern nebst der alten Tante fuhren zwar alsbald auch weg; die Freundin selbst hingegen, der Bräutigam, Max ohnehin, verblieben noch. Eugenien, von welcher vorzugsweise hier die Rede ist, weil sie das unschätzbare Erlebniß tiefer als alle ergriff, ihr, sollte man denken, konnte nichts fehlen, nichts genommen oder getrübt seyn; ihr reines Glück in dem wahrhaft geliebten Manne, das erst so eben seine förmliche Bestätigung erhielt, mußte alles andre verschlingen, vielmehr, das Edelste und Schönste, wovon ihr Herz bewegt seyn konnte, mußte sich nothwendig mit jener seligen Fülle in Eines verschmelzen. So wäre es auch wohl gekommen, hätte sie gestern und heute der bloßen Gegenwart, jezt nur dem reinen Nachgenuß derselben leben können. Allein am Abend schon, bei den Erzählungen der Frau, war sie von leiser Furcht für ihn, an dessen liebenswerthem Bild sie sich ergözte, geheim beschlichen worden; diese Ahnung wirkte nachher, die ganze Zeit als Mozart spielte, hinter allem unsäglichen Reiz, durch alle das geheimnißvolle Grauen der Musik hindurch, im Grund ihres Bewußtseyns fort, und endlich überraschte, erschütterte sie das was er selbst in der nämlichen Richtung gelegenheitlich von sich erzählte. Es ward ihr so gewiß, so ganz gewiß, daß dieser Mann sich schnell und unaufhaltsam in seiner eigenen Gluth verzehre, daß er nur eine flüchtige Erscheinung auf der Erde seyn könne, weil sie den Ueberfluß, den er verströmen würde, in Wahrheit nicht ertrüge.

Dieß, neben vielem andern, ging, nachdem sie sich gestern niedergelegt, in ihrem Busen auf und ab, während der Nachhall Don Juans verworren noch lange fort ihr inneres Gehör einnahm. Erst gegen Tag schlief sie ermüdet ein.

Die drei Damen hatten sich nunmehr mit ihren Arbeiten in den Garten gesezt, die Männer leisteten ihnen Gesellschaft, und da das Gespräch natürlich zunächst nur Mozart betraf, so verschwieg auch Eugenie ihre Befürchtungen nicht. Keins wollte dieselben im Mindesten theilen, wiewohl der Baron sie vollkommen begriff. Zur guten Stunde, in recht menschlich reiner, dankbarer Stimmung pflegt man sich jeder Unglücksidee, die einen gerade nicht unmittelbar angeht, aus allen Kräften zu erwehren. Die sprechendsten, lachendsten Gegenbeweise wurden, besonders vom Oheim, vorgebracht, und wie gerne hörte nicht Eugenie alles an! Es fehlte nicht viel, so glaubte sie wirklich zu schwarz gesehen zu haben.

Einige Augenblicke später, als sie durch's große Zimmer oben ging, das eben gereinigt und wieder in Ordnung gebracht worden war, und dessen vorgezogene, grün damastene Fenstergardinen nur ein sanftes Dämmerlicht zuließen, stand sie wehmüthig vor dem Klaviere still. Durchaus war es ihr wie ein Traum, zu denken, wer noch vor wenigen Stunden davor gesessen habe. Lang blickte sie gedankenvoll die Tasten an, die er zulezt berührt, drückte alsdann den Deckel leise zu und zog den Schlüssel ab, in eifersüchtiger Sorge, daß sobald keine andere Hand wieder öffne. Im Weggehn stellte sie beiläufig einige Liederhefte an ihren Ort zurück; es fiel ein älteres Blatt heraus, die Abschrift eines böhmischen Volksliedchens, das Franziska früher, auch wohl sie selbst, manchmal gesungen. Sie nahm es auf, nicht ohne darüber betreten zu seyn. In einer Stimmung wie die ihrige wird der natürlichste Zufall leicht zum Orakel. Wie sie es aber auch verstehen wollte, der Inhalt war der Art, daß ihr, indem sie

die einfachen Verse wieder durchlas, heiße Thränen entfielen.

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß, im Walde;
Ein Rosenstrauch, wer sagt,
In welchem Garten?
Sie sind erlesen schon,
Denk' es, o Seele,
Auf deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachsen.

Zwei schwarze Rößlein weiden
Auf der Wiese,
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen.
Sie werden schrittweis gehn
Mit deiner Leiche;
Vielleicht, vielleicht noch eh'
An ihren Hufen
Das Eisen los wird,
Das ich blitzen sehe!

Aristophanes Stellung zu seiner Zeit. *

Es ist eine eben so anerkannte, als leicht zu erklärende Thatsache, daß Athens bedeutendste Schriftsteller nahezu alle vollkommen die gleiche Stellung zu ihrer Zeit einnahmen. Aeschylos und Aristophanes, Thukydides und Isokrates, Platon und Demosthenes sind sich in dieser Beziehung zum Verwechseln ähnlich; und nicht nur die allgemeine Richtung ist bei allen dieselbe, sondern häufig genug erstreckt sich die Aehnlichkeit bis auf die Wendungen der Worte. Alle stellen sich in bewußten und bestimmten Gegensatz zu ihrer Zeit, alle führen bittere Klage über die Gesunkenheit der Gegenwart und über die Fehler und Schwächen des Volks, alle rücken die Vergangenheit in ein ideales Licht und halten sie der Gegenwart als Spiegel vor zur Beschämung und zur Nachahmung. Kaum daß man in dieser Hinsicht Sophokles und Euripides von den übrigen unterscheiden darf; denn wenn der milde, friedliebende Sophokles sich auch vom Kampfe fern hält und direkte Polemik vermeidet, so kann doch kein Zweifel darüber seyn, welcher Seite seine Sympathien angehören; Euripides aber, so entschieden er das Recht der Gegenwart verficht, so klar er den neuen Geist als den seinigen erkennt, thut es doch jedem der andern gleich in stolzem Herabsehen auf den Unverstand und Wankelmuth der Masse.

Mit Einem Wort: die großen Geister des hellenischen Alterthums sind alle Aristokraten. In dem Maaße, als sie sich geistig über die Menge erhoben, in demselben waren sie auch abgeneigt, sich an sie hinzugeben, sich von ihr verschlingen oder auch nur beherrschen zu lassen. Und da andererseits die Eigenschaften der Masse zu allen Zeiten dieselben sind, trotzig und ungebärdig im Glück, verzagt, sobald es nicht nach Wunsch geht, leicht in Wallung zu bringen, aber noch schneller wieder erkaltend und in Thatlosigkeit zurück sinkend, leichtgläubig, die willenlose Beute derer, die sie zu behandeln, ihr zu schmeicheln wissen, unfähig, abweichende Ansichten zu begreifen und Widerspruch zu ertragen: — da diese Merkmale, trotz aller dazwischen liegenden Erfahrungen und Ermahnungen, mit vollkommenster Regelmäßigkeit immer wiederkehren, so war es unvermeidlich, daß auch diejenigen, welche sich zur Masse polemisch oder pädagogisch verhielten, immer wieder in dasselbe Geleise der Gedanken hineingeriethen.

Bei Aristophanes aber brachte es die Natur seiner Dichtgattung mit sich, daß er seine persönliche Ueberzeugung zu besonders vielen Gebieten des Lebens in Beziehung zu setzen hatte, und schon darum verdient er vor andern um diese seine Ueberzeugung befragt zu werden, zumal sie auch sonst noch manches Eigenthümliche darbietet, und die Schwierigkeiten einer solchen gegensätzlichen Stellung zur eigenen Zeit besonders klar zu Tage treten läßt.

Der Bestand des altgriechischen Staats beruhte auf einer mystisch religiösen Grundlage. So lang der Einzelne mit seinem ganzen Seyn und Wollen im Staat aufging, seinen höchsten Stolz darein sezte, ein Glied desselben zu seyn, und sein höchstes Glück, sich ihm zu eigen hinzugeben, so lange war es gut bestellt

* Vortrag, gehalten im Frühjahr 1855.

mit dem Staatsganzen, wie mit dem Einzelnen; denn das Bewußtseyn, daß die Augen des Vaterlandes auf ihm ruhen, und das Verlangen, demselben durch das eigene Auftreten Ehre zu machen, bewirkte, daß der althellenische Bürger auch in seinen persönlichen Beziehungen sich der höchsten Achtbarkeit befliß. Je reicher aber der Einzelne sich ausbildete, desto größer wurde die Gefahr, daß er sich vom Ganzen abschäle, seinen Mittelpunkt in sich selbst suche und darüber das Ganze zerbröckle und allmählig sich auflöse. Dieser Proceß war in der Zeit des Aristophanes schon so weit gediehen, daß die Risse für jedes Auge wahrzunehmen waren, und er machte während der Lebenszeit unseres Dichters furchtbar schnelle Fortschritte. Aristophanes erkannte die Gefahr und suchte ihr zu begegnen, indem er die Zeit harmloser, uneigennütziger Hingabe an das Staatsganze, die gute alte Zeit der Ehrbarkeit und Sittenstrenge, auf's wärmste pries und empfahl und dem Eindringen des neuen Geistes, der Richtung auf selbstständige und selbstsüchtige Ausbildung des Individuums, aus allen Kräften sich entgegen stemmte und mit allen Waffen gegen die losschlug, welche er an der Zertrümmerung des naiven Verhaltens zum Staat, und damit des Staates selbst, arbeiten sah. Als jene Musterzeit betrachtete der Dichter diejenige, welche um ein halbes Jahrhundert seiner eigenen voraus lag, die Zeit der Perserkriege, der Marathonskämpfer. Diese ist es, die er mit den glänzendsten Farben ausmalt, bei deren Preis es ihm warm um's Herz wird und auf die er mit schmerzlicher Sehnsucht zurück blickt, wie nach einem verlorenen Paradies.

Diese Begeisterung unseres Dichters für die Vergangenheit war ohne Zweifel höchst ehrlich gemeint und entbehrte auch nicht der Begründung; die Zeit um die Perserkriege war unleugbar die Glanzperiode Athens, eine Zeit idealen Aufschwungs, zunächst um die heranwogenden Feindesschaaren abzuwehren, und dann im Gefühl der Dankbarkeit gegen die Götter, die ihnen so sichtbarlich geholfen, und im seligen Genuß der eigenen Tapferkeit. Aber dieser Glanz nach außen deckte im Innern manchen Schaden zu. Daß schon damals nicht alles war, wie es seyn sollte, zeigte sich bald in der selbstsüchtigen Ausbeutung des gewonnenen Sieges gegenüber von andern Hellenen, und Isokrates wußte daher sehr wohl, was er that, wenn er als Athens beste Zeit nicht die der Marathonskämpfe, sondern eine viel frühere, die Solonische, darstellte. Freilich war in Wahrheit diese so wenig wie die andere geeignet, als Ideal hingestellt zu werden, und des Redners Verfahren nicht minder willkürlich als das unseres Dichters. Und abgesehen davon war es ja doch ein eitles Beginnen, eine vergangene Zeit festhalten und zurückrufen zu wollen, das Bewußtseyn auf einer Stufe festzubannen, welche wohl schön und herrlich war, auf lange Dauer aber so wenig Anspruch hatte, als im Leben des einzelnen Menschen das Kindesalter.

In dieser Sehnsucht nach einer hinter ihm liegenden und unwiederbringlich entschwundenen Zeit verräth sich am Dichter ein Zug von Romantik, der bei ihm auch gar nicht allein steht, vielmehr läßt sich Aehnliches auch in andern noch tiefer gehenden Merkmalen seines künstlerischen Standpunktes wahrnehmen. * Und wie die Romantiker der neueren Zeit nicht sowohl das Mittelalter, wie es wirklich war, als vielmehr ihre persönliche Vorstellung von demselben herzten und uns vorhielten, so auch der antike Dichter. Auch darin besteht Aehnlichkeit zwischen den beiderlei literarischen Erscheinungen, daß auch Aristophanes, wo er zur Praxis überzugehen versuchte, wo er bestimmte einzelne Vorschläge machte, wie die Umgestaltung zu bewirken, der bessere Zustand herbeizuführen wäre, nur fromme Wünsche vorzubringen wußte, oder Mittelchen, deren Unzulänglichkeit in die Augen sprang.

So in den Rittern, 1358—1373. **

Agorakritos.

Jezt sage mir:
Wenn irgend ein schurkischer Staatsanwalt je wieder sagt:
„Ihr habt, o Richter, ferner nicht das liebe Brod,
Wofern ihr nicht in diesem Fall ein Schuldig sprecht!"
Was wirst mit solchem Staatsanwalt du machen? Sprich!

Demos.

Ich heb' ihn in die Höhe, häng' ihm an den Hals
Den Hyperbolos, und schleudr' ihn in das Barathron.

Agorakritos.

Das heißt einmal doch recht gesprochen und mit Verstand!
Laß sehn, wie willst du sonst die Verwaltung führen? Sprich!

Demos.

Für's Erste zahl' ich allen Kriegsmatrosen, gleich
Sobald sie landen, ihre Löhnung unverkürzt.

Agorakritos.

Da wirst du manchen abgesessnen Steiß erfreu'n.

---

* Namentlich in der phantastischen Behandlungsweise, der Wunderhaftigkeit der aristophanischen Comödie, ihrer Virtuosität weniger in der Oekonomie des Ganzen als in einzelnen Scenen, zeigen sich solche Berührungspunkte.

** Nach der umgearbeiteten Uebersetzung von Schnitzer (Stuttgart 1854), in den Classikern des Alterthums. XXII.

Demos.

Zum Zweiten, wer als Hoplite in der Liste steht,
Wird keinenfalls mehr umgeschrieben nach Vergunst;
Nein, wie er einmal angeschrieben ist, so bleibt's. —
Auch spreche kein Unbärtiger in der Versammlung mehr.

Aber positive Mittel zur Abhülfe anzugeben, war allerdings auch nicht des Dichters Aufgabe; ihm genügte es, daß sein Ideal in seinem Herzen lebte und leuchtend vor seinem Geiste stand, und im übrigen war für ihn die Hauptsache die Kritik, die er vom Standpunkt seines Ideals aus an den Erscheinungen der Gegenwart übte.

In dieser Beziehung verfuhr Aristophanes mit bemerkenswerther Gründlichkeit. Kein Gebiet des Lebens gab es, das er nicht in der Verfolgung des neuen Geistes durchmessen hätte, keine Stelle war so abgelegen oder harmlos, daß er nicht sein Wild daraus aufgescheucht hätte. Die äußere wie die innere Politik, Erziehung und Privatleben, Philosophie und Beredtsamkeit, Poesie und Musik trugen ihm Spuren des Abfalls von seinem Ideale an sich, und er entwickelte in deren Auffindung eine Feinheit der Beobachtung und einen Scharfblick, in ihrer Bekämpfung einen bürgerlichen Muth, der unsere ganze Bewunderung verdient. Wo er einen Mißgriff beging, da geschah es im Uebermaß des Eifers, das ihn zuweilen über die Grenzen der Berechtigung hinaustrug.

Was er vor allem weghaben will aus den Zuständen der Gegenwart, das ist der unheilvolle Krieg, in welchen Athen durch seinen Ehrgeiz und seinen Uebermuth hineingerathen war, ein Krieg, in dem kein Theil des Sieges froh werden konnte, weil es ein Krieg unter Stammesgenossen und Brüdern war, und der nur mit allgemeiner Erschöpfung und Gefährdung der Freiheit von Allen enden konnte, für die Gegenwart aber eine Quelle furchtbarer Verwilderung war. Die Beseitigung dieses Grundübels ist ein so dringendes Anliegen unseres Dichters, daß er nahezu in allen Stücken, welche in die Zeit des Krieges fallen, darauf zu reden kommt, ganze Comödien eigens dahin abzielen, die Segnungen des Friedens und die Schrecken des Kriegs auszumalen, der Abschluß eines — freilich nur vorübergehenden — Friedens von ihm gleichfalls in einem eigenen Stücke gefeiert wird, und an den damaligen Volksleitern und Volksschmeichlern seinen Grimm nichts so sehr erregt, als daß sie fortwährend zum Kriege hetzten und billigen Vergleichen entgegenwirkten. Aber auch dem Volk im Ganzen sagte er deßhalb bittere Wahrheiten. So Lysistrata 1228 ff. *

* Nach der Uebersetzung von L. Seeger.

Beim Wein sind wir Athener die Gescheidtsten stets,
Doch nüchtern sind wir niemals klug. Drum, folgt' man mir,
Stets wären dann wir als Gesandte trunken.
Denn wenn wir nüchtern hin nach Sparta kommen,
Gleich sehn wir, wo wir Wirrwarr machen können,
Und was sie sagen, hören wir nicht an,
Und was sie nicht gesagt, argwöhnen wir,
Und dann berichten wir, wie's uns gefällt!

Die Stücke, welche eigens die Empfehlung des Friedens zum Gegenstande haben, sind die Acharner und Lysistrata. In jenen stellt er, um seinem Volk gleichsam den Mund wässern zu machen nach dem Frieden, einen attischen Landmann dar, welcher auf eigene Faust einen dreißigjährigen Frieden mit den Spartanern für sich und sein Haus abschließt, und nun überallhin freien Verkehr und alle Genüsse im Ueberflusse hat, von allen Seiten beneidet wird und mit Hohn zusieht, wie die Freunde des Kriegs durch diesen selbst zu leiden haben. In der Lysistrata läßt er die Frauen von Hellas sich zusammenthun, um ihre Männer zum Abschluß des Friedens zu nöthigen, was ihnen auch gelingt; ihre Wortführerin versöhnt die feindlich einander gegenüberstehenden Völker, indem sie Recht und Unrecht unbefangen abwägt. Sie spricht nämlich (V. 1115 ff.):

— Ihr Sparter stellt euch hieher neben mich,
Und ihr, Athener, daher. Höret nun mich an. —
Ich nehme jetzt euch vor und schelt' euch aus,
Wie ihr's verdient! — Besprengt ihr die Altäre
Aus Einem Kessel nicht als Stammverwandte?
Habt ihr Barbaren, Feinde nicht genug,
Daß ihr vertilgt hellen'sche Städt' und Männer? —
So vielfach schuldet ihr euch gegenseitig Dank:
Warum bekriegt und quält ihr also euch? Warum
Versöhnt ihr euch doch nicht? Was hindert euch?*

In dem „Frieden" betitelten Stücke stellt Aristophanes die Wiederkehr des Friedens in der Weise der alten attischen Comödie, d. h. phantastisch dar. Abermals ein attischer Landmann ist der hiefür am meisten Thätige. Er schwingt sich auf einem wohlgefütterten Riesenmistkäfer zum Olympos empor, um sich bei den Göttern für endliches Aufhören des Kriegs zu verwenden. Die Götter trifft er zwar nicht zu Hause; sie sind weggezogen und haben dem Krieg ihre Wohnung überlassen; aber Hermes ist als Thürhüter zurückgeblieben, und mit dessen Hülfe gelingt es, das in einen Abgrund gestürzte und verschüttete Bild des Friedens herauszuarbeiten, und er bringt es nun hinab auf die jubelnde Erde. Da singt der Chor zum Beispiel (V. 1127 ff.): *

* Nach der Uebersetzung von L. Seeger.

„O wie schön, o wie schön,
Daß ich los den Helmbusch bin,
Und die Zwiebel und den Käs'!
Nein, den Krieg, den mag' ich nicht!
Aber o wie selig ist's,
Wein zu nippen Schluck um Schluck,
Froh gelagert um den Herd!
Wenn im Feld lustig hell
Der Cikade Lied ertönt,
O wie freut es mich zu sehn
Nach den edeln lemnischen
Reben, ob die Beeren weich;
Und dabei den Sommer durch
Werd' ich kugelrund und fett.
Nichts behaglicher als dieses: wenn die Saatzeit ist vorbei
Und der Himmel Regen spendet, und ein Nachbar kommt und spricht:
Hör', was meinst du, Freund, was fangen wir nun an, Komarchides?
Da der Himmel uns so gnädig, meinst du nicht, wir trinken eins?
Also Weibchen, setz an's Feuer Erbsen heut drei Mäßchen voll,
Nimm auch Kuchenmehl vom feinsten, spare ja die Feigen nicht!
Sahne hatt' ich auch im Hause, Hasenfleisch vier Stücke noch,
Wenn mir über Nacht die Katze nicht davon gestohlen hat;
Ja, es war im Haus nicht richtig und es kratzt' und polterte!
Junge, bring' uns nur drei Stücke: laß' dem alten Vater eins.
Ruf auch im Vorübergehen dem Charinades: er soll
Heute fröhlich mit uns trinken,
Weil der Himmel unsern Fluren
Segen und Gedeihen schenkt.
Besser als den gottverfluchten Hauptmann 'rumstolzieren sehn,
Mit drei Büschen auf dem Helme und dem schreiend rothen Rock! —
Wie daheim uns Seinesgleichen hudelt! halt's der Henker aus!
Schreiben Einen auf zum Kriegsdienst, löschen aus und schreiben ab,
Schreiben wieder, löschen wieder. Morgen, heißt es, geht's in's Feld!
Nichts ist eingekauft, man wußte nichts, als man von Hause ging.
Also machen sie's dem Landvolk — in der Stadt hier auch nicht viel
Besser, diese Schildabwerfer, Gott und Menschen gleich verhaßt!
Aber einmal doch, so Gott will, rechnen wir mit ihnen ab,
Den verruchten Missethätern,
Die zu Haus den Löwen spielen,
Aber in der Schlacht den Fuchs!

Um so dringender ist der Wunsch, daß das Glück des Friedens auch Bestand haben möge. Aristophanes gibt demselben Worte, z. B. in dem Chorlied (V. 987 ff.):

„Irene, du heilige Königin, nimm
Dieß Opfer in Gnaden, o Liebliche, hin!
Und tractier' uns nicht, wie die Weiberchen thun:
Die stehen am Fenster und öffnen es halb,
Und recken die Köpfchen und gucken heraus;
Doch wirft man den Schlauen ein Auge zu —
Husch, flieh'n sie zurück,
Und geht man, so schau'n sie von neuem heraus.
Nein, also, Verehrteste, neck' uns nie!

Laß deine Verehrer leibhaftig und ganz
In der Schönheit Fülle dich, Göttliche, schaun,
Uns, die wir vergingen vor Sehnen nach dir
Schon dreizehn Jahr.
Schlag nieder den Krieg und den knurrenden Sturm,
Und Victoria sollst du uns heißen!
Verbanne bei uns die Verdächtigungssucht,
Die so zierlich und glatt,
Und geschwätzig uns wider einander hezt!
Schenk' friedlichen Sinn und versöhnlichen Geist,
Laß schauen uns wieder die Fülle des Markts:
Großmächtige Zwiebeln und Knoblauch, dazu
Frühgurken, Melonen, Granaten!"

Aber damit ein wahrer Friede möglich und dauernd würde, müßte es — und das entgeht dem Dichter nicht — auch im Innern ganz anders aussehen, als in Wirklichkeit der Fall war. In dieser Beziehung ist vor allem seine Mahnung: „Seyd einig, einig, einig!" Er glaubt, es sollten diejenigen, welche es mit dem Vaterlande wohl meinen, sich gegenseitig die Hand reichen und die Selbstsüchtigen und Schlechten aus dem Felde schlagen. Ueber die Vergangenheit, meint er, sollte man einen Schleier werfen, die verschiedenen Parteien gegenseitig vergessen und vergeben, was sie einander zu Leid gethan oder am Vaterland gesündigt, das Mißtrauen und die Eifersucht unter einander, und den Hochmuth des specifischen Athenerthums, das hoch herab sieht auf Halbbürger, Nichtbürger und Sklaven, jezt, wo die Noth an die Thüre klopft, in die Schanze schlagen und jeden als das nehmen, was er seinem innern Werthe nach ist und was er leistet. Diese patriotischen Phantasien sind ausgeführt in Stellen, wie „Weibervolksversammlung" 165—208, Frösche V. 686 ff.

„Wohl geziemt's dem heilgen Chore, was dem Staate frommen mag,
Anzurathen und zu bahnen. Und vor allem, meinen wir,
Sollten gleich die Bürger werden und verbannt die Schreckenszeit.

Frei stehn, meint' ich, sollt' es jedem, der sich früher hat verfehlt,
Durch Rechtfertigung zu tilgen vor'ger Zeit Vergehungen.
Ferner, denk' ich, ehr- und rechtlos sollt' im Staate Keiner seyn.
Drum wohlan, vergeßt des Zornes, klug und weise, wie ihr seyd,
Laßt als Brüder denn uns jeden ohne Rückhalt an uns ziehn,
Und als ehrlich und als Bürger, wer mit uns den Feind bekämpft!
Wenn wir mit den Bürgerrechten vornehm thun und stolz uns blähn,
Jetzo, wo im Arm der Wogen hin und her uns wiegt der Sturm,
Dann wird von der Nachwelt unsrer Einsicht wenig Lob gezollt.*

Das ist aber in Stücken aus einer Zeit allgemeiner Gedrücktheit und Muthlosigkeit, nach schwerem Unglück, in einer Stimmung, welcher auch der Dichter sich nicht ganz zu entziehen vermochte, und welche für kühnere und durchgreifendere Vorschläge nicht zugänglich gewesen wäre. Es war damals eine Luft in Athen, so dumpf und so beklemmend wie im Zimmer eines schwer Erkrankten; aber die Fenster aufzureißen, hätte höchstens des Kranken Zustand verschlimmern können: und der Kranke war das Vaterland. Dagegen in früherer Zeit, als der Staat noch, zwar nicht gesund, aber doch noch bei Kräften, doch noch lebensfähig war, wo sein Leiden vielmehr in einem Uebermaß von Kraftgefühl bestand, in einem wilden Losstürmen auf den eigenen Organismus, als wäre er unverwüstlich: damals hat sich der Dichter nicht beschränkt auf fromme Wünsche und wehmüthige Vorschläge, damals ist er nicht so leise und schüchtern aufgetreten, sondern herzhaft hat er sich dem Tobenden in den Weg gestellt und ihm die Wahrheit in's Gesicht gesagt, den gewissenlosen Führern, die seiner Leidenschaft noch schmeichelten und sie zu steigern suchten, die Stirne geboten, und ganz offen darauf hingearbeitet, sie zu stürzen und durch besser gesinnte zu ersetzen. So ganz besonders in den Rittern, wo der Dichter einen völligen Vernichtungskrieg unternimmt gegen den damals auf dem Gipfel seiner Macht stehenden Demagogen Kleon und mit grimmigem, fanatischem Hasse auf denselben losstürzt. Die Leidenschaftlichkeit des Angriffs ist so groß, die Waffen dabei meist so massiv und die Beschuldigungen zum Theil so offenbar übertrieben, oder gar wahrheitswidrig, daß über dem Parteieifer häufig genug die reine Poesie zu kurz kommt und wir selten zu einer behaglichen, rein heitern Stimmung zu gelangen vermögen. Wenige Proben werden dieß klar machen:

Nieder, nieder mit dem Schurken, der die Ritterschaar verwirrt,
Diesem Zöllner, diesem Schlunde, der Charybdis gleich im Raub,
Diesem Schurken, diesem Schurken, Immer wieder sag' ich das,
Wie auch er so oft am Tage Schurk' und wieder Schurke war.
Auf denn, hau' ihn und verfolge, ängst'ge, bring' ihn außer sich,
Und verfluch' ihn, wie wir alle, stürme schreiend auf ihn ein!
Aber Achtung! sonst entwischt er: denn er kennt die Schliche wohl.

O verflucht schreierisches Lästermaul! deiner Schamlosigkeit
Ist ja voll alles Land, jeglicher Gemeindeschluß, Zollvertrag,
Aktenbund, sind Gerichtshöfe voll, o Gestankrührer du,
Der du in der ganzen Stadt alles uns wühlest um;
Der du uns mit deinem Schreien ganz Athen hast taub gemacht,
Und von Felsen hoch, ein Thunfischsänger, nach Tributen spähst!

So wie die Fischer machtest du's, die Aale fangen wollen:
So lang das Wasser ruhig ist, bekommen sie gewiß nichts;
Doch rühren sie, herauf hinab, den Schlamm recht durcheinander,
Dann fangen sie. So fängst du auch, wenn du den Staat verwirrest. *

Und was in den Rittern dramatisch dargestellt wird, Kleons Absetzung, das wird im nächstverfaßten Stücke gleichfalls mit dürren Worten beantragt:

Wenn den Kleon ihr der Unterschlagung und Bestechlichkeit
Ueberführt und ihm den Nacken tüchtig mit dem Blocke schnürt,
Kehrt die alte Ordnung wieder, trotzdem daß ihr euch verfehlt;
Und so wird auch jener dumme Streich zum Besten euch gedeihn. **

Trotz alle dem aber dürfen wir unsern Dichter nicht für so kurzsichtig halten, daß er wirklich im Ernst geglaubt hätte, Kleon sey das einzige oder doch hauptsächlichste Hinderniß für Athens Wohlergehen, und man dürfe nur ihn beseitigen, so werde Athen wieder von selbst den früheren Glanz gewinnen. Auch ihm entging

---

* Ritter V. 247 ff. 303 ff. 864 ff.

** Kleons Wahl zum Strategen, Wolken V. 591 ff.

nicht, daß die Ursache des Verfalls tiefer liege, daß die Bedeutung, zu welcher Kleon gelangt, nur ein Symptom sey von der eigentlichen Krankheit, und daß derselbe keinen Tag sich zu halten vermöchte, wenn bei dem Volke selbst und den sogenannten Gutgesinnten alles so wäre, wie es seyn sollte. Als die Wurzel des Uebels erkannte der Dichter vielmehr den unaufhaltsam eindringenden neuen Geist, dessen bewußteste Vertreter die sogenannten Sophisten waren, welche zwar alle aus andern Theilen Griechenlands stammten, in Athen aber für ihre Saat einen so empfänglichen und wohl vorbereiteten Boden fanden, daß sie rasch aufschoß und wuchernd um sich griff. Der Erfolg der Perserkriege, in welchen jeder Einzelne und Alle fast auch in gleichem Maße zur Rettung des Vaterlandes beigetragen, in welchen das Volk selbst und durch sich selbst sich der feindlichen Uebermacht erwehrt hatte, dieser Erfolg hatte wesentlich dazu beigetragen, Athens Verfassung aus einer beschränkt demokratischen in eine ganz unumschränkt demokratische, in eine ochlokratische umzuwandeln und jeden Einzelnen im Volk mit einem Selbstgefühl zu erfüllen, als hienge von ihm das Ganze ab. Zu dieser Verfassung, wo jeder Einzelne sich als Souverän fühlte und gebärdete, stimmte vortrefflich eine Lehre, deren Fundamentalsatz war, daß der Mensch, und zwar der einzelne empirische Mensch, das Maaß aller Dinge sey. Diese Berechtigung und Aufforderung, nichts Festes zu dulden, alles in den Strom der Wandlung hinein zu ziehen, alles immer neu aus sich zu erzeugen, das gestern Beliebte heute zu verwerfen und morgen wieder aufzunehmen, sagte ferner vollkommen zu dem beweglichen, leichtfertigen Sinne des attischen Stadtbewohners, so wie die sophistische Kunst und Uebung des Redens um seiner selbst willen der angeborenen Zungenfertigkeit jenes Völkchens freundlich entgegen kam. Zu der Denkweise der älteren Zeit Athens, mit ihrer unbefangenen Hingabe an das Ganze des Staats und an die Götter, mit ihrer Unterwerfung des Einzelnwillens und Einzeldenkens unter das Herkommen in Staat und Religion, bildete freilich dieser neue Geist einen auffallenden Contrast, und zwischen dem eigentlichen Volk und den Gebildeten, zwischen der vorgeschrittenen, pietätslosen, zweifelsüchtigen Stadt und dem nicht in gleichem Schritt mit ihr auf der Bahn der Aufklärung vorwärts drängenden Landvolke entstand dadurch eine Kluft, welche jeden tiefer Blickenden mit Besorgniß und Trauer erfüllen mußte. Zweierlei Generationen waren er, einander fast durchaus entgegengesetzt in ihrem Glauben und Wollen, die Jungen herabsehend auf die zurückgebliebenen Alten, und die Alten mit Widerwillen und Haß blickend auf das Gebaren der Jungen, und den Zorn der Götter darob fürchtend, zum Theil schon leidend unter den Folgen desselben: gleichsam zwei Welten, die einander gegenseitig abstießen und ewig mit einander im Kampfe lagen, nur durch ein schwaches äußeres Band zusammengehalten: ein Zwiespalt, welcher unfehlbar zur Schwächung und endlichen Auflösung des Ganzen führen mußte.

(Schluß folgt.)

Briefe aus der Weimarischen Literaturepoche.

Lenz an Wieland.

Es scheint, Lieber, Du weißt nicht oder willst nicht wissen, wer die Ursache des ganzen literarischen Lärmens gegen dich war. Ich ließ Götter, Helden und Wieland drucken, und ohne mich hätten sie das Tageslicht nimmer gesehen.

Ich hätte Dir's in Weymar gesagt; ich fürchtete aber, es würde zuviel auf einmal geben. Einmal aber muß es vom Herzen ab, und so leb' wohl!

Lenz.

Joh. Heinr. Merck an Wieland.

Ich danke dir vom Herzen, lieber Bruder, für deine beiden herzlichen Briefe, den Einschluß an Fr. Bölling ohnvergessen, von dem ich zu seiner Zeit Gebrauch machen werde. Daß du Freude hast an der Rhapsodie, dient mir sehr zum Trost, zumal da nicht leicht etwas in der Welt ist, was mir einiges tendre gegen dergleichen Schnizzeleyen geben könnte.

Hier ist nun noch ein quasi Schwanz dazu. Recapituliren kann ich's nicht weiter. Morgen gebe ich

auf den Postwagen, weil die Schurken hier mit der Briefpost ein teufelmäßiges Porto verlangten, ein angesehenes Reisejournal von einer in's Wallisland, den Gotthard bis Jura unternommenen botanisch-mineralogischen Reise. Es enthält nichts Bekanntes, ist natürlich nur gelehrt, allein da diese Liebhaberei nun sogar unter die Großen beyderley Geschlechts kommt und es die Gelehrten auch nicht verschmähen können, dient es in fugam vacui besser als Georgens Dinge. — Die Zeit rückt nun allmählig heran, wo ich zu Euch reiten werde. Indessen will ich verschiedenes ausfertigen, zumal nach einer Art von Composition, ehe ich von hinnen gehe. Recensionen kommen auch mit dem Postwagen. Mit dem guten heitern Himmel geht nun auch die Lebenszeit für mich an, und ich lebe sehr in der Luft. Der Garten ist zur Hälfte gearbeitet und auch ein paar Aecker herumgemacht. Morgen gehts an's Wiesenputzen und an's Aschensäen, wobey ich hinten und vorn dabey bin, weil sonst nichts kluges geschieht. Ich denke, mir wird nicht eher wohl, als bis ich hinter dem Pfluge gehe. Wenigstens kommt man, außer der Gesellschaft der Thiere, noch in die von den sinnlichen Menschen, die doch warlich die besten sind, wie du nur an deinen Kindern wahrnehmen kannst. Ich habe noch keinen Bauern oder Taglöhner ein schiefes Wort sprechen hören. Sie sind mir zuweilen nur zu gescheut. Und dann der gute Humor und die Heiterkeit der Pursche!

Letzthin hat mich die Mutter Goethe auf einen Augenblick besucht. Es war als wenn Eins vom Himmel käme. Der liebe Gott hole nur bald den Alten, denn er fängt an den ganzen Tag zu schlafen. Alsdann zieht sie halb zu Euch und es wird Ihr und Euch allen wohl bekommen. Von Goethe habe ich letzthin auch einen Frachtbrief bekommen. Es war etwas Magisches darin, wie ich sein Siegel erblickte.

Daß man so hier und da noch an einem Spinnen-Web-Ende mit solchen Leuten zusammenhängt, erhält auch in der Welt. Leb' wohl, lieber Bruder, und tröste dich mit der Auferstehung des Frühlings über das, was dir den Winter über zu Grund gegangen ist. Es wird ja doch gesät, wie wir alle. Dein kleiner Pathe läuft schon durch alle Winkel und hat den Rachen voll Zähne. Möge es mit deinem Erstgebohrnen auch so seyn, denn sie sind nicht weit von einander.

Der kleine Agathen soll mich freuen, und Gott gebe ihm scharfe Sinne und starke Nerven, damit kein Poet aus ihm werde, sondern ein Mensch mit weisen Zähnen, und daß er stehe wie ein eingeschlagener Pfahl, auch nicht viel sitze sein Lebenlang.

Darmstadt, den 1. April 1779.

J. G. Merck.

Schiller an N. *

Stuttgart, 2. Febr. 82.

Bester Freund!

Hier haben Sie endlich mein Schauspiel ganz, und ich bitte Sie, es ohne eine Linie zu verändern (selbst die Ordnung der Scenen und ihre Anzahl nicht ausgenommen) in den Druck zu geben. Es ist die letzte Hand, die ich daran lege, und damit sey es gut.

In der Scene, wo Herrmann die falsche Nachricht von Karls Tod bringt, schalten Sie die Namen der Oerter und Personen ein, wie Sie solche bei der Aufführung angenommen haben; ich weiß mich nicht mehr zu erinnern. — Eine exakte Correctur werde ich nicht einzuschärfen brauchen.

Gegenwärtig muß ich den Helikon verlassen und mit der Schlange von Epidaurus spielen. Ich werde heuer das Diplom eines Doctors annehmen, wozu ich also meine Medizin wieder durchfliegen muß. Wegen dem Göz v. Berlichingen will ich an Goethe selbsten schreiben. Machen Sie mich doch, ich bitte Sie inständigst, mit Herrn Wieland bekannt. Ich liebe den Mann unaussprechlich und muß noch von ihm gekannt seyn.

Noch etwas. Das Mscr., das Sie mir neulich schickten, welches die Dalbergische Veränderung enthält, muß von einem Frauenzimmer herrühren, wenigstens ist es ganz Frauenzimmerhandschrift. Ich bitte Sie, schreiben Sie mir doch, es ist eine sonderbare Neugierde; doch möcht' ich befriedigt seyn.

Meinen unterthänigen Respect an Herrn v. Dalberg und Hrn. v. Gemming, so wie auch an sämmtliche Herrn Schauspieler meine verbindlichsten Compliments, und Ihnen, mein Freund, diese Hand zum Zeichen unwandelbarer Liebe.

Schiller.

Aus einem Briefe des Buchhändlers Schwan an Wieland.

Mannheim, 23. März 1785.

— Von dem, was der Herzog Ihnen von Schiller und meiner Tochter gesagt, weiß ich kein Wort. Auch bin ich gewiß, daß wenigstens meine Tochter noch nie daran gedacht hat, und wahrscheinlicherweise Herr Schiller auch nicht. Da er aber in meinem Hause aus- und eingeht, so konnte das Publikum, das so gern Heirathen stiftet, leicht auf so eine Vermuthung

* Dieser Brief ist höchst wahrscheinlich an den Buchhändler Schwan in Mannheim gerichtet.

fallen. Es ist aber sicher nichts daran, wird wohl auch nie etwas daraus werden.

Herr Schiller ist fest entschlossen, mit Herrn Götz nach Leipzig zu reisen, und von da will er nach Weimar. Sie werden ihn also bald persönlich kennen lernen. Wenn alles geht, wie es soll, so habe ich künftiges Frühjahr 1786 das Vergnügen, Sie auch einmal wieder zu sehen und Ihnen meine Kinder vorzustellen. Diesen Sommer, allenfalls im August, will ich sie in die Schweiz führen, so weit mein Beutel reicht. Hinterlassen werde ich ihnen nicht viel, aber mit der Welt will ich sie, so viel wie möglich, bekannt machen, um so mehr, als sie das sehr zu wünschen scheinen ꝛc. —

Nun leben Sie wohl, bester Herr Hofrath, und vergessen Sie mich nicht ganz. Ich bin mit wahrer Aufrichtigkeit Ihr ganz ergebenster

C. F. Schwan.

(Auf Schillers von Schwan erwähnte Reise nach Leipzig und Dresden bezieht sich der Brief, den ich Seite 207 des zweiten Bändchens der literarischen Zustände und Zeitgenossen habe abdrucken lassen.) Böttiger.

Schiller an Wieland.

Jena, 3. October 91.

Mit Ungeduld habe ich erwartet, mein verehrter und theurer Freund, so weit hergestellt zu seyn, um Ihnen ein Zeichen des Lebens zu geben, und für Ihre liebevolle Theilnahme den herzlichsten Dank zu sagen. In mancher traurigen Periode, die ich dieses Jahr durchlaufen habe, war mir die Erinnerung an Ihre Liebe Erquickung, und gleich einem tröstenden Genius waren Sie mir zur Seite. Möge Ihnen für diese schöne und edle Menschlichkeit alle Glückseligkeit werden, die der Himmel nur immer über einen Sterblichen ausgießen kann, und alle guten Geister Ihr unschätzbares Leben, Ihre der Welt und Ihren Freunden so wohlthätige Gesundheit bewahren!

Seit dem Gebrauch des Karlsbades und des Egerbrunnens habe ich mich um vieles gebessert, mein Herz öffnet sich wieder den Empfindungen des Lebens und der Freude und die Kräfte des Geistes fangen an sich zu erholen. Demungeachtet wollen mich die Krämpfe des Unterleibes nicht verlassen, das Athemholen bleibt mir immer schwer und manches hat sich eingefunden, was auf ein langwieriges Uebel zu deuten scheint. Ich waffne mich mit Geduld und Ergebung und werde mich in jedes Schicksal finden.

Sie wissen ohne Zweifel, daß die Weimarische Schauspielergesellschaft in Erfurt Don Carlos aufgeführt hat, und daß dieses Stück auch in Weimar soll gegeben werden. Ich habe aber bei Gelegenheit der Vorstellung dieses Stückes verschiedene Bemerkungen gemacht, welche mich wünschen lassen, es noch einmal der Feile zu unterwerfen, ehe ich es wieder auf's Theater bringe. Stück und Publikum werden bei diesem Aufschub gewinnen. Darf ich Sie ersuchen, mein theuerster Freund, Herrn Geh. Rath Goethe in meinem Namen dieß zu sagen und ihn zu bitten, daß er mir noch 4—6 Wochen Zeit lassen möchte.

Meine Frau empfielt sich Ihnen und den Ihrigen auf's beste, und wir beide hoffen, Sie entweder in Weimar oder hier recht bald zu sehen.

Ewig der Ihrige

F. Schiller.

Derselbe an denselben.

Jena, 1. September 1792.

Erweisen Sie, verehrtester Freund, beykommendem Buch die Ehre, es in Ihrer Bibliothek aufzustellen, um Sich dabey Ihres Sie ewig schätzenden Freundes zu erinnern. In dieser unfruchtbaren Epoche meines, von Krankheit gefesselten Geistes ist eine neue Bekleidung des Alten alles, was ich Ihnen anbieten kann, aber ich hoffe, die Zeiten der Muse kommen wieder, wo ich Ihnen etwas besseres werde vorlegen können.

Der Ueberbringer dieses, Herr Ludwig aus Dresden, ist ein junger Künstler, der das Glück zu haben wünscht, Sie von Angesicht zu sehen, und einige seiner Arbeiten Ihrem Urtheile zu unterwerfen. Haben Sie eine Viertelstunde für ihn übrig, so werden Sie ihn sehr damit beseligen.

Von ganzem Herzen der Ihrige

Schiller.

Derselbe an denselben.

(Ohne Datum und Adresse.)

Ich habe eine Idee, worauf Sie mich neulich geführt haben, in mir reif werden lassen und in dem Gedichte (oder Nichtgedichte, wenn Sie wollen) weiter ausgeführt. Sie scheint ihm wirklich als ein nothwendiges Glied vorher gefehlt zu haben, und nun, däucht mir, hätte es Mannichfaltigkeit in Einheit. Was es aber von den Gedichten im engern Sinne unterscheidet, ist nun bloß allein dieses, daß in die Fabel, die durchs Ganze durchgeht, zuweilen philosophische Stellen eintreten, die aber die Fabel auslegen helfen, und dieß ist die Eigenschaft, die es mit manchen schönen Werken gemein hat.

Bedenke ich, daß einige Stellen, worin die Kunst



in einer nachtheiligen Rangordnung erschien, Sie gleich anfangs zurückschlugen, so kann ich mir die unerwartete Art der Aufnahme, die es bey Ihnen fand, leichter erklären, als ich sonst aus dem Gedichte selbst würde thun können. Bis jezt denke ich noch zu viel Gutes davon.

Haben Sie doch die Güte, mein Bester, und senden mir wieder einige Bände der Bibliothèque de campagne, allenfalls den I. und II. Ich muß die Verse aus dem Kopfe bringen und mich für meinen Geisterseher zu stimmen suchen. Eine Ansicht der Correctur bitte ich mir aus, wenn allenfalls eine Kleinigkeit in den Druck einschliche, die nur von dem Autor bemerkt wird.

Ihr ergebenster Sch.

Wenn Ihnen eine Ueberschrift für das Gedicht einfiele, das seine Form näher bestimmte, so würde mir dieß sehr lieb seyn. Sonst setzen wir philosophisches Gedicht oder lieber gar nichts.

Schiller an Hofrath Böttiger.

(Damals vor seinem Abgang nach Dresden noch in Weimar.)

v. H. (ause), 10. Februar 1804.

Die Person, von der die Rede ist, haben Sie errathen, das will ich ehrlich und redlich eingestehen, die Handlung aber, worauf es eigentlich ankommt, noch nicht. Und da der Himmel zu wollen scheint, daß das Geheimniß geheim bleibe, so will ich wenigstens nichts zur Enthüllung desselben beitragen. Die beste Art, es zu entdecken, möchte wohl das fertige Stück selbst seyn, und es ist am Ende auch einer von denjenigen Stoffen, die erst durch die Poesie zu etwas werden.

Da ich indessen keinen Augenblick zweifle, daß Sie meinem Geheimniß auf die Spur kommen werden, so erbitte ich mir im Voraus von Ihrer Güte, es wie ein anvertrautes zu behandeln und möglichst schonend damit umzugehen.

Hochachtungsvoll der Ihrige

Schiller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Mittelrhein, Juli.

(Schluß.)

Kloster Maulbronn.

Aus diesem Teiche konnte man seiner Zeit den tiefen und breiten Schutzgraben der Abtei füllen, wenn dieß zur Abwehr eines Feindes nöthig war. Jezt, wo Graben und Ringmauern großentheils verschüttet und zerfallen sind, läßt die Schleuse nur so viel Wasser niederrauschen, als die Mühle braucht. Von diesem Damme aus betrachtet, nehmen sich diese verfallenen Ringmauern und Thürme, diese Gräben mit dem wuchernden Grün, dieser Grasgarten mit seinen zahlreichen Obstbäumen für sich schon malerisch aus. Und nun erst diese Gebäude. Im Vorgrunde zunächst das große alte Pfründnerhaus, in dem noch dreizehn Familien unterhalten werden. Es steht mit seinen Riegelwänden, mit seinen oben immer breiter ausladenden Stockwerken etwas verlasirt, aber gerade darum für den Maler um so interessanter aus. Als prächtige Contraste dazu erscheinen der oben erwähnte Faustusthurm, die massiven Gebäude der Abtei und vor allem die Chorseite der Kirche mit ihrem schönen Giebel und dem kolossalen gothischen Fenster. Hier vergißt und verzeiht man gern die Sünde des Architekten, der dieses Fenster später eingesezt, weil es das ganze reiche Bild so wundersam hebt. Man kann hier stundenlang stehen, ohne sich satt zu sehen.

Die oberen bewohnten Räume der Abtei, in denen sich ein Ephorus und zwei Professoren mit der Vorbildung einer Anzahl von Jünglingen zum geistlichen Studium beschäftigen, und die hier alle klösterlich beisammen wohnen, habe ich leider nicht besichtigen können. Es mag da noch mancher einzelne Rest aus früherer Zeit sich finden, obwohl gerade diese obere Region im Laufe der Zeit eine ziemlich durchgehende Umwandelung erfahren hat. Bei weniger knapp zugemessener Zeit würde ich mich den Herren aufgedrängt haben; es ging nicht an, sey aber nur auf ein andermal verschoben, denn ich hoffe Maulbronn nicht zum ersten- und leztenmal gesehen zu haben.

Wenn einzelne Leute die ich sprach, der Meinung

waren, die Seminaristen; oder wie man die Zöglinge dieser alten Schule nennen mag, würden etwas zu eng und streng abgeschlossen gehalten und ihnen viel zugemuthet, so habe ich darüber zwar kein Urtheil, bin aber für mich der Meinung, daß im späteren Leben nichts leichter und angenehmer zu tragen ist, als ein wohlgefüllter Schulsack. Auch läßt mich die tüchtige Geistlichkeit des lieben Schwabenlandes ziemlich sicher schließen, daß solche Anstalten ihre Aufgabe wohl erfüllen. Und wenn ich mir nun gar die Reihe trefflicher Männer vergegenwärtige, die ihre Jugendzeit theilweise in solchen Stiftern zugebracht und später auf dem Felde der Poesie, wie auf dem der Wissenschaft sich reiche Kränze geholt haben, Männer, welche als Zierden der liederreichen schwäbischen Dichterschule anerkannt sind, so ziehe ich den Hut vor solchen Stätten, in denen jene Blüthen eines Landes ihre ersten Wurzeln getrieben haben.

In unserer Zeit ist einem immer, als höre man in der Ferne die Eisenbahnglocke läuten und müsse sich hasten und sputen. Mir ging es auch in Maulbronn so. Kaum nahm ich mir ordentlich Zeit zum Essen, denn ich wollte zu Fuß über Bretten nach der Eisenbahn zurückkehren. So ging ich denn bergan der badischen Grenze wieder zu. Die nächste Höhe schon ließ mich einen ziemlich tiefen Blick in das Bergland gegen Süden hin thun, wo von den duftumschleierten Höhen einige Ortschaften herüber schauten. Dann nahm der Wald auf kurze Zeit mich auf, und bald lag das Städtchen Knittlingen vor mir. Dieses Knittlingen war mir merkwürdig, eben weil es Doctor Fausts Geburtsort seyn soll. Das bekannte Volksbuch „Doctor Johann Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt“ läßt ihn zwar in dem anhaltischen Flecken Soltwedel das Licht der Welt erblicken, andere verlegen seinen Geburtsort in das weimarische Dorf Kundlingen, wieder andere nach Roda. Selbst Doctor Legis-Glückselig vindicirt im Taschenbuch Libussa den großen Schwarzkünstler des sechzehnten Jahrhunderts (zu unterscheiden von dem Genossen Guttenbergs) einem jener norddeutschen Orte; indessen läßt sich Knittlingen nicht aus der Reihe der Orte streichen, die Ansprüche auf ihn erheben, wie einst die sieben Städte auf Homer. Wie schon erwähnt, der württembergische Historiker Sattler, der sonst nicht viel auf den Hexenmeister und seinen Höllenzwang gibt, sagt ausdrücklich, man habe Nachricht, daß Doctor Faust zu Knittlingen geboren sey. Er nennt ihn einen Landsmann und guten Freund des Abts Johannes Entenfuß, den er „vermög guter Nachrichten um das Jahr 1516 (also vor seiner zweideutigen Berühmtheit) in dem Kloster Maulbronn besucht habe.“ Doctor Dietrich in seiner Erklärung des Predigers Salomo zum siebenten Kapitel versichert sogar, Faust habe eben in seinem Heimathsorte Knittlingen seinen unglückseligen Tod gefunden. Daß er zu Wittenberg studirte und Melanchthon, der in dem nahen Städtchen Bretten geboren ist, seiner in einem Briefe erwähnt, mag von denen, die für Knittlingen streiten, ebenfalls ausgebeutet werden. Ich habe nicht Lust, für den Ort zum Ritter zu werden, aber ich verdenke es ihm auch nicht, wenn er sich seine Celebrität nicht will nehmen lassen. Knittlingen ist indeß längst keine Stadt mehr, sondern ein offener, unscheinbarer Ort, dessen Mauern und Thore längst verschwunden sind. Herzog Julius Friedrich, Administrator von Württemberg, hatte nämlich im dreißigjährigen Kriege ein Bündniß mit Gustav Adolph von Schweden geschlossen, worauf Montecuculis kaiserliche Dragoner von der nahen Pfalz aus am 15. August 1632 das Städtchen überfielen, vierhundert Einwohner niedermachten und nach gründlicher Plünderung es bis auf drei oder vier Häuser in Asche legten. Indeß erhob sich das Städtchen nachher wieder und sah unter andern im Jahr 1690 einen glänzenden Tag. Im damaligen Kriege gegen Frankreich stand das kaiserliche Lager bei Knittlingen, und Herzog Friedrich Karl gab daselbst den Kurfürsten von Sachsen und Bayern, dem Landgrafen von Hessen und den kaiserlichen Generalen ein kostbares Mahl; aber schon am 24. September 1692 brannten es die Franzosen abermals nieder, nachdem sie den Herzog Friedrich Karl gefangen genommen hatten. Auch vom französischen General Quad weiß man in Knittlingen zu reden, der es im Mai des Jahres 1734 mit sechstausend Mann überfiel und plünderte.

Von Knittlingen aus war Bretten bald erreicht. Es ist dieß jezt eine heitere, offene Landstadt, von fruchtbarem Gelände und schönem Wiesenplan umgeben. Aus seiner festen Zeit hat es noch einige Mauerthürme übrig, welche an die Stürme erinnern, die es bestanden und denen es zulezt erlegen. Lag doch im Jahr 1504 Herzog Ulrich von Württemberg ganzer dreiundzwanzig Tage vor dem Städtchen und beschoß es hart, mußte aber unverrichteter Dinge wieder abziehen. Auch die meuterischen Bauern haben es zwanzig Jahre später nicht gewinnen können. Ossa und Montecuculi aber haben es zur selbigen Zeit wie Knittlingen verwüstet. Im Jahr 1644 fiel es in die Hände der Franzosen, das Jahr darauf eroberten es wieder die Kaiserlichen und die Bayern, am 24. August 1689 aber theilte es das Schicksal der übrigen pfälzischen Städte, die der Orleans'sche Mordbrennerkrieg verwüstete.

Um das, was ich eigentlich in Bretten sehen wollte, hat mich wieder die Eisenbahnglocke mit ihrem unerbittlichen Rufe gebracht. Dem Geburtshause Melanchthons galt eigentlich vorzugsweise meine kleine Fußwanderung. Ich sollte es dießmal nicht sehen, die Bahnglocke rief, es war zu spät. Ob über dem Thore des Hauses noch die Inschrift steht: Dei pietate natus est in hac domo Philippus Melanchthon XVI. Febr. MCCCCXCVII. Obiit MDLX. — ich weiß es nicht. Hatte ich doch nicht einmal mehr Zeit, zu erkunden, wer der hölzerne Ritter ist, den ich steif auf dem Marktbrunnen stehen sah, eine Lanze mit blauweißem Fähnlein in der Hand, was in einer badischen Stadt auffallen müßte, wüßte man nicht, daß

Bretten seiner Zeit eine kurpfälzische Oberamtsstadt war. So wird es denn ein Kurfürst seyn, vielleicht gar Friedrich der Siegreiche. Die Leute, die ich auf meinem raschen Durchgang fragen konnte, wußten's eben nicht, und so hat mich das Dampfroß wieder mit fortgenommen, ohne daß ich von Bretten viel mehr gesehen, als die landstädtische Physiognomie, denn die Bauern, die Juden und die Kühe, die eben von dem belebten Viehmarkte heimwärts zogen, gehören nicht einmal der Stadt an, viel weniger in das Bereich der Merkwürdigkeiten, denen ich zu Gefallen gegangen war.

Hamburg, Juli.

St. Pauli.

Im Westen Hamburgs, wo das Ufer der Elbe zu einer mäßigen Höhe empor steigt, lagert sich auf breiter Ebene eine volkreiche Vorstadt, deren Häuserreihen von Altona nur durch einen sehr schmalen Graben geschieden sind. Diese Vorstadt führte in früheren Jahren ihrer hohen Lage wegen den Namen „Hamburger Berg" und wird wohl auch jezt noch von manchem alten Hamburger aus Gewohnheit so genannt. Diese alte Bezeichnung hat, man kann sagen, einen mehr als europäischen Ruf. Es wird kaum irgend einen stark besuchten Seehafen geben, wo der „Hamburger Berg" mit seinen ganz eigenthümlichen Genüssen nicht bekannt wäre. Die Seeleute namentlich, und unter diesen wieder vor allen die Matrosen, sprechen vom Hamburger Berg wie von einem Eldorado, wo alle Genüsse der Welt, alle Freuden des Lebens in größter Auswahl zu finden sind. Höher Gebildete dagegen verknüpfen mit dem alten Namen dieser Vorstadt ganz andere Begriffe und glauben nicht selten, es habe daselbst der leibhaftige Satan seinen Sitz aufgeschlagen.

Einige Straßen St. Paulis sind, besonders an der Elbseite, unbedingt am schönsten unter allen Straßen in ganz Hamburg gelegen. Man kann bedauern, daß hier nicht gerade die vornehme und reiche Welt Hamburgs ihre Paläste aufgeführt hat, hier, wo man den weitesten Blick auf die majestätische Elbe mit ihren zahllosen Segeln, auf die grünen, zum Theil mit Häusern und Fabriken bedeckten Wärder, endlich auf das hohe, einem Bergzuge ähnelnde hannover'sche Ufer genießt. Wäre diese Gegend mit solchen Prachtbauten geschmückt, wie wir sie am Jungfernstieg, am Alster- und Resendamm und in so vielen andern Straßen des Neubaues antreffen, führten von diesen malerischen Höhen geschmackvolle Treppen hinab zum Strome, spülte die segenbringende Woge hier an die granitenen Quadern eines breiten eleganten Kai's, wahrlich, dann hätte Hamburg alle Ursache, hunderte von Städten zu beneiden. Hier, dünkt mich, müßte der reiche Rheder, der Kaufmann großen Styls am liebsten wohnen, weil er von diesen Höhen herab stets den mächtigen Strom überblicken könnte, dessen Wogen ihm Glück und Reichthümer zuführen. — Leider aber hat die Noblesse sich hier nicht angesiedelt, was sich bei ruhigem Nachdenken aus dem ganzen merkantilen Leben einer großen, volkreichen Seehandelsstadt erklärt. Die unmittelbare Umgebung des Hafens wird mehr oder weniger stets der Aufenthaltsort und Tummelplatz des Schiffsvolks seyn, und dieses kann bei all seiner Vortrefflichkeit und allen seinen sonstigen großen Vorzügen in seiner Totalität nicht zu den fein gebildeten Volksklassen gezählt werden. Schon die Menge so vieler befrachteter oder auf Ladung harrender Seeschiffe ist mit Unruhe, mit Lärm und Getöse aller Art verknüpft. Der Matrose am Bord eines vor Anker liegenden Schiffs schweigt nicht gern. Bei allem, was er thut, wird gesungen, aber weder harmonisch, noch anmuthig. Kommt er aber an's Land, so will er sich in anderer Weise vergnügen. Zum Gesang gesellt sich Spiel, Tanz und Trunk, und dieses Ensemble pflegt mit lautem Geschrei zu endigen.

Um das Leben auf St. Pauli kennen zu lernen, genügt nicht ein einmaliger flüchtiger Besuch dieser Vorstadt; es bedarf langer Beobachtung und erfordert daher mehrmalige Durchwanderung der ziemlich ausgedehnten Häusermasse. Dabei muß ich bemerken, daß die Physiognomie des Verkehrs in diesem Stadttheile sich täglich mehrmals verändert, im Ganzen aber, je nach der Tageszeit, wo man ihn besucht, Jahraus Jahrein ziemlich dieselbe bleibt. Nur der Sonntag bringt mehr Lebendigkeit, eine schärfere Färbung in das Volksleben, wenn auch diese lebhaftere oder ungestümere Bewegung eben nur von der größeren hin und her rollenden Menschenwoge bedingt wird. — Der Sonntag wird daher der Tag seyn, wo jeder, welcher St. Pauli kennen lernen will, seine Schritte dahin richten muß.

Der frühe Morgen verläuft still. In den ersten Vormittagsstunden fehlt dann sogar die geschäftige Regsamkeit einzelner Kleinhändler, die an Werkeltagen unter dem

schützenden Blätterdach der Lindenallee, welche vom Millernthore zum sogenannten Trichter geleiten, ihre bescheidenen Buden aufschlagen, um im Laufe des Tags Cigarren, Pfeifenköpfe, unächte Perlenschnüre, Volkslieder, Mährchen und Sagen, gedruckt in diesem Jahr, und ähnliche Dinge, wie der starke Menschenstrom, der hier vorüber fluthet, sie wohl mag und begehrt, zu verkaufen. Erst Nachmittags belebt sich die am Sonntag Morgen fast still zu nennende Vorstadt. Eine von Minute zu Minute mehr anschwellende Menschenwoge ergießt sich aus Hamburgs Thoren, eine andere, nicht viel schwächere, strömt dieser von Altona her entgegen. Mitten im Gewühl der Fußgänger rollen zahllose Wagen, diese von, jene nach Altona, gewöhnliche Droschken, hohe, schwer mit Menschen beladene Omnibus, leichte Cabs und elegante herrschaftliche Equipagen. Das Ziel der meisten dieser Fuhrwerke sind die reizend gelegenen Vergnügungsorte an den hohen, hügelig geformten und prächtig bewaldeten Elbufern, von Rainvilles Garten und Ottensen abwärts bis nach Blankenese.

Inzwischen hat die Lustbarkeit auf St. Pauli begonnen. Vom Trichter bis zur Einfahrt in die „lange Reihe," wie die breite, nach Altona hinab führende Straße heißt, liegt links von der Straße an geräumigem, ungepflastertem Platze eine ansehnliche Zahl zum Theil ganz stattlich aussehender Häuser. Diese Reihe nennt man die „Spielbuden," den Platz selbst „Spielbudenplatz," und hier nun concentrirt sich an jedem Sonntag Nachmittag bis zur menschenaufscheuchenden Thorsperre das eigentliche Vergnügen auf St. Pauli. Die sogenannten Spielbuden bestehen theils aus Wein- und Schenkhäusern, theils enthalten sie allerhand Sehenswürdigkeiten, und zwar in einer Auswahl, die nichts zu wünschen übrig läßt. Es ist hier für den feinsten wie für den rohesten Geschmack gesorgt, so daß Gebildete durchaus keinen Anstand zu nehmen brauchen, die Spielbuden gelegentlich einmal zu durchwandern. So möchte man z. B. nicht leicht wo anders eine so reiche und dabei geschmackvoll aufgestellte Sammlung aller Arten von Seemuscheln, von Corallenbäumen, überhaupt von in der Tiefe des Meeres sich verbergenden Weltwundern finden, wie in den Spielbuden St. Paulis. Nicht weniger reich ist eine Sammlung ausländischer Vögel vom Kakadu und dem großen grün befiederten Papagei bis zu den wunderbar zierlichen und neugierig in das Menschengemenge hinein schauenden winzigen Vögelein der tropischen Climate, die bei silbergrauem glänzendem Gefieder purpurrothe oder blaue Schnäbel haben, während andere wieder anders, immer aber schön und eigenthümlich gezeichnet sind. — Große und kleine Menagerien sind hier jahraus jahrein zu sehen, und nie fehlt es ihnen an einem Publikum, das gläubig den niedrigen Eintrittspreis bezahlt, um etwas ganz Alltägliches noch einmal mit vielem Behagen zu betrachten. Die Besitzer dieser Menagerien haben ein wunderbares Geschick, Menschen anzulocken. Entweder stellen sie zu beiden Seiten der Eingangspforte irgend ein seltsam anzuschauendes Ungeheuer eigener Phantasie auf, oder, was noch mehr zu locken scheint, sie postiren bezahlte Ausrufer vor die Bude, und zwar wo möglich zwei. Diese Verkündiger und Anpreiser der im Innern verborgenen Wunder versammeln durch ihr Zetergeschrei sehr bald einen undurchdringlichen Menschenknäuel um sich, und es müßte schlimm gehen, wenn aus diesem nicht bisweilen ein Neugieriger halb aus eigenem Antrieb, halb durch andere mit sanfter Gewalt genöthigt, in die Bude bugsirt würde.

Prächtig gekleidete Mohren, mit beturbanten wackelnden Köpfen und furchtbar rollenden Augen, in taktvoll gehaltenen Zwischenräumen Trompeten an den Mund führend und schauerliche Töne daraus hervorzaubernd, halten Wache vor Wachsfigurenkabinetten und vor Carroussels. Letztere, deren es auf St. Pauli eine Menge gibt, sind stets von Besuchenden überfüllt. Hier ist das Eldorado der Dienstmädchen, welche Kinder zu beaufsichtigen haben. Man läßt sich bei erschrecklicher Musik drehen und hat dabei die herrlichste Gelegenheit, seine schöne Gestalt, seinen zierlichen Wuchs bewundern zu lassen. Und wie angenehm ist während der gefahrlosen Rundfahrt in schwindelnder Schnelligkeit die Unterhaltung mit einem der Männer, welche hoch zu Roß, das Schwert in der Hand, zwar ohne Sporen, aber doch stolz und voll Selbstgefühl im sausenden Galopp nach den aufgehängten Ringen stechen! Hier hat schon manch flammendes Augenpaar weiche Herzen entzündet; hier hat mancher Ritter seine Dame gefunden; hier ist viel versprochen und wenig gehalten worden. Dennoch bleiben die Carroussels die Freude der Kinder und die Orte, wohin die Sehnsucht viele liebebedürftige Mädchenherzen zieht.

Eine große Anziehungskraft besitzen ferner die verschiedenen Bühnen, auf denen Sonn- und Festtags mehrmals Vorstellungen gegeben werden. Die amusanteste unter diesen ist unstreitig das Elysiumtheater. Hier wird die ernste Melpomene gequält, daß sie im Lachkrampfe Thränen vergießt, und die heitere Muse Thalia schreitet bisweilen mit der ernsten Majestät einer Erynnie einher. Die Gesellschaft, welche auf diesem Theater, gelockt von innerem Drange, dramatische Vorstellungen gibt, hat ein edles Streben. Sie wendet sich gern ab von dem Gewöhnlichen, dem Flachen, Alltäglichen, und greift nach Höherem. Die gemeine Posse, das derbe Lustspiel genügen ihr nicht; das Tragische sagt ihr mehr zu, und deßhalb klammert sie sich fest an das romantische, ergreifende Ritterschauspiel, dessen Vorhandenseyn der Geheimerath von Goethe durch seinen „Götz von Berlichingen" verschuldet hat, oder sie wirft sich gar Schiller in die Arme. Es ist mir eines schönen Sonntags der hohe Genuß zu Theil geworden, von dieser classischen Schauspielergesellschaft „die Räuber" verarbeiten zu sehen. Ich kann auf's Wort versichern, es war dieß kein gewöhnliches Schauspiel. Der Knabe Karl stand vor Beginn des Stückes in der wirbelnden Staubatmosphäre des ungepflasterten Platzes, ein schönes Wamms von Goldpapier

vor der hochklopfenden Brust, den viereckten Kopf mit den edeln, bräunlich rothen Zügen geschmückt mit wundersamem Barett, gelbe Fechthandschuhe deckten die Hände, die alsbald in das Richteramt Gottes eingreifen wollten, und an den Füßen klirrten bespornte Stiefeln mittelalterlichen Schnittes. Mit heiserer Stimme verkündigte Karl dem andrängenden Publikum, daß das berühmte Trauerspiel sogleich beginnen werde, daß man die kostbarsten Costüme dazu angeschafft habe, und jeder, der etwas Apartes sehen wolle, sich diesen Hochgenuß für einen und resp. zwei Schillinge verschaffen könne. Angegriffen von dieser Rede wandte er sich um und hinter einer flatternden Gardine hervor trat Amalie, die hohe tugendsame Jungfrau, gerötheten Antlitzes, ein spitzes Glas in der Hand, das gefüllt war mit gebranntem Wasser, und dieses Glas kredenzte sie dem Knaben Karl, der sie zum Dank für solche Atzung bald darauf erbarmungslos umbrachte. Karl aber leerte das Glas auf einen Zug, schnalzte mit der Zunge, schüttelte den Staub von seinen Füßen, wie Ahasver in Schubarts Gedicht, warf sich in die Brust und raunte Amalie zu: „Nu kann's losgahn!" Und es ging los, in einer Weise los, daß manchem Zuschauer Hören und Sehen verging vor Lachen; aber ein Genuß war es doch. Diese Vorstellungen haben vor andern den großen Vorzug, daß sie nicht lange dauern. Der Herr Regisseur versteht das Zuschneiden aus dem Grunde. Schwierigkeiten gibt es für ihn durchaus nicht. Seine Scheere ist wie die Scheere der Parze, sie macht zuletzt allem den Garaus. Wem das nicht behagt, der verhülle sein Antlitz und gehe weiter.

Gegenüber dieser stets besuchten Bühne erhebt sich eine andere, tragbare. Polichinell, der schalkhafte Bursche, der stets mit dem Teufel auf Du und Du steht und ihn jederzeit tüchtig durchbläut, ergözt mit seinen Späßen ein rastlos ab- und zugehendes Publikum. Es ist auffallend, daß sich in Hamburg Jahr aus Jahr ein ein paar Polichinellkasten halten können. Man sieht sie im Sommer und Winter an den Wochentagen bald auf diesem, bald auf jenem Platze der Stadt oder der Vorstädte, und immer umlagert sie eine zahlreiche Menschenmenge, die ihr Ergözen oft durch laut schallendes Gelächter dem Vorübergehenden verkündigt. Die Inhaber dieser Straßenbühnen sind politische Leute; sie richten sich immer nach der Zeit und kanzeln in derbem Plattdeutsch Vornehm und Gering tüchtig ab. Gegenwärtig reitet gewöhnlich auf dem Schaubrett des Polichinellkastens ein rothhosiger Franzose und ein dickwanstiger Türke, oder ein breitmauliger, stumpfnasiger Kosak haselirt mit einem Goddam, wie auf den ersten Blick der flache Hut und die Matrosenkleidung seines Gegners erkennen läßt. Auf St. Pauli gibt es Sonntags stets zwei Polichinellkasten, die eine eben so große und aufmerksame Menschenmenge um sich versammeln, wie man dieß jenseits der Alpen, auf der Riva dei Schiavoni in Venedig, in Pisa, Florenz, Rom und Neapel zu sehen gewohnt ist.

Wer sich von dem entsetzlichen Staube nicht stören läßt, der die wimmelnden Tausende in eine schwüle Dunstwolke einhüllt, kann sich bei längerem Verweilen bald überzeugen, daß die Sonntagsgenüsse auf St. Pauli mannigfacher Art sind. Nicht bloß für das Auge ist gesorgt, auch der Gaumen kann sich letzen; für Freunde, Freundinnen und Kinder eröffnet sich der lustigste Markt, und braucht einer nur nicht auf's Geld zu sehen, so kann er kleine und große Summen beliebig an den Mann bringen.

Wenn in den Wochentagen, mit Ausschluß des Sonnabends, der jüdische Kleinhandel sich in den Straßen der innern Stadt festsetzt, so verlegt derselbe Sonntags Nachmittags den Schauplatz seiner Thätigkeit nach St. Pauli. Die vom Millernthor gen Altona führende schattige Lindenallee ist, wie schon bemerkt, dicht mit Karrenhändlern besetzt, die sich eben so lustig gebärden, wie an ihren gewöhnlichen Standorten; nur wird wo möglich noch anhaltender geschrien, um in dem wogenden Gedränge der Spazierenden, der müssigen Herumschlenderer und neugierigen Fremden vernommen zu werden. Dazwischen siedeln sich Händler mit Datteln, ausländischen Nüssen rc. an, ganze Schober von Cocosnüssen in ihren steinharten Schaalen, und bereits enthülst, sind am Boden oder auf der Karre aufgeschichtet, und alternde Frauenzimmer, deren Vergangenheit eine vielbewegte gewesen seyn mag, die viel geliebt zu haben scheinen, pfuschen der weissagenden Pythia in's Handwerk, indem sie liebeglühenden, heirathslustigen Jünglingen und Mädchen für ein paar Schillinge die Gestalt ihrer dereinstigen Herzensbeherrscher durch ein Glas sehen lassen. Oft kommt es bei diesen aus dem dunkeln Hintergrund der magischen Laterne auftauchenden Gestalten vor, daß sie in einem Costüm erscheinen, das jeder Mode, am meisten der eben herrschenden, Hohn spricht; selbst Liebhaber und Herzenskönige in spanischer Tracht, mit spitzem Federhut und Degen oder gar in der ehrwürdigen Robe eines feinen Abbate zeigen sich bisweilen, so daß schüchterne Mädchenseelen auf den Gedanken kommen können, es sey ihnen irgend ein längst abgeschiedener Geist als Ehegemahl bestimmt, dem sein verfehltes Leben keine Ruhe im Schooß der Erde vergönne.

Mit dem Neigen des Tags vermindert sich nach und nach die wogende Menge vor den Spielbuden. Ein Theil begibt sich auf den Rückweg nach der Stadt, wo schon das Sperrglöcklein sein Abendlied singt und selbst Saumseligen Flügel verleiht. Man sollte glauben, Gott Merkur, der Schirm- und Schutzgeist Hamburgs, habe sich verhundertfacht, so eilt und hastet alles den weit geöffneten Thorflügeln zu, die nach beendigtem Warnungsgeläut für geschlossen gelten. Man sieht's freilich nicht, man glaubt's aber doch, weil der ächte Glaube Berge versetzen kann und die gezwungene Anleihe, welche die Stadt Hamburg seit undenklichen Zeiten mit Bewilligung erbgesessener Bürgerschaft von Einheimischen und Fremden an den sperrangelweit offen stehenden Thoren nach Sonnenuntergang

erhebt, gar keinen Zweifel an dem Gesperrtseyn der Thore aufkommen läßt. Für diejenigen Glücklichen aber, denen bekanntlich keine Stunde schlägt, beginnen jetzt außerhalb der Thore neue Freuden, neue Genüsse.

Dem Spielbudenplatz gegenüber und in geringer Entfernung von demselben liegen ein paar stark besuchte Tanzsalons, von denen in diesem Stadttheil die bekanntesten das Joachimsthal und die neue Dröge sind. Diese Lokalitäten, wo Terpsichore am heißesten Sommertag wie im strengsten Winter zahlreiche Verehrer zusammen führt, können von manchem Geheimniß erzählen. Es wurden in diesen Räumen gar viele Bekanntschaften geknüpft, die nicht so glücklich endigten, als sie begonnen. Im Wirbel des Tanzes, in den schmetternden Fanfaren betäubender Musik vergaß mancher auf Augenblicke den Schmerz, der an seinem Leben nagte, um, wenn der Rausch sich verflüchtete, in der kühlen Welle die Glut zu löschen, die ihn verzehrte. Vor nicht gar langer Zeit ereignete es sich sogar, daß mitten im Jauchzen der Lust ein Pistolenschuß fiel und ein noch so eben lustig gewesener Tänzer mit zerschmettertem Schädel unter den entsetzten Kindern der Freude zusammenstürzte.

Während sich hier ein Theil der jungen unverheiratheten Welt, namentlich aber die dienende Klasse ergözt, wenden andere sich dem nahen Häuserviereck zu, das sich zwischen die Lange Reihe und die Erichsstraße lagert. Diese Häuserinsel umschließt das Paradies der Matrosen, die sich hier so heimisch fühlen wie auf ihrem Schiff und so ziemlich die Alleinherrscher daselbst sind. — Hätte Dante diese Vergnügungsorte des Schiffervolkes gekannt, als er seine „Hölle" schrieb, er würde sicherlich nicht versäumt haben, sie mit in seine Dichtung zu verweben. Die Freude verwandelt sich hier in bacchantische Lust, der Scherz verliert seinen heitern und erheiternden Charakter und führt als trunkener Faun die Schaar derer an, die ihm Reverenz gemacht haben. Bei Geigengekreisch, Trommelwirbel und Paukenschlag rasen in diesen Höhlen entfesselter Weltlust Matrosen aller Farben und aller Nationen, Weiße, Mulatten, Schwarze, Malayen, die Söhne Andalusiens und Alemtejos, Eingeborene von der Goldküste Afrikas und aus den Palmenhainen Brasiliens, riesige Normannen, stämmige Inseldänen, lustige Franzosen und heißblütige Italiener mit unglücklichen Geschöpfen, welche die Lust zum Geschäft erheben.

Einen Blick in diese Welt des Wahns, in dieses funkelnde Chaos zügellosen Lebens zu thun, ist belehrend, nicht aber jedermann anzurathen. Der sittliche Mensch, dem Selbstbeherrschung Bedürfniß geworden, hat freilich nicht zu fürchten, daß er von diesem modernen Hexensabbath verführt werde, wohl aber wäre ein Conflikt mit den Beherrschern dieser Lustgefilde möglich. Denn die Zöglinge Neptuns sind rauh von Sitten, kurz und derb von Rede und immer mehr aufgelegt zu raschem, entscheidendem Handeln, als zu langen Disputationen. Man will nichts als genießen, mit allen Sinnen genießen, so lange die Sinne eben genußfähig bleiben. Die geringste Unterbrechung oder auch nur eine vermeintliche Störung in diesem Genusse, welchen die Langmuth der Gesetze aus Sittlichkeitsrücksichten zu gestatten genöthigt ist, kann einen Streit entzünden, der verborgene Messer entblößt und in blutige Rauferei ausartet.

Diese Nachtseite St. Paulis, dem Beobachter nur sichtbar in ihrer ganzen höllischen Majestät spät Abends, entrollt uns ein Bild, das von den kühnsten Phantasiegebilden eines Dichters nicht erreicht wird, und das nur derjenige wirklich kennt und in seiner grandiosen Eigenthümlichkeit zu fassen vermag, der es mit eigenen Augen betrachtet hat. Auf eine Schilderung, die es vermöchte, andere mitten hinein zu versetzen in dieses nächtliche Treiben, muß ich verzichten. Die entschleierte Sünde ist nicht mehr interessant, sondern nur häßlich, auch dann, wenn sie verführerische Masken von der Schönheit, das Lächeln von gefallenen Engeln sich erborgen sollte.

Rom, Juli.

Ein Bild von Titian.

Unter **Titians** Bildern in Rom ist eines, welches durch Behandlung und Gegenstand selbst gleich anziehend erscheint und uns den Künstler erst recht lieb gewinnen läßt. Bewundern wir in seinen andern Bildern die wohlthuende Pracht der Farben, die Wärme des Fleischtons, die Größe des Styls und häufiger noch die schöne Zeichnung, so tritt uns im erwähnten Bilde eine Zartheit und Feinheit des Gefühls entgegen, wie sie der üppige Meister nur selten zur Schau trug, und wie sie ihm selbst nur in geweihten Augenblicken zum Bewußtseyn gekommen seyn mag.

Das Bild, von welchem wir reden, ist in der Galerie

Borghese. Der Catalog bezeichnet es als l'amor sagro e profano, Reisehandbücher nennen es „himmlische und irdische Liebe,“ in Kuglers Geschichte der Malerei findet sich als Titel „Sprödigkeit und Liebe“ vorgeschlagen. Keiner dieser Namen bezeichnet ganz, was das Bild eigentlich besagt, und so kömmt es denn, daß jeder bemüht ist, einen neuen Namen dafür zu finden, ohne daß dem Gegenstande seine räthselhafte Undeutlichkeit genommen würde.

Das Motiv selbst ist folgender Art: An einem antiken Brunnentroge aus Stein sitzt links ein Frauenzimmer von edler Gestalt und wohlgebildetem Antlitz; das goldene Haar fällt schmucklos auf den Nacken herab. Sie trägt einen dünnen Kranz von Blättern und Blumen auf dem Kopfe. Ein weites weißes Gewand bedeckt ihre Glieder und öffnet sich nur wenig über der Brust; ein goldener Gürtel hält es über den Hüften zusammen. Sie trägt Handschuhe und ihre linke Hand ruht auf einem Kohlenbecken, das auf dem Brunnenrande steht. Sie blickt mit kühlem, etwas hoffärtigem Ausdrucke gleichgültig und gelangweilt aus dem Bilde heraus. Eine gebrochene Rose und einzelne lose Blätter liegen auf dem Rande des Steintrogs.

Eine andere, fast völlig entblößte weibliche Gestalt, die rechte Hand auf den Brunnenrand gestützt, die linke ein kleines Gefäß in die Höhe haltend, verweilt in halb stehender, halb sitzender Stellung am andern Ende des Wasserbeckens. Ein rothes, langes Gewand hängt über einen kleinen Theil ihrer linken Schulter und fällt zwanglos hinter dem schön gebauten Körper auf den Boden herab; von einem weißen Gewandtheile wird der Schooß bedeckt. Auch diese Gestalt hat goldenes Haar und es quillt ungezwungen auf die Schultern herab. Wir sehen das Gesicht im Profil, der Andern zugewandt.

Zwischen beiden hinter dem Brunnen steht ein geflügeltes Kind, das scheinbar mit den Blumen im Wasser spielt; die rechte Hand hat es in's Wasser hineingetaucht und guckt in derselben Richtung hinunter. Den Hintergrund bildet eine Landschaft; zur Linken sieht man eine Festung, zur Rechten ein Dorf, eine Jagd, eine Lämmerheerde und ein liebendes Schäferpaar. Die Jagd gilt einem weißen Hasen, also nach damaliger Allegoriensprache etwas Seltenem, Ungewöhnlichem, Erjagenswerthem.

Man suche sich nach dem hier Skizzirten eine Vorstellung von dem Gegenstande zu machen und frage sich, wie man hier mit den Begriffen himmlische und profane Liebe fertig wird? Weder auf himmlische Liebe im katholischen Sinne paßt das Allermindeste in Gestalt, Geberde, Ausdruck und allegorischer Zuthat der einen, noch auf profane oder gar irdische Liebe das ganze Wesen der andern Figur. Vielmehr finden wir eben hinter der als himmlisch oder sagro bezeichneten Liebe das irdische Schäferpaar als Vertreter der idyllischen Liebe dieser schönen Erdenwelt; der irdischen Liebe aber geht alles Liebenswürdige ab; sie athmet die Kälte und Gleichgültigkeit selbst, während sie, glühend und sinnlich aufgefaßt, allein ihrem eigenen Wesen entsprochen haben würde. Wollten wir aber das Wort Sprödigkeit an die Stelle der vorhergegangenen Bezeichnung setzen, so geriethen wir mit dem Gesichte selbst, welches eine viel weiter gehende Charakteristik heischt, in Widerspruch und müßten überdieß nicht, was mit dem traulichen Kaninchenpaare beginnen, welches nicht ohne Absicht auf dieser Seite des Bildes zum Vorschein kommt und bekanntlich nicht viel besser als ein Spatzenpaar den Begriff Sprödigkeit zu vertreten geeignet ist.

Nach unserer Meinung ist Titian selbst der beste Schlüssel zu dem Räthsel des Bildes. Es ist bekanntlich vergebens nachzuweisen versucht worden, ob die Mutter seiner Kinder mit ihm in kirchlich eingesegneter Verbindung lebte oder ihm nur als Geliebte zur Seite stand. Nach aller Wahrscheinlichkeit ist Letzteres der Fall. Guhl sagt in dieser Beziehung: „Weder diese (Pomponio und Orazio), noch die übrigen Kinder Titians sind aus legitimer Verbindung entsprossen. In Venedig herrschten in dieser Beziehung, namentlich bis zum Jahre 1567, sehr freie Ansichten und eine eben so freie, fast schrankenlose Praxis.“ Noch als Greis von einigen siebzig Jahren beseelte ihn das Andenken an seine Geliebte in so lebendiger Weise, daß er, nach einem an Sign. Castaldo gerichteten Schreiben, für denselben ein Bild malte, das nach Einigen die berühmte Bella di Titiano der Galerie Sciarra war und worüber er selbst in jenem Briefe sagt: „Ich habe mich entschlossen Euch das Bild einer Geliebten (inamorata) zu schicken, welche ich einst besaß.“ Wenn er hinzufügt: es möge beweisen, welchen lebenswahren Hauch sein Pinsel noch zu verbreiten vermöge, wo immer er sich mit einem ihn anziehenden Gegenstand beschäftige, so klingt es fast wie ein Commentar zu dem vorliegenden „allegorischen“ Bilde, in welches Titian die ganze Innigkeit einer schönen Erinnerung hineingelegt, und worin er die Weiblichkeit so wahr und mit solch hohem Verständnisse aufgefaßt hat, wie es nur selten einem Menschen gelungen seyn mag.

Was liegt also näher, als daß Titian in diesem allegorischen Bilde eine Art von Glaubensbekenntniß niederlegen wollte, welches die gläubig und ganz sich hingebende Liebe, und in ihr zugleich seine Geliebte zu verherrlichen bestimmt war? Wie frei man auch in Venedig über solche, des kirchlichen Segens entbehrende Verbindungen gedacht haben mag, Titian selbst, und noch mehr seine Lebensgefährtin werden oft genug den Mackel zu empfinden gehabt haben, welchen die Welt, und zumal das weibliche Geschlecht, häufig mit Recht, häufig aus vermeinter Tugendlegitimität, solchen Verhältnissen anheftet, und von welchem Mackel selbst Goethes glückliche Ehe zu leiden hatte, ja noch heute im Andenken so mancher seiner sonstigen Verehrer zu leiden hat. Auch die Mutter der Kinder Titians mag oft genug das Bittere ihrer halben Stellung empfunden haben, und wenn der Meister nach ihrem Tode durch diesen Gedanken zu Zeiten

aus seiner ruhigen Glückseligkeit inmitten des fröhlichsten Lebensgenusses aufgerüttelt worden ist, mag ihn wohl der Wunsch angewandelt haben, in der ihm eigenen Sprache der Farben ihr Andenken zu rechtfertigen und zu verklären.

So legte er denn in die weibliche Gestalt, welche sich von dem idyllischen Hintergrunde in der vollsten Schönheit ihrer jugendlichen Erscheinung abhebt, die ganze Summe ächter Innigkeit, rührender Einfalt, liebender Hingebung, welche sein Gedächtniß aus der ersten schönen Zeit nur noch zusammen zu tragen vermochte. Er malte sie schmucklos, einfach, ganz nur das schöne, von reiner Liebe gehobene, verklärte, veredelte Weib, ohne die Hülle der versteckenden Gewandung, der dem Fehltritt des ersten Paars erst gefolgten Erfindung schuldbewußter Nacktheit. Er ließ sie die Opferschale frei gen Himmel heben, wie ihres Zusammenhangs mit dem Schönsten und Höchsten im weiten Weltall sich deutlich bewußt. Er stellte sie halb aufrecht, damit sie sich auf den Born des Lebens stütze, der aus der Steinumrahmung zu ihren Füßen klar und silbern auf dem blumensprießenden Boden seinen lebendigen Strahl ergießt. Und hinter ihr öffnete er die Aussicht auf eine Landschaft voll froher Menschen, voll Lebenslust und seliger Befriedigung.

Dieser weiblichen Gestalt gegenüber aber sezte er nicht eine fremde, eine andere — das hätte die schöne Ruhe des einfachen Bildes gestört und den Hauptbegriff persönlich herabgezogen — er sezte ihr vielmehr eine Art Schattenbild ihrer selbst gegenüber, wie sie hätte werden können, wenn sie der Welt und ihren Ansprüchen vor allem genügt hätte; er gab eine Aehnlichkeit, und doch eine kaum noch erkennbare, zwar in Fleisch und Blut und ein wirkliches Weib, aber ohne Gefühl und Wärme, ohne Seele fast, ein Trugbild nur noch, wie so manches menschliche Wesen, das in der Entwicklung stehen blieb oder sich in sich selbst zurückzog und verpuppte, statt sich frei und lebendig zu entfalten. Und um in allem Aeußern die Gestalt so wiederzugeben, wie der Anstand sie zustuzte, gab er ihr vollständige Gewandung, und zwar die weiße, nicht allein kalte, sondern auch in Aeußerlichkeiten mit Vorbedacht fleckenreine, während jener das glühend rothe Gewand von der Achsel hängt; er gab ihrer Brust keine Fülle und ließ das Oberkleid sie fast verdecken; er schürzte mit gutem Bedacht den bedeutsamen Gürtel, sezte den dürftigen Kranz ihr zum Verwelken auf das Haupt, steckte ihre Hände in Handschuhe und ließ den eigenen Wärmemangel durch das Wärmbecken noch augenfälliger werden, das nicht umsonst gerade der Seite, wo das Herz schlägt, so nahe gebracht ist. Im Hintergrunde aber gab er, als Gegensaz zu der frei sich hingebenden Liebe, der Idylle gegenüber, die kalten, strengen Mauern einer Festung und spielte durch das Kaninchenpaar auf die legitime Ehe in einer Weise an, welche errathen läßt, was der Meister von den Zwecken derselben hält und wie er über ihre Entweihung denken mochte.

Ohne alle Frage legt man gar häufig in Bilder mehr hinein, als der Maler hineinzubringen beabsichtigte. Das ist zumal bei solchen Künstlern der Fall, welche, wie Titian, ihr größtes Verdienst in der Behandlung, nicht in dem geistigen Gehalt begründet haben. Dennoch führt der Genius dem bildenden Künstler oft fast unbewußt die Hand und läßt ihn schaffen, was nicht durch den Kopf erfunden und erklügelt ist, läßt ihn Dinge ausdrücken, die ihm selbst nicht klar zum Verständniß gelangten. Es ist möglich, daß dieß auch auf das vorliegende Bild Anwendung findet; doch spricht alles dafür, daß seinen Geist eine Reminiscenz aus verklungener Zeit überkam, als er diese Leinwand nach und nach unter seinen Händen Leben und Wirklichkeit gewinnen sah, und daß er einem vielleicht ursprünglich abweichenden Entwurfe während der Arbeit selbst die jetzige Gestalt gab. Und da mag es denn nicht darauf ankommen, ob der Schöpfer eines Werks das Räthselwort, welches den ihm inwohnenden Zauber ausdrückt, selbst demselben auf die Stirne sezte, oder ob andere, zu denen sein Werk redet, dieses Wort zu finden suchen; — der geistige Gehalt kann nicht dabei verlieren, wenn er einen Namen erhält, gleichviel auf welche Art.

Nach unserer Auffassung enthält das Bild eine Verherrlichung der ächten, frei sich hingebenden Liebe, in engerer Bedeutung eine Apologie der Geliebten Titians.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 34. 19. August 1855.

Tu spectabere serpens.
Ovid.

Die Schlange. *

Gedicht von Hermann Grimm.

Zum Gebirge, das im Norden aufsteigt,
Fliehn die Abendwinde durch die Ebne,
Und es zittern aller Gräser Spitzen,
Alle Steine werfen lange Schatten
Und die Vögel senken sich hernieder.
Durch die Ebne sprengt dahin ein Jüngling,
Sieht das Gold erbleichen der Gewölke,
Sieht in Nebel hüllen sich die Ferne,
Sieht ein Mädchen an der Straße sitzen.
Einsam sitzt sie da auf einem Steine,
Hebt die Wimpern nicht, als er sie anblickt,
Nicht die weißen Hände, die gefaltet
Ihr im Schooße liegen, und es regt sich
Nur das Haar, um das die Lüfte schmeicheln.
 Und der Jüngling grüßt sie, reitet vorwärts,
Kehrt zurück und grüßt sie wieder; leise
Gibt sie Antwort; und zum drittenmale
Kehrt er um, springt aus dem Sattel nieder,
Und er sagt, ihr an die Schultern rührend:
„Mädchen, wie so einsam an der Straße
Treff' ich dich am Abend, und es zeigt sich
Nirgends doch ein Obdach in der Runde?"
 „Laß mich," sagt sie. — „Mädchen," spricht der Jüngling,
„Schön bist du, und willst du mich begleiten,
Will ich dich auf meinem Rosse mit mir
In die Heimath führen als Gemahlin." —
 Und sie blickt empor und redet also:
„Nicht bekümmern laß dich meine Heimath,
Nicht von meiner Schönheit dich bethören,
Nicht, vermählt zu seyn mir, dich gelüsten!
Deine Straße sollst du fürder reiten,
In der Heimath dir ein Mädchen wählen
Und vergessen, daß du mir begegnet."
Aber er in ihren Blick versinkend:
„Wie vergäß' ich jemals deine Schönheit?
Wie erwählt' ich jemals eine andre?
Wie verließ' ich dich, um heimzureiten? —
Du sollst mir vermählt seyn, ich gelob' es;
Widerstrebst du, greif' ich dich gewaltsam,
In die Heimath dich hinwegzuführen!"

* Der Stoff dieses Gedichts ist entnommen aus des Barons von Harthausen Transcaucasia, sketches from the Caucasus, London 1854.

Und er faßt sie an den weißen Händen,
Aber willig folgt ihm da das Mädchen,
Läßt von ihm sich in den Sattel heben,
Schlingt um ihn die Arme, und es trägt sie
Windeseile durch die Ebne weiter.
Und wie um sie her die Lüfte sausen,
„Höre mich," spricht sie nach einer Weile,
„Besser wär's, du schleudertest zur Seite
Mich aus deinen Armen, rittest einsam,
Wie du kamest, deine Wege weiter."
Aber lächelnd fühlt an seinem Herzen
Er das ihre schlagen. — „Jüngling," sagt sie
Da zum zweitenmale, „besser wär' es,
Daß du niemals mir in's Auge schautest;
Besser wär's, du zögest aus dem Gürtel
Deinen Dolch, ihn mir in's Herz zu stoßen;
Denn wenn du mich von dir schleudern wolltest,
Ließ' ich dich nicht mehr aus meinen Armen." —
„Jüngling," sprach sie da zum drittenmale,
„Eine Schlange bin ich, nicht ein Mädchen;
Eine Yukha bin ich; meine Augen
Haben dich bezwungen, doch du wolltest's,
Und du zwangst mich, sie emporzuheben.
Meine Arme zwangst du, deinen Nacken
Zu umschließen: wie ich jezt dich halte,
Jüngling, so verlaß' ich dich nicht wieder.
Meine Seele trankst du von den Lippen,
Nicht weil ich die meine dir geboten;
Wie die Biene sich zur Rose eindrängt,
Schlürftest du von meinem Lebensathem.
Deine Seele ist hinfort die meine,
Folgen muß ich dir in deine Heimath,
Mit dir will ich als Gemahlin leben,
Und im Leben wählst du keine andre." —
„Keine andre," wiederholt der Jüngling.
Unter seines Rosses Hufen flüchtet
Schimmernd hin die Ebne, und sie reiten
Vorwärts zu dem Hause, wo er wohnte.
In das Haus trat sie, in dem er wohnte,
An das Feuer, Speise zu bereiten.
Morgens nahm er Abschied, wenn er austritt,
Abends warf sie rasch die Spindel nieder,
Wenn sie, an der Thüre sitzend, ferne
Seines Rosses Hufetritt schallen hörte.
Immer schöner, wenn er sie erblickte,
Immer lieblicher, wenn er vom Sattel
Niederspringend ihr die Wangen küßte,
Immer reizender, wenn sie im Hause,
Dicht an seiner Seite sitzend, fragte,
Ob er müde wäre von der Reise.
Freundlich blickten wieder die Verwandten,
Neidisch aber blickten seine Freunde,
Und die Gäste, die ein Obdach suchten,
Segneten das Haus, wenn sie's verließen.
Wartend saß sie also eines Abends,
Doch allein kam nicht ihr Gatte dießmal,
Einen Fremden führt' er an der Seite,
Gastfreundschaft ihm für die Nacht zu bieten,
Und sie ging, ihm Speise zu bereiten,
Legt' ihm vor und ihrem Gatten, sezte
Wohlgefüllte Becher hin und drehte
An dem Herde sitzend ihren Faden.
Doch der Fremde sah bei jedem Bissen
Heimlich nach der Frau, bei jedem Trunke
Sezt' er ab, auf sie die Augen lenkend.
Schweigend schüttelt' er das Haupt bisweilen,
Einen Ring betrachtet' er verstohlen,
Den er trug, und der in hellem Golde
Einen schön geschnittnen Onyx faßte.
Und am Morgen, als mit ihrem Gatten
Er die Straße zog, da hemmt' er plötzlich
Seine Schritte und begann zu sprechen:
„Wehe dir! denn eine Yukha ist es,
Die du dir vermählt hast, eine Schlange,
Die allnächtlich dort dein Lager theilet.
Sie erwartet nur die sieben Jahre,
Die sie dich besitzen muß, damit sie
Dann das Blut aus deinem Herzen sauge!"
Zornig sprach der Andre: „Hab' ich darum
Obdach dir gegeben, daß du jene,
Die mein einzig Glück ist, also anklagst?
Keine Schlange ist sie, keine Yukha,
Meine Gattin ist sie, die ich wählte,
Und im Leben lieb' ich keine andre!"
„Wehe deinem Herzen!" gab er Antwort,
„Denn du bist verloren!" —
„Nein, du bist es,"
Rief der Mann, „wenn du mir nicht beweisest,
Was du ausgesprochen, arger Lügner!"
„Leicht," sprach jener, „will ich dir's beweisen.
Sieh den Stein, den ich am Finger trage:
Milchweiß ward er plötzlich, doch die Zeichen,
Die hineingeschnittnen, wurden dunkel!
Da erkannt' ich sicher die Verwandlung:
Eine Schlange ist sie, die dein Blut trinkt,
Eine Schlange soll sie dir erscheinen,
Daß du zitternd meiner Worte Wahrheit
Nicht bezweifeln wirst, weil du's erlebtest."
„Wenn ihr Abends bei der Mahlzeit sitzet,
Wirf ihr heimlich, daß sie's nicht bemerket,
Eine Hand voll Salz auf ihren Antheil.
Schließ die Thüre fest an jenem Abend,

Schließ die Läden alle an den Fenstern;
Doch, bevor du's thatest, trage alles
Wasser aus dem Hause, daß kein Tröpfchen
Mehr zu finden sey in den Gefäßen;
Und am nächsten Abend triff mich wieder
Hier, um mir zu sagen, was du schautest."
Und der Mann trug, was der Fremde sagte,
Sinnend in der Seele, streute Abends
Salz ihr auf die Speise, schüttet' sorgsam
Alles Wasser aus, die Läden riegelt'
Er bedächtig zu, die Thüre aber
Schloß er und versteckte dann die Schlüssel.

Und es kam die Nacht. Sie lag getreulich
Still an seiner Seite und sie schliefen.

Da bewegt' sich etwas, da erwacht' er; —
Bei des Herdes mattem Schimmer sah er,
Wie sie leise von dem Lager aufstand,
Hierhin tappend, dorthin tappend emsig
Etwas suchte, die Gefäße aufnahm
Und unhörbar wieder niedersetzte,
An der Thüre rüttelt' leise, leise,
An den Läden, die verschlossen waren,
Immer ängstlicher in der Bewegung,
Stöhnend leise und die Hände windend.
Bei des Herdes fast verlöschtem Scheine
Sah's der Mann, und athemlos bemerkt' er,
Daß sie plötzlich anders ward: es streckte
Sich ihr Hals in grünen Schuppen aufwärts,
Ihre Arme schwanden, ihre Füße;
Schwellend immer mehr und mehr, und gierig
Leckt ihr Haupt mit feingespaltner Zunge
Ringsum, hierhin, dorthin, hebt sich endlich
Zu dem Rauchfang, ringelt zu der Höhe
Sich empor, und weiter wachsend reicht es
Zu dem Bache, der an ihrem Hause
Frisch vorüberrauschte. Aber drinnen
Sah er, wie sie trank, wie durch den Leib ihr
Reichlich Kühlung strömte, sie behaglich
Als ein Wurm sich auf und niederdehnte.

Also trank sie. Als sie satt getrunken,
Rückwärts schwindend glitt sie, kleiner wurde
Ihre Riesengröße, bis sich endlich
Ihre Schönheit aus den Schuppen wieder
Löste, wie er immer sie erblickte.
Leisen Schrittes schlürfte sie zum Lager,
Beugt' sich über ihn und hört' ihn athmen,
Rüttelt' sich die Kissen, und er hörte,
Wie sie wieder einschlief. Aber wachend,
Kalten Schauder tief in's Herz geschleudert,
Immer sieht er wieder ihre Schönheit,
Immer wieder, wie sie ringelnd giftig
Mit dem Schlangenkopfe um sich her fuhr. —
Und den Fremden fand er an der Stelle,
Wo er ihn verlassen. — „Ja, jezt glaub' ich,"
Rief er, „deinen Worten, jezt beschwör' ich
Dich, zu retten mich!" Und jener sagte:
„Nichts darf sie an deinen Mienen merken,
Denn verloren bist du, wenn sie Mißtrau'n
Gegen dich empfände. Bis sie wieder
Brod backt, das erwarte; aber schiebt sie
In den Ofen dann den Teig, ergreife
Sie gewaltig, stoß' sie in die Gluth dann
Und verschließ' die Thüre; aber hüte
Dich, sie anzuhören, wenn sie bittet,
Wenn sie sagt, daß du betrogen worden,
Wenn sie dich bei deiner Liebe anfleht,
Nicht sie zu verderben; denn verloren
Bist du, wenn ihr Schmeicheln dir das Herz rührt!
Aber wenn die Gluth sie aufgezehrt hat,
Will ich kommen, ihre Asche nehmen
Und zerstreu'n, denn aus der Asche hebt sie
Sich verderbenbringend neulebendig." —
Und der Mann, wie ihm geheißen, schweigend
Ging er heimwärts, seine Gattin fand er
Weißes Mehl in einer Mulde knetend,
Aufgestreift das Kleid an ihren Armen,
An den weißen Armen, die so emsig
Bei der Arbeit waren. Lächelnd ruft sie:
„Heute, Liebster, kann ich dir die Hände
Um den Hals nicht schlingen, komm und laß mich
Nicht entgelten, was ich so verliere."
Ihre Wange streckt sie ihm entgegen,
Blühend wie ein Rosenblatt und lieblich
Wie ein Pfirsich in des Laubes Dämm'rung.
Und er küßt sie. Aber kühl durchläuft ihn
Die Erinn'rung an die gift'gen Augen,
An die Zunge, die gespalten züngelnd
Aus den halbgeschloßnen Kiefern spielte.
Und sie formt den Teig. Bedächtig ordnet
Sie auf einem Brette ihre Brode,
Trägt sie leicht zum Ofen hinterm Hause,
Steht vor seiner Thüre, stößt die Kohlen
Rückwärts tief hinein, um auf die heißen
Steine ihre Brode dann zu legen.
Aber er, auf leisen Sohlen folgt er
Ihren Schritten, springt hinzu, ergreift sie
Mit den beiden Armen, hebt sie, stößt sie
In den Ofen und die Thüre drückt er
Zu mit starken Händen. —
Da ertönt es
Flehentlich von innen: „Liebster," ruft es,

„Wehe mir! was thust du? O, mein Gatte,
Hab' ich denn die Treue dir gebrochen?
Hab' ich dich erzürnt? Hab' ich nicht immer
Dich geliebt von Herzen? die Gewänder,
Die du trägst, gewoben? nicht dein Lager
Weich gedeckt? hab' ich in langen Nächten
Nicht die Stirn gekühlt dir, wenn du krank warst?
Hast du nicht so oft, an meinem Busen
Ruhend, mir erzählt, wie du mich liebtest?
Hast du nicht den Tag gesegnet, wo du
Mich gefunden, mich auf's Roß gehoben? —
O, jezt weiß ich, jener Fremdling konnte
Dir den Sinn berücken! Ja, ihm glaubst du,
Einem Fremden mehr nach kurzen Stunden,
Als mir selbst, die dir in langen Jahren
Treu vermählt gewesen, die ich immer
Deine Ankunft wie mein Heil erwartet,
Deine Nähe als mein Glück gesegnet!"
Also klagt sie; zärtlich und ergreifend,
Wie die Nachtigall in lauen Nächten,
Klang die Stimme, an das Herz ihm tönend,
Weich wie Frühlingsathem, Sehnsucht hauchend
Ihm durch alle Adern, daß ermattet
Fast die Hände sanken. —
„O Geliebter,"
Rief die Stimme schwächer, „schon verzehrt mir
Gluth mein Leben! Meine Wange, die du
Oft an deine lehntest, meine Schultern,
Meine Hände brennen, und die Augen
Starren in die Flammen! O, am Herzen
Wühlt es furchtbar sich hinan!"
Entsetzen
Faßt ihn; aller Schauder, den er fühlte
Nachts, da er als Schlange sie erblickte,
Schwand, und ihre Schönheit stieg so herrlich
Wie die Morgenröthe aus den Bergen
Vor ihm auf. Sehnsüchtiges Verlangen
Flammt im Busen, von der Thüre reißt er
Schon die Riegel — doch da tönt es schneidend
Aus der Gluth:
„Ja, eine Schlange bin ich!
Doch ich sagt' es! Eine Dulha bin ich!
Doch du wußtest's! Hab' ich dich belogen?
Wolltest du mich dennoch nicht zum Weibe?
Zwangst mein Schicksal, da ich widerstrebte?
Hätt'st du nicht die Treue mir gebrochen,
Still an deiner Seite lebend wär' ich
Da zu dem geworden, das du liebtest;
Aus den Adern wäre mir geschwunden,
Was mich von dir schied; verwandelt wär' ich,
Ohne daß du's ahntest, rein geworden.
Ohne daß du's wußtest, hätt' ich ewig
Abgestreift die Schuppen und den Schauder,
Den der Gottheit Wille mir verlieh'n hat!"
„Aber listig wollt'st du mich belauschen,
Treulos hast du mich gezwungen, wieder
Das zu werden, was auf ew'ge Zeiten
Mir genommen wäre, wenn du schuldlos
Deiner Liebe trauend, die dich führte,
Und dem Himmel trauend, der dich schützte,
Die Versuchung von mir fern gehalten!
Glücklich mich an deine Seele klammernd,
Wär' ich so mit dir den finstern Mächten
Doch entronnen, die mich an sich reißen.
Nun hinabgestoßen abwärts wieder,
Zwing' ich dich, zu folgen. Nicht die Flammen
Trennen mich von dir, dem ich vermählt bin;
Deine Seele trag' ich mit hinunter,
Sehnsucht wird verzehrend dich ergreifen,
Tief im Herzen wurzelnd wird mein Bildniß
Dir die Ruhe aus den Adern saugen.
Thränen wirst du Tags um mich vergießen,
Nachts empor aus Träumen mich begehren,
Nach mir rufen wirst du, bis wir endlich
Tief in Finsternissen uns begegnen!"
Da verstummt sie völlig. Machtlos wankte
Er in's Haus und unerreichbar reizend
Schwebt' in tausend Bildern die Geliebte
Ihm durch die Gedanken. Aber jener,
Der sie tödten lehrte, streut' die Asche
In die Winde, die sie mit sich führten.

Im Februar 1855.

Aus London nach Paris.

»Quite!« sagte der Mann Morgens auf London-Bridge, der den Zoll von meinem Cab erhob. Will nämlich heißen: »quite right!« als Variante von »all right.« Noch mehr als lakonisch pflegt dieses Volk

die Hälfte zu verschlucken; man muß sie stets errathen. St. Pauls Kuppel war das lezte, was ich von London erblickte. Drüber in der Railwaystation (Brighton-Dower ꝛc.) schuf mir der gefällige Träger, da ich richtig, wie man es den Deutschen hier nachsagt, um eine volle Stunde zu früh eingetroffen war, stracks auf dem Karren aus meinem Gepäck, das ich nicht verlassen wollte, einen Fauteuil in der Ecke neben dem Billetbureau. »The cholera is very bad on this side,« sagte er, mit dem Arm nach der Richtung von Bermuda deutend, das angrenzende Viertel am diesseitigen Ufer, wo das arme Volk allerdings, wie ich bereits wußte, gleich den Mücken umfiel. Eben so wenig trug es zu meinem Comfort bei, daß ein Australier, der inzwischen hinzu trat, mir, um unsere Muße zu verkürzen, erzählte, wie kürzlich auf der Ueberfahrt seine Frau »by accident« umgekommen. Seine Augen füllten sich mit Thränen.

Welches Getriebe um uns auf dem allmählig sich belebenden Riesenbahnhof! Es ist wie eine Schlacht. Das Personal gleicht einem einexercirten Heere und zeigt bewunderungswerthe Sicherheit und Ruhe im Geschäft. Blitzschnell surren all die leichten Karren von gefälliger Form mit Rollen her und hin — Gepäckfauteuils, tausend Arme und Füße, und alle greifen in einander, wie das Räderwerk einer Maschine. Hier der junge Mann mit dem Pinsel in der Hand (»for labeling the luggage,« um Koffer und Säcke mit ihrer Nummer zu bekleben), der — der Pinsel — beständig wie von selbst herumfährt, ein perpetuum mobile, ist meinem Auge Wonne; denn erst seit wenigen Monaten hat man auf sämmtlichen brittischen Bahnhöfen den Brauch eingeführt, dem Passagiergut eine Zahl zu geben und dem Reisenden einen Zettel dafür. Mir schwindelte, wenn ich sah, wie wenig die Leute, sobald sie ihr Billet hatten, sich um ihre Effekten kümmerten, vielmehr, ohne das mir so wichtige »labeling« irgend zu beachten, nach den Waggons stürzten. Niemand hängt wie wir Deutschen mit anerzogener Aengstlichkeit am Besitz im Kleinen.

Schon breiten sich um uns Dächer und Schlote unabsehbar hin, gleich einer Armee, welche St. Paul inspicirt. In den Armstühlen der ersten Klasse, wo stets die Lampe brennt im Blumenkranze des weißen, mit Malereien verzierten Plafonds, herrscht Zellensystem. Die Personen sprechen nicht mit einander, selbst nicht Verwandte. Das Reich der Kohle, dieses Antipoden von Schnee und Eis, dieser Aschenschnee droht alles zu überziehen, selbst jene Heerden im Vorgrunde, die reiche Wolle der Lämmer. Dort steigt der Koloß von Sydenham empor, das Mekka und Medina, wohin sich aller Augen wenden, der Crystallpalast, wie ein Mährchenwallfisch im grünen Laubmeer, der alle Weltreiche in seinem Bauche hat, der lezte Repräsentant von London, der Riesenwächter an der Schwelle.

Es ist doch auch in dieser »country,« wie sehr sie dem Auge lache, etwas charakteristisch Einförmiges; die Eisenbahnen überdieß verderben die Landschaften. Zeigt uns die Schienenfahrt nicht ein Bild unseres Lebens? Man wird durch große Strecken hingetragen und lebt doch eigentlich nur von wenigen einzelnen Momenten. Hier auf der kleineren, wie auf der ganzen Erdenwanderschaft nichts als »dissolving views!« — Jezt Kreideberge, die sich blendend unter dem hier ungewohnten blauen Sonnenhimmel erheben; jezt, bei Righgate, Garbenfelder, hin und wieder eine rothe Windmühle; jezt ein rother Teppich von Heidekraut bei Three Bridges; die Felder voll Kreidehäufchen als Dünger; alles weiß, Windmühlen, Häuser, Hügelwände, wie eine Schneegegend unter den Strahlenpfeilen eines afrikanischen Tages.

Wir erreichen Brighton mit seinem malerischen Viadukt nach dem Seegestade. Gleich einem italienischen Gemälde liegt die weiß schimmernde Stadt da in Mittagsglut. Die Zweigbahn biegt mit uns ab. Unter Ruinen weiden Schafe; nichts als fette Triften. Masten tauchen empor. Da ist Newhaven, das Meer, das blaue Meer! Bald schwimmen wir auf dem Sonnenspiegel. Dissolving views! Wie eine silberne Fassung des grünen Eilands steigen die Kreidefelsen aus der Flut, an Shakespeares Wort in König Johann erinnernd:

> .....»that pale, that white-faced shore,
> Whose foot spurns back the ocean's roaring tides.«

Und in König Richard II.:

> .....»This precious stone set in the silver sea,
> Which serves it in the office of a wall.«

Blizt nicht Beachy-head dort auf der Höhe wie ein Kleinod, als Agraffe? Unser kleiner Steamer fliegt nur so hin über das sanft rollende Silbertuch. Wie es sich hebt, athmet, balsamisch, eine Brust voll Liebe! Rings Segel, wie Schwäne, die uns nahen wollen und dann fern hingleiten. Wer möchte ihnen nicht Grüße mitgeben? Ich verstehe Maria Stuart, und das von Brantôme so rührend geschilderte Weh auf ihrer (umgekehrten) Ueberfahrt, nun, seit ich Albion kenne, um so viel besser. Schon damals waltete dieser Unterschied zwischen beiden Ländern. Mein Herz klopfte froh der französischen Küste entgegen. — Ich schloß die Lider im mächtigen freien Rhythmus der Bewegung, den man so halb träumend noch mehr empfindet. Dabei

macht sich uns das Sirenenhafte in diesem Element immer deutlicher bewußt.

Jetzt glitt der Flammenball in die aufrauschenden Wellen; es war wirklich ein Tauchen, wie wenn Einer sich badet, ein Plätschern zuletzt, als höben sich zwei blendende Arme noch einmal hervor, Helios Arme, mit denen er die Sonnenrosse zügelt, wie auf dem Marmor des Phidias im brittischen Museum, vor dem ich noch jüngst so oft gestanden. Nun faßte ich so weit richtiger die hellenische Mythe und jenes Bildwerk vom östlichen Giebel des Parthenon. Aber niemand schaute nach der sinkenden Sonne, niemand vom ganzen Touristentrosse auf dem Verdeck; ich war allein mit ihr. — Wir schifften allmählig in die Dämmerung, in die Nacht, wie in das Ewige hinein. Ich starrte hinunter auf die Schaumverbrämung rings um unsern Dampfer, im Schooße, am Mantel der Nacht. »Le phare de Dieppe!« erschallen jetzt plötzlich Stimmen von allen Seiten. Im Näherkommen entglimmen mehr und mehr Lichter am Gestade. Wie feierlich ihr Spiegeln fernhin in den Wellenperspektiven!

Die verschiedenen Gruppen auf dem Verdeck waren mit der Finsterniß häuslicher und traulich geworden, nachdem das Dudeldum der Musik verhallt war, die immer auf Ueberfahrten den Ocean wie ein gefangenes Menagerieungethüm, welches der Menge gezeigt wird, mit dem Dudelsack begleiten muß. Neben mir die Pariserinnen plaudern mit ihren Cavalieren, als ob sie im Theater, oder im Tuileriengarten, oder an ihrem Kamin säßen. „Wenn es Tag wäre," versicherte eine Dame aus Dieppe, „strömten Tausende von Menschen an den Strand, um den bateau à vapeur anlangen zu sehen, der heute zum erstenmal wieder die Fahrt zurücklegt, seit man ihn neu und so schmuck hergestellt."

Und doch hat er uns nicht Wort gehalten. Der Kapitän suchte mich schon unterwegs vorzubereiten, daß wir nicht so früh, als uns versprochen war, das Land erreichen würden. Doch, hoffe er, sollten sich Boote genug vorfinden, daß wir uns ausschiffen und noch mit dem lezten, um neun Uhr abgehenden Convoi nach Paris befördert werden könnten. In Einem Tag von London nach Paris! Hatten wir es nicht schwarz auf weiß gedruckt in der Tasche? Die Compagnie verpflichtet sich — was fragt man da weiter die Elemente? Ich will jeden warnen vor den glänzenden Anschlägen in London. Wir sind jezt im Hafen und haben nicht Wasser genug, einzulaufen. Wie ein Flammenregen sprüht der Schlot über uns, vom Schiffe zum Ufer hallt echoartig Rufen hin und her; es ist ein endloses Arbeiten. Indeß wir hören, daß unsere Effekten einstweilen in Booten ausgeschifft werden, droht uns nun der Stillstand krank zu machen, mehr als die vorige Bewegung. Aus Verzweiflung erwacht der Humor, es entspinnen sich komische Scenen. In der Noth habe ich mich zulezt an eine freundliche Familie aus Jersey angeschlossen, die mich für alle Fälle unter ihre Fittige nimmt.

Im Dunkel müssen wir zum Kai hinauf tappen, wo uns die Douane mit offenem Rachen verschlingt. In Prozession, wie durch ein Purgatorio, ziehen wir durch die Halle — das Cabinet zur Mauthtoilette für Frauen, falls sie der Schmuggelei verdächtigt scheinen, nicht zu vergessen — obgleich wir mit unserem, bis zur Hauptstadt eingeschriebenem Gepäcke nicht dabei betheiligt sind. Aber der lezte Bahnzug nach Paris ist nun einmal versäumt. Man behauptet, es sey eine Rente im Spiel, welche die hiesigen Gasthöfe dem Schiffsunternehmer für diese unfreiwilligen Verzögerungen zahlten. Was hilft's? wir müssen uns auch nach einem Dache umsehen. Wir werden von Hotel zu Hotel geschickt, den ganzen Kai entlang. Alles ist voll hier, Dieppe zählt im Augenblick 10,000 Fremde. Vergebens schlage ich meinen Begleiterinnen vor, den Morgen und die Abfahrt im Salon des Embarcadère zu erwarten, dessen Divans immer noch besser seyn mögen als die Cojen der Cajüte. Zulezt nimmt uns eine gar primitive Herberge auf, in der wir beim Souper Volksscenen der Normandie studiren können. Ringsum schwatzen und schmauchen Blousen, indeß die Wirthin in der Dormeuse uns das Beefsteak aufträgt. Wie neulich im Haymarkettheater im lezten Akt von »old château,« finde ich mich plötzlich aus dem Brittenthum nach Frankreich versezt, abgesehen vom „alten Schloß," wenn wir nicht unsere unverschließbare Stube mit rothem Steinboden und roth kattunenen Himmelbetten dafür gelten lassen wollen. Neben uns schnarcht es, links, rechts; wir müssen schon durch ein fremdes Schlafzimmer, und andere, die erst mit der Eisenbahn ankommen — „Damen aus Paris" — sollen noch in der Nacht durch unseres eintreten, wie man uns bedeutet, da wir Lust zeigen die Thüren zu verrammeln.

Die Frauen aus Jersey theilen sich in das eine Lager, ich werfe mich in den Reisekleidern auf das andere und stecke Beutel und Brieftasche unter das Kopfkissen. Aus dem ersten Schlummer weckt mich ein greller Schein. Durch die Wimpern blinzelnd gewahre ich, wie der Wirth hereinkommt, das Licht in der Hand, mit zwei andern bärtigen Blousen. Das sah wenigstens aus wie eine Diebs- oder Mordscene. Ich wende das Gesicht sachte gegen die Mauer, und als alles still vorüberging, erkannte ich, daß dieß die „Damen aus Paris"

gewesen. Indessen erhob ich mich mit dem ersten Tagesgrauen, weckte meine Gefährtinnen, erzählte ihnen das Nachtstück, dankte ihnen, daß sie sich so freundlich meiner angenommen, grüßte zum Abschied auch ihren Bruder und Gatten, der mir vor dem Hause begegnete, und eilte den Damm entlang durch eine Allee von Schiffen. Mit welchem Vergnügen hörte ich wieder Holzschuhe klappern! Die Cathedrale, das Schloß, Laubgänge, Höhen, Waldungen geben mir gleichsam das Geleite zu der ungeduldig verlangten Gare.

Es bleibt doch merkwürdig und seltsam, daß die Eisenbahnhöfe, diese ganz moderne und mechanische Schöpfung, ihre Gestalt von Westminster- und Wolseyhall u. dergl. borgen. Ungeheurer Contrast und Ironie! Und daraus hat sich wieder, in umgekehrter Richtung und zu noch schrofferem Gegensatze, der Krystallpalast entwickelt. Wie vornehm aber hier der Wartsalon! Die Britten bleiben Roturiers in ihrem Prunk, so aristokratisch sie auch thun. — Diese Franzosen — ich spreche jezt zunächst vom Volke — sind so liebenswürdig, und das fällt niemals mehr auf, als wenn man aus England kommt. Ich unterhielt mich einige Zeit mit dem alten Officianten, welcher der hochbetagten Dormeuse, die am Damentoilettenzimmer Schildwache stand, eine Prise reichte. »C'est ma bonne amie,« mit diesen Worten stellt er sie mir vor. Ein anderer liest mir bereitwillig das Neueste aus seiner frisch empfangenen Zeitung vor und gibt mir auf alle Fragen Bescheid, zunächst über »la prise de Bomarsund« und die nahe Rückkehr der »expédition de la Baltique.« — »L'empereur est à Bayonne, avec sa dame,« sagt er. — Unser Gepäck, das ich mit uns in Newhaven einschiffen sah, kam gestern noch fort nach Paris mit dem Zuge um neun Uhr. Warum wir nicht? »Voilà ce que tout le monde se demande,« sprechen die Mitreisenden achselzuckend; »c'est un mystère!« — Der Steward, als ich gestern an Bord kam, war mir gleich beim ersten Schritte ein so unheilvolles Gesicht. Dergleichen trügt mich nicht leicht.

Ja, alles ist wie eine Heimath in Frankreich gegen dieses kalte, schwere England, für das schon die Unzugänglichkeit durch das Meer charakteristisch erscheint. Wie behagt mir meine Saloneinsamkeit in der ersten Wagenklasse! Schon sind wir zu Longueville, das uns ein altes Schloß auf dem Berge zeigt, jezt zu St. Victor mit seinem kleinen Friedhofe unter Garben, seinen Strohdächern zwischen Bäumen. Die Garben auf jenen andern Feldern gemahnen mich etwas wie Damen in Hofkleidern. Bei Montville rasten Hunderte von Schwalben auf den telegraphischen Drähten wie in einer Volière. So brausen wir hin durch die schöne Normandie, durch das Thal der Seine mit seinen freundlich zerstreuten Städten, durch das stattliche Rouen, dessen Dom uns bald über Wipfel und Wipfel nachschaut. Ein herrliches Bild, dieses Rouen mit seinen alten Kirchen, ehrwürdigen Fingerzeigen, dem Strom, den Felsenbergen! Auf der andern Seite hoch auf maigrüner Sammtkuppe, wie eine Wallfahrtkapelle in den Alpen, das graue Gotteshaus au secours mit seinen alterthümlichen Bogen; im Vorgrunde diesseits des Wassers auf lichten Auen zerstreute Heerden. Dissolving views!

Bei Tourville grüßt uns von der Höhe ein weißes Schloß mit zwei Spitzthürmen. Bei Pont de l'Arche an der Station stehen gaffende Bäuerinnen im Sonntagsstaate. Wie lustig das rothe Haubenband der Einen, das grüne Band, das vom strohgeflochtenen Fallbausche des Kindes auf ihrem Arme flattert! Statt der gestrigen Einsylbigkeit jenseits des Kanals umgibt mich das artige Plappern der Familien im Waggon. Da ist unter andern ein kleiner Equilibrist, kaum fünfjährig, ein so gewandtes Bürschlein, das im Coupé Gymnastik treibt, an allen Gliedern so geschmeidig wie ein Ballet- oder Seiltänzer, auch geistig nicht minder als körperlich alert. Wir streichen längs der Seine hin, immer flacher wird das Land, immer weiter der Horizont. Die Gruppen meiner Reisegefährten, die Genrestücke um mich wechseln plötzlich ab mit Licht- und Nachtbildern, bei Sonnen- oder Lampenschein, je nachdem wir in den Tunnels hinter Vernon ein- oder ausfahren.

Die Gegend von Paris ist nicht »country,« nicht »pays,« sondern G e g e n d, großartige Landschaft. Welches Aus- und Einschwärmen an den Stationen! Welcher Contrast, dieser Sonntagnachmittag und der Londoner! „Paris, Paris!“ schrie der kleine Equilibrist — sein r wie eine kleine Trompete schmetternd — und in meinem Herzen tönte ein Echo. Hier der Arc de l'Etoile, das Pantheon dort — wie klein alles, aber wie anmuthig! Hätte ich je geglaubt, daß mir Paris nur »joli« vorkommen würde? Die Straßen so ländlich still, gar kein Rennen und Fahren. Selbst der Fiaker, der mich in die Rue St. Honoré vor die heimathliche Nummer brachte, erschien mir wie eine Schnecke.

Aber auch das Haus hatte ein anderes Gesicht. Der wackere Concierge, das dünne Männlein, seit Monaten krank im Hospiz St. Louis; „Madame“ mit der Adlernase ihn besuchend, statt ihrer am Bogenfenster der hexenartige Kopf einer Base; das hübsche Jöschen Marie ausgegangen, weil man mich nicht um diese

Stunde erwartete; alles, selbst am Sonntag, voll Maurer und Maler im Vestibul und auf den Treppen — »en démolition«: Paris im Kleinen. Durch ein Comödienungefähr kommt, gerade wie man mir den Koffer abladet, der Doctor vorbei und führt mich die Stiegen hinauf in das bestellte Quartier. Aber selbst er ist nicht mehr so heiter und zuversichtlich als sonst, vielmehr kleinlaut, hat vor vierzehn Tagen erst die Cholera gehabt. Mit dem wehmüthigsten Behagen umfängt mich nach der Meerfahrt die traute Häuslichkeit, die rothen Sammtfauteuils, auf dem Kamin die Uhr mit dem blauen Email, die Thüre, durch welche die Freunde eintreten.

Der Doctor gibt mir den Arm, um mich zum Diner im Palais royal zu geleiten. Wie eng und hoch die Straßen! fast romantisch. Die Rue St. Honoré verwandelt, die Gäßchen, z. B. Rue du Rempart u. s. w. verschwunden, das Louvreviereck geschlossen, der Carrousselplatz, auf welchem die Barracken für die cent gardes errichtet werden, wüste, kurz, Paris ganz verändert, nur um so viel weniger hübsch. Muß es denn Kleinlondon werden und seine vornehme, gesellige Eigenthümlichkeit verlieren? Das neue „Guichet“ am Louvre gemahnt wie ein Marktfleckenrathhaus. Es genügt nicht, massenhaft bauen zu wollen. Die Architektur ist wie eine Physiognomie: man kann in die Züge nicht mehr und weniger und keinen andern Charakter hinein legen, als den man gerade hat. Gegenüber dem königlichen Louvre die neuen Omnibushallen, welche die Monstrehotels tragen — das mag den Eindruck eines Marktplatzes vervollständigen. Ein Heer von Ouvriers sammelte sich vor dem Steinchaos dieses Baus um die Reineclaudenkarren, und wie in Schürzen trugen die Arbeiter in ihren Blousen die wohlfeilen Früchte davon.

Im Palais royal beim alten Restaurant finden wir ebenfalls unsern treuen François nicht mehr; er servirt jezt bei Franconi. Die Chokoladebude, wo ich zu kaufen pflegte, ist abgerissen, meine Lebkuchenfrau in Trauer, alles anders! Ich kam mir so verlassen und allein vor in der vollen lauten Stadt, daß ich wähnte, meine eigenen eiligen Tritte hallen zu hören. Wie vielen mag es schon so ergangen seyn in diesem Paris, wo das Leben so rasch treibt, alles so schnell wechselt! Nichts kehrt wieder im Daseyn, auch das Kleinste ist unwiederbringlich! So soll mir gezeigt werden, daß Glück, Schönheit, Grazie flüchtig sind, daß man auf kein Vergnügen, nur auf den Ernst und die Prüfung, die Arbeit zählen darf. Jene Insel ist historischer, wahrer, herber, aber lehrreicher und förderlicher. Sie hat keine Illusionen, und so muß der Kern des Menschen dort doch mehr wachsen.

Ich kehrte zeitig genug an meine Fenster heim, um die Abendverklärung am Himmel, das Gold über den grauen Kaminen, wie sonst, zu beobachten, auf den Hörnerklang der Retraite zu horchen, als sollte er mir wie vormals das Nahen des Freundeskreises verkündigen. Wenigstens kamen jezt zu treuer Begrüßung die Concierge und Marie, deren Wangen die Rose in ihrem Strohhütchen nicht beschämte, und welche den kleinen Pierre in seiner Blouse, meinen Pagen vom vorigen Jahre, gleichfalls herbei rief, um sein Compliment zu machen. Es freute mich, daß der Papagei am Hotel gegenüber noch der nämliche war — wir Deutschen sind so stabil und conservativ — und daß die Mulattin unten an ihrer Ecke auf dem Asphalt noch immer die Nüsse aufmachte mit ihren Bronzehänden, braun wie die Schalen selbst. Hat das nicht etwas Rührendes, so unermüdet die Nüsse aufknacken — immer für andere? Sogar der Lärm auf der Straße, das Gerassel der Wagen, als Accompagnement für die dem Matrosensang so ähnlichen schwermüthigen Ausrufe, däuchte mir nun bloß mäßig.

Ich hielt es stets für Affektation, wenn die von England Zurückkehrenden behaupteten, Paris erscheine ihnen jezt nur wie ein großes Dorf. Es ist aber in der That so. Welcher Verlust, wenn jemand vorher nach London kommt, ehe er die Seinestadt kennt! Jedem, der richtige, erschöpfende Eindrücke haben will, rathen wir, in Stufenfolge zu reisen, crescendo, und dann erst zu vergleichen. Alles finden wir hier, in Uebereinstimmung mit den Straßen, gedrängt, schmal und hoch, auch die Fahrzeuge, während an der Themse jegliches sich in die Breite ausdehnt. Die Magazine sogar erscheinen wie Miniaturen, jedoch voll Geschmack und Grazie, gegenüber der brittischen Ostentation. Daß der Engländer so centrifugal ist im Gegensatze zum Pariser, der sich ganz dicht um seine Tuilerien ansiedeln möchte, das bildet den Reiz von London, dazu das viele Grün und Freie, die Schönheit der unmittelbaren Umgebung, die Vermählung von Stadt und Land. Wie herbstlich, früh gealtert sind Rasen und Zweige hier, während zu London das Grün der Bäume so frisch und hell sich zeigt, gleich ursprünglichen Menschennaturen, die lang jung bleiben! So weiß auch der Britte nichts von „Provinz,“ bei ihm ist, ebenfalls sehr bezeichnend, alles »country.«

Wenn man hier die Straßen durchwandert, macht sich alsbald ein Hauptunterschied zwischen London und Paris geltend. Wie dort alles dem Geschäft, dem materiellen Gewinn, so läuft hier alles dem Vergnügen, dem Lebensreiz nach. Darin liegt die ganze, aber maßlose Divergenz. Geschäft, Vergnügen — da habt

ihr die ganze Physiognomie der zwei Weltstädte diesseits und jenseits des Kanals. — Wie charakteristisch für beide Nationen sind schon die Schritte der Frauen, die kurzen schnellen der Französinnen, die weitauslangenden der Britinnen! Es muß uns auffallen, daß die französischen Diener stets höflich und nie unterthänig sind, während die englischen stets zwischen Grobheit und Kriecherei hin und her schwanken. Der Franzose bringt »politesse« sogar in die Gefühle hinein und kann dadurch zuweilen aus lauter Höflichkeit unhöflich werden. Eigentlich steht er zwischen dem Deutschen und dem Engländer, vereint und vermittelt in sich manches von den schroff getrennten Eigenschaften beider, ist praktischer als wir und nicht so mechanisch als jene, nicht so verschwommen wie wir, und nicht so realistisch und positiv wie jene. Er ist der Uebergang von ihnen zu uns, die Brücke, geistig wie geographisch. Die Britten sind entweder »kind« oder grob. Sie sind wahrer als die Franzosen und die Deutschen, aber auch ungeschliffener. Ein geistvoller italienischer Schriftsteller hat mir einmal im Louvre gesagt: »Les Français ne souffrent pas.« Darin liegt alles, die ganze unausfüllbare Kluft, die uns von ihnen trennt. Daher haben sie wohl »passion,« aber nicht Leidenschaft. »La docte Allemagne,« sprechen die Franzosen, wenn sie den Deutschen ein Compliment machen wollen; la docte Allemagne, weil sie in ihrer Höflichkeit jezt nichts anderes davon zu sagen wissen. Sobald sie sich aber gehen lassen und auf etwas stoßen, das ihnen nicht gefällt, es sey Clima, Ernte oder Politik, können sie wohl auch ergötzlich in die doppelt bezeichnenden Worte ausbrechen: »Et ils appellent cela une patrie!«

Wie sehr drängt sich uns, nachdem wir längere Zeit in Weltstädten gelebt haben, wenn wir daheim im Vaterlande durch die Straße gehen, das mehr Individuelle der Physiognomien auf, während dort die Menschen mehr Massen sind, physisch wie moralisch, nicht Gruppirungen. Dort scheinen alle Gesichter wie durch Maschinen gleich; hier bewahrt sich neben viel verkümmertem Wesen doch noch einige Originalität. Deutschland ist die Lyrik, England und Frankreich das Drama. Erst wenn man den Charakter verschiedener Nationen kennt, lernt man den des eigenen Volks, ja den menschlichen überhaupt, wie auch seinen eigenen, klarer durchschauen.

Ich muß noch einmal auf die Liebenswürdigkeit des Volks an der Seine zurückkommen. Sie sind wie Sonnenschein, diese Pariser, während der Britte Nebel ist. Möchten wir doch in unsern kleinen Residenzen die angeblich großstädtische Grimasse der Grobheit wieder ablegen, die wir uns über Hamburg direkt aus London verschrieben haben! In dem weiten eleganten Paris wird niemand, hoch oder nieder, sich im Tuileriengarten auf eine Bank neben dich setzen, ohne dich zu grüßen. Im Salon ohnehin versteht sich jede äußere und innere Grazie der Geselligkeit von selbst. Da wird die Wiederkehrende begrüßt, nicht ohne Bewußtseyn: »Tous les amis vous reviennent comme ça. On n'a qu'à rester tranquillement dans son fauteuil; on est bien sûre que tout le monde retourne à Paris, à ce grand centre: on peut faire à Paris le tour du monde.« Das hat wohl seine Wahrheit in gewissem Sinne. Mir kam aber doch diese Zuversicht auf Paris, gegenüber der Geschichte und den Mosesplagen der Zeit, nachgerade etwas kindisch vor. „Was ist das für Paris?“ meinen sie bei allem. »Si on se bat là bas ou non — darnach fragt Paris nicht.“ — Der vornehme Salon ist blind, will blind seyn. Sie schließen ihre Augen und kennen keine Zukunft — und doch klopft sie schon mahnend an der Schwelle — befragen nicht einmal die Vergangenheit. Man spielt mit allem, theils aus Gemächlichkeit, theils aus Eitelkeit, und will sich damit den Schein einer superiorité geben, der aber jedem etwas ernsteren Auge nicht Stich hält.

Man lebt hier von Illusionen, flattert so hin durch das hübsche Schmetterlingsdaseyn. Wenn wir uns aber auch in London mehr Unbefangenheit, mehr Vergnügen wünschen, so kann doch dieses artige Plaudern nicht befriedigen, dieses Tändeln und völlig unhistorische Wesen, zumal wenn man von jenseits des Kanals kommt, wo so ganz andere Triebräder in Bewegung sind, wo man sich in einem wahren Mittelpunkt fühlt, in keinem künstlichen, in einem logischen, fest und unerschüttert wie ein Rechenexempel, während die hiesige Macht auf einer Mode oder Laune, einem hingeschleuderten Witze beruht. Bei allem Reize muß man sich doch sagen: hier ist etwas Vergangenes. Es ist nur noch wie ein Nachglühen. Der Zauber der Erinnerung, der Traditionen mag aber noch lange über Paris schweben. London hat nicht diese Grazie, es hat aber eine andere Genialität, die der Macht. Paris hat die Schönheit, die freilich auch eine Macht ist — fast muß ich sagen war — und am Ende die größte.

Man hat hier so lange durch Geist und Geschmack geherrscht und der Welt Gesetze gegeben; aber das alte Gewicht gilt nicht mehr. Alles wird nivellirt in diesen Tagen, das »préstige« des französischen Witzes wie des russischen Granits. Die Pariser merken es noch nicht, daß ihr Einfluß, der Einfluß Frankreichs schwindet, daß es fast nur noch ein succès d'estime ist.

Als Anmuth und Geist noch regierten, war Paris Königin; aber das ist eine untergegangene Welt. Es schwingt noch den Scepter der Mode, aber je mehr die Eleganz überhaupt abnimmt — wohl gerade gegenüber vom alles überwuchernden Luxus — je mehr mindert sich auch dieses Ansehen. Englands Gewalt dehnt sich um eben so viel aus, als Frankreich verliert, weil Albion in den Elementen regiert, die jezt am meisten um sich greifen, in Industrie, in Mechanik, in allem Materiellen. Was ist die Schönheit? Man will Kraft, und Kraft ist Geld; darum dreht sich jezt alles, um die Pfunde. Das geht in die Sitten, in die Gesellschaft, in Wissen und Kunst über. Der Mammon ist alles: die Bank von England regiert die Welt.

Emma Niendorf.

Aristophanes Stellung zu seiner Zeit.

(Schluß)

Unser Dichter hat ein klares Bewußtseyn vom oben erwähnten Gegensatz, und seine älteren Stücke alle drehen sich um ihn als ihren Angelpunkt. Namentlich aber in den Wolken hat er ihn eigens und in höchst geistreicher Weise dargestellt (vgl. daselbst V. 961 ff. 981 ff. 1002 ff. 1071 ff.) Je vollständiger er sich aber aller Folgen dieses Gegensatzes bewußt war, desto mehr trieb es ihn, denselben aufzuheben und die Kluft auszufüllen. Und da er, obwohl nicht blind für die Schwächen der alten Zeit und ihrer Vertreter, doch das Unrecht überwiegend auf Seiten der neuen fand, so wollte er jene Einigung dadurch herbeigeführt wissen, daß die neue Zeit von ihren meisten und schroffsten Eigenthümlichkeiten lasse und zum Wesen der alten zurückkehre, bei welchem der Staat groß geworden. Er tritt daher mit der Wärme eines Mannes, der sich seiner redlichen Absichten bewußt ist, auf gegen diejenigen, welche er unter den Bürgern Athens als die zurechnungsfähigsten und einflußreichsten Vertreter des neuen Geistes erkannte.

Dieß waren in seinen Augen Sokrates und Euripides. Das Stück, in welchem Aristophanes den Sokrates bekämpft, sind bekanntlich die Wolken. In diesen stellt der Dichter einen Angehörigen der alten Zeit dar, welcher aus selbstsüchtigen Beweggründen sich mit dem neuen Geist zu befreunden sucht, und daher zuerst selbst bei Sokrates in die Schule geht, dann seinen Sohn dahin schickt, aber am Ende vor den praktischen Consequenzen der neuen Richtung erschrickt, vor ihrer furchtbaren Frivolität und Impietät, die selbst gegen die leiblichen Eltern die frevle Hand erheben macht, und daher wieder umwendet und zu seiner alten Denkweise zurückkehrt. Sokrates wird also hier als geistiges Haupt der neuen Richtung dargestellt und demgemäß die auffallendsten Züge und Merkmale derselben alle auf seine Person übergetragen, sogar einander widersprechende, wie Bedürfnißlosigkeit und Habgier, Gleichgültigkeit gegen sinnliche Genüsse und parasitisches Wesen, Widersprüche, welche ihre Lösung darin haben, daß die eine Reihe von Eigenschaften dem historischen, wirklichen Sokrates angehört, die andere dem in der Person des Sokrates zusammengefaßten und mit dessen Namen bezeichneten modernen Wesen, insbesondere der Blüthe desselben, der Sophistik. Zwar geschah dem Sokrates schweres Unrecht durch dieses Zusammenwerfen seines Thuns und Lehrens mit dem der Sophisten, da er sich, obwohl vielfach auf demselben Boden mit ihnen stehend, doch ganz wesentlich von ihnen unterschied;* indessen würden ebenso auch wir unserem Dichter Unrecht thun, wenn wir unser Bewußtseyn über die principielle Grundverschiedenheit beider ihm unterschieben und vergessen wollten, daß nach den Begriffen des damaligen Athen die eigentlichen Sophisten, als Ausländer, nicht zum Hauptgegenstande eines im attischen Theater dem attischen Volke vorzuführenden Stückes gemacht werden konnten, daß die attische Eitelkeit sich sogar dagegen gesträubt haben würde, die Ehre der Erfindung und größeren Bedeutung auf diesem Gebiete Ausländern abzutreten, und daher Aristophanes, wenn er die Sophistik auf die Bühne bringen wollte, von allen Seiten darauf hingewiesen war, zum Vertreter derselben den

* Vgl. die Einleitung zu meiner Uebersetzung der Wolken (Stuttgart 1854), S. 103 ff.

Sokrates zu machen. Dadurch hat er uns die Mühe gemacht, die Züge auseinanderzulesen, welche dem wirklichen Sokrates und welche den Sophisten entnommen sind. Am Dichter selber aber rächte sich die Wahl eines für komische Behandlung wenig günstigen Stoffes und das thatsächlich unrichtige Zusammenwerfen verschiedenartiger Richtungen und Persönlichkeiten dadurch, daß sein Stück, in der Gestalt, in der es auf die Bühne kam, den gehofften Beifall bei weitem nicht erlangte.

Als zweiten Vertreter des neuen Geistes behandelt unser Dichter den Tragiker Euripides, und er hatte darin nicht Unrecht, denn auch Euripides, wie Sokrates, hatte die Fesseln der Autorität von sich abgestreift, auch er erkannte dem seiner selbst bewußten und auf's Edle gerichteten Ich das Recht freiester Bewegung zu, und er wird sogar vielfach als Schüler des Sokrates bezeichnet. Ihn für die Früchte des neuen Geistes verantwortlich zu machen, hatte Aristophanes sogar etwas mehr Recht, als gegenüber von Sokrates. Zwar als Schöpfer der neuen Richtung konnte Euripides unmöglich betrachtet werden, desto eher aber als ihr einflußreichster Apostel. Denn während Sokrates nur in einem engen Kreise wirkte, so waren dagegen die Stücke des Euripides allenthalben, so weit die hellenische Zunge reichte, gelesen, bewundert, auswendig gelernt. Von seiner Popularität gibt uns einen anschaulichen Begriff die Erzählung des Plutarch, * von den bei dem unglücklichen sicilischen Feldzug in Gefangenschaft und Sklaverei gerathenen Athenern haben viele ihre Freilassung vorzugsweise dem Umstande zu danken gehabt, daß sie Stellen aus Euripides auswendig wußten und dadurch die Gunst ihrer sicilischen Herren sich erwarben, welche ganz besonders eifrige Bewunderer des Euripides waren. Und aus der entgegengesetzten Richtung, aus Karien, wird berichtet, ein von Seeräubern verfolgtes griechisches Schiff habe in einem dortigen Hafen erst dann Aufnahme gefunden, als seine Mannschaft die Frage, ob sie Gesänge von Euripides auswendig wissen, bejaht habe.

Anekdoten dieser Art beweisen wenigstens so viel, daß Euripides dem Geist und Geschmack seiner Zeit vollkommen entsprach und zusagte, daß sie in seinen Gedichten ein Spiegelbild ihrer eigenen Denkweise erkannte, und daß daher Aristophanes nicht so ganz fehlgriff, wenn er die Streiche, die er dem Zeitgeist versetzen wollte, gegen Euripides führte. Die Polemik gegen diesen zieht sich durch alle Stücke des Aristophanes; da ist keines, in welchem nicht wenigstens einzelne Stellen des Tragikers parodirt würden, und von den eilf auf uns gekommenen sind drei fast ausschließlich dem Euripides gewidmet.

In dem einen (Thesmophoriazusen) ist es des Tragikers Abneigung gegen das weibliche Geschlecht im Ganzen, was den Hauptgegenstand der Comödie bildet. Die Frauen benützen ein religiöses Fest, bei welchem sie versammelt sind und kein Mann Zutritt hat, um darüber zu berathen, wie sie den Euripides bestrafen wollen für die Schmähungen, die er in seinen Stücken über ihr Geschlecht auszugießen pflege. Von dieser ihrer Absicht hat natürlich schon vorher verlautet, und so ist auch dem Euripides zu Ohren gekommen, daß sie seinen Tod beschließen wollen. Um das wo möglich abzuwenden, sucht er einen Vertheidiger seiner Sache einzuschwärzen. Er wendet sich daher zuerst an seinen Collegen, den weibischen Tragiker Agathon, um ihn zu bereden, daß er sich in Weiberkleidern in die Versammlung der Frauen einschleiche. Als Agathon sich dazu nicht entschließen kann, so übernimmt die schwierige Sendung der Schwager des Euripides, Mnesilochos. Diesem gelingt es wirklich, in die Versammlung der Frauen einzudringen, und er sucht hier den Beweis zu führen, daß des Tragikers Vorwürfe gegen die Weiber nicht nur vollkommen begründet seyen, sondern hinter der Wahrheit sogar noch zurückbleiben. Aber durch Verrath eines Bundesgenossen der Frauen unter dem Geschlechte der Männer kommt der versuchte Schlich an den Tag. Mnesilochos wird beim Amte angezeigt, verhaftet, von Euripides jedoch mit List befreit, im Einverständniß mit den Frauen gegen das Versprechen, sie künftig in Ruhe zu lassen.

Wird schon in diesem Stücke Euripides nach allen Eigenthümlichkeiten seiner Poesie durchgenommen, sein Unglaube an die Götter des Volks, seine Sentenzensucht, sein Theaterpathos, so hat der Dichter noch außerdem der ästhetischen Kritik des Tragikers ein eigenes Stück gewidmet, die Frösche, worin er ihn besonders mit Aeschylos vergleicht und an dem eben Gestorbenen in eben so unbarmherziger als geistreicher Weise das Amt eines Todtenrichters ausübt. Bis in's feinste Detail hinein verfolgt er hier die Manier des Euripides, er weiß sie durch Häufung und Uebertreibung der charakteristischen Züge auf's Köstlichste zu verspotten, wie er andererseits mit großem Ernste gegen die verderblichen Wirkungen desselben polemisirt. Dabei läßt sich Aristophanes freilich durch seinen Eifer zum Theil über das Ziel hinausführen, indem er den Tragiker für alles das verantwortlich macht, was zu dessen Lebzeiten in Athen sich allmählig geändert hat, für den Umschwung in den Sitten, wie im öffentlichen Leben, von welchem

---

* Leben des Nikias, Cap. 29. Vgl. Polyän. VII, 41. VIII, 52.

doch Euripides nur eine Frucht und ein Herold war, nicht aber der Urheber. So läßt er den Aeschylos sagen (Frösche 1078 ff.):

„Was hat er nicht alles verdorben zumal!
Und hat er nicht Kuppler uns vorgeführt,
Und Schwestern, mit leiblichen Brüdern gepaart,
Und Leute, die sagen, das Leben sey Tod?
Durch all das hat er die Stadt uns gefüllt
Mit Rechtsconsulenten und Schreibergeschmeiß,
Volksaffen, Schmarotzern mit wedelndem Schweif,
Die das Volk betrogen zu aller Zeit!
Wer versteht sich denn noch auf den Fackellauf
Und der Turnkunst männliche Uebung?"

Während aber so unser Dichter mit einer Art von heiligem Eifer losfährt gegen diejenigen, welche nach seiner Meinung Schuld waren an dem Alles zerfressenden neuen Geiste, und mit Wärme sich verwendet für den alten Glauben, so sehen wir ihn andererseits eben so entschieden sich kehren gegen diejenigen, welche den alten Glauben, von dem sie vielleicht innerlich selbst abgefallen waren, nur aus selbstsüchtigen Beweggründen festzuhalten und für ihren persönlichen Vortheil auszubeuten suchten. Sie erregten den Zorn des Dichters auch dadurch, daß sie, an die jeweils Mächtigsten im Staat sich anlehnend und von der Fortdauer des Kriegs eine Förderung auch ihrer Zwecke hoffend, mit den Demagogen und Führern der Kriegspartei einen Bund geschlossen hatten, dessen Opfer unfehlbar das Volk werden mußte. Einen Solchen stellt Aristophanes z. B. im „Frieden" 1045 dar, wie er — glücklicherweise zu spät und ohne Erfolg — dem Friedensschluß sich zu widersetzen sucht. Ein anderes Exemplar dieser Gattung führt uns Aristophanes in seinen Vögeln vor (V. 959 ff.). Dieses Stück enthält überhaupt eine Zusammenfassung alles dessen, was der Dichter gegen seine Zeit auf dem Herzen hat, was er aus seinem Vaterlande, damit es glücklich seyn und bleiben könne, getilgt wissen will. Er bringt dieß in der Weise zur Darstellung, daß er seine Unzufriedenheit über den jetzigen Zustand Athens in zwei Athenern verkörpert, welche in solcher Stimmung den Entschluß fassen, aus Athen auszuwandern und einen neuen Staat zu gründen. Dieser Gedanke, so wie die neue Gründung selbst, wird aber mit dem großartigen Humor, welcher dieses ganze Stück auszeichnet, dadurch wieder ironisirt, daß das neue Gemeinwesen (Wolkenkuckuksheim) in die Luft gebaut wird, somit sich selbst als Luftschloß charakterisirt. In dieses neue Gemeinwesen sucht sich nun aus dem alten eine Menge unreiner Elemente einzudrängen und einzuschleichen, die aber auf unsanfte Weise abgefertigt und ferngehalten werden. Von diesen unreinen Elementen, welche nach des Dichters Ansicht ausgestoßen werden müßten, wird eine in ihrer Art vollständige Aufzählung gegeben. Nach einander läßt Aristophanes an das neue Gemeinwesen anprallen und davon zurückgestoßen werden einen Hungerleider von lyrischem Dichter, einen habgierigen Priester, einen naturwissenschaftlichen Charlatan, einen zudringlichen Regierungscommissär, einen frechen Gesetzeshändler, weiterhin einen ungerathenen Sohn, einen Musikverderber, einen Denuncianten. Bemerkenswerth für die Gründlichkeit, womit Aristophanes in seiner Polemik gegen den neumodischen Geist zu Werke geht, ist neben der Mitaufzählung des Musikverderbers besonders auch die des angeblichen Charlatans. Es ist dieß der in der Geschichte der Astronomie und Chronologie noch immer mit Achtung genannte Meton, welchen der Dichter aus keinem andern Grunde in dieser wenig respektabeln Gesellschaft aufzählt, als weil die Wissenschaften, welche Meton vertrat, Geometrie und Astronomie, in der Zeit des Aristophanes neu aufgekommen und von Angehörigen der neuen Richtung cultivirt waren, daher unser Dichter dieselben zu den specifischen Ausflüssen und Kundgebungen des neuen Geistes rechnen zu dürfen glaubte.

Zugleich aber ist dieses Stück mehr, als irgend ein anderes, geeignet, uns die Kehrseite von Aristophanes Stellung zu seiner Zeit vor Augen zu stellen. Zwar werden wir aus allem Bisherigen die Ueberzeugung zu schöpfen haben, daß es dem Dichter mit seiner Vorliebe für die alte Zeit und seinem Kampfe gegen die neue außerordentlich Ernst ist; ja in vielen Stellen legt er auf diese seine ernste ethische Tendenz sogar den Hauptwerth seiner dramatischen Thätigkeit und bezeichnet sie als dasjenige, wodurch er sich von andern Dichtern dieser Gattung am wesentlichsten unterscheide.* Nichts destoweniger aber hat er für seinen ernstlich gewollten Zweck ganz und gar untaugliche Mittel gewählt, Mittel, welche sogar das Gegentheil von dem eigentlich Gewollten bewirken mußten. So kämpft er für den alten Glauben und die alten Götter, und thut doch selbst sein Möglichstes, um sie lächerlich und unmöglich zu machen; so eifert er gegen die ochlokratische Zuchtlosigkeit, und benützt sie doch im ausgedehntesten Maße; so züchtigt er die Volksschmeichler und stellt doch selbst so oft das Volk als den schuldlosen Theil dar, und gewöhnt es daran, die Ursache des Uebels überall eher zu suchen, als in sich selbst; so donnert er gegen die Wühler, und untergräbt doch unermüdlich das Bestehende;

* Z. B. Acharn. 633 ff. Ritter 510. Wesp. 1025 ff. Frieden 762 ff. Frösche 389 ff. Weibervolksvers. 1155 f.

so verhöhnt er die Redekünstler, welche nach Belieben diese oder die entgegengesetzte Sache verfechten, und läßt doch selbst in seinen Stücken mit besonderer Vorliebe solche Wortgefechte halten.

Zwar hat er natürlich von diesem Verhalten kein klares Bewußtseyn: er meinte seiner Farbe treu zu seyn, und half sich über jene Widersprüche, wo sie sich auch ihm aufdrängten, gewiß durch allerlei Mittel der Selbsttäuschung hinüber. So redete er sich ohne Zweifel ein, daß er ja nicht das Wesen der Götter lächerlich mache, sondern nur ihre Erscheinungsform. Aber für das Bewußtseyn des Volks waren beide unzertrennlich in einander, für das Volk hing das Seyn der Götter unlösbar zusammen mit ihrer Persönlichkeit, und deren Personen lächerlich zu machen und in komische Conflikte zu bringen, hieß nichts anderes, als die Volksgötter selbst um den schwachen Rest von Achtung bringen, den sie noch genoßen. Mag es immerhin für einen harmlosen Witz gelten, wenn in den Vögeln Prometheus unter einem aufgespannten Schirm auftritt, damit Zeus ihn nicht sehe, so ist es doch wohl anders zu beurtheilen, wenn in demselben Stück der Dichter geradezu die Absetzung der alten Götter dekretirt, durch Aushungern ihnen Concessionen abpressen läßt und vom Sterben des Zeus redet, oder die Formen der Götteranrufung persiflirt. Um durch Dinge dieser Art sich nicht irre machen zu lassen in ihrem Glauben, und bei der komischen Vernichtung der Schale nur um so unverrückbarer festzuhalten am Kerne, dazu wäre eine Kraft der Abstraktion erforderlich gewesen, und eine Gediegenheit der Gesinnung, wie sie der Dichter wohl für seine Person besitzen mochte, bei dem Ganzen des Volks aber nimmermehr voraussetzen konnte. So wenig daher der Dichter es Wort haben will, und so sehr er wohl erschrocken wäre, wenn er es sich klar gemacht hätte, so gewiß steht er doch selbst auf derjenigen Seite, gegen welche er Front zu machen meint, und ist Bundesgenosse derjenigen, welche er als Gegner bekämpft, ja er wirkte für deren Sache vielleicht noch unmittelbarer und nachhaltiger als sie selbst.

Dieses schiefe Verhältniß hat seinen Grund darin, daß Aristophanes, so sehr er auch mit seinem Wollen, Wünschen und Lieben der alten Zeit zugekehrt war, dennoch mit allen Fasern seines geistigen Seyns wurzelte in der neuen. Mochte er das, was an ihm Sache der Selbstbestimmung war, auch ganz und gar hingeben in den Dienst seines selbstgeschaffenen Ideals, sein eigentliches Wesen blieb doch unwandelbar stehen im Herzen seiner Zeit; und ob der Sohn auch noch so hartnäckig die Mutter verleugnete, jede Bewegung, jeder Laut verrieth ihn, und wenn er schwieg, so redete für ihn die Gleichheit der Züge.

Aristophanes ist nicht um's geringste weniger modern als diejenigen, welche er als modern bekämpfte; von Euripides z. B. unterscheidet er sich nur dadurch, daß jener mit Bewußtseyn und ungetheilt sich der neuen Zeit ergeben hatte und gutes Muthes mit dem Strom schwamm, vor dessen Verlauf unserem Dichter bangte und dem er darum sich zu entziehen und entgegenzustellen suchte, ohne eine andere Wirkung, als daß er müder wurde als sein Genosse und mehr Kraft verbrauchte als dieser. Daß aber seine Kraft sich nicht erschöpfte in dem ungleichen Kampfe, ist ein Beweis von ihrer Größe und ausdauernden Festigkeit, zum Theil wohl auch eine Folge von des Dichters eigenthümlichem Verfahren, von den Pausen, die er bald unwillkürlich, bald wohl auch mit Bewußtseyn in seinem Kampfe eintreten ließ. Ob auch im Princip entschieden, so schwankte Aristophanes oft, wenn er an die Erscheinung herantrat; so sehr er sich abgestoßen fühlte von dem vorlauten, absprechenden und frivolen Wesen, das er auf der einen Seite gewahrte, so wenig war er doch auch erbaut von der Ungeschliffenheit und Plumpheit, der Unzugänglichkeit für andere als grob materielle Interessen, die er im entgegengesetzten Lager fand; und zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Stücken läßt er bald die eine, bald die andere Stimmung vorwalten und vertheilt Recht und Unrecht oft in einer Weise, daß man meinen sollte, er habe sich selbst von der Unhaltbarkeit seines Standpunktes überzeugt und sey zu seinen früheren Gegnern übergetreten.

Eine Schwankung dieser Art zeigen besonders die Wespen, wo der Dichter den Vertreter der neuen Generation mit unverkennbarer Vorliebe zeichnet und ihn gegenüber von seinem Vater, einem Manne der alten Zeit, nicht nur als den Gebildeten und Aufgeklärten schildert, sondern auch als den Edlen, für seines Vaters Wohl zärtlich Besorgten, Uneigennützigen und Maßvollen. Dieses Schwanken hatte wohl seinen Grund in dem besprochenen Verhältniß. Weil der Dichter seiner Natur nach selbst dem neuen Geist angehört, so äußert er sich da, wo er sich gehen läßt, wo er nicht seine Grundsätze sich eigens vor die Seele stellt, ganz im Sinne der neuen Zeit: er schwimmt unwillkürlich mit ihr fort, bis ihm plötzlich wieder zum Bewußtseyn kommt, welche Richtung er ja eigentlich zu verfolgen sich vorgenommen habe; oder auch gibt er sich mit Bewußtseyn der Stimmung hin, läßt sich behaglich von den Wellen dahintragen und plätschert munter in ihnen, in der Meinung, daß er ja jeden Augenblick wieder umkehren und an's Land steigen könne.

Daß er aber mit seinen Grundsätzen wenigstens seiner Fahne treu geblieben ist, das zeigt sein spätestes Stück, der Plutos (Gott des Reichthums), in welchem die neue Zeit sogar zum Theil mit greisenhafter Bitterkeit angefeindet wird (V. 30 ff. 46 ff.). Wenn wir daher in den Stücken der mittleren Periode unseres Dichters scheinbar Frieden geschlossen sehen mit dem neuen Geist, so ist dieß wohl hauptsächlich zu erklären aus der trüben Zeit, welcher sie angehören, der Zeit nach dem kläglichen Scheitern des unseligen Zugs nach Sicilien. Wo alles gleichmäßig gelitten hatte durch das öffentliche Unglück, wo alle Parteien gleich sehr niedergeschmettert waren, da konnte es einem Vaterlandsfreunde nicht einfallen, irgend welchen Gegensatz unter den Bürgern wach zu rufen, irgend welchen Zank aufzurühren. Auf eine nachhaltige Aenderung seines Sinnes, seiner Grundsätze dürfen wir aber daraus nicht schließen; wenn auch vielfach enttäuscht und in seiner Begeisterung abgekühlt, hielt er doch fest an dem Glauben an eine bessere Vergangenheit, an seiner Sehnsucht nach ihr, seinem Streben darnach, und ließ wenigstens in seinem Bewußtseyn nicht ab, zu protestiren und zu kämpfen wider den neuen Geist selbstsüchtiger Abkehr von den Gesammtinteressen. Wenn er darin sich getäuscht hat, wenn er zu schieben meinte, wo er geschoben wurde, wenn er in dem unfruchtbaren Kampfe seine Kraft verzehrte, was ist das Anderes, als unser aller Loos? Und wenn wir an ihm ein ewiges Ringen zwischen dem Gewollten und dem Gemußten, zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, eine ewige Kreuzung und Mischung beider Elemente wahrnehmen, so ist diese wechselnde und wechselseitige Bethätigung der beiden Mächte ja doch nur eben das, was wir Leben heißen. Und endlich, wenn wir unsern Dichter eine ernste Tendenz in ernster Weise verfolgen sehen, wenn er öfters mehr Satiriker ist, als komischer Dichter, so mag dieß in manchen Augen seinen poetischen Werth mindern; aber was der Dichter verliert, das gewinnt in ihm der Mensch: er steigt in unserer Achtung als Person, er rückt uns menschlich näher, indem wir hinter der schönen Form ein warmes Herz durchfühlen, das liebt und haßt und — irrt, und hinter der lachenden Maske ein ernstes Angesicht gewahren, das oft nur schwer sich der Thränen erwehrt.

Diese ernste Seite unseres Dichters, womit wir uns im Bisherigen ausschließlich beschäftigt haben, ist zwar nur Eine Seite an ihm, aber doch eine wesentliche und eine solche, von welcher er nicht minder liebenswürdig und dabei reiner sich zeigt, als von den meisten andern.

Tübingen.

W. Teuffel.

Briefe aus der Weimarischen Literaturepoche.

Knebel an Wieland.

Bester Herr Hofrath,

für das Vergnügen, das mir gegenwärtige Briefe gemacht haben, danke ich Ihnen mit der verbindlichsten Seele.

Es scheint immer schwer zu seyn, im Handeln und Leben mit Vortheil neben Personen zu stehen, welche die freie Disposition und Wahl ihrer Gedanken, Ausdrücke und Aeußerungen haben. Neben einem solchen eminenten Charakter und Rang, wie Katharina die Zweite, mochte auch ein Voltaire etwas verlieren, obgleich einige seiner Briefe gar artig sind und ich nichts von der Last eines beynahe achtzigjährigen Mannes darinnen finden kann. Die Briefe der Katharina aber haben mich ganz entzückt. Gewiß, sie muß sehr schöne Hände haben, da sie so schöne Briefe schreibt. Unser Carl Theodor hinten drein kann ihnen gerade zur Folie dienen.

Ich werde immer mehr irre in meiner Naturgeschichte des Menschengeschlechts, und die Vorzüge, die ich sonst den Männern allein eigen glaubte, gehen mir fast täglich mehr auf die Weiber über. Es ist doch seltsam, daß dermalen wohl schwerlich ein Prinz in Europa lebt, der entschiedene Vorzüge vor seiner Gemahlin haben sollte; und bey den meisten ist es gerade umgekehrt.

Die Kunst zu leben (eine nicht überall genug geschätzte Kunst) gehet ihnen, nebst der Kunst sich zu betragen, für andere und für das Allgemeine zu ordnen und zu sorgen, meist immer ab, und deßhalb sind sie unfähig, gut zu regieren. Alles dieses ist dem weiblichen Geschlecht eigener, und sie haben den Vorzug, dem

menschlichen Geschlechte nützlicher zu seyn, das durch sie glücklicher wird.

Beati possidentes, sagt indeß der gute Carl Theodor, und er freut sich seiner Vorrechte, die ihn, mit Ausschließung des weiblichen Stammes, der Regierung so würdig machen.

Für die zugeschickte Fortsetzung des Lucian bin ich Ihnen noch meinen empfindlichsten Dank schuldig. Ich suche mich hier in meiner Einsamkeit damit zu ergötzen und lerne manches vom Original und vom Uebersetzer.

Die schöne Jahreszeit und die Gegend haben mich sogar getrieben, vergangener Zeiten mich zu erinnern und mich in das Reich der Phantasie zu versetzen. Ich schicke Ihnen davon ein kleines Specimen. Sollte es Ihren Beifall erhalten, so bitte ich es, in den Mercur einzurücken. * —

Jena, 17. Mai 1789.

K. v. Knebel.

Aus Briefen J. Falks an Wieland.

Halle, 1796.

— — Ein Wort zu seiner Zeit wäre es wohl, wie mich dünkt, besonders jezt, da die furchtbaren Zurüstungen von neuem auf die Eröffnung eines blutigen Feldzugs deuten. O legen Sie doch auch wieder bei dieser Gelegenheit, Vater Wieland, in Ihrem ehrwürdigen, herzangreifenden Ton den Großen und Gewaltigen der Erde ein Wort des Friedens und der Verträglichkeit an das Herz! Wie schön steht es dem geweihten Priester Apollos, wenn er mit himmlischer Sanftmuth mitten in dem tollen Kampfe der Leidenschaften dazwischen tritt und den Streitenden im Namen seines Gottes Frieden und Eintracht gebeut! — Immer noch erinnere ich mich mit Enthusiasmus jener rührenden Ausbrüche und Ergießungen Ihres menschenfreundlichen Herzens kurz vor dem Ausbruche des französischen Kriegs und nach dem ersten unseligen Feldzuge. — x.

— — Lessing, wie mir Rammler selbst erzählte, überschickte ihm seine Fabeln oder Epigramme zur Durchsicht und trug ihm zugleich die Besorgung des Druckes auf, mit der buchstäblichen Bedingung, auszustreichen was und wie viel ihm beliebe. Ich bin nicht Lessing, aber Sie sind mehr als Rammler. Die Folge ergibt sich von selbst. —

Was die Besorgniß wegen des Russen Suwarow und seiner Kosaken betrifft, so mag sie wohl nicht so ganz ungegründet seyn; denn schon ein hiesiger Gelehrter ließ bei der Vorlesung der Helden so etwas von lebenswieriger Festungsstrafe nicht undeutlich verlauten. Es war das Urtheil eines patriotischen Preußen. Indessen, so schlimm ist es denn doch, selbst bei unserer militärischen Verfassung, bis jezt wenigstens nicht, daß man sogar den wesenlosen Träumen (und was sind die phantasmata imaginationis eines brod- und titellosen Dichters in Deuschland denn anders?) wie zu den Zeiten des Tiberius ein ausdrückliches Capitel in dem schwarzen Codex des Hochverrathes anweisen sollte! Selbst in jenen verfinsterten Gegenden von Deutschland, wo schon das bloße Sprechen über Regierung und ihre Verfügungen nicht selten zu einem crimen laesae majestatis gedeutelt wird, hat man doch auch noch nicht, so viel mir zur Zeit davon bekannt ist, die Thränen der Wittwen, Waisen und Unterdrückten, die freilich das Schweigen der unglücklichen Schlachtopfer oft um so furchtbarer macht, einem besondern Censurausschuß von Capuzinern und Exjesuiten unterworfen. Nun aber gehört, genau untersucht, die Juvenalische Satire mit unter diese Rubrik von pathognomischer Zeichensprache. — — Was aber übrigens die Schurken, die Dummköpfe oder die unseligen Mitteldinger zwischen beyden anbetrifft, die sich jezt oft deutsche Patrioten heißen, und die mir und jedem Menschen von entschiedenem Charakter eben so verhaßt sind, als die zwitterhaftigen, zweideutigen Dichterlinge, die, für Prosa und Poesie gleich verloren, weder Phantasie genug besitzen, um angenehm zu lügen, noch Vernunft genug, um Herolde der Wahrheit zu werden, so bitte ich Sie, mein Glaubensbekenntniß darüber aus dem beyfolgenden Bruchstück abzunehmen. — — Doch muß der ächte Satiriker, wie ich glaube, nicht allein unbarmherzig Laster und Thorheit geisseln, sondern auch die Schläfe des Genius und Verdienstes mit Lorbeeren umwinden. Ich habe mich dieser angenehmen Pflicht gegen mehrere verdienstvolle Männer meines Vaterlandes zum öftern in den „heiligen Gräbern" entledigt. Alles was zu befürchten steht, ist hier und da ein Mißgriff. Allein ich vertraue, daß Er, der den Falken mit dräuenden Fängen bewehrte, ihm auch die Augen genugsam geschärft haben wird, um seines angewiesenen Raubes nicht zu verfehlen. — —

Auch wünschte ich Ihre Adresse für die Schweiz. * Denn nicht wahr, theuerster Wieland, Sie werden im Lande der Tugend und Unschuld den nicht vergessen, der allen Lastern und Thorheiten glühenden Haß geschworen hat? — —

* Der Mittheilende weiß nicht, ob mit diesem Specimen ein kurzes, aber nicht uninteressantes Fragment aus Knebels Leben von seiner eigenen Hand (welches sich auch unter Wielands Briefen fand) gemeint ist, und ob ein solches im Mercur abgedruckt wurde. Sollte es gewünscht werden, könnte die Mittheilung ein andermal erfolgen.

* Wohin Wieland reisen wollte.

Auf Ihr attisches Museum bin ich so wie alle Freunde der griechischen Literatur und Kunst äußerst gespannt. Der Panegyricus des Isocrates, dieses Meisterstück rhetorischer Kunst, dem sich in Hinsicht auf Abründung des Periodenbaues und eine — ich möchte beynahe sagen — pedantisch ausgemessene Wortstellung und Harmonie der einzelnen Glieder nichts aus dem ganzen Alterthum an die Seite setzen läßt — unter den Händen Wielands, in dessen Versen und Prosa selbst der weichste Wohlklang webt und lebt, was läßt sich da nicht erwarten? ꝛc. ꝛc.

Ewig der Ihrige

J. D. Falk.

Joh. Reinhold Forster (der Weltumsegler) **an Wieland.**

Halle, 9. Januar 1798.

Mein verehrungswerther Freund! Weil Sie's denn so haben wollen mit der Anrede, so sey's denn. Allein nun auch freundschaftlich gehandelt, gedacht und mit einander Geduld gehabt.

Daß man bei einer guten Fürstin von einem so unbedeutenden alten Manne, der sehr sauer im 69. Jahre noch am Pulpete als an der Ruderbank arbeiten muß, sprechen sollte, kommt mir höchst seltsam vor. Ich fühle mich unbedeutend, denn ich werde negligirt. Mit meiner errungenen Reputation und meinem noch bis jetzt thatenvollen Leben kann ich nicht Credit zu einem Brodte beim Becker oder Fleischer oder Bierschenken bekommen; denn Wein, besonders guten, der dem alten Magen so wohl bekommt, kenne ich gar nicht mehr. Virtus laudatur et alget! — Ich habe nun schon zum zweitenmal an den hochgepriesenen Paul von Rußland geschrieben, um mir nur Entschädigung für 18monatliche Dienste zum Besten des Coloniewesens zu erbitten, und dafür, daß ich eine hübsche Bibliothek von 2500 Bänden in Danzig zur Erhaltung meiner zahlreichen Familie verkaufen mußte. Diese meine Lieblingsbücher, unter denen viele lateinische und griechische Klassiker waren, von denen ich noch die geographos graecos minores beibehalten habe und die man lange nicht einmal in ganz Halle besaß — diese Lieblinge hatte ich mir auf einer Pfarre, die 200 Thaler einbrachte, genium defraudans meum, angeschafft! Der erste Brief an Paul blieb unbeantwortet; auf den zweiten, in dem ich mich wegen meiner Wahrheitsliebe auf meinen Freund den geh. R. Meckel berufe, mag nun etwas erfolgen oder nicht, so werde ich über den wohlfeil erkauften Ruhm der Großen von ihren sie umgebenden Schmeichlern lachen und selbst dann noch ein freyer Mann bleiben. Mein Leben kann also die Welt wenig interessiren, wenn man gleich in Gegenwart der Großen davon spricht. Habe ich Zeit und Kräfte, es zu schreiben und zu vollenden, so geschieht es mehr, meinem verewigten Sohn (Georg) ein Denkmal zu setzen, als meine Thaten darzustellen. Mein Sohn hat keine Schule gehabt, etwa 6 Monate in Petersburg ausgenommen, um etwas zu lernen; ich allein war sein Führer, sein Lehrer, der den schlafenden Funken der Gottheit in ihm anfachte und ihn zum großen Lichte Deutschlands ausbildete. Sein Weib war sein Tod! und die fehlgeschlagene Liebe! Ein andermal mehr!

Sie wollen mir 20 Thaler in Golde für den Pennant schicken. Ich muß sagen: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" Risum teneatis, amici! Erstlich mein Buch ist ein donum auctoris Pennant und die Kupferabdrücke sind also die besten, und dafür bieten Sie mir 20 Thaler! Er steht Ihnen bis Ostern zu Diensten, allein ich bitte ihn rein zu halten. Meine Bibliothek ist das einzige Eigenthum meiner Kinder. Unreinlichkeit und Tintenflecken verringern den Werth. Ich empfele also mein Buch. Ich schreibe unter suspiria et dolores, denn mein Brustkrampf quählt mich baß. Ich schließe also hier. Ihr ganz ergebenster

J. R. Forster.

Auf einer der westlichen Inseln bei Schottland ist ein Mann von 180 Jahren gestorben. Er bevölkerte eine ganze Insel mit 500 Menschen. Die homerischen Sitten bemerkte ich auch in meinen Observations und mein Sohn in seiner Reise in O-Tahaitie: aller rohen Nationen Schicksal. Ich habe zuerst in neuern Zeiten über Sitten der Menschen auf Reisen philosophirt.

Ein lästiger Seccatore kam und hinderte mich, diesen Brief zu endigen. Endlich heute, 16. Januar, finde ich erst Zeit. Ich habe am 12. Januar mein Decanat übergeben und habe nun etwas mehr freie Hände.

J. R. F.

Nicol. Vogt an Wieland.

Maynz, 15. Nov. 1789.

Verzeihen Sie, daß ein Unbekannter Ihnen mit einem Brief beschwerlich fällt. Die Hochachtung, welche ich schon lange gegen Sie fühle, bewegt mich, Ihnen ein Projekt mitzutheilen, welches Sie durch einige Aufsätze im teutschen Merkur, besonders „über das Geheimniß des Kosmopoliten-Ordens," und „über die Rechtmäßigkeit der französischen Revolution," in mir erweckt haben. Die Grundsätze, welche Sie da äußern, kommen gänzlich mit jenen überein, welche ich in meiner Schrift „über die europäische Republik" geäußert habe, und dieß

macht mir auch Muth, Ihnen jezt meine Gedanken mitzutheilen.

Ich glaube, daß in unsern Tagen eben so eine Reformation in politischen Dingen vorgeht, wie sich eine vor einigen hundert Jahren in geistlichen Dingen zugetragen hat. Zu Luthers Zeiten wirkte das die Bibel bei dem Volke, was jezt die Philosophie. Beides brachte eine Revolution zu Stande, welche sich durch ähnliche Auftritte auszeichnet. Die alte Reformation verursachte Verfolgung, Bauernkriege und Meutereien; aber am Ende wurde doch der geistliche Despotismus gestürzt und die Aufklärung mächtig befördert. Sollten wir jezt nicht ähnliche Auftritte zu hoffen und zu fürchten haben? Wenn die politische Reformation auch anfänglich Verfolgung, Bauernkriege und Lanternisationen hervorbringt — am Ende muß doch etwas Gutes herauskommen. Der Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten sollte jezt gänzlich aufhören; denn sagen Sie einmal selbst, was für ein Unterschied ist zwischen einem helldenkenden Franzosen und einem helldenkenden Sachsen? Die Welt oder Europa scheint sich vielmehr durch zwei andere Parteien zu theilen, nämlich der Royalisten und Republikaner. Es ist jezt unter den tongebenden Leuten kein Papstthum und kein Lutherthum mehr, sondern, wenn ich so sagen darf, ein Kaunizthum und ein Neckerthum. Dieser Geist der Freiheit äußerte sich zuerst in Amerika, ging sonach in die Niederlande und in Frankreich, und jezt sehen wir ihn auch in Teutschland. Nun wäre es allerdings zu wünschen, daß dieser Geist endlich einmal recht fest wurzelte und in allen Reichen Europas eine gute Constitution hervorbrächte. Allein alle solche Ausbrüche des Freiheitssinnes verursachen anfänglich meistentheils großes Unheil. Und es wäre nicht gut für unser Teutschland, wenn einem bessern westphälischen Frieden erst wieder ein 30jähriger Krieg vorausgehen müßte. Unsere Fürsten werden schwerlich diesen Gährungen eine gute Wendung geben, denn diese wissen nur dreinzuschlagen oder politisch zu hetzen. Den Weisen und Philosophen Teutschlands, den Männern, welche das Volk zu seinen Vorstehern und Repräsentanten wählen würde, diesen kommt es zu, dem Dinge eine gute Richtung zu geben. Sie werden nun meinen Plan bald wittern. Er geht dahin, daß die vornehmsten Schriftsteller Teutschlands sich wie eine Assemblée nationale Germanique vereinigten, um sowohl das Volk als auch die Fürsten zu belehren und über ihr Interesse aufzuklären. Diese Vereinigung sollte aber keine geheime seyn, denn solche Dinge führen offenbar wieder zum Aberglauben und Despotismus, sondern es müßte eine öffentliche, unschuldige, literarische Verbindung seyn. Sie können durch ein Volks- und Fürstenjournal, oder durch eine politische und gelehrte Zeitung ihre Meinungen vortragen, debattiren, Motionen machen, und wenn sich die größten Köpfe Teutschlands auf die Art hören ließen, so glaube ich, daß ein solches Journal großen Eindruck machen und herrliche Wirkung haben könnte.

Dieses ist ohngefähr das rohe Project, welches ich Ihnen mittheilen wollte. Sie werden seinen Sinn und Geist verstehen. Ich habe mich darum damit vorzüglich an Sie gewendet, 1) weil ich Sie als einen Mann kenne, der von allen geistlichen, politischen, gelehrten Vorurtheilen frei ist und allen geistlichen, politischen und gelehrten Despotismus und Theophantismus (?) haßt; 2) weil Sie als Gelehrter einen großen Ruhm und folglich auch ein großes Gewicht in Teutschland haben; 3) weil Sie mit den besten Köpfen Teutschlands bekannt sind und correspondiren; 4) weil Sie schon wirklich ein Journal im Gange haben. Wollen Sie nicht die Gewogenheit haben und mir Ihre Gedanken über diesen Plan mittheilen? In Erwartung dessen verharre ich mit ewiger Hochachtung Ew.. ergebenster Diener

Nicolas Vogt,
Professor auf der hohen Schule zu Mainz.

Es wäre interessant zu wissen, ob und was Wieland auf solche Zumuthung antwortete. Bei diesem für die damalige Zeit sehr bezeichnenden Schreiben fallen uns unwillkürlich manche Literaten der Paulskirche ein. Bekanntlich wurden mehrere spätere Schriften von Vogt gewaltig verfolgt.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

St. Swithin. — Verfälschung der Lebensmittel. — Die Rachel. — Italienische Oper.

△ Wenn es am St. Swithinstage (den 15. Juli) regnet, sagt ein englisches Sprüchwort, so regnet es die folgenden vierzig Tage mehr oder weniger. Heuer war der 15. Juli so sonnig und klar, wie es hier zu Lande nur selten der Fall ist, aber den Tag nachher fing es an in Strömen zu regnen, und seitdem hat der Himmel seine

Schleußen fast ohne Unterlaß offen gehalten. Der Kalenderheilige hat sich dieses Jahr offenbar um ein paar Stunden geirrt; die frommen Leute waren von jeher in der Chronologie schlecht bewandert. Ueber den Ursprung des obigen Sprüchworts klärt uns eine alte Legende auf. Vor etwa tausend Jahren lebte zu Winchester ein Mönch, Namens Swithin, der sich durch gottgefälligen Wandel auszeichnete. In Anerkennung seines Verdienstes wurde er von König Ethelwolf zum Bischof erhoben. Er wirkte unzählige Wunder und starb, vom Volke beklagt, im Jahre des Herrn 865. Auf seinem Todtenbette hatte er ein lateinisches Gedicht verfertigt, in dem er den Wunsch ausdrückte, unter Gottes freiem Himmel begraben zu werden. Die Mönche achteten nicht darauf und beschlossen, ihn neben den andern Bischöfen in der Kathedrale beizusetzen. Den 15. Juli begaben sie sich zu diesem Behuf nach seiner Wohnung, legten den Leichnam in einen prächtig geschmückten Sarg und machten sich auf den Weg nach dem Münster. Kaum hatten sie das Haus verlassen, so brach ein furchtbarer Platzregen los, der sie zur Umkehr zwang. Den folgenden Tag gingen sie von neuem an's Werk. Sie kamen bis auf den Kirchhof vor dem Münster; aber dort wurden sie von einem solchen Unwetter überfallen, daß sie, mit Hinterlassung des Sarges, nach allen Winden zerstoben. Noch 38mal versuchten sie ihren Vorsatz auszuführen, stets mit demselben Erfolg. Sie begriffen nun endlich, daß sie Unrecht gehabt, den letzten Wunsch eines Sterbenden zu vernachlässigen, und am 41sten Tage zogen sie in feierlicher Prozession nach dem Kirchhof, um den Heiligen unter dem grünen Rasen einzusenken. Kein Wölkchen trübte jetzt den blauen Himmel, und als sie an Ort und Stelle anlangten, fanden sie zu ihrem Erstaunen, daß der Sarg durch den anhaltenden Regen nicht im mindesten beschädigt war. Leider errichteten die Mönche später eine Kapelle über dem Grab, und so lange diese steht, werden wir jeden Sommer von vierzigtägigem Regen heimgesucht.

Die Verfälschung der Nahrungsmittel wird jezt vielfach in der Presse besprochen. Das Thema ist nicht neu und die parlamentarische Untersuchungskommission, welche seit einigen Wochen sizt, hat es bloß wieder aufgefrischt. Ueber die Ausdehnung des Uebels kann nur Eine Stimme herrschen. Vom Brod bis hinauf zu den feinsten Leckerbissen ist fast alles, was wir zum Munde führen, mit ungehörigen, meist schädlichen Substanzen versezt. Der Arme, der in den kleinen, billigen Laden kaufen muß, ist natürlich am schlimmsten daran. Er fordert Brod und bekommt einen Stein, er glaubt Bier zu trinken und hat eine ungesunde Mischung von Wasser, Syrup und Cockelskörnern. Verschiedene Shopkeeper erklärten zu ihrer Vertheidigung, das Publikum verlange gefälschte Waaren, es ziehe sie den ächten vor. „Aber," antwortete ihnen der Morning Herald, „wenn das Volk wirklich so sonderbare Gelüste hat, wenn es ungefälschte Nahrungsmittel nicht liebt, warum kündigt ihr eure Waaren immer als ächte an? Warum sagt ihr nicht: Heu und Krautblätter, statt ächte Havannahcigarren? warum nicht Ziegelstaub, statt reiner Cacao?"

Aber wie läßt sich diesem Unwesen abhelfen? Die Türken nageln den Bäcker, der unter dem Gewicht oder schlechte Qualität verkauft, mit dem Ohr an seine Hausthür. Das mag in Constantinopel ganz zweckmäßig seyn, im Lande der Civilisation par excellence geht es nicht an. Ein hiesiges Blatt schlägt vor, den betrügerischen Krämer die beiden ersten male in Geldstrafen, das dritte mal zur Transportation auf Lebenszeit zu verurtheilen. Es wäre dieß jedenfalls ein vortreffliches Mittel, um England eines Theils seiner überflüssigen Bevölkerung zu entledigen. Andere schlagen andere Heilmittel vor. Ich für meinen Theil glaube, daß das Uebel zu tief mit den bestehenden Verhältnissen verwachsen ist, als daß die Behörden, selbst bei dem besten Willen, viel dagegen ausrichten könnten. Wenn die Gesezgebung sich in den Handel mit Lebensmitteln mischt, muß sie consequenterweise auch die übrigen Handelszweige unter ihre Controle nehmen. Der Tuchhändler, der mir ein Gemisch von Wolle und Baumwolle verkauft, ist eben so strafbar, wie der Bäcker, der Kalk und Sand unter das Mehl mischt. Der alte Napoleon pflegte zu sagen: „Die Engländer sind eine Nation von Krämern." Das ist richtig; es gibt im Vereinigten Königreich ungefähr eine Million Shopkeeper, die mit ihren Familien den fünften Theil der Gesammtbevölkerung ausmachen. Die meisten dieser Krämer haben nur über ein kleines Kapital zu verfügen, und je kleiner ihr Kapital, desto größere Profite müssen sie verhältnißmäßig daraus ziehen. Als ich nach London kam, wunderte ich mich über die Menge winziger Läden. Vom Grundsatz ausgehend, daß der kleine Kapitalist bei freier Concurrenz neben dem großen nicht bestehen kann, betrachtete ich ihre Existenz als eine Anomalie, deren Grund mir eine Zeitlang dunkel blieb. Aber allmählig lernte ich das Räthsel verstehen. Die Nationalökonomie war gerettet, allein auf Kosten der Ehrlichkeit des britischen Kleinkrämers. Gleich dem Taschendieb lebt der Kleinkrämer wesentlich von seinem Witz, nur daß er nicht, wie jener, direkt gegen das Gesetz verstößt. Nach den Doctrinen der Nationalökonomie hat er nicht das Recht zu existiren; kein Wunder, daß er diese Doctrinen umgeht und sich außerhalb derselben ein behagliches Leben zu schaffen sucht. Abgesehen von den Tradetricks (Geschäftskniffen), ist er unleugbar ein höchst respektabler Mann. Er versäumt keinen Sonntag in die Kirche zu gehen, und gleicht noch heute dem Bild, das ein Komödienschreiber vor zweihundert Jahren von ihm entworfen. „Meister zum Lehrling: Thomas, hast du das Mehl gemischt und Wasser in den Tabak gegossen?" — »Yes, Sir.« — „Dann laß uns beten."

Folgt die Regierung dem Ruf der Presse und zwingt sie die Krämer durch strenge Geseze zur Redlichkeit, so machen 99 Procent sämmtlicher Shopkeeper binnen

Jahresfrist bankerot. Das weiß die Regierung und sie wird sich deßhalb hüten, mit starker Hand einzugreifen. Das Aeußerste, was wir von ihr erwarten können, sind Palliativmittel, die keine andere Folge haben werden, als die Krämer zu größerer Vorsicht zu zwingen.

Vor einigen Tagen veröffentlichte die „Gesellschaft zur Verbesserung der Wohnungen der arbeitenden Klassen" ihren Jahresbericht. Derselbe enthält viel Interessantes. Die Gesellschaft kaufte unter andern vergangenen Winter dreizehn elende Barracken in Wildcourt, Drurylane, in denen damals zweitausend Menschen wohnten, und wandelte dieselben binnen wenigen Monaten in gesunde Wohnstätten für 105 Familien um. Von dem Schmutz und Unflath, der in diesen Gebäuden aufgehäuft war, kann man sich kaum einen Begriff machen. Man hatte vierhundert und neunzig Wagen voll Koth, Mist u. s. f. wegzufahren. Das Ungeziefer — namentlich die Wanzen — lag zwei bis drei Zoll hoch auf und unter dem Fußboden, und wog nach dem Zeugniß des Berichterstatters eine Tonne, d. h. mehr als zweiundzwanzig Centner.



Mit der Abreise der Rachel, die sich heute Morgen nach Amerika einschiffte, können wir die ästhetische Sommersaison als geendet betrachten. Nachdem die Rachel das „auserlesene" Publikum des St. Jamestheaters während einer Reihe von Darstellungen zu enthusiastischer Bewunderung hingerissen, trat sie vorgestern als Athalie in Drurylane auf und bezauberte auch die „Massen" durch ihr staunenswerthes Talent. Das Drurylanetheater ist bekanntlich seiner niedern Eintrittspreise wegen bei der haute volée der Bühnenkünstler verschrien, und daß sich die große Schauspielerin über ein so albernes Vorurtheil hinaussetzte, verdient an sich schon Anerkennung. Ich hatte sie seit länger als sieben Jahren nicht gesehen. Es war wenige Tage nach dem Sturze Louis Philippes. In der Rolle der Phädra ließ sie vor den Arbeitern, die alle Räume des Théâtre français füllten, die mächtigen Quellen ihres Genius strömen, und am Schluß des Stücks sang, oder richtiger deklamirte sie die Marseillaise. Weiß gekleidet, die Trikolore in der Hand, schritt sie auf die Bühne, und das Auge funkelnd, die Brust wogend, stimmte sie die gewaltige Hymne an. Sie war die Göttin der Revolution, die das Volk an die Grenzen rief, sie war das Frankreich von 1793, das zum Frankreich von 1848 sprach. — Damals und jezt, welcher Contrast! Aber die Künstlerin ist dieselbe geblieben. Sie hat dem Einfluß der Zeit siegreich widerstanden, und erscheint noch immer in der vollsten Kraft der Jugend. Die Kritik hat viel an ihr zu tadeln gehabt, und nicht mit Unrecht. Sie ist keine Künstlerin im wahren Sinne des Worts. Statt sich innerhalb der Grenzen des Schönen zu halten, bricht sie durch die Regeln durch, stachelt unsere Leidenschaften auf, schleift uns mit sich fort über die höchsten Höhen, durch die finstersten Abgründe, und wenn sie geendigt hat, fühlen wir uns nicht erhoben, befriedigt, sondern abgemattet und gebrochen. Ihr Spiel ist weniger ein Kunstgenuß, als eine Kunstausschweifung. Aber wer kann leugnen, daß sie der kalten, conventionellen französischen Tragödie eine Seele eingehaucht? wer ihre außerordentlichen Gaben bestreiten? wer sich ihrem Einflusse entziehen? Ein Londoner Blatt sagte von ihr, sie verstehe es, alle Stufen der Gefühle zu durchlaufen, und so weit sie auch auf der Leiter emporgeklommen, sie werde nie vom Schwindel erfaßt. Das ist nur theilweise wahr. Sie ist unfähig, die sanfteren Regungen des menschlichen Herzens darzustellen. Ihr mächtiges, tiefes Organ ist nicht geeignet dazu. Sie ist majestätisch, aber nicht liebenswürdig. Ihre Sphäre beginnt erst, wo die anderer Schauspieler aufhört. Sie weiß dieß und sucht deßhalb so rasch als möglich über die ruhigeren Scenen hinwegzukommen. Sie soll eitel seyn, aber ich glaube es nicht. Wer seine Schwäche so gut kennt, ist nicht eitel.

In Coventgarden findet heute Abend die lezte Vorstellung statt. Die vergangene Season war für die italienische Oper bei weitem günstiger, als man erwartet hatte. Gye hat nicht nur nicht verloren, sondern sogar, was lange nicht der Fall war, ein beträchtliches Ueberschußsümmchen in die Tasche gesteckt. Die Leistungen seiner Gesellschaft waren ohne Zweifel trefflich, jedoch nicht besser als in früheren Jahren, und sein finanzieller Erfolg in einer Zeit, wie die gegenwärtige, ist darum für viele ein Räthsel. Um das Phänomen zu erklären, müssen wir uns auf das Gebiet der Politik begeben. Wie große Wirkungen oft kleine Ursachen, so haben kleine Wirkungen oft große Ursachen. — Die dießjährige Parlamentssession, die künftige Woche abläuft, war ungewöhnlich stürmisch. Der Krieg fachte die Parteileidenschaften an und drängte wichtige Fragen in den Vordergrund, zu deren Lösung sich die meisten M. P. nicht berufen fühlten. In Friedenszeiten ist es ganz angenehm, als schweigendes Mitglied zu figuriren; aber neuerdings ist dieß eine sehr undankbare Rolle geworden. Den armen Volksvertretern, die von ihres Nichts durchbohrendem Gefühle durchdrungen waren — und sie bilden die überwiegende Mehrheit — wurde es auf ihren Sitzen unheimlich, und als Gye das Coventgardentheater eröffnete, begrüßten sie ihn wie einen Retter, einen Heiland. Ihre Noth war nun zu Ende. In den Opernlogen athmeten sie wieder frei auf, und während die parlamentarischen Hektors und Achilles in wildem Wortkampf um die Palme des Sieges rangen, spreizten sie sich auf den weichen Sammtpolstern als Protektoren der Kunst, und warfen den schönsten der Sängerinnen Blumensträuße und süße Blicke zu. So kam es, daß der Krieg, der andere Theaterspekulanten dem Ruin zuführte, für Gye eine goldene Ernte brachte. Der Leser glaube ja nicht, ich treibe Scherz. Was ich geschrieben, ist die reinste Wahrheit und wird durch verschiedene englische Blätter bestätigt.

Heute vor acht Tagen — den 4. August — fing die Austernsaison an. Die Kinder bauen an diesem Tag Häuschen von Austernschalen und betteln den Vorübergehenden um einen Halfpenny an. Dieses sonderbare

Weggeld wird eine ganze Woche lang erhoben. Was dem Fremden hiebei am unangenehmsten auffällt, ist, daß sich unter den Bettelnden auch gut gekleidete Knaben, offenbar die Söhne wohlhabender Eltern, befinden. Wer England genauer kennt, wundert sich nicht mehr darüber. Wo alles um das goldene Kalb herumtanzt, wo die Ehre eines Weibes ihren Preis hat, wo die Capacität eines Staatsmannes und eines Kriegers nach Pfunden und Pencen abgeschätzt wird, ist es nur zu natürlich, daß auch die Kinder schon vom Heißhunger nach Geld ergriffen sind. Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.

Newyork, August.

Amerikanische Selbstkritik — Das Temperanzgesetz. — Ausstellung der schönsten Frauen. — Die Weiber in Amerika.

Eine der willkommensten Erscheinungen für den über die hiesigen Zustände nach Europa berichtenden Beobachter ist das Auftauchen von Selbstkritik in der angloamerikanischen Tagespresse, um nicht zu sagen Literatur. Besonders sind in Deutschland nicht wenige geneigt, strengen Tadel über das „Land der Verheißung," der von den eigenen Landsleuten ausgeht, auf Rechnung der Persönlichkeit zu setzen, und als Folge ausnahmsweise bitterer Erfahrungen zu betrachten. Die Autorität der trefflichst redigirten Blätter vermag da kein Vertrauen für den Korrespondenten zu erwirken, der für „amerikafeindlich" gilt, so wie es selbst hier zu Lande Leute gibt, von denen gesagt werden muß, sie seyen mit sehenden Augen blind und haschen nach jedem Scheingrund zur Vertheidigung ihrer beschränkten Ansicht. Noch dieser Tage sagte mir ein recht gebildeter Israelit: „Es geht keinem von denen gut, die das hiesige Leben tadeln." Unter solchen Umständen erscheint die Unterstützung gerechter Kritik von Seiten der Englischredenden um so werthvoller, je bekannter die Amerikaverliebtheit und Selbstbewunderung derselben im Allgemeinen ist. So brachte das Hauptorgan der hiesigen Geschäftsaristokratie, der „Courier and Enquirer," in Folge des kürzlich hier gehaltenen deutschen Sängerfestes einen werthvollen Aufsatz, der die rothen Fäden des hiesigen Lebens, in dem sich das der ganzen Union abspiegelt, auf schlagende Weise bloßlegt und daher ganz geeignet ist, meine Anschauungen zu rechtfertigen, was nicht ohne vortheilhaften Einfluß auf die Beurtheilung meiner Mittheilungen seyn kann. Daher möge mir verstattet seyn, jene Selbstkritik hier in getreuer Uebersetzung zu liefern.

„Als unsere Geschäftsmänner gestern oder vorgestern nach ihren Bureaus herabeilten, stießen sie wohl auf einen Umzug von 1000 oder 1500 Männern, meist mit starken Bärten, in breitkrämpigen weißen Hüten. Nach einer hastigen Frage oder einer flüchtigen Verwunderung über den Zweck dieses Umzugs kamen unsere Geschäftsmänner alsbald wieder auf ihre Geschäfte, oder ihre Politik, oder ihre Familienangelegenheiten zurück. Indessen hätte der Umzug wohl etwas mehr Beachtung verdient. Er bestand aus Männern in der Blüthe oder in der Reife ihrer Kraft, zum größten Theil mit dem Stempel der Bildung und des Anstandes auf ihrer äußern Erscheinung. Obschon das Sternenbanner einen hervorragenden Platz unter ihren vielen Fähnlein und Standarten einnahm, so konnte sie doch niemand für landeseingeborene Amerikaner halten, denn ihre Gesichter verriethen selbst dem oberflächlichsten Beobachter ihre Abstammung."

„Aber es war nicht einmal nothwendig, auf die Gesichter zu sehen, um zu erkennen, daß diese Männer nicht auf amerikanischem Boden geboren und groß gezogen waren, denn fast jeder war mit Blumen geschmückt. Sie trugen große Rosensträuße in den Händen und viele hatten Hüte und Röcke mit diesen lieblichen Sinnbildern der Liebe geschmückt. Konnte es etwas Unamerikanischeres geben, als so während der schönsten Geschäftsstunden des Tages mit Blumen geschmückt durch die Straßen zu wallen? Auf den Fahnen waren nur Leyern, die Sinnbilder der Tonkunst, zu sehen, und Trinkhörner die einzigen „Regalien," die man im Zuge bemerkte. Im ganzen Zug war nicht die geringste Andeutung von Nützlichkeitszwecken oder Busineß zu gewahren. Er hatte weder eine politische, noch eine kommercielle, noch eine religiöse Tendenz. Kann es etwas Unamerikanischeres geben? Da waren Männer aus zahlreichen Städten in den Neuengland- und Mittelstaaten der Union, die ihre Geschäfte zu keinem andern Zweck verlassen hatten, als hier eine halbe Woche, mit Blumen bekränzt, in den Freuden des Gesanges und heitern, geselligen Lebensgenusses zu verbringen, Männer — nicht Knaben, fleißige, nüchterne Männer — nicht sich herumtreibende Bummler und Strolche. Kann Etwas in grellerem Gegensatz zu amerikanischen Gewohnheiten stehen, als dieß? Amerikaner können allenfalls Soldaten spielen oder als Feuerleute einen tumultuarischen Umzug halten; — aber wenn tausend „landeseingeborene"

Newyorker, gesezte Männer, Familienväter gar, drei Tage lang, mit Blumen geschmückt, singend, jubelnd, lachend und scherzend umherziehen, sich an schwachem Biere laben, im frischen Waldesgrün den Becher kreisen lassen und den Kelch der harmlosen, tendenzlosen Freude bis auf die Neige leeren wollten, — wahrlich, wir könnten es erleben, daß tausend betrübte Familien bei den Gerichten einkämen, um die Leute für unzurechnungsfähig zu erklären, und daß die Kinder derselben ihnen den *wenigen* Gehorsam aufkündigten, den eben hier Kinder noch ihren Vätern schuldig zu seyn glauben."

„Und doch sind die Deutschen keineswegs ein weniger gebildetes, weniger rühriges und thätiges Volk als die Angloamerikaner. Mögen wir noch so stolz auf unser Erziehungssystem seyn, so bleibt es doch wahr, daß unter den Kaufleuten und Handwerkern in Deutschland sich weit mehr gebildete Männer finden als in denselben Ständen hier, daß in der Fülle des Gedankens und in der Tiefe des Erforschens gesellschaftlicher, wissenschaftlicher und künstlerischer Fragen Deutschland uns sehr weit voraus ist. Die Deutschen, die hieher kommen, bringen fast sämmtlich mehr oder weniger Geld mit und gehören zu unsern fleißigsten und wohlhabendsten Bürgern. Gleichwohl finden sie Alle noch Zeit genug zu unschuldigen und harmlosen Vergnügungen und Erholungen. — Hier ist ein Beispiel, an dem die Amerikaner viel lernen könnten, wenn sie es befolgen wollten. Könnte die Wiederkehr solcher deutschen Feste in unsern eingeborenen Bürgern eben solche Gefühle und Stimmungen erzeugen, wie diejenigen sind, aus denen sie hervorgehen, — wahrlich, das wäre ein „fremder Einfluß," zu dem wir uns von ganzem Herzen Glück wünschen dürften."

„Das triste, freudelose Ansehen des Amerikanerthums ist zu einem so festgewurzelten Charakterzuge unserer Volksthümlichkeit geworden, daß man uns, wenn an nichts anderem, schon *daran* erkennt. Sehr richtig ist bemerkt worden: Wenn es in den Vereinigten Staaten weniger *Elend* gibt, als in andern Ländern, so gibt es doch auch weniger *Glück*. *Wir quälen uns, um zu leben, und leben, um uns zu quälen.* Alle thun wir das, gleichviel ob reich oder arm. Will sich jemand unter uns ganz und gar aus der Welt zurückziehen, gut, das kann er thun; aber so lange er in der Geschäftswelt bleibt, mag er so reich seyn wie Krösus, fühlt er sich gedrungen, mit einer Anstrengung zu arbeiten, als läge es ihm ob, sich und seine Familie vor dem Verhungern zu bewahren. Er befindet sich mitten in der Fluth des „Busineß" und muß mit vorwärts, wenn er nicht von ihr verschlungen oder an öden Strand geworfen seyn will. Wir gehen mit gespannten, beklommenen Gesichtern umher; selbst beim Spaziergange schwebt uns das Busineß vor; gehen wir zu Bette oder stehen wir auf, so ist das allgegenwärtige Busineß dabei; das Busineß verschlingt uns mit Haut und Haar, mit Seele und Leib. Große nervöse Energie, in der wir alle andern Völkern übertreffen, sezt uns in den Stand, Mühseligkeiten zu ertragen und bedeutende Erfolge zu erzielen; aber unsere Körperconstitution ist entartet. Das amerikanische Volk hat weniger von jener symmetrischen Körpergestaltung, die das Ergebniß kräftiger Gesundheit und ebenmäßiger Organisation ist, als irgend ein anderes Volk, das der höheren Race angehört. Wenn unsere fieberhafte Arbeit oder unsere fieberhaften Vergnügungen vorüber sind, klappen wir sofort zu widerlicher Regungslosigkeit, zu abstoßender Schweigsamkeit zusammen, die fast das Ansehen von gehässiger Verbissenheit hat. Während wir wohl im Stande sind, zu Zeiten eine mindestens eben so große Körper- und Geisteskraft zu bethätigen, als irgend ein anderes Volk, und jene zähe Ausdauer besitzen, die uns drängt, in unausgesezter Anstrengung zu verharren, so lange Seele und Leib zusammenhalten wollen, haben wir doch weniger Elasticität der Muskeln und des Geistes, als andere Völker. Wir springen mit einem gewaltigen Anlauf auf ein bestimmtes Ziel los und da sinken wir zusammen, erfolgreich, aber erschöpft, als Sieger, ohne uns des Sieges zu freuen, außer wenn er die Bahn zu einem neuen eröffnet. Ist dieß der Fall, dann ist unsere erschöpfte Energie wie mit einem Zauberschlage wieder hergestellt und wir stürzen uns mit ungeschmälerter Kraft von neuem in den Kampf des Lebens. Wir haben Kraft und Lust zur Arbeit, aber nicht zum ruhigen, unbefangenen Genusse der Freuden des Daseyns."

„Vielleicht würde jeder Versuch, uns in ein anderes Leben einzugewöhnen, hoffnungslos seyn? Vielleicht hat die unerbittliche Natur uns für immer zu dieser freudelosen Selbstquälerei verurtheilt, um uns als Werkzeuge zur Lösung der großen Aufgabe der Neuzeit zu verbrauchen? — Wir glauben das nicht. Wir können uns nicht einreden, daß wir Geringeres vollbringen würden, wenn wir mit heiteren, menschlichen Empfindungen in den lachenden Himmel über unsern Häuptern und auf die duftigen Blumen zu unsern Füßen sähen. Wir brauchten nicht weniger zu arbeiten, wenn wir uns auch mehr vergnügten. Die beständige, systematische Unterbrechung unserer mühevollen Arbeit durch harmlose Erholungen, nicht durch Vorlesungen,] Predigten, Conventikel oder andere „geistige" Vergnügungen, sondern wirklich gemüthliche und gesellige Seelenerheiterung ist in der That unser größtes nationales Bedürfniß. Mehr als alles andere müssen wir lernen *glücklich* zu leben, und wenn unsere deutschen Freunde darin unsere Lehrmeister werden, so sollen sie uns noch herzlicher willkommen seyn."

Das ist allerdings kein Gutachten eines zur Consultation gezogenen tüchtigen Gesellschaftsarztes, allein wir haben jedenfall das, in vieler Beziehung sehr richtige Selbstbewußtseyn eines Patienten ausgesprochen vor uns. Aus solchen Krankenbekenntnissen läßt sich das Uebel, das in einer Verrückung der Lebenspole liegt, ungleich besser erkennen, als wenn man nur aus Berichten von fremden Beobachtern schöpft. Ich erlaube mir daher noch folgende

Einsendung eines Angloamerikaners an die „Newyork Tribune" mitzutheilen, um einer Minderheit gebildeter Nichtdeutscher Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, denen die leider so weitverbreitete Ungezogenheit ein Gräuel ist. Das genannte Blatt brachte am 3. Juli Nachstehendes:

„Ich hatte gestern Gelegenheit, eine so praktische Versinnbildlichung des Spruchs: „Amerika für die (Anglo-) Amerikaner" wahrzunehmen, daß ich sie der Mittheilung werth halte. Eine große Anzahl Deutscher, die zu irgend einem musikalischen Vereine gehörten, kehrten von Stateisland, wo sie an einem Pikník Theil genommen hatten, nach der Stadt zurück. Auf dem Theile des Bootes, wo ich mich zufällig mit meiner Frau und meinem Kind befand, stand auch ein Dutzend hochpatriotischer (Anglo-) Amerikaner. Da sie wahrscheinlich besorgten, daß ihre Superiorität unter einem so großen Haufen von Ausländern nicht bemerkt und gewürdigt werden möchte, trafen sie sofort Anstalten, unzweifelhafte Zeichen von sich zu geben, daß sie wirklich „wahre Amerikaner" von der Klasse Bill Poole's seyen. Ihre erste Demonstration bestand darin, daß sie einem armen deutschen Hausirer eine Cigarrenkiste aus der Hand schlugen. Als er seinen kleinen Vorrath wieder aufgelesen hatte, wiederholten sie das Heldenstück, wobei sie ein in der Nähe sitzendes kleines Kind beinahe in's Gesicht trafen. Die Deutschen ertrugen dieß ruhig, und erst dann, als diese ächten Amerikaner beim Umhertanzen eine deutsche Dame gestoßen und andere in verschiedener Weise insultirt hatten, schickten sie sich an, jenen eine Züchtigung angedeihen zu lassen. Es war nun wahrhaft erfreulich für ein amerikanisches Herz, mit anzusehen, wie rasch unsere tapfern Amerikaner jezt bei der Hand waren, Entschuldigungen und Erklärungen von sich zu geben. Die Aussicht, über Bord geworfen zu werden, war durchaus nicht nach ihrem Geschmacke, und ihre Bestürzung darob war nicht klein."

„Um mich kurz zu fassen, mich ekeln die Ideen an, welche bei so vielen meiner Landsleute über das, was den „wahren" Amerikanismus macht, vorzuherrschen scheinen. Diese Rowdie-(Raufer-)Demonstration ist nur eine geringfügige Probe vom ganzen Geiste dieser gleich Unkraut wuchernden, Know-Nothinglismus genannten Bewegung, so wie er von der Mehrzahl der Mitglieder verstanden wird. Es ist das Streben, die auswärts Gebornen zu unterdrücken und an die Wand zu drängen."

„Kehren wir zu den Rowdies von gestern zurück. Sie ließen einmal über das andere Spottrufe, wie „Lagerbier," „Mix-kum-raus" u. s. w. ertönen, versuchten den Gesang durch ihr eigenes ohrenzerreißendes Gekreisch zu stören und thaten alles Mögliche, um die Deutschen zu insultiren. Diese aber waren großmüthig genug, sie nicht zu züchtigen, obgleich sie zahlreich genug waren, um jene als Frühstück zu verzehren. Wann wird der Tag kommen, wo wir auf ähnliche Nachsicht von Seiten der Angloamerikaner in solcher Lage rechnen können?"

Die Antwort auf leztere Frage hat für ganz Nordamerika eine sehr tiefe Bedeutung, und ließe sich beinahe durch den Rath geben: Gehet vor Allem vom thörichten Grundsatze eurer Mütter ab, die jedem Tadel der Unarten ihrer Kinder das allbeliebte: »the child must have his own will!« entgegensetzen! Man könnte auch sagen: Lehrt und lernt Selbstbeherrschung!

Die starken Befürchtungen in Betreff der Durchführung des sogenannten Temperanzgesetzes, welche ich früher ausgesprochen, haben sich nicht bestätigt. Das Gesetz wird so gut wie nicht ausgeführt. Man fragt sich: geschieht es aus Furcht vor dem Mob, oder in Folge der Bestechung? Der Bürgermeister (Mayor) von Newyork hat in einer Instruktion an seine Polizeibeamten hinsichtlich der Durchführung das Gesetz wahrhaft persiflirt. An mehreren kleineren Orten des Staates Newyork führt man dagegen dasselbe mit aller Strenge durch. Mit Gesetzen sind wir nicht zu curiren, weil wir — ich meine die Volksmehrheit — die Vollstreckung derselben durch die Wahl der Exekutivbeamten in Händen haben. Das wird von vielen gepriesen; allein ich frage: wie sollen da dringend nöthige Reformen, namentlich in Bezug auf sittliche Erziehung für höhere Kultur jemals Platz greifen? Freiwillig werden sich die Menschen, wo sie in der Mehrheit sind, kaum jemals schwere Pflichten selbst auferlegen.

Unser berühmter vierter Juli ist in der gewöhnlichen Weise unter abscheulichem Lärm, nebst Zugabe von Unglücksfällen durch unvorsichtigen Gebrauch von Schießgewehr, Prügeleien, Verhaftungen u. s. w. vorübergegangen, wie man sagt, gemäßigter als sonst, weil Jupiter pluvius einige Abkühlungsmittel der Tollheit sandte. Nachher kamen Tage mit einer Hitze von 26 und mehr Graden Reaumur, so daß eine Menge Fälle von Sonnenstich sich ereigneten, comme à l'ordinaire. Auch die Pest sollte sich bei uns eingestellt haben, wollten einige Blätter vor Kurzem behaupten, bis sich herausstellte, daß es nichts als eine Pustula maligna, ein bösartiger, aber nicht ansteckender Karbunkel war. Man schreibt die Entstehung dem Genuß des Fleisches milzbrandiger Thiere zu, was bei dem gänzlichen Mangel an Sanitätspolizei hier zu Lande leicht möglich wäre. Wir brauchen jezt auch eigentlich keine wirklichen Menschen mehr, ein Mechaniker am Broadway kann uns Copien seines redenden Automaten machen, der für Geld zu sehen ist, und, wie man sagt, die Herrlichkeiten in Barnums Museum vermehren soll. Dieses Raritätenkabinet wird nächstens noch mehr bestürmt werden, als es jüngst bei der „Baby-Show" der Fall war. Barnum hat einen neuen Witz ausgeheckt, welcher »the Queens of America,« unsere Ladies, vollends närrisch machen dürfte. Der Großherr des Humbugs will — so wird versichert — eine Ausstellung der schönsten Frauen Amerikas in seinem Museum veranstalten, leider nur in Daguerreotypen, und es sollen Preise im Betrag von 5000 Dollars ausgesezt werden; 1000 Dollars ist der erste. Um Blutvergießen schon vor der Preis-

vertheilung zu verhüten, sollen männliche Besucher der Ausstellung das Richteramt üben.

Schon lange beabsichtigte ich, Ihnen mitzutheilen, daß man mich von zuverlässiger Seite versichert hat, es bestehe hier in Newyork eine Gesellschaft für praktische Durchführung der Theorie der „freien Liebe." Aber ich kenne das Gefährliche solcher Klatschereien zu wohl, um nicht mit größter Vorsicht zu Werke zu gehen. Jetzt hat sich aber in Ceresco, zum Staate Michigan gehörig, eine solche Gesellschaft des „Fortschrittes" à la K. Heinzen öffentlich aufgethan, zum großen Aergerniß Andersdenkender am Orte. Was die alte Welt an Theorien ausheckt, das hetzen wir hier in der neuen schnellmöglichst durch Abnutzung praktisch zu Tode, und dieß ist eine Seite des hiesigen Lebens, welche dasselbe dem Beobachter ungemein interessant und lehrreich macht.

Wenn vielfach unsere Union als das Eldorado und Utopia des schönen Geschlechts gepriesen wird, so daß wir oft unsere liebe Noth mit frisch eingewanderten Landsmänninnen bekommen, welche sich sehr wundern, wenn sie nicht sofort steinreiche „Amerikaner" als Ehemänner finden; wenn in Europa die Meinung sehr verbreitet ist, daß die „Römer der Neuzeit" den Damen die Erde zum Himmel machen, so läßt sich bedauernd auf eine Menge von weiblichen Selbstmörderinnen hier zu Lande hinweisen. Im Laufe der letzten vier Wochen haben sich in unserer Metropolis der neuen Welt nicht weniger als zehn weibliche Personen, sämmtlich in der Blüthe ihres Lebens, selbst um's Leben gebracht, darunter vier mit deutschen Namen. Man behauptet sogar, daß nicht alle Fälle zur öffentlichen Kenntniß gelangt seyen. Den mit den hiesigen Verhältnissen Vertrauten können diese traurigen Vorfälle keineswegs befremden, vielmehr muß er sich wundern über die menschliche Kraft des Ertragens, namentlich beim schönen Geschlecht. Empfindlicher als die Männer, werden die Frauen weit härter von der rauhen Hand eines trüben Geschicks getroffen; fehlgeschlagene Erwartungen machen viel tiefere Eindrücke bei ihnen, und abgesehen davon, tritt die Gemüthlosigkeit, die Beherrscherin unserer Zustände, einem weiblichen Wesen nothwendig verletzender entgegen, als der gröberen männlichen Natur. Was die Deutschen unter den Selbstmörderinnen anbetrifft, so kommt sicher bei ihnen der unvergeßliche Ausspruch Lenaus durchweg in Anwendung: „Das Vaterland hätt' weicher sie gebettet!" — Der Kampf mit dem Leben ist bei uns ein überaus harter. Wer die Dinge auf die leichte Achsel zu nehmen geneigt und im Stande ist, kommt am besten dabei weg. Daß solches geschieht, dafür spricht ein Rundschreiben, welches von einer Anzahl Mädchen erlassen wurde, die in einer Fabrik des Ostens arbeiteten und sich eine Lohnherabsetzung nicht gefallen lassen wollten, sondern lieber die Arbeit aufkündigten. Das Schreiben lautete:

„Da wir in wenigen Wochen außer Arbeit seyn werden, wünschen wir anderweitige Beschäftigung, gleichviel ob im Westen oder im Osten, im Süden oder im Norden. Wir können einiges leisten, sind keine Faullenzerinnen, aber entschlossen, für niemand, der bezahlen kann, um nichts zu arbeiten. Wer braucht Hülfe oder Gehülfinnen? Wir können Hüte und Kleider machen, Brod und Kuchen backen, stricken und flicken, Strümpfe stopfen, waschen, kochen und braten, buttern, Kühe melken, Hühner füttern, Betten machen, Haus und Küche in Ordnung halten, Feuer machen, Holz spalten, bügeln, abgesehen davon, daß wir merkwürdig große Liebhaberinnen von Säuglingen (Babies) sind. In Wahrheit können wir alles, was von einer sorgfältigen Hausfrau verlangt werden mag, selbst schelten und zanken, wenn's darauf ankommt. In Betreff unserer Zungenbeweglichkeit verweisen wir an unsere Aufseher. Wir sind nicht häßlich, haben schwarze Augen, blaue Augen, hübsche Nasen, braune Locken, bezauberndes Lächeln, sind schön wie Hebe, können singen wie Engel und küssen wie — Mädchen. Genug, wir sind auf dem Markt. Freundliche alte Herren, die gute Haushälterinnen suchen, oder junge Männer, die zu heirathen wünschen, haben da gute Gelegenheit. Besinnt euch kurz, wir sind — wie gesagt — auf dem Markt. Wer bietet?"

Das ist amerikanischer Scherz, mit einer derben Portion ernstlicher Absicht versezt. — Gegenwärtig ist der Gouverneur des Staats Newyork in förmlichen Belagerungszustand erklärt, wegen einer gewissen Henriette Robinson im benachbarten Troy, die als erwiesene Giftmischerin zum Tode verurtheilt ist und nächstens gehängt werden soll, wogegen sich unsere Empfindsamkeit sträubt, weßhalb von allen Seiten Begnadigungsgesuche beim Gouverneur eingereicht werden. Wäre diese Messaline keine Angloamerikanerin, so würde sich niemand um sie kümmern. Ein Blatt in Buffalo, die »Democracy,« befürwortet die Begnadigung ziemlich charakteristisch, wie folgt:

„Zugegeben, daß sie eine absichtliche Mörderin ist, daß sie vernünftigerweise nicht für wahnsinnig erklärt werden kann, soll der Staat Newyork sich durch das Hängen einer Frau entwürdigen? Wir hoffen fest, daß er es nicht thun wird. Wir rufen die Vermittlung der Executivgewalt des Gouverneurs Clark an, das Todesurtheil in lebenslängliches Gefängniß umzuwandeln. Die Verehrung der Frauen zeichnet die Amerikaner vor allem aus und ist ein wesentliches Element für den Bestand einer republikanischen Regierung. Das Geschlecht ist beschimpft durch die viehische Entwürdigung einer jungen Frau, indem man sie mit Gewalt mit einem Strick um den Hals öffentlich aufhängt, bis sie erwürgt ist. Durch die Hinrichtung der Mrs. Robinson kann unmöglich so viel Gutes gestiftet werden, daß die schwere Verletzung unserer Gefühle der Hochachtung den Frauen gegenüber durch einen Akt aufgewogen würde, durch den jene Frau mit den Männern auf Eine Stufe gestellt wird. Der Grad ihrer Schuld ist für uns von keiner Bedeutung; sie ist ein Weib, das ist genug. Es wäre eine Schande für unsern Staat, wenn sie gehängt würde."

Diese Angelegenheit weist auf einen sehr kranken Theil unseres Gesellschaftskörpers hin und das Uebel wird doch immer wieder mit der bekannten „weißen Salbe“ der Staatsquacksalberei behandelt, deren Hauptingrediens aufschneiderisches Selbstlob ist. Gegenüber den 2300 öffentlich gewordenen Nothzuchtsfällen, die vergangenes Jahr in der Union vorkamen, wobei 48 unglückliche weibliche Wesen die Opfer thierischer Rohheit wurden, und gegenüber der Thatsache, daß die Sicherheit des weiblichen Geschlechts nirgends geringer ist als bei uns, nimmt sich solche Großsprecherei sehr sonderbar aus.

Paris, August.

Der Rentenmarkt. — Die Crinoline.

Man konnte sich im Laufe dieses stürmisch heißen Juli in die wildesten, die geräuschvollsten Tage von achtundvierzig zurück denken, und die Zusammenrottungen, die einst so verhaßt waren, die als ein Zeichen gefährlicher Aufgeregtheit angesehen und verfolgt wurden, sind jetzt bei den ruhigsten, den furchtsamsten Kleinbürgern und ihren gleichgesinnten Gemahlinnen ein sehr beliebter Artikel und gelten für eine Bürgschaft des unter den Massen Tag für Tag, wie der Krämer meint, zunehmenden Sinns für Ordnung und für einen Beweis des allgemeinen Gedeihens. — Was diesen Spruchmännern und Fraubasen der Mittelklasse so wohl ansteht, das ist der fabelhafte Zudrang des Proletarierhaufens zu dem Rentenmarkte der Hauptstadt, um sich winzige Rentenfragmente im Betrage von zehn Franken zu verschaffen. Dieß, meint man, werde das Heer der Unbemittelten an der Aufrechthaltung der bestehenden Ordnung betheiligen, sie vor den Launen des Aufruhrs behüten und den Besitzlosen lehren, das gewisse Gut der Aussicht auf bloß möglichen Erwerb durch Umsturz vorzuziehen. In diesen Folgerungen schwelgen alle, die eine ansehnliche Habe zu verlieren haben und jedes Ankertau, das man ihnen in ihrer Angst hinwirft, für eine Diamantkette halten. Es steht einem Schriftsteller wie unser einer nicht an, die Einwendungen zu erörtern, die aus den denkbaren Wechselfällen einer ferneren oder näheren Zukunft zu schöpfen wären; es liegt mir nur ob, die bunte und bewegte Außenseite der Dinge zu beleuchten. Wer der Sternenkunde nicht mächtig ist, der mag die Irrlichter über dem Moore zählen und besingen, aber von dem labyrinthischen Lauf der Sonnen und Monde soll er nicht in gelehrtem Ton und mit wichtigem Gesicht, sondern höchstens wie die Kinder reden. Wo es um menschliche Zustände und Mittel sich handelt, in deren inneres Mark wir nicht eingeweiht sind, da thun wir am besten, zu schweigen. Das mögen wir höchstens in Erinnerung bringen, daß es menschliche Zustände sind, menschliche Mittel, und darum nicht mehr werth, als was überhaupt vom Menschen stammt und den Menschen angeht. Wohl weiß das alle Welt, aber es denkt nicht jedermann daran.

Die kleinbürgerlichen Weisen, die von ihrer Altklugheit nicht an den Gemeinplatz von der Gebrechlichkeit alles Irdischen gemahnt werden und im riesigen Erfolg des Anleihens eine verläßliche Gewähr für die Zukunft ihrer Bankzettel oder ihrer californischen Chatulle sehen, demselben daher rauschenden Beifall spenden, sind weit weniger freigebig mit Lobeserhebungen für die parallele Theilnahme, welche die Pariser um die Wette an die Italienerin Ristori und die Schweizerin Rachel verschwenden. Die meisten derselben leben im festen Glauben, daß letztere nicht in Aarau, wie es die geschichtlichen Zeugnisse aussagen, sondern in Paris, wie es patriotische Eitelkeit verlangt, geboren sey. Nun ist aber zwischen der Einen und der andern eine dritte Heldin aufgetreten und zieht das Augenmerk der schönen Welt von beiden Künstlerinnen, wie auch von der Ausstellung zum großen Theil ab. Sie war vor geraumer Zeit schon dagewesen, verschwand eines schönen Morgens, ward von diesen für gestorben, von jenen für verbannt gehalten, und plötzlich stand sie auf von den Todten oder kam zurück aus transatlantischer Ferne; sie ist wieder die Löwin des Tags, beherrscht den Geschmack, regiert die Gefallsucht, kurz ist das Alpha und Omega der Mode. Sie schreibt sich Crinoline und die Pariserinnen der verschiedenen Stände wetteifern im Gebrauch derselben. Die Crinoline ist, wie wohl in der ganzen Welt Leser und Leserinnen wissen, eine Art gewölbten Harnisches und nach dem Zeugniß des Namens aus der seidenen Mähne edler Rosse mit feiner Art gewirkt. Sie gibt schmächtigen Gestalten eine Fülle, die ihnen die Natur versagt, und da die Töchter Lutetias eher luftig als fleischig und geradezu das Gegentheil der üppigen Venetianerinnen sind, so kann allerdings diese Crinoline ihnen als vortheilhafte Nachhülfe dienen, wenn nur in Anwendung derselben das gehörige Maß gehalten wird. Die Mode ist leider die Feindin alles Maßes.



(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 35. 26. August 1855.

— This hand,
As soft, as dove's down, and as white, as it,
Or Ethiopian's tooth!

Winter's tale.

— All the story of the night told over,
More witnesseth than fancy's images,
And grows to something of great constancy.

Midsummer-night's dream

Shakespeare.

Die kleine Hand.

Novelle von L. D.

1.

Nicht im sanften Hauche der Abendröthe, sondern unter Blitz und Donner ging ein schwüler Sommertag zur Neige, und ein bis zum Sturme entfesselter Südwest übertönte das Brausen der Locomotive, welche einen durch das Unwetter verspäteten Zug einer größern Residenzstadt Deutschlands zuführte. Bald hatte die Schnelligkeit des Dampfes den eilenden Riesen aus dem nächsten Bereich der Gewitterwolken entführt und nur der Wind und ein heftig herabströmender Regen machten sich noch als deren Nachwirkung geltend, als zum Aerger der mit der Route wenig bekannten Reisenden der schrille Signalpfiff noch einmal ertönte und die fliegende Schlange noch einmal ihre Bewegungen hemmte vor dem Erreichen einer Hauptstation, welche für Manche heute das Ziel ihrer Reise war.

Das Stationshaus lag einsam auf einem hoch gewölbten Viadukt, der sich über die Landstraße hinzog, und weder rechts noch links konnte das Auge im Helldunkel des Abends und des Gewitterhimmels die menschlichen Wohnplätze entdecken, welche harrende Passagiere hieher entsandt haben konnten. Aber es waren welche da, und nicht den angenehmsten Weg hatten sie zu machen, bis sie, fast am Ende des ungeheuren Zuges, die vor Wind und Regen schützenden Wagen erreichten.

In einem Coupé der zweiten Wagenklasse saßen, in die vier Ecken desselben gedrückt, vier männliche Gestalten, deren Stellungen hinlänglich bewiesen, wie müde sie des Fahrens und Reisens für heute waren. Dieser Anblick bot sich zwei Damen dar, welche rasch einstiegen, froh das schützende Asyl erreicht zu haben. Nur das Rauschen von seidenen Kleidern konnte den Reisenden verrathen, daß sie muthmaßlich den höheren Ständen angehörten. Ob sie jung oder alt, hübsch oder häßlich waren, blieb in Nacht und Dunkel gehüllt, obgleich die Blicke der vier Gestalten in den Ecken schon aus Langeweile sich zugleich bemühten, den Schleier zu durchdringen. Das Verlangen zu Schauen wurde durch die eventuelle Möglichkeit des Schauens unterstützt, denn an der Decke des Waggons brannte das vorschriftsmäßige Licht; aber es fristete ein jämmerliches Daseyn. Halb ausgelöscht, vom Winde hin und her bewegt, warf es nur matte, ungewisse Schimmer auf die Dinge und

Menschen, die es beleuchten sollte, und ließ sie nur um so geheimnißvoller erscheinen.

Drei der Reisenden waren es auch bald müde, beim Flackern dieses Irrlichtes etwas erkennen zu wollen, was des Erkennens vielleicht gar nicht werth war, und versanken wieder in jene stumme Apathie, die sich nach langer Eisenbahnfahrt so leicht der Betheiligten bemächtigt. Der vierte Reisende, ein junger Professor der Botanik an einer kleinen süddeutschen Universität (wir klären den Leser schneller über ihn auf, als es die ersterbende Wagenbeleuchtung hätte thun können), fühlte nicht minder die Wirkung einer halben Tagreise, der schwülen Luft und einer ziemlich langweiligen Gesellschaft. Das kleine Intermezzo war ihm indessen willkommen. Erst wunderte er sich, wo in aller Welt plötzlich an diesem scheinbar sehr einsamen Ort, zur Abendstunde, Damen auftauchen könnten, und, wie es schien, im Putz. „Möchte doch wissen, ob beide, oder vielleicht Eine dem Mädchen aus der Fremde gleicht!" Aber zur Erfüllung dieses Wunsches war wenig Aussicht vorhanden. Eine der Damen saß neben ihm und bildete nur einen dunkeln Schattenriß; die andere ihm gegenüber genoß etwas mehr von der Wohlthat der Zauberlaterne über ihr, aber noch lange nicht genug, um nur mit einiger Gewißheit entscheiden zu können, ob ihr Haar braun oder blond, ihre Augen hell oder dunkel waren. Je nach den Streifereien des neckischen Lichtes erschien die Nase bald unverhältnißmäßig groß, bald klein, bald war sie gar nicht vorhanden, und vom Munde ließ sich eben so wenig Sicheres erkennen.

Nachdem die Neugierde des jungen Mannes sich an diesem chamäleonartigen Gesichte erschöpft hatte, glitten seine Blicke auf die Gestalt. Diese schien mittelgroß und zierlich, war aber durch die seidene Mantille verhüllt, und das einzige, was seine Aufmerksamkeit noch erregen konnte, war die Hand, welche, wohl der Hitze wegen, vom Handschuh entblößt, unbeweglich auf dem seidenen Kleide lag. Der dunkle Hintergrund ließ zuweilen erkennen, daß sie klein und schmal war, und wenn das flackernde Licht über die schlanken Finger dahin glitt, glichen sie den sammtartigen, langgestreckten Blättern der japanischen Lilie. Der Stein eines Ringes blitzte zuweilen dazwischen wie ein matter Stern, je nachdem ihn ein sekundenlanger Lichtblick traf, und machte das zarte Gebilde nur um so reizender.

War es die Erinnerung an die Lilie, die den Botaniker fesselte, oder sonst etwas, genug, die Blicke des jungen Mannes blieben auf der Hand haften und ergötzten sich daran, wie sie bald im Dunkel verschwamm, bald wieder dämmernd wie der Mond aus einer dunkeln Wolke hervor trat. Er konnte dieß um so ungestörter thun, als die Besitzerin der Hand ihn gar nicht beachtete und nicht minder stumm als die übrige Gesellschaft nur zuweilen zu dem phantastischen Lichte über ihr ihre Augen erhob, die dann groß und dunkel erschienen. Endlich gab ein Pfiff das Zeichen, daß man sich einem Theil des Zieles nahe, und riß den jungen Mann, Gustav Welden, aus seinem träumerischen Anschauen.

„Nun," dachte er, „werden mich wohl die Laternen der Halle belehren, welchem Blendwerk ich seit einer Viertelstunde meine Betrachtung widme, mögen sie nun aussteigen oder nicht." Daß lezteres geschehen würde, ward indeß aus den Bewegungen der Damen ersichtlich, aber — Gustav hatte sich verrechnet. Der Gang des Zugs ward ruhiger, endlich stand er ganz still, aber es blieb dunkel wie zuvor und die neben ihm sitzende Dame sagte: „Mein Gott, der Zug ist so groß, daß er nicht ganz unter die Halle fahren kann; wir müssen hier einen zweiten Sprung machen." Ehe noch jemand antworten konnte, riß der Condukteur die Thüre auf und forderte die nicht weiter Reisenden auf, auszusteigen. Dieß war jedoch wirklich eine schwierige Sache. Der Regen goß fortwährend in Strömen herab und gute Springer mußten es seyn, die da heraus wollten, denn erst etwa drei Fuß unter dem Wagentritt war fester Boden zu finden. „Wie werden wir da heraus kommen?" sagte abermals die Dame, welche zuerst gesprochen und die dem Ausgang zunächst stand. Gustav besann sich nicht lang, er sprang heraus, stellte sich neben die Thür und mit seiner und des Condukteurs Hülfe stand die vorderste Schöne bald glücklich auf festem Grunde. Nun kam die andere; sie reichte dem Condukteur die eine, Gustav die andere, die so lang betrachtete Hand und glitt so flüchtig zwischen diesen beiden Stützen zur Erde, daß er wenigstens hoffen durfte, keiner sechzigjährigen Schönen diesen Ritterdienst erwiesen zu haben. Aber wie war ihm denn, als die kleine, weiche Hand so ruhig in der seinen lag, leicht wie ein Blumenblatt, mild erwärmend wie der erste Strahl der Frühlingssonne! Er konnte sie nicht los lassen, wie mit magischer Gewalt blieben seine Finger darum geschlossen, als sie sich schon zum Gehen wandte. Sanft zog sie nun ihre Hand aus der seinigen, flüsterte mit angenehmer Stimme ein freundliches: danke Ihnen! und war mit ihrer Begleiterin verschwunden.

Gustav stürzte ihnen nach, er glaubte noch zu sehen, wie sie in einen Wagen stiegen, und dahin war der Traum einer Viertelstunde, eine Phantasmagorie, welche die Eisenbahnen, die man so gern und mit gewissem Unrecht die prosaischen nennt, so tausendfach hervorzaubern. Einen Augenblick besann sich Gustav, ob er weiter reisen, oder die Spur der Damen, die ihn

plötzlich so lebhaft interessirten, verfolgen solle. Verfolgen — aber wie? Die ganze Thorheit eines solchen Beginnens durchzuckte ihn, und fast beschämt über sich selbst, drückte er sich wieder in seine Wagenecke, um nach einer weiteren halben Stunde sein heutiges Ziel in jener bedeutenden Handelsstadt zu finden, in welcher die Eisenbahnnetze, die Nord- und Süddeutschland verbinden, in einander laufen. Dort wollte er mit einem voraus geeilten Freund zusammentreffen zu einer Fußwanderung durch die lieblichen Thäler des Taunus, die gerade um diese Zeit in ihrem schönsten Schmucke, dem reichsten Wiesenflor, erblühen und dem Botaniker manche interessante Ausbeute versprachen. Der unsrige dachte aber jezt weder an Kryptogamen noch an Phanerogamen, sondern sah in wachem Traume noch immer die schmale, feine Hand vor sich, die seine Blicke gefesselt und deren Druck er empfunden hatte. Das tückische Licht war nun ganz erloschen und die völlige Dunkelheit begünstigte die Phantasiemalereien unseres schwärmerischen Professors, der die zarten Finger noch immer zwischen den seinigen zu halten meinte.

2.

„Du bist ein Narr!" werden unsere Leser mit Gustav Weldens Freund, dem wohlbestellten Professor der Anatomie zu F., Eugen Boden, ausrufen, wenn sie erst den Grund dieses zarten Compliments erfahren haben. Die beiden Freunde lagerten an einem sanften Abhang des niedern, in die Ebene vorspringenden Bergrückens, auf dem die Ruine S., zur Zeit der Raubritter und Wegelagerer ein gefürchteter Name, täglich mehr in Schutt und Trümmer zerfällt. Sich abwendend von diesen fossilen Resten der Feudalzeit, schweifte ihr Auge hinaus auf die Thäler und Höhen, welche die ewig junge Natur hier auf's neue in ihr lieblichstes Gewand gehüllt hatte. Wer es nicht gesehen, hat keinen Begriff vom Blumenschmelz, welcher um diese Zeit die Wiesen des Taunus in einen Teppich verwandelt, dessen Farbenpracht alle Werke der Kunst weit überstrahlt. Von zahllosen kleinen Bächlein durchschnitten geben sie unzähligen Orchideen die üppigste Nahrung, und in allen Schattirungen des Regenbogens erblüht die duftige, zierliche Blume auf dem saftigen Stengel, der sich hoch über die rings anschwellenden Gräser erhebt. Die Königin unter der bescheideneren Wiesenflora, war sie es vornehmlich, die den jungen Botaniker gelockt, und gefüllt mit den seltensten Exemplaren derselben lag seine Pflanzentrommel neben ihm. Er selbst schaute träumerisch hinauf in die Wipfel eines zahmen Kastanienbaums, der seine breiten Aeste über ihm ausstreckte und nicht vereinzelt dastand; ein ganzes Wäldchen dieses anmuthigen Baums zog sich zerstreut an den grünen Abhängen hinab. Seltsam contrastirte das matte Hellgrün der erst im Entfalten begriffenen Blätter mit dem dunkleren Laub der umstehenden Obstbäume, und ließ so die Kinder des Südens nur um so malerischer hervortreten. Der tiefblaue Himmel, der das ganze herrliche Bild überwölbte, gab ihm vollkommen den Reiz einer italienischen Landschaft, und so linde Lüfte wehten, als kämen sie eben vom Mittelmeer und wollten mit freundlichem Kosen die Kastanien ermuthigen, alle Knospen zu sprengen und das federartige Laub vertrauend hervorsprießen zu lassen.

Und wie nahm sich denn der Mensch aus, inmitten dieses harmonischen Bildes voll Frieden und süßer Schönheit? Wer dieß einmal zu schauen vermöchte mit dem unbefangenen Blicke des Schöpfers! Doch möge kein Auge beleidigt werden beim Anblick unseres Freundes Eugen, der lang ausgestreckt auf dem weichen Rasen lag und wenigstens eine Million armer Grashalme und unzählige Schlüsselblumen durch das mächtige Embonpoint seiner Gestalt zu Boden drückte. Da er eben nicht groß war, trat die hier angedeutete Eigenschaft um so auffälliger hervor und das breite, vollkommene Gesicht paßte vortrefflich zu der stämmigen, corpulenten Gestalt. Unter der breiten Stirne lagen ein Paar braune Augen, in denen es fortwährend von Spott, Muthwillen und Schelmerei blizte. Der breite Mund hielt, was die Augen versprachen, und floß beständig über von Witz und Neckereien. Das runde Kinn vollendete das Bild des genialen Lebemannes, dem nichts über eine leckere Tafel und einen guten Spaß geht. Wer da glaubt, die Wissenschaft vertrage sich nicht mit diesem Zug zum Lebensgenuß, irrt gewaltig. Die Zeit der Fauste, die in dunkler Kammer über die Gesetze des Lebens und der Natur brüteten, ist vorüber; die laute Welle des Lebens rauscht dicht neben dem geheimnißvollen Born der Wissenschaft, die nicht mehr schroff und einsam auf steiler Höhe blüht, und Eugen Boden war am Anatomietisch eben so tüchtig wie an der Wirthstafel, und seinem Seciermesser und seinem geistvollen Vortrag folgten die Augen und Ohren der Hörer mit gleicher Begierde.

Wie das Ungleichartige sich oft am liebsten zu einander gesellt, so hatte er sich an Gustav Welden angeschlossen. Dieser war sein gerader Gegensatz. Schlank gebaut, die Stirne von hellbraunen Locken umflogen, in den stillen, blauen Augen ein träumerisches Hinstarren, der kleine, weiche Mund oft von einem ernsten Lächeln umschwebt: so verrieth sein ganzes Aeußere auf den ersten Blick den tiefsinnigen Mann, das mehr

ideale Streben, die Abneigung gegen das laute Geräusch des Lebens. Er paßte vortrefflich für seinen Beruf und dieser für ihn. Von frühester Jugend daran gewöhnt, einsam in Berg und Wald herumzustreifen, halbe Tage lang einer seltenen Blume, einem Schmetterling nachzujagen, wandte er sich sehr natürlich dem Studium der Naturwissenschaften und vorzugsweise dem der Botanik zu, welches ihn nach mühsamen Untersuchungen doch fortwährend wieder hinaus in's Freie rief. Ziemlich unabhängig in seinen Vermögensverhältnissen konnte er um so ungestörter seinem Lieblingsstudium nachleben und begnügte sich verläufig gern mit der wenig einträglichen, aber ihm ganz zusagenden Stellung eines außerordentlichen Professors der Botanik an der kleinen Universität im reizenden Breisgau.

Eugen war es wohl zufrieden, als sein Freund ihm vorschlug, ihn auf einer seiner gewöhnlichen Ferienfußwanderungen zu begleiten und für einige Tage die Menschenleiber über den zärteren Blumenleibern zu vergessen. Die Fußwanderung hatte begonnen und wir finden sie gerade in dem Moment, wo es disharmonisch genug zwischen Vogelgezwitscher und Blumengeflüster aus Eugens Munde erscholl: „Du bist ein Narr!" nachdem er in staunender Verwunderung eine Zeitlang darüber nachgedacht hatte, wie ein vernünftiger Mensch auch nur zwei Minuten lang über ein so unbedeutendes Abenteuer nachsinnen könne, als das war, welches Gustav ihm eben mitgetheilt hatte, und das nichts anderes als seine Begegnung auf der Eisenbahn betraf.

Gustav richtete sich halb empor, sah den Freund an und sagte lächelnd; „Du magst recht haben, aber daß ich ein solcher Narr bin, wußtest du ja schon lange. Ich hänge gern meinen Träumen und Phantasien nach, und wo wäre dieß mehr erlaubt, als unter diesem blauen Himmel, unter diesen grünenden Bäumen? Laß mich immerhin denken, ich hielte die kleine, weiße Hand noch zwischen der meinen, drückte sie an meine Lippen, fühlte ihren Gegendruck — kann es eine unschuldigere Freude geben?"

„Nein, das ist mehr als Träumerei, das ist baare Thorheit!" rief der andere ungeduldig. „Seit zwei Tagen redest du fast kein Wort, läufst an den prachtvollsten Pflanzen vorüber, und ich muß mich bücken und sie für dich pflücken, damit wir doch nicht ganz umsonst in der Welt herumziehen." — „Was deinem breiten Rücken wohl bekommen möge," erwiederte Gustav lachend. „Aber warst du denn noch nie verliebt, daß du mir diese kleine Schwärmerei so mißgönnst, daß es dich in Harnisch bringt, weil ich noch zwei Tage lang an die Dame meines Herzens denke?" — „Nein, es wird immer toller!" rief Eugen. „Nun ist sie schon die Dame seines Herzens, weil sie muthmaßlich, nur muthmaßlich ein paar weiße Hände hat, die vielleicht einer Putzmacherin oder Schauspielerin angehören! Mir wäre dieß nun freilich völlig einerlei, in so fern sich Jugend und Schönheit damit paarte, aber du Unschuldsmensch, du eingefleischte Solidität, du würdest bei dieser Entdeckung vor ihr flüchten, wie vor dem bösen Feind."

„Wer weiß!" sagte Eugen halb im Ernst, halb im Scherz, „wer weiß! der magnetische Zug in meiner Hand war so stark, der elektrische Strom fuhr so schnell und gewaltsam durch mein Herz, daß ich mich vielleicht selbst entschließen könnte, eine Schauspielerin oder Putzmacherin an den Altar zu führen, wenn, ja wenn —"

„Wenn die Schöne erst aufgefunden wäre," rief Eugen. „Ja, siehst du, wäre dazu die geringste Hoffnung vorhanden, so ginge ich mit dir bis an's Ende der Welt, nur um des Spaßes wegen, und um zu erleben, daß eine fünfzigjährige Huldin, die beinahe deine Großmutter seyn könnte, der Zitteraal war, der deine Nerven und dein Blut so in Wallung brachte, oder eine so wunderbare Schönheit, daß bei ihrem bloßen Anblick dein ganzer magnetischer Schwindel zu Eis erstarrte. O, nur eine kleine Spur, damit ich dir beweisen könnte, welche Bewandtniß es mit deinem vielgerühmten und längst erwarteten Zug des Herzens hat! Aber selbst wenn die „Schönhändige" da vor uns stünde, würde dein blödes Auge sie ja gar nicht erkennen; oder vertraust du auch hierin abermals auf deinen Zug des Herzens?"

„O," rief Gustav feurig, „noch nach hundert Jahren würde ich den Druck dieser Hand wieder erkennen, wie die zarten Finger sich um die meinen schlossen, als sie ihr zur Stütze dienten! Spotte, so viel du willst, dieß bleibt sicher, diese Hand würde ich unter Tausenden wieder heraus fühlen."

„Dann weiß ich dir keinen bessern Rath, als nach D. zu reisen und dort allen Frauenzimmern, jung und alt, groß und klein, die Hand zu drücken, vielleicht findest du die Rechte. An komischen Verwicklungen wird es dabei auch nicht fehlen Aber dieß Eine sage ich dir, wenn ich mich je verheirathe, dann rührst du mir die Hand meiner Frau nicht an."

„Nun, lasse es nur gut seyn," sagte Gustav, „du nimmst die Sache ganz gegen deine Gewohnheit viel zu ernsthaft. Du weißt, daß ich von jeher eine Passion für schöne Hände hatte und mit wahrem Vergnügen die Abhandlung von Carus über diesen Gegenstand studirt habe. Ich habe mich seitdem daran gewöhnt, den Menschen beinahe eher nach den Händen, als in das Antlitz zu sehen, um mir daraus eine Idee über ihre Wesenheit zu abstrahiren. Nun kann ich dich

versichern, daß meine Unbekannte, wenn mich anders das Irrlicht nicht allzu grausam täuschte, eine der ausgeprägtesten seelischen Hände hatte, welche ich noch gesehen habe, und die Berührung derselben erweckte in mir die sonderbarsten und weichsten Empfindungen."

„Seelische Hände! Unsinn!" unterbrach ihn Eugen; „schöne Hände sind schöne Hände, und damit fertig. Ich sehe auch eine zarte, weiße Hand lieber als eine große, rothe, aber Systeme darauf zu bauen, ist abgeschmackt. Gehe mir nun vollends zu den Phrenologen über, dann ist's mit unserer Freundschaft zu Ende. Von den Klopfgeistern bist du wohl auch schon angesteckt, nach allem zu schließen, was du mir vorhin von elektrischem Strom, magnetischen Empfindungen u. s. w. vorgefaselt hast."

„Bah," lachte Gustav, den die üble Laune des Freundes aus seiner Träumerei aufgerüttelt und heiter gestimmt hatte, „so weit wie unsere Herzensansichten gehen unsere wissenschaftlichen Wege doch noch nicht auseinander. Du bist im Stande, dir eine Frau durch die Zeitung zu suchen, ich denke, die meinige käme für mich direkt vom Himmel herab; ich glaube an die Zauberkraft der Liebe, welche die Herzen oft auf die wunderlichste Weise zusammen führt; du betrachtest, ganz im Geiste unserer Zeit, die Ehe wie ein Geschäft. Doch dieß soll unsere Freundschaft keineswegs stören. Von der kleinen Hand erzähle ich dir nichts mehr, gehe auch nicht nach D., um sie unter tausenden herauszusuchen, aber ganz leise und heimlich halte ich sie an mein Herz gedrückt und warte —" — „Bis an den jüngsten Tag!"

„Wer weiß, bis an den jüngsten Tag!" rief Gustav neckisch. „So lange dieses Gefühl frisch in mir bleibt, brauche ich kein anderes. Aber jezt komm', meine Kehle lechzt nach Erquickung auf das lange Geschwätz, und wie?" fuhr er fort, indem er sich im Aufstehen verwundert umsah, „muß ich heute der Mahner dazu seyn? Das erstemal im Leben vielleicht!"

„Gott Lob und Dank, daß du wieder auf eine vernünftige Idee kommst," sagte Eugen aufspringend, nachdem er sich noch einigemal im Grase ausgestreckt und gedehnt hatte. „Vorwärts! und alle Sammtpfötchen der Welt sollen leben! Aber von der deinigen will ich nun nichts mehr hören!"

Es ist nicht unsere Absicht, die Freunde auf ihrer weiteren Wanderschaft zu begleiten. Genug, daß sie beide, vollkommen befriedigt davon, zu ihren gewöhnlichen Berufsbeschäftigungen zurückkehrten. — Gustavs kleines Abenteuer wurde nur noch vorübergehend scherzhaft erwähnt und war nach wenigen Wochen von Eugen fast vergessen, der, an die phantastisch träumerischen Neigungen seines Freundes gewöhnt, immer neue Gelegenheit fand, kleine Züge dieser Art an ihm zu geißeln, und darüber die alten vergaß.

Mit Gustav war es anders, er rief sich gern und oft die süße Empfindung jenes Abends zurück, und die Leser mögen sich darüber nicht allzu sehr wundern: dieses träumerische sich Zurückversetzen entsprang ganz folgerichtig aus seiner innersten Natur. Die romantische Ader im Menschenherzen pulsirt unaufhaltsam fort, im einen mehr, im andern weniger, und gerade die jetzige Herrschaft des Materialismus ist bei den einzelnen oft am wenigsten dazu geeignet, sie zu zerstören. Gustav nun besaß im täglichen Leben ganz den klaren Blick des Mannes, wie unsere Zeit ihn braucht. Er erkannte hinter den positiven, materiellen Strebungen der Wissenschaft den tiefen, geistigen Gewinn. Er sah das immer mehr hervortretende Zusammengreifen der zu Tage geförderten Wahrheiten, sah mit freudigem Staunen, wie die Riesenschritte der Wissenschaft immer dringender, immer gewaltiger in die socialen Zustände eingreifen und Anschauungen erwecken, Gesichtspunkte aufstellen, die noch vor wenigen Jahrzehnten erst wie blasse Sterne am Horizont des Fortschritts erschienen. Der Kampf mit der Materie, das Ablauschen und Abzwingen ihrer Gesetze und Geheimnisse, die Dienstbarmachung derselben auf den Wegen der Industrie und des Handels war für ihn ein erhebendes Schauspiel. Es erschien ihm dieß nicht, wie so vielen, als Unterwerfung unter die Herrschaft der Materie, sondern als Bekämpfung, als Unterjochung derselben. Er erkannte im Gelde nicht den Herrn, sondern den Knecht unserer Tage, der ewige Besitzthümer an's Licht fördert.

So wirkte er unablässig und mit freudigem Muthe auf dem Boden seiner Wissenschaft. Sie war ja nicht mehr eingezwängt in die starren Formen der Classifikation, sie war ein lebendiges Glied geworden in der großen Kette der zusammenwirkenden Kräfte, und Hand in Hand mit der großen Schwester Chemie durfte sie hoffen, der Cultur des Bodens bald neue Gesetze vorzuschreiben. Sein Geist also fühlte sich befriedigt und erhoben, und in weiterem Sinne auch sein Herz. Aber die Menschenbrust beherbergt neben dem großen, gewaltigen Herzen, das der ganzen Menschheit schlägt, noch ein kleines, ganz individuelles, dessen Streben allein dahin geht, die Eine Brust zu beglücken, in der es zitternd pocht. Und dieses Herz empfindet oft bitter genug den Jammer des täglichen Lebens, den Lärm des ewigen Ringens und Strebens, die kalte Theilnahmlosigkeit, die ihm auf jedem Schritt begegnet. Es will sein kleines, beschränktes Glück für sich selbst, ein

Hüttchen auf grüner Flur, eine Spanne Landes, die ihm allein gehört und auf der es seinen Altar baut. Je tiefer die Menschenbrust für das Wohl der Menschheit empfindet, je sehnsüchtiger ist ihr Drang nach einem kleinen Theil der möglichen Befriedigung, aus deren Boden die Seele neue Kraft und Thatenlust zieht. So fühlte Gustav und mit ihm empfinden es Tausende und aber Tausende, die nach außen mit demselben ruhigen, überzeugten Blick in die Wirbel unserer gewaltigen Zeit hinab sehen.

Und hier, im Suchen nach diesem Glücke war es, wo seine träumerische Natur ihr volles Recht zurückforderte. In's Mysterium der Liebe sollte ihm die kalte Hand der Wirklichkeit nicht eingreifen, dort wollte er ahnen und nicht schauen. Wie eine goldene Wolke sollte die Liebe sich auf sein Herz herabsenken und ihn dem Irdischen entrücken; ein willenlos Besiegter wollte er zu ihren Füßen liegen, aber nicht suchen — um Gotteswillen nicht suchen nach dem, was wie ein heiliger Wetterstrahl in seine Seele fahren sollte. Je klarer er in der Wissenschaft sich dem Leben zuwandte, je zäher hielt er an diesen ersten Jünglingsschwärmereien, an dem von seinen praktischeren Freunden längst überwundenen Standpunkt fest. Auf diesen einen Punkt hatte sich die ganze unterdrückte Schwärmerei seines Wesens concentrirt, hier hoffte und verlangte er poetische Erfüllung, während alles andere in ihm sich dem Bedürfniß seiner Zeit und seines Berufs gefügt hatte.

Nun sollte man sich billig wundern, daß ein so gestimmtes Herz nicht schon lange den Gegenstand seiner Träume gefunden, aber die Ironie des Schicksals traf ihn. Eine flüchtige Jugendneigung abgerechnet, die fast noch in die Knabenzeit fiel, fühlte er sich nur auf Momente hie und da angezogen. Der Zauber eines schönen Auges, einer lieblichen Gestalt machte sich bei ihm so gut wie bei andern geltend, aber eben weil er nur durch die Phantasie wollte gefangen werden, stand sein Verstand ihm selber unbewußt ewig auf der Lauer und zersezte im voraus jeden tiefen Eindruck.

Außerdem war auch Gustav schwer zu befriedigen, sein wirklich rein und ideal gestimmtes Herz konnte nur durch das wahrhaft Hohe und Schöne gerührt werden; aber, wir wissen es ja alle, dieses findet sich eben nicht häufig und seine Begegnungen mit dem weiblichen Geschlecht gingen alle so platt und prosaisch ab, die jungen Damen waren alle so freundlich und lächelnd, so Eine wie die Andere. Die Romantik der Liebe wollte dem romantisch Suchenden nicht lächeln und er fühlte dieß schmerzlich und tief.

So ward der Mann äußerlich beinahe zum Weiberfeind; er hielt sich mehr zu den gebildeten Frauen mehrerer seiner Freunde und Collegen, und alle Bemühungen derselben, ihn für diese oder jene Heirath zu stimmen, scheiterten an der kühlen Ruhe seines Herzens. Die Gegengründe, welche er geltend machte, erwarben ihm bald genug den Namen eines Schwärmers und er ließ es sich lächelnd gefallen, wenn man ihn so nannte. Bei den Frauen nüzte ihm dieses Prädikat am Ende eher, als daß es ihm schadete, und die Männer schäzten ihn darum nicht minder als Gelehrten und Mann von Geist und Charakter. Was Wunder nun, daß dieses Herz, so spröde und doch so zerbrechlich, weil ja jede Stunde den erwarteten Glockenton anschlagen konnte, unter dem Druck der kleinen Hand zerbrach und mit unendlichem Sehnen dem Verlangen nachhing, die zu schauen, der sie angehörte! Eben weil dem Verstand hier jeder Anhaltspunkt fehlte, konnte die Phantasie um so mächtiger wirken, sie zauberte ihm die lieblichsten Bilder, die wunderlichsten Verkettungen vor die Seele, und es ward ihm zulezt fast zur fixen Idee, daß dieses ahnungsvolle Räthsel sich noch einmal in wunderbarer Weise für ihn entwickeln würde. Damit schien denn sein Herz jedem neuen Eindruck völlig verschlossen, mit einem gewissen Behagen empfand er den ruhigen, sanften Zauber, der ihn umfloß, und wer konnte ihm am Ende das Recht bestreiten, sich öfter selbst zu wiederholen: „So lange dieses Gefühl frisch in mir bleibt, brauche ich kein anderes.“

3.

Auf dem Schloßberge, an dessen Fuß die freundliche Universitätsstadt sich lehnt, war eine kleine heitere Gesellschaft versammelt. Den Mittelpunkt derselben bildete eine junge Dame von mehr anziehender, als gerade reizender Persönlichkeit. Der schönste Schmuck, welcher Auguste Wieland zierte, war ein auffallend klares und ausdrucksvolles Auge, dessen Schimmer, besonders wenn sie im Sprechen sich belebte, einen so seltsamen Zauber um sie ergoß, daß man gerne vergaß, daß die Natur sie zwar liebevoll, aber nicht gerade verschwenderisch bedacht hatte. Es war aber auch in ihr ein tiefes, geistiges Leben und der Blick ihres dunkeln Auges erschien als der treue Spiegel desselben. Etwa vierundzwanzig Jahre alt, hatte sie schon frühe des Lebens Schattenseiten neben seinen Lichtblicken kennen gelernt, und zwar genug davon, um ihr Gemüth zu reifen, ihrem Charakter Festigkeit zu verleihen, aber auch nicht so viel, um ihrem Geiste seine frische, bewegliche Heiterkeit zu rauben. Diese Vereinigung von fast kindlichem Scherz und Ernst machte sie überall zum gern gesehenen Gast, und mit Ungeduld hatte man sie schon seit mehreren Monaten

in F. erwartet, wo eine ältere Freundin von ihr, die Gattin des Professors P., ihr ein treues, liebendes Herz bewahrte. Endlich war sie da, und eben jezt ruhte ihr Auge in stiller Freude auf dem reizenden Panorama, welches sich weit umher ausbreitete.

Freund Eugen saß neben der liebenswürdigen Auguste auf einem bemoosten Felsstück und würzte den Naturgenuß durch lustige Bemerkungen, fortwährend bemüht, wie er selbst sagte, dem allzu großen Enthusiasmus, sobald er sich regen wolle, die Flügel zu beschneiden. Doch brauchte er dieß bei seiner Nachbarin nicht zu fürchten; eine leidenschaftliche Verehrerin der Natur, war sie doch selbst zu natürlich, um derselben mit dem gewöhnlichen „göttlich, entzückend, himmlisch" ihren abgeschmackten Tribut darzubringen. Sie begnügte sich gewöhnlich mit dem bloßen Schauen, und wenn sie heute zuweilen in die abgedroschene Naturerstase zu gerathen schien, so war es nur, um ihren Nachbar zu necken und zu spaßhaften Erwiederungen anzureizen.

„Dieß ist wirklich wundervoll!" rief auf einmal Auguste die einige Minuten lang in stilles Anschauen versunken dagesessen, und der Ernst im weit geöffneten, strahlenden Auge bewies, daß sie dießmal nicht aus Schelmerei in den enthusiastischen Ausruf ausbrach. Der Anblick zu ihren Füßen rechtfertigte ihr Entzücken. Die Sonne war bis an den äußersten Rand des Horizonts vorgerückt, und ihr feuriger Ball schwebte eben über den bläulichen Linien der Vogesen, die sich auf dem Hintergrund des Himmels sanft abzeichneten. Und als sey es der Sonne leid, die Erde zu verlassen, ohne ihr den lezten und schönsten Abschiedsgruß zu senden, flammte sie noch einmal auf in rothen, mächtigen Gluthen. Durch die Bogen und Fenster des Münsters fluthete das glühende Licht, und als wolle auf einen Moment der Geist sichtbar werden, welcher einst in andächtiger Verzückung diese Hallen gewölbt, diese Mauern gethürmt, so leuchtete das ehrwürdige Monument einer hinabgesunkenen Zeit, wie von einem inneren Lichte verklärt, in strahlender Helle. Die niedern Dächer der Stadt streifte der Gluthblick nur mit einem schwachen, rosigen Schimmer als matte Folie, und Auguste hatte Recht, als sie ausrief: „Liegt der Dom nicht vor uns wie ein prächtiger Edelstein, dem dieses ganze weite Land, diese Stadt, diese Berge und grünen Ebenen nur zur Fassung dienen sollen — die Natur dem Werke des Menschengeistes?"

„Gemach, mein Fräulein!" erwiederte Eugen. „Wenn der Sonnenuntergang Sie zu sehr afficirt, dann denken Sie an Heine und das Fräulein vom Meere." — „Ich brauche nicht an Heine zu denken," sagte Auguste, „ich habe den Spötter schon neben mir. Aber stille!" sezte sie hinzu und deutete mit aufgehobenem Finger rückwärts.

Alle schwiegen und lauschten. Von einer kleinen, mit Gebüsch bedeckten Erhöhung hinter ihnen, von der die Aussicht noch freier war, erscholl eine kräftige Männerstimme und sang in ausdrucksvollen Tönen des Schäfers Abendlied. Unter dem Gesange verbleichte und erlosch das glühende Bild; die Sonne sank hinter die Berge, und als die lezten Töne des Liedes verklungen waren, bedeckte nur noch jener bläuliche Duft, welcher der Abenddämmerung vorangeht, die Gegend.

„Meine Herrn und Damen, die Schnupftücher heraus!" rief Eugen, der geschworene Feind jeder gehobenen Stimmung, mit starker Stimme und brachte mit affektirter Geberde das seinige an die Augen. Aber dießmal belächelte ihn niemand, als er sich selbst; der Moment war kein gemachter, sondern ein wirklich schöner und ergreifender, und keines der Anwesenden empfand dieß tiefer als Auguste, welche sich etwas unwillig von dem immer lustigen Nachbar abwandte.

„Dieß war Weldens Stimme, ganz gewiß!" sagte nun Marie, Augustens Freundin; „er singt das Lied oft und gern. — Aber warum ist er denn nicht mit uns gegangen?" wendete sie sich fragend gegen ihren Mann. — „Er wußte es wohl selbst nicht recht," erwiederte dieser. „Irgend eine Blume blüht auf irgend einem Berg und diese mußte er holen."

„Er wird jeden Tag weniger zugänglich," sagte Eugen; „das Blumenholen wird bei ihm nachgerade zur Manie." — „Dies ist ja auch nur ein Vorwand für ihn, um draußen ungestört umherschweifen zu können," erwiederte Marie eifrig, „und gerade sein tiefer Sinn für die Natur macht ihn zu dem weichen und liebenswürdigen Menschen, den mein Mann und ich hoch schätzen."

„Ja, ja, meine liebe Frau Professorin," rief Eugen, „wir wissen, daß Freund Gustav sich Ihrer ganz besondern Huld, wie fast der aller Damen zu erfreuen hat. Schade, daß er so wenig Nutzen davon zieht," sezte er halb leise hinzu, und dann zu Auguste gewendet, fragte er: „Kennen Sie Herrn Professor Welden?" — „Wir wechselten gestern einige flüchtige Worte mit einander, als ich ihm bei meinen Freunden vorgestellt wurde," lautete die gleichgültige Antwort. — „Können Sie schwärmerische Männer leiden, mein Fräulein?" fuhr Eugen fort. — „Nicht sehr, sie müßten denn sehr genau wissen, wofür sie schwärmen." — „Nein, Sie dürfen dieselben gar nicht leiden können, Sie sind viel zu gescheidt dazu. Ich habe Sie zwar vorhin etwas in einer sentimentalen Stimmung gestört, aber das

kommt bei Ihnen gewiß nur auf Augenblicke. Sie sind verständig, realistisch, Sie sind ganz nach meiner Art, gestehen Sie es nur selbst."

Auguste hatte ihm lächelnd zugehört; sie sah ihn nun eine Minute lang forschend an, schüttelte leise den Kopf und sagte: „Einigermaßen ja, aber nicht so ganz, wie Sie glauben, ach nein, noch lange nicht!" — Sie bemerkte den pfiffigen Blick nicht, mit welchem Eugen sie von der Seite betrachtete.

Nahende Schritte wurden hörbar und heraus zwischen den Büschen trat eine schlanke Männergestalt, in der wir sogleich Gustav Welden erkennen. Er schien einen Moment betreten, sich so plötzlich mitten in der Gesellschaft zu finden, deren Einladung zu einem Spaziergang er ausgeschlagen hatte; aber Professor P. trat freundlich auf ihn zu, reichte ihm herzlich die Hand und sagte: „Da haben wir nun den Flüchtling doch. Ihre Freunde müssen fast wünschen, in Blumen oder Bäume verwandelt zu werden, damit Sie noch einige Notiz von ihnen nehmen."

„Verzeihung," sagte Gustav, indem er die übrige Gesellschaft begrüßte, „aber ich brauchte einige gerade jezt blühende Pflanzen für das Werk, welches ich herausgebe, und konnte doch den Damen nicht zumuthen, mit mir in den Bergen herumzuklettern, um sie zu finden." — „Glauben Sie ihm nicht," rief Eugen; „er verkehrt da oben mit den Waldgeistern und Wassernixen, schreibt Gedichte auf die Bäume, und ich wette, wenn wir seine Pflanzentrommel aufschließen, so ist nichts darin zu finden, als die unsichtbare blaue Blume der Romantik."

Alle lachten und Marie sagte: „Schweigen Sie, ewiger Spötter, und Sie, Welden, nehmen Sie uns einmal mit auf Ihre botanischen Wanderzüge, Auguste und ich klettern wie die Gemsen, und wir werden dann am besten sehen, was es mit den Waldgeistern und Wassernixen für eine Bewandtniß hat." — „Von Herzen gern," erwiederte Gustav, „Sie sollen mit mir gehen, aber für heute will ich Herrn Boden gleich überführen und Ihnen von meinen Schätzen etwas mittheilen." Er öffnete die Pflanzentrommel und reichte jeder der Damen ein prächtiges Exemplar von Edelreiß.

„Sie können daran sehen," fuhr er fort, „in welche hohen Regionen ich mich verstiegen habe." — „O, du lebst immer in den höchsten Regionen," lachte Eugen, „und warst es sicherlich auch, der vorhin, nicht mich, denn ich bin ein schlechter Erdenwurm, aber unsere liebenswürdigen Gefährtinnen in diese Sphären verzaubert hast. Warst du nicht der fromme Sänger des Abendliedes, der vorhin die Sonne in den Schlaf gelullt? Sie sehen, mein Fräulein, daß ich auch poetisch seyn kann."

„Beinahe," erwiederte Auguste, und da Gustav inzwischen die Frage bejaht hatte, wendete sie sich an diesen mit den Worten: „Sie haben uns wirklich einen seltenen Genuß dadurch bereitet, Herr Welden." Die andere stimmten in das Lob mit ein, aber ehe Gustav noch antworten konnte, fuhr Eugen schon wieder dazwischen: „Nie wird doch das Verdienst richtig belohnt! Dieser zarte Mensch läßt seine Freunde hingehen, wo es ihnen beliebt, treibt sich in den Bergen herum, singt zulezt ein Lied in die blaue Luft hinaus, sein Glücksstern führt ihn am Ende zu uns, und nun wird er mit Dank und schönen Worten übergossen, während ich für all meine Liebenswürdigkeit kaum einen freundlichen Blick erhasche."

„Stille! der Neid spricht aus Ihnen," rief Professor P. „Geizen Sie bereits nach freundlichen Blicken aus den schönen Augen unserer lieben Auguste?" — „Ja," rief Eugen und ließ sich scherzend auf ein Knie nieder, obgleich es ihm etwas beschwerlich fiel, „ja, reizende Auguste, das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl, der in die Herzen fährt, oder schlägt, oder trifft — — Nun, Gustav, hilf mir doch, wie geht es weiter?"

„Seit wann muß ich dir bei deinen Liebeserklärungen helfen?" entgegnete dieser und sah Auguste an, welche lachte, erröthete und zulezt ausrief: „Stehen Sie auf, Herr Professor, stehen Sie geschwind auf, ich halte nicht das Mindeste von der Liebe heil'gem Götterstrahl, er rührt mich wahrlich nicht!" Unter dem allgemeinen Gelächter erhob sich Eugen etwas mühsam, und Gustav, der dicht neben Auguste stand, fragte: „Wirklich nicht? im Ernst oder Scherz?" — „Im Ernst nicht," erwiederte sie, etwas betroffen über die Frage, und Eugen sagte, indem er sich tief verbeugte: „Sie haben Recht, mein Fräulein, ich halte auch nichts davon, und Sie sehen daran abermals, wie gut wir einander verstehen." — „Ja wahrhaftig," fuhr Gustav heraus, „ganz deine Theorie! Sehr verständig!" sezte er mit leiser Ironie hinzu.

Auguste fühlte sie heraus und erröthete vor Aerger. Sie versezte laut und mit einem ernsthaften Blick: „Ja, wer lieben will, muß auch bestimmt wissen, warum. Dieser blinde Glaube an den Götterstrahl der Liebe hat schon manches Unheil angestiftet, und meiner Natur wenigstens widerstrebt nichts mehr als dieses schwächliche Herumsuchen und Herumtappen des Herzens. Der rechte Mensch soll wissen, was er zur Beglückung seines Innern braucht." — „Bravo, Auguste," rief Professor P. Eugen drehte seinem Freund eine Nase, und dieser, der

sich an seiner schwachen Seite angegriffen fühlte, versezte abermals halb leise: „Sehr verständig!"

Dieses Wort, welches Auguste heute nun schon zum drittenmal aus dem Munde der zwei verschiedenartigsten Menschen hörte, war ihr höchst fatal. Sie war wirklich verständig, aber nicht in dem nüchternen, hausbackenen Sinn, welchen man gewöhnlich damit verbindet. Sie fühlte sich verlezt, daß man sie so falsch beurtheilte und völlig mißverstand. Sie sah Gustav fest an und sagte: „Sie mögen es nur verständig finden, aber ich glaube es ist zugleich wahr und gerecht und des ächten Menschen, sey er nun Mann oder Weib, würdiger, daß er erst prüfe, ehe er das heiligste Gefühl seines Herzens hingibt. Uebrigens," sezte sie lächelnd hinzu, um die Unterhaltung wieder in den vorigen scherzhaften Ton zu bringen, „ist es gar nicht einmal meine Schuld, daß ich so verständig bin. Ein sehr gelehrter Professor und berühmter Physiognomiker der Hand hat nach Prüfung der meinigen erklärt, ich würde nie mein Herz verschenken, ohne genau zu wissen, weßhalb. Also beklagen Sie mich, meine Herrschaften, wenn der geheimnißvolle, unerklärbare Zug des Herzens wirklich so nothwendig zu unserem Glücke ist."

„Wirklich?" rief Professor P., „hat man Ihnen dieß gesagt?" Und alle Blicke richteten sich unwillkürlich auf Augustens Hände. Völlig unabsichtlich ruhte ihre Linke auf dem grünen Moosteppich des Felsstücks, auf welchem sie saß, und zeigte sich so in ihrer ganzen Schönheit. Zart, schmal, von fast durchsichtiger Weiße mit rosig gefärbten Fingerspitzen bot sie zugleich ein Modell für einen Maler und das vollkommene Abbild der sogenannten psychischen Hand, von der wir wissen, daß sie Gustav Welden so sehr entzückte.

„Ihre Hand ist aber auch wirklich wundervoll," rief Eugen in seiner gewöhnlichen derben Manier, und Auguste erröthete tief, als sie dieselbe so plötzlich zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit gemacht sah. Sie zog sie schnell zurück, erwiederte rasch: „Darum habe ich es nicht gesagt!" und aufschauend gewahrte sie, wie Welden ihre Hand unverwandt betrachtete, während sie den Handschuh darüber zog. Eugen bemerkte es auch und schlug plötzlich ein lautes Gelächter auf, indem seines Freundes halbvergessene Schwärmerei ihm wieder einfiel. Gustav errieth die Ursache desselben und ward roth bei dem Blick, den er mit dem schalkhaften Freund wechselte, welcher seinerseits im höchsten Grad amusirt schien.

„Aber, mein Gott, warum lachen Sie denn so entsetzlich?" fragte Auguste erstaunt. — „Waren Sie nie in D.?" lautete die Gegenfrage. — „Ich? sehr häufig, wie Sie wissen; ich habe eine verheirathete Schwester da und komme eben von dorther, aber warum?" — „Machten Sie nie Ausflüge in die Umgegend?" fuhr Eugen immer lachend fort, während Gustav nur mühsam seine Fassung behauptete, denn der Spaß war ihm doch zu arg und er hätte den übermüthigen Frager gerne kopfüber den Schloßberg hinabgestürzt.

„Natürlich, sehr häufig," sagte Auguste, „aber welche Thorheit, mich so auf einmal" — „Hatten Sie nie dabei ein Eisenbahnabenteuer zu bestehen?" fuhr Eugen unerschütterlich fort. „Besinnen Sie sich wohl darauf!" — „Gottlob nein; was wollen Sie denn nur?" — „Fuhren Sie auch nie auf der Eisenbahn bei Gewitter, Sturm und Regen?" — „Mehr als einmal," rief Auguste, indem sie aufstand; „aber nun bin ich diese interessante Inquisition müde und möchte Sie selbst fragen, ob Sie etwa ein verkappter Landjunker sind, der nicht mehr weiß, was er reden soll, weil Sie mich mit so schönen Fragen bestürmen?"

Eugen blies sich auf, dankte für das Compliment und war eben im besten Zug, die ganze Geschichte seines Freundes mit der nöthigen Würze aufzutischen; aber Marie, die schon einigemal zum Aufbruch gemahnt hatte, wiederholte ihre Bitte ernstlicher und Gustav benuzte die kleine Pause, Eugen zuzuflüstern: „Ich verbitte mir jede weitere Ausführung deines Scherzes; du würdest mich im höchsten Grad beleidigen, wolltest du jene kleine Schwärmerei zum weiteren Stichblatt deines Witzes machen. Dein Wort darauf, daß du nie mehr davon sprichst!"

„Nun, nun, nichts für ungut," sagte Eugen; „dein schmachtender Blick auf die wirklich schöne Hand von Fräulein Auguste war es allein, der meine Erinnerung daran neu belebte. Uebrigens," fuhr er fort, indem er neben Gustav hinter den übrigen drein schlenderte, „hättest du mich sollen weiter fragen lassen. Troz den ungünstigen Antworten ist sie vielleicht dennoch deine mysteriöse Schöne und wir hätten gleich auf dem Platz die rührendste Scene erlebt. Du wärest ihr zu Füßen gestürzt, hättest die schöne Hand ergriffen, ihr von deiner Liebe, Treue, Anhänglichkeit erzählt, während ich im verzweiflungsvollsten Schmerz — denn sie gefällt mir wirklich — mich nicht in jenen Abgrund gestürzt hätte. Fräulein Auguste, ja, Fräulein Auguste — ei, zum Teufel! sie hätte dir wahrhaftig in's Gesicht gelacht und du würdest mit deinem Zug des Herzens verdientermaßen abgefahren seyn."

„Laß doch dein ewiges Spotten," unterbrach ihn Gustav etwas gereizt. „Ich verlange nichts von dir, als dein Wort darauf, daß du jenes Vorfalls, welchen ich dir in einer unglücklichen Stunde mitgetheilt, gegen niemand mit einer Sylbe erwähnst. Was das Fräulein betrifft,

so ist sie mir höchst gleichgültig, und hätte ich ihr tausendmal an jenem Abend die hülfreiche Hand gereicht, so möchte ich's doch schwerlich für's Leben thun. Dieses Frauenzimmer ist mir zu superklug; ich mag keine philosophische, sondern eine poetische Frau."

„Hm," meinte Eugen, „ich mag eine, die gut kochen kann und mich ein wenig in Ruhe läßt; im Fall sich die Prosa und die Philosophie der Dame so weit erstrecken, wer weiß, wer weiß — Aber, armer Yorick," fuhr er nach einer Pause wieder fort, „du hast wirklich Mißgeschick und dauerst mich. Du schwärmst für seelische Hände und nun kommt ein hochweiser Professor daher und entdeckt mit mathematischer Gewißheit, daß solche Hände sich nur mit Bewußtseyn verschenken. O, armer Yorick!"

(Schluß folgt.)

Ueber Schlaf und Traum.

Die Naturforschung, welche in der Erkenntniß des organischen Lebens so große Erfolge aufzuweisen hat, wagt es, auch das dunkle Gebiet des Seelenlebens zu betreten, in der Voraussetzung, daß es ihr an der Hand der Beobachtung und Erfahrung gelingen werde, einiges Licht über Erscheinungen zu verbreiten, die zu den geheimnißvollsten gehören, und gerade weil sie allen Naturgesetzen zu spotten scheinen, die Wißbegierde so mächtig anregen. Die Wissenschaft stellt sich die Aufgabe, alle diese wunderbaren und für ganz unbegreiflich gehaltenen Vorgänge auf das einfachste Verständniß zurückzuführen.

Tag und Nacht bedingen den natürlichen Wechsel alles Lebens, sie bringen in steter Wiederholung Thätigkeit und Ruhe. Wir sollten die Zeit unseres Lebens eigentlich nur nach dem wachen und bewußten Leben zählen, denn durch den Schlaf geht uns ein großer Theil davon verloren. Jemand, der 80 Jahre alt wird, hat, wenn man auch nur sechs Stunden Schlaf in 24 Stunden annimmt, doch 20 Jahre seines Lebens verschlafen. Alle Lebensthätigkeiten zeigen mehr oder weniger deutlich einen rhythmischen Wechsel; keine organische Bewegung ist andauernd, weil sie das Organ erschöpft, welches nur in der Ruhe seine Bewegungsfähigkeit wieder herzustellen vermag. Auch das Herz ist nicht rastlos thätig, wie man oft behauptet hat, wenn man sah, wie seine Bewegung beim Beginn des Lebens von allen die erste ist, und im Hühnerei schon um die 36ste Stunde der Bebrütung als ein rother hüpfender Punkt sich zeigt, wie sie Tag und Nacht gleichmäßig fortdauert, und wie auch im Tode leise und immer seltener werdende Zuckungen der Herzvorhöfe die lezten Lebensregungen sind. Aber die Pause nach jedem Herzschlage ist für dieses nur scheinbar unermüdliche Organ der Augenblick der Ruhe. Auch das vom Licht beständig getroffene Auge hat selbst während des Tages durch das unwillkürlich von Zeit zu Zeit eintretende Schließen der Augenlieder immer eine kurze Ruhe durch Beschattung des empfindlichen Nerven.

Die Sinne sind es, die unser Bewußtseyn wecken und es wach erhalten durch das Licht, den Schall, die verschiedenen Reize, welche das Gemeingefühl erregen. Es ist eine wunderbare Naturordnung, daß dann, wenn der Umlauf unseres Planeten die Nacht und ihre Stille gebracht hat, auch die Lebenskraft erschöpft, die Reizbarkeit gesunken ist und Körper und Geist sich nach Ruhe sehnen. Daß nicht bloß das Zeitmaß und die Gewohnheit, sondern wirklich die Dunkelheit der Nacht zum Schlafe auffordert, das sehen wir an den Thieren. Auch bei einer mitten am Tag eintretenden Sonnenfinsterniß gehen sie schlafen, und die empfindlichen Pflanzen legen ihre Blättchen zusammen. Der Mensch hat freilich diese Naturordnung vielfach gestört, und in den großen Städten verscheuchen tausende von Gasflammen das Dunkel der Nacht, und zur Zeit des tiefsten Schlafs, um Mitternacht, lärmt in den vornehmen Stadttheilen das lauteste Wagengerassel durch die Straßen. Manche beginnen ihr Tagewerk, wenn sie überhaupt eines haben, erst wenn die Sonne hoch am Himmel steht, sie suchen das Nachtlager, wenn der neue Tag schon begonnen hat. Diese Abweichung vom Naturgesetz geschieht gewiß nicht ungestraft, so schwer es auch seyn würde, bei so vielen andern Uebertretungen, die sich der civilisirte Mensch nun einmal erlaubt, den schädlichen Einfluß näher zu bezeichnen. Aber in

der Natur selbst finden wir Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Wie der Dieb unter den Menschen gern im Finstern schleicht, so sind viele Raubthiere zur Erreichung ihrer Beute auf die Nacht angewiesen, sie überfallen den sorglosen Schläfer. Die Stille der Nacht wird in tropischen Wäldern oft durch einen furchtbaren Lärm der mannigfachsten Thierstimmen unterbrochen, wie es uns A. v. Humboldt bei seiner Fahrt auf dem Apure in den Orinoko schildert. Die brüllenden Jaguars verfolgen die Pekarischweine und die Tapire, die aus ihren Lagern aufgescheucht in dichten Schaaren fliehen, die erschreckten Affen erwiedern das Geschrei von den Bäumen herab mit dem schneidenden, pfeifenden Ton ihrer Stimmen, sie wecken die Vögel, und so kommt nach und nach die ganze Thierwelt in Aufruhr. Oder es bannen in diesen Gegenden die Mosquitos den Schlaf des Reisenden, nicht allein durch die heftig juckenden Stiche, gegen die man sich vielleicht schützen kann, sondern mehr noch durch ein unerträgliches seines Summen, welches den Gehörsinn in die größte Aufregung versezt. Solche Thiere, die bei Nacht auf Raub ausgehen oder schwärmen, vermögen im Dunkeln zu sehen oder gar selbst zu leuchten. Das Auge der Nachtraubthiere, wie das der Eulen, ist oft so empfindlich, daß das volle Tageslicht sie blendet. Auch das menschliche Auge kann durch Krankheit oder lange Gewohnheit eben so empfindlich werden, wie man an Gefangenen, die Jahre lang im finstern Kerker schmachteten, erfahren hat, und jedesmal vorübergehend beobachtet, wenn man plötzlich aus dem Dunkeln in's Helle tritt. Jene Wunderdinge, die Reichenbach als Lichtausströmungen des Od seinen Sensitiven zeigt, werden meist nur gesehen, wenn das Auge in der Dunkelkammer dazu gehörig vorbereitet ist. Auch für die zahllosen kleineren Thiere des Meeres scheint die Nacht die Zeit der lebendigsten Thätigkeit zu seyn, wie man aus dem Umstande schließen darf, daß sie fast alle mit dem Vermögen zu leuchten begabt sind und bald als Sterne in allen Farben aufblitzen, bald als feurige Glocken oder Walzen durch die dunkle Woge dahin schießen. Und wie die zahlreichen Leuchtkäfer der heißen Zone steckt ja auch unser Johanniskäfer, wenn er Abends schwärmt, sich selbst die Liebesfackel an.

Aber den Schlaf, das heißt eine Zeit der Ruhe für die Sinne, genießen doch gewiß alle Thiere. Wenn Ehrenberg sich wundert, die Infusorien nie schlafend gefunden zu haben, so vergißt er, daß das Licht, mit dem er beobachtete, sie ja wecken mußte. Der gewöhnliche Schlaf der Thiere ist nicht so fest, wie der des Menschen, weil auch ihr Wachen nicht so bewußt und klar ist. Deßhalb hat man ihr ganzes Seelenleben ein Träumen genannt. Auch bei den einzelnen Menschen ist der Geist in sehr verschiedenem Grade geweckt. Die einen haben klare, bestimmte Vorstellungen, eine große Lebhaftigkeit des Denkens, die andern sind träumerisch, sie brüten über Gedanken, die niemals reif werden. Die an einzelnen Tagen so verschiedene Stimmung unseres Gemüths ist nicht selten von den allgemeinen Lebensreizen abhängig, womit die große Natur auf uns einwirkt. Ein heiterer Tag macht uns lebensfroher und aufgelegter zu frischem Thun und muthigem Beginnen, aber bei trübem, regnerischem Wetter hängen wir gern einsamen und ernsten Gedanken nach.

Auch die Pflanzen schlafen. An den Mimosen oder Robinien, die eine so gewöhnliche Zierde unserer Zimmer geworden sind, sehen wir die Erscheinung recht auffallend, wie am Abend die fein gefiederten Blättchen sich zusammen legen. Als Linné im Garten zu Upsala die Blätter eines Schotenklees am Abend zusammengefaltet fand, durchsuchte er mit der Laterne den ganzen Garten und die Treibhäuser, und fand, daß die Erscheinung sich an allen Pflanzen mehr oder weniger kund gab. Die zarten jungen Blättchen schlafen deutlicher als die alten; die Blüthen, gleichsam die lichtsaugenden Augen der Pflanzen, sind noch empfindlicher für das Licht als die Blätter, und je nach ihrer Reizbarkeit öffnen sie sich zu verschiedenen Tageszeiten, so daß Linné aus Blumen, die sich in den verschiedenen Stunden vom frühesten Morgen bis zum Mittag öffnen, eine Pflanzenuhr zusammenstellte. Aber der Schlaf der Pflanzen ist doch ein anderer, als der der Thiere. Im thierischen Schlaf ruhen die Aeußerungen des bewußten Lebens, die Sinne schließen sich ab gegen die Außenwelt, die Ernährung mit allen Lebensbewegungen, die dazu gehören, dauert fort, wenn auch Athmen und Kreislauf ruhiger werden. In den Pflanzen weckt aber das Tageslicht kein Bewußtseyn, und ihre Ernährung wird mit Entziehung des Lichtreizes wesentlich verändert. Man darf aber behaupten, daß bei beiden durch den Schlaf das Leben auf eine tiefere Stufe der Entwicklung herabsinkt.

Forscher, die sich mehr in Schwärmereien über die Geheimnisse der Natur und in dunkeln Ahnungen noch unerkannter Gesetze des Weltalls gefallen, als in der einfachen und nüchternen Erforschung der Wahrheit, haben gesagt, der Schlaf sey ein höherer Zustand des Daseyns, der den Menschen über die Schranken des leiblichen Lebens entführe und in näheren Verkehr mit den verborgensten Kräften der Natur bringe. Aber es ist nur das wache Auge, welches in die Tiefen des Weltalls dringt, welches die Schnelligkeit des Lichtstrahls von den Jupiterstrabanten bis zu uns gemessen

hat, und die fernsten Nebel der Milchstraße in Sternenhaufen auflöst.

Noch immer und in den neuesten Schriften ist der Irrthum weit verbreitet, daß die Seele noch eine andere Thätigkeit besitze als das Bewußtseyn, ja daß das bewußtlose Leben derselben als das höhere sogar über das bewußte zu stellen sey. Aber auch nicht Eine Thatsache, nicht Eine Erfahrung kann angeführt werden, uns von der geheimnißvollen Macht dieses dunkeln Gedankenreichs zu überzeugen. In den Tiefen der menschlichen Seele schlummern freilich uns unbewußt unzählige Gefühle und Gedanken, diese aber waren alle einmal in unserem Bewußtseyn und sind nur zurückgesunken in die stille, verborgene Schatzkammer des Geistes, aus der sie immer wieder, sey es im Traum oder im Wachen, zu halber oder zu ganzer Klarheit zurückgerufen werden können, und durch jede Vorstellungsreihe, die eine Beziehung zu ihnen hat, auch hervorgerufen werden. Einen andern Inhalt aber hat die Seele nicht. Gewiß ist es wahr, daß wir immer nur des kleinsten Theils unserer Gedanken uns bewußt sind, und daß unsere Seele, unser Ich, nicht diese gegenwärtigen Vorstellungen allein umfaßt, sondern unser ganzes Wesen, alles das, was einmal in unserem Bewußtseyn gewesen ist, indem das jezt Verborgene und Unbewußte im nächsten Augenblick klar uns vorschwebt. Aber was nicht im Bewußtseyn ist, ist ohnmächtig und wirkungslos, leblos und seelenlos. Leben und Wirksamkeit erlangen diese dunkeln Triebe und Vorstellungen nur, indem sie in das Bewußtseyn emporsteigen, welches bald nur dem schwachen Dämmerlicht gleicht, bald in hellster Klarheit leuchtet.

Es gibt auch einen Schlaf in der Natur, der länger dauert als eine Nacht, wenn nämlich ein wichtiger Lebensreiz der Pflanze oder dem Thiere lange entzogen bleibt, z. B. die Wärme. In heißen Gegenden folgt sich das Knospen, Blühen, Fruchttragen ohne Unterbrechung; da ist kein Winter, sondern Frühling, Sommer und Herbst bieten ihre Gaben zu gleicher Zeit. Bei uns hält mit wenig Ausnahmen die ganze Pflanzenwelt ihren Winterschlaf. Da schlafen die Knospen unserer Bäume, von der sorgsamen Natur mit braunen festen Hüllen und darunter oft mit einer weichen weißen Pelzdecke gegen die Kälte geschützt, dem Frühling entgegen. Im Samenkorn liegt schon das junge Pflänzchen mit Würzelchen und Blättchen wohlverwahrt, und kann lange schlafen, bis Wärme und Feuchtigkeit es zum Leben wecken. Auch das Thier, dem Kälte und Nahrungsmangel droht, fällt in Winterschlaf und rettet so sein Leben. In ähnlicher Weise bringt Hitze und Trockenheit in Thieren und Pflanzen eine Leblosigkeit hervor, die wir den Sommerschlaf nennen.

Nicht nur Entziehung der Reize verursacht Schlaf, unser waches Leben verlangt auch Wechsel derselben. Dieser ist, weil jede Reizung die Empfänglichkeit erschöpft, das beste Mittel, die Reizbarkeit zu erhalten, das heißt, sie immer wieder herzustellen. Die schönste Farbe erscheint, wenn wir sie lange unausgesetzt betrachten, endlich schmutzig, weil sie das Auge ermüdet; einem Spiele wechselnder Farben können wir lange zusehen, denn eine Farbe gewinnt an Frische durch die andere. Darum liebt der Mensch in so vielen Dingen die Veränderung und darum macht Langeweile Schlaf, auch ein gleichmäßiges Geräusch, z. B. das Gerassel beim Fahren im Wagen, oder eine langsam und eintönig gesprochene Rede; auch das Schlummerlied wiederholt immer dieselbe einfache Melodie. Der Müller schläft, so lang die Mühle klappert, aber wenn sie still steht, wacht er auf.

Der Schlaf hat auch eine innere Bedingung, das ist die Ermüdung oder Erschöpfung. In diesem Zustande kann ein Mensch auch am hellen, geräuschvollen Tage einschlafen. Wie wohlthätig und erquickend der Schlaf auf unser ganzes Daseyn wirkt, das erfährt der Gesunde wie der Kranke. Wir sind am Morgen ganz andere Menschen als am Abend, unser Urtheil ist klarer, unser Wille stärker, unser Gedächtniß frischer, die körperliche wie die geistige Kraft ist zu größeren Leistungen fähig. Morgenstunde hat Gold im Munde, sagt das Volk. Am Abend sind dagegen die Vorstellungen beweglicher, die Einbildungskraft thätiger, Witz und Scherz stehen uns eher zu Gebot; deßhalb widmen wir auch den Morgen der Arbeit, den Abend der geselligen Unterhaltung und Zerstreuung. Mit leisem Schritte nähert sich selbst der Arzt dem Bette des Kranken, wenn es heißt: er schläft. Mehr als alle Arznei und Pflege vermag ein gesunder Schlaf zu heilen, weil dann die Lebenskraft ungestört von den vielen Aufregungen des wachen Lebens thätig seyn kann. Aber der Arzt lauscht, wie der Kranke athmet, er betrachtet die Züge des Schlafenden genau, denn es gibt auch einen Todesschlummer.

Auch jene plötzlich eintretende Bewußtlosigkeit dürfen wir dem Schlafe vergleichen, die Ohnmacht, in der die Organe der Empfindung und Bewegung ihren Dienst versagen und aus der wir einen Menschen durch Nervenreize, wie frische Luft, kaltes Wasser, Riechstoffe, lauten Zuruf, Schütteln des Körpers zu wecken suchen.

Da unser bewußtes waches Leben immer auf Sinneswahrnehmungen beruht und diese die Thätigkeit der Nerven voraussetzen, so werden wir durch Mittel, welche

die Nerventhätigkeit vorübergehend aufheben, auch Bewußtlosigkeit oder Schlaf hervorrufen können. Die Wirkung der betäubenden Mittel beruht darauf, sie sind darum auch schmerzstillende, denn der Schmerz ist eine Wahrnehmung der Gefühlsnerven. Durch das Einathmen ätherischer Stoffe, zumal des Chloroform, rufen wir diesen Zustand am schnellsten, am sichersten und für die kürzeste Dauer hervor. Diese den Schmerz bannenden Mittel sind in der Hand des vorsichtigen Arztes für die leidende Menschheit eine unschätzbare Wohlthat geworden. Wenn etwas einem Zauber gleicht, so ist es diese Thatsache, daß wir an einem Kranken die schmerzhafteste Operation verrichten können, während er in den angenehmsten Traumvorstellungen schwelgt.

Es gibt auch Mittel, die, während sie in großen Gaben betäuben und lähmen, in kleinen Mengen genossen, auf eigenthümliche Weise das Vorstellungsleben erregen. Dieß sind die berauschenden und reizenden Getränke. Man muß es wohl als einen auffallenden Naturtrieb betrachten, daß alle Völker, auch solche, die auf sehr tiefer Stufe der Cultur leben, neben den Nahrungsmitteln berauschende Getränke genießen und aus den verschiedensten Stoffen zu bereiten wissen. Was uns der Wein, das ist dem Südasiaten das Opium, das ihn in Sorglosigkeit und glückselige Träume einwiegt. Die tropischen Völker haben ihren Palmwein, die Bewohner der Südsee den Pfefferwein, die Amerikaner den Trank aus Mais und andern Pflanzen, oder sie kauen Cocablätter, wie die Ostindier die Betelnuß. Die Tartaren bereiten ihren Kumiß sogar aus Pferdemilch; im nördlichen Sibirien wird der giftige Fliegenschwamm genossen; von den Völkern Nord- und Südafrikas wird aus dem Hanf der berauschende Haschich bereitet, von dem sie behaupten, daß er alle Zauber von tausend und einer Nacht vor die Seele führe. Auch der Genuß des Tabaks gehört hierher. Es ist ein tiefer Zug des menschlichen Gemüths, daß wir künstliche Mittel nicht verschmähen, welche die natürliche Beweglichkeit des Gedankenlebens wieder herzustellen vermögen, wenn eine einseitige Vorstellungsrichtung sich unseres Denkens bemächtigt hat. Darin liegt die erheiternde Wirkung dieser Reizmittel, daß sie das Gehirn erregen, in dem ein leichtes Spiel stets wechselnder Vorstellungen auftaucht, das uns die Noth, die Sorge und den Kummer des wirklichen Lebens vergessen macht. In größeren Gaben genossen, rauben sie vollends die Besinnung. Wie bei Homer schon die Circe einen Zaubertrank zu mischen weiß, so läßt er die Helena ein Mittel in den Wein werfen,

„Kummer zu tilgen und Groll und jeglicher Leiden Gedächtniß."

Den Griechen floß in der Unterwelt der Lethestrom, aus dem die in das Elysium Eingehenden Vergessenheit alles erlittenen Ungemachs tranken. Und wenn wir die Erfahrung fragen, ist es nicht immer der Müssiggang oder die Langeweile, der Kummer, die Nahrungssorge oder die Unzufriedenheit mit dem eigenen Leben, wodurch die Menschen der Trunksucht verfallen? Die geistigen Getränke sind aber um so verführerischer, als sie auch den Geschmack und Geruchsinn auf eine angenehme Weise befriedigen.

Einige dieser sogenannten Genußmittel lassen vorzugsweise nur eine erregende, belebende Wirkung beobachten. Dieß gilt von dem Thee und Kaffee; sie verscheuchen den Schlaf, sie erregen keine Trunkenheit, wie der Wein, und weil sie in dieser Weise feinere Reizmittel sind, darum geben die Frauen ihnen den Vorzug. Zwei Sagen schildern den Ursprung dieser Getränke und bezeichnen die eigenthümliche Wirkung derselben ganz richtig. Der Thee war bereits im dritten Jahrhundert in China bekannt. Ein frommer Einsiedler, heißt es, schnitt sich die Augenlieder ab, um bei seinen nächtigen Gebeten nicht einzuschlafen, und daraus ließ Gott den Theestrauch wachsen. Vom Kaffee, der aus Abyssinien erst im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in Arabien eingeführt wurde, wird folgendes erzählt. Ein Hirt in einem Thale des glücklichen Arabiens sah seine Ziegen in ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und Munterkeit von der Weide zurückkehren; andern Tags folgte er ihnen und aß selbst von der Frucht des Strauches, an dem sie begierig fraßen, worauf er eine ungemeine Fröhlichkeit und unermüdliche Geschwätzigkeit empfand; er verrieth das dem Abt eines arabischen Klosters, und die Mönche benuzten von nun an den Kaffee, um während der heiligen Nächte sich wach zu erhalten. Was würden unsere Damen dazu sagen, wenn man ihnen bei ihren geselligen Zusammenkünften, wie das vor zweihundert Jahren noch geschah, wieder Gerstenschleim, mit Raute oder Salbei gewürzt, vorsetzen wollte, oder wenn sie sich wieder an mit Honig versüßtem Hirsebrei gütlich thun sollten? Die heitere Stimmung und die oft außerordentlich gesteigerte Beredtsamkeit, die der Kaffeegenuß bei solchen Gelegenheiten hervorbringt, würden sich dann gewiß nicht mehr einstellen.

(Schluß folgt.)

Der Bach.

Eine Idylle.

Nach Alfred Tennyson. *

„Am Bach hier schieden wir, nach Indien ich,
Und nach Italien er — zu spät, zu spät!
So Einer war er, den die starken Söhne
Der Welt verachten: — Reime seine Stocks,
Und weiche Rhythmen mehr ihm als Procente.
Auch konnt' er nicht begreifen, wie Geld heckt;
Hielt's für ein todtes Ding, und konnte selbst doch
Das Nichts zu einem Etwas machen. — O,
Hätt' er gelebt! In unsern Büchern heißt's
Von solchen, deren Haupt dem Schwarm entragte:
Sie blühten dann und dann. Doch in ihm schien
Das Leben kaum zu blüh'n: es gränzte nur
An solch 'ne Zeit, wie sie dem Laub vorausgeht,
Wenn rings der Wald in grünem Dufte steht,
Und Nichts vollkommen ist. — Den Bach doch liebt' er,
Nach dem auch ich — in den brandmarkenden Sommern
Bengalens, oder in der süßen, halb-
Englischen Luft der Nil-Gerris sogar —
Auslechzte, scheint es, nun ich neu ihm lausche,
Wie er des Knaben Primelphantasien
Mir, der den Knaben liebte, vorschwatzt. Denn,
„O Bach," sagt er, „o Plauderbach," sagt Edmund
In seinem Reim, „von wannen kommst du, Bach?"
Worauf der Bach, warum nicht? so erwiedert:

Wo Rohrhuhn nistet, Reiher baut,
Da komm' ich hergesprungen,
Und sprüh' hinaus durch's Farrenkraut,
Und halt' ein Thal umschlungen.

Ich stürm' und schlüpfe, nimmer matt,
Längs dreißig Hügelrücken,
Seh' zwanzig Dörfer, Eine Stadt,
Und ein halbhundert Brücken.

Bis ich, wo Philipp's Bäume stehn,
Zum vollen Fluß mich wende,
Denn Menschen kommen, Menschen gehn —
Ich rinne fort ohn' Ende.

„Der arme Junge! Nach Neapel reisend,
Starb er zu Florenz, ganz erschöpft. Sieh', dort
Ist Darnley-Brücke, wie voll Epheu, seit
Ich sie zuletzt sah! Dort der Fluß! und dort
Ist Philipp's Hof, wo Bach und Fluß sich treffen.

Ich schwatz' in Dur und in Diskant —
O Nötchen, zarte, feine!
In Wirbeln platz' ich an den Strand,
Und plappre durch die Steine.

Ich krümme mich, und Feld und Rain
Grüß' ich mit Tropfensalven;
Manch Elfen-Vorland fass' ich ein
Mit Weidenlaub und Malven.

Ich plaudre, ohne stillzustehn,
Wie ich zum Fluß mich wende,
Denn Menschen kommen, Menschen gehn —
Ich rinne fort ohn' Ende.

„Doch Philipp schwatzte mehr, als Bach und Vogel,
Der alte Philipp: rings im Feld vernahmst du
Taglang sein Zirpen, wie der trocknen, hoch-
Ellbogigen Grille, die das Gras durchstelzt.

Ich mache schnell mich von der Stell',
Mit manchem Blüthensegel,
Mit hier und da 'ner Lachsforell',
Und mit 'ner Aesche Kregel;

Mit hier und da 'ner Flocke Schaum
Auf Antlitz und Gewande,
Wo silbern sich der Woge Saum
Bricht über gold'nem Sande;

Und alle heiß' ich mit mir gehn,
Wie ich zum Fluß mich wende,
Denn Menschen kommen, Menschen gehn —
Ich rinne fort ohn' Ende.

„O Käthe Willows, Philipp's einzig Kind!
Ein Mädchen uns'rer Zeit, doch still und sanft;

---

* Aus des Dichters so eben erschienenem neuen Werke: Maud, and other Poems. London, Moxon.

Tochter der Wiesen, aber keine Bäurin;
Schlank, doch geschmeidig, wie 'ne Haselruthe;
Ihr Aug' ein schamvoll Himmelblau, ihr Haar
An Glanz und Farbe die Kastanie, wenn
Die Schale dreifach plazt, die Frucht zu zeigen.

„Das herz'ge Kind! einst that ich ihr 'nen Dienst —
Ihr selbst und ihrem Vetter und Verlobten,
Dem Jakob Willows, mit ihr Eines Namens
Und Eines Herzens. Zwanzig Jahre sind's —
Die Woche, eh' ich schied vom armen Edmund.
Ich kam hieher, ich überschritt den Bogen
Der alten Brücke, die, in Trümmern damals,
Noch jezt, als finst're Augenbrau, dem Schimmer
Jenseits sich wölbt, wo sich die Wasser treffen.
Ich überschritt sie, in den Tag hinein
Vom „süßen Doon" die alte Weise pfeifend,
Und stieß an Philipp's Gartenthor. Das Thor,
Halb los von seiner schwachen, keifenden Angel,
Ließ sich nicht öffnen. „Lauf!" vom Fenster rief er
Der Käthe zu, die irgendwo im Garten;
„Lauf, Käthe!" Sie lief niemals. Hergewallt
Kam sie des Gartens duft'ge Geißblattgänge,
Ein wenig scheu, das Augenlid gesenkt,
Ihr Antlitz Apfelblüthe, sanft erröthend
Um eine Gabe.

„Was nur mocht' es seyn?
Empfindsam weniger, als verständig, war sie;
Nicht unbelesen, keine doch von Denen,
Die, in dem Quell erdichteter Thränen plätschernd,
Und aufgefüttert mit dem Mehlbrei süßer
Philanthropien, den Bund der Ehe scheiden,
Drin das Gefühl dem Handeln sich gesellt.

„Sie sprach sich aus: sie zankten sie und Jakob. —
Warum? der Grund? — Gar keiner! sagte sie. —
Er hätte keinen Grund! — Doch als ich drängte,
Hört' ich, daß Jakob eifersüchtig sey;
Das kränkte sie. — Wer kränkte Jakob? sagt' ich.
Doch sie zog rasch ihr Aug' von meinem ab,
Und auf den Kies mit spitzem Füßchen malend
Ein Zeichen wie 'nes Zaub'rers Drudenfuß,
Ließ sie mein Wort, in jäh erröthendem Schweigen,
Wie ungehört vorbeigehn, bis ich frug,
Ob Jakob käme. „Alle Tage käm' er,"
Gab sie zur Antwort, „möchte sich erklären,
Doch immer führ' ihr Vater ihm dazwischen
Mit 'ner Geschichte, irgend einer langen,
Und Jakob schiede, bös mit ihm und ihr."
Wie könnt' ich helfen? — „Wollt' ich — wär' es unrecht?"
(Gefalt'ne Händ' und süßer Siebenzehn
Anflehende Anmuth unterwarfen mich,
Noch eh' sie sprach), — o, wollt' ich ihren Vater
Für eine Stunde, eine halbe nur,
Bei Seite nehmen, und ihn reden lassen?"
Und als sie sprach noch, sah ich Jakob, wie
Er herschritt, gleich 'nem Water in der Brandung,
Jenseits des Bachs, gurttief in Wiesengeißbart.

„O Käthe, was um deinetwillen litt' ich!
Denn ich trat ein, und rief den Alten, mir
Den Hof zu zeigen. Willig stand er auf,
Durch seiner Weizenvorstadt duftende Gäßchen
Hinaus mich führend, schwatzend, wie er ging.
Er pries sein Land mir, pries mir seine Pferde,
Pries Pflüge, Kühe, Hunde, Schweine — Alles;
Pries seine Hennen, seine Gänse, seine
Perlhennen auch, und seine Tauben, die,
In voller Sitzung rings auf ihren Dächern,
Ihm Beifall gaben, sich vor ihren eignen
Verdiensten neigend. Von der Brust sodann
Der klagenden Hündin nahm er ihre Jungen,
Die blinden, zitternden, — jedwedes nennend,
Und auch die Freunde, die sie haben sollten.
Dann über'n Weideplatz nach Darnley-Wildbahn,
Sir Arthur's Rehe mir zu zeigen. Rings
In Busch und Farnkraut zahllos zwinkert' es,
Ohren und Schwänzchen. Auf den Wurzeln dann,
Den Schlangenwurzeln, einer Buche sitzend,
Wies er ein weidend Füllen mir und sprach:
„Das vier Jahr' alte, das dem Squire ich zuschlug!"
Und nun die ganze lange Kaufgeschichte: —
Wie daß der Squire das Füllen weiden sah,
Und wie's das Pferd just, das die Miß sich wünschte;
Und wie der Vogt geschickt ward, nach dem Preis
Sich zu erkund'gen; welchen Preis er nannte,
Und wie der Vogt ihm zuschwor, er sey toll;
Doch er blieb fest; er ließ die Sache gehn,
Er ließ sie zappeln; und fünf Tage später
Fand er den Vogt im goldnen Vließe sitzen,
Der dort und damals etwas mehr ihm bot;
Doch er blieb fest, er ließ die Sache gehn;
Er kannte seinen Mann, das Füllen holte
Gewißlich seinen Preis; er ließ sie zappeln;
Bis endlich, ganz durch Zufall (war es Mai
Oder April, er wußt' es nicht, vielleicht
Den ersten Mai, den lezten des April),
Der Vogt am Hof vorbeiritt und vom Füllen
Zu sprechen anfing; alsobald in's Haus

Zog er den Mann, taucht' ihm das Herz in Ale,
Bis, Hand in Hand, sie Handels einig wurden.

„Drauf, als ich schon im Angesicht des Hafens
Aufathmend dasaß, fing er — armer Kerl,
Konnt' er es ändern? — wieder an von vorn,
Und lief den ganzen Füllenstammbaum durch:
Den wilden Will, die schwarze Beß, Tantivy
Und Tallyho, Reform, die weiße Rose,
Bellerophon und die Kokette; dann
Arbaces noch und Phänomen, was weiß ich,
Bis ich, als Hörer nicht zu sterben, aufstand,
Und Philipp mit mir, stets noch schwatzend. — So,
Die Stirnen abwärts kehrend von der Sonne,
Der sinkenden, und unsern Schatten folgend,
(Dreimal so lang, als da sie uns von Philipp's
Thürschwelle folgten) kamen wir nach Haus,
Wo neu die Sonne der Zufriedenheit
In Käthe's Augen schien, und Alles gut war.

Durch Wiesengrün und Haseln dicht
Schleich' ich, und durch die süßen,
Die zitternden Vergißmeinnicht,
Die für Verliebte sprießen.

Ich hüpf' und schlüpfe, tausendmal
Gestreift von meinen Schwalben;
Ich tanze mit dem Sonnenstrahl,
Am Wehr und allenthalben.

Ich murmle unter Mond und Stern,
In Brombeerwüsteneien;
Um meine Kressen zaudr' ich gern,
Und meine Kiesbankreihen.

Bis wieder doch, ohn' Stillestehn,
Ich mich zum Flusse wende,
Denn Menschen kommen, Menschen gehn —
Ich rinne fort ohn' Ende.

„Ja, Menschen kommen, Menschen gehn; und diese
Sind all' gegangen — alle! Edmund schläft,
Der theure Bruder, — nicht an seinem Bach,
Beim lieben Dorfkirchthurm, — nein, fern am Arno,
Bei Brunelleschi's Dom, — und schläft in Frieden.
Und Philipp — ach, von allen seinen Worten
Blieb nichts, als nur das magere P. W.
Auf seiner Gruft, von dem ich heut' das Moos
Abkratzte; — Käthe wallt am langen Fluthschlag
Südlicher Meere, australasischer,
Fern ab, und hebt ihr Haupt zu andern Sternen,
In andern Jahreszeiten. — Alle gingen!"

So, sitzend auf 'nem Steg der langen Hecke,
Verlorne Reime wälzend im Gemüth,
Und über'n Bach das kahle Vorhaupt neigend
Des ernsten Vierzigers, sann Lorenz Aylmer, —
Sann und war stumm. Auf einmal ließ ein Hauch,
Ein leises Athemholen in der Hecke
Der Windenranke zarte Glöckchen zittern,
Und er sah auf. Ein Mädchen war's, den Steg
Zu überschreiten. Ganz erschrocken starrt' er:
Ihr Aug' ein schamvoll Himmelblau, ihr Haar
An Glanz und Farbe die Kastanie, wenn
Die Schale dreifach platzt, die Frucht zu zeigen.
Dann, wundernd, frug er: „Bist du vom Gehöft?"
„Ja," sagte sie. „Ein einzig Wort! verzeih'!
Dein Name?" „Käthe!" „Das ist sonderbar!
Und die Familie?" „Willows." „Nein!" „So heiß'
ich!"
„Ei, in der That" — Und so verwirrt nun stand er,
Daß Käthe lacht' und lachend roth ward, bis
Er selber lachte, doch wie wer im Traume,
Eh' er erwacht, was Fremdes tagen fühlt.
Dann, sie anseh'nd: „Zu glücklich, frisch und schön,
Zu frisch und schön in dieser trüben Welt,
Lieblichster Blüthe wandelst du einher,
Ihr Geist zu seyn, die deinen Namen trug
Auf diesen Wiesen — zwanzig Jahre sind's."

„Wißt Ihr es nicht? wir kamen heim," sprach Käthe,
„Kauften den Hof, den früher wir gepachtet.
Gleich' ich ihr so? sie sagten's auf dem Schiff.
Herr, kanntet meine Mutter Ihr in ihren
Englischen Tagen (wie's denn scheint!) — den Tagen,
Von denen sie am liebsten spricht, kommt mit mir!
Mein Bruder Jakob ist im Erntefeld:
Doch sie — o, sie wird froh seyn! — kommt herein!"

Ferdinand Freiligrath.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, August.

Die Cholera. — Eisenbahnunfälle. — Zur orientalischen Frage.

Der Kaiser und die Kaiserin haben ihre seit längerer Zeit schon anberaumt gewesene Reise nach Ischl verschoben, weil die auf's neue hier ausgebrochene Cholera sich wieder sehr gefährlich gestaltete. Der Kaiser bleibt der Gefahr gegenüber ruhig stehen, dem Beispiel seines Ahnherrn Karl VI. folgend, der während der Pest von 1713 in Wien ausharrte. Die Thatsache spricht für sich selbst. Ihre Wirkung war groß und wohlthätig, und gewiß würde auch der gesammte hohe Adel in der Hauptstadt geblieben seyn, wäre er nicht schon auf seinen Schlössern gewesen, als die Seuche sich wieder zeigte. Der Empfang, welchen die Brechruhr hier erfährt, ist von Seiten der Menge ein sehr gleichgültiger; wenn im vergangenen Herbst beim ersten Ausbruch die Bevölkerung jungen Soldaten glich, die, zum erstenmal im Feuer, sich zusammen nehmen, um keine Furcht zu zeigen, so haben wir jezt gediente Leute vor uns, denen es gleich gilt, was da pfeift, ein Spatz oder eine Kugel. Nirgends ist ein Unterschied im öffentlichen wie im häuslichen Leben bemerkbar. Die Wirthshäuser in der Stadt und in den Vorstädten, die Kneipen im Wurstlprater wie im Lerchenfeld, die ländlichen Vergnügungsorte, die Tanzbelustigungen und die Theater sind überfüllt, und höchstens nimmt man den Vorwand der Cholerascheu, um aus der Kirche wegzubleiben. Die Aerzte harren tapfer auf ihren Posten aus. Mehrere von ihnen haben ihrer Erholungsreise oder ihrer Badfahrt entsagt, um sich nicht Mißverständnissen auszusetzen, wie im vergangenen Jahr ein Dr. Hügel, dessen Abreise zufällig in die gefährliche Zeit fiel und welchem gleich darauf der Volkswitz nachsagte: „Der Glaube versezt Berge und die Furcht Hügel." In Italien halten sich, wie die Zeitungen melden, die Jünger Aesculaps nicht so wacker. Die Behörde hat sich dort genöthigt gesehen, die Feigheit der Aerzte mit dem Verlust des Diploms zu bedrohen, und an einem Triester ist die Drohung bereits richtig vollzogen worden. Doch in Italien zeigen sich — beiläufig bemerkt — nicht bloß viele Heilkünstler als jämmerliche Wichte; die ganze Bevölkerung legt eine wahre Judenangst an den Tag, und wer es irgend vermag, ergreift das Hasenpanier. So steckt Graz voller Flüchtlinge aus Triest.

Größeren Eindruck auf die Masse haben die wiederholten Unfälle auf der Südbahn gemacht. Der Verwaltung erging es wie dem bekannten Diener Lorenz, der, eines Mißgriffs wegen gescholten, in seiner Verlegenheit einen dummen Streich um den andern macht. Die Südbahn ist für das sonntägliche Wien der Weg zu den besten Paradiesen der Kurzweil. Auf ihren Schienen gleitet man zu vielfach gesteckten Zielen, nach den Wallfahrtsorten der durstigen Gambriner zu Liesing und Brunn, nach Mödling, Laxenburg, Baden, Vöslau. Der Zudrang ist an hellen Sonntagen ungeheuer. Die vielen Tausende, welche sich den lezten Zügen zur Rückfahrt zudrängen, hatten in der jüngsten Zeit schon mannigfachen Grund zu Beschwerden gehabt, als die Unfälle dazu kamen, welche eine Anzahl von Menschenleben kosteten. Endlich verunglückte ein Sonderzug mit Soldaten, was dem Faß den Boden vollends einstieß. Ein paar höhere Beamten wurden „zu andern Verrichtungen berufen," wie man's in Frankreich nennt, und vermuthlich wird eine Fahrlässigkeit sobald nicht wieder vorkommen. Nach dem lezten Bahnunglück soll ein älterer Stabsoffizier den weisen Ausspruch gethan haben, daß die Verwaltung um so strafbarer sey, weil die Soldaten unbedingt gezwungen gewesen, sich dem Bahnzug anzuvertrauen, während es den Bürgern immer frei stehe, sich einer andern Gelegenheit zu bedienen.

In der Benutzung der Druckerschwärze zu Mittheilungen Einzelner an die Menge hat sich wieder ein neuer Schößling angesezt. Vor einiger Zeit bemerkte ich in einem meiner Briefe, daß es hier keine von den Leuten gebe, welche den Drang in sich spürten, ihre kleine Meinung über große Dinge ihren Mitbürgern auf eigene Kosten mitzutheilen; doch jezt hat auch solch ein uneigennütziger Mann sich gezeigt, den, wie es scheint, die Lorbeern des Herrn von der Leien in der Kölnischen Zeitung nicht schlafen lassen. Er spricht sich in einer Einrückung, welche wohl 10—20 fl. C. M. gekostet haben dürfte, darüber aus, daß die christlichen Unterthanen der Hohen Pforte, wenn sie zum Waffendienst ausgehoben würden, eigentlich mit Sack und Pack zu den Russen überlaufen müßten. Auch der Styl des rheinländischen Vorbildes ist mit täuschender Aehnlichkeit nachgeahmt. Der Erguß hat große Heiterkeit erregt, und man wünscht vielfach, der österreichische Ritter von der traurigen Gestalt möge denselben Fleiß und dieselbe Freigebigkeit entwickeln, die seinen Vormann am Rhein auszeichnen. Indessen hat die Auslassung auch eine ernste Seite; sie zeigt nämlich, daß in manchen Kreisen diejenige Spitze der östlichen Frage, die am meisten in die Augen springt, gar nicht beachtet wird. Es handelt sich seit dreißig Jahren, nämlich seit der Vertilgung der Janitscharen durch Mahmud II., um nichts anderes, als das osmanische Reich aus einem theokratischen in einen bürgerlichen Staat zu verwandeln, und

es liegt auf der Hand, daß die Umgestaltung mit demselben Augenblicke ihren entwicklungsfähigen Anfang nehmen wird, in dem die Rajahs den Waffendienst beginnen. Was uns bisher an der Türkei verdroß, waren ja lediglich die Einrichtungen, welche den Staat ausschließlich auf religiöse Grundlagen stellten, besonders seit unsere Vorfahren schon in Nordamerika alles bürgerliche Wesen unabhängig von jeder Glaubensgenossenschaft sich so gedeihlich entwickeln sahen, und seit wir selbst mit eigenen Augen das Beispiel Frankreichs betrachten können, wo Christen und Muhamedaner in ihrer Gleichheit vor dem Gesetz eben so gut mit einander auskommen, wie Christen gleichen Bekenntnisses unter sich. Das wird seiner Zeit in der Türkei derselbe Fall seyn und nur der Anfang Schwierigkeiten darbieten, die aber nicht mehr unbezwinglich scheinen, weil die Westmächte offenbar im Sinn hegen, die Anfänge der türkischen Gesittung als den ersten und obersten Punkt der Bürgschaften gegen Rußlands Uebergriffe unter den Schutz ihrer Bajonette zu stellen. Es handelt sich darum, den Nachfolger der Khalifen endlich einmal zu einem gekrönten Haupt nach staatsrechtlichen Begriffen gesitteter Länder zu machen; nur dann würde es einen Sinn haben, ihm die Krimm wiederzugeben, die man übrigens selber noch erst bekommen muß, bevor man sie dem ursprünglichen Eigenthümer zurückerstatten kann.

Außerhalb der Zeitungen wird von den großen Welthändeln nicht viel gesprochen, seit man überzeugt ist, daß wir in diesem Jahre kein Pulver verbrennen werden, wenn wirs nicht zu Uebungen und etwaigen Freudenschießen brauchen. Demnach haben wir Herbst und Winter zur Herstellung der Valuta vor uns, woran der thatkräftige v. Bruck mit Unerschrockenheit arbeitet. Die Frist scheint noch einen Segen mit sich zu bringen; an entscheidender Stelle findet man Muße, die Gründe der Sachverständigen zu erwägen, die, Schritt für Schritt über die Ausstellung im Pariser Glaspalast berichtend, nach dem Abschluß jeder Abtheilung als ein »ceterum censeo« stets ihre Stimme mit neuverstärktem Nachdruck dahin abgeben: daß dem Zunftzwang in Oesterreich endlich einmal das Genick zu brechen sey, damit das gesegnete Land mit seinen unermeßlichen Hülfsquellen, seinen erfindungsreichen Köpfen, seinen vielen fleißigen Händen auch seinen Rang in der Welt des Kunst- und Gewerbfleißes einnehme. Die Ausstellung von Paris scheint die langsamen Zeiger der Ueberzeugung bedeutend vorgerückt zu haben, und treibt sie vielleicht noch mit einem kühnen Ruck bis zur richtigen Stunde hin.

Paris, August.

(Schluß.)

Crinoline. — Causerie et commérage. — Massé. — Auber.

Die Crinoline trat bei ihrem ersten Erscheinen bescheiden auf und wurde so eine Dienerin der Grazie; aber in diesem Augenblicke, wo die Cuirassiere und Gendarmenkolosse mehr gelten als Husaren und leichte Jäger, wo pomphafte Schwerfälligkeit amtlich und daher auch beweglicher Einfachheit allgemein vorgezogen, wo der altfranzösische Volksgeschmack jener ceremoniösen Prachtentfaltung, an der die hohen Herrschaften jeder Zunge ihr Behagen finden, aufgeopfert wird, da wird auch die sonst so gefällige Crinoline zu einer bauschigen, schwülstigen Maschine und verhüllt die zierlichen Formen der ächtesten Pariserinnen mit Bombast und Aufgeblasenheit. Die Sprache ist bei allen Völkern das bereite Organ ihres Genius. Man sehe das französische Idiom an, und man wird finden, daß die Vorstellungen von Mangel an sinnlichem Umfang und die Begriffe von Artigkeit, von Lieblichkeit und Grazie sich beständig paaren. Selbst die Zartheit, wenn sie bis zur Schwäche geht, erhält in ihrem Wörterbuch einen Duft und Schein von Poesie. Wörter wie frêle, fluet, svelte, mignon, effilé und so manche ähnliche verbinden das Bild des Gebrechlichen mit dem Begriffe von Anmuth, und man sieht deutlich, wie sehr im Geiste der Franzosen Beleibtheit und Gefälligkeit sich widersprechen. In der That, so oft kein Druck von oben den französischen Schönheitssinn beengte und verfälschte, so oft der Zug des französischen Geistes nach seinen Launen in voller Freiheit gelassen wurde und jeder seiner eigenen Furche nachging, wie unter den Valois, unter der Pompadour und unter Louis Philippe, hatten die schmalen, die schlanken Formen entschieden die Oberhand und am sinnlichen Stoffe ward so viel abgeschliffen, als nur immer möglich. Wenn dagegen die höchste Gewalt mehr oder minder, so weit es eben thunlich war, darauf ausging, das ganze Land in den Hof des Staatshauptes, das ganze Volk in eine Art Hofgesinde zu verwandeln, so mußte auch die Erscheinung der Menschen, wenigstens der tonangebenden Stände, diesem Gedanken angemessen seyn. Wenn aber leichte, mit Nebenwerk kaum belastete und auf den geringsten

Raum, der gerade keine Einzwängung fordert, beschränkte Anzüge durch die jugendliche Beweglichkeit, die sie ihren Trägern gestatten, wie eine Andeutung der Freiheit aussehen und daher schon deßhalb einem Willen, der nach Allmacht strebt, unerquicklich seyn müssen, so versteht es sich auf der andern Seite von selbst, daß diesem Willen schwerfälliger Bombast, als Sinnbild der Obmacht und zugleich der Knechtschaft, willkommen ist. Wer stark zu schleppen hat, kann nicht bequem entwischen, wer mit glänzendem Prunk sich überladet, der kündigt ohne Commentar durch sein bloßes Auftreten an, daß er mit irdischer Größe zusammenhänge, und trägt seine Hörigkeit auf den ersten Blick zur Schau. Darauf geht das heutige Geschlecht, theils bewußt, theils unbewußt, mit großen Schritten aus. Unter der Julimonarchie fühlte man den König nicht, und die Bälle ausgenommen, wo der Bordeaux in Strömen floß, kümmerte sich niemand um den Hof. Heute will Alles vom Hofe seyn, Frauenzimmer, noch so unbedeutend geboren und gestellt, sprechen von der Kaiserin, als wenn sie Hofdamen wären, und die niedersten Journalisten säen in den Kaffeehäusern die Geheimnisse aus, die sie in dem verborgensten Hintergrunde der Ministerien erhascht haben wollen. Daß solche Eitelkeiten ohne Widerstand bleiben, dazu sind die Pariser zu boshafte Geister und zu schalkhafte Naturen. Je weidlicher das Lächerliche ausblüht in der Gesellschaft, um so mehr bekommt der Witz zu thun, und sarkastische Bemerkungen werden geflüstert in jeder Ecke, wo gescheidte Leute sich begegnen. „Von der Lippen Spitze weg (du bout des lèvres) die Dinge sagen," so heißt man das hier zu Land. Für die ledigen Männer oder als ledig sich gebärdenden Eheherrn sind natürlich die Kaffeehäuser der Schauplatz dieser fröhlichen Gymnastik, und früher sah man da nicht bloß Ausländerinnen, Schöne aus der Provinz und Arbeiterinnen, zuweilen auch niedere Bürgersfrauen, wie noch jetzt, sondern auch Pariserinnen der hohen Welt. Da aber seitdem nicht bloß die Cigarre Platz gegriffen hat, sondern auch die kleine Thonpfeife sich blicken läßt, und, was noch schlimmer ist, sich dem Geruchsinn sehr bemerklich macht, so bleiben die letzteren Damen weg von den beräucherten Stuben, aus denen dazu noch laute, häufig erbitterte Zänkereien über Romantiker und Klassiker, über Dumas und Scribe, über Ponsard und Ingres, Hugo und Delacroix, kurz über alle Bewerber um den Ruf des Tages und das Geld der Müssiggänger, jeden Schein von gutem Ton verbannen. Um so voller sind, jetzt da auf glühende, reichbesonnte Viertelstunden windige Güsse von fünf bis sechs Minuten folgen, die Buden, wo die Leckereien des beginnenden Spätsommers, von feinen süßen Südweinen begleitet, feilgeboten und verzehrt werden. Was in diesen meist nicht geräumigen, aber großentheils netten und freundlichen Asylen gegen die Launen des Wetters, auf dem rechten Ufer zwischen Fluß und Boulevard, zwischen Louvre und Concordienplatz, und in einigen Straßen des Faubourg St. Germain auf kurz oder lang sich einstellt, gehört regelmäßig den besten Kreisen der gebildeten Hauptstadt an. Keine Frucht des Juli und August, die auf den holzreichen Hügeln um Paris zur Reife kommt, fehlt hier; sie prangen alle als Kuchen verkleidet und locken durch die Glasfenster hindurch die schönsten Augen, die über dem Reiz dieser Kinder des Waldes ihre eigene Glorie und Macht vergessen. Die im Winter blühende Fleischpastete ist in zwar geringerer Anzahl von Exemplaren, aber so schmackhaft wie immer für die fanatischen Liebhaber dieser Kostbarkeit vorhanden. Hier klingen die ausgesuchtesten Noten des Pariser Salonwitzes, hier werden die lustigsten Züge aus dem Tagebuche der Künstlerwelt gegen zarte Geheimnisse aus der Chronik des hohen Adels ausgetauscht, und wer mit verborgenen Geschichtschreibergedanken diesen Plaudereien beiwohnte, könnte hier den reichsten, dankbarsten Stoff für die wißbegierige Zukunft erhaschen. Hier wurde ich auch zu den obigen Zeilen über die Crinoline veranlaßt.

Wir saßen unter den Arkaden der Straße Rivoli, wo jetzt so viel gehämmert und geschaufelt wird, ein paar Zoll vom Garten der Tuilerien, ein paar Sprünge vom Schlosse gleichen Namens, im Saal einer Pastetenbäckerei, etwa ein Dutzend Männer und Damen. Die Arkaden, die ein rasch vorübergehender Regenguß in einem Nu zum Ersticken mit geputzter Menschheit gefüllt hatte, leerten sich auf die plötzliche Einladung der lieben Sonne nicht ganz, doch fast so schnell, als sie sich gefüllt hatten. Wir genoßen zugleich die berauschende Aussicht auf die Linden- und Kastanienwölbungen des Tuileriengartens. Die hohen, zum Theil schlanken, zum Theil umfangreichen Stämme hatten ihr Laub ganz und gar mit einem Netze von Tropfen überzogen und die Tropfen waren alle in sturmgebrochenes Licht gebadet. Das war ein Schauspiel, dessen Paris sich rühmen darf, und die große Oper mit all ihrem Schimmer hat nichts dergleichen aufzuweisen. Trotzdem die Natur sich mit Einemmale so magisch gestaltet hatte, so blieben einige schüchterne Grazien und Nichtgrazien unter dem säulengezierten Schirme und ergingen sich vor unserem Tische. Die eine derselben war eine stattliche, hochgestreckte, stolz sich haltende Pappel aus Altengland. Eher hager als stark, hatte sie sich kürzlich eine kolossale Crinoline zugelegt, um die Würde ihres Aussehens zu vermehren. Wenige Wochen, ehe sie dieses Erweiterungswerkzeug umthat, hatte sie mit lauter Stimme sich gerühmt, es sey ihr vom Gotte der Schönheit ein ätherischer Wuchs verliehen worden. Das stolze Wort verbreitete sich bald in ihrer Umgebung, drang dann in mehrere Kreise, wo die üble Nachrede mit Vorliebe gepflegt wird, und kam endlich einer kleinen schmächtigen, niedlichen Burgunderin zu Ohren, die ihre böse Zunge gerade in unserer Mitte spielen ließ. Diese rief ohne Vorrede, als sie die Engländerin mit ihrer ungeheuren Crinoline gewahr wurde, munter aus: »Soyez donc fluette avec cette machine-là!« Dieser kecke und dabei kindliche Einfall mag als Uebergang zu einer Skizze der Pariser Plauderei dienen.

Die Pariser Plauderkunst ist mit Recht berühmt, aber sie ist nicht mehr so allgemein, was sie in der Vorstellung derjenigen ist, die sie aus früherer Bekanntschaft rühmen oder nach ein paar seltenen Ueberresten derselben, die noch heutzutage fortleben, beurtheilen. Die ächte, großentheils verlorene Pariser Plauderei war, wie die Poesie der Franzosen in ihrer gesittetsten Zeit, vorzugsweise Drama. Eigentlich epischen Strom kannte sie so wenig als die französische Dichtkunst jener Epoche, und wie die erzählende Muse, außer der sanften, gefälligen und streng verflochtenen Novelle, oder den unmittelbar nach dem Leben entworfenen Mittheilungen, die bei den Franzosen den Eigennamen „Memoiren" bekommen und nach und nach bei allen Völkern erhalten haben, kein Glück machte und namentlich in großen Verhältnissen nichts Erfolgreiches hervorbrachte, so hat auch die ächte französische Unterhaltung nie einem alle seine Genossen gleichsam aufzehrenden Sprecher ein übermäßiges Theil der für Alle bestimmten Zeit gestattet. — Die Pariser Plauderkunst, einst ein zusammengreifendes Orchester in ganz Paris, läßt sich jezt bloß noch in zerstreuten Nachklängen vernehmen. In diesen Resten ist sie, bei Gesprächen die im Für und Wider sich bewegen, die ungehemmteste Freiheit des Widerspruchs in den Schranken eines nie verlezten Anstandes. Wo sie auf das Gebiet der geselligen Novelle tritt, ist sie ein lebhafter Austausch sey es empfindsam anziehender und geheimnißvoller, sey es ergötzlicher Geschichten, wobei nicht nachgeforscht wird, ob das Berichtete ersonnen oder wirklich geschehen ist.

In diesen flüchtigen Worten über die feine Plauderei, die einst so verbreitet war und jezt so selten ist, daß sie der Tourist gewiß nicht am Tage seines Eintreffens, noch während der drei Wochen oder Monate seines Dableibens entdecken dürfte, bediente ich mich der gegenwärtigen Zeit und sagte nicht war, wie es genauer heißen würde, sondern ist. Ich that es, um die Ruinen zu ehren, die von der zierlichen Ritterburg noch vorhanden sind. Die täglichen Zusammenkünfte der bürgerlichen Welt, die der hier Angesiedelte auszuhalten hat, sind dagegen weit mehr geeignet, Ungeduld zu erregen, als den Geist zu erheitern oder zu bereichern. Stoff und Art sind gleich ermüdend, und nie ermüdender, als wenn Weiber, die sich nicht durch Witz auszeichnen, aber dafür äußerliche Bildung mitbringen, die Mehrheit des weiblichen Theils der Versammlung ausmachen. Da wird gemeinhin von neuen Moden und älteren, aber noch tragbaren Anzügen, welche ihre Bejahrtheit durch die Güte des Zeugs und den bedeutend geringeren Preis hinreichend gut machen, hin und her geredet, und ist das Kapitel der Nätherin und Modistin nach allen Seiten hin ohne Grazie durchgesprochen, so kommt die üble Nachrede an die Reihe. Da wird eine bekannte Abwesende zerfezt und zerfezt, es wird nachgewiesen, daß dieselbe keinen Verstand und keinen Geschmack besizt, mit all ihrem Reichthum in ihren orientalisch verzierten Sälen nur der spöttischen Jugend ihre Persönlichkeit bloßstellt und mit ihren klingenden Kapitalien den geringen Betrag ihres geistigen Kapitals darthut. Am schwersten ist der endlose Moment zu ertragen, wenn eine der Hauptsprecherinnen von der übrigen Versammlung mit ceremoniösem Lärm Abschied nimmt. Man glaubt sich schon von ihrer Suada befreit, man wünscht sich Glück zum endlichen Verschwinden des Plaggeistes, sie steht schon unter der Thüre; da hat sie noch etwas vergessen, es ist die Geschichte einer Magd, die gegen ihre Herrin sich vergangen hat, und da wird nun erst diese, dann noch eine, endlich eine dritte Chronik dieser Art abgehaspelt, und am Ende werden die drei Stücke zum Thema einer Klagen- und Maximenbrühe, die oft noch eine gute Viertelstunde dauert.

Man spricht in Deutschland oft den Franzosen das Wort »causerie« mit eitler Befriedigung nach, aber sehr würde man sich irren, mit diesem lieben Namen feiner Vertraulichkeit ein Zungenwirrsal zu beehren, wie ich es eben geschildert. Das heißt commérage und nicht causerie. So weit man indessen bei diesem ungezügelten Freihandel an der Nächsten Ruf und Reizen sich vergreifen mag, so werden doch Aeußerungen, die eine weibliche Ehre beflecken, selten gehört. Man sagt in Paris den Opfern des Vorurtheils im öffentlichen Leben alles erdenkliche Schlechte nach und fühlt dabei nicht den leisesten Einspruch des Gewissens, aber in Betracht von Privatverhältnissen ist man ungleich behutsamer, und man sieht aus diesem Lästerungsverkehr des schwatzhaften Geschlechts, wie sehr sich, bei aller Bosheit, die hiesigen Frauen schonen und wie in den sittlichen Zuständen des mittleren Paris die Gefallsucht eine größere Rolle spielt, als eigentliche Pflichtverletzung.

Die niedlichen Miniaturen dramatischer Poesie, bald in Versen, bald in leichtgeschürzter, von sinnigen, fein gefügten Reimen durchschossener Prosa waren über zwei Jahrzehnte literarische Mode. Das Feld wurde zuerst von Musset in größerem Maßstab mit außerordentlichem Glück angebaut, und als dessen Stern im gährenden Bade der traurigsten Irrung versank, von begabten Jüngern fortgeführt, namentlich von Dubelloy mit „Pythias und Damon" und von Berthet, dem Verfasser des „lesbyschen Sperlings," in dem Rachel die Hauptrolle übernahm und in ganz Europa den einaktigen Vogel spazieren führte. Noch im Frühling des vorigen Jahrs machte auf dem Odeon solch eine liebliche Kleinigkeit, „lenzige Liebe" geheißen, mehrere Wochen hindurch wahres Furore. Seitdem ist diese tändelnde Dichtart so ziemlich in den Hintergrund getreten, hie und da aber dient in Privathäusern die Aufführung eines dieser Scherze zu pikantem Zeitvertreib, und diese Sitte findet auch in andern Hauptstädten Nachahmung. So war ich in München Zeuge eines solchen Versuchs, der von so wunderlichen Zügen begleitet war, daß er mir ein besonderes Andenken zu verdienen scheint. Hier in Paris lassen auch die Dilettanten derlei Schmetterlinge durch die Presse in's Freie flattern, aber die

Inhaber der Bühnen verachten diese Salonblüthe, die selten etwas einträgt. Auf dem Theater des Singspiels dagegen, wo, von entsprechender Musik begleitet, diese artigen Gewebe hübscher Einfälle immer noch von Zeit zu Zeit sich sehen lassen, sind sie für angehende Tondichter eine Vorübung zu bedeutenderen Thaten. Unter den werdenden Meistern ist Massé bei den Stammgästen der Opéra comique der beliebteste, und so oft etwas von ihm gegeben wird, es mag nun neu, oder neu aufgelegt seyn, füllt sich der gefällige Saal. Massé läßt zwar die mannigfachen Hülfsmittel, welche der technische Fortschritt in allen Bereichen des Schönen seit dem Frieden Jahr aus Jahr ein erwirbt, keineswegs unbenutzt, verliert aber auch keineswegs die Spuren der älteren Meister Frankreichs und in Frankreich eingebürgerter Belgier oder Italiener, wie Delacroix, Mehul, Gretry, Isouard, Berton, Boyeldieu. Sie haben fast alle für ihre Nachfolger den Vortheil, daß ihre Werke Beispiele ächt französischen Geistes und durchaus französischer Arbeit sind, daß sie die an den Ufern der Seine, Oise, Marne, Yonne und Loire heimische Munterkeit besitzen, aber nicht selten zu Schwung und Getragenheit, kurz zu etwas Edlerem sich erheben. Auch in den besten Erzeugnissen Massés bemerkt man mit Freude und mit Lob dieselbe Eigenschaft, dieselbe Richtung. Die Rückkehr aufstrebender Kräfte zu längst verschwundenem Reiz kommt überhaupt jezt mehr und mehr an die Tagesordnung und wird vielfach als ein Heilmittel gegen die Verheerungen der weiter und weiter um sich fressenden Verderbniß angesehen.

Unterdessen wächst eine Art Empörung gegen die älteren, mit Ehren und Titeln längst versehenen Berühmtheiten leise, aber stätig auf. Auber namentlich ist zahlreichen Vorwürfen ausgesezt. Man findet seinen lezten Leistungen den Stempel fortschreitender Erschöpfung durch die Last der Jahre unverkennbar aufgedrückt. Man sieht ihn gesunken, man sieht ihn sinken und tadelt ihn bitter, daß er nicht den Ruf seiner früheren Meisterwerke durch ein kluges Schweigen gegen die Folgen einer unabwendbaren Gebrechlichkeit geschüzt habe. Auber ist allerdings nicht mehr was er war, aber die Angriffe, denen sein Alter ausgesezt ist, verlieren durch arge Uebertreibung die Hälfte ihres Gewichts. Troz aller Bemühungen, Aubers jüngste Gabe, „Jenny Bell," tief herabzusetzen und so schnell als möglich von der Bühne zu verdrängen, ist Lezteres doch nicht geglückt. Die Einsprache eines Adam, den seine Erfolge in der unbändigsten Posse wie seine höheren Triumphe in den Hallen von St. Eustache gewiß zu einem spruchfähigen Richter gemacht haben, konnte nicht ohne Wirkung bleiben, um so weniger, als auch der Italiener Scudo, der sowohl durch eigene Tongedichte, als durch eine lange Reihe von Aufsätzen, worin die vorzüglichsten musikalischen Leistungen unserer Zeit mit Scharfsinn und dem feinsten Takt gewürdigt sind, ein unbestrittener Gewährsmann, sich über Aubers Jenny Bell im selben Sinne wie Adam ausspricht. Scudo schreibt, obgleich Italiener, ein besseres Französisch als mancher Pariser Feuilletonist, und natürlicher ist es sicher als der spitzfindige Styl eines Berlioz, in dessen geistvollen, aber mit gesuchtem Witz über und über bespickten Schreibart alle Unarten seines musikalischen Styls wiederkehren. Wenn aber der Italiener Scudo so gut französisch schreibt, so läßt man uns hoffen, daß bald auch eine Italienerin gleich gut französisch sprechen werde. Die Ristori, heißt es, werde als Berenice, Monime, Iphigenie, kurz in allen Rollen Racines auftreten, die für die Rachel zu zart, zu tief waren, und da in denselben die Musik so viel zu thun hat als die Poesie, so gehören sie gleichsam von Rechtswegen einer Italienerin zu.

Daß eine fremde, und noch dazu eine brittische Herrscherin so freiwillige Ehren in Paris erntete, das ist vielen Stockfranzosen nicht sehr angenehm, aber manche trösten sich über diese Niederlage des Nationalvorurtheils mit dem Gedanken, daß der Werth, welchen das Pariser Volk in seinem Gemüthe einer angestammten Herrscherperson beilege, beim Willkomm, den es der Königin Victoria mit vielen tausend Stimmen zugerufen, sich unwillkürlich kund gethan habe. Das ist die Rechnung unerschütterlicher Legitimisten, wobei allerdings das meiste aus der Einbildungskraft gegriffen ist, aber doch einige Atome Wahrheit sich finden mögen. Die Freudetrunkenheit, womit bei einbrechender Nacht, mit der Gewißheit, daß man nicht viel sehen werde, die ungeheure Masse sich nach den Wegen der Stadt und der Vorstädte wälzte, wo die Königin angesagt war, die ehrerbietige Heiterkeit, womit die Leute die durch das lange Ausbleiben der Erwarteten verursachte Ungeduld mäßigten, und die sie selbst, wenn sie in Muthwillen ausartete, in den Schranken des Zartgefühls zu halten wußten, die Achtsamkeit, mit der jeder Kanonenschuß, nachdem der erste gefallen, gezählt wurde, die wachsende Bewegung, je näher der Zug kam, die verzweifelte Eile, womit Stühle, Bänke, Barren, Aeste, die Schultern der Eltern, der Gatten, der Brüder und der Geliebten, kurz alle erdenklichen Höhen, die zu Gebot standen, erklommen wurden, das alles kam mir vor wie die Wiedergeburt einer längst begrabenen Vorzeit. Das Mittelalter schien aus seinem Sarge sich zu heben und die Herzen zu schlagen, wie sie einst für den heiligen Ludwig geschlagen haben sollen. Auch die Gilden mit ihren Bannern, obgleich sie im Jahre achtundvierzig zu ganz anderem Zweck in Paris erschienen, trugen zum mittelalterlichen Gepräge und der monarchischen Farbe des Festes bei; es war, als ob Königin Bertha, die Mutter Ludwigs des Heiligen und zweimal Regentin Frankreichs, aus ihrem alten Hause im zwölften Stadtbezirk hervorgekommen wäre und ihren verrosteten Scepter über das neue Frankreich schwingen wollte. Bertha war, wie Catharina von Medicis und Anna von Oesterreich, von fremdem Blut, und doch Eine von denen, die an Frankreichs Größe, Einheit und Bestand mit mehr Ernst, Ausdauer und Geschick gearbeitet haben, als viele eingeborene Franzosen von königlicher Geburt. Eine solche als Landsmännin angenommene Fürstin einer andern Zunge

haben die Franzosen heutzutage nicht mehr. Die vor dreizehn Jahren beim Tode des Herzogs von Orleans geträumte Regentin verlebt in ihrer Heimath ihr Exil, als das Ziel verschwiegener Sehnsucht und das Opfer redseligen Hasses. Jene Frauen der fernen Vorzeit mochten sich, als Königin Victoria nahte, im Gedächtniß einiger Unterrichteten mit einem male aus vielleicht langem Schlaf erheben; der Uebergang von der fast, oder eigentlich ganz deutschen Brittenkönigin zur unmittelbar deutschen Herzogin von Orleans konnte wohl in einem etwas weiteren Kreise nicht schwer seyn; aber der jauchzenden Menge schwebte diese geistige Brücke von einer fürstlichen Persönlichkeit zur andern schwerlich in deutlichen Umrissen vor, und noch viel weniger, etwa die von der Legende ihr nahe gebrachten Bertha ausgenommen, lebten in ihrer Phantasie die großen gekrönten Ausländerinnen, die in Frankreichs Annalen leuchten, als sie rief: „Es lebe die Königin!"

London, August.

Brod, Thee und Spleen.

✉ Sie erinnern sich, daß vor einigen Wochen eine Commission niedergesezt wurde, welche über die Verfälschung (adulteration) der Lebensmittel, Getränke, Arzneimittel Untersuchungen anzustellen und Bericht darüber zu erstatten hat. Die Verfälschungen hatten in jüngster Zeit dermaßen zugenommen, daß schon des Anstands wegen, wenn nicht aus Rücksicht für seine eigene Sicherheit, seine eigene Selbsterhaltung das Parlament nicht umhin konnte eine solche Maßregel zu ergreifen. Die Commission hat bereits vier Sitzungen gehalten, und die Resultate, die zu Tage kommen, machen einen wirklich schaudern. Das ist nicht mehr Dr. Hassall, ein Privatmann, der dergleichen Untersuchungen veranlaßt; das ist nicht mehr die Lanzette, ein Journal, das die Ergebnisse zu seinem eigenen Vortheil dem Publikum mittheilt. Nein, dießmal ist es eine Regierungscommission, von der die Untersuchungen geleitet werden. Es ist nicht ein einziger Doctor, es sind Dutzende von Doctoren und Chemikern, die Zeugniß ablegen, und es ist nicht mehr ein ärztliches Journal, es sind alle täglichen Journale und die blue books, welche die Resultate mittheilen. Ich wünsche nur, ich hätte nie einen Blick in die Zeitungsartikel geworfen, die über die Sitzungen der Commission und diese Verfälschungen berichten. Verfälschungen! Es sind wahre Vergiftungen, die schmählichsten, künstlichsten Vergiftungen, die man sich denken kann. Jeder Bissen, den man ißt, jeder Tropfen, den man trinkt, wird einem verleidet. Brod, Butter, Käse, Kaffee, Thee und Zucker, nichts entschlüpft den meuchelmörderischen, nur nach Gewinn haschenden Händen der giftmischerischen Krämer. Daß der Thee den Engländern verleidet und das Bier versalzen wird, das wollte ich noch hingehen lassen; aber die Chokolade, dieses lieblichste der Getränke, in einen Gifttrank verwandelt zu sehen, das ist doch zu arg. Ich habe mir vorgenommen, mich dem „Vegetarianismus" zuzuwenden, um dem Gewürzkrämer zu entgehen, und künftig nur noch von Kräutern, namentlich von Kohl, am liebsten von Sauerkraut zu leben; es bleibt mir keine Wahl übrig, denn selbst die Eier sind nicht mehr ganz „koscher."

Und dieses Vergiftungshandwerk wird nicht allein vom kleinen Krämer, vom Detailhändler betrieben, nein die großen honnetten „Merchands" der City haben sich in's Handwerk gemischt und treiben die Giftmischerei auf breitester Grundlage. Wenn man die Aussagen der verschiedenen Zeugen vor der Commission liest, so kommt es Einem vor, als lese man toxicologische Abhandlungen, und es wird einem zu Muthe, als durchblättere man ein medicinisches Buch, nur mit dem Unterschied, daß, wenn man in eine Pathologie hineinblickt, man leicht zum malade imaginaire wird, und diese augenblickliche Furcht hat doch immer die heilsame Wirkung, daß man vorsichtig wird und diese und jene Schädlichkeit meidet. Aber, um's Himmels willen, wie soll man sich vor den toxicologisch-pathologischen Experimenten hüten, welche an allen Einwohnern Londons, an Engländern wie an Ausländern, tagtäglich angestellt werden, und die jeder täglich an sich selbst machen muß, wenn er sich nicht fast aller Nahrungsmittel enthalten will? Und sich auf Wasser und Brod zu setzen, selbst davon kann gar keine Rede seyn.

Selbst das harmlose Wasser gönnen sie einem nicht in seinem ursprünglichen, unverfälschten Zustande. Nicht als wenn sie das Wasser ebenfalls verfälschten und vergifteten; aber sie zwingen einen, an sich verfälschtes, verfaultes, vergiftetes Wasser zu trinken, selbst wenn man sich klares Wasser zu billigerem Preise und aus näheren Quellen verschaffen kann. Sie wissen, daß das Wasser in London ein Kaufartikel geworden ist, wie jede andere Waare, und es gehört folglich in die Kategorie derjenigen Gegenstände, über deren Verfälschung die gegenwärtig sitzende Commission Untersuchungen anzustellen und Bericht zu

erstatten hat. Einige wenige Compagnien haben das Monopol des Wassers, das sie durch Röhren und verschiedene hydraulische Vorkehrungen in alle Häuser Londons leiten. Dafür zahlt man ihnen jährlich eine gewisse Summe, die sogenannte Wassertaxe.

Das schlechteste Wasser ist das der Themse, da es mit vegetabilischen Stoffen im Zustande der Fäulniß geschwängert ist. Wenn ich nun als Privatmann es zuträglich finden sollte, mir ein reineres Wasser von einer andern Compagnie zu verschaffen, so kommt die Compagnie, die das Monopol des Wassers aus der Themse besitzt, sogleich mit ihrem Protest dazwischen; ich, der ich einen bestimmten Stadttheil bewohne, der im Bereiche der Compagnie liegt, gehöre dieser an, als ihr Pfarrkind; sie allein hat das Recht, mich und die andern Pfarrkinder des Stadttheils mit Wasser zu versorgen, und jeder Versuch, diesen von Gott frei gegebenen und bei allen andern Völkern gratis gebotenen Artikel mir anderswo verschaffen zu wollen, ist ein Eingriff in ihre Rechte, ein Attentat auf ihr Monopol, und vermöge ihres Privilegiums kann sie mich zwingen, das verfaulte Wasser zu trinken. Ist nicht die ganze Themse, so weit sie zwischen London eingebettet dahin fließt, ein wahrer Morast, ein wahrer Schlamm? Lesen Sie nur den Brief von Faraday, der erst gestern in der Times erschienen ist. Und wer ist Schuld daran? dieselben Leute, die Kaffee und Zucker und alle Eßwaaren vergiften, die Krämer von der Corporation der City, denen der Strom ganz London entlang zugehört und die ruhig zusehen, daß aller Unrath des ungeheuren London in die Themse sich entladet, ohne auch nur die geringste Gegenmaßregel zu ergreifen. Das würde neue Kosten verursachen, das Wasser theurer machen, und für sie handelt es sich nur darum, auf dem billigsten Markt zu kaufen, um auf dem theuersten verkaufen zu können. Das Wasser der Themse kostet sie nichts; warum sollen sie unnöthiger Weise die Produktionskosten vermehren? Ich habe nie die lyrischen Ergüsse auf den silbernen Bach, die sprudelnde Quelle, den deutschen Vater Rhein so ganz verstanden und gefühlt, als gerade in diesem Augenblick.

So viel vom Wasser; nun hören Sie, wie es mit dem Brode steht, und Sie sollen sehen, ob es möglich ist, sich in London auf Wasser und Brod zu beschränken, und Sie werden mir Recht geben, wenn ich auf meinem Vorsatze beharre, künftig nur von Kraut, d. h. Sauerkraut, leben zu wollen. — Das Brod, sagt Dr. Normandy (und seine Aussagen werden von allen andern Chemikern bekräftigt) wird so stark mit Alaun gemischt, daß Alaun aus dem fertigen Brode in der Gestalt von sehr derben Crystallkörnern heraus fällt. Nun kann man meinen, die Vermischung mit Alaun geschehe allein, um dem Brod ein weißes Aussehen zu geben und glauben zu machen, daß es aus dem besten, feinsten Mehle bestehe, und so dasselbe als Brod erster Qualität verkaufen zu können. Dieß ist allerdings ein Grund, aber der Hauptgrund ist, daß durch die Beimischung von Alaun das Brod eine größere Menge Wasser absorbirt und dasselbe so an Gewicht bedeutend zunimmt. Daß durch diesen täglichen Zusatz von Alaun die Verdauungsorgane geschwächt und die Constitution untergraben werden können, wie alle darüber vernommenen Doktoren einstimmig erklären, was liegt dem Bäcker daran, wenn er für sein verfälschtes Brod so viel erhält, als für dasselbe Gewicht in unverfälschtem Zustand? Aber hiemit begnügen sich die Bäcker nicht. Thonerde und Kartoffeln werden dem Alaun beigesellt, und die Verfälschung wird so allgemein und in so großartigem Maßstab betrieben, daß es eigene Händler, Droguisten gibt, welche den Bäckern eine fertige Composition unter dem Namen »backers' stuff« verkaufen. Diese Droguisten selbst aber verfälschen wiederum den backers' stuff, indem sie dem Alaun gemeines Salz beimischen.

Vor einiger Zeit hatte sich eine Gesellschaft (league society) gebildet, die allen Bäckern den Krieg auf Tod und Leben erklärte und das Publikum hoch und theuer versicherte, daß sie, erhaben über alle commerciellen oder spekulativen Gesichtspunkte, nichts im Auge habe, als das Publikum mit einem reinen, gesunden, unverfälschten Brod zu versehen. Sie begann ihre Operationen im Großen, gewann bald das Zutrauen des Publikums und bedrohte wirklich die Bäcker mit der gefährlichsten Concurrenz. Auf einmal hieß es eines Morgens in großen Anschlagzetteln, in Folge chemischer Untersuchung habe es sich herausgestellt, daß im Brode der league society sich noch mehr Alaun befinde, als im Brode irgend eines Privatbäckers. Die league society wies mit Entrüstung diese Anschuldigungen zurück, behauptete, sie seyen eine Cabale der vereinigten Bäcker, und forderte zu öffentlicher Untersuchung auf. Eine Commission wurde niedergesezt, die Analyse veranstaltet und — Entsetzen! die vereinigten Bäcker hatten Recht. Im Brode der League fand sich der Alaun in größerer Quantität als in irgend einem andern Brod. Die Gesellschaft wiederholte ihre Betheurungen noch kräftiger als zuvor. Sie schwor bei allen Göttern, in ihrer ganzen Bäckerei finde sich nicht ein Körnchen Alaun vor, ihre Gehülfen und Bäckergesellen könnten mit dem besten Willen sich nicht die geringste Unterschlagung zu Schulden kommen lassen, sie sey mit Einem Wort eine ehrliche Gesellschaft, bei der von irgend einer »Adulteration« gar keine Rede seyn könne. Und die League hatte Recht; es war nicht sie, welche die Verfälschung vorgenommen, es waren die Müller, welche sie für sie gemacht und Sorge getragen hatten, daß es dem Mehl nicht an der gehörigen Quantität Alaun fehlte. Die Müller und die Mehlhändler, die Farmer und die Kornhändler hatten den Betrug im Großen gespielt, dessen Opfer die League wurde. Dieselbe erkannte zu spät, daß Ehrlichkeit heutzutage in England nicht mehr möglich ist, und sie mußte ihre Bude schließen.

So bin ich denn dazu verurtheilt, unter diesen spitzbübischen, giftmischerischen Bäckern, Müllern und Epiciers zu leben, und das liebe theure Brod, das ich so schwer

verdiene, mit Alaun vergiftet zu genießen! Die Leute wissen Einem hier das Leben sauer zu machen. Aber es geschieht mir Recht; ich habe mich in Deutschland am Brod versündigt, am Commißbrod, und namentlich am Pumpernickel, den ich so sehr verlästert. Jetzt habe ich allerdings weißes Brod, nur allzu weißes, so weiß, daß ich davor zurückbebe. O mein silberner Bach, meine sprudelnde Quelle, mein guter deutscher Pumpernickel, wie sehne ich mich nach euch zurück!

Ich wußte nicht, was es war, aber zu Zeiten ergriff mich eine solche Mattigkeit, ein solches Dahinsinken aller Kräfte, und dabei eine solche Sehnsucht nach den alten Zeiten — eine Wehmuth, eine Melancholie, von der ich mir gar keine Rechenschaft zu geben wußte. Aber es war nicht die Wehmuth, die sich in liebliche Träume verliert; es war eine Art Reue, ein Rückwärtsstreben in alte Zustände, um ungeschehen zu machen, was geschehen ist, so daß ich mitten in der Arbeit oft genöthigt war die Feder niederzulegen. — In meiner Einfalt nannte ich das einen Anfall von heimathlichen poetischen deutschen Gefühlen. Ich Thor! es war die gemeinste Prosa; es war ein englischer Zustand, erzeugt vom englischen Alaun, dem englischen Brod und dem englischen Wasser; er war der Anfang des englischen Spleen, der, wie aus dem Zeugenverhör der Doktoren und Chemiker hervorgeht, seine eigentliche Quelle in den englischen Verfälschungen hat. Was diesen englischen Spleen von der deutschen Wehmuth unterscheidet, ist eben, daß sich ersterer in einer Art Reue kund gibt, die darin besteht, rückwärts gehen zu wollen in der Zeit, die reichste Quelle der methodistischen und am Veitstanz leidenden Sekten, wie man sie zu Hunderten hier in England findet.

Wenn ich in Deutschland solche lyrischen Anfälle verspürte, pflegte ich meine Zuflucht zu einer guten Tasse Thee zu nehmen, und schon beim bloßen Anblick des lieblichen Dampfes, beim Geruch dieses gemüthlichen Getränkes zerflossen die Nebelbilder, heiterte sich meine Seele auf, und es ward klar in meinem Innern. Ich versuchte hier dasselbe Mittel; aber mein Zustand verschlimmerte sich damit nur, meine Phantasiebilder erhielten Hoffmannsche Umrisse, Vergangenheit und Zukunft hatten aufgehört, und die Gegenwart war ein unendlicher, unsäglicher Schmerz. Und das war die Wirkung des englischen Thees. Was ich getrunken hatte, war aber auch kein Thee; es war „Lügenthee," »lie-tea,« eine ursprünglich chinesische Benennung, die aber ganz englisch geworden und in die englische Kaufmannssprache übergegangen ist. Lie-tea, sagt uns der Bericht, nannten die Chinesen denjenigen falschen Thee, den sie hauptsächlich aus Theeabfällen jeder Art und aus unorganischen Stoffen, earthly matters, wie es im Englischen heißt, fabricirten. Also dieser Lügenthee besteht großentheils aus Koth, und die Chinesen waren sehr bereitwillig, diesen Koth- oder Lügenthee, den sie selbst nie trinken, massenhaft für die Europäer zu fabriciren, da sie, wie es im Berichte heißt, jeden Artikel, der ihnen von den europäischen Kaufleuten aufgetragen wird, für gutes Geld herzustellen sich anheischig machen.

Dieser chinesische Unrath passirte nun aber an der Douane nicht zollfrei. Der Thee zahlt in England bekanntlich einen sehr hohen Eingangszoll, und die englischen Kaufleute, welche diesen lie-tea zollfrei importiren wollten, weil es eigentlich gar kein Thee sey, sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht. Sie machten sich daher an's Werk und versuchten den Lügenthee auf englischem Boden, mit englischem Unrath, mit Kehricht vom englischen Boden und mit »colouring matters« zu fabriciren, und dieß gelang ihnen in solchem Maße, daß sie sich in jeder Hinsicht den chinesischen Fabrikanten überlegen zeigten. Und mit diesem Schmutz, diesem Kehricht wollte ich meine heiße Sehnsucht, meine tobenden Gefühle stillen! Und was ich für süße Wehmuth, für deutsche Melancholie und deutsches Heimweh ansah, das war nichts anderes als englischer Spleen!

Aber die Lüge beschränkt sich nicht auf den Thee. Sie hat sich aller Handelsgegenstände bemächtigt und Lug und Trug ist das Motto der englischen Handelswelt. Selbst auf die Heilstoffe hat sich die Lüge geworfen, und was der Arzt an wirksamem Gifte verordnet, verwandelt sich in der Hand der englischen Kaufleute in harmlose, indifferente Mittel. Man sehe nur den Unfug, den man mit Rhabarber und Ipecacuanha treibt. Alle Purgirmittel wirken purgirend nur auf die Tasche des Consumenten, nicht auf den Darmkanal des Patienten. — Die Commission ist mit ihren Sitzungen noch lange nicht zu Ende; die Untersuchung geht noch immer fort und jeder Tag bringt schmählichere Unthaten zum Vorschein. Die Detailhändler sind Betrüger im Kleinen, und die Merchants, die Citymen treiben Lug und Trug auf großartige, businesslike Weise.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 36. 2. September 1855.

— Love, whose view is muffled still,
Shall, without eyes, see pathways to his will.
Shakespeare.

Die kleine Hand.

Novelle von L. W.

(Schluß.)

4.

Der Gegenstand dieser Unterhaltung war ziemlich einsylbig nach Hause gewandelt, und wir können es nicht verschweigen, daß Augusten noch am folgenden Tage Weldens: „sehr vernünftig!" in den Ohren klang. Sie saß mit Marien bei einer Handarbeit traulich beisammen, die Freundinnen plauderten von diesem und jenem, zuletzt auch von dem gestrigen Spaziergang, da sagte Auguste: „Was wollte nur euer Welden mit seinem: sehr verständig! Es scheint mir ein sonderbarer Mensch zu seyn." — „Ei behüte, nur in Bezug auf die Liebe hat er etwas schwärmerische Ansichten." Und sie erzählte Augusten ungefähr das, was wir dem Leser bereits mitgetheilt haben.

„Pah," antwortete diese, „das ist doch eigentlich recht fade für einen Mann, ganz à la Werther!" — „Du urtheilst zu scharf; es mag eine Grille seyn, aber du mußt zugeben, daß sie ihre sehr poetische Seite hat.

„Nenne doch nicht poetisch, was eigentlich nur schwächlich ist! Wie kann ein vernünftiger Mensch noch heut zu Tage hinsitzen und warten, bis ihm die Gewässer der Liebe über dem Kopf zusammenschlagen! Ein tüchtiger Mann prüft und wählt, was seiner Natur das Entsprechende ist. Liegt darin nicht mehr Poesie, nicht mehr Heiligkeit des Gefühls, nicht eine höhere Garantie künftigen Glücks, als in diesem Hangen und Bangen in schwebender Pein, welches auf äußere Eindrücke wartet?"

„Dann muß dir Boden sehr gut gefallen, der ganz genau weiß, was er will und nicht will, das heißt jedenfalls eine Braut mit Geld. Magst du ihn nicht?" — „Pfui, Marie, was muthest du mir zu! In Gesellschaft wüßte ich mir keinen bessern Nachbar, aber heirathen — nein, einen von diesen sceptischen Männern heirathen, welche die Ehe wie ein abzumachendes Geschäft betrachten, welche erst fragen: was hat sie? ehe sie sich darum bekümmern, was sie ist, das wäre mein Tod."

„Und doch verwirfst du Welden als Schwärmer? welch ein Widerspruch!" — „Weil ich in allem die schöne Mitte liebe. Es soll sich niemand in meine Augen, noch in mein bischen Geld vergaffen, ich will nur um meines innern Werthes willen geliebt seyn.

Ich mag den Leuten nicht wie ein Götterstrahl in die Seele fahren, und sie sollen mir's auch nicht!"

„Du bist köstlich; wenn sich nun aber einer unserer Herrn gestern Abend stehenden Fußes in dich verliebt hätte?" — „Dann ließe ich ihn stehen bis an's Ende der Welt. Ueberhaupt, was ist dieß „verliebt" für ein häßliches Wort! Man sollte gar nicht denken, daß es sich vom schönen vollen Ton „Liebe" ableitete. Das kannst du mir glauben, einem Mann, der mir, nachdem ich ihn zwei- oder dreimal gesehen, eine Erklärung machte, müßte ich in's Gesicht lachen."

„Nun, mein Mann und ich haben uns nach achttägiger Bekanntschaft verlobt und sind, wie du siehst, recht glücklich mit einander." — „Weil sich da zufällig zwei gute, prächtige Menschen zusammengefunden haben; aber wie oft geschieht das Gegentheil! Nein, die Ehe wird nicht eher wieder ein heiliges Institut, als bis man sie nicht mehr so leichtsinnig schließt."

„Im Princip hast du Recht, aber in der Wirklichkeit treibt der kleine Gott oft ein anderes Spiel. Hüte dich, hüte dich mit deiner Verständigkeit!" — „Pah, ich fürchte mich weder vor euern rationellen, noch vor euern schwärmerischen Professoren!" — „Auf den letzteren lasse ich durchaus nichts kommen. Ich bin älter als du, und du darfst es mir glauben, es ist recht schön, wenn ein Mann heut zu Tage noch an ein Ideal in der Liebe glaubt."

„Ja, dieß bestreite ich eigentlich nicht," antwortete Auguste etwas betroffen. „Doch stille, da kommt der schwärmerische Professor in Person; hoffentlich folgt ihm der Rationelle bald nach, damit das Gleichgewicht nicht gestört werde."

„Und du Gesellschaft zum Spotten findest. Aber wie ich dich kenne, wird Welden doch noch dein Freund." — „Wollen sehen."

5.

Gustav hielt Wort und forderte nach einigen Tagen die Damen auf, ihn auf einer seiner botanischen Excursionen zu begleiten. Es hatte sich indessen zwischen Augusten und ihm ein recht freundliches Verhältniß herausgestellt, wie es Marie ganz richtig voraus sah. Er gestand, daß er selten ein liebenswürdigeres und gebildeteres Mädchen kennen gelernt habe, und Auguste konnte nicht leugnen, daß er ein geist- und gemüthvoller Mann sey, den man von Herzen hochachten müsse. Beide näherten sich einander um so unbefangener, als seine Schwärmerei und ihre „Verständigkeit" sie ja von vorn herein vor jedem tieferen Gefühl sicher stellten. Einen weiteren Anknüpfungspunkt zwischen ihnen bildete Augustens Vorliebe für Botanik, worin sie sogar nicht unbedeutende Kenntnisse besaß. Gustav freute sich dessen, belehrte, half nach, wo sie es bedurfte, und die ruhige Klarheit, mit der sie alles aufnahm und ihn befragte, freute ihn als Lehrer und machte die Schülerin erst recht interessant.

Eugen, Gustavs gewöhnlicher Begleiter im P.'schen Hause, sah manchmal ganz scheel darein, wenn die beiden sich so eifrig von Zellen und Gefäßen, Pflanzenmembran und Endosmose unterhielten, und schlug dann Gustav seine mitgebrachten Kupferwerke auf, so erkundigte er sich spöttisch, ob er Fräulein Auguste nicht auch seine anatomischen Tafeln mitbringen und sie über den Kreislauf des Blutes u. s. w. unterrichten dürfe.

„Behalten Sie dieß nur für Ihre Studenten," antwortete sie dann lächelnd, „ich begnüge mich mit der Anatomie der Blumenleiber und bin schon zufrieden, wenn ich nur weiß, wie wunderbar der Saft in den zarten Zellen circulirt, emporquillt und ihnen Farbe und Nahrung verleiht."

So vergingen mehrere Wochen in heiterer, vergnüglicher Weise; die Zeit der akademischen Ferien rückte heran und Plane, sie angenehm zu verbringen, wurden entworfen. Auguste sprach hin und wieder von ihrer Abreise, aber davon wollte man im Kreis der Freunde noch nichts hören. Es verging kein Tag mehr, an dem Gustav seine „botanische Freundin," wie Professor P. sie oft scherzweise nannte, nicht gesehen hätte; er begleitete die Familie auf allen ihren Spaziergängen, und hier vornehmlich war es, wo sein erstes Urtheil über Auguste sich bedeutend modificirte. Ungleich den meisten unserer jungen Damen, war Auguste nirgends liebenswürdiger, als wenn sie draußen frei über Berg und Thal hinausstreifen konnte. Der unermüdlichen Fußgängerin war kein Berg zu steil, blühte keine Blume zu hoch, und ihre natürliche Heiterkeit und Anmuth wetteiferten an Reiz mit dem Zauber und der Frische ihrer Umgebung. Dabei hatte sie eine so innige, kindliche Freude an der Natur, war so entzückt von der geheimnißvollen Schönheit des Schwarzwaldes und dem lieblichen Contrast, welchen damit die sich rings anlagernden fruchtbaren Thäler des Breisgau bilden, daß sie darin auf's vollständigste mit Gustavs Stimmung und Neigung sympathisirte. Er würde es wohl nicht geglaubt haben, wenn man ihn daran erinnert hätte, daß ihm diese nämliche Auguste vor nicht langer Zeit als höchst unpoetisch und nüchtern erschienen sey. Dennoch blieb es zwischen ihnen auf dem gewöhnlichen

freundschaftlichen Fuße, und Eugen, dem Auguste wirklich gefiel, weil eben ächte weibliche Anmuth und Liebenswürdigkeit auf die verschiedenartigsten Männer doch den gleichen Eindruck machen, und der auch ernstlich daran dachte, sich eine eigene Hütte zu bauen, war fest überzeugt, daß ihm von Gustavs Seite keine Gefahr drohe. Er würde sich auch, seiner übermüthigen Natur gemäß, welche die ernstesten Dinge leicht aufnahm, schon längst erklärt haben, besonders nachdem er erfahren, daß Auguste kein unbedeutendes Vermögen besaß und unabhängig dastand, wenn sie ihm, ohne daß er sich dessen deutlich bewußt war, nicht zu sehr imponirt hätte, was ihm doch öfter ein unbehagliches Gefühl ihr gegenüber verursachte.

Und Gustav? — ja, er gestand sich wohl ein, daß Auguste ihm besser gefalle, als bis dahin irgend ein weibliches Wesen; aber der Eindruck, den er dadurch empfing, war gar zu ruhig und gleichmäßig. Wohl fühlte er sich innerlich glücklicher und zufriedener als seit langer Zeit, aber keine leidenschaftliche Erregung, kein Erdbeben, kein Orkan war in seinem Herzen — wie konnte sie also die Rechte seyn? Er vergaß, daß das Wesen der wahren Schönheit immer nur besänftigend, wohlthuend sich offenbart, er wußte wahrscheinlich nicht, daß Weiber wie Auguste nicht verwirren, nicht hinreißen, nicht wie ein loderndes Feuer die Seele verzehren. Sie gleichen der milden Maiensonne, die sanft belebend und erwärmend sich immer gleich bleibt in ihrem Liebesreichthum, und zum reichsten Segen wird für das Herz, welches von ihren Strahlen sich durchleuchten läßt.

Der Geburtstag des Professors rückte heran und Marie beschloß, ihn durch ein kleines Fest zu feiern. Daß Eugen und Gustav sich unter den Geladenen befanden, versteht sich von selbst. Am Vorabend des Festes, auf der Heimkehr von einem gemeinsamen Spaziergang, sprach Auguste abermals von ihrer baldigen Abreise. Marie hielt ihr den Mund zu und Gustav, der das Wort unangenehm empfand, sagte weich: „Aber nicht wahr, dann kommen Sie doch recht bald wieder?" — „Schwerlich!" lautete die Antwort; „einer meiner Brüder, welcher in Berlin wohnt, wünscht mich in seiner Nähe, und es dürften wohl Jahre vergehen, bis ich mich wieder einmal so weit nach Süden wage."

„Ich darf gar nicht daran denken!" rief Marie halb weinend und Gustav preßte nur ein kurzes Ah hervor. Man ging ziemlich still nach Hause; Eugen, der mit seinem Humor bald wieder alles in's Gleiche gebracht haben würde, fehlte.

Wie den friedlich hingleitenden Kahn eine plötzliche Stromschnelle unerwartet fortreißt, so durchzuckte mit einem mal Gustavs Herz der Gedanke, daß er Auguste lange, lange Zeit, vielleicht nie mehr wieder sehen werde; wenigstens so nicht mehr wie jetzt, in der freundlichen Gewohnheit jedes wiederkehrenden Tages. Mit hastigem Schritt ging er in seinem Zimmer auf und ab. Sollte er Augusten wirklich lieben? so fragte er sich wohl hundertmal. Aber nein, nur seine Vernunft hatte ihn ja nach und nach überzeugt, daß sie zu den liebenswürdigsten ihres Geschlechts gehöre. War denn auch sein Herz davon durchdrungen? Und mit einem mal war der Traum von der kleinen Hand wieder in seiner ganzen Stärke da. Wie er sich unruhig die Nacht hindurch auf seinem Lager herum warf, lag sie schwer wie ein Alp auf seinem Herzen, umschloß sie es mit der krampfhaften Gewalt der Muschel, welche die ausgeborene Perle nicht aus ihrem Banne entlassen will. Mit dem Tagesgrauen fuhr er heftig empor. „Es muß klar in mir werden," rief er, „und hier verwirre ich mich immer mehr! Droben im Gebirg bei den Wasserfällen und dem Rauschen der Tannen muß ich dieses krankhafte Gefühl von mir werfen, muß ich erfahren, ob ich noch länger der Spielball meiner Phantasie bleiben soll."

Gesagt, gethan; wenige Zeilen an den Rektor der Universität genügten, ihm einen mehrtägigen Urlaub zu erwirken; die Zahl der Studirenden hatte sich ohnehin schon bedeutend gelichtet. Die leichte Reisetasche an der Seite, den Wanderstab in der Hand, stand er in zwei Sprüngen rechtzeitig an der Post, um wenigstens bis zum Höllenthal die Füße zu schonen, welche ihn später nach Lust und Laune in die höhere Gebirgsregion tragen sollten. Wie er so dastand, fuhr ihm die vergessene Einladung zu Professor P. wieder durch den Sinn und fast zu gleicher Zeit bog die gemächliche Gestalt Eugen Bodens um die Ecke. Schnell unterrichtete er ihn von seinem Vorhaben, bat ihn bei P's zu entschuldigen, und schwang sich dann rasch auf die Imperiale des Wagens, der eine Minute später mit ihm davonrollte. Eugen, die Hände in den Taschen, sah ihm eine Minute mit pfiffiger Miene nach. „Fahr hin, mein Guter!" sagte er dann leise vor sich hin. „Während du den Nixen und Dryaden nachläufst, hoffe ich mit Auguste fertig zu werden. Wer kann Weiber ganz ergründen? Sollte sich ihr Herz, was ich jedoch kaum glaube, bis in deine Pflanzentrommel verirrt haben, dann wird diese romantische Flucht in die böhmischen Wälder sie wohl kuriren, meine liebe verständige Freundin. Ueberhaupt ist mir nicht bange, Eugen Boden holt sich nicht so leicht einen Korb!"

6.

Indessen waren Marie und Auguste eifrig mit den Vorbereitungen für den Abend beschäftigt und leztere ahnte nicht, wie krampfhaft und schwer sich ihr Herz zusammenziehen würde, als dieß wirklich geschah, da sie anmuthig und von innerer Heiterkeit strahlend, in der Mitte der blumengeschmückten Räume stehend, Eugen Bedens Gruß freundlich erwiederte und gleich darauf aus seinem Munde die spottenden Worte vernahm: „Lord Gustav läßt sich entschuldigen, er ist zwar nicht zu Schiff nach Frankreich, aber geradewegs auf unbestimmte Zeit in die Hölle abgereist, wo man jedoch ein so frommes Gemüth sicherlich mit Protest zurückweisen wird. Also, erschrecken Sie nicht, meine Damen!" sezte er leiser hinzu, als er zu seinem Aerger gewahrte, wie Auguste abwechselnd erröthete und erbleichte und ihn, ohne daß sie es wollte, mit großen Augen ansah, aus welchen plötzlich jeder Strahl von Heiterkeit entwichen war. Eugen, der Auguste fortwährend fixirte, wollte wenigstens Nutzen aus dem Eindruck seiner Worte ziehen, und um das Eisen zu schmieden, so lange es warm war, folgte er ihr nach einigen Minuten in eine Fensternische, in welche sie sich, begünstigt durch den Beginn einer musikalischen Leistung, stille zurückgezogen hatte.

Das klare, muntere Mädchen fühlte sich in der sonderbarsten Stimmung. Ihr eigenes Herz hatte sie überrascht, sie empfand Gustavs Ausbleiben, nachdem er sich so sehr auf den heutigen Abend gefreut, wie einen stechenden Schmerz. Das Plötzliche dieser Empfindung verwirrte und beängstigte sie und sie bedurfte ihrer ganzen Herrschaft über sich selbst, um ruhig stehen zu bleiben, als sie Eugens breites, gleichmüthiges Gesicht wieder neben sich erblickte, das ihr in diesem Augenblick wahrhaft widerwärtig erschien. „Sehen Sie, so launenhaft ist unser Freund Gustav," hob er an, während Auguste abermals so roth ward, wie die Granatblüthe, welche zum offenen Fenster hereinlugte. „Weiß der Himmel, was er sich heute Nacht wieder zusammengeträumt hat, und nun läuft er auf und davon, denkt weder an die Einladung unserer Freundin, noch an den Geburtstag des Professors, noch daran — und dieß ist das unbegreiflichste — daß Ihre Nähe, mein Fräulein, uns leider nur noch so kurz zugemessen ist! Sehen Sie dagegen, was ich für ein treues Gemüth bin," sezte er mit betonter Selbstironie hinzu.

Auguste hatte die lange Rede ruhig angehört, dann sagte sie kalt: „Warum sollte Herr Welden meinethalben eine Vergnügungsreise aufgeben? Ich sehe keinen Grund dazu." — „Warum? fragen Sie?" erwiederte er, Augustens Hand ergreifend und sich bemühend in sein sarkastisches Gesicht einen möglichst zärtlichen Ausdruck zu legen; „weil die, welche Sie lieben, nicht vor Ihnen fliehen, sondern Sie ewig sehen und besitzen möchten. Wollen Sie dieß nicht gestatten?"

Die Erklärung war deutlich genug, so deutlich, wie ein vorsichtiger Mann gleich Eugen sie nur wagen kann, wenn er seiner Sache noch nicht ganz sicher ist, und er liebte Auguste auch wirklich, so weit er überhaupt neben seiner Anatomie, seiner Spottsucht und epicuräischen Lebensphilosophie eine Frau lieben konnte. Aber das Weib, welches vor ihm stand, war für ihn doch zu tief und zu innerlich. Erschrocken zog Auguste ihre Hand aus der seinen und sagte mit erzwungenem Lächeln, denn die Anspielung auf Weldens Entfernung schnitt ihr tief in's Herz: „Sie halten nichts von der schwärmerischen Ausdrucksweise, Herr Professor, und wenden Sie nun selbst an. Gewiß, Sie werden sich über meine baldige Abreise trösten und meiner freundschaftlich gedenken!" Die lezten Worte, etwas betont und mit einem großen, ernsthaften Blick begleitet, sagten Eugen genug. Er verbeugte sich tief und rief lachend: „Sie verstehen es, Phantasten zu heilen, mein Fräulein, und sollten es auch einmal mit unserem Professor der Botanik versuchen. Er ist doch noch etwas schwärmerischer als ich und träumt droben im Schwarzwald gewiß wieder von der kleinen, weißen Hand, die er einst im Dunkeln gedrückt."

„Was ist das für eine Hand gewesen?" fragte Auguste betroffen, und Eugen, auf's Aeußerste bemüht, den erlebten Aerger hinter Lustigkeit zu verbergen, und durch den Gedanken ergözt, Augustens Eifersucht zu erregen, vergaß, was er dem Freunde schuldig war, und rief: „O, das ist eine wundervolle Geschichte, und Sie können daran deutlich den Unterschied zwischen empfindsamen und vernünftigen Männern kennen lernen. Es ist zwar eigentlich ein Geheimniß, aber —" — „Dann bewahren Sie es," sagte Auguste kalt und stolz, empört über den spöttischen und anmaßenden Blick, mit dem Eugen sie fortwährend fixirte, wandte ihm den Rücken und trat an das Piano, auf dem eben die ersten Accorde zur Begleitung eines Liedes angeschlagen wurden.

Eugen bebte innerlich vor Zorn; er lehnte sich zum Fenster hinaus und zerriß die arme Granatblüthe in tausend Stücke, als wolle er die Pflanzenwelt entgelten lassen, daß deren Freund und Vertreter ihn geärgert. „Also ein Korb!" murmelte er leise vor sich hin, „und doch machte ich ein so zärtliches Gesicht wie noch nie im Leben! Nun, meinethalben, das Fräulein ist mir doch zu mondscheinhaft. Eine Frau, wie ich sie brauche,

hätte sich kürzer besonnen und mich jezt genommen, wäre es auch nur gewesen, um den romantischen Flüchtling zu ärgern."

Auguste stand indeß am Piano, lauschte dem Gesang und hatte Mühe ihre Thränen zurückzuhalten, denn die Worte der einfachen und ausdrucksvoll vorgetragenen Weise waren mit ihren Gefühlen verwandt. Sie kannte das Lied, hatte es selbst öfter von Gustav singen hören, aber heute ergriff es sie mit unbekannter Gewalt, und ihr war, als sey ein dichter Schleier plötzlich vom Innersten ihrer Gefühle hinweggezogen. Das Lied lautete:

Kam die Liebe in mein Herz gezogen,
Kam nicht wie ein heitrer Sommertag,
Kam nicht wie das junge Grün im Walde,
Wie die duft'ge Blume auf der Halde,
Kam wie Noth und bittres Ungemach!

Wohl ist wie ein Sommertag sie kommen,
Aber nur von Staub und Gluth erfüllt,
Wie das Grün, vom nächt'gen Frost verheeret,
Wie die Blume, die der Wurm verzehret,
Eh' die Knospe sich noch ganz enthüllt.

Anders, anders ahnte sie die Seele,
Anders hoffte sie mein pochend Herz.
Aber ob sie mir im Festgeschmeide
Sey erschienen, ob im Trauerkleide,
Nimmer tausch' ich meinen süßen Schmerz!

Und als es geendet, da war sich Auguste bewußt, daß sie liebte, und — wie konnte es anders seyn? — nicht wieder geliebt würde.

7.

„Das kann nicht so bleiben!" sagte Auguste laut und entschlossen zu sich selbst, nachdem sie in der Stille ihres Zimmers die verschiedenen Eindrücke des Abends gesammelt und sich zurecht gelegt hatte. Gustavs Verschwinden, die Andeutung, welche Eugen ihr hinsichtlich einer andern Neigung desselben gemacht hatte, reichten hin, ihr den Weg zu zeigen, welchen sie einschlagen mußte. Und war nicht vielleicht in Gustav mehr Phantasterei, ein größeres Hin- und Herschwanken, als sich nach seinem äußern Auftreten erwarten ließ? War er vielleicht unmännlich, unklar? und konnte er sie doch gewinnen? Dieser Zweifel war Augusten fast quälender als alles übrige; dazwischen trat sein Bild wieder in voller ungetrübter Klarheit vor sie hin. Sie fühlte Kraft und Glauben genug in sich, an lezterem fest zu halten, aber empfand auch zugleich, daß sie gleich gehen, daß sie Gustavs Rückkehr hier nicht erwarten dürfe, ohne sich in ein Meer von Zweifel und Ungewißheit zu stürzen, das ihrem ganzen Wesen unerträglich werden mußte. Für klare und bewußte Naturen gibt es kaum etwas Schrecklicheres, als sich momentan von dem ganzen Chaos überstürzt zu fühlen, welches die Gewalt der Leidenschaft in schwächeren geistigen Constitutionen so häufig hervorruft. Wie gerne pflegt man in lezterem die tiefste Gefühlswärme, die poetischste Hingabe an das Erlebte zu erblicken und die andern dagegen für kalt anzusehen! Aber welch ein Irrthum ist dieß! Gerade die ruhigere, harmonische Seele leidet doppelt, wenn sie es auch selten verräth, indem sie die äußeren Ergüsse und Hülfsmittel der Leidenschaft verschmäht. Wie manchmal lechzt sie darnach, den erleichternden Schrei der Verzweiflung auszustoßen, sich ihrem Schmerze schrankenlos zu überlassen, aber sie wird und muß ihn unterdrücken, weil es ihr jenes höhere Gleichgewicht rauben würde, welches ihre schönste Blüthe, ihr erhabenster Besitz ist, den sie um keinen Preis veräußern darf.

Auguste hatte manchmal über den Moment nachgedacht, der ihr ganzes Seyn und Fühlen an ein anderes Wesen unauflöslich binden würde. Welches Mädchen thut dieß nicht? aber der Gedanke an eine unglückliche Liebe lag ihr ferne. Sie hielt sich für zu ruhig, als daß ihr dieß so leicht geschehen könnte. Sie war zu wenig eitel, um in jeder flüchtigen Huldigung gleich etwas tieferes zu vermuthen, zu wenig leidenschaftlich, um einem jeden leisen Eindruck auf ihr Gemüth auf den Spuren der Phantasie nachzugehen und ihn zur Flamme anzufachen. Gustavs Entgegenkommen, so freundschaftlich und offen, so fern von jeder banalen Hofmacherei, sein einfaches, bescheidenes Wesen hatten ihr Vertrauen, ihren Geist gewonnen, und ohne daß sie's ahnte, ihr Herz dazu, weil es zu innig mit den beiden ersten verschmolzen war. So war die Liebe über sie gekommen wie ein schmerzlicher Traum. Sie mit schonungsloser Hand aus dem Herzen zu verstoßen, daran dachte sie nicht, dazu stand ihr jede Wahrheit des Gefühls zu hoch, aber sie mußte den Stein vor die Grube wälzen, darin das Geheimniß noch in halbem Schlummer lag, mußte es schnell thun, ehe der Funke zur Flamme ward und den ganzen Frieden ihres Innern zerstörte.

Später als gewöhnlich und mit bleicher Wange, doch hellem Blick, trat sie am folgenden Morgen in das Familienzimmer. Sie traf Marien allein, der Professor war schon seinen Berufsgeschäften nachgegangen.

„Langschläferin!" rief ihr die Freundin mit

drohendem Finger entgegen. „Aber was fehlt dir?“ setzte sie ernster hinzu, als sie Augustens ungewöhnliche Blässe wahrnahm. — „Nichts,“ sagte Auguste und drückte der Freundin warm die Hand; „aber,“ fuhr sie stockend und nach Worten suchend fort, „da wir gerade allein sind, wollte ich dir doch sagen, daß ich mich jetzt fest entschlossen habe, in zwei, längstens drei Tagen abzureisen.“

„Wie!“ rief Marie erschrocken aus, „warum willst du uns so plötzlich verlassen?“ — „Nicht plötzlich, gute Marie, ich sprach schon die ganze Zeit davon.“ — „Nein, nein, so schnell sollte es noch nicht geschehen. Es muß dir etwas Unangenehmes widerfahren seyn. Du warst gestern Abend auffallend still, mein Mann sprach noch diesen Morgen davon. Ich hielt es für Abspannung nach des Tages Mühe und machte mir Vorwürfe, dich zu viel in Anspruch genommen zu haben. Oder — hattest du vielleicht etwas mit Boden? Ich sah ihn angelegentlich mit dir sprechen und später deine Verstimmung theilen, so sehr er sich auch zwang, lustig zu scheinen.“ — „Er vertreibt mich nicht. Herr Boden schien eine Hoffnung zu hegen, die ich ihm kurz abschnitt und worüber er sich sicherlich heute schon getröstet hat. Aber — ich muß fort!“

Jeder wahre Schmerz hat seine Keuschheit und entzieht sich am liebsten jedem Blick, selbst dem theilnahmvollsten. So ward es Augusten erst nach den liebevollsten Bitten der Freundin möglich, ihr unter mühsam zurückgedrängten Thränen und mit purpurbedecktem Antlitz den wahren Grund ihrer beschleunigten Abreise mitzutheilen. — Marie fühlte sich durch dieses Geständniß eigentlich nur freudig bewegt. Wie oft hatte sie Auguste ganz in ihre Nähe gewünscht, wie oft sich selbst den Wunsch gestanden, sie und Gustav möchten vereinigt werden, und sie bekämpfte Augustens Ansicht, daß Welden höchstens Freundschaft für sie empfinde, mit allen ihr zu Gebot stehenden Gründen. Von einer heimlichen Neigung desselben, wie Boden sie angedeutet, hatte sie nie etwas gehört, glaubte nicht daran, fand seine plötzliche Abreise launenhaft und unhöflich, konnte aber kein bestimmtes Zeichen der Kälte darin erblicken.

Auguste jedoch blieb unerschütterlich; sie rang nach Fassung, trocknete ihre Thränen und sagte: „Wiege mich nicht in Illusionen ein, die ich mir alle selbst schon zerstört. Ich bin es mir selbst schuldig, an die Dinge so zu glauben, wie sie mir erscheinen, wenn ich Muth behalten will. Irre ich mich, so bin ich für Welden immer noch erreichbar. Ihn hier zu erwarten vermag ich nicht. In meine alten Verhältnisse zurückgekehrt, hoffe ich in kurzer Zeit das Schmerzliche dieser neuen Empfindungen überwältigt zu haben; Welden ganz zu vergessen suche ich ja nicht. Wohl ist die Liebe der köstlichste Tempel, der unser Daseyn verschönernd überwölbt, aber es gibt noch so viel Ernstes und Nothwendiges im Leben zu thun, so viel positives Elend, daß ich im Hinblick darauf in meinen Pflichten nicht zu erlahmen hoffe, auch ohne Glück. Also laß mich ziehen mit dem innigsten Dank für deine Liebe und Freundschaft!“

Marie mußte sich gefangen geben, und am Ende fühlte sie sich Augustens Denkweise selbst zu nahe verwandt, um ihr nicht zuletzt beizustimmen. Sie übernahm es, ihrem Manne und den näheren Freunden gegenüber Augustens beschleunigter Abreise den möglichst natürlichen Anschein zu geben. Abschiedsbesuche wurden gemacht und empfangen und Auguste nahm alle ihre Kraft zusammen, eine jede falsche Auslegung unmöglich zu machen, und flog auch manchmal ein Schatten von Wehmuth über ihr Antlitz, so galt der nahende Abschied von der theuren Freundin dafür als nächste Erklärung. Professor Boden, dessen Taktik es war, sich jetzt erst recht aufmerksam zu zeigen, um nicht als grollender Liebhaber zu erscheinen, mochte wohl seine eigenen Gedanken haben, wenigstens schaute er noch ironischer drein als sonst, aber Augustens ruhiger, stolzer Blick hielt ihn in den Schranken gebührender Ehrerbietung.

8.

Während sich dieß alles begab, flog Gustav leicht wie ein Vogel durch Gebirg und Thal. Je weiter er sich von Auguste entfernte, je mehr fühlte er sich zurückgezogen, und dieses Gefühl war ihm, da er ja jeden Augenblick umkehren konnte, so neu, so wohlthuend, entsprach so ganz seinen romantischen Ansprüchen an die Gewalt der Liebe, daß er in wahrer Herzenstrunkenheit fort und fort stürmte und nicht genug haben konnte von der himmlischen, überwältigenden Sehnsucht, die ihn zurückzog und vorwärts trieb. Am Abend des dritten Tags stand er am Ufer eines jener geheimnißvollen Bergseen, an denen der Schwarzwald so reich ist, am Titisee. Als müsse es der düstern Majestät seiner fichtengekrönten Scheitel zum Spiegel dienen, so war das Wasser heraufgeklommen bis auf die steile Höhe und strahlte in seiner dunkelblauen Fläche den großartigen Zauber dieser gewaltigen Gebirgswelt zurück. Dieser See war Gustavs Lieblingsplatz und hatte schon oft seinen Streifereien zum Zielpunkt gedient. Dort hatte er schon manche Stunde verträumt, manchen sehnsüchtigen Blick in die Zukunft geworfen. Der

phantastische Hauch dieses Gebirgs, das reicher ist als jedes andere an räthselhaften Sagen und Mährchen, hatte sich auch an ihm bewährt, und da er das lezte mal hier gewesen, schwebte der Gegenstand so mancher Träume, die kleine, weiße Hand, wie ein Geist über den murmelnden Wassern, und ihm war, als müsse er sich von ihr niederziehen lassen in den feuchten Grund. In der Nacht, die seiner Flucht von F. voran ging, führte ihn ein fieberhafter Traum wieder an den stillen Weidenplatz am Seeufer und die Hand hob sich bittend, drohend, warnend gegen ihn empor. Aber sie sollte ihn nun nicht mehr necken und äffen. Dort am See senkte er heute die Erinnerung daran tief, tief hinab in die Fluth; er fühlte sich zu frischem Leben, zu seligem Bewußtseyn erwacht, und wie sein phantastisches Traumbild mit dem lezten Schimmer des Abendroths, das auf kurze Zeit das feuchte Element in ein Rosenbeet verwandelt hatte, abwärts zog und erblich, da gelobte er sich feierlich und heilig, Augusten zu beglücken, wie nur ein Sterblicher es vermag. Lange stand er da an einen Baum gelehnt und malte sich sein künftiges Leben aus; er war sich ganz klar bewußt, was er in Auguste besitzen würde, und dieses Zusammenklingen seines überzeugten Verstandes und seines Herzens, welches ihm früher unleidlich erschienen war, erhöhte nur das Gefühl seines Glücks; und gibt es denn auch ein größeres auf Erden, als den vollen Werth eines Mitgeschöpfes in Harmonie mit unserem eigenen Innern zu erfassen?

Schon war die Dämmerung dem Helldunkel eines Sommerabends gewichen, da fuhr ein Windstoß über die zitternden Wellen und schreckte Gustav aus seinen Träumereien empor. In diesem Augenblick überrieselte ihn eiskalt der Gedanke: „Und wenn Auguste dich nun nicht wieder liebt? Sie war sich immer so gleich in ihrer Freundlichkeit, ihrem gütigen Wesen — wenn du ihr nun völlig gleichgültig wärest!“ Sonderbarerweise stieg ihm dieser Zweifel jezt zum erstenmal auf. Dieß war bei ihm nicht Eitelkeit, es gehörte zu seinen eigenthümlichen Anschauungen, daß jedes wahre, heilige Gefühl nicht ganz vereinzelt dastehen könne, daß Auguste mit ihm sympathisiren müsse. Aber sie war ja so verschieden von ihm, wenn sie dennoch — Der Gedanke erschien ihm schrecklich. Nun duldete es ihn nicht länger hier, er mußte so schnell als möglich zurück, mußte in ihren Augen lesen, ob er etwas für sich hoffen dürfte. Er lief mehr als er ging zurück nach der lezten Poststation, gönnte sich keine Ruhe, spähte vor dem Hause sitzend die Straße hinauf, ob noch nicht der matte Funke in der Postwagenlaterne, ihm für heute der schönste Stern, das Nahen dieses ersehnten Fahrzeugs verkünden würde.

Endlich, schon dämmerte der Morgen herauf, erschien der Erlöser. Von Frost durchbebt, erhielt er zum Glück noch einen Platz im Innern des Wagens, und in unruhigen Halbschlummer versunken, durchlebte er in seinem Herzen alle die seligen und unheimlichen Schauer von Himmel und Hölle, wie sie draußen auf dem Wege, welchen er dahinrollte, die Natur in pittoresken und sanften Zügen veranschaulicht hat. Gegen zehn Uhr Morgens fand er sich am Ziel seiner Wünsche; er eilte in seine Wohnung, warf sich in ein passendes Costüm und kam erst wieder zu völliger Besinnung, als er an der Thüre seines Freundes P. stand. Er schöpfte einen Augenblick Athem, sagte sich selbst vor, daß er doch nicht ohne weiteres die Treppe hinauf und Augusten zu Füßen stürzen könne, und in diesem Moment sah er das Dienstmädchen des Hauses die Straße herauf kommen. Sie bot ihm schon von weitem einen freundlichen guten Morgen und sezte näher getreten hinzu: „Die Herrschaft ist nicht zu Hause, Herr und Madame haben das fremde Fräulein an die Eisenbahn begleitet; ich brachte so eben das Gepäck hin, der Zug wird sogleich abgehen.“

Mit einem höflichen Knicks verschwand sie hinter der Thüre und Gustav stand da, wie vom Donner gerührt. Auguste fort, im Begriff abzureisen — das war entsetzlich, und fort stürmte er wieder die Straße hinauf, dem Bahnhof zu, um wenigstens noch einen Blick von der Scheidenden zu erhaschen. Er hatte zum Glück keine Zeit, sich Commentare über diese plötzliche Abreise zu machen, sonst wäre sein Fuß wohl weniger beflügelt gewesen, und Eile that Noth. Als er endlich athemlos an's Ende der langen Wagenreihe gelangte, sezte sie sich eben langsam in Bewegung, die Conducteure sprangen auf die Tritte, um die Karten abzufordern, und der schrille Pfiff schnitt durch die Luft.

Dort oben standen Professor P., seine Frau und Eugen; sie winkten noch mit den Händen einer weiblichen Gestalt zu, die sich aus dem Fenster bog. Da stürzte Gustav heran. — „Fräulein Auguste!“ rief er mit halb erstickter Stimme und streckte ihr neben dem Zug hinlaufend seine Hand hin; sie legte die ihrige, vom Handschuh entblößt, hinein, nicht weniger bestürzt über sein plötzliches Erscheinen, als in Angst, er möchte sich beschädigen. Zwei Secunden lang hielten sich ihre Hände umschlungen, dann flogen sie auseinander; die zunehmende Schnelligkeit des Zuges trennte, was sich ewig hätte halten mögen, und keine Lippe vermochte das gewöhnliche Lebewohl zu stammeln.

„Mensch, sind Sie von Sinnen?“ rief Professor P. und riß Gustav von dem Wagen zurück, an den er halb bewußtlos sich anklammern wollte, und taumelnd,

glühend von Eile und Aufregung sank Gustav in des Freundes Arm. „Laßt mich, laßt mich!“ rief er wie außer sich. „Ich muß zu ihr, sie ist es, meine kleine Hand! O Gott, die Hand, die Hand!“

„Haben Sie sich an der Hand beschädigt?“ fragte der Professor gutmüthig, und Eugen, an einen Pfeiler gelehnt, lachte wie noch nie im Leben. Marie stand zwischen den Dreien und wußte nicht, sollte sie mitlachen oder weinen, so bewegt fühlte sie sich von den verschiedenartigsten Eindrücken; aber sie faßte sich zuerst, nahm Gustavs Arm, der mit verzückter Miene dastand, und sagte freundlich: „Kommen Sie mit uns nach Hause, Freund, Sie sind ja ganz erhizt und bedürfen der Ruhe. Dann erklären Sie uns den Grund Ihrer Aufregung.“ Gustav dankte ihr mit einem gerührten Blick und ließ sich wie ein Kind ruhig und schweigend von der gütigen Freundin in ihre Wohnung geleiten.

Aber Eugen brannte es auf der Seele. In einiger Entfernung mit Professor P. hinter dem Paare drein gehend, erzählte er diesem die Geschichte mit der Hand in so komischer Weise, daß dieser zu der Gattin und dem Freunde mit einer Heiterkeit heimkehrte, welche die zu gebenden Erläuterungen wesentlich erleichterte.

Und Auguste? Von der unerbittlichen Gewalt des Dampfes fortgerissen, war ihre Lage die peinlichste von allen, und doch mischte sich ein leiser Hauch von Beseligung hinein. Mit geschlossenen Augen drückte sie sich stumm in die Wagenecke, und was auch ihr Stolz, ihre Selbstbeherrschung dagegen sagen mochten, sie konnte es nicht verhindern, daß hinter dem verhüllenden Schleier sich große, schwere Tropfen zwischen den langen Wimpern hervordrängten und ihre bleichen Wangen hinabrollten.

9.

Gustav hatte seine Beichte vollendet. Er erzählte dem Freunde und seiner Gattin Alles, was seit mehr als einem Jahre sein Inneres bewegte: — wie er Tag und Nacht von der kleinen Hand geträumt und immer gehofft, sie wiederzufinden; wie Augustens Erscheinen, die Ueberzeugung ihres vollen Werthes den Traum erbleichen machte, wie er sich aus seinen Banden losgerissen, um sich der frischen, klaren Wirklichkeit zuzuwenden, die aus ihren Augen ihm entgegenstrahlte, und wie dieses Bewußtseyn, warum er liebe, ihn tausendmal mehr beseligt, als seine Phantasie sich je geträumt, und wie er nun im Momente des Schmerzes über den Abschied von ihr, in der Ungewißheit, ob er wieder geliebt werde, beim Druck von Augustens Hand empfunden habe, daß sein Traum und die Wirklichkeit in Eins zusammenfallen.

„Nehmen Sie mir nicht übel,“ lachte Professor P., „das sind Possen. Aufgeregt, überreizt, wie Sie sind, ist dieser Glaube abermals nur eine Ausgeburt Ihrer Phantasie, und außerdem müssen Sie ja auch in Ihrem häufigen Verkehr mit Auguste deren Hand mehr als einmal berührt haben.“ — „Nein,“ rief Gustav erröthend, „ich hatte, meiner Schwachheit mir bewußt, eine wahre Scheu vor der Berührung einer Frauenhand. Bewundert und betrachtet habe ich Augustens feine, weiße Hand gar oft, aber mich darum doppelt gefürchtet, sie zu berühren, um so mehr, als sie mir, o ich Thor! anfänglich gar nicht gefiel. Aber nun, liebe, verehrte Frau,“ fuhr er fort, Mariens Hände ergreifend, „haben Sie Mitleid mit mir. Sie sind Augustens Freundin: haben Sie nie in ihrem Herzen gelesen, ob ich etwas für mich hoffen darf?“

Marie saß einen Augenblick verlegen da. Eine Frau kann für die andere dem Manne gegenüber nie Zartgefühl genug besitzen, und wo es von ihrer Seite verlezt wird, darf man immer auf eine gemeine Natur schließen. Aber nein, Gustavs rückhaltslos ausgesprochenen Gefühlen gegenüber beging sie keine Indiscretion an der Freundin, wenn sie ihm lächelnd erwiederte: „Auguste hat zwar die Schwärmer und Phantasten nicht minder verabscheut, wie Sie die verständigen Frauenzimmer, aber wie ich glaube, hat die Liebe in ihrer Unbegreiflichkeit an euch beiden abermals ein Exempel statuirt, daß sie eine neckische Gottheit ist und ihre Pfeile willkürlich verschießt.“

Gustav flammte bei diesen freundlichen Worten in Freude und Jubel auf; er wollte mehr wissen, wollte erfahren, warum Auguste so schnell abgereist, aber alles übrige lehnte Marie entschieden ab: „Eure plözliche Reiselust erklärt ihr euch gegenseitig am besten selbst. Wenn Sie Auguste jezt vermissen, so denken Sie nur, daß Sie an ihrer Flucht die halbe Schuld tragen, und nun lassen sie mich in Frieden. Dort an meinem Schreibtisch finden Sie alles Nöthige; setzen Sie sich hin und schreiben Sie einen möglichst vernünftigen Brief an meine arme Freundin, denn während wir hier Unsinn schwatzen, wird sie sich vergebens abmühen, manches Räthsel zu lösen, das ihr Kopf und Herz bewegt.“

„Schreiben?“ rief Gustav. „Nein, mit dem nächsten Zug reise ich ab, ich muß Auguste sehen, sprechen!“ Aber Marie und ihr Mann waren der Meinung, daß es unter den obwaltenden Umständen besser und angemessener sey, an Auguste zu schreiben und erst ihre Antwort abzuwarten. Bis dahin konnten die Gemüther sich beruhigt und gesammelt haben. Gustav gab nach. Ist nicht ein Strohhalm von Hoffnung genug, das

arme Menschenherz über Abgründe von Monden und Jahren hinweg zu tragen? und ihm baute sich ja über wenige Tage der Trennung die reichste Brücke, welche Glück und Freude je geschlagen.

„Wenn nun aber Auguste nicht die Besitzerin der fabelhaften Hand ist?" fragte Marie neckisch, ehe sie das Zimmer verließ, und Gustav rief entzückt: „Ach, lassen Sie mich! Ich liebte sie ja nur um ihrer selbst willen — aber sie ist es gewiß, mein Herz hat sich nicht geirrt!"

Der folgende Morgen brachte Augusten in aller Frühe nach einer aufgeregten, schlaflosen Nacht Gustavs Brief. Sie hatte ihn fast mit Bestimmtheit erwartet, wie oft auch ihr Verstand diese Hoffnung als Thorheit verwarf. Der Schluß lautete: „Ich habe Ihnen nun, meine theure Freundin, die ganze Geschichte meines Herzens offen dargelegt und es ruft mir in seliger Ahnung zu, daß Sie es nicht verwerfen werden. Dürften Sie mir denn auch darum zürnen, mich einen Phantasten nennen, weil ich Ihnen schon treu war, ehe ich Sie noch kannte und liebte? Es ist mir geschehen, was wohl nur wenigen Sterblichen begegnet. Traum und Wirklichkeit reichen sich versöhnt die Hand, und im Moment, da ich dem Glauben an das geheimnißvolle Weben der Liebe entsagen wollte, zieht es mich tiefer, beseligender als je hinab in ihr räthselhaftes Zauberland. Wird die Fee, die da drinnen in rosigem Dämmerlicht schwebt, die mir zu winken scheint mit den weißen, schlanken Händen, wird sie mich verstoßen, weil sie mir in ahnungsvollen Träumen schon früher erschienen?"

Nach zwei Tagen hielt Gustav Augustens Antwort in Händen. „Mein Freund, es muß mehr als ein Jahr seyn, da hat wirklich ein hülfreicher Fremder keiner Fee, sondern einer armen Sterblichen während eines fürchterlichen Unwetters die hülfreiche Hand geboten, um einen Eisenbahnwagen zu verlassen. Er hielt ihre Hand eine Sekunde länger fest, als nöthig gewesen wäre — und es entspann sich für ihn ein ganzer Roman daraus; ihr entschwand das kleine Abenteuer bald völlig aus dem Gedächtniß. Diese Sterbliche bin ich — ich gestehe es Ihnen gern und freudig, und wenn heute jener Fremdling und nun so Bekannte wieder vor mir steht und meine Hand zu fassen sucht, so lege ich sie eben so vertrauensvoll in die seine, als damals, da sie mir zur Stütze diente. Ja, mein Freund, die Macht der Liebe hat sich wunderbar an uns bewährt. Ich wollte sie zuerst mit dem Verstand erfassen und sie stürzte über mich hin mit steigender Gewalt, wie der Waldstrom vom Bergeshang; sie hatte mein ganzes Seyn durchdrungen, ehe ich mir nur einmal Rechenschaft gegeben, was mich zu Ihnen hinzog. Aber Recht behalte ich darum doch: nicht die Leidenschaft, keine Aeußerlichkeiten, sondern die wirkliche Uebereinstimmung unserer geistigen Eigenschaften und Herzensneigungen hat das Wunder bewirkt. So erlagen Sie der „kalten, verständigen" Auguste mit Bewußtseyn, ohne den plötzlichen Blitzstrahl, den Sie erwarteten. Sie Schwärmer, ich betrachte mit Freuden meine Hand; wer weiß, ob Sie mir ohne diese Entdeckung nicht schon wieder untreu geworden wären? Für einen Phantasten halte ich Sie trotzdem nicht; ich habe erfahren, daß meine Freundin Recht hatte, als sie mir kürzlich sagte: „Es ist heutzutage gar zu schön, wenn ein Mann noch an ein Ideal in der Liebe glaubt!" O, mein Freund, ich fühle mit Gewißheit, daß ein anderer doch die „verständige" Auguste nie beglückt haben würde. Mit Freude und Sehnsucht erwartet Sie Ihre Auguste."

Um Pfingsten, wenn droben im Schwarzwalde die dunkeln Tannen sich selbst das Weihnachtsfest feiern und ihre hellgrünen Sprossen wie eben so viele Lichter an der Spitze jedes Zweiges in die laue Luft hinaus strecken, da lag Augustens kleine, weiße Hand in der Gustavs vor dem Traualtar, und sie wird ihn gewiß sicher und freundlich durch's Leben geleiten. Eugen war Brautführer und hatte die Erlaubniß erhalten, zur Erheiterung der Hochzeitgäste die Geschichte von der kleinen Hand zum Besten zu geben, was ihm denn auch in gewohnter humoristischer Weise gelang.

Ueber Schlaf und Traum.

(Schluß.)

Es ist in der That merkwürdig, wie in den aus ganz verschiedenen Pflanzen bereiteten Getränken, die in weit entfernten Ländern unabhängig von einander in Gebrauch gekommen sind, die Chemie denselben wirksamen Stoff entdeckt hat. Auch in der in Südamerika zum sogenannten Paraguaythee benutzten Stechpalme ist

dieselbe Substanz, in der Malve des tropischen Amerika, deren Kerne den Cakao liefern, ein ganz ähnlicher Stoff nachgewiesen worden.

So sucht der Mensch durch künstliche Mittel seinen Geist bald abzuspannen, bald anzuregen, ja er benutzt in kleinen Gaben die furchtbarsten Gifte zu diesem Zwecke. Schreibt man dem Arsenik, der in Niederösterreich, Steiermark und Tirol vielfach genossen wird, nur eine die Ernährung und Körperkraft stärkende Eigenschaft zu, weßhalb ihn die Gemsjäger beim Bergsteigen lieben, so hat das Tabakrauchen doch unverkennbar eine Beziehung zum Vorstellungsleben. Die im Tabak wirksame betäubende Substanz, das Nikotin, ist aber eines der heftigsten Gifte. Als Columbus am 12. Oktober 1492 auf Guanahani landete und die Einwohner Rauchwolken aus Mund und Nase ausstoßen sah, die sie aus einem trockenen, in Maisblätter gewickelten und glimmenden Kraute zogen, wer hätte da gedacht, daß dieser Gebrauch so schnell unter allen Völkern der Welt, trotz der dagegen erlassenen Verbote, sich verbreiten würde? Sultan Murat IV. bedrohte die Raucher sogar mit der Todesstrafe. Und behaupten nicht die ächten Raucher, daß eine Pfeife oder eine Cigarre ein größeres Labsal nach Anstrengungen sey, als Nahrung oder Wein? Im österreichischen Heere erhält sogar der Soldat neben dem Brod seine Ration Tabak. Das das Nervensystem am meisten zu Grunde richtende Opiumrauchen ist bei den Mohamedanern wohl in Folge des verbotenen Weingenusses so sehr in Aufnahme gekommen, und ob in China im Jahr 1801 die Todesstrafe darauf gesezt wurde, dieser verderbliche Gebrauch steigt mit jedem Jahr, und zeigt sich schon, wie Tiedemann anführt, in Paris und London.

Aber alle diese Erfindungen der menschlichen Genußsucht, sie können nie Quelle einer gesunden Geistesstärkung werden, wie der Schlaf es ist. Im gesunden tiefen Schlaf ist das Bewußtseyn verschwunden, die Vorstellungen ruhen, wie die Sinnesthätigkeiten. Wir erwachen daraus mit der Empfindung, so eben erst eingeschlafen zu seyn, und haben kein Maß für die verschlafene Zeit, sie erscheint uns wie ein Augenblick. Aber so schlafen wir selten. Die Vorstellungen sind gar nicht immer alle zur Ruhe gebracht, einige tauchen auf im Schlaf, aber ohne uns zu wecken: wir träumen. Der Traum ist also Halbschlaf oder Halbwachen. Im Traume entführen die Vorstellungen den Geist in entfernte Länder oder zurück in die Jugend. Wir verkehren mit längst Verstorbenen, aber unsere wirkliche Lage und Umgebung kommt nicht zu unserem Bewußtseyn. So ist der Traum immer eine Täuschung, aber oft eine sehr schöne Täuschung, wenn er uns die Erfüllung unserer heißesten Wünsche vorzaubert. Träume werden entstehen, wenn gewisse Vorstellungsreihen, die stark erregt worden sind, noch fortklingen, oder wenn irgend eine Wahrnehmung den Schlafenden erregt, ohne ihn ganz zu wecken. Es fällt ein Schuß auf der Straße, es weht eine Zugluft über den Schlafenden, es fällt ein ungewohnter Lichtschein in's Zimmer; an jeden dieser nur halb empfundenen Eindrücke knüpft sich leicht eine Traumvorstellung an; im ersten Falle träumen wir vielleicht, das Haus sey über uns zusammengestürzt, im zweiten, wo uns eine Empfindung von Kälte erschreckt, wir seyen in's Wasser gefallen, im dritten, es brenne. Oder es sind gestörte Zustände des Körpers, die zum Bewußtseyn kommen, die Verdauungsorgane sind überladen und wir werfen uns in unbehaglichen Träumen umher; die Lage auf dem Rücken hemmt das freie Athmen, und es däucht uns, es liege eine schwere Last auf unserer Brust; das ist das Alpdrücken. So wimmert oft das kranke Kind vor Schmerz, aber es schläft fort.

Im Traume liegt, wiewohl er eine Täuschung, eine Dichtung ist, doch oft auch eine tiefe Wahrheit. Er verräth uns Wünsche und Neigungen, die wir uns selbst im Wachen nicht gestehen würden. Nicht immer sind Träume Schäume, und wir sollten uns zur besseren Selbsterkenntniß stets den Spiegel unserer Träume vorhalten. Die Gedanken, die uns am geläufigsten sind, tauchen im Traume am leichtesten auf. Der Unentschlossene träumt von Verlegenheiten, der Eitle von Ehrenbezeugungen, der Streitsüchtige von Beleidigungen, der Arme von Schätzen, der Geizhals von Dieben. Oft sind es die abenteuerlichsten Verbindungen von Personen und Ereignissen, die das Gewebe des Traums in einander wirren, so daß wir beim Aufwachen darüber lachen müssen; zuweilen verfolgt aber die Seele einen bestimmten Gedanken mit mehr Ruhe und Klarheit, als es im Wachen möglich ist, und am Morgen freuen wir uns des guten Einfalls, der gelösten Schwierigkeit. Sind wir besser oder schlechter im Traume als im wirklichen Leben? Wohl eher das leztere, weil uns die Besinnung und das volle Bewußtseyn fehlt, wodurch wir falsche Vorstellungen berichtigen und schlechte Neigungen bekämpfen können. Daher der Ausdruck: „das fällt mir nicht im Traume ein.“ Auch Plato sagt, daß die guten Menschen sich nur im Traume erlauben, was die Schlechten im Wachen thun.

Der Traumschlaf ist immer ein gestörter Schlaf. Vielleicht aber träumen wir immer, denn es ist schwer anzunehmen, daß die Seele jemals im Schlaf ganz abwesend seyn sollte, wie es doch der Fall wäre, wenn gar keine Vorstellung, gar kein Bewußtseyn mehr übrig

bliede. Die Erinnerung an den Traum geht wohl meist verloren und bleibt nur dann, wenn der Traum lebhaft genug war. Menschen von leicht erregter und stets müßiger Phantasie werden leichter träumen, als solche von klarem und thätigem Verstande; der Jüngling träumt häufiger als der Mann, und es kann uns gar nicht wundern, wenn Lessing, ein so besonnener, arbeitsamer und heller Kopf, von sich erzählt, daß er niemals geträumt habe.

Immer, wenn wir fest und tief geschlafen haben, wissen wir nichts von einem Traume, und erwachen an Leib und Seele neu gestärkt. Darnach beantwortet sich die Frage, wie lange man schlafen soll, ob sechs oder sieben oder acht Stunden. Je größer die Erschöpfung des Lebens, um so mehr ist der Schlaf Bedürfniß. Aber ein kurzer Schlaf ist erquickender als ein langer, wenn er fester ist als dieser. Haben wir mehrere Nächte nicht geschlafen, so schlafen wir nicht die verwachten Stunden alle nach, sondern ein etwas längerer, aber sehr tiefer Schlaf stellt uns vollständig wieder her. Die Langschläfer mögen nur einmal anfangen, früher aufzustehen, sie werden dann kürzer, aber um so besser schlafen. Das neugeborene Kind schläft fast den ganzen Tag, weil schon ein kurzes Wachen den schwachen Organismus erschöpft, das Greisenalter dagegen bedarf wenig Schlaf, weil ihm schon der wache Tag viel ruhiger dahin fließt.

Während im gesunden Schlafe Empfindung und willkürliche Bewegung ruhen, kommt es doch im Traume häufig vor, daß wir sprechen. Diese Bewegungen werden am leichtesten aus der Fessel des Schlafes gelöst; wenn wir dagegen träumen zu laufen, so rühren wir wohl die Füße, aber die Unbeweglichkeit der Glieder theilt sich der Traumvorstellung mit; wir fallen immer, wenn wir laufen wollen. Oft freilich fliegen wir auch, wenn wir im Traumschlafe nämlich gar kein Gefühl des schweren Körpers haben. Es gibt eine andere Art des Halbschlafs, wo das Bewußtseyn fehlt, aber gewisse Bewegungen, die sonst von der Willkür abhängen, dennoch fortbestehen. Ermüdete Soldaten schlafen oft, während sie marschiren, der Kutscher auf dem Bock schläft, hält aber Peitsche und Zügel fest in der Hand; ein solcher Schlaf ist indessen oft von Augenblicken des Erwachens unterbrochen.

Krankhaft aber wird der Traumschlaf, wenn die Reizbarkeit des Muskelsystems so groß ist, daß die Traumvorstellung dasselbe leicht in Bewegung sezt. Der Schlafende steht auf, kleidet sich an, geht mit geschlossenen oder auch starr geöffneten Augen im Hause umher, und verrichtet meist seine gewöhnlichen Geschäfte. Er ist ein Nachtwandler. Entweder ahmt er die Bewegungen, die seinem Traume entsprechen, nur nach, deutet sie nur an, wenn er zum Beispiel auf dem Tische Klavier spielt, auf einem Stuhle reitet, oder er führt sie wie wachend aus, er liest, schreibt, singt, dichtet. Das Mondlicht lockt ihn in's Freie, er steigt auf hohe Dächer und Mauern, sein Schritt ist bedächtig, aber sicher, weil kein anderer Gedanke, keine Furcht ihn zerstreut. Endlich kehrt er zurück zu seinem Lager, und nie hat er beim Erwachen eine Erinnerung an das Geschehene. Weckt man ihn, etwa durch Zuruf seines Namens, so erschrickt er über sich selbst und begreift seine Lage nicht, denn seine Gedanken finden keine Brücke aus dem Traume in das wirkliche Leben.

Eine andere Reihe von Erscheinungen entsteht, wenn der Schlaf die Bewegungen des Körpers gefesselt hält, die Traumvorstellung aber in höchster Klarheit erwacht und sich in begeistertes Reden ergießt; das Auge bleibt geschlossen und starr, aber das Ohr vernimmt die Fragen einer befreundeten Stimme, und der Träumende antwortet darauf. Das ist das Hellsehen oder die Ekstase der Somnambulen.

Wenn es auch wahr ist, daß dieser Zustand, der zuweilen bei Nervenkranken von selbst eintritt und oft mit Krämpfen und Lähmungen wechselt, durch eigenthümliche Einwirkung auf die Gefühlsnerven einer empfindlichen Person mittelst der sogenannten magnetischen Striche hervorgerufen werden kann, so finden dagegen die Wunder des animalen Magnetismus, welche aller Naturgesetze spotten, das Lesen mit andern Theilen als den Augen, das Sehen in die weiteste Ferne, die vollständige Gedankengemeinschaft der Somnambule mit dem Magnetiseur im sogenannten Rapport, vor der Wissenschaft keinen Glauben. Diese Angaben haben troz der Marktschreierei der Magnetiseure und der Versicherungen leichtgläubiger Zeugen niemals die Probe der Untersuchung vor dazu befähigten Männern bestanden; sie beruhen auf Täuschung oder Betrug. Der Preis von 3000 Franken, den 1837 ein wahrheitsliebender Arzt, Burdin, Mitglied der Pariser Akademie, für den Nachweis einer solchen Leistung bestimmte und drei Jahre lang offen ließ, wurde nicht gewonnen, sondern mußte zurückgezogen werden. Zweimal aber wurden große Operationen an Somnambulen ohne die geringste Empfindung von Schmerz verrichtet. Dieß geschah 1829 in Paris und 1844 in London von den Aerzten Cloquet und Toswill. Die eine Kranke erwachte nicht aus dem tiefsten somnambulen Schlaf, die andere unterhielt sich während der ganzen Zeit mit ihrem Operateur, hatte aber, nachdem sie geweckt worden, gar keine Erinnerung an den Vorfall. Daß das Bewußtseyn nur für gewisse Vorstellungen oder Thätigkeiten wach seyn kann,

während andere im tiefsten Schlafe befangen liegen, diese Thatsache ist der Schlüssel zur Erklärung aller wunderbaren Erscheinungen des Traumschlafs.

An uns selbst können wir im wachen Leben beobachten, wie verschieden in Bezug auf den Grad der Lebhaftigkeit unsere Vorstellungen sind. Der Geist kann gewissen Gedanken so ausschließlich zugewendet seyn, daß unterdessen gar keine andere Wahrnehmung oder Vorstellung zum Bewußtseyn kommt; wir sind in Gedanken verloren, wir müssen aus unserer Vertiefung geweckt werden. Sind wir mit einer lebhaften Vorstellung beschäftigt, die unser Gefühl aufregt, so denken wir laut, wir sprechen mit uns selbst. Ein tiefer Schmerz kann uns so ergreifen, daß wir andere Gedanken, die uns vielleicht Trost geben könnten, gar nicht zu fassen vermögen. Man ist außer Fassung, man ist außer sich, und endlich kommt man wieder zu sich.

Es ist aber nothwendig für unsere geistige Gesundheit, daß nach jeder einseitigen Thätigkeit der Seele ein gesunder Wechsel der Vorstellungen wieder eintrete. Im Wahnsinn ist eben eine Idee, und zwar eine verkehrte, so mächtig, daß keine andere dagegen aufkommen kann; auch der gesunde Mensch kann irren, aber der Wahnsinnige erkennt nicht einmal die Möglichkeit seines Irrthums. Also das Auftauchen und Verschwinden der Vorstellungen ist natürlich, das Vergessen eine Wohlthat, die unserem Geiste die frische Empfänglichkeit bewahrt. Was wir vergessen haben, ist darum nicht in unserer Seele verloren. Wie oft können wir uns auf etwas nicht besinnen, was ein andermal wie von selbst uns einfällt!

Ist im wachen Leben eines Menschen eine Vorstellung so lebhaft, die Einbildungskraft so thätig, und das entsprechende Sinnorgan so reizbar, daß ein der Vorstellung entsprechendes Bild mit allen Farben der Wirklichkeit vor die Seele tritt, so daß es für wirklich gehalten werden kann, so ist das die Vision. Wohl führt die Phantasie dem Dichter oder Künstler Gestalten und Ereignisse mit aller Lebenswahrheit vor, aber dieser wird das von der Begeisterung geschaffene Gedankenbild nicht mit der Wirklichkeit verwechseln. Ein erschütternder Eindruck kann aber die Seele so mächtig treffen, daß sie das sinnliche Bild desselben, zum Beispiel das einer blutigen That, nicht los werden kann. So erscheint bei Shakespeare der Geist Banquos nur dem von seinem Gewissen gequälten Mörder, und ist den Gästen unsichtbar. Sinnestäuschungen oder Wahnbilder, Hallucinationen, gehen oft dem Wahnsinn voraus, und sind nicht selten seine Ursache. Sie treffen häufiger das Gehör als den Gesichtssinn, dessen Wahrnehmungen leichter durch das Urtheil berichtigt werden können. Der Kranke hört Stimmen, die ihn beim Namen rufen, die ihn schimpfen; es gesellen sich verkehrte Vorstellungen hinzu, er wird verrückt. Es kann vor Wahnsinn schützen, wenn man sich solche Erscheinungen zu erklären vermag, die oft plötzlich eintreten und den besten Kopf verwirren können. Es sagte ein Geisteskranker zu seinem Arzt: „Wenn die Stimme, die ich gehört habe, nicht wirklich war, dann reden auch Sie, Herr Doktor, jezt nicht mit mir und sind gar nicht da, denn jene war so deutlich wie die Ihre.“

Betrachten wir drei der bekanntesten und auffallendsten Beispiele der Vision. Die Jungfrau von Orleans erzählt, daß sie, etwa dreizehn Jahre alt, im Garten ihres Vaters eine Stimme hörte und vor sich eine Gestalt in glänzendem Lichte sah, die ihr nun öfter erschien; es war der Erzengel Michael, von Engeln umgeben. Die Stimme befahl ihr, nicht von dem Wege der Tugend zu weichen, und Gott habe sie auserwählt, dem Könige Hülfe zu bringen und Frankreich zu retten. Sie sagte zu ihren Richtern: „Ich sah ihn und die andern Engel so genau vor meinen Augen, als ich euch jezt vor mir sehe.“ Darauf erschienen ihr die heilige Katharina und Margaretha und verkündigten ihr, was sie zu thun habe. Die Erscheinungen dauerten sieben Jahre lang bis zu ihrem Tode. An diesem hochherzigen, heldenmüthigen Mädchen hat die Geschichte keinen Makel zu finden gewußt, sie steht selbst reiner da, als wie Schiller sie dichtete. Die Wissenschaft muß die Macht der edelsten Vaterlandsliebe, den Schwung der höchsten religiösen Begeisterung und in allem ihrem Thun und Lassen eine außerordentliche Geisteskraft bewundern. Daß sie und das von ihr zum Sieg geführte französische Heer an die Wirklichkeit der Erscheinungen glaubten, erklärt sich aus den Vorstellungen der Zeit und kann ihr nicht zum Vorwurf gereichen. Mit Grausen wenden wir uns ab von ihrem Schicksal, wie sie, nachdem sie die Entsetzung von Orleans bewirkt und siegreich den König durch das vom Feinde besezte Land zur Krönung nach Rheims geführt hat, von dem Herzoge von Burgund gefangen genommen, an die Engländer verkauft und von diesen, der Ketzerei und Zauberei angeklagt, an die sie selbst nicht einmal glaubte, im Jahr 1431 lebendig verbrannt wurde. Auch Hecker, der strenge Forscher, läßt ihr Gerechtigkeit widerfahren, wenn er sie mit den Worten ehrt: „Einen solchen Sieg gewann die einfache Jungfrau von Domremy über ihr Zeitalter, ja über die menschliche Natur durch die Macht der Visionen, durch die Kraft des Geistes, welcher das Höchste erreicht, wenn seine edelsten Gedanken, durch die Sinne nach außen in die Wirklichkeit versezt, wie

aus einer andern Welt zu ihm zurückkehren." Mit dieser Vision, die auf die geschichtlichen Ereignisse eines Volks einen so großen Einfluß geübt hat, lassen sich etwa noch die prophetischen Gesichte des Mohammed vergleichen, dessen bewaffnete Schaaren sich siegesgewiß in den Kampf gegen die Ungläubigen stürzten.

Eine andere sehr berühmte Geistergeschichte verdanken wir der eigenen Mittheilung des Emmanuel von Swedenborg, welcher der Sohn eines schwedischen Bischofs in Stockholm war. Bis zu seinem 45. Jahr war er als ein besonnener, unterrichteter Mann bekannt, der sich durch zahlreiche Werke philosophischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Inhalts ausgezeichnet hatte. Als er 1743 sich in London aufhielt, glaubte er plötzlich mit der Geisterwelt in Verkehr gekommen zu seyn; von nun an hatte er tägliche Unterhaltungen mit Geistern und setzte diese 29 Jahre lang bis zu seinem Tode fort. Er verkehrte, wie er selbst erzählt, ein ganzes Jahr lang mit dem Apostel Paulus, dreimal mit dem heiligen Johannes, einmal mit Moses, hundertmal mit Luther und täglich mit den Engeln. Er selbst veröffentlichte die ihm gemachten Enthüllungen in 45 Foliobänden, und man kann nicht in Abrede stellen, daß seine Schriften voll erhabener Bilder und Betrachtungen über die höchsten Dinge des Menschen sind. Er ist freilich in dem Wahn befangen, seine Visionen seyen Wirklichkeit, wenn er sagt: „Damit dieß niemand für eine Selbsttäuschung oder eine Einbildung halte, muß er wissen, daß ich die Engel gewöhnlich sehe, wenn ich in vollkommen wachem Zustande und in vollem Besitze meiner Urtheilskraft bin." Er unterhielt sich oft ganz laut mit ihnen, und gab ihnen sogar beim Abschied höflich das Geleit bis an die Thür oder an die Treppe. Aber es finden sich andere Stellen in seinen Schriften, die darauf deuten, wie nahe er doch dem richtigen Verständnisse der Erscheinung war. So erklärt er den Umstand, daß andere die Erscheinung nicht sehen, daher, daß die Sprache eines Engels oder eines Geistes zuerst in die Gedanken eines Menschen Eingang finden müsse, und sein Gehör von fern her erreiche. Daß die Engel in seiner Muttersprache, nämlich schwedisch, mit ihm redeten, deutet er so, daß es eigentlich nicht sie, die Engel, wären, welche sprächen, sondern er selbst, nach ihren Einflüsterungen und auf ihre Veranlassung. An einem andern Orte sagt er: „Diejenigen, welche geistigen Dingen viel nachdenken und nachgrübeln, daß sie dieselben gleichsam in sich selbst beschauen, die fangen auch an, Geister zu hören, die mit ihnen reden; denn alle geistigen Materien dringen, wenn der Mensch ihnen nachhängt und nicht auch andere Betrachtungen, die zur Welt gehören, damit wechseln läßt, tief in's Gemüth, beschäftigen den ganzen Geist des Menschen, versetzen ihn in die Geisterwelt und bewegen die Geister, welche da sind. Aber Leute von dieser Art sind Visionärs und Enthusiasten." Diese Stelle hat Schleiden neuerdings hervorgehoben und dazu bemerkt, daß schon in den Jugendeindrücken Swedenborgs die mystisch-theosophische Richtung begründet war, und die Geschichte seiner ersten Vision den Ausbruch der Geisteskrankheit als Folge heftiger Blutcongestion nach dem Gehirn vermuthen lasse.

Eine der denkwürdigsten Beobachtungen dieser Art machte der als Schriftsteller bekannte Berliner Buchhändler Nikolai an sich selbst. Er las einen Bericht darüber im Jahr 1799 vor der Akademie der Wissenschaften in Berlin. Er sagt darin: „Ich sah bei vollem Verstande, und nachdem der erste Schreck nebst der unangenehmen Empfindung vorüber war, sogar bei völliger Gemüthsruhe beinahe zwei Monate lang, fast beständig, und zwar unwillkürlich eine Menge menschlicher und anderer Gestalten, ich hörte sogar ihre Stimmen, und dennoch war alles nur Folge überreizter Nerven und gestörten Blutumlaufs." Eine tiefe Erschütterung der Seele durch Kummer gab Veranlassung, daß ihm die Gestalt eines verstorbenen und sehr geliebten Sohnes wiederholt erschien. Dazu gesellten sich aber bald andere gleichgültige Personen, die oft in großer Menge, wie auf einem Markte, sich durch einander bewegten. Sie erschienen zu jeder Stunde des Tages wie bei Nacht, im Hause, und selbst einigemal auf der Straße. Alles war so deutlich wie im wirklichen Leben, nur waren die Farben etwas blässer als in der Natur. Erst eine Woche nach der ersten Erscheinung hörte er sie auch reden, nicht nur, wenn er allein war, sondern mitten in Gesellschaft, während der Unterhaltung mit wirklichen Personen. Zuletzt wurde er so vertraut mit dieser Erscheinung, daß er mit seiner Frau und seinem Arzte darüber scherzte. Mit der Anwendung einer gewohnten, aber unterlassenen Blutentziehung blieb der ganze Geisterspuk auf einmal weg. Das gab Goethe Veranlassung, sich im ersten Theile des Faust über die ganze Geschichte lustig zu machen. Da sagt Mephistopheles vom Proktophantasmist:

„Er wird sich gleich in eine Pfütze setzen,
Das ist die Art, wie er sich soulagirt,
Und wenn Blutegel sich an seinem Steiß ergötzen,
Ist er von Geistern und von Geist kurirt."

Bei einer andern Geistesbeschaffenheit, bei weniger nüchternem Verstande, bei weniger glücklichem Ausgange der Krankheit, würde Nikolai wahrscheinlich wahnsinnig geworden seyn. So ist aber diese Beobachtung, die von

dem Kranken selbst sogleich richtig gedeutet wurde, für die Wissenschaft von unschätzbarem Werthe und einzig in ihrer Art.

Diese drei Beispiele von Visionen zeigen, wie sie auch geschichtlich auf einander gefolgt sind, die immer richtiger werdende Auslegung solcher Erscheinungen im Seelenleben. Größeres Unglück hat aber wohl nie ein Wahn über die Menschen gebracht, als der Teufelsglaube des Mittelalters, der bis in das vergangene Jahrhundert so viele unschuldige Opfer auf die flammenden Scheiterhaufen geführt hat. Wie viele dieser Hexen mögen wirkliche Visionen gehabt, den Teufel gesehen und gehört haben, indem sie von dem herrschenden Wahne besessen waren, der alle Gemüther in jener Zeit mit Furcht und Schrecken erfüllte und ihnen seine Luftgebilde so täuschend vorspiegelte, daß sie ihren Bund mit dem Bösen häufig selbst bekannten! Als der Glaube an diesen leibhaftigen Teufel erschüttert zu werden anfing, da hörte er auch auf, den geängsteten Menschen zu erscheinen. Nicht Bekker und Thomasius, sondern mehr als hundert Jahre früher erhob Weier, der Leibarzt des Herzogs von Cleve, zuerst seine Stimme gegen die Gräuel der Hexenverfolgung. „Die wahnwitzigen, vom bösen Geist gefaßten Mütterlein," ruft er aus, „welchen der Dachstuhl verrückt ist und die doch keine sonderbare Missethat begangen, hat man ohne alles Erbarmen in tiefe finstere Thürme geworfen, vor Gericht gestellt, zum Tode verdammt und endlich in dem Rauch gen Himmel geschickt." — „Hexen sind schwache, alte Weibsbilder, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, in deren Phantasie und Einbildung, wenn sie mit einer Melancholie beladen oder sonst etwa zaghaft sind, der Teufel als ganz subtiler Geist sich einschleicht und ihnen durch seine Verblendung und Täuschereien allerlei Unglück, Schaden unn Verderben anderer Leute so stark einbildet, daß sie nicht anders meinen, denn sie haben es gethan, da sie doch der Sachen allerdings unschuldig sind." Nur in den Irrenhäusern finden wir jezt die Dämonomanie als eine Form des Wahnsinns, meist durch abergläubische Erziehung und religiöse Schwärmerei hervorgerufen. Statt Marter und Todesqual bietet unsere als gottlos viel geschmähte Zeit diesen Unglücklichen jezt die menschenfreundlichste Pflege und oft Heilung. In Königsberg, erzählt G. Arnold im dritten Theil seiner Kirchen- und Ketzerhistorie, lebte 1636 ein junger Mann, der sich für Gott den Vater ausgab, weil er bei einem Kreuz am Wege sieben Engel gesehen hatte, die ihm dieses verkündeten. Alle Ermahnungen, ihn von diesen gotteslästerlichen Begriffen zurückzubringen, beantwortete er mit der Versicherung, er brauche keine Seligkeit, der Sohn Gottes, der heilige Geist, die Engel und Teufel seyen ihm unterthan. Er hielt die Folter aus, ohne seine Ueberzeugung zu ändern; nun wurde er vom geistlichen Gericht verurtheilt, daß ihm die Zunge aus dem Halse gerissen und er dann enthauptet und unter dem Galgen verbrannt werden solle. Bei Verkündigung des Urtheils weinte er bitterlich, nicht über sein Schicksal, sondern über aller Menschen Sünde und Bosheit, und daß sich die Welt unterstehe, ihn zu tödten. Selbst der Scharfrichter, von Mitleid ergriffen, beschwor ihn zu widerrufen, aber er blieb bei seinem Wahn und das Urtheil wurde vollstreckt. Wie haben sich die Zeiten geändert! Noch vor kurzer Zeit ging in der Irrenheilanstalt zu Eberbach ein Mann umher, der die Fremden begleitete und an jeder Zelle den Wahn der einzelnen Kranken mit einigen Worten schilderte; bei einem der Narren pflegte er stehen zu bleiben und zu sagen: „Der meint, er sey Jesus Christus, aber er ist es nicht, denn ich müßte ihn doch kennen, weil ich Gott der Vater bin." Abgesehen von diesem unheilbaren Wahn, war der Mensch unschädlich und man gebrauchte ihn zu Diensten im Hause.

Kehren wir von allen diesen dem Traum verwandten Erscheinungen noch einmal zum gesunden Schlaf zurück. Gleicht nicht der Schlaf noch einem andern Zustande? Hat man nicht den Tod den Bruder des Schlafs genannt? Schon Homer nennt sie Zwillinge, und die Kunst hat immer den Tod unter dem Bilde des Schlafs vorgestellt. Wie Pausanias erzählt und Lessing übersezt, ruhten auf einer Kiste von Cedernholz im Tempel der Juno zu Elis beide als Knaben in den Armen der Nacht; nur war der eine weiß, der andere schwarz, jener schlief, dieser schien zu schlafen, beide mit über einander geschlagenen Füßen. Es ist uns ein vortreffliches Werk griechischer Bildhauerkunst erhalten in der Gruppe von S. Ildefonso, welche zwei mit dem Lorbeer bekränzte Jünglinge darstellt, von welchen der eine zwei Fackeln hält; die eine, die er gelöscht zu haben scheint, hält er rückwärts über die Schulter, die andere hat er umgewendet, um auch sie zu löschen oder um sie anzuzünden; an ihn gelehnt steht der zweite, den sinnenden Blick gesenkt, und in der Hand die Opferschale. Man hat sie als Tod und Schlaf gedeutet.

In der That gleicht das Einschlafen dem Sterben. Gähnen und Strecken zeigen, daß der Einfluß des Willens auf den ermüdeten Körper nachläßt, das Augenlied wird schwer und sinkt herab, das Auge selbst wälzt sich nach oben und innen, der ganze Körper folgt dem Gesetz der Schwere; das Singen in den Ohren klingt oft wie ferne Musik, Gesichtsbilder kommen und gehen wie aufflackernde und verlöschende Lichter, sie gewinnen dem Munde vielleicht noch ein Lächeln ab, oder der Körper

schrickt heftig zusammen; hier und da zuckt noch ein Glied, dann tritt Ruhe ein. Und wie der Schlafende, der ohne Regung und Bewußtseyn daliegt, gewiß wieder zum Leben aufwacht, so klammert sich der Glaube fest an die Hoffnung eines Erwachen der Seele auch aus dem Todesschlaf. Dieser Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ist nicht etwa nur das Ergebniß gereifteren Urtheils, verfeinerter Bildung oder höherer Religionsbegriffe: er ist dem Menschen so natürlich, daß er sich auf den tiefsten Stufen der Cultur, bei den rohesten Völkern findet, wie es ihre Sorge um die Todten zeigt. Die Südaustralier glauben gar nicht an einen natürlichen Tod. Wenn einer stirbt, so ist dieß das Werk der Zauberei eines Feindes, und die böse That muß gerächt werden; des Nachts aber kommen die Seelen der Verstorbenen auf die Erde zurück und suchen sich Nahrung. Wenn sie einen Todten bestatten nach Sonnenuntergang, so zeigen sie auf den zuerst blinkenden Stern und sagen: „Seht, dort wandelt er mit seinem Feuerstab!" Wie schön sind auch die Worte eines Nordamerikaners vom Delaware: „Indianer können nicht für ewig sterben, denn selbst das indische Korn lebt wieder auf und wächst von neuem."

Jene dem Menschen so natürliche Scheu vor der Leiche hat wohl auch zum Theil in dem Glauben ihren Grund, daß doch von der Seele noch ein Schatten in den todten Gliedern zurück bleibe. Das Verbot der Leichenöffnungen im Alterthum und während des Mittelalters bis zum Anfang des vierzehnten Jahrhunderts verräth denselben Gedanken, die Besorgniß nämlich, daß eine Verletzung des todten Körpers die Ruhe des Entschlafenen stören könnte. Dagegen gab die Sitte so vieler alten Völker, die Todten zu verbrennen, dem Geiste eine gewisse Befriedigung; statt der langsamen und ekelhaften Zerstörung durch die Fäulniß verzehrte das reinigende Feuer den Leib bis auf einen kleinen Aschenrest, und mit der aufwärts schlagenden Flamme ließ man die Seele empor schweben.

Wo die Seele bleibe, wie es möglich sey, daß sie ohne den Leib, mit dem sie doch auf das Engste verbunden war, und den wir vor unsern Augen zerfallen sehen, fortbestehe, darauf hat die Wissenschaft keine Antwort. Sie bescheidet sich gern, die Schranke anzuerkennen, die hier allem menschlichen Forschen gezogen ist.

Hermann Schaaffhausen.

Briefe aus der Weimarischen Literaturepoche.

Joh. Heinr. Voß an Wieland.

Otterndorf, den 26. April 1779.

Lieber Freund, Ihr lezter Brief berechtigt mich, Sie so zu nennen. Was thut das zur Sache, daß wir in manchen Stücken nicht übereins denken? Ich lerne täglich mehr den Umfang des Sprichworts: so viel Köpfe, so viel Sinne, und wie waglich es sey, einen andern zu beurtheilen. Es war eine Zeit, da ich Sie für einen bösen Mann hielt, und da mußte ich handeln, wie ich handelte. Mit eben der Aufrichtigkeit gestehe ich Ihnen jezt, daß Sie mir sehr werth sind, obgleich ich manches von Ihnen nicht geschrieben haben möchte; denn ich, mit diesem Kopf und diesen Sinnen, müßte darauf ausgehen, Schaden anzurichten, so wie Sie, ich glaube es von ganzem Herzen, überzeugt sind, daß Sie Nutzen schaffen. Es ist nur Einer, der weiß, was Wahrheit sey, und der wird uns ja unser Straucheln verzeihen, wenn wir's nur redlich meinen.

Ich bin vierzehn Tage in Hamburg gewesen, den Druck zu bestellen und Papier auszusuchen. Sonst hätte ich schon geantwortet. Für Ihr gütiges Urtheil über den vierzehnten Gesang der Odyssee bin ich Ihnen vielen Dank schuldig. Es wird gewiß die Pränumeration sehr befördern.

Ich schicke Ihnen hier einige Anzeigen, wenn Sie sie irgendwo vertheilen wollen. Das Papier ist sehr gut und größer als Stolbergs Ilias. Dazu lasse ich keine sogenannten Schmutztitel drucken, die drei Bogen wegnehmen, und denke vierzig Bogen, vielleicht einige drüber, zu liefern. Da wird der Preis ja billig seyn, wenn er auch nach dem Maßstabe unserer Büchertäuscher bestimmt werden müßte. Unter den Text, meine ich, sollen die erklärenden Noten, die sich bloß auf Alterthümer, Geographie, Fabellehre und einige Dunkelheiten des Zusammenhanges (wo uns nämlich die Gedanken nicht so geläufig sind) und einige nur wenigen bemerkbaren Schönheiten, aber durchaus nicht auf

theoretische Grübeleien, allegorische Träume und Widerlegung anderer Erklärer, erstrecken werden. Hinten an muß ich ein paar Sprachanmerkungen mitlaufen lassen, weil die Scholiasten sonst für falsche Uebersetzung halten würden, was die Frucht mühsamer Untersuchungen ist. Aber sie sollen weder zahlreich, noch weitläuftig, noch, wie ich hoffe, trivial seyn. Auch werde ich mich aller Widerlegungen enthalten, die mich von dem Wege abführen würden. Wenn nun der Himmel nur so viel Pränumeranten bescherte, als nöthig sind, mich vor Schaden zu decken! Denn lieber als mich den Nachdruckern und ihren Spießgesellen, den Buchhändlern, Preis zu geben, wollte ich die Odyssee gar nicht drucken lassen. Mit 1000 bin ich zufrieden, kommen aber weniger, so schicke ich das Geld mit Ersatz des Portos zurück und hülle mich in meinen Stolz. Das Publikum, das nach jeder Diebeswaare begierig hingreift, wenn sie nur wohlfeil ist, kann mir den Schritt nicht verdenken. In der Ankündigung durfte ich's nicht sagen, weil es der Pränumeration würde geschadet haben.

Das Schulmeistern hier wird mir immer geläufiger. Aber sieben Stunden des Tages, ist doch wirklich hart, besonders da ich noch amo, τυπτω, פקד durchwandern muß. Mein Homer ist meine Erholung. Ich muß mich heiterer stellen, als ichs bin, weil es sonst gleich über die armen Genies hergehen würde, die nicht arbeiten mögen. Das Auskommen ist auch nur sehr kümmerlich, wo ich nicht Kostgänger halte, und mein Haus wird erst gebaut. In einer Stube schlafe ich, und in der andern warte ich den Kleinen und verdeutsche Homeren. Könnte ich eine Stelle finden, wo ich weniger Stunden brauchte, den Magen zu stillen, so ginge ich gern von hier. Aber ich will tragen, was mir Gott auflegt.

Leben Sie wohl, lieber Wieland. Ich wollte Ihnen mehr schreiben, aber es ist Zeit auf die Post.

Voß.

Derselbe an denselben.

Eutin, den 23. Sept. 1787.

Sie haben wohl Recht, vor dem dicken Packen von Versen zu erschrecken, lieber Freund! Aber fassen Sie sich. Sie sollen nicht alles nach der Schnur durchlesen und Anmerkungen machen; ja, ich weiß Ihre edle Zeit besser zu schätzen, als daß ich Ihnen etwas so ungeheures zumuthen könnte. Ich bitte Sie nur, aus diesen sieben Gesängen der Ilias, die ich eben in Abschrift habe, auszuwählen, was Sie am liebsten mit dem Original vergleichen mögen, und dann einmal, wenn Sie sich von bessern Arbeiten zerstreuen wollen, Ihr Urtheil nur flüchtig angedeutet auf einen Zettel zu werfen. Wenn Sie den Herrn Reinhold auch bewegen, das seinige hinzuzufügen, so werden Sie mich unendlich erfreuen. Wie soll ich Einsiedler es anders machen, vor dem Druck die Meinung der Edlen im Volk zu erfahren? Klopstock hat die ersten Gesänge mitgenommen. Ich möchte jezt, da ich handeln will, als ob ich mit dem Homer noch nichts zu schaffen gehabt hätte, unter andern auch guten Rath wegen der griechischen Namen anhören. Sie werden finden, daß ich dem Hexameter mehr als je sein uraltes Recht zu geben und nicht bloß die Periode, sondern jeden Vers als einen Haupttheil und jedes rhythmische Komma als ein Theilchen derselben für sich zu ründen gestrebt habe. Ohne diese, für den Geschmack unsers Zeitalters fast pedantische Ausbildung des Einzelnen, der sich gleichwohl Homer — und welcher große Dichter nicht? — unterworfen hat, wird nie der Hexameter sich einschmeicheln und auf den Lippen des Volks schweben. Ich weiß nicht, wie Ramler die sechsfüßigen Zeilen, in welche er Geßners nachlässig-schönen Wohlklang gezwungen hat, für den Hexameter des Apollo halten konnte. — Neue Worte habe ich nur furchtsam und selten zugelassen, aber in der Wortstellung bin ich kühner gewesen, als Klopstock, der eine Grammatik schreibt, es billigen will. Ueppigkeit wars nicht, sondern Bestreben, der Lebhaftigkeit der griechischen Natursprache auch hierin so nahe als möglich zu kommen, doch mit beständiger Analogie der deutschen Nicht-Natursprache. „Hoch aufschwung er den Fels — soll gut seyn, warum nicht auch: Kühn eindrang das Geschwader —? Die Negation Nicht, die, an's Ende des Satzes verbannt, so oft einen bejahenden Satz vermuthen läßt und dann auf einmal aus dem Hinterhalte hervorspringt, habe ich entweder durch den lutherischen Archäismus ganz vorn (Nicht vermuth' ich, wie: Nie vermuth' ich) oder doch so früh als möglich gesezt. Die erste Pflicht ist Deutlichkeit. — Nun, ich scheine beinahe eine Lobrede auf mich selbst zu halten. Nein, lieber Wieland, ich wollte Sie auf dieses nur besonders aufmerksam machen, damit Sie mir meine Einbildung nehmen, oder mir, wo ich Recht habe, meine Schüchternheit stärken mögen. Ich habe als ächter Rhapsode fast alles laut gearbeitet, und meine arme Frau hat ihre Ohren herhalten müssen. Es war vorigen Herbst, als mich der Pyrmonter, troz dem Sausen im Kopf, wieder so muthig machte, erst einzelne Stellen der Ilias, dann einen ganzen Gesang zu versuchen. Stolberg, der für die Feile zu unruhig ist, drang darauf, daß ich vollenden solle. Und jezt möchte ich auch gern, daß meine Uebersetzung die lezte bliebe. Mit dem Drucke wenigstens will ich nicht eilen.

Ich werde auch die Odyssee, die ich schon stark geändert habe, noch einmal mit der ganzen Strenge, die ich erst bei der Ilias durchsetzbar fand, überarbeiten. Darf ich Ihnen zu seiner Zeit ein Exemplar mit überschriebenen Aenderungen schicken? Mein Wunsch wäre nun, den ganzen Homer mit Anmerkungen, Planen und Karten der homerischen Kosmographie, worin ich mir besondere Einsicht zu verschaffen gestrebt habe, herauszugeben. Aber so etwas darf man wohl nur einem Buchhändler für einen billigen Preis anbieten, der es dann, wenn er sehr großmüthig denkt, nur mit Achselzucken annimmt. Unter solchen Erwartungen scheue ich mich, die Anmerkungen zur Ilias, die sich schwerlich durch die Süße der Arbeit von selbst belohnen, aufzuschreiben; und auf der andern Seite möcht' ich meine sauberen Anmerkungen zur Odyssee, wenn auch das kritische Zeug den Motten zufällt, nicht gern umsonst geschrieben haben. Doch dieß ruhe im Schooße der seligen Götter. Wenn nur die beiden Gedichte selbst erst so sind, daß Homer und Wieland damit zufrieden seyn können. Ich habe nur eben in die Handschrift hineingesehen und manche Schreibfehler gefunden. Ich würde Ihnen einen Gesang oder eine Stelle daraus für den Mercur anbieten, wenn es mir nicht schiene, daß es nach so vielen vergeblichen Ankündigungen ein besseres Omen wäre, gleich mit dem unangekündigten Werk hervorzutreten. Oder scheint Ihnen das wieder zu stolz? Führen Sie mich, lieber Wieland!

Ich lege ein Exemplar des eben abgedruckten Almanachs bei. Wenn es Ihnen oder Herrn Reinhold der Mühe werth scheint, so haben Sie die Güte, ihn im Mercur zu beurtheilen. Ich werde ihn künftig allein herausgeben und sehen, ob ich nicht ein Taschenbuch hervorbringen kann, das selbst Wieland manchmal zu sich stecken möchte. Aber ich muß nicht in guten Journalen übergangen oder so behandelt werden, wie neulich in der Literaturzeitung. Es ist gewiß ein Ohngefähr, aber die Summe der vier zusammengestellten Recensionen ist dieselbe, die aus der tückischen Berechnung eines Einzigen erfolgen würde. Ich werde mich aufrichtig freuen, wenn auch anderswo gute Früchte wachsen, nur muß man nicht Schlee und Holzapfel als Obst aus hesperischen Gärten anpreisen. Dem magnetischen Rundgesange und dem Tafelliede wünsche ich besonders Ihren und Herrn Reinholds Beifall. Ich weiß nicht, wie dem hierarchischen Ungeheuer hinter dem Maurerteppich beizukommen ist, die Zurüstungen der Illuminaten scheinen mir gefährlich. O wie gern möchte ich mich einmal mit Ihnen und dem hellen Reinhold darüber aussprechen! Ich messe oft meine Kette, ob sie bis Weimar reicht, und wer weiß, ob sie nicht einmal gelöset werden kann. Wie weit sind Sie mit Ihrem Lucian? Ihre Satyre habe ich neulich gelesen, Sie herrlicher Mann! Ihre Gedichte erschallen gewöhnlich von neun bis zehn des Abends in unserem Gartensaal. Sie haben keinen aufrichtigern Freund und Verehrer als Ihren

Voß.

Derselbe an denselben.

Eutin, den 23. September 1790.

Der neue Almanach, mein lieber Wieland, ist eben trocken geworden. Hier bringe ich Ihnen das Knäblein, damit Sie ihm seinen Namen finden und ihm einen oberpriesterlichen Segen auf den Weg geben. Sie sind doch wahrlich der einzige, der über eine Jahrsammlung, die in der noch armen Geschichte der deutschen Literatur als Wiege oder Tummelplatz manches Musensöhnleins schon genannt zu werden verdient, ohne vornehmes Naserümpfen zu reden würdigt. Sie sind ein liebreicher Vater, der gern mit seinen jüngern Freunden sich in den Schatten sezt und unter freundlichem Lobe die feineren Lehren der Kunst mittheilt und so am wirksamsten tadelt.

Wir haben neulich Baggesen und seine junge Frau recht ausgefragt über Sie und Ihr ganzes Leben. Sie glücklicher Mann, so liebenswürdig und so geliebt zu seyn! Es ist einer meiner wärmsten Wünsche, Sie noch einmal in Ihrer patriarchalischen Häuslichkeit zu sehen.

Ich habe jezt, meinem guten Fürsten seys gedankt, einen Gehülfen bei der Schule, der mir eine Abwesenheit von einigen Wochen sehr möglich macht. Also braucht der liebe Gott nur meinen Hans gesund zu machen, so reise ich mit frohem Herzen gerade nach Weimar und Jena, mich Ihrer ganzen Familienglückseligkeit zu erfreuen und Stärkung und Würze für's Leben einzusammeln.

Ihre gute Meinung über meinen Virgil, wovon mir Baggesen erzählt hat, kann mich für alle Neckereien der mancherlei Verbündungen, denen ich Sonderling ein Aergerniß bin, mehr als entschädigen. Bei einem Buche, wo ich, nach meinen besten Einsichten, von allem, was unsere Ladenmeister über poetischen Styl, über Verskunst und über die Art, ein solches Gedicht zu erklären, festzusetzen beliebt haben, abgehn zu müssen glaubte, durfte ich nicht sehr auf den Beifall meiner Zeitgenossen rechnen. Es ist der Eigenliebe nicht schmeichelhaft, sich eines andern, sey es auch eines Bessern belehren zu lassen, zumal wenn der Verwegene, der etwas besser zu wissen auch noch so leise sich herausläßt, mit oder gar nach uns aufgewachsen ist. Ich

faßte also den ehrlichen Entschluß, für die nächste Nachkommenschaft, da weder dieser noch jener Leitstern mehr funkeln wird, was mir wahr und gerecht schien, ohne Verhüllung der Ehrbarkeit, aufzustellen und dann die Mitlebenden urtheilen zu lassen, wie sie könnten und wollten. Daß ich's mit diesem Entschluß wahrhaft meine, wird die Strenge gegen mich selbst beweisen, wenn mein Buch eine zweite Auflage erlebt.

Doch was schwatze ich da alles über mich und mein Geschriebenes! Laß mich lieber unserm einzigen Wieland für seine neuen Lucianischen Meisterwerke danken, für den hellen Geist, das edle warme Herz, das in allem lebt, und Licht und Wärme mittheilt. Welcher Fürst kann sich einer solchen Unsterblichkeit freuen, als der Schriftsteller, der sein Volk mit Orpheustönen umbildet! Leben Sie wohl, lieber Wieland. Wenn Sie mich doch auch ein wenig liebten!

Voß.

Ernestine Voß und J. H. Voß an Wieland.

Eutin, 20. April 1794.

Sie wissen wohl, daß Weiber gern fröhliche Nachrichten bringen, liebster Wieland, und ich bin stolz genug auf meinen Voß, zu wissen, daß Sie sich herzlich freuen werden, daß sein schöner Traum, Sie persönlich kennen zu lernen, der ihn schon so lange beschäftigt, endlich einmal erfüllt wird. Mitte Mai kommt er mit seinem ältesten Sohn zu Ihnen und bittet um Herberge in Ihrem schönen häuslichen Kreise, von dem uns Baggesen so mit Begeisterung sprach. Darf ich nun bitten um ein paar Zeilen mit der nächsten Post, ob er Sie dann zu Hause treffe. Wie Voß sich freut, Sie zu sehen, das kann ich nicht sagen. Das sollen Sie selbst sehen. Dafür, daß ich diese Freude nicht theilen kann, tröstet mich die Hoffnung, daß Sie künftig gewiß einmal in unsere Gegend, und also auch nach unserem schönen Eutin kommen werden. Ich bin mit der aufrichtigsten Hochachtung Ihre Freundin

Ernestine Voß.

Dem Weibe war bange, daß ich wieder umsonst von der großen Reise nach Weimar den ganzen Winter geplaudert hätte und im Frühling Abhaltung fände. Nein, gute Ernestine, dießmal will ich, wie ich nie gewollt habe. Wenn Freund Wieland nur keine Verhinderung hat. Ihre Ruhe soll nicht gestört werden. Ich habe großen Respekt vor den Stunden der Einsamkeit, und mache selbst mit meinen Besuchen keine Complimente. Aber es kommen Abschnitzel der Zeit, wo ein anderes Wort dazwischen zu plaudern sogar vortheilhaft für die Berufsarbeit ist. Dann klingeln Sie und ich komme aus dem Garten. Sie meinten, aus meinen Büchern? Ach der Bücher bin ich so satt geworden! Was Sie abgedruckt haben, das und nichts weiter will ich von Gedrucktem in Weimar lesen. Die Abreise hängt an dem Abdrucke des zweiten Bandes der mythologischen Briefe. — Ich dachte, Ihr Sohn Reinhold würde über Eutin kommen, aber ich höre, er will acht Tage in Hamburg seyn, und dann macht der Weg nach Eutin einen Bogen. In Weimar möchte ich außer Ihnen und Herder nicht gern jemand sehen, am liebsten Sie ganz allein. Ich möchte, aber ich bin gar lenksam, wie Ernestine mir nachjagt. Wie ich mich freue, Sie zu sehn!

Voß.

Derselbe an denselben.

Eutin, 17. Juli 1794.

Der zweite Band der mythologischen Briefe, der immer fertig seyn sollte und es nicht ward, hat meinen Dank aufgehalten, lieber, innig geliebter Wieland! Sie haben mich sehr glücklich gemacht durch die edle Herzlichkeit Ihres häuslichen Lebens. Ich habe mit einem heiligen Vates der goldenen Zeit unter einem Dache gelebt und Gespräche gehört, wie sie in Athen oder auf einer Villa Horazens und Tibulls und Ciceros gehört wurden. Ich werde diese attische Wendung, jene leise Ironie in Ihren Schriften nun noch lebhafter empfinden, da ich Ihren Ton, Ihre Miene dazu denke. Aber vor allem, so tief in Ihr unverschlossenes Herz geblickt zu haben: welch ein Anschauen! Man gewinnt wieder Glauben zur Menschheit, wenn auch noch so viele taglebende, noch so viele zum Bösen ausgeartete Thoren in die Wüste scheuchen.

Lieber Wieland! könnten wir Sie doch auch einmal unter unserem Dache bewirthen! Und warum nicht? Sie würden an vielen Orten und auch hier die Ihrigen finden.

Ihr Reinhold war den Morgen wieder abgereiset, als ich den Nachmittag ankam. Jezt erwarte ich ihn im Anfang des August, und so bald der Almanach abgedruckt ist, reise ich wieder nach Kiel. Dann will ich mich einmal ausplaudern über Sie und Ihre herzliche Frau und die Kinder und Kindlein nach der Reihe. Mich deucht, ich gehöre nun halb zu Ihrer Familie.

Das eine Exemplar der mythologischen Briefe bitte ich Herdern zu geben. Er war von selbst so gütig, mir sein schriftliches Urtheil darüber anzubieten. Sie, lieber Wieland, haben jezt wohl was Besseres zu thun,

als solche Untersuchungen zu lesen. Ich verlange ausdrücklich, daß Sie vor der Vollendung Ihrer Ausgabe sich weder um Kritik noch um Mythologie bekümmern. Erlauben Sie nur, daß ich fortfahre, Ihnen meine Grillen zu schicken. Jezt lasse ich die vierte Ekloge Virgils als Probe drucken.

Mich verlangt sehr nach der ersten Lieferung Ihrer Werke. So saumselig sind unsere Buchhändler! Auch Stolberg brennt vor Begierde, und wer nicht?

Gesundheit und Heil und ewige Heiterkeit! Grüßen Sie Ihr ganzes Haus. Heinrich trägt mir dasselbige auf und meine Frau dankt für die Aufnahme ihres Mannes und ihres Sohnes. Ich bin von ganzem Herzen

Der Ihrige Voß.

Lebenslauf.

Als ich noch ein Knabe war,
Hatt' ich schöne Spiele;
Neues stets im neuen Jahr,
Und so wurden's viele.

Und so konnt' es füglich gehn
Fort durch alle Zeiten.
Aber endlich ließ ich stehn
Alles Spiel beiseiten.

Mädchenaugen grüßten mich,
Träumend auf dem Pfühle,
Und im Busen regten sich
Ernstere Gefühle.

Mit den holden Kindern bald
Hatt' ich angebunden
Und den ew'gen Zauberwald
Glücklich aufgefunden.

Aber endlich konnt' ich gut
Doch nicht seyn mit allen,
Und ich ließ mit kält'rem Blut
Auch dieß Spielzeug fallen.

Mit den Musen hielt ich's dann,
Hielt es mit dem Leben,
Und in saurem Schweiß begann
Ein gewaltig Streben.

Und ich wehrt' mich ritterlich
In dem Kampf der Geister;
Manche bracht' ich hinter mich,
Achtend nur die Meister.

Lang noch bin ich nicht am Ziel, —
Doch oft kommt mir's plötzlich:
Endlich ist's doch auch nur Spiel,
Nur nicht stets ergötzlich!

Und so will ich's frohgesinnt
Bis an's Ende treiben,
Will im Ernste stets ein Kind
Unter Kindern bleiben.

Wie der große Meister sprach,
Werd' ich mit den Frommen
Dann vielleicht auch nach und nach
In den Himmel kommen.

C. Reinhold.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, August.

Die vertagte Versammlung. — Rath und That in der Landwirthschaft: Liechtenstein, Schwarzenberg und Glubek. — Das Pfauenauge und der Hutmacher. — Lerchenfeld und Wurstlprater.

Durch die Cholera ist die angesagte Versammlung der Aerzte und Naturforscher vor ihrer Eröffnung gesprengt worden; immerhin besser, als wenn die Versammelten der Würgengel (wie die Gewerbausstellung vor Jahresfrist in München) überrascht hätte. Wir haben jezt nichts zu beklagen, als einen Aufschub, den man beiderseits kaum in Rechnung bringen kann, da Gast und Wirth sich nicht behaglich beisammen gefunden hätten, während sie über

Jahr und Tag sich freuen werden, daß zur angenehmen Gegenwart geworden, was ohne die Störung zu rechter Zeit sich leicht zur unfreundlichen Erinnerung gestaltet hätte. Die Wanderversammlung der Aerzte und Naturforscher ist meines Wissens die älteste ihrer Art. Ihre Gründung wird wohl ziemlich bald das dreißigste Jahr erreicht haben. Außer ihren unmittelbaren Verdiensten hat sie sich in der langen Zeit auch das mittelbare der Anregung in anderweitigen Kreisen erworben. Ihrem Beispiel verdankt man die Versammlungen der Land- und Forstwirthe, die jezt ebenfalls seit achtzehn Jahren ihre Tage ausschreiben. In diesem Jahr finden sie sich in Cleve zusammen, und für das nächste werden sie durch eine Zuschrift des Gemeinderaths nach Prag geladen. Der Nutzen dieser Versammlungen für die Landwirthschaft war im Verhältniß wohl noch bedeutender, als der für die Naturwissenschaften, weil der Gesichtskreis des thätigen Landwirths in der Regel ein viel beschränkterer seyn muß, als der des Mannes der Wissenschaft. Wer nicht zufällig ein großer Herr oder ganz besonders mit Glücksgütern gesegnet ist, den fesselt der Beruf und gewöhnlich auch die Neigung an seine Scholle, und dennoch ist es dem Landwirth vor allen andern heilsam, in der weiten Welt andere Felder, Früchte, Verfahrungsweisen, Heerden und Hausthiere zu betrachten und mit kundigen Fachgenossen zu sprechen, deren Wissen nicht so auf die Schreibfeder und die Presse angewiesen ist, wie die Forschungen der Gelehrten. Die einen schreiben nicht, die andern lesen ohnehin nicht gar zu viel, also müssen sie mitsammen reden, um sich gegenseitig mitzutheilen. Wir sehen es hier mit besonderem Vergnügen, wenn sie recht fleißig zusammen kommen. Der Landbau, überall von höchster Wichtigkeit, ist es namentlich für Oesterreich, wo er mancherlei nachzuholen hat, seit er, von Lehensfesseln befreit, sich rühren kann. Er rührt sich aber auch in Rath und That. Was die That betrifft, gehen die großen Grundherrn rüstig voran, theils um erlittene Verluste oder Stockungen in ihren Einkünften auszugleichen, theils im Hinblick auf die Zukunft; auch der gute Rath durch die Wissenschaft bleibt nicht zurück, und zwar von Seiten der Berufenen und Erkorenen. Unter den Männern der That stehen die Fürsten Liechtenstein und Schwarzenberg obenan, nicht bloß um ihrer Namen und ihres Reichthums willen. Durch diese Namen und diese Reichthümer aber haben ihre Bestrebungen als Beispiel für die Masse desto mehr Nachdruck. Die großartige Anwendung neuer Erfindungen und Geräthe hat auf ihren ausgedehnten Besitzungen Erfolge erzielt, welche nicht nur Aufsehen erregten, sondern auch einleuchteten. Als Beispiel sey hier nur erwähnt, daß der Fürst Adolf Schwarzenberg auf seinen mährischen Gütern den Nutzen der Entwässerung durch Abzugsröhren (auf deutsch Drainage geheißen) in einer höchst überraschenden Weise zeigte, indem er die Kosten der Anlage durch den erhöhten Ertrag wunderbar schnell deckte und somit überzeugend darthat, daß Besitzer lehmiger Felder und allzu nasser Wiesen zum Behuf der Entwässerung nichts besseres thun können, als Geld selbst zu den höchsten Zinsen aufzunehmen — zu Wucherzinsen, wie man es hier nennt, weil man noch nicht begreifen gelernt hat, daß auch das Kapital eine Waare ist. Wie der große Grundbesitz nicht sein Beispiel, spart auch die Wissenschaft nicht Athem und Tinte, und den ersten Preis in diesen Bestrebungen hat in unsern Tagen zweifelsohne der Professor Dr. Franz Xaver Glubek davon getragen, der in seinem großen Werk, „die Landwirthschaftslehre," alles zusammen stellte, was seit einem Jahrhundert in den nützlichen Wissenschaften beobachtet und als bestehende Thatsache anerkannt wurde. Glubek ist bekanntlich Professor zu Graz am Joanneum, der berühmten Anstalt, welche vom Erzherzog Johann den Namen nicht bloß als eitle Zierrath trägt. Auch ist er ein ausgezeichneter Landwirth auf eigenem Grund und Boden. Das Werk, worin er einen wahren Nibelungenhort niedergelegt, ist nicht etwa zu Leipzig erschienen, sondern zu Wien, wo es (seit 1845) die zweite Auflage erlebt hat und der dritten entgegen geht. — Darin scheint mir eines der bedeutsamsten Zeichen der Zeit zu liegen, daß zu Wien ein wissenschaftliches Werk von mehr als hundert Bogen in groß Octav mit vierzig lithographirten Tafeln in schönem Druck auf gutem weißem Papier erscheinen konnte.

Bei dem Mangel an Capital, der sich in Oesterreich so drückend fühlbar macht, bei dem so beschränkten Leserkreis für landwirthschaftliche Werke von bedeutendem Umfange, bei der Ueberschwemmung des Büchermarkts mit loser Waare ist es beinahe unbegreiflich, woher der Verleger (Seidel) den Muth zu einem solchen Unternehmen genommen hat. Indessen bleibt jezt nichts mehr dagegen zu sagen, nachdem der ersten eine zweite Auflage gefolgt ist. Der Erfolg rechtfertigt das Unternehmen, und ist, wie gesagt, ein Zeichen der Zeit von höchst erfreulicher Bedeutung. Der Inhalt des Buches mag natürlich zu dem Erfolg die Hauptsache beigetragen haben, aber es ist weder mein Beruf noch hier der Ort, auf eine Würdigung des Werkes selbst einzugehen. Ich will ja nur die Thatsache feststellen, daß es vorhanden, in Wien erschienen ist und Erfolg hat. Wir ersehen daraus, daß mit der strebsamen Arbeit die Wissenschaft Hand in Hand geht, um den Landbau in verdienter Weise zu fördern, und daß beider Mühe nicht verloren ist.

Der Gewerbfleiß „macht sein Leben," so gut er kann, und wenn ihm zur Zeit auch noch die Hände gebunden sind, während die Zollschranken sich der Mitbewerbung des Auslandes bereits weit aufgethan haben, so zeigt er doch durch seine Leistungen in der Ausstellung zu Paris, welch ein kernhafter Bursche er jezt schon ist, und daß er manche Partie entschieden gewinnen muß, sobald er nicht mehr gezwungen wird, dem starken Widerspieler ein Double vorzugeben. So ist gegenwärtig auf dem Feld des Kunstfleißes, und zwar durch einen schlichten Gewerbsmann, eine wichtige Entdeckung gemacht worden, der man seit 65

Jahren auf der Spur war, ohne das lezte und entscheidende Wort zu finden. Es gibt einen Schmetterling, den man überall in Deutschland Pfauenauge heißt. Sein lateinischer Name ist mir entfallen, doch könnte er ungefähr wie Saturnia lauten. Die Raupe, welche dem ersten Theil seines flatternden Daseyns ihre kriechende Gestalt leiht, wickelt sich bei ihrer Verpuppung in ein flockiges Gewebe, welches mit der Puppe der Seidenraupe eine gewisse Aehnlichkeit besizt. Die Raupe frißt nichts anderes, als das Blatt der wilden Rose. Wenn man sie, nachdem sie ausgewachsen ist und das Futter verläßt, auf ein glattes Brett bringt, neben dem eine pickende Uhr sie beunruhigt, so spinnt sie in die Breite, und die Puppe gestaltet sich auf dem Gewebe liegend, statt davon umwickelt. Wenn man eine größere Anzahl von Raupen auf dasselbe Brett bringt, so bringen sie mitsammen ein größeres Gewebe zuwege, von dem man sie wegnehmen und ohne Nachtheil für die Entwicklung des Schmetterlings aufbewahren kann, um sie zur Zeit der Entpuppung in die wilden Rosenhecken zu werfen. Auch die umwickelten Puppen kann man aus dem aufgeschnittenen Gespinnst nehmen, ohne sie zu gefährden. Mithin läßt sich das Gespinnst leicht in großer Menge gewinnen, ohne sonderliche Mühe und ohne Kosten, da die Raupe, wie gesagt, nichts anderes wie Rosenblätter vom wilden Strauche frißt. Sie hat auch keine Feinde, von denen sie verzehrt würde. Das alles weiß man seit mehr denn sechs Jahrzehnten, und seit der ganzen Zeit hat man in einem Dorfe bei Wien das Pfauenauge gepflegt und das Gespinnst gesammelt, ohne Mittel zu finden, es verwendbar zu machen. Jezt endlich hat ein Hutmacher, er heißt Flebus, durch einen chemischen Zusaz, der sein Geheimniß ist, die Masse zur Verarbeitung geeignet gemacht. Er nimmt ein Privilegium auf die Erfindung und gedenkt Hüte zu liefern, welche den Kopfbedeckungen von Seide an Leichtigkeit, Haltbarkeit und Glanz nichts nachgeben, während sie bedeutend billiger zu stehen kommen. Die Erzeugungskosten der Seide belaufen sich bekanntlich sehr hoch, schon des Futters wegen, und weil man zur Gewinnung des Gespinnstes die Puppe tödten muß, um von allen andern Schwierigkeiten zu schweigen. Das Gespinnst des Pfauenauges dagegen, welches zwar nicht im Allgemeinen, aber doch für den Hutmacher die Seide ersetzen soll, wird ohne Kosten und ohne Verlust von Arbeitszeit gewonnen, und da es überall wilde Rosen gibt, kann seine Erzeugung in ungeheuren Massen bewirkt werden. Flebus verfertigt gegenwärtig als erstes Werk aus seinem neuen Filz einen grünen Jagdhut für den Kaiser. Ich für mein Theil wünsche der Erfindung und dem Unternehmer um so bessern Fortgang, als mir kein Hut leicht genug ist. Und möge bald auch der neue Stoff neue Formen anzunehmen haben, um endlich einmal den albernen Cylinder zu verdrängen, der seinen Fortbestand nur einer Galgenfrist verdankt, welche ihm der Umstand verschafft, daß er in schlimmer Zeit zufällig ein Abzeichen guter Gesinnung vorstellte.

In jüngster Zeit habe ich mir zuweilen angelegen seyn lassen, ein paar Belustigungsorte zu durchstreifen, um etwaige Merkmale im Benehmen der Besucher in Bezug auf die Cholera herauszufinden. Es war mir unmöglich, derlei zu entdecken, denn die größere Mäßigkeit, welche sich im Allgemeinen kundgibt, war schon früher wahrzunehmen und rührt vom Geldmangel her, wo sie nicht von der Vernunft vorgeschrieben ist. Das neue Lerchenfeld ist kaum mehr der Schatten seiner selbst. Es hätte wohl auch ohne den Nachlaß der Kneipseligkeit überhaupt in Abnahme gerathen müssen, und zwar aus demselben Grunde, der einst seine Aufnahme bedingte. Das bedarf einer Erklärung. Im Anbeginn des vorigen Jahrhunderts gingen die Wiener zu ihrer Kurzweil nur über das Glacis vor dem Burgthor nach den Kneipen von St. Ulrich, von denen ich in diesen Blättern schon mancherlei geredet habe. Ursprünglich stand dort ein Dorf, Zeißmannsbrunn, dessen Kirche dem genannten Heiligen geweiht war, wovon die Vorstadt hernach den Namen erhielt. Schon im vierzehnten Jahrhundert gehörte Zeißmannsbrunn dem Schottenkloster, welches das Dorf vom Bischof von Passau für die abgetretene Pfarrei Maria am Gestade („Maria Stiegen"), erhalten hatte. Das Dorf ward eine Stadt von Weinschenken, endlich überdeckten sich die Gärten mit Häusern und die durstige Kurzweil erkor das alte Lerchenfeld zu ihrem Lager. Das Lerchenfeld war ein freier Raum noch innerhalb der Linien, wo sich der Hof mit Lerchenfang zu unterhalten pflegte. Das Jagdvergnügen ward vor die Linie verlegt, doch allmählig drängten sich die Kneipen auch dorthin nach, und man hatte keine Lerchen mehr, sondern „Affen," um es volksthümlich auszudrücken. Das neue Lerchenfeld ist eine Vorstadt von Wirthshäusern, deren Mehrzahl jedoch statt des Gartens nur noch einen kleinen Hof besizt, wo man weniger frische Luft bekommt, als mitten in der Stadt vor dem Bierhaus zur deutschen Eiche, dessen Gäste in dem großen freien Hofraum „auf der Brandstatt" sizen, welcher Hof an Umfang dem Marktplatz mancher alterthümlichen Stadt nicht nachsteht. Doch fehlen dem neuen Lerchenfeld die Gärten nicht ganz; einige darunter sind ziemlich groß, mit schattenspendenden Bäumen dicht bestanden, und wenn ihre nächste Aussicht auch nur auf die öden Gefilde der Schmelz hinausgeht, so bekommen sie wenigstens ganz frische Luft in ununterbrochener Erneuerung. Die Gäste aber streben weiter und weiter hinaus; die Abkömmlinge der Leute, welchen einst der Weg nach St. Ulrich für einen Ausflug auf's Land galt, finden das neue Lerchenfeld nicht entlegen genug. Viele davon, wie z. B. die Bewohner der Vorstädte Landstraße und Wieden, erreichen auch mit bedeutend geringerer Mühe den Südbahnhof, von wo sie in kürzester Frist angenehme Punkte und das beste Bier finden. Dieser Zug wird noch wachsen, sobald einmal die Verbindungsbahn fertig geworden, an welcher jezt (endlich!) mit Nachdruck gebaut wird, nachdem der Unterbau einige Jahre unvollendet dagelegen. — Auch im Lerchenfeld wird meistens Bier

getrunken, statt des „Heurigen," der früher herhalten mußte. Manche ältere Herrn mit mehr oder weniger rothen Nasen nehmen daran Aergerniß. Sie verachten den Gerstensaft, nicht bloß wenn er schlecht ist, woran sie ganz recht thäten, sondern weil er nicht vom adeligen Blut der Rebe stammt. Sie bringen zur Unterstützung ihres heraldischen Vorurtheils auch volkswirthschaftliche Gründe vor; damit aber laufen sie am allerübelsten an, denn eine längere Erfahrung hat uns bereits belehrt, daß bei uns durch das Bier nur der Verbrauch geringer Weinsorten leidet, zum Vortheil des Landbaus, da man auf dem Boden, wo geringer Wein gewachsen, mit viel besserem Erfolg türkisches Korn anpflanzt, oder Kartoffeln und dergleichen mehr. Der Wein geräth nur ausnahmweise, der Mais aber fast immer. Beim geringen Wein werden die fetten Jahre von den magern gefressen, wie des Pharao Kühe, während beim edeln Wein ein gutes Jahr alle Scharten wieder auswezt, besonders jezt, wo das Blut der wahrhaft preiswürdigen Gelände fortwährend an Werth zunimmt. — Das Lerchenfeld wird im Sommer selbst an Sonntagsnachmittagen verhältnißmäßig wenig besucht. Einige Gärten haben noch eine gewisse Anzahl von ständigen Kunden, die sich namentlich zu musikalischen Abendunterhaltungen einfinden. Im Spätherbst, an heitern Wintertagen und im ersten Lenz ist der Besuch wohl stärker als im Sommer, und einige bevorzugte Wirthschaften stehen sich immer noch recht gut; aber das übermüthig sprudelnde Treiben, das ich in meiner Jugend dort häufig angesehen, hat ein Ende genommen wie das Hornberger Schießen, und neun Zehntel der Kneipen sind entschieden überflüssig geworden.

Der Wurstlprater ist freilich auch nicht mehr, was er gewesen, aber dem abgeblaßten Lerchenfeld gegenüber immer noch ein stattlicher und liebenswürdiger Bursche, und an mehr als einem Abend dieses heißen Sommers fühlte ich mich zu der Frage versucht, ob ich nicht etwa einer von denen sey, welchen „die Welt auf der Neige scheint, weil ihr Fäßchen trübe läuft?" Der Wurstlprater erfreut sich einiger bleibender Vorzüge, deren Bestand durch örtliche Umstände bedingt ist. Grund und Boden gehören dem Hofe, die Wirthschaften und was sonst noch an Geschäften betrieben wird, können nur vom Josephstag bis Michaelis in ihren leicht gebauten Häuschen und Buden sich sehen lassen. Große steinerne Häuser dürfen nicht gebaut werden, und selbst zum Aufschlagen einer neuen Bude wird die Bewilligung kaum mehr zu erwirken seyn; jedenfalls dürfte sie nicht den Bestand der Bäume gefährden, auch nur eines einzigen der vielen schönen alten Bäume über dem grünen Wiesengrunde. Seinen Hauptbestandtheilen nach ist der Wurstlprater zusammengesezt aus Kneipen, Ringelspielen, Schaukeln, Sehenswürdigkeiten, Puppenspielen, offenen Verkaufsständen. Den meisten Lärm machen mit ihrer türkischen Musik die Ringelspiele, auf Wienerisch nach einer sehr gewöhnlichen Verunstaltung des französischen Worts carrousel entweder Carouffel oder Karruffel geschrieben. Wir begegnen sehr häufig auch anderwärts solchen Schnitzern, bei welchen sich zu der Demüthigung, ein fremdes Wort zu entlehnen, auch noch die Schande der Unwissenheit gesellt. So ist die fehlerhafte Schreibart „Pallisaden," „Gallerie," „Pallast" fast zur Regel geworden; so findet man selbst in hiesigen großen Blättern Ausdrücke wie: Depositiren — Chancen auf Erfolg — Garantirung — bravourös.

Unter den Wirthschaften des Wurstlpraters erfreuen sich einige eines wahrhaften Zulaufs; dieß sind namentlich solche, wo die Gäste sich eines freien Blicks über eine breite Waldwiese erfreuen, deren belaubter Rahmen von den Spitzen blauer Berge überragt wird, und wo man nicht eben mitten im musikalischen Treiben sizt, das gebildeten Ohren oft Folterqualen bereitet. Denkt euch den Schall von zwei, drei, vier Janitscharenmusiken, welche gleichzeitig eben so viele Ringelspiele begleiten, dazu von verschiedenen Standpunkten aus einige „Werkl" (Leierkasten), deren jedes seine eigene Weise herunterorgelt. Rechts singt eine Harfenistin ihren Gassenhauer, links lassen Volkssänger ihren Liederschatz klingen und dröhnen, und aus geringer Entfernung schmettern gellende Hörner darein. Wenn der Wurstl nicht stumm wäre, würde auch er seinen Beitrag dem allgemeinen Lärm nicht vorenthalten; zum Glück ist er keines Lautes mächtig, als des Schalls der Kindertrompete, auf welcher er dem Mohren Unterricht gibt, um damit die unvermeidliche Verabreichung der Prügelsuppe zu begründen. Die Handtrommel mit den Rollschellen und die Rassel wendet er nur ausnahmsweise an, und gleich dem Trompetchen hört man sie nicht sehr weit. — Aus größerer Entfernung vernimmt man das Klappern der Kegel, doch ziemlich selten; das kegelnde Publikum scheint den Prater aufgegeben zu haben, während er bei einer größeren Anzahl von Lustwandlern wieder hoch in Gnaden steht, wie sich an den Zechtischen erweist. Der große Prater dagegen ist eine Einöde; seine Herrlichkeit nimmt immer spätestens zu Pfingsten ein Ende, sobald die schöne Welt der Stadt den Rücken gewandt. Doch wenn der Wurstlprater um seiner unsterblichen Vorzüge halber auch wieder zur Geltung gelangt, nachdem es fast geschienen, als werde die öffentliche Gunst ihn vollends ganz abdanken, so dürfte er doch schwerlich so bald wieder zu seinem phäakischen Glanz kommen. Einstweilen ist die Zeit vorüber, in welcher man hier lebte, um zu schmausen, und auch im Wurstlprater haben die Schmalzpfannen Ruhe. Der Salamimann in der Manchesterjacke, welcher ehedem nur Studenten und derlei aus Gründen sparsame Leutchen aus seinem Binsenkorb mit Atzung versah, schneidet Salami und Käse jezt für so feine Leute auf, als sie überhaupt zu finden sind. Auch die Schaubuden leiden unter dem allgemeinen Druck der Zeit. Ihre Zahl ist merklich eingegangen. Die wenigen, welche vorhanden, machen schlechte Geschäfte, und wenn sie mit einem fressenden Kapital arbeiteten, würden sie längst vom Schauplatz verschwunden

seyn, wie Riesen, Zwerge, Affen, gelehrte Hunde und wilde Bestien. Umsonst schreien die Besitzer der ausgezeichnetsten Sehenswürdigkeiten sich heiser, um Kunden anzulocken; niemand will eintreten. Sie aber können wirklich nichts besseres thun, als sich die Schwindsucht an den Hals schreien; ihre Zeit ist aus.

London, August.

Schluß der Saison. — Ernte. — Der Zeitungsstempel und die Times. — Reform im Erziehungswesen. — Billy Barlow.

△ Das Parlament hat sich vorige Woche vertagt, und „London ist nun völlig verödet,“ wie die Phrase der Penny-a-liner lautet. London ist verödet, das heißt, die paar tausend Vornehmen und Vornehmthuenden, welche die anspruchsreiche Republik der Fashion bilden, sind fortgezogen, die einen auf ihre Landgüter, um von den Fatiguen der Season auszuruhen, die andern nach der Seinestadt, um in der prachtvollen, mit schweren Geldopfern in Scene gesetzten Comödie der Entente cordiale eine mehr oder weniger hervorragende Rolle zu spielen. Die dritthalb Millionen Einwohner, die durch Armuth oder Geschäfte gleich Leibeigenen an den Boden gefesselt sind, tummeln sich allerdings nach wie vor in der gewaltigen Metropolis herum, und ausgenommen in Rottenrow und Belgravia ist keine Abnahme des Verkehrs zu bemerken; aber die „Million,“ zu der auch ich leider gehöre, ist ja nur ein unwesentliches Anhängsel der „Welt,“ eine Art von nothwendigem Uebel, und wird von den sublimen Seelen, die bloß das high life für Leben halten, als nicht existirend betrachtet. Mit der Aristokratie hat uns zum Glück auch das fatale Regenwetter verlassen, und die Ernte hat im ganzen Land unter den günstigsten Verhältnissen begonnen. Die Frucht ist durchweg trefflich gerathen, und da auch vom Ausland gute Berichte einlaufen, so können wir uns mit Grund der Hoffnung hingeben, daß die Preise der Nahrungsmittel bald um ein Bedeutendes sinken werden. — Was ich neulich über die Abschaffung des Zeitungsstempels sagte, hat sich seitdem in der ausgedehntesten Weise bestätigt. Die cheap papers, die wie Pilze aus dem Boden hervorschossen, sind größtentheils Todes verblichen, und nur wenige noch kämpfen — freilich schwach genug — gegen das unvermeidliche Fatum. Die Times, welche Anfangs solche Angst hatte und in die kläglichsten Jeremiaden ausbrach, hat sich von ihrem Schrecken erholt und brüstet sich triumphirend über den Leichen ihrer unglücklichen Mitbewerber. Sie hätte sich nicht so schmählich in's Bockshorn jagen lassen sollen. So lange das heutige England besteht, wird auch die Times bestehen. Sie ist die englische Zeitung. Ihr Einfluß ist in der That erstaunenswürdig, und nirgends wo sonst finden wir etwas Aehnliches. Sie fabricirt en gros den sonderbaren Artikel, den man euphemistisch öffentliche Meinung nennt; sie führt das Publikum, den bärenhaften, gutmüthigen, leichtgläubigen Lümmel, an der Nase herum, und entschlüpft er ihr auch hie und da einmal, wie zum Beispiel in der Kriegsfrage, so weiß sie ihn doch bald wieder einzufangen und ihm das Gängelband von Neuem umzulegen. Das Geheimniß ihrer Macht ist nicht schwer zu ergründen. John Bull — das habe ich schon früher ausgeführt — zeichnet sich in allen Angelegenheiten der sogenannten haute politique durch eine wahrhaft rührende Unwissenheit und Indolenz aus. Bei sich zu Hause paßt er ziemlich scharf auf, und wenn es sich um Sachen handelt, die seinen Magen, oder seinen Geldbeutel angehen, entwickelt er sogar große Schlauheit und Energie; aber was abroad geschieht, war ihm bis vor Kurzem wenigstens völlig gleichgültig. Die Leute sind hier im Durchschnitt zu viel beschäftigt, um sich an Dinge zu kehren, die nicht auf ihre nächsten Interessen Bezug haben. Sie sitzen den Tag über auf dem Comptoir, oder arbeiten in den Werkstätten und Fabriken, und höchstens während einer kurzen Pause, oder wenn sie Abends todtmüde heimkommen, nehmen sie eine Zeitung zur Hand. Da ist natürlich von keinem selbstständigen Denken die Rede. Das gedruckte Wort gilt ihnen als Evangelium. Ein deutscher Bauer hat vor dem magischen Schwarz auf Weiß keinen so heiligen Respekt, wie der gebildete englische Bürger. In diesem „freien Lande“ ist eben jeder der Sklave seines „Trade.“ Der Trade gleicht einer Bastille, in die das Individuum eingesperrt ist. Nr. 1 muß sein Leben lang Baumwolle verkaufen, Nr. 2 hat Messerklingen zu schmieden, und Nr. 3 macht „öffentliche Meinung.“ Das ist Theilung der Arbeit. Und wie Nr. 3 von Nr. 1 und 2 seine Baumwollenwaaren und seine Messer erhält, so holen sich Nr. 1 und 2 bei Nr. 3 ihre Portion politischen Verstand. — Mit der Zeit wird das Volk ohne Zweifel das Joch dieses krassen Materialismus abschütteln, aber vor der Hand steht das Monopol der sechsten Großmacht, wie man die Times mit Recht genannt hat, noch auf festen Füßen.

Obgleich England hauptsächlich durch seine Industrie groß geworden ist, hat es doch bisher nicht das Geringste für die Bildung der Arbeiter gethan. Nach dem bequemen Princip des laissez faire legten die Fabrikanten die Hände ruhig in den Schooß. Sie dachten, unter der

Herrschaft der allein seligmachenden Concurrenz würde sich alles von selber finden, und viele hegten sogar die Meinung, Bildung sey für die „Hände" eher schädlich als vortheilhaft. Der Arbeiter ist ja nichts als eine Maschine, nur nicht ganz so gut, und entsetzlich, wenn die Maschinen sich einfallen ließen zu denken! Die Strafe für diese Albernheit ist nicht ausgeblieben. Amerika, Deutschland und Frankreich, wo der Staat für billigen, oder gar unentgeltlichen Unterricht sorgt, haben sich in lezter Zeit auf dem industriellen Gebiet mit wunderbarer Geschwindigkeit entwickelt, während England vergleichungsweise langsam vorgeschritten ist. Die Gefahr, welche von den übrigen Gewerbsstaaten droht, hat den englischen Philistern endlich die Augen geöffnet. Sie merken, daß das Hirn nicht ganz überflüssig, daß die vorzüglichste Hand nichts ist ohne einen Kopf, und sie denken jezt ernstlich daran, das Versäumte nachzuholen und, so weit es ihnen profitabel scheint, das Arbeiterproletariat systematisch zu erziehen. Die „brittische Association zur Verbreitung der Wissenschaften" hat den Gegenstand kürzlich aufgenommen und eine Commission niedergesezt, die über die Mittel und Wege berathschlagen sollte. Der Ausschuß hat seine Arbeiten vor einigen Tagen beendigt und sein Bericht liegt vor uns. Die Regierung wird darin aufgefordert: 1) die Universitäten vom mittelalterlichen Wuste zu befreien und sie auch den ärmeren Klassen zugänglich zu machen; 2) in den wichtigeren Städten, namentlich in den Fabrikstädten, Lehrer der Naturwissenschaften, der Mathematik, Geschichte rc. anzustellen, die unentgeltliche Vorlesungen zu halten haben, und Bibliotheken, Museen, Zeichenschulen rc. zu errichten; 3) in London ein Centralgebäude für sämmtliche wissenschaftliche Gesellschaften zu bauen, und 4) ein board of science — ein wissenschaftliches Comité — zu ernennen, das den Volksunterricht zu organisiren und zu überwachen hat. — Die Zweckmäßigkeit dieser Vorschläge braucht nicht hervorgehoben zu werden. Aber wird die Regierung darauf eingehen?

Unmittelbar vor der Vertagung hat das Parlament die mißliebige Bierbill widerrufen. Die ungewöhnliche Hast, mit welcher es dabei zu Werke ging, beweist, daß die Go to church-Demonstrationen in Hydepark einen tiefen Eindruck hinterlassen haben. Im nächsten Parlament wird es wahrscheinlich zu einer durchgreifenden Reform der Sabbathgesetzgebung kommen. Das Publikum ist nicht müßig, und die Agitation zu Gunsten der Oeffnung des Crystallpalastes, der Bildergalerie, des Museums rc. am Sonntag wird thätig betrieben.

Die Comic Times, ein neues Pennywitzblatt (dessen Entstehen, beiläufig gesagt, mit der Abschaffung des Stempels nichts zu thun hat; der Stempel lag nur auf den Zeitungen, die Nachrichten — news — brachten), enthält ein Gedicht in niedrigkomischem Styl, das außerordentliches Glück macht, und »Willekins and his Dinah« völlig zu verdrängen droht. Es verherrlicht Billy Barlow. Dieß ist, das brauche ich wohl kaum zu bemerken, Se. Majestät der Lordmayor von London, dessen Thaten und Abenteuer in Paris und Calais noch in frischem Andenken sind. Ich gebe im folgenden einige Strophen des Gedichts.

Billy (William) Barlow.

„Meine Ausstellung wird eine wahre Plage."
So murrte Napoleon dieser Tage;
„Sie zieht nicht. Zum Kukuk, was machen?" — „Oh!"
Sagt die Kaiserin, „schreib nur an Billy Barlow!
Oh je! Raggedy oh!
Schreibe rasch, schreibe rasch an Billy Barlow!" —

Ich (Billy Barlow) fuhr nach Calais. „Ihr Paß?" hieß es dort.
„Aint got one!« * — „Fort! In's Gefängniß, fort!"
Doch ein Herr mit Orden und Stern rief: „Halloh!
Laissez passer Milord Monseer Guillaume Barlow!«
Oh je! Raggedy oh!
Man vergreift sich so leicht nicht an Billy Barlow. —

Ich bummelte dann in ein Café hinein,
Doch kaum saß ich nieder vor Austern und Wein,
Da hörte ich Stimmen, die fragten: „Wo
Befindet sich Monseer Billy Barlow?"
Oh je! Raggedy oh!
Eine Deputation für Billy Barlow!

Ich ward vom Maire zum Dinner geladen,
Und sprach vom Balken daselbst nach dem Braten,
Ich hielt eine Rede — Ich sag' euch, oh!
Das Volk war entzückt. „Vive Billy Barlow!
Oh je! Raggedy oh!
Die Allianz verdankt vieles dem Herrn Barlow."

Ich kam nach Paris des Abends um zehn.
Das Volk schrie Hurrah. Man fragt: „C'est la Reine?
La belle reine Victoria?" Die Antwort war: »Non,
Doch ihr erster Unterthan, Billy Barlow.
Oh je, Raggedy oh!
Nicht Lord John Russell, sondern Billy Barlow."

Ich ging graden Wegs nach den Champs Elysées,
O Wunder! sie waren ein feuriger See,
Und in Flammenschrift las ich — Comme c'était beau! —
Victoria et Albert und — Billy Barlow!
Oh je, Raggedy oh!
In Frankreich würdigt man Billy Barlow.

* Schlechtes Englisch für: I have not got one, ich habe keinen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 37. 9. September 1855.

Erin! oh Erin! thus bright, thro' the tears
Of a long night of bondage, thy spirit appears!
Th. Moore.

Irische Volks- und Dorfgeschichten.

Es ist noch nicht lange her, daß am Zollhausquai von Dublin ein gewaltiges Auswandererschiff zur Abfahrt nach Canada bereit lag. Wind und Wasser waren günstig, und als die Reisenden aufgerufen wurden, zeigte es sich, daß einer, ein kräftiger Bauersmann aus Kilkenny, fehlte. Der Capitän verschwor sich, nicht einen Augenblick auf den Lumpen zu warten, der sich doch nur in einer der Strandkneipen betrunken habe. Bitten und Drohungen der Mitreisenden, unter denen der Abwesende viele und sehr warme Freunde zählte, waren vergeblich; schon war das lezte Brett an Bord gezogen, als der Bauer athemlos durch den Haufen der Zuschauer sich drängte, ein grünes Rasenstück in den Händen. „So," sagte er, als er unter dem Freudengeschrei seiner Freunde glücklich das Deck erreicht hatte, „so Gott will, soll in dem fremden Lande der Rasen dereinst mich zudecken!"

So denkt, so fühlt der Irländer von ächtem Schlage, und seine Liebe zur Heimath ist dabei anspruchsloser, als wenn der Jude sich eine Handvoll Erde aus dem gelobten Lande mit in's Grab geben läßt, oder wenn die verbannten Polen in London auf den Sarg des Dichters der „Hoffnungsfreuden" Erde von Kosciuskos Grabhügel werfen. Und doch ist der Patriotismus jenes armen Teufels aus Kilkenny vielleicht trost- und hoffnungsloser, als die Vaterlandsliebe des Juden und des Polen; denn wenn ein Volk von innen heraus abstirbt, so ist das über seine Nationalität ausgesprochene Todesurtheil ohne Vergleich schreckhafter, als wenn dasselbe durch Waffengewalt vollstreckt wird. „Der gesellschaftliche Ton in Irland," hörte man einen eingebornen Katholiken sagen, „wird von Tag zu Tag mehr „protestantisch;" die Literatur ist bereits protestantisch und selbst die Priester nähern sich in Sprache und Benehmen den Protestanten. Sie haben all die heiligen Quellen und Wallfahrtsorte verdammt, den einzigen Lough Derg ausgenommen, und dessen schämen sie sich, denn so oft ein Protestant die Insel besucht, werden die Ceremonien eingestellt."

Vor zwei Jahren erschienen von mir in der Allgemeinen Zeitung „Skizzen aus Irland," in denen ich den Eindruck, den Land und Leute bei einer Rundreise durch Grün-Erin auf mich gemacht, wiederzugeben suchte. Schon damals hatte ich mir vorgenommen,

gelegentlich auf die volksthümliche Seite der irischen Literatur zurückzukommen, und seitdem konnte ich aus mehreren Gründen in diesem Vorhaben nur bestärkt werden. Mit Daniel O'Connel ist der „Repeal" todt, mit Pater Mathew die „Temperanzfrage" fast verschollen. Irland hat keine Agitatoren und darum keine „Agitation" mehr, und die „Bandmänner" werden immer seltener. Bei der gänzlich veränderten Scene bilden Erziehungswesen, Auswanderung, Gymnasien, Synoden, Maynooth, Armensteuer, Musterwirthschaften, Manufakturen, Bodenverbesserung, Landbanken rc. die Hauptgegenstände irischer Unterhaltung. Aber je prosaischer das Leben, desto eifriger zeigt sich die Literatur, die poetischen Züge irischer Ueberlieferung festzuhalten — ein Eifer, der bereits manche köstliche Perle vor dem Untergang bewahrt hat. Im allgemeinen Schiffbruch der gesellschaftlichen Zustände scheint jeder sich zu beeifern, das alte Irland, von dem ein Stück nach dem andern abbröckelt, wenigstens im Abbild zu erhalten, und das Publikum erweist sich nicht undankbar gegen Dichter und Sammler, nur freilich mit dem Unterschied, daß die einheimischen Celten sich weniger darum kümmern als die eingewanderten Angelsachsen.

Dabei kommt jedoch ein Umstand in Betracht, durch den die „irische Frage" noch ein weit höheres und allgemeineres Interesse gewinnt. Die geschichtliche Forschung ist gegenwärtig bei dem Punkte angekommen, wo die nationalen Eigenthümlichkeiten in ihren Ursprüngen von dem Mutterschooße geschichtlicher Entwicklung abgelöst und zerlegt werden: man vergleicht die Sprache, die Rechtsbegriffe, die religiösen Vorstellungen, um sich zu überzeugen, ob und inwiefern Völker aus einer gemeinsamen Wurzel entsprossen sind. In dieser Beziehung nun machen die Celten den Sanskritforschern besonders viel zu schaffen, denn weder über ihre geschichtlichen Anfänge, noch über den Werth ihrer Cultur ist eine Verständigung auch nur halbwegs erzielt, und es dürfte wohl noch eine geraume Zeit anstehen, bevor dieß geschieht. Es theilen die Celten mit manchem andern geschichtlichen Volke das Schicksal, daß sie lange Zeit unterschäzt, zulezt überschäzt wurden. Hatten die Gebrüder Thierry den wunderlichen Einfall, die Geschichte Frankreichs und Englands als einen fortlaufenden Kampf zwischen Germanenthum und Celtenthum vorzustellen, wobei den Germanen die wenig ehrenvolle Rolle brutaler und barbarischer Unterdrücker zugetheilt wird, so zeigt sich im Mittelpunkt einer deutschen Universität ein begabter und gelehrter Professor der Geschichte seit einer Reihe von Jahren geschäftig, eine Menge Einrichtungen und Ueberlieferungen, die man bisher unbedenklich für urgermanisch hielt, mit dem Celtenthum in Zusammenhang zu bringen. In seiner absonderlichen Vorliebe geht Leo so weit, daß er den celtischen Mythen es überall anzufühlen glaubt, welch tiefen geistigen Kern sie bergen, indem sie symbolische Fassungen von Philosophemen über Natur und Geist enthalten.

Man braucht im Vollgefühl des Deutschthums ganz und gar nicht ungerecht gegen die überwältigten, zu keiner eigentlichen geschichtlichen Existenz gelangten Celten zu seyn, und kann gleichwohl über den Gehalt ihrer Mythologie ebensowohl als ihrer Sprache und ihres Rechts gering urtheilen. Dagegen ist Eines unleugbar, ich meine die räthselhafte Beweglichkeit der celtischen Phantasie nicht minder als des celtischen Temperaments, wodurch sich zum Theil die Ueberfülle an sagenhaften Stoffen erklärt, der man bei allen Abzweigungen des celtischen Stammes begegnet. Indessen ist die Sache damit allein noch nicht abgethan: die poetische Quelle floß bei den Celten so lange und so reichlich, weil sie nach dem Vorbild der alten Egypter, deren Sprache man neuerdings mit den celtischen Idiomen in Verbindung zu bringen gesucht hat, ihren Priesterstand in Classen theilten, deren eine, hinlänglich unter dem Namen der Barden bekannt, die Pflege der Dichtkunst als Berufssache betrieb. Die pflichtmäßig erklingenden Harfen waren ein niemals fehlender Antrieb zu poetischer Thätigkeit, und hatte einmal das Volk den Bardengesang als eine religiöse Angelegenheit liebgewonnen, so mußte der Faden der Götterlehre und Heldensage von Geschlecht zu Geschlecht sich fortspinnen. Wenn die Hauptfiguren auch immer dieselben blieben, so war doch der Behandlung und Ausschmückung im Einzelnen nirgends eine Grenze gesteckt.

Mit England verglichen, sind Irland und Schottland überreich an abergläubischen und volksthümlichen Ueberlieferungen, wiewohl auch auf jene Armuth und diesen Reichthum der Vergleich paßt, den Jacob Grimm auf scandinavische und deutsche Mythologie anwendet. Auf uns Deutsche ist keine Edda gebracht worden und kein einziger Schriftsteller unserer Vorzeit hat es versucht, die Ueberreste des heidnischen Glaubens zu sammeln. Darum aber behaupten zu wollen, die alten Deutschen hätten überhaupt keine Mythologie gehabt, wäre widersinnig. Auch die nordischen Götterverhältnisse dürften, ähnlich der nordischen Sprache, die deutschen vielfach läutern und vervollständigen, aber nicht alleinige Richtschnur für sie geben, da sich einzelne Abweichungen des deutschen von dem nordischen Typus ergeben, die jedem derselben bald zum Vorzug, bald zum Nachtheil gereichen. Jedenfalls aber greifen die alten Eddalieder ganz anders an unser Herz, als die

im Ueberschwang bewunderte Ossianische Dichtung. Man wird dieß bei Beurtheilung der irischen Volkspoesie stets in Erinnerung haben müssen, um ihren Werth richtig zu erkennen; daß sie in mehr als einer Beziehung interessant ist, erleidet darum nicht den geringsten Zweifel. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der von den Brüdern Grimm schon im Jahr 1826 herausgegebenen „irischen Elfenmährchen," ein würdiges Seitenstück zu den Kinder- und Hausmährchen des edlen Brüderpaares? Damals lernte man in Deutschland zum erstenmal das stille Volk der Cluricaun, die Banschi, die Phuka liebgewinnen. Weniger bei uns bekannt geworden sind Crofton Croker's vortreffliche »Munster Legends,« wogegen Hubers „Skizzen aus Irland," zum größten Theil eine durchaus gelungene Bearbeitung des englischen Originals: »Ireland by Mr. and Mrs. Hall,« allgemeinen und wohlverdienten Beifall fanden. In der Heimath der irischen Volkssage fließt seitdem die literarische Quelle noch reichlicher als zuvor, und man ist in der That in Verlegenheit, wo und was man schöpfen soll.

Was Auerbachs „Dorfgeschichten" für das deutsche Volk, das sind Carletons »Traits and Stories of the Irish Peasantry« für den armen Paddy; aber auch S. Lovers »Legends and Stories of Ireland« haben auf dem grünen Inselland angesprochen und die Nachfrage ist bedeutend. Um aber die irischen Dichtungen zu verstehen, muß man erst wissen, was der irische Bauer für ein Mensch ist. Ueber die grenzenlose Verwahrlosung dieser armen Teufel herrscht nur Eine Stimme, ohne daß der alte „Dan" (Daniel O'Connell) aus dem Grabe auferstehe. Und doch läßt sich die miserabelste Existenz auf dem Westerwald oder in Oberschlesien mit dem in seiner Art einzigen Elend des unbemittelten Irländers nicht vergleichen. Der ganze Mensch ist ein anderer, und wenn auch nichts rascher und gründlicher alle Unterschiede ausgleicht, als die Noth, so bleibt doch der individuelle Kern ein durchaus verschiedener.

Der frühere Schauspieler und nachherige Schauspieldichter Johann Christian Brandes erzählt in seiner noch immer lesenswerthen, an drastischen Momenten überaus reichen „Lebensgeschichte" eine Geschichte, die ihm in Polen begegnete, als er fünfzehnjährig seinem Principal, einem Stettiner Kaufmann, durchgegangen war und sich von allen Mitteln entblößt in der Welt herumtrieb. Von Danzig aus hatte er es, des Bettelns müde, als wandernder Krämer mit einigen Pfunden Tabak auf dem Rücken versucht und kam eines Tags in ein stattliches Kassubendorf, von dessen Bewohnern er sich ansehnlichen Absatz versprach. Im Wirthshaus ward der „Brasilientobak" ausgekramt und den anwesenden Gästen feil geboten. Ein betrunkener Bauer forderte für ein Dütchen und Brandes gab ihm nach Gutdünken, ehe er sich aber umsah, fuhr eine Faust nach seinem Ohr. „Infamer Gauner! Ist das für ein Dütchen Tabak? Glaubst du, daß ich besoffen sey, Spitzbube?" Der Mißhandelte bat, so viel er konnte, und entschuldigte sich mit seiner Unkenntniß des Handels; aber je mehr er gute Worte gab, desto wüthender wurde der Bauer. Endlich schrie der improvisirte Tabulettkrämer nach Hülfe, da er keinen andern Ausweg wußte, sich von den polnischen Fäusten zu befreien, und es trat der Wirth ein, welcher so eben aus der Kirche kam. Kaum erfuhr dieser, daß Brandes mit Tabak handelte, welche Waare er gewöhnlich seinen Gästen selbst zu verkaufen pflegte, als er sofort dem Bauer Recht gab, und weil er diesen Schleichhandel für einen unverzeihlichen Eingriff in sein sich selbst zugeeignetes Monopol hielt, so erklärte er ohne weitere Umstände den Tabak für Contrebande, behauptete, daß ein so elender, zerlumpter Bettler, der nicht einen Groschen in der Tasche habe, den Tabak in Danzig gestohlen haben müsse, und da die anwesenden Bauern der Behauptung sämmtlich beistimmten, so wurde das ganze Waarenlager auf der Stelle confiscirt. Der unglückliche Junge stemmte sich gegen die Gewaltthätigkeit aus allen Kräften, und da seine Bitten und Vorstellungen nichts fruchteten, so drohte er bei dem Richter des Orts sich deßhalb zu beklagen. „Wie? was?" rief der aufgebrachte Wirth, „du willst mich verklagen, Gaudieb? Nun gut, so verklage mich: ich bin der Richter!" Hierauf ging das Gehämmer und Gedresche von neuem los, und zwar so unbarmherzig, daß der Betroffene Mühe hatte die Thüre zu gewinnen, und kaum war er entwischt, schrie er Mordio. Auf dieses hin wurden die Hunde gegen ihn losgelassen, und nicht ohne neue Verletzungen konnte er sich vor seinen Verfolgern durch einen halsbrecherischen Sprung über eine Hecke retten.

So oft ich mir diese Geschichte vergegenwärtige, fällt mir die irische Wirthschaft ein, die meiner innersten Ueberzeugung nach mit der slavischen die größte Aehnlichkeit hat. Irländer und Slaven, auch wenn sie ethnographisch nicht unmittelbar zusammen gehören, sind wenigstens diejenigen Abzweigungen des iranischen Grundstocks, die vielleicht in Folge ihrer äußern Lage sich innerlich und in einigen Hauptzügen so nahe getreten sind, daß sie sich zum Verwechseln ähnlich sehen. Das Kassubendorf, in welchem dem vom Schicksal arg mitgenommenen Brandes das fatale Abenteuer begegnete, ist seitdem von polnischer unter preußische Herrschaft gekommen, und nur einem stockblinden Polen



und Slavenanbeter kann es einfallen, selbst die leichtgläubigen Franzosen bereden zu wollen, der polnische Bauer habe durch diesen Wechsel verloren. Man frage einmal den Bauer im Posenschen oder Westpreußischen, ob er wieder polnisch werden wolle? Er wird um die Antwort nicht verlegen seyn. Bei alledem ist es der preußischen Regierung keineswegs gelungen, das polnische Wesen irgend gründlich zu reformiren, und wenn auch bei der lezten Theilung Polens von Seiten Preußens in den neu gewonnenen Provinzen nicht so verfahren wurde, wie in Irland unter König Heinrich II. und Cromwell, so haben doch Bischofswerder und seine Helfershelfer sich in den Raub der Kron- und anderer Güter auf eine so schamlose Weise getheilt, daß man es den Polen so übel nicht nehmen kann, wenn sie schon darum den Deutschen abhold sind.

Ein preußischer Gerichtsreferendär, der mit gesunden Sinnen und freiem Urtheil sein „Strafjahr" in einem polnischen Städtchen abzusitzen hat, weiß daher auch gar mancherlei von den originellen Kautzen zu erzählen. Erscheint der polnische Bauer vor Gericht, so kann man sicher seyn, daß seine Frau ihn dahin begleitet. Wird er gefragt, so antwortet seine Ehehälfte, ohne Ausnahme mit sehr lauter und aufgeregter Stimme, bis der Richter, nachdem er ihr zu wiederholten malen, jedoch vergebens, zu schweigen geboten, sie durch den Gerichtsdiener nach dem Zuschauerraume schaffen läßt. Jezt wird mit dem seines bessern Selbst beraubten Hausherrn das Verhör fortgesezt; derselbe wird sich aber wohl hüten, eine Antwort zu geben, bevor er sich nach seiner Berátherin umgesehen, die ihm auch unaufgefordert mit sehr verständlichen Gestikulationen ihre Willensmeinung zu erkennen gibt. Zu einem gütlichen Vergleich ist der polnische Bauer fast nie zu bewegen, und wenn der Richter ihm an den Fingern vorrechnet, daß er durch einen Urtheilsspruch nur verlieren kann. Er will das „Papier mit dem Adler," womit er sich unter allen Umständen zufrieden gibt; denn der Pole hat eine heilige Scheu vor dem Gerichte, so zwar, daß der Mann sich auf's Tiefste vor dem Richter verneigt, die Frau ihm Hand und Kleider küßt. Nur in Erklärungen, auf freundlichen Zuspruch darf der Träger der Themiswage sich nicht einlassen; bei den verstocktesten Verbrechern richtet man damit mehr aus als bei dem polnischen Bauer, der einen stiermäßigen Eigensinn besizt, aber in demselben Maße von Bewunderung für den preußischen Referendarius erfüllt wird, wenn dieser mit Flüchen und Drohungen auf ihn losdonnert, die der Dolmetscher niemals unterläßt den Betreffenden Wort für Wort in's Polnische zu übersetzen. Ein Vergleich gelingt nur dadurch, daß der Richter den Parteien, die vielleicht über zwei Groschen Sportelgebühren sich nicht einigen können, den Vorschlag macht, die zwei Groschen gemeinschaftlich in Schnaps zu vertrinken. Es leuchtet ein, daß bei einem solchen Volk nichts leichter ist, als bei Erbtheilungen den einen oder den andern zum Processiren zu reizen, wodurch unsägliches Elend über Familien und ganze Gemeinden gebracht wird. Man erzählt sogar von Geistlichen, die den Aufkauf streitiger Güter gewerbsmäßig betreiben und dabei eben so gute Geschäfte machen als die Advokaten, die nirgends so gut gestellt sind als in Posen und Westpreußen. Auch die Juden können sich keinen brauchbareren Schwamm wünschen, als den polnischen Bauer oder Edelmann, und fast sollte man meinen, einer könnte ohne den andern gar nicht leben. Der wahre Peststoff aber ist der Branntwein, den der Wirth in einer Dorfschenke bei einem einzigen Kunden manchmal in mehreren hundert Posten zu einem halben oder einem ganzen Groschen auf die Kreide nimmt. Wird er am Ende klagbar und der Schuldner wird vor Gericht befragt, ob er die Schuld anerkenne, so leugnet er und ist erbötig, alles zu beschwören.

Namentlich auch den oben erwähnten Zug hat der Pole mit dem Irländer gemein. Vor ein paar Jahren hatte jemand in Connaught am hellen Tage und vor einer Menge Zeugen einen Mord begangen. Ein Alibi war unter diesen Umständen nicht zu beschwören, als dem Advokaten des Verbrechers, der seinen Clienten bereits verloren gab, ein Fuchs von einem Rechtsgelehrten in's Ohr flüsterte: „Der baumelt am Galgen, wenn Sie nicht beweisen können, daß er verrückt ist." — „Ja, wahrlich verrückt, wie ein Märzhase! Durch eine Unzahl Menschen kann ich es beweisen." — „Hörten Sie etwa, daß er etwas Schiefes that, etwa seine Schuhe verzehrte oder so etwas?" — „Schuhe? Ich will einen Mann stellen, der beschwören kann, daß er ein neues Paar Holzschuhe mit Nägeln und Zubehör aufaß!" — „Wohlan! so lassen Sie den Zeugen los." Wirklich fand der Kennerblick des Advokaten sogleich ein passendes Subjekt aus der Menge der Zuhörer heraus, das ohne alles Bedenken die Verrücktheit des Angeklagten eidlich bezeugte, worauf die einsichtsvollen Geschworenen den Mann, der ein Paar Schuhe mit Bändern und Sohlen aufgespeist, freisprachen. Bei einer andern Gelegenheit stellte der Richter einem Mädchen, von dem er überzeugt war, daß es im Begriffe stand einen Meineid zu schwören, ernstlich den Schritt vor, den die Leichtsinnige thun wollte. „Weißt du, mein gutes Kind, welche Folgen ein Meineid für dich haben würde?" — „Zuverlässig, Herr, das weiß ich recht wohl: ich würde meine Auslagen nicht bezahlt bekommen."

So ist das gemeine Volk in Irland. Zu seiner Charakterisirung mag hieran eine Erzählung sich reihen, die zwar ohne allen tieferen Gehalt ist, aber, wie mir scheint, die Leichtgläubigkeit und den Leichtsinn Paddy's in ein weit helleres Licht stellt als die am besten motivirte und am weitesten ausgeholte Dorfgeschichte. Die Erzählung heißt Paddy der Sackpfeifer und der Leser muß dieselbe durch einen aufgeräumten Bauer im richtigsten Rothwelsch und mit dem lebhaftesten Geberdenspiel vorgetragen denken.

Herr, ich will Ihnen eine allmächtig drollige Geschichte erzählen, und wahr ist sie, so gewiß als ich hier stehe, und das ist keine Lüge.

Es war zur Zeit der „Ruction" (Insurrection), als in den langen Sommertagen gar mancher hübsche Bursche von wegen des Standrechtes ins Gras beißen mußte, das einem ordentlichen Jungen, gut oder übel, es Abends gar nicht mehr gestattete, den Fuß über die Schwelle zu setzen. War daher das Tagewerk gethan, so ging zwar mancher von uns in des Teufels Namen einen Kameraden beim Glase zu besuchen, oder mit seiner Dirne ein Tänzchen aufzuführen, aber heim mußte er wieder zeitig und die Thüre hinter sich zuschließen, ohne auch nur zu mucksen, bis der Morgen graute. — Schön denn, und so will ich zu meiner Geschichte kommen.

Die Nacht war angebrochen und wir saßen rund um das Feuer, wo die Erdäpfel sotten, und daneben standen die Geschirre mit Buttermilch, als es an die Thüre klopfte. „St!" sagt mein Vater, „da kommen uns die Spürhunde auf den Hals," sagt er; „daß sie das Wetter kriege, die Schufte! Ich fürchte, sie haben durch den Spalt in der Thüre ein Endchen von unserem Feuer erblickt," sagt er.

„Das nicht," sagt meine Mutter, „denn erst vor einer Weile habe ich einen alten Sack und meinen neuen Unterrock davor gehangen." — „Schön," sagt mein Vater, „aber seyd stille, denn da pocht es abermals. Daß keines das Maul aufthut, bis es wieder klopft! — Eia! es wäre verrückt, noch länger zu warten," fuhr er nach einer Weile fort; „die sind zu pfiffig, als daß sie sich dadurch irre machen lassen," sagt er. „Geh', Schamus," sagt er zu mir, „und sieh', wer draußen ist." — „Wie kann ich in der Finsterniß das sehen?" sag' ich. — „Auch gut!" sagt er, „so steck' das Licht an und sieh', wer's ist, aber mach' die Thüre nicht auf, so lieb dir dein Leben ist, man möchte sonst hereinbrechen," sagt er, „außer wenn's die Gendarmen sind; mit diesen, sollten sie's seyn, sprich freundlich."

So ging ich nach der Thür, an die es von neuem pochte. „Wer ist da?" sag' ich. — „Ich!" sagt er. — „Wer ist der Ich?" sag' ich. — „Ein Freund!" sagt er. — „Der Teufel und seine Großmutter!" sag' ich, „wer seyd Ihr denn?" — „Das ist gelungen! Kennst du mich nicht?" sagt er. — „Der und Jener soll mich holen, wenn ich's weiß," sag' ich. — „Ich bin Paddy, der Sackpfeifer," sagt er. — „Donner und Wetter," sag' ich, „du stehst draußen, Paddy?" — „Niemand anders," sagt er. — „Und was bringt dich um diese Zeit hieher?" sag' ich.

„Narrenpossen!" sagt er; „ich mochte die Landstraße nicht gehen," sagt er, „weßhalb ich den Fußweg einschlug, und dadurch verspätete ich mich," sagt er. — „Blut und Krieg!" sag' ich, „Paddy, nicht für des Königs seine Krone möcht' ich in Eurer Haut stecken," sag' ich; „denn Ihr wißt, daß Ihr hängen müßt, wenn man Euch jetzt draußen trifft," sag' ich. — „Das weiß ich," sagt er, „Gott steh' mir bei, und deßhalb kam ich zu Euch," sagt er; „drum mach' mir unserer alten Freundschaft zu lieb auf," sagt arm Paddy.

„Nicht für die ganze Welt," sag' ich, „kann ich die Thüre aufmachen, und wahrlich, das wißt Ihr so gut als ich; wenn aber die Husaren oder die Pächterburschen Euch fangen, sag' ich, so bringen sie Euch um, so gewiß Ihr Paddy heißt."

„Schönen Dank," sagt er, „für deinen wohlgemeinten Rath; doch, die Schweine in Ehren, ich hoffe nicht, daß so eine Art Menschenkinder irgendwo mir auflauert."

„Wohl und wahrhaftig," sag' ich, „Ihr hättet besser daran gethan, keinen Augenblick zu verlieren und Euer Fell in Sicherheit zu bringen," sag' ich; „denn so viel kann ich Euch versichern, die Husaren, wenn sie Euch ertappen, haben einen kurzen Proceß und einen langen Strick; die wissen nichts von Gerechtigkeit und noch weniger von Erbarmen, die Schurken."

„Beim Henker, um so mehr Grund, daß du mich einläßst, Schamus," sagt arm Paddy. — „Unsinn!" sag' ich, „ich darf die Thüre nicht öffnen." — „Mord und Todtschlag!" sagt Paddy, „was soll dann aus mir werden?" sagt er. — „Geh' nach dem Schuppen hinter dem Hause," sag' ich, „wo die Kuh ist, dort findest du einen sacrischen Haufen Stroh zum Schlafen," sag' ich, „ein Herrenbett, viel zu gut für einen Sackpfeifer."

Damit zog sich Paddy in den Schuppen zurück, ob es uns gleich an's Herz ging, die Thüre vor ihm verschlossen zu halten, gerade als die Erdäpfel gar waren; auf einen Löffel Suppe ist der arme Wanderer stets willkommen. Drauf gingen wir alle zu Bett und Paddy lag geborgen im Kuhstall. Nun aber muß ich Ihnen sagen, wie es eigentlich mit Paddy stand.

Schauen's, wie Paddy eine Zeit lang geschlafen

hatte, wacht er auf und denkt, es sey Morgen, und doch war es der Mond, der ihn täuschte; für alle Fälle aber mußt' er früh auf seyn, weil er nach der nächsten Stadt ging, wo Jahrmarkt war und mit der Pfeife einige Groschen sich verdienen ließen; denn, beim Henker, auf hundert Stunden im Umkreis gab es keinen besseren Pfeifer als Paddy, und wenn er „Jinny klopft den Weber," oder „Häslein in dem Korn" aufspielte, so glaubtet Ihr, die Hunde wären leibhaftig da und die Jägersleute ritten wie besessen durch's Feld.

Wie gesagt, er war unterwegs nach dem Jahrmarkt und schlenderte so sachte hin über das Feld; aber noch war er nicht weit gegangen, als er über eine Hecke sprang und mit seinem Kopfe gegen Etwas anrannte, daß ihm das Feuer aus den Augen fuhr. Er schaut auf, und was glauben Sie, daß es war? Der Herr sey uns gnädig, ein Leichnam, der an einem Baumast hing.

„Ah! einen schönen guten Morgen, Sir!" sagt Paddy; „steht's so mit Euch, armer Junge? Wahrhaftig, du hast mir einen ordentlichen Schreck in den Leib gejagt," sagt arm Paddy; und das war wahr, denn so etwas konnte das Herz eines stärkeren Mannes als Paddys klopfen machen, so ein Christengeschöpf am Baume hangend und mausetodt wie ein Hund."

Nun waren es die Insurgenters gewesen, die den armen Teufel aufgehangen; denn, schauens, die Leiche hatte Kleider an, und daran sah man, daß es die Insurgenters gewesen, weil kein Husar oder Oranienmann jemals Einen mit guten Kleidern aufhing, sondern immer nur arme und schutzlose Geschöpfe wie wir; so wußte also Paddy, daß es die Buben (Weißburschen) waren, die es gethan.

„Bei meiner Seel," sagt Paddy, wie er die Leiche anblinzelt, „du hast ein gutes Paar Stiefeln an," sagt er, „und fast sollte ich meinen, daß du sie nicht mehr sehr nöthig hast; und eine Schande ist es für einen Kerl," sagt er, „der als der beste Pfeifer in den sieben Grafschaften gilt, in alten Holzschuhen, die keinen Pfifferling werth sind, einherzutrampeln, während Einer mit einem sacrischen Paar Stiefeln dahängt, die niemand mehr trägt."

Darüber greift Paddy nach den Stiefeln und zieht und zieht, aber sie waren gewaltig steif, und sey es, daß sie zu fest anlagen, oder daß der Ast auf und nieder fuhr wie ein schwerer Schöpfeimer, daß Paddy keinen rechten Halt gewinnen konnte, er wurde nicht damit fertig und gab es zuletzt ganz auf und ging seines Wegs. Als er da aber noch einmal rückwärts blickte, da war der Anblick der sacrisch schönen Stiefel zu viel für ihn; er kehrte um, fest entschlossen, die Stiefeln zu haben, mochte es kosten was es wollte, auf rechte oder unrechte Weise. Und nun muß ich, so leid es mir thut, Ihnen sagen, wie er sie bekam; denn fürwahr, es war eine garstige Geschichte, und, ich kann's beschwören, die einzige dieser Art, deren sich Paddy schuldig machte.

Schauen's, er griff die Sache so an. Zuerst, meiner Treu, zog er ein langes Messer aus der Tasche, mit einem feinen Griff aus Hirschgeweih und einer mordmäßig scharfen Klinge, womit einer meiner Vettern, der bei einem Herrn Gärtner war, dem Paddy ein Präsent gemacht; und Sie können mir's glauben, es war nicht die erste Sünde, die das Messer beging, da es die Liebe deren entzwei schnitt, die zuvor die besten Freunde gewesen, wie sich denn auch jedermann darüber wunderte, daß zwei gescheidte Männer, die es doch besser hätten wissen müssen, sich so versehen und scharfen Stahl freundschaftlich geben und nehmen konnten; doch ich vergesse mich. — Er nimmt also sein Messer, und was thut er damit? er schneidet der Leiche die Beine ab. „So," sagt er, „jezt kann ich die Stiefeln mit Bequemlichkeit ausziehen." — Bei meiner Treu', eine schmutzige Geschichte, wie ich schon gesagt habe.

Schön, Herr, er steckt die Beine unter den Arm, gerade als der Mond hinter einer Wolke hervor guckte. „O!" sagt er zum Mond, „du bist's?" Denn ein frecher Bursche war er, und alsbald wurde er seinen Irrthum gewahr, daß das Mondlicht ihn getäuscht, und daß es nicht die Morgendämmerung war, wie er geglaubt. Und wie die Furcht ihn anwandelt, er möchte aufgegriffen und behandelt werden wie die arme Leiche, der er hinterher so garstig mitgespielt, wenn man ihn um diese Zeit unterwegens fände — Blitz noch einmal, da machte er Kehrt und lief zurück nach dem Kuhstall, und nachdem er seine Todtenbeine unter das Stroh gelegt, schlief Paddy wieder ein. Aber was glauben Sie? Kaum war Paddy einen Finger lang eingeschlafen, so kamen die Gendarmen im Ernst und schleppten, so wahr mir Gott helfe, Paddy mit sich, was ihm ganz Recht geschah, da er so übel an der Leiche gehandelt.

Wie der Morgen graut, sagt mein Vater zu mir: „Geh, Schamus," sagt er, „nach dem Schuppen und lade Paddy ein, herein zu kommen, aber bring' gleich einen ordentlichen Topf Erdäpfel mit, denn ich setze meinen Kopf zum Pfand, er hat Appetit zum Frühstück, oder meinst du nicht auch?"

Gesagt, gethan; ich ging nach dem Kuhstall und rief Paddy, und als ich ihm dreimal gerufen hatte und keine Antwort erhielt, trat ich ein und rief abermals und der Teufel weiß, wo die Antwort blieb. „Blut und Wasser!" sag' ich, „Paddy, wo in aller Welt

steckt Ihr?" Und dabei laß' ich meine Augen im Schuppen herumlaufen, bis ich die zwei Beine unter dem Strohhaufen gewahr werde. „Auf! auf!" sag' ich, „daß du die Kränk kriegst, Paddy!" Aber der liebt einen warmen Winkel und hat sich vergraben wie der Floh in einer Bettdecke. „Wart', ich will dir die Träume vertreiben, das will ich!" sag' ich, und meine, Gott steh' mir bei! ihn an den Hacken zu fassen und geb' ihm dazu einen tüchtigen Stoß, daß er aufwachen soll — aber Hals über Kopf lauf' ich davon und mein Hirn steht still, wie vom Schlage gerührt.

Wie ich nun wieder zu mir selber kam, sitze ich da auf meinem Hintertheil und halte in den Händen zwei Dinger wie ein paar Husarenpistolen, aber die Augen wollen mir aus dem Kopfe fallen, als ich sehe, daß es zwei martialische Beine waren.

Meiner Seel', ich warf sie weg wie heiße Erdäpfel, sprang auf und schrie, als ob der Teufel mich beim Kragen hätte. „Du Mordvieh!" sag' ich und balle die Faust gegen die Kuh. „O du unnatürliche Bestie, sag' ich, du hast den armen Paddy aufgefressen, du cannibalischer Dieb," sag' ich. „Bist du so lecker, daß du den besten Pfeifer in ganz Irland als Abendbrod verspeisen mußtest! O Jemine! Jemine! was wird das Land zu einem so abscheulichen Mord sagen? Und du stehst so unschuldig drein, wie ein Lämmlein, und frißt dein Heu, als ob gar nichts vorgefallen wäre!"

Und damit renn' ich auf und davon, um nur nicht länger in der Nähe der Kuh zu seyn, geh' in das Haus und erzähl' es ihnen haarklein. — „Sey doch gescheidt!" sagt mein Vater. — „Das Wetter soll mich in den Boden hinein schlagen, wenn ich lüge," sag' ich. — „Paddy ist also wirklich aufgefressen?" sagen sie. — „Der Teufel mag daran zweifeln!" sag' ich. — „Bist du dessen auch ganz gewiß, Schamus?" sagt meine Mutter. — „Ich wollt', ich wär' eines neuen Paars Holzschuhe eben so gewiß," sag' ich. „Ich will verwünscht seyn, wenn sie von ihm einen Bissen übrig gelassen hat außer seinen zwei Beinen." — „Sag' doch, hat sie denn die Sackpfeifen mitgefressen?" sagt mein Vater. — „Bei dem und Jenem! ich glaube wirklich," sag' ich. — „So mag der Teufel mit ihr davon reiten!" sagt er; „was für einen grausamen Musiksinn muß sie haben!"

„Still da!" sagt meine Mutter, „flucht nicht auf die Kuh, die den Kindlein Milch gibt." — „Und doch fluch' ich ihr," sagt mein Vater, „weil es ein so gar unnatürliches Vieh ist." — „Du solltest nichts Lebendes verfluchen, was mit dir unter Einem Dach ist," sagt meine Mutter. — „Bei meiner armen Seel'," sagt mein Vater, „sie soll auch nicht mehr länger unter meinem Dache seyn! Jetzt gleich laß' ich sie auf den Markt treiben," sagt er, „und um jeden Preis, den man bietet, losschlagen. Mach' dich auf, Schamus, augenblicklich, sobald du gefrühstückt hast, und treibe sie zu Markte."

„Meiner Treu', das kommt mich hart an," sag' ich. — „Was da! mach' mir keine Faxen," sagt er. — „Ich mache auch keine," sag' ich. — „Gern oder ungern," sagt er, du mußt sie treiben." — „Aber wahrhaftig, Vater," sag' ich, „Ihr selbst könntet besser Obacht auf sie geben." — „Das wäre allmächtig gescheidt," sagt er, „einen Hund zu halten und selbst zu bellen; ja, das Sprüchwort kam mir eben in den Sinn; und nun kein Wort mehr," sagt er, „und mach' dich fertig!"

So macht' ich mich auf den Weg, und es ist keine Lüge, daß ich besorgt war, mit einem so niederträchtigen Vieh etwas zu thun zu haben. Doch immerhin, ich schnitt mir eine tüchtige Gerte, um die schurkische Diebin vor mir her treiben zu können, ohne ihr jemals nahe zu kommen.

Schön, so ging's die Straße entlang, und dick voll war sie von Buben und Mädchen; alle Arten Menschen, arm und reich, hoch und nieder, drängten sich nach dem Markt.

„Gott schütze dich!" sagt da Einer zu mir. — „Er nehme Euch in seine Obhut!" sag' ich. — „Das ist ein schönes Thier, das du da treibst," sagt er. — „Wahrhaftig, das ist es auch," sag' ich, aber, Gott sey mein Zeuge, es ging mir wider die Seele, so Einer was Gutes nachzusagen. — „Ich denk' wohl, du gehst auf den Markt mit dem Vieh?" sagt er. — Es war ein schmucker Pächter auf einem winzigen Grauschimmel. — „Auf's Wort, Ihr habt recht gerathen," sag' ich, „es geht nach dem Markte." — „Und was denkst du zu lösen?" sagt er. — „Beim Henker, das weiß ich selbst nicht," sag' ich, und schauens, das war über und über wahr, so gänzlich hatte die Bestie mich aus dem Concept gebracht.

„Ein überzwercher Marktgang," sagt er, „wenn Einer nicht weiß, was er lösen will." — „Oh!" sag' ich, damit er nicht merken sollte, daß es schief mit ihr stände, „oh!" sag' ich ganz sorglos vor mich hin, „niemand kann sagen, was ein Stück Vieh werth ist, bevor man auf dem Markt ist, sag' ich, und sieht, wie's mit den Preisen steht." — „Ja, wahrlich, das ist sehr einfach," sagt er; „doch wenn man dir einen hübschen Preis bieten würde, noch ehe du zu Markte bist, du zögest sicherlich die Hand nicht zurück," sagt er. — „O, dagegen freilich hätt' ich ganz und gar nichts einzuwenden," sag' ich. — „Schön! was willst du für die Kuh haben?" sagt er. — „Ich möchte nicht unverschämt

fordern," sag' ich — Sie wissen ja, daß ich sie losschlagen mußte — „und so laß ich sie für vierundzwanzig Thaler und keinen Heller weniger." — Nicht weniger?" sagt er. — „Wahrlich, das ist wohlfeil genug," sag' ich.

„Allerwegen, das ist es auch," sagt er, „und ich meine, es ist zu wohlfeil," sagt er; „denn wenn nicht etwas dahinter steckte, so würdest du gewiß die schöne Milchkuh, denn eine solche ist sie allem Anschein nach, nicht verkaufen." — „Auf Ehr' und Seligkeit," sag' ich, „es ist eine schöne Milchkuh." — „Mag seyn," sagt er, „aber die Milch ist ihr wohl ausgegangen, weil sie schlecht gefüttert wird?" — „Oh! bei dem und Jenem," sag ich, „was das betrifft, „so steht keine Kuh in ganz Irland besser im Futter; darum immer zu, und wenn Ihr sie für das Geld haben wollt, so laß ich sie." — „Nein, nein! so pressirt mir's nicht," sagt er; „ich will erst abwarten, wie der Markt sich anläßt."

„Auch gut," sag' ich und geb' mir den Anschein, als ob ich's ganz zufrieden wäre, ob ich schon in Wahrheit bange zu werden anfing, man möchte dem Thier etwas Unnatürliches ansehen und ich sie in alle Ewigkeit nicht los werden. Nach einer Weile erreichten wir den Markt, und ein mächtiges Menschenspiel war da; auf mein Wort, man hätte meinen sollen, die Welt sey beisammen; und dann die Buden mit Ingwerbier und sacrisch schönen Bändern, Springer und Seiltänzer, Zelte mit superbem Getränk und Fiedler, die aufspielten, daß den Buben und Mädeln die Sohlen brannten. Aber für all das hatt' ich weder Aug' noch Ohr und dachte nur, wie ich den diebischen Schurken von einer Kuh los werden könnte, bevor ich mir gütlich thäte.

So führ' ich sie mitten in das Marktgedränge; da mit einem male, wie's an einem Zelt vorübergeht, spielten die Pfeifen „Wälsch Hänsel in Lumpen" auf, und meiner Seel', kaum daß sie's hört, spizt meine Kuh die Ohren und macht einen Sprung nach dem Zelte.

„Mord und Todtschlag!" sag' ich zu den umstehenden Buben, „haltet sie!" sag' ich, „haltet sie! das Luder hat schon einmal einen Pfeifer aufgefressen, und der Henker soll sie holen! nun will sie noch einen haben!"

„Mästet die Kuh sich mit Pfeifern?" fragt einer von ihnen. — „Der Teufel soll mich holen, wenn eine Sylbe davon erlogen ist; mit meinen eigenen Augen hab' ich den Leichnam gesehen, und nichts war davon übrig geblieben als zwei Beine," sag' ich. „Eine Narrheit wär's, sie hüten zu wollen, denn nun seh' ich, daß sie nie und nimmer davon läßt, wie der arme Paddy Grogan, dem der Herr gnädig sey, zu seinem eigenen Schaden erfahren mußte."

„Wer spricht da meinen Namen so ohne weiteres aus?" ruft eine Stimme in dem Haufen, und durch das Gedränge bricht es sich Bahn. — Teufel! wen seh' ich? Niemand anders als den leibhaften Paddy Grogan!

„O weh!" sag' ich, „haltet ihn fest! laßt ihn nicht an mich! Es ist nicht er selbst, sondern sein Geist!" sag' ich; „gestern Nacht, wie ich gewißlich weiß, wurde er umgebracht, und kein Zoll breit ist übrig geblieben außer den Beinen."

Schön, Herr, und darüber bricht Paddy — denn es war wirklich Paddy, als er herauskam — in ein lautes Gelächter aus, daß man hätte glauben sollen, die Seiten müßten ihm platzen, und als er vor mir steht, thut er das Maul auf und erzählt, wie es zuging, so wie ich es Ihnen so eben beschrieben habe, und alle trieben ihren Spott mit mir, daß ich die arme Kuh in einem so ungerechten Verdacht gehabt und sie bezüchtigt hätte, einen Pfeifer gefressen zu haben. Darüber begaben wir uns nach dem Zelte, um die Sache näher zu erklären, und beim Henker, die Erklärung kostete ein ganzes Tönnchen Branntwein; und wir tranken dem Paddy und der Kuh Gesundheit und langes Leben zu, und Paddy spielte den Tag über auf, daß es nicht zu sagen ist, und mehr als einer versicherte, so etwas sey noch gar nie gehört worden, selbst von Paddy nicht. Und zu guter Lezt ward die arme verschimpfirte Kuh wieder nach Hause getrieben, wo sie mit uns noch gar manchen ruhigen Tag verlebte. Und als sie starb, hatte mein Vater so viel Rücksicht für das arme Ding, daß er die Haut abzog und ein Paar sacrisch schöne Lederhosen daraus machen ließ, die bis zu dieser Stunde in der Familie geblieben sind; und so wunderbar es auch klingt, was ich Ihnen noch zu sagen habe, so gewißlich wahr ist es, daß jeder, der die Hosen an hat, sobald er Sackpfeifen hört, keinen Augenblick länger ruhig bleiben kann, vielmehr auf und ab tanzt, so lange die Pfeifen sich hören lassen.

Und hier," sagte er, indem er auf das in Rede stehende Kleidungsstück, das seine sehnigen Schenkel umschloß, mit seiner gebräunten Hand klopfte, daß zartere Nerven als die meinigen zusammengefahren wären, hier, „hier hab' ich dieselben Hosen an, und ein feines Paar Hosen ist es noch immer!"

Adolph Helfferich.

Briefe über die bildende Kunst.

(f. Nr. 32.)

VI.

Der Baustyl als Ausdruck des Zeit- und Volksgeistes. (A. Der Orient.)

„Was ist heilig?“ fragt Goethe einmal in einem Distichon, und antwortet: „Das ist's, was viele Seelen zusammenbindet.“ Hegel hat an diesen Anspruch angeknüpft, um Beginn und Wesen der Baukunst zu bezeichnen; das Heilige, erklärt er, mit dem Zweck dieses Zusammenhalts und als dieser Zusammenhalt, habe den ersten Inhalt der selbstständigen Baukunst ausgemacht. Er erinnert dabei an die Erzählung vom babylonischen Thurmbau: sie läßt die Völker zusammentreten, um ein ungeheures Werk zu Stande zu bringen, und das Erzeugniß ihrer Gesammtthätigkeit soll zugleich das Band seyn, das sie an einander festhalte, wie die Steine im Bau an einander gefügt sind; der Bau soll gen Himmel ragen, daß sie ihn auch aus der Ferne sehen und sie sich nicht zu weit von ihm, als dem sichtbaren Mittelpunkt ihres Gemeinlebens, entfernen oder gar ihn aus den Augen verlieren und sich zerstreuen. Zunächst wäre solch ein Bau nur ein äußeres Zeichen; wenn aber an ihm dasjenige selber erscheint, was die Menschen innerlich verbindet, wenn sie ihr gemeinsames Wesen in ihm ausprägen, so wird das Werk ihrer Gesammtthätigkeit zugleich ein Symbol und Bild ihres Gesammtlebens, ein Kunstwerk, in welchem der Volksgeist als solcher sich darstellt.

Den Einheitspunkt ihres Bewußtseyns haben die Menschen aber in allgemeinen wesentlichen Anschauungen und Gedanken; sie haben ihn in dem religiösen Gefühl, in der Idee von Gott und in der Gottesverehrung, in den sittlichen Regungen und Gesetzen, die sich als Sitte und Recht ausprägen und dadurch selbst die zusammenhaltende Ordnung des Lebens werden. Der Mensch ist ein geselliges Wesen; ihm ist nicht gut, daß er allein sey; nicht in der Einsamkeit, nur in der Gemeinschaft mit andern kann der Einzelne seine Bestimmung erreichen, seine ursprüngliche Anlage verwirklichen, seine Persönlichkeit ausbilden; viele ideale und materielle Güter müssen ihm von andern zum Mitgenusse dargeboten werden, wenn er seine Eigenthümlichkeit entwickeln und durch sie ein besonderes Gut für sich und die andern erarbeiten soll. Die wesengleiche Natur Aller bringt es mit sich, daß der Einzelne, der zum Selbstbewußtseyn kommt und sich ausspricht, zugleich den andern verständlich wird. Im Verkehr der Menschen bildet sich durch den Austausch der Gedanken und die Wechselwirkung der Persönlichkeiten eine gemeinsame geistige Atmosphäre. In diese wird jedes Kind hineingeboren, es athmet in ihr, es empfängt ihre Cultur schon mit dem Erlernen der Sprache, in welcher der Schatz von Anschauungen, Empfindungen und Ideen eines Volks niedergelegt und ausgeprägt ist. So steht der Mensch in seinem Volke, und so scharf sich auch seine Individualität kenntlich macht, er ist innerhalb der gemeinsamen Bildung erwachsen, er trägt deren Farbe und ist selber ein Glied in der goldenen Kette der Ueberlieferung, die sich von Geschlecht zu Geschlechte schlingt, um das einmal Errungene zu bewahren und dadurch einen Zusammenhang und einen Fortschritt in der Geschichte zu ermöglichen. Unter gleichem Himmelsstrich, in gleichen Naturumgebungen, auf gleichem Boden haben die Glieder eines Volks auch gleiche Anschauungen von der Außenwelt, und diese wecken dann auch gleiche Ideen im Geiste; sie machen gemeinsame Lebenserfahrungen, äußere wie innere, und all dieß bildet eine allgemeine Auffassungs-, Handlungs- und Darstellungsweise, deren Maß und Form sich über alle Einzelnen erstreckt, deren Wesen wir als Zeitgeist oder Volksgeist bezeichnen.

In der Natur herrscht das Gattungsmäßige, dessen instinctive Gewalt die Individuen durchdringt und leitet, im Geiste tritt die Persönlichkeit frei und selbstbewußt auf. Aber der Geist ist nicht naturlos, und so beginnt die Geschichte gerade mit der Naturbestimmtheit der ganzen Völker, aus deren Gesammtcharakter erst allmählig die Individuen für sich hervortreten, um ein eigenes Leben zu führen, eigene Ideen zu verwirklichen. Aber auch da sind wiederum diejenigen Persönlichkeiten die größten und bedeutendsten, welche nicht etwas ganz Absonderliches, nur ihnen Zukommendes wollen und wirken, sondern welche das aussprechen, was in den andern gleichfalls schlummert und erstrebt wird, das vollbringen, was für alle die Forderung der Zeit und des fortschreitenden Lebens ist, das darstellen, was allen

Licht und Freude schafft. So beginnt die Kunst mit der Volkspoesie, in welcher der Einzelne das Organ des Ganzen ist, das Individuum der Gemeinschaft sich unterordnet, die Stimmung, die Erfahrungen, die Anschauungen derselben ausspricht, so daß das auf diese Art aus dem Volk hervorgehende Lied vom Volk sogleich verstanden und fortgesungen wird. Der Kunstdichter dagegen will seine Individualität, seine Gefühle, seine Weltanschauung darstellen, statt des überlieferten nationalen Styls sucht er nach eigenen Formen; er wird das Höchste leisten, wenn er dabei dem Volk sich anschließt, das dort allmählig Erwachsene und Gewordene künstlerisch selbstbewußt zum vollendeten Ganzen macht und dem überlieferten Stoff die eigene wahlverwandte Seele einhaucht. Ich darf wohl daran erinnern, wie ich dieß früher in diesen Blättern und darnach in meiner Poetik ausführlich erörtert habe. Im Volksepos sehen wir die aufgehende Morgenröthe der Cultur; an das Volksepos schließt die Architektur sich an.

Die Architektur bringt nicht das Individuelle, subjektiv Persönliche, sondern allgemeine Kräfte und Gesetze zur Darstellung. Die allgemeinen Stimmungen und Beziehungen des Geistes veranschaulicht sie durch die allgemeinen Kräfte und Gesetze der Natur, wie diese die anorganische Materie gestalten und durchwalten, das Chaos zum Kosmos bilden. Deßhalb hebt sie das Nothwendige, Rechte und Allgemeingültige klar hervor und schließt das Willkürliche und Zufällige aus, während die andern bildenden Künste das persönlich Individuelle in seiner Freiheit und Selbstständigkeit im Anschluß an die einzelnen Naturorganismen und deren besondere Wesenheit und Thätigkeit darstellen. Das Persönliche ist in der Architektur untergeordnet, der Baumeister dem Volksgeist, den Forderungen des Cultus, der nationalen Sitte, im Bauwerk die Einzelglieder dem Maß und der Macht des Ganzen. Sie sind Theile, nicht selbstständige Individuen, sie streben nach Individualität, sie wollen so geformt und gestaltet seyn, daß ihre bauliche Funktion wie eine freie Leistung ihrer selbst erscheint; aber „die Unmöglichkeit, dieses Streben nach Individualität zu erfüllen, vermählt der unbedingten Consequenz des architektonischen Werks, die mit jedem Schritt höherer Entwicklung zunehmen muß, einen elegischen Hauch, einen Ausdruck der Sehnsucht, der unser persönliches Mitgefühl mehr, als es ohnehin der Fall seyn könnte, in Anspruch nimmt." (Kugler.)

Machen wir nun einen Gang durch die Weltgeschichte und sehen wir einmal zu, in wie weit die Volksgeister sich in den großen Bauwerken abspiegeln, in wie weit der Styl der Architektur uns ein Bild der Gesammtcultur einer Epoche gibt und die Menschheit in den Tempeln, die sie ihren Göttern oder ihrem Gotte errichtet, ein Symbol ihres eigenen Gefühls, ihrer eigenen Lebensordnung aufgestellt hat.

Im orientalischen Alterthum ist die Menschheit noch nicht zur persönlichen Selbstständigkeit der Einzelnen erwacht; priesterliche Satzung und despotisches Machtgebot schaltet und waltet über und mit dem Volke, vielfach ist durch die Geburt in einer bestimmten Kaste das Lebensloos des Menschen seiner Selbstbestimmung entzogen und festgesezt, und die Einflüsse der Natur, der Außenwelt geben bei der noch unentwickelten Innerlichkeit dem Ganzen neben der Uranlage des Volksstammes ihr Gepräge. Oder wir dürfen die Sache auch so fassen, daß die Stämme hin und her wandern, bis sie das Land finden, das ihrem Genius gemäß ist, von dem sie wie mit instinktiver Gewalt sich angezogen fühlen, im Zusammenhang mit dessen Beschaffenheit sie nun ihre Cultur entwickeln. Die Formen derselben sind allgemeingültig, das Individuum führt noch kein Leben für sich, der große Umschwung der Geschichte, der mit dem Erwachen der Philosophie in Griechenland eintritt, wo die Selbsterkenntniß Gottes Gebot wird und das freie Forschen sich an keine Ueberlieferung bindet, er fehlt im Orient. Die indische Weisheit ist Priesterlehre, hat diese zu rechtfertigen, und versenkt die grübelnde Seele in die Anschauung des reinen Seyns, des unpersönlich Allgemeinen, in dem der Geist verwehen und erlöschen soll, statt mit kühner Energie selbstbewußt das eigene Leben und die Welt zu gestalten. Der Fortgang der Weltgeschichte besteht darin, daß die Persönlichkeit des Menschen in ihrer Würde und Freiheit stets tiefer, voller, klarer erfaßt wird, daß das Bewußtseyn der persönlichen Selbstständigkeit und ihrer Rechte, ihrer Ehre immer Mehreren aufgeht, daß immer Mehrere nach eigenem Sinn ihr originales Wesen ausbilden und verwirklichen können; er ist nicht communistisch, sondern individualistisch. Im Beginn der Cultur herrscht das gattungsmäßig Gemeinsame; die freie Harmonie des Geisterreichs ist das Ziel der Geschichte.

Da nun im Orient das Volks- und Staatsganze als solches gilt und das Individuum demselben untergeordnet ist, das Volk also noch als Masse gilt und wirkt, so wird auch die Kunst das Massenhafte zeigen und solche Werke hervorbringen, die aus dem Geiste des Ganzen durch die Gesammtthätigkeit entspringen: sie wird architektonisch seyn. Die Darstellung des Persönlichen und Seelenhaften in Skulptur und Malerei schließt sich noch den Zwecken der Architektur an, ordnet sich unter ihr Gesetz und trägt ihr Gepräge. In Griechenland ist die Skulptur im Gleichgewicht des Idealen und Realen die tonangebende Kunst, in der christlichen

Welt, wo das Innerliche, Gemüthliche, Geistige vorherrscht, wird es die Malerei, die nur den Schein der Körperlichkeit gibt, und die feinste Materie, das Licht, zum Träger ihrer Werke macht.

Nach dem gegenwärtigen Stand unserer Forschungen sind die Egypter das älteste Culturvolk. Die Stadt- und Canalbauten des Königs Menes um 3000 vor unserer Zeitrechnung, die Errichtung der großen Pyramiden um 2500 v. Chr. sind Zeugnisse dafür. Das Land aber ist eine lange, schmale, fruchtbare Ebene zwischen dem unfruchtbaren Gebirge und der öden Sandwüste; es ist ein Geschenk des Nil, schon von Herodot so genannt, durch den Niederschlag von den Ueberschwemmungen dieses Flusses gebildet. Unter dem wolkenlosen Himmel geben diese der Erde eine alljährliche Erfrischung; sie kehren regelmäßig wieder, verlangen aber, daß der Mensch sie beobachte, beherrsche und für sich verwenden lerne, wenn sie ihm nicht zerstörend, sondern gewinnbringend seyn sollen. Dämme, Kanäle, Wasserbehälter sind dazu nöthig, das Volk muß ein bauendes werden, und ein herrschender Wille, dem alle in treuem Gehorsam folgen, muß die rechte Zeit und Stunde zum Durchstechen der Dämme angeben, das all das Land auf eine Zeitlang in einen See verwandelt. Mathematische, mechanische Kenntniß war dem herrschenden Willen nöthig, ebenso die Beobachtung der Gestirne, bei deren bestimmtem Stand die Fluth anschwoll und versiegte. Ein messender Geist und damit eine strenge Gemessenheit, mit der stetigen Ordnung der Natur eine feste Norm des ganzen Lebens, die Herrschaft der wissenden, priesterlichen Geschlechter über das von ihnen abhängige Volk, und in der beständigen Anschauung der Gegensätze des herrlichen Nilthals mit der Wüste und dem Gebirg das stets gegenwärtige Bewußtseyn der großen Gegensätze von Leben und Tod, und damit ein ernst feierlicher Sinn, ein vorwiegend hieratischer Styl in der Kunst wie in der ganzen Geschichte, ein conservativer Geist, die unverbrüchliche Bewahrung des von den Vätern Ererbten, weil es mit der sich stets gleichbleibenden Natur im heilvollen Zusammenhange steht, ein Arbeiten nicht für den flüchtigen Moment, sondern für unvergängliche Dauer — dieß alles folgte aus dem Volksgeist auf dieser gegebenen Naturgrundlage, und spiegelt sich in den Bauwerken der Egypter.

Der Geist erwacht bei ihnen, aber er bleibt an die Natur gebunden, sie glauben an seine Unsterblichkeit, aber sie knüpfen sie an die Erhaltung des Leibes, den sie einbalsamiren, dem sie ein Felsengrab als eine bleibende Wohnung bereiten, während ihnen die Häuser der Lebenden nur für Herbergen zu kurzer Reiserast gelten. In Natursymbolen prägen sie die geistigen Anschauungen aus, im Lichte des Himmels, in der Sonne wird ihnen der allumfassende, allwissende Gott offenbar; dem schöpferischen Princip steht ein empfänglich weibliches zur Seite, Isis dem Osiris, wie die Erde dem Nil; Thiere, in denen die göttlichen Eigenschaften der Stärke, der Fruchtbarkeit, der Lebensverjüngung hervortreten, wie der Stier, der Widder, die Katze, die Schlange, dienen mit ihrem geheimnißvollen Wesen zum Symbol der geheimnißvollen Gottheit, und werden als deren lebendiges Bild im Tempel verehrt, und die räthselaufgebende Sphinx, das Menschenhaupt auf dem Thierleib, zeigt dieses Emporringen des Geistes, der an die Natur gebunden bleibt.

Die Egypter sind kein Volk des Wortes, sondern ein Volk des Bildes; in Bildern suchen sie die dunkeln Regungen der Seele sich klar zu machen, ihre Bauten sind die Riesenlettern, in denen sie ihre Culturgeschichte schreiben, ihre Schrift ist Bilderschrift, indem sie das Wort mit künstlerischer Schöpferkraft aus dem Gebiet des Tons in das der Form übertragen, und das Wesen der Dinge tiefsinnig, scharf, poetisch zu erfassen und symbolisch auszuprägen verstehen, die Ausdrücke aber, welche sich weder direkt noch symbolisch bezeichnen lassen, in ihre einzelnen Laute zerlegen und für jeden derselben einen Gegenstand hinzeichnen, dessen Name mit diesem Buchstaben anfängt. Die architektonischen Monumente sind Träger der Inschriften, die Inschriften architektonisch stylisirte und geordnete Bilder; die Egypter erfassen das allgemeine Wesen, das feste Knochengerüst der organischen Gestalten und Bilder alle nach dem gleichen Maß eines feststehenden Kanons der Verhältnisse; das Gattungsmäßige überwiegt, das Individuelle als solches bleibt zurück; das Thierbild ist darum vollendeter als das Menschenbild, und Kolosse in der strengen Gemessenheit, in der Gebundenheit der unbewegt an den Leib geschlossenen Glieder sind eine architektonische Ausführung von Götter- und Heldenbildern.

In der Architektur bringen sie die urthümlichen Steinpfeiler und Grabhügel zu der mathematisch regelmäßigen Form des Obelisken, der Pyramide; das Massenhafte herrscht vor der Gliederung, der Organismus beharrt auf der ersten Stufe des Crystalls und seiner Regelmäßigkeit. Die Tempelwände, wie die gewaltigen Pylonen des Eingangs steigen in schräger Böschung empor, gleich den Gebirgen, die das Nilthal einschließen; die Säulen, welche die Decke tragen, sind erstarrte Metaphern, steinerne Lotosblumen oder steinerne Menschengestalten; der ganze Tempelbezirk ist das Steinsymbol der Procession selber, die sich zwischen Sphinxalleen zum Thore, durch das Thor in den Vorhof, in die

vielsäuligen Räume, zum Allerheiligsten bewegt, das in der Nische eines gewaltigen Felsblocks das Götterbild enthält. Statt eines in sich geschlossenen Organismus haben wir eine Vielheit in einander geschachtelter, an einander gelagerter Räume, wo alles schwer, massenhaft, ehrfurchtgebietend dasteht, und jede Einzelform straff und scharf gebildet ist. Im elastischen Gegenschwung tritt die Decke über die sich zusammenneigenden Seitenwände in einer Hohlkehle hervor, die ebenso den Sarg des Königs Menkera in einer der großen Pyramiden, wie die Pylonen des neuen Reiches bekrönt. Nirgends ein weiches Zerfließen oder ein heiteres Spiel, überall zweckvoller Ernst, strenge Gemessenheit und die das Besondere überwältigende Wucht und Macht des massenhaften Ganzen; überall das Werk der Gesammtthätigkeit ganzer Geschlechter zu einem sinnbildlichen Ausdruck ihres Gesammtlebens.

Nächst den Egyptern sind die Semiten als Culturvolk zu nennen; wir fassen unter diesem Namen die stammverwandten Völker zusammen, welche bei den Griechen Syrer heißen: Chaldäer, Assyrier, Babylonier, Phönizier, Kleinasiaten, Araber, Hebräer, und unterscheiden den heidnischen Kreis derselben von den Juden. Es ist dieselbe Cultur, die sich in Mesopotamien bildet und forterhält, ob die alten Babylonier, ob die Assyrier in Ninive, oder die Neubabylonier unter Nebukadnezar an der Spitze stehen. Wir haben auch hier eine Thalebene, das Land zwischen dem Euphrat und Tigris, auch hier die Fruchtbarkeit des Bodens an das Austreten der Flüsse geknüpft, aber nicht so ausschließlich wie in Egypten, und die Ueberschwemmungen selbst sind unregelmäßiger und wilder, reizen indeß doch zu ihrer Beherrschung und Verwerthung an, wie in Egypten. Das Land ist offen, die Verbindung mit dem Ausland leichter; die Bewohner beschränken sich nicht auf sich selbst und schließen sich nicht ab wie die Egypter, die nach der Vertreibung der Hyksos wohl einmal einen Eroberungszug machen, aber ohne sich in der Fremde festzusetzen beutebeladen heimkehren; die Assyrier unterwerfen die Nachbarn und wollen herrschen über die andern Völker. Sie sind weltlich gesinnt im Unterschied von den priesterlichen Juden und Egyptern; sie sind praktische Naturen, die Münze, Maß und Gewicht für den Weltverkehr des Alterthums herstellen, statt des Granits und Sandsteins der egyptischen Gebirge Backsteine zu bereiten verstehen, dicke Mauern mit ihnen aufführen und dann mit Kalk- oder Alabasterplatten bekleiden, auf denen die Reliefs vom Leben und den Thaten der Könige erzählen, während sie durch mannigfach gestellte und verbundene Keilzeichen die einzelnen Buchstaben schreiben. Der weltliche Sinn zeigt sich in einer frischeren, derberen Auffassung der Natur in ihren Kunstwerken, durch größere Fülle und Weichheit der Formen. Eine feste Masse, gleich den Pyramiden, stieg der Belustempel, der babylonische Thurm, doch nicht einheitlich in ungebrochener gerader Linie wie sie, sondern in acht verschieden gefärbten, immer zurücktretenden Absätzen bis zur Höhe von sechshundert Fuß empor; so groß war auch eine Linie des Quadrats seiner Grundfläche. Die Reichspaläste standen auf hohem Unterbau; die langgestreckten Säle waren nur so breit, daß ein Holzbalken, von einer Wand zur andern gespannt, die Decke tragen konnte. Die Hohlkehle der Dachbekrönungen erscheint viel weicher als in Egypten, tief eingezogen und wieder rund hervor fallend, und die Spirallinie, die schneckenförmige Windung oder Volute erscheint als eine beliebte Verzierungs- und Verbindungsform einzelner Glieder an Geräthen, wie als Capitälschmuck einiger Säulen. Das Volk liebte Pracht und Ueppigkeit auch an den Gewändern, und auf ehernen Geräthen und gewebten Teppichen kamen die dekorativen Formen der Palmetten, der Mäanderlinien, der arabeskenartigen Thiergestalten durch die kleinasiatischen Semiten zu den kleinasiatischen Griechen, durch die Phönizier, die Seefahrer der Semiten, nach Griechenland und Italien.

Als Seefahrer und Nomaden entnahmen die Phönizier und Juden die Motive baulicher Einrichtungen von Schiff und Zelt. Die Phönizier, auf irdischen Genuß und Erwerb bedacht, ohne idealen Gehalt in der Kunst, strebten mehr nach Kostbarkeit der Stoffe als nach reiner Schönheit der Form. Die Juden stellten den Bruch des Geistes mit der Natur dar; sie erhoben sich vom Dienste der als Naturmächte wirkenden Götter zur Anbetung des Einen bildlosen Geistes, der Himmel und Erde geschaffen hat. Ihre Phantasie, von einem Gegenstande zum andern fliegend, ist zu leidenschaftlich bewegt für die Ruhe der Plastik: die Juden sind im Gegensatz zu den Egyptern ein Volk des Worts, und ihre religiöse Lyrik, die vom Endlichen das Gemüth zum Unendlichen erhebt, ist in ihrer Erhabenheit ein Bildungselement der christlichen Welt geworden. In ihrem Jehovatempel theilten sie einen innern Raum in Vorhof, Heiliges und Allerheiligstes, aber statt diese Räume übersichtlich für die Anschauung zu gliedern, trennten sie dieselben durch Wand und Vorhang von einander. Es kam ihnen überall nicht auf das Aeußere, auf die Klarheit und Bestimmtheit der Anschauung, sondern auf das Innere, auf Sinn und Gedanke an. Auch ihre Poesie hat statt des Versmaßes, das die Leiblichkeit der Sprache, Tonfall und Klang der Worte gestaltet, nur den Parallelismus der Gedankengliederung,

Die Perser waren es, die sich unter Cyros und Darius nicht bloß frei machten und selbstständig gestalteten, sondern auch das bis dahin ausgedehnteste Weltreich gründeten. Sie gehören dem Stamm der Arier oder Indogermanen an, der mit ihnen auf die Bühne der Weltgeschichte tritt und die erste Rolle behauptet, indem seine Glieder nach einander den Vortritt haben: Perser, Griechen, Römer, Romanen, Germanen. Die Perser stehen unter den Völkern des Orients an Sprache und Sinnesart uns Deutschen am nächsten, auch sie sind mehr auf das Innere als auf die äußere Form gerichtet, auch bei ihnen waltet ein sittlicher Gesichtspunkt vor, und daher bietet ihre Poesie, vor allem ihre Heldensage, sich uns so unmittelbar zum Verständniß und zum Genusse dar. In Baktrien und Sogdiana hatte sich ursprünglich die Cultur entwickelt, die das spätere persische Weltreich bewahrte und fortbildete. Dort finden wir das Königsgeschlecht der Helden, von dem Firdusi singt, dort stand um 1300 vor Christus Zarathustra, den die Griechen Zoroaster nennen, als Ordner und Reformator des Volksglaubens auf, der die Gottheiten des Lichts, der Sonne, der heitern Luft verehrte, welche die feindseligen Dämonen des Dunkels und der Dürre bekämpfen und das Leben der Erde hüten. Der Gegensatz von fruchtbaren Thälern mit dem rauhen Gebirg und der nebelvollen Steppe und Wüste, der Kampf und die Arbeit, die von dem Menschen jezt für die Erhaltung und Förderung seiner Wohlfahrt verlangt wurde, ergriff das Gemüth und spiegelte sich in der Religion. An die Spitze der guten Geister und ihres Wirkens in den Naturelementen und in der sittlichen Welt stellte Zarathustra den guten Geist, den Einen Urquell alles Lebendigen, dessen Symbol und Erscheinungsweise das Licht ist; seinen Gegensatz bildet das Böse, die Finsterniß, deren Fürst den Samen des Unheils ausstreut und die Menschen zu schädigen und zu verlocken sucht. Die Menschen aber sollen wahr und rein seyn in Gedanke, Wort und That und den Sieg des Lichts erringen helfen. Der Geist des Alls wohnt nicht in engen Tempelhäusern, ihm zur Verehrung wird auf freier Bergeshöhe das heilige Feuer angezündet, sein Cultus ist die sittliche That. Eine religiöse bildende Kunst, eine gottesdienstliche Architektur entwickelte sich bei den Persern so wenig als bei den vorchristlichen Deutschen. Während beide in der Poesie original und groß waren, nahmen sie in der bildenden Kunst die Formen auf, die ihnen von andern Völkern überliefert wurden. Die Deutschen, wie wir sehen werden, durchdrangen sie mit eigenem Geist zu einer Neuschöpfung, die Perser aber verwandten sie in der kurzen Blüthezeit ihres Reichs unter Darius zu einer Darstellung ihrer weltlichen stolzen Größe und lebensheiteren Macht. Wie sie Religion, Sitte, Verfassung der Babylonier, Egypter, kleinasiatischen Syrier und Griechen bestehen ließen und nur ihre eigene Oberhoheit anerkannt wissen wollten von den eroberten Völkern, so stellten sie in ihren Palastbauten die Kunstweisen dieser Völker zum Theil eklektisch zusammen, manchmal ohne sie recht verstanden zu haben, so daß sie schon an die Renaissance und das Formenspiel des Zopfs erinnern, wußten aber andererseits in der Verwerthung jener Formen für die eigenen Zwecke und zur Ausgestaltung des eigenen Sinnes eine Verschmelzung des strengen Styls der Egypter mit dem Naturalismus der Babylonier einzuleiten und mit einem Anklang an die einfache Schönheit und Formenklarheit der Griechen zu krönen. Terrassenförmig am Vorsprung des Berges erhob sich Persepolis, schlanke Säulen mit reicher Basis und überreichem Capitäl stützten die Decke der hohen Hallen, in denen die Völker dem König huldigten, grünende, blühende Gärten umgaben sie. Persepolis war die Alhambra der alten Welt.

Der ursprünglich kriegerische Geist der Indier, der morgenfrische Hauch, der in ihren ältesten religiösen Gesängen, in dem Kern ihres Volksepos waltet, wich nach der Heldenzeit der Eroberung des Landes in den Gangesthälern einer priesterlichen, träumerisch friedsamen Kultur. Die Natur bot dem Menschen mühelos die Fülle ihrer Gaben zum Genuß, und ließ seine Arbeit gegen ihre eigene Macht nicht aufkommen. Die tropische Sonnengluth erschlaffte die Menschen, die überwuchernde Fülle und Pracht der Pflanzenwelt wirkte berauschend auf die Phantasie, welche mit den unablässig schaffenden Kräften der Natur wetteiferte und ihre Gebilde gleich den buntblumigen Ranken der Schlingpflanzen hervortrieb, während der Wechsel des Entstehens und Vergehens in seiner Regelmäßigkeit auf eine all dieser Mannigfaltigkeit zu Grunde liegende Einheit hinwies, der nun der Indier in stillem Sinnen nachdachte. In dieser Friedensruhe wurden die Priester, die Bramanen, die Häupter und Ordner des Lebens. An die Stelle des kriegerischen Himmelsgottes Indra trat nun Brama, der Geist des Gebets, als das Eine reine Wesen im Wechsel der Erscheinungen, die gleich einem Traume der Einbildungskraft vor ihm auf und abwogen. Der Mensch soll sich aus den Täuschungen derselben, aus den Verstrickungen der Sinne erheben und in das Eine wahre Seyn versenken. Die Thatkraft des Volks machte einem passiven Quietismus Platz, an die Stelle der Helden traten die Büßer, an die Stelle klarer Anschauungen ein dunkles Grübeln und eine üppige Phantasterei. Auch der Königssohn

Buddha (um 600 vor Christus) predigte die Flucht vor dem Elend der Welt und der Nichtigkeit der Dinge durch die Rück- und Einkehr in den stillen Frieden des Nichts; aber indem er zugleich die Kastenunterschiede nicht ansah, und alle Menschen als eine gleiche Leidensbrüderschaft betrachtete, die durch Mitleid sich ihr Loos mildern, und statt des bramanischen Ceremoniendienstes ihr Heil in einer leidenschaftslosen guten Gesinnung suchen soll, wirkte er reformatorisch und gewann er seiner Lehre viele Millionen von Anhängern. Neben den Erdhügeln und Steindenkmalen der Urzeit sind buddhistische Kultusbauten ein Ausgangspunkt indischer Kunstthätigkeit. Man barg Reliquien Buddhas in cylinderförmigen Bauten, Dagops, Körperverberger, geheißen, die man mit einer halbkuglichen Kuppel überdeckte, um durch diese Form der Wasserblase die Nichtigkeit und Vergänglichkeit des irdischen Lebens zu symbolisiren. Erst mit dem Buddhismus gewann der indische Geist wieder diejenige Strenge und Nüchternheit, die für Architektur und bildende Kunst nothwendig ist; aber wie sticht doch diese runde, bauchige, aufquellende Form des Grabhügels sogleich ab gegen die krystallinische Schärfe und Einfachheit in der egyptischen Pyramide! Statt der geraden straffen Linien tritt bald ein geschweiftes, gewundenes, schnörkeliges Wesen ein, der Reiz malerischer Weichheit, statt der architektonischen Strenge.

Nach und nach aber erwuchsen im Volksglauben zwei neue positive Göttergestalten. Aus Vischnu, einem Genius der Himmelsbläue, ward die allumfassende, welterhaltende Macht der Natur; aus einem Geist der Sturmwolke entstand die gleich dem Gewitter aus Schrecken und Vernichtung ein neues Leben gebärende Gottheit Siva's. Die Bramanen suchten sich mit diesen drei Richtungen auszugleichen; sie nahmen im Kampf mit dem Buddhismus Elemente von ihm auf, sie ließen Brama den Grund und die Seele der Welt bleiben und stellten ihm Vischnu als welterhaltende, Siva als die das Endliche zerstörende, aber aus dem Tod wieder erzeugende Gottheit zur Seite, ja sie verschmolzen diese in der Zeit nach Christus zu einer Dreigestalt; sie nahmen persische, griechische, christliche und muhammedanische Bildungselemente in sich auf, und in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung erhob sich das bramanische Inderthum aus der Gährung dieser Elemente zu den riesigen monumentalen Werken, die sie tief in die Erde hineinhöhlten, während sie die Außenseite des Felsens, des Gebirges als Façade bebauten und schmückten. Da legte denn kein constructives Gesetz und Bedürfniß der Phantasie Halt und Zügel an, sie nahmen orientalische, griechische, christliche Kunstformen in wirrem Durcheinander zur äußern Dekoration herüber und folgten mit phantastischem Sinn den Naturspielen in Gestalt und Zeichnung der Felsmassen. Das dunkle verborgene Innere und das groteske Aeußere dieser Felsentempel zeigen den Gegensatz von Brama, als dem reinen allgemeinen Seyn, und der Welt, als einem Traume seiner Einbildungskraft. Die gedrückten Pfeiler sind meist wulstig, schwellend und weich geformt; alles ist mit bunten Zierrathen überladen, die keineswegs den Sinn und die Funktion baulicher Glieder hervorheben, sondern in Contrasten und in üppiger Steigerung einander zwecklos überbieten und durch Maßlosigkeit nach dem Erhabenen streben.

Zeigt Indien die überwuchernde, von Verstand und Thatkraft gelöste Phantastik, so finden wir dagegen in China eine zahme nüchterne Verständigkeit, die flach wie das Land und regelrecht wie die geradlinigen Kanäle mit ihrem Holz- und Lattenwerk sich nicht zu der Größe freier monumentaler Bauten erhebt, sondern der Nützlichkeit nachtrachtet und der Einbildungskraft nur im Detail putzig geschweifter Formen einen Spielraum gönnt.

Wir haben im Verfolg der indischen Geschichte schon in die neuere Zeit herübergegriffen, und werfen darum auch noch einen Blick auf die Kunst des Islam. Voll wahrhafter Begeisterung berief Muhammed seine Araber von der Verehrung heiliger Steine und Sterne zum Dienste des Einen geistigen Gottes, dessen Willen der Mensch sich ergeben, dessen Reich er ausbreiten müsse. Die Araber wurden durch Muhammed erst zu einem Volke, ja für einige Jahrhunderte zu den Kulturträgern der Weltgeschichte. Solch eine That ist kein Werk des Trugs und der Lüge, sondern der Wahrheit und sittlichen Kraft! Doch fehlte dem Muhammedanismus dem Christenthum gegenüber die Durchdringung von Gott und Welt, die Versöhnung von Gott und Mensch. Die scheinbare Zufälligkeit der Begebenheiten und Ereignisse und die Nothwendigkeit des göttlichen Rathschlusses sind nicht zur Freiheit gelichtet und vereint; Gott ist bildlos, wie bei den Juden, die Welt bald das erhabene Wunder seiner Schöpfermacht, bald wieder dennoch unfähig ihn zu offenbaren und nichtig vor ihm. So fehlt der muhammedanischen Architektur jene Gliederung der Masse, die das struktiv Bedeutende hervorhebt und plastisch schön gestaltet; einfache Wände umschließen ihre Heiligthümer, und über deren starrer Masse breitet sich das zufallreiche Linienspiel der Arabesken aus, gleich einer Mährchenwelt, die das Gesetzmäßige der Dinge phantastisch umspinnt. Es fehlt die Versöhnung von Geist und Materie, die Darstellung des persönlichen Geistes in seiner ihm

entsprechenden Leiblichkeit durch die bildende Kunst. Wie der Muhammedanismus den Jehova der Juden von den Nationalitätsschranken befreit und mit dem sich in Brama beschaulich versenkenden Inderthum die Kampfesfreude der Perser im Dienste ihres Lichtgottes verbindet, so schließen sich seine Moscheen an die Cultusgebäude und Kunstformen der Völker an, die er sich unterwirft. Seine schönste Blüthe trieb er in der weltlich ritterlichen Pracht der Mauren in Spanien, in deren reizvollem, anmuthigen Bilde im Lustschlosse der Alhambra.

Briefe aus der Weimarischen Literaturepoche.

Dem Herrn Hofrath Wieland der Doctor Faust.

Rotenburg an der Fulda in Hessen, den 23. Februar 1782.

Wohlgebohrener, hochzuverehrender Herr Hofrath!

Auch ich kenne, ehre und liebe J. J. Rousseau. — Die berüchtigte Anekdote von ihm haben wir itzt aus seinen Memoiren wahr, unverstellt und ohne schwarze Tinten. Lage, Größe der Seele, Furcht für Schande und Ueberraschung, alles gleich und fürchterlicher als Blitz und Donner, ließen den angehenden Jüngling Rousseau eine That begehen, die ihm oft die Ruhe, das Glück, die aus dem hohen Bewußtseyn seiner Tugend, seines Werthes flossen, verbitterte. Jeder, der den Menschen, sich und Rousseau und seine Lage kennt und von Rousseau dem Manne sich den Knaben und Jüngling abstrahiren kann, jeder wird ihn bedauern und vielleicht zu sich sagen: Siehe! all' unser Raisonniren, daß der innere Mensch das, was ihm am besten zu seinem Wohle scheine, thue, und sich also vielleicht über das Gethane beruhigen könne, ist, bringt unser Herz es in Anwendung gegen uns selbst, eitel Sophisterey; es beruhiget nicht, der Mensch lebt sich nicht bloß selbst. — —

Ihre Abhandlungen über Rousseau sind ganz vortrefflich. Sie sind voll der stärksten Beredtsamkeit, sie sind voll der tiefsten Blicke in den Menschen und wahrlich mehr werth als tausend und tausend Ellen Romane — sollte auch ein Grandison und Sigwart mit darunter seyn.

Sollten Sie mir Schwatzhaftem es verzeihen, wenn ich noch ein wenig fortfahre, mich mit Ihnen zu unterhalten? — ich hoffe ja!

Ich verehrte immer in Ihnen einen großen Geist und Kenner des Menschen. Ihre Schriften wollten mir aber nicht ganz behagen; ich hatte viel daran auszusetzen. Ihre Menschen waren nicht die keuschen, züchtigen Strohmänner oder Masken, die Tugendstatuen der Philosophen und der Richardsonen. Ihren Agathon fing ich an zu lesen; die Zeit wurde mir aber erschrecklich lang dabei und ich legte ihn weg. Ein blinder Verehrer von Ihnen erstaunte darob, und ich wußte mich nicht besser zu entschuldigen, als mit der Wahrheit: „mir gefällt er nicht.“ Nach und nach aber gingen mir die Augen auf; nach und nach lernte ich kennen Wahrheit, Welt und Menschen; und so wie dieß geschah, bekam ich Sinn für Ihre Schriften — und itzt! —

Lange, vortrefflicher Mann! wollten Sie die Menschen mit Gesang und Spiel Weisheit lehren. Es glückte Ihnen aber nicht viel besser als dem Demokrit von Abdera. Den Herrn, den Gott, whose empire extendet from heaven to earth and even to the depths of the sea — der die Menschen glücklich machen könnte, wenn sie Sinne hätten, ihn zu verstehen und zu ehren — den Gott der Liebe sangen Sie mit den lieblichsten Tönen, auch seine Mucken und Launen. — Sie dachten, herrschte nur der Gott der Liebe wieder unter den Menschen, das von Yorik ausgemahlte Gemählde Lucians würde wahr: no pharmacopolist could sell one grain of helle or hellebore etc. Und wehe uns Aerzten! dann würde auch das wahr, das wahre Wort Rousseaus: „Der Schmelz der Wiesen wurde geschaffen zu Blumen für Kränze, nicht zu Kräutern zum Klystiren.“ Leider aber hatten die Menschen noch weniger Sinn als Abderas Bürger! —

Wie wäre es, vortrefflicher Mann, wenn Sie, der Sie nach und nach mit den Jahren doch auch

älter werden, wenn Sie der Dichtkunst entsagten, Oberon Ihr letztes Gedicht seyn ließen? Man sagte dann mit Recht: finis coronat opus; und singen will ja nichts helfen! Die Menschen sind noch zu schlecht oder eigentlich zu dumm und unsinnig, als daß sie itzt schon hören könnten auf den Gesang des Dichters. Die Menschen stecken nach im Block, und Sie, vortrefflicher und verehrungswürdiger Mann, können sie daraus hauen. Sie wissen, was aus dem Blocke werden kann, soll und muß. Sie kennen die Wahrheit, Sie kennen die Welt, Sie kennen den Menschen der Natur und der Kunst, Sie kennen die Quellen seines Glücks und seines Elends, Sie kennen die schwachen Seiten der Menschen, sind erfahren im Reden und sind ein guter Mann; wie wäre es? wenn Sie — es versteht sich, nicht wie ein kalter Prediger der Tugend und Weisheit, sondern mit Ernst und hoher Einfalt aus der innersten Fülle Ihres Herzens zu den Menschen redeten und sie Wahrheit lehrten — am Abend Ihres Lebens die Wahrheit lehrten, die Sie so reichlich am Morgen und Mittag Ihres Lebens aus der Natur und dem Menschen aller Zeiten sammelten — es wäre gut! — und für ihr Herz gibt es wohl kein stärkeres Argument. — rc. rc.

Leben Sie wohl, vortrefflicher Mann! Ich bin Ihr ergebenster

Bernh. Chph. Faust, der Arzn. Doktor.

Fr. Aug. Wolf an Wieland.

Halle, 8. Mai 1795.

Verehrungswürdigster, innigst hochgeschätzter Mann!

Ich weiß nicht, wie viele Richter zu der Art historischer Kritik gehören, die ich in der neuen Ausgabe des Homer versucht habe. Aber sollten es nach dem griechischen Sprüchworte auch nur fünf seyn müssen, so habe ich wenigstens nicht Bekanntschaft genug, so viele zu finden, denen ich bei den übrigen Erfordernissen Unbefangenheit und Muth genug zutraue, Akten, die nun seit dritthalb tausend Jahren auf Entscheidung warteten, wie ein Faktum von gestern oder ehegestern zu prüfen; und unter diesen wenigen Richtern und Mituntersuchern ist wieder keiner, auf dessen Blick und Gefühl ich so viel rechne, als auf das Ihrige. Diese innige Empfindung mußte ich Ihnen wenigstens sagen, um mich vor dem Vorwurf der Zudringlichkeit zu sichern. Denn ich müßte die Untersuchung, auf welche besonders die Prolegomena gehn, durchaus nicht lieben, wenn ich einen Richter wie Sie auch nur mit einem Worte zu bestechen die Absicht hätte.

Es ist mir bei diesen Ideen sonderbar gegangen, so daß ich vielleicht zu entschuldigen bin, wenn ich immer tiefer in's Gewirr gerieth. Vom Anfang her betrachtete ich die Sache lediglich in dem Gesichtspunkt einer historischen Aufgabe, ohngefähr wie zuweilen Theologen Mosen und die Propheten ansehen. Gleichgültig über den Erfolg forschte ich nach Licht, warf einzelne Resultate auf's Papier, aber ohne neun Jahre hindurch einem Menschen ein Wort davon zu sagen, wohin ich sah, oder vielmehr merkte, daß das Ding kommen würde. Der selige Moses Mendelssohn war jedoch nebst drei oder vier andern Gelehrten schuld daran, daß ich tiefer einging. Jenen fragte ich, was er meyne: Wenn bei einer Nation noch nichts geschrieben würde, und wenn keine andere als vier bis sechsstündige Gesänge durch Recitation verbreitet zu werden pflegten, ob irgend ein Sänger, und wäre es auch der größte und außerordentlichste Mensch, der sich denken läßt, ohne irgend eine Basis, worauf der menschliche Geist sich in solchen Dingen stützen muß, wohl je auf den Plan habe gerathen können, ein so gewaltiges Gebäude wie Ilias oder Odyssee aufzuführen? Mendelssohn antwortete trocken Nein, und gab mir noch nebenher allerlei Ideen von der hebräischen Poesie, die mit den meinigen völlig zusammentrafen. — Die andern Gelehrten waren desto ungläubiger, wovon ich einen, der noch lebt, honoris causa nicht genannt habe, so gern ich ihn nennen möchte; denn seine Gründe gegen mich waren gar so ungereimt. Und doch vermuthe ich, daß ich dieselben oft werde zu lesen bekommen. Zwei sonderbare Umstände aber zogen mich am meisten in die Ketzereien hinein. Der eine war, daß ich fast zu gleicher Zeit, als ich die ursprüngliche Unität der homerischen Werke zu bezweifeln anfing, aus bloß grammatischen Gründen so offenbare Spuren mehrerer Verfasser entdeckte, daß ich alle Mühe vergeblich anwandte, hiegegen zu kämpfen. Und so viel bin ich mir fest bewußt, daß ich jene Spuren zu suchen nicht ausging. Hierzu kam dann, daß ich, in ganz verschiedenen Stimmungen und in Intervallen mehrerer Jahre, wo ich also durch ganz andere Arbeiten mir den ersten Weg aus dem Gedächtniß gebracht hatte, die eigentlichen Resultate fast Satz für Satz auf gleiche Weise auf Zettel geschrieben, vor zwei Jahren zusammenfand. Dieß bestimmte mich endlich laut zu werden, unbekümmert, ob man mich neben den Professor Witt stellen möchte, der neulich, glaube ich, die Pyramiden für Naturspiele erklärt hat. Das Schlimmste ist nun nur, daß ich voritzt alles nur habe anrühren, so weniges habe ausführen können. Desto mehr freue ich mich, an Ihnen einen Leser zu finden, der sich, was ich itzt auslassen mußte, weit besser hinzudenken kann.

Nehmen Sie, verehrtester Mann, das beigelegte Exemplar als einen Beweis der gefühltesten Hochachtung und Dankbarkeit an, die ich Ihnen für so viele edle Werke Ihres Geistes schon lange schuldig war. Ihr gehorsamst ergebenster

F. A. Wolf.

Zur Erinnerung an Spindler.

I.

Ein mannhaft wackeres Herz hat ausgeschlagen. Der es in der Brust trug, war mein liebster Freund; dennoch stimme ich keine Todtenklage an. Aber erzählen will ich von ihm, weil ich vor vielen dazu berufen bin, denn wenn ihr alle auch den Namen Spindler und seine Werke kennt, so wißt ihr doch wenig von des Mannes äußerlichem und innerem Leben. Ich kann euch manches davon sagen. Fast zwanzig Jahre lang sind wir selbander eines Wegs gezogen als gute Kameraden und traute Gesellen in Lust und Leid, und wenn auch in den lezten sieben Jahren unsere Pfade auseinander liefen, so waren wir nur durch Raum und Zeit getrennt. Aus diesen zwei Jahrzehnten sey hier einiges mitgetheilt, was ich selbst gesehen und erlebt, untermischt mit manchem, was ich aus des Freundes eigenem Munde erfahren. Wenn hie und da auch von meinen eigenen Verhältnissen die Rede ist, so müßt ihr mir das zu gute halten. Spindler war nicht nur mit meinem Herzen verwachsen, sondern auch mit meinem äußerlichen Leben.

Im Winter von 1829 zu 1830 kam Spindler nach München. Er war damals ein Mann von dreiunddreißig Jahren, etwas zu wohlbeleibt, aber sonst von der vortheilhaftesten äußern Erscheinung. Sein volles Antlitz mit den starken und doch so unendlich feinen Zügen, die bräunliche Gesichtsfarbe mit dem frischen Roth der Wangen, die dunkeln Augen mit dem eigenthümlich feurigen Glanz, der nicht funkelte und sprühte, sondern wie geschmolzenes Metall aus dem Hochofen in stetem Strome hervor schoß, die wagerechten Brauen unter der hohen breiten und wie aus Granit gemeißelten Stirn, die reiche Fülle des schwarzen Kraushaars — alles das vereinte sich, um Kopf und Gesicht mit einem ausgezeichneten Ausdruck zu begaben. Maler und Bildhauer waren von diesem Ausdruck freudig überrascht. Schaller, damals ein junger Löwe, aber doch schon Löwe, hat in jener Münchner Zeit ein gelungenes Brustbild Spindlers in Gyps gegossen und Winterhalter ein Bildniß in halber Figur gemalt, in dessen Ausführung sich neben den Mängeln einer noch werdenden Ausbildung schon die Bürgschaft der künftigen Meisterschaft mit kühner Großartigkeit offenbart. Nicht minder als die Künstler fühlten die Frauen den Zauber dieser eigenthümlichen Erscheinung heraus; der Mehrzahl von allen, mit denen ich ihn in Berührung kommen sah, blieb Spindler nicht gleichgültig, so daß sie entweder für ihn schwärmten oder ihn tödtlich haßten. Seine eigene Frau hat der Reihe nach die beiden Fegefeuer durchgemacht; doch davon später.

Der Grund, welcher Spindler nach München führte, war die Uebersiedelung seines Verlegers, Gottlob Franckh, der jezt — wie ihr wißt — seit zehn Jahren ein stiller Mann geworden, nachdem er ein unglückseliges Leben geführt und ein beklagenswerthes Ende gefunden. Zu jener Zeit stand Franckh im Zenith seines Glücks und verband mit hochfliegendem Schwung des Geistes die ganze Zuversichtlichkeit eines Emporkömmlings, der, weil ihm ein paar kecke Schläge gerathen, die Welt in der Tasche zu haben wähnte. Er besaß überhaupt mehr Einbildungskraft als Verstand, mehr Verstand als Vernunft und mehr Dreistigkeit als Muth. Der Geist seiner Unternehmungen trug einen nordamerikanischen Zuschnitt. Durch eine Kreuzerausgabe Walter Scotts hatte er ziemlich viel Geld gewonnen. Zu jener Zeit fiel ihm ein Roman, „der Bastard," in die Hand, der, in Zürich bei Orell, Füßli und Compagnie gedruckt, einen „gewissen" Spindler zum Verfasser hatte. Franckh fragte und fragte, bis er Spindlers Aufenthalt herausgebracht, was bei dem unstäten Leben desselben nicht allzuleicht war, denn die Frau des Dichters trieb noch die Schauspielkunst, deren Ausübung er für seine Person aufgegeben hatte, um sich ausschließlich der Schriftstellerei zu widmen. Franckh fand den Gesuchten zu Offenbach a. M. in ziemlich bedrängter Lage und verständigte sich mit ihm über eine erste Bestellung. So entstand der Jude.

Dieser Roman war es, welcher Spindlers Ruf begründete, weßhalb auch viele Leute glaubten, er sey vor dem Bastard geschrieben worden. Zugleich hat das Werk durch Ueberschrift und Stoff den weit verbreiteten Irrthum veranlaßt, daß Spindler selbst hebräischen Ursprungs sey, obschon er von alten Christen aus Bayern stammt. Dem Juden folgte der Jesuit, nachdem Spindler auf Franckhs Veranlassung nach Stuttgart gezogen war. Der

Erfolg des Juden hatte nämlich den Verleger veranlaßt, dem Verfasser eine dauernde Verbindung anzutragen. Sie waren mit einander einen Vertrag eingegangen, dessen Einzelheiten ich vergessen habe; doch glaube ich mich zu entsinnen, daß Franckh für das ausschließliche Verlagsrecht der gesammelten Werke 18,000 fl. rhein. zu erlegen hatte, abgesehen vom Ehrensold für jede einzelne Arbeit. Für die gesammelten Werke sollte Spindler jährlich zwei Bände schon früher gedruckter Erzählungen liefern. Dann hatte er einen Almanach unter dem Titel „Vergißmeinnicht" zu schreiben und eine schöngeistige Zeitschrift, „Damenzeitung," herauszugeben. Die zwei „gesammelten Bände" wurden zusammen mit 1200 fl., jeder Band neuer Arbeiten, deren Zahl nicht beschränkt war, gleichfalls mit 600 fl., das Taschenbuch mit 1500 fl. bezahlt. Die Ziffern sind hier vielleicht nicht genau angegeben; jedenfalls waren die Summen bedeutend im Verhältniß zu Ort und Zeit.

Mit Spindler und der Damenzeitung hatte Franckh nach München überzusiedeln beschlossen, wo er bereits ein politisches Blatt gegründet, mit dem er, wie er in seiner immerdar stark aufgetragenen Weise sich ausdrückte, die Allgemeine Zeitung in den Grund bohren wollte, die zwar die Gesandten, aber nicht die Geschickten für sich habe. Das Wortspiel hatte ihm Saphir oder Oettinger eingeblasen. München war damals der Boden für Zeitschriften; wer ein bischen etwas vorstellen wollte, gab sein Blatt heraus oder ließ wenigstens eine Probenummer drucken. Der „deutsche Mercur," Franckhs politische Zeitung, erschien seit 1. Oktober 1829. Dazu hatte er ein bestehendes, schöngeistiges Blatt „Aurora" angekauft, das 3—400 ständige Abnehmer zählte, mithin zu den angesehensten auf dem Platz gehörte. Mit Neujahr 1830 sollte die Damenzeitung, welche seit Jahresfrist zu Stuttgart herauskam, in München fortgesetzt werden. Dann war Saphir angeworben, um ein Witzblatt zu schreiben und nebstdem noch ein schöngeistiges Blatt zu gründen und zu leiten.

Mit diesen Anführungen ist meines Erachtens ein Mann hinlänglich gezeichnet, der das Licht an beiden Enden anzündete, um besser zu sehen. Ueber seine Persönlichkeit ist auch noch einiges zu sagen, doch muß ich zuvor ausdrücklich bemerken, daß ich dadurch nicht die freundschaftliche Gesinnung verleugnen will, die ich dem Andenken des unglücklichen Mannes bewahre. Wir waren, obschon in unsern politischen Anschauungen durchaus nicht übereinstimmend, dennoch recht gute Freunde. Wir haben gestritten und sogar uns heftig gezankt, aber selbst in seinem heftigsten republikanischen Fieber hat Franckh, als er unterwegs nach Paris mich in Baden-Baden traf, mir wohlwollend die Versicherung gegeben, daß ich, wenn ich auch ein unverbesserlicher „Arischtokrat" sey, doch nicht an die Laterne gehenkt werden solle, wovor er mich zu bewahren gedenke. In München war er noch nicht so weit „vorgerückt." Er war damals, obschon noch nicht dreißig Jahre alt, ein gedunsener Fettklumpen von trägem Aussehen, und bei aller Regsamkeit des Geistes doch mit einer unüberwindlichen Faulheit des Körpers behaftet, die sich nicht nur in allen Bewegungen und Verrichtungen kundthat, sondern auch in jener Fahrlässigkeit und Unordnung, welche man nur bei Künstlern als genial gelten läßt, dem Geschäftsmann aber übel nimmt. Dieser Mangel an Ordnung und Pünktlichkeit hat — wie es sich von selbst versteht — sehr viel dazu beigetragen, Franckhs Vermögen in München zu Grunde zu richten, so einträglich auch manche seiner Unternehmungen sich gestalteten. Die dicke Figur, einer abgeronnenen Unschlittkerze vergleichbar, der selbstgefällige Ausdruck in den groben Zügen, die breitmaulige Sprechweise, die rohe Gefräßigkeit haben damals viel Stoff zu jenen derben Scherzen gegeben, welche Franckh durch plumpe Rücksichtslosigkeit im Benehmen stets herausforderte. Spindlers derber Freimuth, Horschelts (des Balletmeisters) zweischneidige Bosheit, Saphirs unerbittlicher Witz haben ihm damals viel zu schaffen gemacht, ohne ihn jedoch aus der gewohnten Bahn zu bringen.

Unter den ganz jungen Mitgliedern jenes Kreises befand sich auch einer, der mich besonders nahe angeht, ein Hörer der Rechte an der Hochschule, welchem die Pandecten aber nicht sonderlich am Herzen lagen. Er hatte, wenn nicht etwas besseres, so doch jedenfalls etwas anderes zu thun, als sich ausschließlich mit Mackeldey zu befassen. Sein Vergnügen bestand im Reimen, sein Beruf, zu dem es ihn unwiderstehlich drängte, im Dichten. Spindler fand am selbigen Studenten, obschon oder vielleicht auch weil er wenig sprach, ein ganz besonderes Wohlgefallen. Es dauerte keine vier Wochen, so waren er und Chezy, trotz des Unterschieds der zehn Jahre, gute Freunde, um hernach Freunde kurzweg zu werden. Sie haben auch nicht Brüderschaft getrunken, was damals gar zu allgemein und gemein war, sondern mit hellen Sinnen bei lichtem Sonnenschein sich du genannt. Ihre Namen standen somit nicht unter den Verzeichnissen auf den Kerbhölzern moralischen Katzenjammers, der auch beim besten Magen nicht ausbleibt, wenn man eine Reihe von Gelagen durchgemacht. Man hat damals — wie hier beiläufig bemerkt sey — wohl nicht lustiger gelebt als heutzutage, aber das scharfe Trinken gehörte zum Bankettiren, und man setzte sich so leicht nicht zu einem Abendschmause nieder, ohne bis gegen Morgen fortzuzechen. Doch war man bereits gesittet genug, sich nicht unter den Tisch zu trinken, sondern ging auf seinen eigenen Füßen heim.

Als Mitarbeiter der Damenzeitung übernahm Chezy unter dem Kriegsnamen Julius Aquila das Feuilleton der Damenzeitung. Viel ausgerichtet hat er nicht damit, um es rund herauszusagen. Die Hauptschuld lag natürlich in ihm. Er besaß kein hinlängliches Maß von Tüchtigkeit und Reife für eine solche Aufgabe. Obschon Spindler mit ihm zufrieden war, so blieb das Publikum gleichgültig. Allerdings kamen auch einige ungünstige Umstände dazu; die Münchner hatten (damals wenigstens) nur Sinn

für die derbste Kost und die ganze Damenzeitung war für sie so gut wie nicht vorhanden. Und was die auswärtigen Leser betraf, so wurde deren Gunst durch die Nachlässigkeit der Verlagshandlung in ganz unverantwortlicher Weise verscherzt. Nie wurden die Nummern zu rechter Zeit befördert, nie die Bestellungen ordentlich und ohne Lücken befriedigt.

Spindler arbeitete an einem neuen Roman, „der Invalide." Er ist damit auf den Strand gelaufen, wie alle Welt weiß, nicht aber weil die Dichtung irgend eines der Vorzüge entbehrt hätte, welche dem Juden die Bahn gebrochen, den Jesuiten getragen, dem Bastard zu einer nachträglichen Anerkennung verholfen hatten, sondern ganz einfach darum, weil sie mit ihrer napoleonischen Begeisterung um etliche Jahre zu spät kam. Byron, welcher den großen Corsen in die Mode gebracht, war schon selber aus der Mode. Uebrigens müßt ihr nicht glauben, daß Spindler seine Bewunderung für Napoleon I. aus zweiter Hand überkommen. Sie war mit ihm aufgewachsen, weil er, wenn auch nicht auf französischer Erde geboren, so doch dort aufgewachsen war, nämlich zu Straßburg, in der ursprünglich deutschen Stadt, deren Bewohner aber seit 1789 entschiedene Franzosen geworden sind.

Geboren war Karl Spindler zu Breslau (16. Oktober 1796) — ich hätte schier geschrieben: auf der Durchreise. Sein Vater war dort Kapellmeister oder etwas dergleichen, ich weiß nicht ob bei einer Kirche oder beim Theater. Desto gewisser ist, daß Karl noch ein zartes Kind war, als sein Vater, ein tüchtiger Musiker, nach Straßburg als Organist (Musikdirektor beim Münster) berufen wurde, woselbst er auch bis an sein seliges Ende verblieben ist. Das Söhnlein wurde also deutsch-französisch erzogen und wuchs in der napoleonischen Gesinnung auf, welche damals zu Straßburg an der Tagesordnung war. Der Vater Spindler besaß kein Vermögen, doch verschaffte er sich ein gutes Einkommen, weil ihm sein Amt, an und für sich nicht schlecht besoldet, nicht alle Zeit wegnahm. Er gab Musikunterricht und war als Lehrer sehr gesucht. Mit der Erziehung seines Sohnes scheint er sich nicht sehr angelegentlich befaßt zu haben, abgesehen von der Unterweisung in der Musik. Die Erziehung verdankte Karl seiner Mutter, aber Mütter sind schwach, und so wird es nicht zu verwundern seyn, daß der heißblütige Knabe ein wilder Bursche ward und hie und da wohl auch dumme Streiche machte. Die Erinnerung an einen dieser tollen Streiche ist in späteren Jahren, als Spindlers Name berühmt geworden, auch in die Oeffentlichkeit gedrungen; natürlich entstellt. Die Sache ist die: der kleine Karl und ein Schulkamerad, Knaben von vierzehn bis fünfzehn Jahren, hatten auf einem Lottozettel aus einer Ziffer eine andere gemacht. Sie hielten das für einen der erlaubten Kunstgriffe, wie ihnen deren beim Knöpfespiel alle Tage vorkamen. Karl wurde dafür in Untersuchung gezogen und vom Gericht für straffrei erklärt, weil er ohne Unterscheidungsvermögen gehandelt habe.

Nachdem er seine Schulen durchlaufen, kam er zu einem berühmten Rechtsanwalt in die Lehre, verfiel bald darauf der Aushebung und wurde eingereiht, seiner Kurzsichtigkeit wegen jedoch nicht zum Waffendienst berufen, sondern zur Schreiberei verwendet. — Und hier ist eine Lücke in den Mittheilungen, die ich nicht zu ergänzen weiß; sicher ist nur, daß der junge Spindler die linke Rheinseite verließ und das, was er bisher gelernt, an den Nagel hängte. Er scheint dieß nicht im vollsten Einverständniß mit seinem Vater gethan zu haben. Einige Zeit hindurch lebte er zu Augsburg und theils auch bei einem Oheim, einem Landpfarrer in der Gegend von Augsburg, ich denke in Zusmarshausen. Von dort aus gerieth er unter die Schauspieler. Einen Theil dieses abenteuerlichen Abstechers hat er unter dem Titel: „Mein Theaterlauf, von Max Hufnagel," selbst beschrieben. Als fahrender Comödiant kam er weit herum, bis wo die Welt mit Brettern vernagelt ist, nämlich für solche Leute, wie Spindler damals einer war, — nach Hermannstadt in Siebenbürgen. Diese Irrfahrten waren eines künftigen Meisters Wanderjahre. Inmitten des Theaterlebens regte sich in ihm zuerst der schaffende Geist. Er schrieb mehrere Schauspiele, von denen eines, „der Gang ins feindliche Lager," später von ihm zu einer Erzählung umgeschaffen ward, aus welcher Erzählung die Birch-Pfeiffer wieder ein Drama gemacht hat.

Spindler fühlte bald heraus, daß er einen andern Beruf habe, als den zum Drama. Nach mehreren kleinen Versuchen, worunter die Straßburger Geschichte: „das Blümchen Wunderhold," nicht unbeachtet blieb, ging er an den „Bastard." Er war damals schon verheirathet. Seine Frau verdiente für beide das tägliche Brod, während Spindler seine Zeit als Saatkorn für die Zukunft verwendete. Er brauchte nicht mehr als sechs Wochen, um die drei starken Bände des Romans zu schreiben; ein Abschreiber hätte die Handschrift kaum in dieser Zeit abgeschrieben. Doch mit dem Schreiben allein war es (damals) nicht gethan. Es galt, einen Verleger zu finden, und der wollte sich nicht auftreiben lassen. Ueberall wies man das Werk zurück, einmal sogar unter dem Vorwand der Unsittlichkeit. Der Dichter war nahe daran, die Handschrift ins Feuer zu werfen. Zu allem Glück ließ sich die berühmte Firma von Zürich herbei, aus persönlicher Rücksicht für den Verfasser, das Buch zu verlegen und ihm zweihundert Gulden dafür zu geben. Der Bastard hatte keinen großen Erfolg, aber er „ging," so daß der Verleger sich bewogen fand, den Verfasser aus freien Stücken mit einer Erhöhung des Ehrensoldes zu überraschen. Wenn indessen auch der Bastard keinen großen Erfolg hatte, so gab er doch, wie oben gesagt worden, mittelbar den Anlaß zu seines Vaters irdischem Glück.

Aus diesen Andeutungen dürfte sich ungefähr errathen lassen, welchen Gang der Ausbildung in Spindler

der schaffende Geist genommen, besonders wenn ich noch hinzufüge, daß er von schöngeistigen Erzeugnissen fast gar nichts las. Die Werke, mit denen er seine Muße hinbrachte, waren geschichtlichen Inhalts und Reisebeschreibungen. So verdankte er seine Bildung dem Leben, der Natur und der Geschichte. Von Byron hatte er nie eine Zeile gelesen. Vermuthlich wird jezt klar seyn, daß jene napoleonischen Neigungen, aus welchen der Invalide hervorgegangen, nicht aus Büchern stammten. Der Roman aber, welcher fünf Jahre früher gewiß den ungetheiltesten Beifall errungen hätte, fiel durch das Sieb der Danaiden, weil er zu spät gekommen.

Zu Ende des Winters ging Spindler nach Stuttgart, um den Umzug seiner Haushaltung zu bewerkstelligen. Im Mai oder Juni kam er zurück nach München. Die Familie Spindlers bestand aus Frau, Schwiegermutter und Kind, einem kleinen Mädchen, das von vier oder fünf Geschwistern allein übrig geblieben. Spindlers Mutter war bei ihm in Stuttgart gestorben. Die Frau war nicht mehr hübsch. Eine kleine kugelrunde Gestalt mit einem blatternarbigen Gesicht, sah sie wie eine Schwester ihrer leidlich wohl erhaltenen Mutter aus, und zwar nicht wie die hübschere Schwester. Aber angenehm und liebenswürdig war sie; und wie es gewisse Krankheiten gibt, deren Vorboten mit einem wohlthuenden Kitzel auftreten, so kündigte sich bei ihr die künftige Störung in den Verrichtungen des Geistes durch jenen gewissen kecken Anstrich an, der überaus gefiel, weil er nirgends noch die Grenze übersprang. Sie erinnerte mich im Gespräch vielfach an drei Berlinerinnen von berühmten Namen, die ich aber aus Rücksicht für eine davon ungenannt lassen muß.

Im Verlauf des Sommers nahmen Franckhs Angelegenheiten eine bedenkliche Wendung. Der Mercur, auf welchen er so stattliche Hoffnungen gesezt, lag in den lezten Zügen seines kostspieligen Daseyns. Ein paar Rechtshändel von Belang gingen verloren und verschlangen große Summen. Das baare Geld wurde knapp, viele Ausstände gingen nicht ein, andere waren noch nicht fällig und fanden auch keine Wechsler, weil die Papiere des Büchermarkts überhaupt nur dann in der Handelswelt Geltung besitzen, wenn sie mit einem der wenigen Namen bezeichnet sind, von denen sich keiner auf den Franckh'schen Wechseln vorfand. Die Damenzeitung trug kaum ihre Kosten, auf den Bazar mußte draufgezahlt werden, und mit der Geldklemme stieg die Verwirrung in allen Geschäften. Wir fürchteten, Franckh werde umfallen, doch fand sich jemand, der ihm seinen Verlag abzukaufen bereit war unter der Bedingung, daß auch der Vertrag mit Spindler abgetreten werde. Spindler hatte nun weder seine Rechtsschule noch die Schule des Elends ohne Nutzen durchgemacht, und vorsichtig, wie er in Geschäften war, seinen Vertrag gehörig verwahrt und befestigt, so daß die Uebertragung von ihm erkauft werden mußte. Welche Summen und Zugeständnisse er vom Nachfolger Franckhs erhielt, ist zu sagen nicht meine Sache, da jener Vertrag in seinen Nachwirkungen noch nicht der Geschichte angehört. Die Uebertragung kam in den ersten Monaten des Jahres 1831 zu Stande, und Spindlers sämmtliche Werke nebst dem Taschenbuch Vergißmeinnicht gingen in den E. Hallbergerschen Verlag über. Die Damenzeitung war bereits mit dem Jahre 1830 zu Ende gegangen, und Spindler hatte beschlossen, die tausend Gulden, welche er von Franckh als Entschädigung erhalten, an die Gründung eines neuen Unternehmens zu wagen; nicht etwa darum, weil er eine besondere Lust zur Tagesschriftstellerei verspürt hätte, sondern aus Rücksicht für die ihm zunächst stehenden Mitarbeiter der Damenzeitung, namentlich auf Eduard Duller, der ohne ihn gar übel daran gewesen wäre.

Duller (geboren 1809 zu Wien, gestorben 1853 zu Darmstadt), war auf unbestimmte Verheißungen Hormayrs nach München gekommen. Wer Hormayr je gekannt, wird auch wissen, wie sehr der gelehrte Geschichtschreiber in dem einen Stücke ganz und gar ein großer Herr war, daß er ohne Bedenken selbst das Unmögliche verhieß, um dann nicht einmal das Mögliche zu halten. Wenn indessen der junge Wiener zu München nicht erhielt, was ihm in Aussicht gestellt worden, so fand er dagegen bei Spindler einen unerwarteten Ankergrund. Das war ein besonderer Glücksfall, denn sonst gab es zu München für die Feder kein Verdienst. Die größeren Aufsäze in den vielen Blättern hatten entweder den Meister Rothstift zum Einsender oder rührten von Verfassern her, die vergnügt waren, sich nur gedruckt zu sehen, ohne draufzahlen zu müssen, wenn sie nicht etwa wirklich draufzahlten. — Spindler gab also die Wochenschrift „Zeitspiegel" auf eigene Rechnung heraus. Der Inhalt bestand größtentheils aus kürzeren Erzählungen, die sich mit seltenen Ausnahmen in derselben Nummer abschlossen. Manchmal wurde, um das Abbrechen zu vermeiden, ein Doppelheft gegeben und dann die nächste Woche übersprungen. Mit den Erzählungen wechselten Aufsäze anderer Art. Das Feld der flüchtigen Mittheilungen und Tagesneuigkeiten lag ziemlich brach. Die Erzählungen, wenn sie nicht übersezt waren, was aber nur ausnahmsweise vorkam, rührten fast ausschließlich von Spindler, Duller und Chezy her.

Spindler führte in München eine einförmig behagliche Lebensweise. Den Vormittag widmete er der Arbeit. Er hielt sich, weil er damals an Augenschwäche litt, einen Schreiber, dessen flinke Hand dem Strom der Rede nachzukommen alle mögliche Mühe hatte. Wenn die Sache besonders eilig war, griff er selber zur Feder. Drei oder viermal ist wohl auch einer der jungen Freunde für den Schreiber eingetreten, was dem Dichter eine besondere Erleichterung gewährte, weil er dabei nicht nöthig hatte, die Zeichensetzung auszusprechen, und sogar, statt manches zu wiederholen, oft ein Wort oder einen ganzen Satz nur anzuklingen brauchte. Die strenge Arbeit ging ununterbrochen bis ein Uhr fort, manchmal auch ein Viertelstündchen darüber, höchst selten mehr. Damit war das Tagewerk geschlossen. Das Mittagsessen mußte immer sehr gut

bereitet seyn, sonst wurde gebrummt, wozu es aber — nebenbei bemerkt — selten kam. Die Frau war eine vorzügliche Hausfrau, die Schwiegermutter eine Kochkünstlerin ersten Ranges, und beide verstanden sich die Köchin nach der Hand zu ziehen. Nun müßt ihr euch aber nicht etwa einbilden, daß hier von einer überfeinerten Kocherei die Rede sey. Der dicke Mann besaß einen derben Hunger, einen gesunden Geschmack, und liebte es, sich an einem Gericht tüchtig satt zu essen. Saftiges Fleisch, fette Mehlspeisen, urwüchsige Speckknödl, Griesknödl mit einem gelben „Stern" (in Oesterreich „Kern" geheißen), und ähnliche österreichisch-bayerische Herrlichkeiten bildeten die Tagesordnung, in deren Wechselreigen, wie sich von selbst versteht, das edle Sauerkraut mit seinem Hofstaat eine große Rolle spielte.

Nach Tische ward immer ein Spaziergang gemacht, dessen Ausdehnung sich nach Jahreszeit und Witterung richtete; wenn es irgend anging, mußte die Bewegung wenigstens zwei bis drei Stunden dauern. Zur schönen Jahreszeit, insofern in München davon die Rede seyn kann, fand sich der kleine Kreis meistens im grünen Baum am Isarstrande zusammen. Die Wirthin war eine berühmte Schönheit ächt bayerischen Schlags; wer gern Speckknödl aß, mußte sie bewundern. Vielleicht war sie nicht besonders geistreich, aber sie besaß Verstand genug, immer das allerbeste Bier auszuschenken. Man könnte vielleicht auch die Vermuthung aufstellen, der Wirth habe das mit Vorbedacht so angeordnet, damit es nicht heiße, die Leute kämen nur wegen der Frau Hitzlsperger; doch dagegen läßt sich einwenden, daß die Frau eben so anerkannt ehrbar als schön war, und allenfallsige Zudringlichkeiten keinem räthlich schienen, der sich den vierschrötigen Herrn Hitzlsperger auch nur halbwegs angesehen. Wenn er Abends mit halb spöttischem, halb leutseligem Lächeln unter seine Gäste trat, um die Neuigkeit zu melden, daß es eilf Uhr geschlagen habe, nahm er sich nicht viel anders aus, als der Hercules im Burghofe zu Wien. „Eilf Uhr" heißt nämlich zu München die Polizeistunde, die damals streng eingehalten wurde, zum großen Nachtheil der allgemeinen Arbeit, weil die Leute, um genug trinken zu können, schon um vier oder fünf Uhr zum Bier gingen, statt um sieben Uhr Feierabend zu machen. Die Polizeistunde ist ebenfalls einer von den Zöpfen, welche gleich dem Zunftzwang und den Wuchergesetzen die Uebel vergrößern, denen sie vorbeugen wollen. — Im Winter pflegte Spindler gewöhnlich schon um fünf Uhr beim Pschorr (oder sonst in eine Brauerei) einzufallen, um an der Bierquelle die Stunde abzuwarten, zu welcher sich die Bekannten da oder dort versammelten. Nicht alle wollten oder konnten den Feierabend so früh beginnen wie er, der in einer Stunde mehr arbeitete als andere in dreien, und dessen Lage bereits so gesichert war, daß er sich's nach seiner Art bequem machen durfte. Im ersten Winter füllte die Spätabende der Besuch einer geschlossenen Gesellschaft, die sich auf Saphirs Veranlassung zusammengefunden, später jedoch auseinander rann. Die hauptsächlichsten Spaß- und Spottvögel dieser lustigen Tafelrunde waren Saphir und der bereits genannte Balletmeister Horschelt, der schwarze Peter aber Franckh, gewöhnlich der „Feind" genannt, mit welchem Ehrentitel Verleger und Kunsthändler bekanntlich sehr oft bedacht werden.

München war nicht der Aufenthalt, welcher Spindler auf die Dauer zu fesseln vermocht hätte, nachdem die Verhältnisse sich gelöst, welche ihn hingezogen. Er fühlte sich nicht heimisch, wo es nicht Wald und Berg in erreichbarer Nähe gab. Von jeher aber liebte er besonders die Gegend von Baden-Baden, das er schon von Kindesbeinen auf gekannt und wo er während seines Theaterlaufs angenehme Sommer verlebt hatte. Zu Baden hat er, wenn ich nicht irre, den Bastard geschrieben, von Morgens um vier Uhr bis zum Sonnenuntergang an den Schreibtisch genagelt, um dann mit sechs Kreuzern ausgerüstet zur Fortuna oder zum Falkenkeller zu ziehen und (wie Jean Paul es heißt) die tägliche Tinte mit einigem Bier zu verdünnen. Manchem andern wäre es vielleicht bedenklich vorgekommen, sich an einem Ort zu zeigen, wo man ihn als armen Teufel gekannt. An derlei dachte Spindler jedoch nicht von weitem; sogar der Gedanke lag ihm fern, eine gewisse Befriedigung darin zu finden, dem Philister, welcher die Menschen nach ihrem Besitz mißt, zeigen zu können, daß er es zu etwas gebracht. Er kümmerte sich ganz einfach nicht um der Leute Geschwätz, sondern that nach seinem Belieben. Ueberhaupt pflegte er von der ganzen Welt mit großer Geringschätzung zu reden; die Vornehmen nannte er in wegwerfendem Tone Junker, die Beamten Schreiber, die Schriftsteller Gesindel oder wohl auch Mordbrenner, die Kleinbürger Spieß, den gemeinen Mann Canaille, und wenn er sich auch mit sehr vielen Einzelnen vertrug, so geschah das immer nur unter dem Vorbehalt der Ausnahme. Von den Einwohnern seiner Lieblingsstadt sagte er häufig — Doch lassen wir das; die Todten sollen den Lebenden nichts übles nachreden.

Im Sommer 1831 machte Spindler eine Reise mit Duller nach Baden-Baden, und statt nach München zurückzukehren, schickte er den jungen Freund ab, um Weib, Kind und Fahrniß zu holen. Die Plötzlichkeit des Entschlusses begründete er durch die Furcht vor der Cholera, die sich damals in bedenklicher Weise der bayerischen Grenze näherte. Die Leitung des Zeitspiegels wurde in Chezys Hände gelegt, bis die Uebersiedlung des Blattes nach Karlsruhe ausgeführt werden könne, was zu Neujahr 1832 geschah.

Spindlers Absicht war, zu Baden einen Garten zu kaufen, ein Haus zu bauen und darin alt zu werden. In der That hat er auch das Grundstück gekauft und den Bauriß zeichnen lassen, aber zum Bau selbst ward auch nicht der erste Spatenstich gemacht. Baden war für ihn nicht zum ständigen Wohnsitz bestimmt, sondern stets ein Ruheplätzchen nach und vor großen Irrfahrten. Er sollte dießmal nur rasten, um das unstete Leben wieder anzutreten,

und wenn es auch nicht mehr das liebe Brod war, dem er nachjagen mußte, so hatte er doch etwas zu suchen, was sich ebenfalls schwer genug entbehrt. Er war mit richtigem Paß und vollem Beutel dennoch ein beklagenswerther Flüchtling, und sein unsichtbares Elend mag ihn oft hart gedrückt haben, wenn die Leute Wunder meinten, wie gut es ihm ergehe und wie vergnügt er sey. Er selbst hat den Jammer sich nicht über den Kopf wachsen lassen; die Muse, das Geschäft, der Umgang mit fröhlich gesinnten Leuten halfen seiner guten Natur, den Kampf siegreich zu bestehen. Von dem allen wird im Verlauf dieser Blätter die Rede seyn, deren nächste Aufgabe sie zum Badener Aufenthalt hinüberführt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Ein englisirter Franzose. — Straßen- und Militärmusik.

Sonst leerte sich Paris um diese Jahreszeit und die Provinz wurde von allem, was in Paris seiner Geschäfte ledig geworden, nach allen Richtungen hin überschwemmt. Dieses Jahr fluthet die Provinz nach Paris und diese Stadt wurde zum Ziel der Ferien. Es fällt hier aber gleich der wichtige Unterschied auf, daß acht Wochen Feierzeit in der oder jener Departementalgemeinde nicht theurer sind, als acht Tage Urlaub in Paris. Daher dauern die Vacanzen der Provinz an der schlammigen Seine auch nicht lange. Die Sündfluth von Menschheit, die gegen Mitte August, namentlich zu Ehren der Brittenkönigin, am höchsten gestiegen war, ist schon wieder zum großen Theil zerflossen, und kämen nicht Tag für Tag Nachzügler, so herrschte jetzt Ruhe wie in den Ferien früherer Jahre; aber diese Spätlinge halten das außerordentliche Leben des heurigen Sommers auch im Vorspiel zum Herbst noch einigermaßen in Athem. — Von denen, die jetzt verschwunden sind, habe ich nur wenige kennen gelernt, und nur ein Knabe, ein halb zum Engländer gewordener Franzosenjunge, blieb mir im Gedächtniß. Es ist aber auch ein Geschöpf, das man nicht leicht vergißt, wenn man es einmal gesehen. Vor einigen Jahren habe ich Ihnen von einem hiesigen Mittelbürger gesprochen, der hier ansäßig, aber aus Montpellier gebürtig ist. Was mich damals veranlaßte, seiner zu erwähnen, war, daß er mir als ein Zeichen der Annäherung französischen Sinns zu England erschien. Er war nämlich auf den Einfall gerathen, den ältesten und begabtesten seiner Söhne, der damals zehn bis zwölf Jahre zählte, zu einem ihm von guter Hand in jeder Beziehung empfohlenen Manne nach London zu schicken, damit der Jüngling sich zum Mechaniker bilde und nebenbei mit englischem Wesen im allgemeinen sich bekannt mache. Der junge Pariser gewöhnte sich bald an die Nebel und Bräuche an der Themse, führte sich recht wacker auf und machte die besten Fortschritte in seinem Fache, zu dem der junge Zögling ächt französische Anlage und Gelehrigkeit mitbrachte, wobei er diese angeborenen Gaben englischer Zucht und Ordnung unterwerfen mußte. Wie aber im Bereiche seiner Lebensthätigkeit, so vereinte sich auch in seinem ganzen Seyn und Thun das heimisch Angeborene mit dem fremden Aufguß, und ein eigenes, selbstständiges Ergebniß war die Folge dieser Mischung. Der Knabe, den ich vor seiner Ansiedlung in England, wohin er in diesem Augenblick zurückgekehrt ist, nur selten gesehen hatte, stand, als ich ihn dießmal in deutlicheren Umrissen als achtsamer Beschauer prüfte, wie eine ganz neue Erscheinung vor mir. Er sprach lieber, leichter und besser englisch, als französisch, dessen er nur strauchelnd und mit sichtbar englischer Betonung sich bediente. Sein Englisches, so englisch es mir klang, war mir doch verständlicher, als die Aussprache der in England selbst zur Welt gekommenen und aus der englischen Vorzeit abstammenden Landsleute Newtons und Nelsons. Daraus schloß ich, daß in der Art, wie dem Knaben das Englische von Gaumen und Lippen floß, etwas diesem Idiome Fremdes enthalten sey. Dieß wurde mir auch von Engländern, denen ich den kleinen englisirten Franzosen vorstellte, bestätigt, obgleich sie zu wiederholten malen beifezten, daß kein Ausländer ihre Muttersprache vollkommener zu sprechen und auszusprechen lernen könne. Dabei drückte er sich mit einiger Schüchternheit aus, die aber lange nicht so sehr Unbeholfenheit verrieth, als einen unbeschreiblichen Reiz hervorbrachte und auf dem schalkhaften Gesichte des zum Jüngling reifenden Kindes einen Schein wahrhaft kindlicher Sittsamkeit verbreitete. Das Aussehen aber, das ihm die Natur gegeben, war durch und durch südlich; der in Languedoc geborene Vater trägt die Spuren seiner Abkunft lange nicht so ausgeprägt auf

der Oberfläche seiner Gestalt, als der in so zartem Alter schon an nordische Einflüsse gewöhnte Sohn. Die braune Farbe und der ovale Schnitt des Gesichts, die schwarzen Haare, der schlanke Bau und die flinke Grazie des Gangs, alles wies auf den Süden. Aber auch im Innern war der Franzose geblieben, und dennoch war selbst in Paris sein beständiger Umgang, die Verwandten ausgenommen, auf Engländer seines Alters beschränkt. Es war dieß wohl der Sprache wegen, weil ihm das Englische geläufiger ist, als seine erste Muttersprache; aber die wesentlichen Züge seiner frühesten Erziehung hat er mitten im englischen Leben, durch alle Abweichungen der Ansichten und Gewohnheiten hindurch bewahrt. So hat er, obgleich er drei Jahre hintereinander zu London im Schooße anglikanischer Grundsätze und Regeln zugebracht, seinen religiösen Samen im Gemüth bewahrt, und er eilte am ersten Sonntag seines Hierseyns um fünf Uhr Morgens in die Kirche zur Messe. In seinen Bewegungen und seinen Reden war alles munter, alles rasch; kurz die französische Natur hatte sich unter der englischen Zucht und Bildung unversehrt erhalten. Er ist zu der ruhigen Betrachtung und festen Behandlung der Dinge, wie sie den Engländern eigen ist, jetzt schon vorbereitet und gibt auf alle Fragen, die man ihm stellt, entschiedene und auf dem Besondern ruhende Antworten. Wenn er etwas aus seinem Fach zu erklären hat, sehen wir schon einen englischen Mechaniker vor uns, der jede wichtige Einzelheit scharf betont, und kommen dann die allgemeineren Verhältnisse Englands zur Sprache, so bricht sich auch hier das Faßliche und Meßbare vor allem Bahn, und obwohl im Wissen und Urtheil die aus der Unreife des Alters herrührenden Lücken und Mißverständnisse in Rechnung gebracht werden müssen, so erkennt man doch in der dem französischen Absprechen gerade zuwiderlaufenden Abgegrenztheit der Begriffs- und Thatsachenbestimmung den Engländer, und während er einerseits den liebenswürdigen Frohsinn und Muthwillen seines Stammes nicht verloren, hat er die gründlichen Vorzüge seiner neuen Landsleute ohne deren schwerfällige Unarten angenommen. Man ist schon lange in Europa auf die Ergebnisse aufmerksam, welche die Versuche umsichtiger Annäherung stark unterschiedener Völker hervorbringen. Es dürfte aber schwerlich ein erfreulicheres, lehrreicheres Exemplar davon zu finden seyn, als der hier besprochene Gallobritte, der von seiner Nation das Gute so vollständig bewahrt und von der Nation, bei der er sich niedergelassen, ebenfalls das Vortrefflichste sich angeeignet hat. Was in dieser Beziehung möglich ist, vereint er, dünkt mich, in seiner aufblühenden Persönlichkeit, und man kann ihn mit ziemlicher Zuversicht als eine Bürgschaft dessen betrachten, was die Zukunft in diesem Stücke leisten dürfte. Dieser Zweivölkerjüngling, der des einen Antlitz trägt, des andern Sprache redet, hat dabei den lieblichen Vortheil, daß in ihm der erste Ansatz zur Lösung eines weltbewegenden Problems mit der vollen Grazie des Augenblicks des menschlichen Daseyns übergossen ist, wo die Bande der Kindheit abgestreift und die Fesseln der männlichen Verpflichtungen noch nicht gefühlt werden.

Auch durch die Rinnen und Bäche der Musik wird dieser Austausch des innern Lebens zwischen den Völkern befördert, und nicht immer bloß durch gepriesene Virtuosen, auch, und vielleicht noch mehr durch die armen, zerfetzten Hausirer des Straßenklingklangs mit ihren schnarrenden Orgeln, mit den Zithern und Geigen, denen die Stimmen ausgegangen, durch die wandernden Jodler und Trillerschläger, die auf den Plätzen und in den Gärten, in den Café's und Kneipen von Paris ein Echo von Tyrol herüberbringen. Dank dieser schlichten und arglosen Vermittlung wird von Proletariern aller Zungen ohne Abrede und ohne Wissen hier eine Ausstellung der Tonkunst zuwege gebracht, die vielleicht so vielen Menschen, als den Kunst- und Gewerbepalast besuchen, ein eben nicht ausgesuchtes, aber gemüthliches Vergnügen bereitet. Manchmal sind die Vokal- und Instrumentalmittel dieser Propagandisten heimathlicher Weisen so unzureichend, daß sie für einen Vorwand verschämten Elends gelten dürfen. Man findet von letzteren abschreckende Vertreter auf den Brücken und am Eingang reicher oder öffentlicher Häuser. So wenig berechtigt übrigens diese halben Zigeuner sind, die Dolmetscher ihrer Volksmusik zu spielen, so kommt durch ihr wildes Wirken doch mancher Widerhall aus Ungarn und Illyrien, Siebenbürgen und Podolien, kurz aus dem östlichen Europa in den hiesigen musikalischen Kreisen in die Mode, und namentlich durch die Regimentsbanden gelangt mancher dieser slavischen oder sonst weit hergekommener Gassenhauer auf hochwohlgeborene Lippen und aristokratische Pianos.

Die Militärmusik war in Frankreich lange verwahrlost und ist es zum großen Theile noch. Nicht nur hatten viele höhere Offiziere keinen Sinn und Geschmack dafür, die Allmacht eines Mittelpunkts, die in so vielen Gebieten niederdrückend und hemmend wirkt, konnte wohl für nichts hinderlicher seyn, als für den Aufschwung und die Benützung der musikalischen Elemente, welche die untern Klassen auf diesem Felde bieten. Das heutige Frankreich hat — um hier, wie es die natürlichen Anlagen der Bevölkerung erheischen, nach der älteren Eintheilung zu reden — sieben bis acht Provinzen, in denen mehr Hang zur Musik und mehr Uebung derselben vorhanden ist. Für die Bildung der militärischen Banden könnten diese Landstriche mit Vortheil benützt werden. Bis vor wenigen Jahren wurden aber diese Elemente durchaus nicht beachtet und aus den Regimentern selbst die mehr und weniger zum Spielen eines Instruments befähigten Individuen für die musikalischen Bedürfnisse gezogen. Offiziere, die ins Ausland reisten, dort die Klagen über die Unzulänglichkeit der französischen Militärmusik hörten und nach den Mitteln sich erkundigten, um die bessere Musik zu erzielen, der sie bei den fremden Truppen begegneten, kamen nach Frankreich mit Begriffen und Vorschlägen

zurück, die daselbst ungemeines Erstaunen erregten. Sie verlangten nämlich, die Musikanten des Heeres sollten nur aus den Gegenden genommen werden, die sich durch Vorliebe, Geschick und Uebung zum musikalischen Dienste besonders eigneten. Da zu jener Zeit die Ideen und Vorschriften des ersten Napoleon noch in großem Ansehen standen, das Zusammenschrauben aller Gaben der Nation in eine Maschine als das höchste Muster einer guten Verwaltung betrachtet wurde, und nach verschiedenen Umständen verschieden handeln als bedenkliche Neuerung erschien, so konnte der schüchtern vorgebrachte Antrag der aus der Fremde zurückgekehrten Offiziere nur für den Einfall einiger Sonderlinge gehalten werden. Lästerung Napoleons: dieß war damals der Name solch ungeschlachter, germanischer Gedanken, welche die Verminderung der Centralgewalt zum klaren Ziele hatten und den Provinzen seit den Tagen von neunundachtzig nicht mehr gekannte Rechte einzuräumen Miene machten. Man würde, hieß es, mit dem Geleier anfangen, und damit enden, daß man den Wahlbehörden der Oertlichkeiten, so wie den Schloß- und Kirchenherrn das freieste Spiel in ihrem Bezirke ließe. Das begab sich unter Louis Philipp, der mehr auf das Nützliche ging, als dem, was dem Volk in's Herz gewachsen war, Rechnung trug, vor dem Neuen nicht zurückscheute, es aber ohne den raschen Wurf eines Wagnisses versuchte. Er ließ daher zuerst nur aus Einer Provinz, aus dem Elsaß, wenn ich recht weiß, eine Bande bilden, und nach ziemlich langer Einübung kam etwas Gelungenes zu Stande. Der erste Schritt zog schnell andere nach sich und ein Halbdutzend solcher Musikgruppen waren bald vorhanden. Dieß ging nicht ohne scharfen Tadel und hämische Spöttereien ab. Die Provinzorchester, wo sie auch her waren, aus dem Norden oder Süden, Osten oder Westen, selbst von den Ufern des Rheins und dem Gestade der Garonne, von wo man sich am meisten versprechen durfte, wurden schlechter gefunden als die aus dem ganzen Lande zusammengestoppelten Rotten, und Feinde der Neuerung, die, bevor die Sache ernster wurde, sich um Tonkunst blutwenig kümmerten, verdammten jezt mit Kennerblick und schnöder Betonung die Metamorphose. Aber was einmal im Zug, im Schwung ist, das hält kein Mißwollen auf, und es widersteht den verderblichsten Ereignissen. Louis Philipp wurde gestürzt, aber weder die Jäger von Vincennes, von seinem verstorbenen ältesten Sohne im Lande eingeführt, noch die nach dem neuen System eingerichteten Regimentsmusiken, welchen die Instrumente von Sax glücklicherweise zu Hülfe kamen, folgten ihm nach in seinem Sturze. Immer allgemeiner wurde seitdem die leztere Einrichtung und in diesem Augenblick sind die Concerte der Garnison in den öffentlichen Gärten, früher eine Vogelscheuche der Bevölkerung, ein ziemlich beliebter Anlaß zur Vereinigung an den freundlichsten Orten, die Paris unter freiem Himmel, aus Baumschlag und Blumenflor gestaltet, mit Springquellen und künstlichen Seen geschmückt, in seinem Umkreis besizt. Da nun gar viele Regimenter hinter denen zurückbleiben, welche die Gunst der Pariser gewonnen haben, so stellt sich durch diese bessere oder geringere Musik eine Hierarchie heraus, die viel gründlicher und wirklicher ist, als diejenige, welche die Garde von den übrigen Truppen scheidet. Die leichteren Waffen sind nach dem, was ich mit meinen Ohren höre und von Provincialen erfahre, am besten versehen, und die Blechmusik eines Jägerbataillons, das zuweilen im Luxembourg sich vernehmen läßt, hat mich mehr als Einmal an österreichische Leistungen dieser Art erinnert, ob gleich ich keineswegs verbürgen will, daß die Fortschritte der Franzosen in diesem Stück die österreichische Bravour erreichen. Durch die Einverleibung der Zuaven und Spahis in das französische Heer, durch die fortwährende Entwicklung der Jäger von Vincennes, deren ursprünglicher Namen, „Jäger von Orleans," eine Menge Leute aus dem Volk, die zum Theil unter ihnen standen, nach wie vor der Revolution gebrauchen, und die Errichtung des Garderegiments „les Guides" ist die Blechmusik sehr in Aufnahme gekommen und wird für außerordentliche Festlichkeiten gerne aufgeboten.

So spielte sie denn auch während der Anwesenheit der Königin von England an den Orten, wo diese Fürstin sich öffentlich zeigte, eine keineswegs untergeordnete Rolle, wirkte zu den Grüßen bei ihrem Empfange mit, schmetterte aus der Ferne in die feine Spitzenbeleuchtung des Stadthauses und blies rauschend den Takt zu dem Hin- und Herzuge der bewaffneten Massen, die am vierundzwanzigsten August von der Königin und dem Kaiser bei ungünstigem Himmel und dennoch starkem Zuschauergedränge auf dem Champ de Mars gemustert wurden. Troz des Regens nahm sich das Ding von den Hügeln, die das Feld der Heerschau umgürten, nicht unpoetisch aus. Das Helldunkel der Tageszeit hüllte die Bewegungen des Truppendurcheinanders, der Bajonette und Säbel in einen wildromantischen Luftkreis ein, während die aufgespielten Tonstücke in dem doppelten Mysterium von Nebel und Dämmerung magischer erklangen. Diese der Finsterniß schon nahen Tinten enthielten dennoch Licht genug, daß der Blick die reichen Schattirungen der gemusterten Heerhaufen zu sichten vermochte.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 38. 16. September 1855.

> Man ist gewöhnt gewesen, das Vehmgericht als eine singuläre schauderhafte Merkwürdigkeit des Mittelalters zu verschreien und in den übelsten Ruf zu bringen. In den Händen der Dichter und Romanschreiber ist nun gar das Ganze so verunstaltet und die Phantasie des Volks mit solchem Schauder und Abscheu erfüllt worden, daß es schwer hält, für eine wahre, geschichtliche Ansicht nur Eindruck zu finden. — Dennoch, kann man behaupten, ist uns das Vehmgericht und seine Entstehung nicht dunkler, als die Gerichtsverfassung des Mittelalters überhaupt.
>
> P. Wigand.

Die Vehmgerichte.

I.

So klar und verständlich das Wesen der Vehmgerichte durch eine Anzahl vortrefflicher Bearbeitungen dieses Stoffs, namentlich durch Wächters neue Untersuchungen, den Leuten vom Fach geworden ist, so ist doch noch viel mehr Unkenntniß und falsche Vorstellung im nicht fachkundigen Publikum über diese Gerichte verbreitet, als man nach diesen Thatsachen meinen sollte. Der große Bruchtheil der Menschheit, der weder zu den Historikern noch zu den Juristen gezählt werden kann, wird in einem andern nicht unbedeutenden Bruchtheil von den Vehmgerichten kaum etwas mehr wissen, als was im Käthchen von Heilbronn zu Tage gebracht ist: eine Sitzung in dunkler Felsenhöhle und vermummte Gestalten, deren mönchsartige Verhüllung die blinkende Rüstung der Ritter nur schlecht verbirgt. Als Grundlage und als plastischer Hintergrund der folgenden Darstellung wäre diese Kenntniß sehr förderlich, wenn sich in dieser Scene nicht einige kleine Unrichtigkeiten eingeschlichen hätten, indem die Vehmrichter in Wahrheit ihre Sitzung in freiem Felde, mit entblößtem Haupte und unbedecktem Gesicht zu halten hatten und weder Waffen noch Harnisch haben durften.

Aber auch nach Abstreifung dieser romantischen Scenerie bleibt noch genug übrig, was uns im Lichte unserer Zeit noch wunderbarer und fremdartiger erscheint, als jener wunderliche und phantastische Aufputz, den man dieser merkwürdigen Erscheinung des Mittelalters gegeben hat. Eben so bleibt auch der Raum, in dem die Vehmgerichte ihre Thätigkeit äußerten, weit genug, wenn man die Sitze dieser strengen Gerichte auch nicht, wie Mistreß Trollope, da mit leiblichen Augen sehen kann, wo sie nie gewesen. Noch sind der Spuren genug übrig, um uns ein klares Bild entwerfen zu können. Um aber bei den folgenden Ausführungen einem größeren Kreise verständlich zu werden, muß man in eine Zeit zurück gehen, die viele Jahrhunderte hinter der Entstehung der Vehmgerichte zurück liegt, damit die Punkte erkennbar werden, an denen die Verfassung dieser Gerichte sich an die ältere Gerichtsverfassung unseres deutschen Vaterlandes anschließt.

Ueberall, wo in Deutschland nach Volksrecht gerichtet wurde, war die Ausübung der Gerichtsbarkeit in die *vereinte* Thätigkeit eines vom König mit richterlicher Gewalt beliehenen Beamten und der ihm

untergeordneten Volksgemeinde freier Leute gelegt, d. h. in die Hand des Richters und der Urtheiler, welche das „Recht wiesen" und deßhalb auch Wissende genannt wurden. Dieser vom König gesetzte Beamte heißt in den alten Volksrechten der Graf, eine Bezeichnung, welche in späterer Zeit allen Arten von Richtern beigelegt wird, wie Vicegraf, Freigraf, Holzgraf u. dgl., und die noch in dem Namen der sächsischen Dorfobrigkeit „Greve, Grebe" sich erhalten hat. Die Stätte, an welcher das Gericht gehalten wurde, hieß die Malstätte. An dieser Malstätte eröffnete der Graf oder Richter das Gericht, leitete die Verhandlungen, fragte die freien, im Gerichte gegenwärtigen Männer um ihr Urtheil und vollzog es nach dem Ausspruche der Mehrzahl. An diesen Malstätten mußten sich zu gesetzlich festgesetzten Zeiten alle Freie ohne besondere Aufforderung versammeln, und ein solches Gericht hieß dann ein ächtes Ding, ein ungebotenes Gericht, im Gegensatze des außer dieser Zeit vom Richter angesetzten, d. h. des gebotenen oder vorbotenen Gerichts, „Botding" (von vorbieten). Diese gebotenen Gerichte brauchten nur von denen besucht zu werden, welche etwas zu verhandeln hatten, obgleich sich alle Freie dabei einfinden durften. Es traf sich daher nicht selten, daß, wenn ein Urtheil zu finden war, es an der gehörigen Anzahl derer fehlte, welche das Recht weisen konnten, so wenig man auch hiebei in der Auswahl der Urtheiler verlegen war. Ein auffallendes Beispiel dieser Freiheit der Wahl in den älteren Zeiten gibt ein altes Stadtrecht, freilich beim Finden eines Urtheils für einen allgemein anziehenderen Gegenstand als der war, welcher regelmäßig auf den gebotenen Gerichten verhandelt wurde. Den Weinprüfern wird hier bei ihrer Prüfung und Aussuchung des Urtheils über den Wein aufgegeben, „sie sollten zusehen, ob ein guter Gesell gehe auf der Straßen, den möchten sie hereinrufen zu sich und seinen Rath auch darzunehmen." — Weit seltener mochte aber „ein guter Gesell" bei dem gebotenen Gerichte sich der Malstätte nähern, um seinen Rath vernehmen zu lassen. Diesem Mangel an Urtheilern vorzubeugen, wählte der Graf, aber nur für einzelne Händel, eine bestimmte Anzahl kundiger Männer, die sich zu diesem Zwecke beim gebotenen Gerichte an der Malstätte einzufinden hatten, die sogenannten Rachinburgen.

Diese letztere Einrichtung war die Grundlage zu der Veränderung, welche Karl der Große einführte, und welche sich für die ordentlichen Gerichte fast während des ganzen Mittelalters erhalten hat. Er übertrug das Geschäft des Urtheilfindens in den ordentlichen Gerichten bestimmten, für alle Fälle im Gericht erscheinenden Personen, welche durch den Grafen und die Gemeinden für jede einzelne Malstätte gewählt und besonders zu diesem Amte bestellt und beeidigt wurden: die scabini, Schöppen, oder später Schöffen. Die freien Männer, welche zu diesem Amte fähig waren, hießen „schöffenbare Leute."

Das Verfahren in diesen mit Schöffen besetzten Gerichten ist im Wesentlichen folgendes.

Das Gericht wurde auch hier regelmäßig im Freien gehalten, meist auf Wiesen und Auen, und es bezeichnete die Malstätte bald eine Eiche, bald eine Linde, unter deren Schatten der Richter und die Schöffen sich niederließen. Eben so häufig war aber auch die Sitzung des Gerichts auf Bergen, an Brücken und bei großen Steinen, wohin die Schöffen dann entboten wurden. Erst in späterer Zeit suchten Richter und Schöffen einen Schutz gegen Wind und Wetter unter bedeckten Gängen und Hallen, und reichere Städte erbauten unter dem Namen „Spielhaus" eigene Richthäuser oder Dinghöfe. An diesen Plätzen saß dann der Richter auf einem Stuhle, die Schöffen nach der Ordnung auf ihrer Schöffenbank, und der Richter sollte, wie das Soester Recht ausdrücklich sagt: „sitzen auf seinem Richterstuhl als ein grisgrimmender Löwe, den rechten Fuß über den linken schlagen, und wenn er aus der Sache nicht recht könne urtheilen, soll er dieselbe 123mal überlegen." Bevor die Verhandlungen dann begannen, wurde das Gericht „gehegt," oder, wie es ebenfalls genannt wurde, „die Bank gespannt," vielleicht weil ein Seil um die für die Schöffen gestellten Bänke gespannt wurde. Der Richter gebot hierauf Stille oder „bannte Gerichtsfrieden," indem er verbot „hastig Muth und Schelltwörter, und daß Niemand ausgehe oder eingehe, er gehe denn mit Urlaub, Niemand des Andern Statt besitze sonder Urlaub, und niemand des andern Wort spreche, sonder Urlaub." In diesen Gerichten galt nur der Anklageproceß; wo kein Kläger war, war auch kein Richter. Sie durften nicht vor Sonnenaufgang eröffnet und mußten mit Sonnenuntergang geschlossen werden, und es brauchte daher auf keinen, der vor Gericht zu erscheinen hatte, länger als bis zu Sonnenuntergang gewartet zu werden, denn „der Richter ist schuldig von Seigers neun des Morgens bis daß die Sonne untergeht, in dem Gerichte zu warten."

Bei diesem alten Verfahren der Gerichte findet sich aber hinsichtlich des Beweises der Unschuld eines Angeklagten noch eine Eigenthümlichkeit, die nicht übergangen werden darf, weil auch diese sich in einer nur wenig veränderten Weise im Verfahren der Vehmgerichte wieder findet. Es ist dieses die Reinigung des

Angeklagten durch Eid und Eideshelfer (Consacramentalen). Der Angeschuldigte, der seine Unschuld eidlich versicherte, zog nämlich noch eine Anzahl von Verwandten und Bekannten, sämmtlich aber freie Männer, hiebei sich zu Hülfe, welche seinen Eid dadurch bestärkten, daß sie selbst schwuren, sie glaubten an die Betheurung seiner Unschuld. Wie viel man solcher Eideshelfer haben mußte, war nach Verschiedenheit des Verbrechens und der Person des Angeklagten verschieden; so z. B. bedurfte der Angeklagte bisweilen, um sich von der Anklage des Diebstahls zu reinigen, zu seinem eigenen Eid noch zwei Eideshelfer, der Räuber sechs, der Mörder zwölf.

War der Angeschuldigte entflohen oder erschien nicht vor Gericht und es hatte der Ankläger mit seinen Eideshelfern vor dem Richter, in dessen Gerichtsbezirke das Verbrechen begangen war, die Anklage beschworen, so wurde die Verfestung gegen den Angeschuldigten ausgesprochen. Wer verfestet war, konnte von dem Ankläger mit Gewalt vor Gericht gebracht, und wenn er sich widersezte, straflos getödtet werden. Wird der namentlich Verfestete vor Gericht gebracht, so geht es ihm an das Leben, um welcher Schuld er auch verfestet sey. Die Verfestung wirkte aber nur in dem Sprengel des Richters, von dem sie ausgesprochen war; zeigte er aber dieselbe einem höheren Richter an, so mußte sie dieser anerkennen und sie wirkte nun für alle unter diesem höheren Richter stehenden niedern Gerichte. Die Verfestung, welche der Kaiser durch seine kaiserlichen Gerichte selbst aussprach, hieß Acht und wirkte im ganzen Reiche. Wer über Jahr und Tag in der Acht blieb oder in dieser Zeit nicht zu Recht stand, der wurde, wenn dieses gegen ihn gezeugt wurde, in die Oberacht gethan, „und sein Leib und Gut aller männiglich erlaubt, und soll niemand daran freveln können, und soll selbigen Thäter und Friedensbrecher niemand behausen, herbergen, ätzen, tränken und keiner ihm Verschub thun in seiner Obrigkeit, Eigenthum und Gebieten."

Dieses eben geschilderte Verfahren fand sich im Wesentlichen bei allen Gerichten des Mittelalters ziemlich gleichmäßig vor, mochten dieselben nach dem Umfange ihres Sprengels Landgerichte, Stadtgerichte, Dorfgerichte, oder nach ihrem Vorsitzenden Grafengerichte, Schulzengerichte, oder nach dem Stande der unter sie Gehörenden Rittergerichte, Mannengerichte oder Freigerichte seyn. — Freigerichte, d. h. Gerichte über freie Männer, waren aber eigentlich in frühester Zeit fast alle und erst durch die Entwicklung der Landeshoheit erhielt diese Bezeichnung eine eigenthümliche Bedeutung.

Als die alten Einrichtungen Karls des Großen immer mehr zu schwinden begannen und die alte Gauverfassung Deutschlands sich allmählig auflöste, wurden die früheren Reichsämter der Grafen und Herzoge zum erblichen Eigenthum, und der Ausdruck Grafschaft und Herzogthum bezeichnete nicht mehr ein Amt, sondern einen Landesdistrikt, dessen Besitzer bestimmte Rechte zustanden, es bezeichnete mit andern Worten ein Territorium. Aus diesen veränderten Verhältnissen bildete sich der Begriff der Landesherrn und der Landeshoheit, in welch lezterer theils Rechte lagen, welche ursprünglich dem Kaiser zustanden, aber den Landesherrn zu Lehn oder zu freiem Eigenthum übertragen waren, wie das Recht der Grafschaft und der daraus herfließenden Gerichtsbarkeit, theils waren aber auch die Rechte darin begriffen, welche unter dem Namen der schutzherrlichen bezeichnet zu werden pflegen. Durch dieses schutzherrliche Recht des Landesherrn kam nun an diesen die Befugniß, alle in seiner Grafschaft gesessenen Reichsunterthanen im Reichsdienst zu vertreten, wodurch diese aufhörten unmittelbare Reichsunterthanen zu seyn und zu Landsassen der Landesherrn herabsanken. Die Gerichte, unter denen sie nunmehr standen, waren nicht kaiserliche über unmittelbar Freie, sondern Landesgerichte über Unterthanen, welche dem Reich nur mittelbar durch den Landesherrn untergeben waren.

Nur in Westphalen und einem Theil von Engern erhielt sich die alte Thätigkeit und Theilnahme der Volksgemeinde. Die alten Standesrechte erhielten sich dort unter der Herrschaft geistlicher Herren fast unverändert und die Landeshoheit vermochte dort Ritter und Freie sich nicht so früh, wie anderwärts, zu unterwerfen. Zu Anfang des dreizehnten und bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bestanden in Engern und Westphalen dem Reich unmittelbar unterworfene Gerichte, die, wie die unmittelbaren Reichsstädte freie Städte, so Freigerichte jezt genannt wurden. Die Sitze dieser Gerichte hießen Freistühle oder Freigrafschaften, die Richter Freigrafen, die Urtheiler Freischöffen und die Gerichtsboten Freiboten. Der Freigraf selbst war noch der Graf im alten Sinne, ein kaiserlicher Beamter wie ehedem, und schöffenbar war, wie früher, jeder eingesessene Freie.

Nimmt man nun auch bis zu diesem Zeitpunkte an, daß durch besonders günstige Verhältnisse sich diese westphälischen Freigerichte in ihrer alten Form erhalten haben, so ist dennoch nicht zu verkennen, daß nach dieser Zeit schwerlich die Freien eine solche Stellung ferner behaupten konnten. Wir sehen, wie auch in Westphalen die Territorialherren jene Freigrafschaften

sich unterwerfen. Der Kurfürst von Köln nimmt zu Folge seiner herzoglichen Gewalt in Engern und Westphalen das Recht in Anspruch, daß kein freier Stuhl innerhalb dieses Sprengels ohne seine Bewilligung angelegt werden dürfe, daß er dem Kaiser die Freigrafen zu präsentiren habe, welche den kaiserlichen oder Königsbann, auch Blutbann bisweilen genannt, vom Kaiser dann unmittelbar erhalten sollten. Dieser leztere Punkt wurde aber im Jahr 1382 dahin erweitert, daß der Kurfürst von Köln ein für allemal das Recht erhielt, an Kaisers Statt den Freigrafen den Königsbann, d. h. die Gerichtsbarkeit, welche nur im Namen des Kaisers ausgeübt und vermöge welcher allein über gewisse Verbrechen gerichtet werden konnte, zu verleihen. Endlich erhielt der Kurfürst von Köln auch das Recht, die Freigrafen in Engern und Westphalen zu einem Generalcapitel zu versammeln, um da die Mißbräuche dieser Freigerichte zu untersuchen.

Alle diese Rechte des Kurfürsten von Köln bezogen sich aber nicht auf die Freigerichte, welche bloß Civilgerichte waren, in denen das Mein und Dein verhandelt wurde, sondern nur auf die sogenannten Stillgerichte, heimlichen Gerichte oder Vehmgerichte. Auch von einer andern Seite war aber die Stellung der Freigerichte in Westphalen nach dieser Unterscheidung eine zweifache. Soweit sie bloß bürgerliche Rechtsstreitigkeiten zu entscheiden hatten, also in reinen Civilsachen, erstreckte sich ihre Competenz nicht über den Bezirk einer Freigrafschaft hinaus; sofern sie dagegen als Still- oder Vehmgerichte die Criminalgerichtsbarkeit ausübten, erstreckte sich ihre Competenz schon in Folge ihrer Eigenschaft als kaiserliche Gerichte weit über jene Grenzen der Freigrafschaften hinaus in die entferntesten Territorien des deutschen Reichs und über Fürsten und Herzoge, bis endlich ihr ungemessener Stolz sie verführte, den Kaiser selbst vor ihren Stuhl zu laden.

Es liegt hier die Frage nahe: Wie kam es, daß diese westphälischen Freigerichte ihr unerbittliches Gericht über ganz Deutschland erstreckten und vor dem Stuhle der schlichten Freigrafen Westphalens die mächtigsten Fürsten des Reichs gehorsam ihren Nacken beugten?

Ich will versuchen zur Beantwortung dieser Frage nur in Umrissen ein Bild zu entwerfen von dem sonderbaren Zustande, der jenen merkwürdigen Gerichten ihre Entstehung und Gewalt gegeben hat.

Als sich Deutschland in eine Unzahl kleinerer und größerer Territorien zerbröckelte, fanden sich in Westphalen eine Menge kleiner Souveräne, keiner mächtig genug, um dem andern die Spitze zu bieten. Selbst die kurz vorher geschilderte herzogliche Gewalt des Erzbischofs von Köln war vielfach gelähmt und in ihrer Wirksamkeit gehindert. Die Reichsfreien, welche unabhängig von ihm in seinem Territorium lebten, nahmen und gaben nur Recht vor ihren Freistühlen. Die Freigrafschaft war ein Staat im Staate, ein kaiserlicher Gerichtsbezirk in den landesherrlichen Grenzen, die lezte Spur der alten kaiserlichen Gerichte freier Leute mit Königsbann. Neben ihnen und überall durch das gesammte Deutschland kreuzten sich auf das mannigfachste die Grenzen der verschiedensten Gerichte größerer und kleinerer Territorien. Durch die Eifersucht der einen und die Ohnmacht der andern hatten sich vorzugsweise zwei Uebelstände fast unüberwindlich herangebildet. Der eine bestand darin, daß man nicht mächtig genug war, den vor Gericht geladenen Verbrecher zu zwingen, auch wirklich zu erscheinen; der andere lag darin, daß auch das lezte Mittel, den Ungehorsamen zu zwingen, die Reichsoberacht, nur in den wenigsten Fällen vollzogen werden konnte. Der Geladene oder Geächtete trozte entweder hinter den Mauern seiner Burg, oder entfloh und wurde willig in andern Territorien aufgenommen. Es fehlte dem Verbrecher nicht an Helfern, die ihm gegen die Macht der Gerichte beistanden, und man erstickte die Anklage durch die Schrecken, die man dem Ankläger durch Drohungen einflößte. So idyllisch nun auch diese Freiheit für den ersten Blick erscheint, so hatte doch diese Lähmung der richterlichen Execution Greuel und Verbrechen aller Art in ihrem Gefolge, und die kräftige Natur der freien Männer in Westphalen suchte und fand ein Mittel, das, ursprünglich seinem Zwecke genügend, ein paar Jahrhunderte später zur maßlosesten Willkür sich umgestaltete.

Wie ich so eben angedeutet habe, lag die Hauptschwäche der Gerichte des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts darin, daß sich Mächtige und Schwache, Hohe und Niedere jeder Anklage und jeder Strafe mit Leichtigkeit entziehen konnten. Der Arm der Richtergewalt reichte nicht weit und man kannte die Grenze ihrer Gewalt genau. Der Angeschuldigte kannte seinen Feind und dessen Macht oder Ohnmacht und in dieser Kenntniß lag seine Sicherheit. Er erfuhr, daß er geächtet war, und es war ihm leicht, den Folgen dieser Aechtung zu entgehen, sey es, daß er sich trozig zur Gegenwehr rüstete oder flüchtig den Sprengel verließ, in welchem er verfestet war. Alle diese Mittel waren dem entzogen, der die Gefahr nicht kannte, die ihm drohte, der, ohne es zu wissen, geächtet war und an dem die Acht vollzogen wurde, ohne daß er vorher gewarnt gewesen. Und eben dieses energische, aber gefährliche Mittel der heimlichen Acht ergriffen die westphälischen Frei- oder Vehmgerichte, um ihren Sprüchen

jene fürchterliche Autorität zu geben, die erst nach langen Beschwerden der Fürsten und Städte gebrochen werden konnte.

Man würde sich aber einer solchen Anmaßung der westphälischen Freigerichte niemals unterworfen haben, wenn nicht irgend ein Rechtsgrund vorhanden gewesen wäre, auf welchen sich deren Ansprüche gegründet hätten. Diesen Grund suchten die westphälischen Freigerichte in einem besondern Privilegium Karls des Großen und einer päpstlichen Bestätigung desselben, beides Thatsachen, die nie erwiesen worden sind, und dennoch läßt sich ein innerer Zusammenhang mit den Einrichtungen Karls des Großen nicht abweisen.

Schon Karl hatte den kaiserlichen Gerichten, welche unter Königsbann richten sollten, gewisse Verbrechen ausschließlich zugewiesen. Dieselben Verbrechen dem Sinne nach betrachteten die Vehmgerichte, als kaiserliche Gerichte unter Königsbann, ihrer Entscheidung unterworfen. Es sind dieses nach der Bestimmung Karls des Großen: Entehrung der heiligen christlichen Kirche im weitesten Sinne des Wortes, Unrecht gegen Wittwen und Waisen, Bedrückung der Armen, Entführung, Raub und Mordbrennerei. In einem alten Capitelsbeschluß der Vehmgerichte finden wir aber folgende Verbrechen als vehmwürdige aufgezählt. Die Vehmgerichte sollen richten: „über Christen-Mannsgeburten, die vom christlichen Glauben wichen und in Unglauben traten, ferner über Alle, die geweihte Kirchen und die Kirchhöfe und die königliche Straße schänden und berauben mit auffätzlichem Thun, oder die Kramer und Kaufleute oder Kindbetterinnen schänden und berauben, und endlich Alle strafen um Diebstahl, Mord, Rumor und Brand, so wie Alle, die wider die Ehre thun und ihre Ehre vor dem Recht nit wollen verantworten."

Mit Recht nahmen ferner die westphälischen Freigerichte als kaiserliche Gerichte im Sinne der Verfassung Karls des Großen das Recht in Anspruch, die Oberacht zu erkennen, und endlich unbezweifelt als kaiserliche Gerichte auch eine subsidiäre Gerichtsbarkeit in allen Fällen, in denen vor dem ordentlichen Richter nicht Schutz und Recht zu erlangen wäre.

Ich glaube kaum, daß es einer weiteren Ausführung bedarf, um den Glauben der Freischöffen zu rechtfertigen, daß sie diese Rechte von Karl dem Großen empfangen hätten und diese durch das Alter geheiligten Rechte unmittelbar auf die Verordnungen des Kaisers gründen dürften.

Nach dem, was ich bisher mitgetheilt, könnte es scheinen, als ob die westphälischen Vehmgerichte nichts anderes gewesen wären, als ein schwacher Abglanz der alten deutschen Freigerichte, der wunderbarerweise in demselben Maße mächtiger geworden wäre, als die Quelle seiner Macht, die kaiserliche Gewalt, durch Fürsten, Herren und Städte immer ohnmächtiger zu werden begannen.

Alle Rechte, die aus dieser ihrer Eigenschaft als kaiserlicher Freigerichte entsprangen, könnten es nun aber nicht erklären, wie diese Gerichte der Freien in Westphalen ihren Urtheilssprüchen einen Nachdruck verschafften, den die übrigen Gerichte in gleicher Lage so kläglich entbehrten. Es muß also etwas hinzugekommen seyn, was sie wesentlich von allen übrigen unterschied, so daß es endlich dahin kam, daß man unter dem Namen „westphälische Frei- oder Vehmgerichte" nur diejenigen verstand, welche jene auszeichnenden Eigenthümlichkeiten des Verfahren hatten. Denn selbst der Name Vehmgericht, über dessen Abstammung noch mannigfach gestritten wird, deutet an sich auf keine besondere Art von Gerichten, indem Vehme nach Grimms Untersuchungen zunächst überhaupt nur Strafe oder auch zuweilen Gericht bedeutet, eine Bedeutung, die sich aus einem alten, dem dreizehnten Jahrhundert angehörenden Gedicht auf die badende Susanna ergibt, woraus zugleich die Aussprache des Wortes erkannt werden kann. Susanna sagt dort:

„Mir ist es gar viel besser,
Daß ich mich der Schande schäme
Und leide ohne Schuld die Veme."

Daß sich dieses Wort dann allein für die westphälischen Freigerichte in so prägnanter Bedeutung erhalten hat, ist um nichts wunderbarer, als überhaupt die Erhaltung einzelner alter Worte in bestimmten Provinzen. Ich darf daher bei der Untersuchung des Verfahrens dieser Gerichte mich kurz des Ausdrucks Vehmgerichte bedienen, und ich bezeichne daher von jetzt an diese eigenthümliche Art von Freigerichten mit jenem Namen.

Die erste Eigenthümlichkeit dieser Vehmgerichte war die heimliche oder die beschlossene Acht. Im Allgemeinen war das Verfahren der Gerichte, wie wir oben sahen, ein vollkommen öffentliches, schon der Lage des Gerichtsplatzes nach. Gegen jeden, der nicht Freischöppe war, d. h. gegen jeden Unwissenden, wenn er auf die Ladung des Freigrafen erschienen war, hielten auch die Vehmgerichte dieses öffentliche Verfahren fest. Es wurde an der gewöhnlichen Malstatt öffentlich das Urtheil gefunden und gesprochen, und in diesem Falle nannte man das Gericht das offene Gericht oder offenbare Ding.

Erschien dagegen der Angeklagte auf die an ihn ergangene Ladung nicht, so verwandelte sich das offene Gericht in ein Stillgericht oder in die heimliche,

beschlossene Acht. Es geschah dieses einfach dadurch, daß alle Nichtfreischöppen, alle Unwissenden auf den Aufruf des Freifrohnen sich entfernen mußten. Fand sich nach diesem Aufruf ein Unwissender, selbst nur aus Zufall, an der Malstatt, so hing der Freigraf auf der Stelle den Unwissenden eigenhändig an den nächsten Baum, * und man darf sich hiebei nicht wundern, daß der Freigraf dieses etwas odiose Geschäft selbst übernahm, da man im Mittelalter in Vollziehung der Todesstrafe nichts Schändendes sah. So enthauptete noch im Jahr 1740 zu Buttstädt der älteste Agnat des Ermordeten den Mörder, und in Reutlingen besorgte die Hinrichtungen der jüngste Rath, ein Geschäft, das im Fränkischen dem jüngsten Ehemann als besondere Pflicht auferlegt war.

Wo möglich noch übler kamen die sogenannten Nothschöffen weg, wenn sie beim heimlichen Gericht sich unter die Freischöffen mischten. Wer nämlich, wie das Gesetz sagt, das heilige Reich betrogen und ohne die Eigenschaften zu haben, die ein Freischöffe haben mußte, sich hatte zum Freischöffen machen lassen, den sollte man, wenn er im heimlichen Gericht erschien, palmonden, d. h. ihm einen Strick von Eichenzweigen um den Hals legen, seine Augen verbinden und neun Tage in ein finsteres Gefängniß werfen. Konnte er dann, nach dieser Zeit vor Gericht geführt, sich nicht rechtfertigen, so sollte gegen ihn nach den Rechten verfahren, d. h. er sollte gehängt werden.

Es hießen daher auch die Vehmgerichte selbst Stillgerichte, oder des heiligen Reichs heimliche Acht, selbst wenn ein Unwissender vor das offene Gericht geladen wurde.

Die Anklage selbst konnte aber stets nur durch einen Freischöppen geschehen, gleichviel ob er wegen Kränkung seines eigenen Rechts klagte, oder weil er eidlich verpflichtet war, todeswürdige Verbrechen zu rügen. Der Antrag selbst wurde durch einen Vorsprecher gemacht, den man vom Richter erbat und durch den man allein sich vernehmen lassen konnte, und zuvörderst von den Freischöffen entschieden, ob das Verbrechen eines von denen sey, welche vor die Vehme gehörten, oder, wie es gewöhnlich hieß: ob es Vehmwroge und ob daher die Ladung zu erlassen sey. Vehmwroge war aber alles, was gegen die zehn Gebote Gottes und gegen das heilige Evangelium ist, und dann, heißt es im Arnsberger Weisthum, komme dazu noch ein Artikel: „Alle die, die sich zu Ehren und Recht nit verantworten wöllen, und der man nit fürbringen kann, die mag man auch an das Freigericht fordern.“

Es ist dieses der allgemeine Satz, daß alles Vehmwroge werden kann, wenn vor dem ordentlichen Richter nicht Schutz und Recht zu erlangen war. Selbst aber, wenn einer dieser Gründe vorlag, konnten dennoch gewisse Personen nicht vor die Vehmgerichte geladen werden; „denn,“ heißt es in einem alten Rechtsbuche, „man soll keinen Pfaffen, noch keinen Geistlichen, der geschoren und geweiht ist, nicht an einen Freistuhl laden, auch kein Weibsbild, noch Kinder, die zu ihren Tagen nicht gekommen sind, auch keinen Juden, noch Heiden, noch alle, die den Christenglauben nicht erkannt haben, weil sie des Gerichts nicht würdig sind; die alle soll man nicht an Freistuhl laden.“ Mit diesen Ausnahmen wurde es aber vielfach nicht allzu genau gehalten, indem theils Geistliche, wenn sie selbst Wissende, Freischöppen, waren, sich stellen mußten, theils aber auch Juden bisweilen von einzelnen Freistühlen, freilich gegen diese Vorschrift, vorgeladen wurden. Nur dann sollten die Juden „nach freien Stuhles Recht fürgenommen werden, wenn sich erfinde, daß der Jude auf Kelche, Meßgewande und andere geweihte Gotteszierde, so zu der Kirche gehören, geliehen oder sie gekauft hätte.“

Die Ladung selbst besorgte entweder der Frohnbote des Freigerichts oder zwei Freischöffen, indem ein schriftlicher Ladungsbrief mit gewissen Fristen ausgefertigt und besiegelt wurde, mit dem Schlusse: „Du kommest oder nicht, dennoch geht das Recht seinen Gang. Du mögest dich vor dem schweren Gericht hüten, will ich dir getreulich rathen.“ Dem Unwissenden sagte man auch wohl zu seiner Belehrung, daß er mit der rechten Zahl von Leuten, d. h. Eideshelfern, und in gebührlichem Gewand erscheinen solle.

Da in älterer Zeit der Ankläger selbst vor Gericht geladen hatte, so war es damals nicht schwer erklärlich, daß der Angeschuldigte selten durch den Beweis seiner Unschuld die Anklage niederschlug, sondern es vorzog, Anklage und Ankläger zugleich niederzuschlagen. An diese summarische Niederschlagung der Untersuchung gewöhnt, übertrug man dieses Verfahren allmählig häufig auch auf die Frohnboten, die als Diener der Grafen die Ladung überbrachten, und man verfuhr daher mit den Boten der Criminalgerichte nicht eben säuberlich. Eine derartige Ladung vor die Vehm-

* „Und so ein unwissender Mann sich zeigt an dieser heimlichen Acht und dem Gericht des Königs und dasselbe belusterte, der hätte verwettet die höchste Wette; und der Freigraf soll aufstehen und nennen den Mann mit seinem christlichen Namen und binden ihm seine Hände vorne zusammen und thun eine Weide um seinen Hals und hängen ihn an den nächsten Baum, den er haben möge und der an dem Freistuhl gelegen ist, und dazu soll er die Freischöffen rufen und heischen, daß sie ihm Hülfe thun.“

gerichte war daher für die Ueberbringer des Ladungsbriefs häufig nicht ohne Gefahr, und niemand kannte wohl diese Gefahr besser, als Freigrafen und Freischöffen, von deren Verfahren gegen Boten des kaiserlichen Kammergerichts Wigand eine sehr anschauliche Schilderung in einem Briefe eines solchen Kammerboten aufgefunden hat.

Ein westphälischer Freigraf, Johann von Valbert, hatte einen gegen die Stadt Wetzlar anhängigen Proceß vor sein Freigericht gezogen. Im Jahr 1497 erließ deßhalb das Reichskammergericht ein Mandat an denselben, um diese Sache von seinem Gerichte abzufordern. Der Kammerbote, der dem Freigrafen dieses Mandat einhändigen sollte, wurde nach seiner schriftlichen Relation an das Reichskammergericht in folgender Weise behandelt.

Er erzählt, er habe in Begleitung eines Boten den Freigrafen unweit Valbert auf einem Scheideweg zu Pferd getroffen. „Da sagte der Bote, den ich gedingt hatte, zu mir: das ist der Mann, den Ihr suchet. Da sprach der Bote zu dem Freigrafen: dieser königliche Bote will zu Euch; da fragte der Freigraf mich und den Boten, ob ich ein Wissender sey; da sagte ich nein; da sagte der Freigraf wiederum, warum ich denn einen solchen Brief führe, da ich kein Wissender wäre? Da sagte ich: wir wissen in unsern Landen nicht damit umzugehen, es ist auch die Gewohnheit nicht. Da sagte er wiederum, ob ich einer werden wollte; da sagte ich nein, ich will mich meiner Freiheit brauchen, die ich von Königen und Kaiser habe. Da fragte er wiederum: was wir wollten? Da sagte ich: Mein Junker, da überantwortete ich ein königliches Mandat als ein geschworener königlicher Kammerbote. — Da nahm er das Mandat an und wollte es lesen; da konnte er's nach unserem Deutsch nicht wohl lesen, und heißt mich und den Boten mit in die Herberge reiten. Zu Valbert bat er den Wirth, daß er ihm sollte lesen, das Deutsch wäre ihm zu hoch. Da las es der Wirth, der konnte es ausbündig wohl lesen."

„Als nun das Mandat gelesen war von dem Wirth zu Valbert, wo der Freistuhl ist, da saßen wir zu Tisch und aßen mitsammt, der Wirth und ich und der Freigraf und der Bote, so ich gedingt hatte. Da nun wir das Mahl hatten gegessen, inzwischen kam der Widerpart der Stadt Wetzlar, Johann von Ysenberg, genannt Rupach, und auch des vorgenannten Freigrafen Sohn. Da mußte man den Zweien lesen das Mandat. Da man nun das Mandat las und auf etliche Artikel kam, die von der königlichen Majestät standen, da redet wider der Rupach: „Das ist erlogen, der König, der weiß davon nichts; das kommt von den Buben von Frankfurt und von den Buben von Wetzlar; darum mußt du sterben, du Verräther!" Als man kam auf etliche Artikel der Strafe (welche für den Fall der Nichtbefolgung des Mandats gedroht wurde), da sprach des Freigrafen Sohn: „O weh, du mußt hier sterben, du Verräther! Sollst du meinem Vater solche Briefe bringen?" Da redet er wider seinen Vater: „Vater, er muß sterben von meinen Handen! Vater, wollt Ihr Eure kaiserliche Freiheit brechen lassen, die wir von alter kaiserlicher Freiheit haben, länger denn das Kammergericht? Wir müssen einen Boten oder zwei henken, so schickt man uns keinen mehr her."

„Da lasen sie über mich, wie die Juden über unsern lieben Herrn, als der Brief ausgelesen war, und wollten mich erstechen und stachen nach mir, der Rupach und des Freigrafen Sohn. Da wehrte der Freigraf seinen Sohn und der Wirth den Rupach. — Da das geschehen war, da gingen sie zu Rath, wie sie nun thun wollten, und hatten einen langen Rath, und während sie Raths pflegten, da lief übereins Rupach auf mich mit seinem Degen und wollte mich erstechen. Da liefen die andern aus dem Rath und wehrten Rupach. Da sprach der Rupach: „Habe ich mich verwurket, so will ich mich verwurcken mit diesem Boten," und sprach: „Sollst du auf mich solche Briefe bringen?" Und da nun der Freigraf sah, daß mich die Zwei so böslich morden wollten, da sagte er wider sie, die königliche Majestät habe ihm verschrieben und nicht ihnen, und sprach wieder: „Aller Teufel Namen, laßt uns ungeschoren mit diesem Boten!" und sprach gegen mich: „Reite hinweg in aller Teufel Namen!" — Und ich stieg auf mein Pferd und war froh, und reite hinweg und danke Gott, daß ich davon kam. Da sah der Rupach den Boten an, den ich gedingt hatte, und sprach zu ihm: „Du Verräther, hast du den Boten hergeführt?" Da sprach der Bote: „Ja, ich hab's mit meiner Herren Erlaubniß gethan." Da schlug er ihn an den Kopf. „Hebe dich, du Verräther, du mußt sonst sterben!" Da machten wir uns davon."

Städte und Ritter auf ihren Burgen vergalten natürlich Gleiches mit Gleichem und die Boten der Vehmgerichte mußten daher, um vor Mißhandlungen gesichert zu seyn, oft von der allgemeinen Regel abweichen, zu Folge deren alle Ladungen bei Tage zu geschehen hatten. Sie allein durften gültig bei Nacht laden und steckten dann ihre Ladungsbriefe an die Thore der Stadt, legten sie in kleine Säckchen verpackt in Kirchen oder bei Burgen in den Thorriegel mit einem Königspfennig, nahmen drei Späne aus dem Rennbaum oder Riegel zur Urkunde der überbrachten Ladung mit sich und riefen

dem Burgwächter zu, daß sie seinem Herrn einen Brief gebracht und in den Grindel gesteckt hätten. So fand man, als die Stadt Görlitz beim Freistuhl zu Brackel verklagt war, die erste Ladung an einem Zaune und das zweite mal in der Mönchskirche auf der Erde.

Der Freischöffe wurde dreimal geladen und sogleich vor die heimliche Acht und erhielt jedesmal eine sächsische Frist, dreimal fünfzehn Tage oder sechs Wochen drei Tage. Zum erstenmal wurde ein Freischöffe geladen durch zwei Freischöffen, das zweitemal durch vier und endlich zum leztenmal durch sechs Freischöffen und einen Freigrafen. Noch größer waren die Feierlichkeiten bei einem Freigrafen, der zum dritten und lezten mal durch einundzwanzig Freischöffen und sieben Freigrafen geladen werden mußte. Unter der Adresse des Ladungsbriefs an einen Freischöppen standen stets die warnenden Worte: „Niemand soll diesen Brief aufbrechen, lesen oder lesen hören, er sey denn ein ächter, rechter Freischöppe der heimlichen beschlossenen Acht.“

Obgleich diese Feierlichkeiten bei Ladungen von Freischöffen den Vehmgerichten eigenthümlich waren, so war doch das dreimalige Vorladen altgermanische Weise, da der Freie des Mittelalters auf Ritter- und Wallfahrten und als Kaufmann vielfach die deutschen Gaue durchzog und man der Zeit wohl wahrnehmen mußte, um ihn daheim zu finden. Wenn man in dieser wanderlustigen Zeit aber überhaupt den Wohnort Jemandens nicht kannte, so erließ der Freigraf vier Ladungsbriefe zugleich, welche in Osten, Westen, Norden und Süden des Landes, wo man den Angeschuldigten vermuthete, auf Kreuzwegen angesteckt wurden, und man legte einen Königspfennig dazu, dessen Zweck in der Arensberger Reformation in folgender Weise angegeben wird: „Der Pfenning oder Stück des Königs Münz bedeutet des Gerichtes Freiheit und der freien Stühle, und daß es von dem König oder Kaiser herkommt, und daß dieß Gericht dem Kaiser oder König gehorsam, in Gebührlichkeit christlicher Ordnung unterthänig ist.“

Erschien nun auf eine solche Ladung ein angeschuldigter Unwissender, so wurde in alter Weise und an den alten Malstätten unter Linden, Eichen oder an der Straße das Urtheil gefunden und ausgesprochen. Das Verfahren war das gewöhnliche, wie ich es oben kurz zu schildern versucht. Nur in Einem Punkte weicht das Verfahren der Vehmgerichte, und zwar zum Nachtheil des Angeschuldigten wesentlich ab. Während im Allgemeinen auch hier beim Beweise der Unschuld die Eide der Eideshelfer in der Regel den einzigen Beweis bildeten, mußten bei der Vehme diese Eideshelfer selbst Freischöppen seyn, und es trat, wieder nur bei der Vehme, das sogenannte Ueberschwören ein. Hatte nämlich der angeschuldigte Unwissende zwei Freischöffen gefunden, die nun selbdritt ihn losgeschworen hatten, so konnte er dennoch wieder vom Ankläger und sechs Eideshelfern desselben, also selbsiebent überschworen werden; fand aber der Angeschuldigte wieder dreizehn Eideshelfer, die gegen jene sechs schworen, so konnte ihn der Ankläger dann nur mit zwanzig Eideshelfern überschwören, und gegen diese war kein Ueberschwören mehr möglich und der Angeschuldigte unrettbar verloren, gerade so wie wenn er gestand. Er wurde sofort von den Freischöffen ergriffen und aufgeknüpft.

Weit eigenthümlicher war aber das Verfahren bei der heimlichen, beschlossenen Acht, die nur gegen Freischöppen und Abwesende in Anwendung kam und welche die Haupteigenthümlichkeit der westphälischen Freigerichte oder Vehmgerichte bildet. Um nämlich mit Wirksamkeit auch gegen Abwesende zu verfahren, bildeten schon gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Freigerichte Westphalens ein eigentliches heimliches Gericht, von dem auf die schon erwähnte, etwas barsche Manier die Nichtschöffen ausgeschlossen wurden, und das deßhalb, weil Acht im Mittelalter häufig mit Gericht gleichbedeutend gebraucht wird, auch die heimliche Acht genannt wurde. — Hievon im nächsten Abschnitt.

Der Naturalismus in der modernen Kunst.

Es hieße sich muthwillig die Augen verschließen, wollte man das Unfertige, das Unbefriedigte unserer Zeit nicht einräumen, wollte man die Wehen des Uebergangs nicht mitempfinden, in welchen sie begriffen ist und in denen sie sich von manchem Alten, Ueberlebten loszureißen und sich für ihr fortgeschrittenes Bewußtseyn neue Formen zu erzeugen trachtet. In der Kunst hat eine achtsame Kritik diese Bewegung einerseits als

Krisis, als Gährung bezeichnet, von welcher der heutigen Kunst nicht unerhebliche Gefahren drohen; auf der andern Seite hat sie auf eine nothwendige Reform, auf eine Rücklenkung zu gesunden Quellen aufmerksam gemacht, in denen allein die Kunst Rettung finden könne, in denen allein ihr Fortbestand in der Gegenwart, wie ihre Weiterentwicklung in der Zukunft verbürgt und gesichert sey.

Die Krisis besteht nach dem Urtheile der Kritik darin, daß jede Einzelkunst nicht mehr das seyn will, was sie bis jezt war und wie man sie seither übte: vielmehr will eine jede sich zu freieren Formen ausdehnen, an ungewöhnlichen Stoffen sich erproben, ja mit allen übrigen Künsten sich vermählen, und erst aus diesem Schwesterbunde soll das Schöne als überraschende Frucht hervorgehen. In der That verräth heutzutage jede Kunst das Streben in die Breite, den Drang, sich über ihre ursprünglichen Grenzen hinauszuspannen, ihre eigenthümlichen Stoffe, ihr charakteristisches Stylgesetz den Nachbarkünsten mitzutheilen und sich deren specifische Aufgaben, deren Bildungsprincip anzueignen. Die normale Stellung der einzelnen Künste zu einander ist verwirrt, jede einzelne in ihrer beschlossenen Selbstständigkeit ist aufgelöst, das verheißene Kunstwerk der Zukunft ist noch nicht geschaffen. Fürwahr, man kann bedenklich werden und fragen, ob die Kunst diesen Gährungsproceß überstehen und ihr reines Götterbild aus den Wogen dieses Zeitkampfes siegreich emporretten werde.

Was die Reform betrifft, so hat die Kritik einmal auf die ganze Vergangenheit der Kunstpraxis hingewiesen, deren Bildungsgang ein gesetzmäßig fortschreitender, in sich berechtigter, deren Verfahren ein durchaus vernünftiges und naturgemäßes gewesen sey, von dem auch die moderne Kunst sich nicht emancipiren dürfe.

Sie hat ferner hingewiesen auf die Natur, die nicht in unsicherem Umhertappen sich verliere, nicht zu bloßen Uebergangsformen verschwimme und wild zusammengewachsene Ungethüme erzeuge, sondern jedes ihrer Reiche, jede ihrer Gattungen streng auseinanderhalte und in sich abgrenze, überall scharfgeschnittene Einzelgestalten, in sich beschlossene Individuen forme und selbst noch auf den unklaren Uebergangsstufen sich zu gegliederten, physiognomisch ausgeprägten Organismen zusammenraffe.

Sie hat sich endlich auf die geistige Organisation des Menschen berufen, als auf die höchste Instanz, für welche die Dinge der Welt berechnet sind und nach deren Zuschnitt sie ihr eigenes Wesen, ihr eigenes Gesetz und Maß empfangen haben. Nur in der Pflege einer Geistesthätigkeit, in der Concentration auf einen Punkt kann der Mensch Großes leisten; nur in der Einseitigkeit der Produktion, in der ausschließlichen Pflege eines Kunstzweiges wird er diesen zur Reife der Vollendung steigern und die reine Schönheit gewinnen. Ein Kunstwerk wird, mit andern Worten, immer nur einer Kunst angehören; nur wo die Schönheit zugleich Einfachheit ist, ist sie wahre Schönheit. Ferner: nur für eine Seite unseres Wesens ist jedesmal ein äußeres Objekt vorhanden; immer nur eine kann in Anspruch genommen werden, wenn der Geist etwas anschauen, etwas genießen und würdigen soll. Mehrere Geistesfunktionen in gleichzeitiger Thätigkeit sind etwas Unmögliches und Berichte von solchen irrthümlich oder übertrieben. Der Mensch mit allen seinen Sinnen, mit allen seinen Geistesvermögen in einem Augenblick beschäftigt, um ein entsprechend allseitiges Objekt zu bewältigen, ist ein Unding, ist eine Verkehrung seiner eigenen Geistesverfassung; und das gemischte Kunstwerk, das sich an die Energie seiner sämmtlichen Sinne richtet und alle seine Geistesoperationen herausfordert, ist eine gleiche Unmöglichkeit, ist die gleiche Verneinung, die gleiche Vernichtung seiner selbst, und hebt sich mithin in sich selber auf.

Welchen Weg nun aber die Kunst Behufs ihrer nothwendig gewordenen Reform einzuschlagen und zu welchen Quellen der Genesung sie sich zurückzuwenden habe, das faßt die Kritik ungefähr in Folgendes zusammen. Nicht am Alten allein darf die Kunst starrsinnig festhalten, nicht zu verbrauchten Stoffen, zu überwundenen Standpunkten, zu abgelebten Culturformen hat sie zurückzugreifen: der romanisch-byzantinische Baustyl, die fromme Heiligen- und Legendenmalerei, die contrapunktische Steifheit der altprotestantischen Kirchenmusik widerstreben dem modernen Bewußtseyn und müssen angemesseneren Organen des frei gewordenen Zeitgeistes Platz machen. Eben so wenig aber darf die Kunst der künftigen Entwicklung vorgreifen und ihren langsamen Bildungsgang überstürzen. Das Kunststreben darf nicht der Art seyn, daß es, angefochten und unverstanden von der Mitwelt, an die kommenden Jahrhunderte appelliren zu müssen glaubt, für die das neuerstehende Kunstwerk berechnet sey, von denen allein es erst geschäzt werden könne. Hitzigs überreich gegliederter Hausbau, Kiß's Amazone und Kalida's Bacchantin mit ihrer unplastisch leidenschaftlichen Bewegtheit, Kaulbachs philosophische Geschichtsmalerei, Richard Wagners decorativ-musikalisches Operndrama mit unerhörten Neuheiten und Gewaltthätigkeiten und mit Verschmelzung sämmtlicher Künste zum massenhaften Totaleffekt — das Alles sind, wenn überhaupt berechtigt, Uebereilungen des ruhigen Entwicklungsganges der Kunst, prophetische

Stimmen auf ein Kommendes, Beschwörungsformeln an den Geist der Zukunft.

Aus diesen Rückgriffen in die Vergangenheit und aus diesen Vorsprüngen in die Zukunft hat nun die Kunst mit ganzer Energie und Entschiedenheit sich zur Gegenwart zurückzufinden, sich auf dem Boden der wirklichen Welt niederzulassen, die großen Stoffe der Geschichte zu ergreifen und sich der objektiven Macht der Natur zu beugen, sie zu ihrem höchsten Gesetz, sie zum ausschließlichen Maßstab zu nehmen. — Zur Natur zurück! Das ist die Parole des heutigen Zeitgeistes, und alle geistigen wie praktischen Bestrebungen der Gegenwart folgen diesem Mahnruf wie einem Zauberspruche. Auch die Kunst hat keine andere Wahl, hat keine andere Rettung und Genesung zu hoffen: zur Natur zurück muß auch sie, weniger nach der Seite des Inhalts, um etwa von ihr allein die Stoffe für ihre Produktion zu empfangen, sondern nach der Seite der Form, indem sie ihr das verlorene und doch einzig wahre Bildungsgesetz ablauscht, nämlich Einfalt und Größe, Wahrheit und Treue. So nur, versichert die Kritik, werde die Krisis in der Kunst überwunden, so nur sey die Reform zu bewerkstelligen und die Kunst selbst vor noch weiterer Entartung, vielleicht vor ihrem nahen Untergange zu retten.

Der Kunstfreund, wie jeder Wohlmeinende überhaupt, muß dieser Forderung der Kritik unbedingt beistimmen: Rücklenkung zur Natur ist wirklich das einzige Genesungsmittel der Kunst von ihren Verirrungen. Und die Strömung des Zeitgeistes weist ja dabei der Kunst von selbst den Weg. Wie jene in der Ausbeutung und Nutzbarmachung der Natur ihren Schwerpunkt hat, so hat diese in der Natur ihr Vorbild und ihren Gesetzgeber. Aber was erfreulicher ist und was mit größter Genugthuung hervorgehoben werden muß: die Kunst hat dieses Ziel bereits als das einzig zu erstrebende, diesen Weg als den allein richtigen erkannt und ihn zu wandeln angefangen. Verzehrt sich auch die eine Hälfte ihrer heutigen Produktionskräfte in formlosem Idealismus, der nur todtgeborene, unverständliche Gestalten zu Tage fördert, so ist doch die größere Hälfte unserer Künstler in tüchtigem Streben auf das Reale, auf Geschichte und Natur und Leben gerichtet und durch naturwahre Behandlung, durch concrete Stoffe, durch treue Detailtechnik allgemein verständlich und geliebt. Hier also ist, kann man sagen, die Natur in die Kunst eingetreten, hier ist der Natursinn, die Naturtreue, mit Einem Wort der gesunde Naturalismus, dem die Zeit im Ganzen huldigt und dessen die Kunst als ihres Heilmittels bedarf, in der Kunst selbst rege und schöpferisch. Diesen Naturalismus in der heutigen Kunstpraxis nachzuweisen und die betreffenden Fingerzeige für ihr weiteres Gedeihen daran zu knüpfen, möge in der Kürze die Aufgabe dieser Zeilen seyn.

Wenn man heutzutage in der Conversation des geselligen Verkehrs den Zeitgeist charakterisiren hört, so werden immer nur Luxus und Vergnügungssucht, Geschäft und Erwerb, Handel und Verkehrsweg, kurz, nur die materiellen Interessen hervorgehoben, auf die jeder allein noch bedacht und für die alle Gedanken, alle Hände thätig seyen. Diejenigen, welche ihren Vortheil daraus ziehen oder ihre eigene Neigung in diesem Streben befriedigt finden, rühmen und befördern diese Tendenz; die Männer der Abstraktion aber und alle idealer Organisirten tadeln es und beklagen die Vernachlässigung alles Höheren, schreien über Verachtung von Wissenschaft und Kunst, über stumpfe Gleichgültigkeit gegen Religion und Kirche. Jedoch ist diese Anschauung des Sachverhältnisses — zum Troste sey es gesagt — oberflächlich und einseitig und darum unrichtig. Wer die Sache bloß so betrachtet, sieht nur, was vor Augen ist, nicht aber in's Herz der Zeit, fühlt nicht ihren lezten bewegenden Pulsschlag; wenigstens bis zur Quelle, bis zu dem gemeinschaftlichen Grunde der heutigen Bewegung ist er nicht vorgedrungen. Diese gemeinschaftliche lezte Quelle aber ist die Natur, die neuerwachte Liebe für ihre Genüsse und Reize, der noch nie dagewesene Sinn für ihre Geheimnisse, für ihre Schätze. Geht man von der einfachen Betrachtung der regen Handwerksthätigkeit, von dem großartigen Getriebe der Werkstätten und Fabriken, von der Sucht zu Reisen und Auswanderungen, selbst von der Popularisirung der Wissenschaft und Kunst, von Volksschriften und Liedertafeln rückwärts — immer kommt man bei der Natur an, aus der schließlich all diese mannigfachen Erscheinungen fließen. Natursinn, Naturliebe ist der Grundzug des heutigen Geschlechts, ist das Zeichen unserer Zeit.

Es kann uns für den vorliegenden Zweck nicht darauf ankommen und der Versuch deßhalb füglich unterlassen werden, den lezten Beweggründen für diesen starken und allgemeinen Natursinn nachzuspüren. Religiöse Zweifel in Folge der wissenschaftlichen Kritik, religiöse Beschränkungen Seitens des Staats, und die politischen Enttäuschungen der lezten Jahre mögen gleichzeitig das Volk zu dieser Indifferenz gegen die genannten Interessen getrieben, zugleich aber auch seine Neigung, seine Energie für andere, ihm näher liegende Gebiete wach gerufen haben; denn für irgend etwas will der Mensch ein Pathos, eine Vorliebe haben, nach

irgend einer Seite will er seine Stärke entwickeln. So geschah es, daß das Volk den Rückzug auf seinen nächsten Kreis, auf seine materiellen Bedürfnisse nahm, den Rückgang auf die Wirklichkeit, auf die Natur, als auf den allein festen Boden, die allein unentweihbare Provinz inmitten der allgemeinen Unsicherheit, auf dieses allein ertragsfähige, nährende Gebiet.

Beschränken wir uns dagegen mit dem Nachweise des heutigen Naturalismus auf die Kunst und prüfen wir, in welcher Weise er sich hier äußert, so finden wir einerseits als den treibenden Geist der modernen Kunst das Streben nach lebendig bewegter, gestaltenreicher Darstellung, den Zug zu individualisiren, zu personificiren, und nach der Seite der technischen Ausführung eine ungewöhnlich aufmerksame, scharfe Naturtreue, eine außerordentliche Sauberkeit des Details.

Aber, wird man uns entgegen halten, widersprechen dieser vermeintlichen Richtung auf das Individuelle nicht gewisse Erscheinungen von gerade entgegengesetzter Tendenz, wie wir solche in der Kunst und Wissenschaft, wie im socialen Leben in gleicher Stärke wahrnehmen? Wenn wir uns Kaulbachs philosophische Ideencombination zu einer neuen, potenzirten Historienmalerei, wenn wir uns Richard Wagners Verschmelzung der Künste zum Totalorganismus der künstlerischen Gesammtwirkung vorführen; wenn wir daneben die kosmische Weltbetrachtung Humboldts stellen und uns an Riehls und B. Cottas Versuche erinnern, die geistigen Verschiedenheiten der Volksstämme aus ihrer physischen Grundlage, die Cultur der Bewohner aus ihrer Abhängigkeit vom Boden zu begreifen; wenn wir endlich die Socialpolitik mit ihrem Streben nach umfassender Gleichstellung, den ganzen Drang der heutigen Gesellschaft nach Association und Universalität neben obige Erscheinungen halten — ist das nicht das diametrale Gegentheil jenes Zugs zum Individuellen? ist das nicht die Verschwisterung alles Einzelnen zu einem Bunde, die Herabsetzung des Einzelnen zum verschwindenden Moment einer komparativen Gesammtdarstellung? Aber auch immerhin die Bedeutung der genannten Erscheinung zugegeben, so bleiben es doch nur Einzelerscheinungen, die schon vermöge ihrer Genialität sich nicht alle Tage wiederholen und in denen entweder nur die Vergangenheit sich zum übersichtlichen Abschluß ihrer Entwicklung zusammen faßt, oder die künftige Menschheitsbildung sich prophetisch ein verfrühtes Daseyn gibt, der Gegenwart gleichsam einen vorzeitigen Besuch abstattet. Die Gesammtthätigkeit der Gegenwart aber ist, trotz jenen combinatorischen Geistern, auf das Einzelne und Individuelle gerichtet, wie uns dieß die wissenschaftliche Einzelbehandlung, die naturhistorischen Monographien beweisen. Die Chemie prüft mit immer neuen Experimenten den einzelnsten Stoff, die Botanik wirft sich mit mikroskopischer Schärfe auf ein einziges Organ, auf ein kleinstes vegetabilisches Produkt, auf den lezten und geheimsten Punkt des Lebensanfangs. „Die Pflanze und ihr Leben“ von Schleiden, „die Pflanzenzelle,“ „der Baum,“ „die Knospe“ von Schacht sind, um andere Specialleistungen zu übergehen, charakteristische Erzeugnisse der heutigen Naturwissenschaft.

Am wohlthuendsten ist die freie Stylisirung nach der Natur offenbar in der **Baukunst**, wie wir uns allerorten davon überzeugen können. Während die Bauwerke früherer Kunstepochen meist in großen Formen ausgeführt sind und der praktische Hausbau, ohne alle Schönheitsrücksichten, sich ausschließlich von wirthschaftlichen und Bequemlichkeitsgründen leiten ließ, geht man gegenwärtig mehr in's Kleine und Ansprechende und sucht die Gebäude neben der Schönheit auch mit Freiheit und Leben zu durchhauchen. Diese in der modernen Architektur rege Naturnachahmung durchbricht, wie der schon erwähnte Hitzig'sche Privatbau in Berlin, die glatten Hausfronten des Schinkel'schen Styls zu offener Gliederung, streckt Erker und Balkone auf die Straße heraus, stüzt dieselben durch freistehende Säulen und Karyatiden in der Mittelfaçade und stellt an die nordische Eingezogenheit unseres Hauslebens die Einladung zu südländischer Freiheit und Umschau. Erfreulicher noch ist es, wenn die freie Schlingung der Naturformen in die massive, mathematische Starrheit der Gebäude hereindringt und Gemäuer und Säulen zu gleichem Leben, zu der gleichen Beweglichkeit des Wachsens und Rankens aufzufordern scheint. Wer jezt irgend Sinn und Mittel dafür hat, sezt sich nicht bloß ein glattes, steinernes Wohnhaus hin, das er nun bloß im Innern sich möglichst bequem und geschmackvoll einzurichten bedacht ist. Ebenso sehr sieht er auf Verschönerung der Außenseite, läßt einen Weinstock oder sonstiges Schlinggewächs sich am untern Geschoß hinaufziehen und die Fenster schattig überwölben, spannt über die Eingangsthür einen grünen Laubengang oder stellt stattliche Topfgewächse auf die Absätze der Vortreppe, umzieht Balkon und Säulen in den obern Stockwerken mit derselben grünen Zierde und läßt so überall die freie Natur möglichst nahe in sein eingezogenes, vielleicht arbeitsvolles Hausleben hereintreten.

Derselbe Zug zur Natur liegt auch der Erscheinung zu Grunde, daß wir heutzutage so viele Neubauten in den Vorstädten und Gärten, statt in den Straßen emporsteigen sehen, und zwar häufig in der reizenden Holzarchitektur des Schweizerstyls; daß man in stillen Gebirgsschluchten, als Erholungsstätten für ermüdete

Touristen, natürliche Hütten aus rohen Steinen und Baumstämmen, aus Moos und Rinde aufführt, daß sich selbst auf hohen Gebirgspunkten förmlich großstädtische Hotels erheben, offenbar zu keinem andern Zwecke, als der entzückenden Aussicht mehr als ein paar flüchtige Augenblicke zu schenken, sie mit der ganzen Dekoration der Umgebung, mit allem Dämmer der Fernsicht, mit dem ganzen reizvollen Zauber der wechselnden Beleuchtung zu genießen, ja sie gleichsam in sich aufzusaugen und mit sich zu nehmen. Wer erkennt in dieser Tendenz der Architektur nicht den Zug zur Natur, den Genuß ihrer freien Schönheit, die Nachahmung und Anwendung ihrer Bildungen? Denn diese eben ist es, welche an den Gebäuden hier öffnet, dort schließt, hier hervortreten läßt, dort einzieht und die großen, todten Stoffmassen mit dem Spiel freier Bewegung, mit der Lebendigkeit organischer Gliederung zu beseelen sucht, wie diese ja in der Natur ursprünglich vorhanden ist.

Die Gartenkunst sodann, welche ihre Thätigkeit an die Natur selbst anlehnt, zieht sich gleichfalls näher um die menschliche Existenz, um die Städte und Einzelwohnungen herum, um zuletzt selbst mit dem gemüthvollen Binnenleben der Familie zu verwachsen. Unschönes und Steifes sehen wir auch hier schwinden und der freien landschaftlichen Natur Platz machen. Die Wälle und Wassergräben um die älteren Städte, die bisher von lokaler Beschränktheit oder Pietät noch erhalten blieben, weichen fast überall geebneten, gartenähnlichen Anlagen mit geraden und verschlungenen Wegen, mit Blumenbeeten und Rondels, Bosketen und Ruheplätzen, und bloße Zweckanlagen im Freien, z. B. Friedhöfe, Schieß- und Bleichplätze verschönern sich gleichfalls zu Promenaden und Gärten. Um den Ernst und das kalte Bedürfniß legt sich verklärend die Schönheit, und das Wildverwachsene und Wüste lichtet sich zur Freiheit, zur Ordnung. Auch die Stangenarchitektur der Pappeln an unsern Landstraßen kommt mehr und mehr in Mißkredit und wird bereits an vielen Orten durch den ansprechenderen Blüthen- und Früchteschmuck der Obstbäume ersetzt.

Der ähnliche Fortschritt wiederholt sich in den Privatbesitzungen. Früher sah man, hauptsächlich bei Fürsten und Reichen, nur französische Gärten mit schnurgeraden Wegen, rechtwinklichen Beeten, geschorenen Hecken, künstlichen Grotten und Bergen, plumpen Statuen und Wasserkünsten, in denen sich die steife Pracht der innern Palastarchitektur wiederholen und selbst die harmlose Natur den Glanz der Majestät wiederstrahlen sollte. Als ob die freie Schöpfung auf jedem Schritte zu einem steifen Kompliment von den Großen der Erde gezwungen würde, so kommen uns diese französisch gestutzten Gärten noch heute vor. Aus diesem eingeschnürten Zwange hat sich nun, zum Zeugniß des regen Natursinns, die neuere englische Gartenanlage zur wilden Schönheit der Landschaft zurückgefunden; denn diese allein ahmt der englische Garten nach, ihrer Freiheit wollen wir uns in unsern Hausgärten bewußt und froh werden. Der frische Rasenteppich erinnert uns anmuthig an die Wiesen und grünen Flächen draußen, wo wir uns als Kinder in muthwilligem Spiel umhergetummelt; runde oder geschwungene Beete, zerstreute Blumen- und Baumgruppen darin, willkürlich dahinlaufende Wege zwischen den grünen Breiten vervollständigen das Bild der regellosen Landschaft. Ein Teich mit halbversteckten Ufern und Inseln, ein durch das Gebüsch plätschernder Quell, ein vom Felsen rauschender Wasserfall erhöhen noch den Eindruck der buntbelebten Naturscenerie, und rankende Weinguirlanden von Baum zu Baum zaubern uns die Ueppigkeit einer südlichen Vegetation, rufen uns die warmen Thäler Tyrols und die paradiesischen Ufer der italienischen Seen vor die getäuschte Seele.

Aber selbst in das Haus, in das Wohnzimmer, an den Arbeitsplatz nimmt man die grüne Natur mit herein und wandelt auch die Stube, soweit der Raum es gestattet, zum blätterbelaubten, blüthenduftenden Garten um. Sinnige Frauenhand stellt sich im Fenster eine kleine Orangerie bedeutungsvoller Lieblingsblumen auf und ordnet und begießt ihren Blumentisch jeden Morgen. Was die Jahreszeit an Blüthenpracht bietet, findet man in Körbchen und Schalen, auf Tischen und Schränken geschmackvoll zusammengefügt, und um die ganze Fensterwand oder um den traulichen Sammelplatz der Familie mitten im Zimmer wölbt eine immergrüne Epheulaube ihr umschließendes, segnendes Dach. Ueberall der liebevolle Bund mit der Natur, in deren Schutz und Schönheit sich die menschliche Existenz behaglich und vertrauensvoll niederläßt.

Der modernen Plastik wird man nicht ohne Grund den Vorwurf machen dürfen, daß sie Maß und Würde in etwas verloren habe und allzu leidenschaftliche Stoffe behandle: Momente des Kampfes, gespanntester Bewegung, in der kein Mensch dauernd beharren kann, krampfhaft gewaltsame Stellungen, welche die versagende Kraft augenblicklich wieder zu verlassen gebietet, und die dennoch von dieser übermüthigen Kunst in die harte Festigkeit des Steines gebannt werden und so zu ewigem Dulden unbarmherzig verurtheilt erscheinen. Kiß's Amazone und Kalidas Bacchantin werden immer stumme Ankläger dieser künstlerischen Gewaltthätigkeit seyn. Beide wären höchst dankbare und

gefügige Objekte für die Malerei oder die schildernde Dichtkunst gewesen, aber nicht für den Meißel des Bildhauers, der immer nur beruhigte Momente mit einer gewissen architektonischen Würde; mit einem gewissen monumentalen Pathos darzustellen hat. Lebendig aber — das läßt sich trotz allen Ausstellungen nicht läugnen — lebendig sind diese Gruppen; Leben und Naturtreue spricht aus diesen Gestalten, springt, so zu sagen, aus jeder ihrer Bewegungen hervor. Und läßt man einmal die Natur als das lezte objektive Kunstvorbild gelten, und gestattet man, besonders im Gegensatze zur antiken, der modernen Skulptur eine größere Annäherung an die Natur, ähnlich wie den übrigen Künsten, so werden die genannten Bildwerke sicherlich unter denen seyn, welche den Vortritt in der neu einzuschlagenden Richtung behaupten.

Am prägnantesten aber tritt der rege Natursinn der heutigen Skulptur an den Postamenten der charakteristischen Standbilder unserer Zeit zu Tage. In Paris auf dem Vendomeplatze schaut Napoleon von hoher Säule auf das Getümmel der Weltstadt und des verjüngten Kaiserreichs herab. In Berlin auf der nach ihm benannten Brücke thront der große Kurfürst als Reiter auf hohem, massivem Fußgestell, dessen vier Ecken nur von vier nackten Riesenwächtern drohend umlagert werden. Den Wilhelmsplatz in Kassel — um auch ein untergeordnetes Beispiel zu erwähnen — schmückt, gleichfalls auf hohem Sockel mit einfacher Inschrift, die kolossale Reitergestalt des verdienstvollen Kurfürsten Wilhelm. Solche Statuen errichtet man heutzutage nirgends mehr, solche Postamente wenigstens mit glatter, todter Oberfläche sieht man aus keinem Atelier mehr hervorgehen. Jezt erweicht sich auch der massive Würfel des Fußgestelles zu flüssigem Leben; das bloß mechanische Glied, der todte, hochgereckte Träger wird zum organischen Bestandtheil, zum ästhetischen Ingredienz des Kunstwerks, zum mitwirkenden Gehülfen des verkörperten Gedankens. Während sonst das dargestellte Leben sich auf die oben ruhende Gestalt beschränkte und der tragende Pfeiler wie ein gleichgültiges Beiwerk, wie ein herkömmliches Uebel geduldet wurde, wird er jezt in den Strom der künstlerischen Ideendarstellung mit hereingezogen. Gleich vom Fuße an, vom Erdboden aufwärts regen sich im Stein die Wellen des Lebens, beginnt das schaffende Gestaltenspiel des zu Tage ringenden Gedankens, des bildenden Künstlergeistes, und durch das ganze Standbild, Postament wie Statue, wogt der Ocean der Zeitströmung, die den Helden wie einen beherrschenden Gott aus sich gezeugt hat und nun in dankbarer Verehrung als den Gipfelpunkt des ganzen, reich entfalteten Lebens emporhebt. Hier kann man nicht mehr bloß von der eigentlichen Gestalt sagen, der Marmor rede oder klopfe fast sichtbar unter der steinernen Hülle: hier lebt der Stein gleich von unten herauf; die Starrheit der elementaren Natur ist zu sprechendem Geistesleben wiedergeboren.

Der Leser erräth, daß wir hiebei besonders zwei Standbilder im Sinne haben, das Denkmal des leztverstorbenen Königs von Preußen im Berliner Thiergarten von Drake, und das berühmte Friedrichsstandbild von Rauch am Eingange der Linden in Berlin — lezteres unbezweifelt das großartigste und vollendetste Erzeugniß der gesammten neueren Skulptur. In der Drake'schen Statue steht der König mit ganzer Lebenswahrheit inmitten der grünen Laubumgebung: militärisch straff und zugeknöpft, aber mild und wohlwollend in den Gesichtszügen, genau so, wie er im Leben war. Aber diese scharfe Naturtreue und die einfache Gestalt, an der sie zur Erscheinung kommt, genügten dem Künstler nicht. Auch das Gestelle, worauf sie ruht, sollte mitsprechen, sollte Theil haben an dem nachgeahmten Leben des königlichen Herrn, und sollte wenigstens denjenigen Zug des Dahingeschiedenen verherrlichen, der gerade an dieser Stelle, in dieser Umgebung sein Bild aufstellen hieß: seine innige Naturliebe und seine Verdienste um die Cultivirung des Berliner Parks. So entstanden jene reizenden Figurenarabesken, die sich um die untere Rundung des Postaments schlingen, Gestalten jedes Alters und Standes, mit Blumen und Früchten spielend und mit den Verrichtungen des Landbaus in heiterer Lebendigkeit beschäftigt, sämmtlich in meisterhaft sauberer Detailausführung, als hohe Reliefarbeit aus der runden Fläche hervortretend und alle dem Gedanken dienend, wie nahe der menschenfreundliche Sinn des Königs solcher Thätigkeit stand, wie bereitwillig er sie pflegte und förderte.

Das Friedrichsdenkmal anlangend, so erkannte der Tiefsinn Rauchs, daß eine plastische Verherrlichung des großen Preußenkönigs, dieses Mannes seines Jahrhunderts, nicht anders geschehen könne, als daß sie zugleich die Erinnerung an seine siegreichsten Heldenthaten, die Charakteristik der ganzen Geistesströmung seiner Zeit in sich schlösse. Und so erscheinen denn auch hier Krieg und Diplomatie, Wissenschaft und Kunst in ihren hervorragendsten Repräsentanten. Auf allen vier Flächen, wie an den Kanten des Postaments, an dem untern Sockel, wie oben am Würfel quellen die Figuren, fast lebensgroß, als scharf markirte Reliefbilder aus dem todten Stein: hier mehr isolirt stehende, büstenähnliche Köpfe, dort figurenreiche, redende und handelnde Gruppen, in der höchsten Spannung eines entscheidenden Moments je nach ihrem Charakter und der Sphäre ihres Wirkens:

das Ganze ein in Stein gehauenes Heldengedicht von Preußens glänzendster Geschichtsepoche, ein tiefsinniges und anschauliches Culturgemälde des achtzehnten Jahrhunderts.

Aber trotz dieser Herrschaft einer großen Idee, die in den genannten zwei Monumenten ihre Verkörperung findet und sich in der aneinander gereihten Breite der epischen Skulpturdarstellung entfaltet, trotz dieser Gefahr, mit dem dargestellten Gedanken in die formlose Abstraktion, in die verwischende Typik der Gedankenwelt überhaupt zu verschwimmen — dennoch die treueste Naturwahrheit, die feinste Durcharbeitung des Details: jede Figur ihrer Zeit, ihrer leibhaftigen Erscheinung so scharf abgelauscht, so getroffen im Porträt wie im Costüm, so sprechend wiedergegeben in der still schaffenden Meditation wie in der Erregtheit des gefahrvollen Augenblicks, daß selbst der wenig unterrichtete Laie sehr bald erkennt, wen er in all den einzelnen Figuren vor sich sieht. Mit Einem Wort: auf der Höhe der heutigen Zeitschöpfungen haben wir den Naturalismus in prägnantester Entschiedenheit, die Schönheit vollendeter Kunst im innigsten Bunde mit der Natur und ihrer sprechenden Wahrheit.

Neben der Großartigkeit solcher cyklischen Geschichtsdarstellung verschwindet nun freilich die bloß schmückende Plastik, mit der wir uns in Haus und Zimmer umgeben, zu unscheinbarer Bescheidenheit. Und dennoch bekundet für den aufmerksamen Beobachter auch diese untergeordnete Bildnerkunst den gleich starken Natursinn, die gleich innige Naturliebe und schließt sich vermöge dieser gleichartigen Tendenz jenen umfassenden Bildwerken nicht unebenbürtig an. Wohl mögen die wenigsten, welche in ihren Wohnräumen Ampeln und Vasen, Büsten und Nippsachen anbringen, ein Bewußtseyn davon haben, welch tieferer Zug diesem Zimmerschmuck zu Grunde liegt, welcher still waltenden Idee sie damit dienen; bei den meisten ist es gedankenlose Nachahmung, bloße Modesache; sie loben höchstens den guten Geschmack, den glücklichen Instinkt, welcher dergleichen ansprechenden Zierrath zuerst in Kurs gebracht hat, der leitende Gedanke aber bleibt ihnen verschlossen. Und der ist eben kein anderer, als die uns allen so natürliche Liebe zum Leben, die Freude an lebendigen Naturformen. Der tiefe, uns angeborene Schönheitssinn will nichts Rohes und Kahles, sondern entsprechende Bilder seines Innern, Werke und Zeugen der Schönheit um sich sehen; die uns alle durchströmende physische Lebenskraft duldet nichts Todtes, auch außer uns sollen Leben und lebendige Formen hervorquellen, wie die Natur sie unendlich mannigfaltig erzeugt und uns von allen Seiten damit umstellt. In diesem unbewußten und doch so starken Drange liegt der Grund, warum wir unsere Zimmerwände mit Bildern behängen, warum wir in der hohen Wölbung der Fensternische Ampeln mit herabfallendem Blätterschmuck befestigen, warum wir auf Tischen, Schränken, Consolen u. s. w. Blumenvasen und Büsten unserer Lieblingsdichter aufstellen. Nirgends wollen wir bloß todten Stoff, bloß glatte Flächen, bloß kahle, geometrisch construirte Räume: Leben soll alles athmen, in ansprechenden Formen soll uns alles nahe treten; der todte Stoff erwärmt sich und wogt flüssig in dem anmuthigen Wellenspiel lebendiger Linien, und die Geräthe des bloßen Zwecks wachsen hinüber in die Aehnlichkeit organischer Naturformen. Erst der Tisch, der sich auf Löwenfüßen selbst fortbewegen zu können scheint, erst das Gefäß, aus dessen künstlichem Kelche der natürliche Blumenstrauß hervor steigt, dieses erst genügt unserem Schönheitssinn und bekundet, wie nahe wir uns ursprünglich zur Natur hingezogen fühlen, wie verwandt unser besseres Innere ihrer einfachen, gesunden Schönheit ist.

(Schluß folgt.)

Gesellschaftsleben in Newyork.

Wir Alle wissen mit unumstößlicher Gewißheit aus der Geographie, daß Newyork unter dem 41sten Grad nördlicher Breite, folglich in gleicher Höhe mit Neapel liegt, und es ist demnach nicht zu verwundern, daß viele der einwandernden Europäer die Erwartung eines italienischen Klimas mitbringen und sich nachher nicht genug ärgern und erboßen können, wenn sie dem 41sten Grade zum Trotz oft mehr von der Kälte zu leiden haben als daheim etwa unter dem 51sten. Der verflossene Winter vorzüglich konnte für ein Muster der verhältnißmäßigen Rauhheit und Unfreundlichkeit des Klimas gelten. Mehrmals hatten wir eine Kälte von 18 Grad Reaumur,

verbunden mit solchem Schneefall, daß die Eisenbahnverbindungen oft Tage lang unterbrochen waren. Bleibt der Schnee nur einige Tage liegen, so jubelt Jung und Alt, denn vielleicht in keiner andern Stadt wird das Schlittenfahren mit solcher Leidenschaft, ja Tollheit betrieben, als in Newyork. Die Reicheren nehmen Schlitten für sich und sausen im obern Theil der Stadt umher; die große Masse dagegen macht sich das Vergnügen einer Schlittenfahrt für sechs Cents auf einem der zahllosen Omnibus, welche, in Schlitten verwandelt, die Stadt in allen Richtungen durchrasen und jedem kleineren Fuhrwerk Verderben drohen. Man sieht selbst ganz anständig gekleidete Leute auf diesen Schlitten, wo sie zusammengepackt wie Häringe, sich gegenseitig stoßend und tretend, im kalten Nordwestwind unter dem Gewehrfeuer von tausend, Schneeballen werfenden Straßenjungen sich auf dem holprigen Straßenpflaster zusammenrütteln lassen, und derjenige mag sich noch glücklich schätzen, der von einer solchen Spazierfahrt mit keiner größeren Beschädigung als einem verdorbenen Hut, einem zerrissenen Rock und einigen blauen Flecken nach Hause kommt, wo er das von Taschendieben gestohlene Portemonnaie vermißt. Jeder weiß dieß, aber die Versuchung ist unwiderstehlich, und selbst der Unglückliche, welcher eben in Broadway bei einem plötzlichen Stoß vom Schlitten heruntergefallen ist und, alles Schlittenfahren verwünschend, durch die liebliche Mischung von Straßenschmutz und schmelzendem Schnee an's Ufer waten muß, vergißt sein Mißgeschick noch ehe seine Kleider getrocknet sind, knöpft die Fragmente seines Rocks zusammen und steigt an der nächsten Ecke wieder ein. Den Gipfel erreicht die Raserei erst am Abend, und von acht bis eilf Uhr ist das Treiben auf Broadway in der That lebensgefährlich. Gegen einen solchen Omnibusschlitten, der mit fünfzig bis sechzig betrunkenen, schreienden, brüllenden Kerlen bepackt, welche die Vorübergehenden mit Eis und Schneeballen werfen, im tollen Galopp dahin jagt und in seinem Lauf Laternenpfosten, und was ihm sonst etwa in den Weg kommt, ohne Barmherzigkeit zerschmettert oder niederreißt, erscheint das wilde Heer zart und elfenhaft. Manchmal rennen wohl zwei dieser Ungethüme gegen einander und das Freudengeschrei wird eine Weile durch Flüche und Verwünschungen unterbrochen; dann geht es weiter, fort und fort, bis endlich die Pferde nicht weiter können, die Menschen sich heiser gebrüllt haben oder vor Betrunkenheit umfallen, die Taschen leer sind und jeder, von den Genüssen des Tages todtmüde, auf sein Lager sinkt.

Dieses Vergnügen hält indessen selten lange an, gewöhnlich pflegt nach einigen Tagen Thauwetter einzutreten, bis ein kalter Nordwestwind, hier nicht viel weniger schneidend und austrocknend als bei uns der Nordost, abermals auf kurze Zeit Kälte bringt. Die grenzenlose Veränderlichkeit der Atmosphäre ist überhaupt ein fortwährender Gegenstand der Klage, sowohl für Fremde als Eingeborene, und die jähen Sprünge von wohlthuender Sommerwärme zu schneidender Kälte bringen, wenn auch gerade keine gefährlichen Krankheiten, doch zahllose Erkältungen, denen nur wenige Begünstigte ganz entgehen.

Die Schönheit eines europäischen Frühlings ist hier unbekannt, und statt des allmähligen Knospens und Wachsens macht die Natur einen plötzlichen Sprung vom Winter zum Sommer. In der ersten Hälfte Aprils strecken die Bäume ihre Zweige noch gleich Besenreisern in die Höhe; nur das Gras fängt an zu grünen, und ein kalter Nordwest jagt Wolken von Staub in den Straßen auf, so daß die schwarzen Röcke und Mäntel der Pflastertreter weiß, die Gesichter ihrer Besitzer aber schwarz anlaufen.

Es ist unter den Europäern eine gewöhnliche Klage, daß man hier fast allen gewohnten Genüssen, namentlich in Beziehung auf Kunst und höhere Geselligkeit entsagen müsse. Wenn sich aber auch wirklich nicht abläugnen läßt, daß dieselbe im Allgemeinen begründet ist, so kann man doch unter nur einigermaßen günstigen Verhältnissen und mit etwas Glück das Gesuchte hier so gut finden als in den großen Städten Europas. Es ist wahr, daß die Amerikaner im Ganzen weder Sinn noch Talent für Geselligkeit haben, daß namentlich unter der Geldaristokratie, der »codfish aristocracy,« oder »mushroom aristocracy« (Pilzaristokratie, so genannt, weil sie gleich den Schwämmen aus dem Nichts aufzuschießen scheint) nicht nur die Bälle und Diners, sondern auch die wöchentlichen Empfangsabende, wie auch das sonntägliche Kirchenlaufen größtentheils nur als Gelegenheiten betrachtet werden, um den möglichsten Luxus zur Schau zu tragen, wo von wirklicher heiterer Geselligkeit und gegenseitigem Austausch so wenig die Rede ist als etwa bei den Abfütterungen unserer Geldherrscher in Hamburg oder Frankfurt, und das Bild, welches die berühmten „Potiphar Papers," eine der besten Satiren, womit eine große Masse eitler, unwissender Parvenus jemals gegeißelt wurde, und die wahrscheinlich schon längst auch ihren Weg nach Europa und Deutschland gefunden haben, von dieser Gesellschaft liefern, ist in der That kein übertriebenes. Allein wenn man erwägt, daß alles, was die Vereinigten Staaten an Wissenschaft, Kunst und Literatur besitzen, sich in einigen wenigen großen Städten des Ostens concentrirt, so folgt von selbst, daß in dieser Hinsicht in Newyork keine

so schreckliche Dürre herrschen kann als man behaupten will. Auch hier gibt es Salons, in denen sich literarische und künstlerische Berühmtheiten während des Winters allwöchentlich zusammen finden. Freilich braucht der Fremde, wie in jeder großen Stadt, etwas Glück, um in die rechten Kreise eingeführt zu werden, und selbst in diesem Falle habe ich gefunden, daß oft bei den Deutschen eine gewisse Trägheit hindernd dazwischen tritt, welche es ihnen zu beschwerlich erscheinen läßt, sich den Ansprüchen einer andern Nationalität zu fügen, wo die geistigen Verbindungsbrücken erst aufgeschlagen werden müssen. Die Selbstverläugnung, welche dazu gehört, um die Gedanken in das lästige Gewand einer fremden Sprache einzuzwängen, in dem sie unfehlbar viel von ihrer ursprünglichen Originalität einbüßen müssen, dünkt ihnen zu schwer, und je mehr sie vielleicht im geschäftlichen Verkehr mit den Amerikanern in Berührung kommen, um so mehr suchen sie Erholung im Kreise der eigenen Landsleute. Einige wenige Häuser gibt es, wo beide Elemente sich vereinigen und alle Ansprüche, die man an angenehme Geselligkeit machen kann, befriedigt werden. Unter diesen ist vorzüglich der Salon der liebenswürdigen und geistreichen Mad. Robinson, in der Literatur unter dem Namen Talvi bekannt und geschätzt, hervorzuheben, welche, obgleich schon seit mehr als zwanzig Jahren hier lebend, das lebendigste Interesse für alle geistigen Regungen und Strebungen in Deutschland, so wie für deren Repräsentanten hegt, und bei der sich an den wöchentlichen Empfangsabenden künstlerische und literarische Notabilitäten Deutschlands und Amerikas frei und ungezwungen zusammenfinden. Eine ähnliche Geselligkeit findet man bei Miß Anna Lynch, die ebenfalls schon als Schriftstellerin aufgetreten ist, bei dem Buchhändler Putnam und noch einigen andern.

Außerdem hat sich in den lezten Jahren auch unter den Deutschen, troz der fortwährenden Klagen über deren Zersplitterung und ihren Mangel an nationalem Aneinanderhalten, ein selbstständigeres geselliges Leben entfaltet, besonders seitdem in Folge der politischen Zustände in Deutschland nicht mehr wie früher fast ausschließlich Glücks- und Geldjäger, ungerathene „jüngere Söhne von jüngeren Brüdern," heruntergekommene Familienväter und flüchtige Diebe, sondern viele Männer aus der Elite der Bildung freiwillig oder gezwungen hier eine Zuflucht gesucht haben. Im lezten Winter hatten sich mehrere dieser Männer, unter ihnen Wislicenus, Kapp und Löwe von Calbe zu einer Reihe von Vorlesungen über verschiedene Gegenstände vereinigt, und der Versuch, der erste dieser Art in Newyork, fiel so befriedigend aus, daß nach dem ersten aus sechs Vorlesungen bestehenden Cyclus ein zweiter eröffnet werden konnte. Selbst die Herausgeber der englischen Blätter versäumten nicht ihre Berichterstatter hinzuschicken, wenn der Gegenstand des Vortrags oder der Ruf des Vortragenden etwas besonderes erwarten ließ, und am folgenden Tag umfangreiche Auszüge mitzutheilen. Außerdem finden jeden Abend an verschiedenen Orten englische Vorlesungen statt. Politische, sociale und religiöse Fragen, Gegenstände des Wissens und der Kunst, Geisterspuk, großthuerisch spiritualism genannt, Kaltwassercuren, und die Götter wissen was noch für Dinge werden hier gut oder schlecht abgehandelt und finden alle ihr Publikum.

Ein anderer Gegenstand der Klage ist der angebliche Mangel an Kunstgenüssen; allein auch damit steht es nicht so trostlos aus, und wer nur Geld und Zeit hat, kann, besonders was Musik betrifft, seitdem der Ocean aufgehört hat für europäische Künstler ein Hinderniß zu seyn, immer noch eine reiche Ausbeute finden. Es gibt hier eine gute italienische Oper, deren hervorragendste Erscheinungen während des verflossenen Winters die Grisi und Mario waren, ferner vorzügliche philharmonische Concerte und Quartettsoireen, Concerte von Julien, und noch jezt florirt eine deutsche Oper, welche, wenn auch nicht ersten Rangs, mit Rücksicht auf die Verhältnisse alles Lob verdient und selbst unter den Amerikanern vielen Anklang findet. Die englische Oper ist dagegen ein Schrecken aller Schrecken, man kann sie höchstens einmal der Curiosität wegen besuchen.

Im Zustand tiefster Verwahrlosung befindet sich das Drama. Es gibt zwar in Newyork nicht weniger als vier bis fünf stehende Theater, welche ausschließlich dem recitirenden Schauspiel gewidmet sind, allein die Tragödie oder Comödie, welche dort getrampelt, gepoltert, gebrüllt, geheult und gedonnert, oder, um es mit dem technischen deutschen Bühnenausdruck zu bezeichnen, „vermöbelt" wird, ist von der Art, daß die Vorstellungen mancher kleinen deutschen Provinzialbühne dagegen als meisterhafte Leistungen gepriesen werden können. Daß das Drama bei den Amerikanern selbst nicht fashionabel ist und von der höheren Gesellschaft fast gar nicht besucht wird, wäre bei dem allgemeinen Mangel an Kunstverständniß kein Beweis für die Unfähigkeit der Darsteller; aber nichtsdestoweniger springt es in die Augen, daß von Schauspielern, welche ausschließlich auf den Beifall einer ungebildeten, hartmäuligen Masse angewiesen sind, die nur durch faustdick aufgetragene Effekte hinzureißen ist, ohne eine gänzliche Umwälzung ein für allemal kein Fortschritt zu erwarten ist. Dazu kommt die ganze, von Unwahrheit, Unnatur

und Uebertreibung strotzende Richtung der englischen Schauspielkunst, deren Einfluß selbst bedeutende Talente nicht entgehen und in der die übrigen rettungslos untergehen. Man klagt auch in Deutschland über das Aussterben bedeutender Mimen, allein dort ist der Einfluß der großen Künstler, welche als Vorbilder dienen, so groß und entscheidend gewesen, daß das ganze Streben der Schauspieler auf eine höhere Bahn geleitet, daß Wahrheit und Schönheit das Ziel wurde, welches der eine mit größerem, der andere mit minderem Erfolg, der eine mit Bewußtseyn, der andere aus Nachahmungstrieb nach Kräften zu erreichen strebt. Auf der englischen Bühne dagegen sind der sogenannte tragische Schritt, das Brüllen und Coulissenreißen, das hohle Pathos selbst bei Affektstellen im Conversationsstück, von Alters her sanctionirt und werden, wie gesagt, hier dem Publikum zu liebe auf die äußerste Spitze getrieben. Auch in Betreff des scenischen Arrangements geht man mit einer unerhörten Nachlässigkeit zu Werke, und ich habe öfter gesehen, daß in Stücken, wo zwischen den Akten ein Zeitraum von mehreren Jahren lag, die Personen in den nämlichen Anzügen erschienen, und daß ein Teppich, der in einem Zimmer paradirt hat, nachher, wenn die Scene eine Straße vorstellt, liegen bleibt, ist eine ganz gewöhnliche Sache. In einem Stück, welches ich in Burtons Theater, der beliebtesten Lustspielbühne, sah, erschien ein entlaufener Galeerensträfling, den aber niemand als solchen erkennen durfte, in einem französischen Wirthshaus im Costüm eines italienischen Banditen, mit zinnoberroth angestrichenem Gesicht, und damit ja kein Zweifel bleiben konnte, trug er am Arm sogar noch ein Bruchstück der Kette, mit dem er bei jeder Gelegenheit nach Kräften klirrte. Erst ein abermaliger, im Wirthshaus selbst verübter Diebstahl führte zum Argwohn und endlich zur Entdeckung des untadelhaften Gentleman, und einige Gendarmen erschienen, um ihn zu verhaften. Allein eine einfache Verhaftung wäre ein nüchterner Aktschluß, und nach einigen Balgereien entspringt er in's Freie. Ein Scenenwechsel versezt uns auf die Straße, wo man den Flüchtling niederschießen sieht; aber noch ist ihm die Ruhe im Grabe nicht gegönnt; er rafft sich auf und sezt in wilden Sprüngen die Bühne auf und nieder, bis er sich endlich an dem Bajonnet eines der Gendarmen aufspießt. Im Augenblick, wo er weggeschleppt wird, fällt der Vorhang, das Orchester stimmt die Marseillaise an und das Publikum applaudirt.

Etwas bessere Elemente zeigen sich auf dem Gebiete der niedern Komik, wo sich oft ein frischer Humor kund gibt, und ich habe einzelne Schauspieler gesehen, welche mich in ihrer Art an die Wiener Lokalkomiker erinnerten; allein auch hier verleitet die übertriebene Genügsamkeit des Publikums zu Possenreißereien und wohlfeilen Witzen, die stark den Späßen der Clowns in den Reiterbuden gleichen. So sah ich Burton, der für einen ausgezeichneten Komiker gilt, ein unauslöschliches Gelächter dadurch erregen, daß er denselben Satz ohne alle Veranlassung wohl zwanzig mal wiederholte, und um der Geschmacklosigkeit die Krone aufzusetzen, führte er dieses wohlfeile Kunststück im Laufe desselben Abends zweimal aus.

Der berühmteste tragische Schauspieler ist Edwin Forrest, und bevor ich ihn gesehen, hatte ich kein Recht, das unbedingte Verdammungsurtheil über die amerikanische Bühne auszusprechen, wie ich es jezt mit voller Ueberzeugung thue. Vor wenigen Tagen sah ich Forrest als Macbeth und habe an dieser Vorstellung so vollständig genug, daß ich ihn aus eigenem Antrieb wohl niemals wieder sehen werde. Die Vorstellung fand im Broadwaytheater, der ersten und größten hiesigen Bühne für das höhere Drama, statt, und der Zettel lautete in wörtlicher Uebersetzung, des Programms einer Seiltänzerbande würdig: „Vierte Woche und 23ste Vorstellung seit dem Engagement des ausgezeichneten amerikanischen Tragöden Herrn Forrest, der heute in Shakespeares großem tragischem Meisterwerk Macbeth auftreten wird, welches früher auf dieser Bühne mit beispielloser Pracht dargestellt und mehrere Wochen hinter einander mit noch nicht dagewesenem Erfolg gegeben wurde. Die Kosten der scenischen Ausstattung, welche über 17,000 Quadratfuß Leinwand einnimmt, belaufen sich mit den neuen Effekten, prachtvollen Costümen und allen Dekorationen auf mehrere tausend Dollars."

Einen künstlerisch durchgebildeten Schauspieler konnte ich in einem Lande, wo von Vorbildern, Schule und Methode ein für allemal keine Rede ist, von vorn herein nicht erwarten, allein nach allem, was ich gehört, dachte ich doch wenigstens einen begabten Naturalisten zu finden, der mit gesunden Sinnen und einem glücklichen Instinkt ausgestattet, wohl oft das Rechte verfehlen und in Uebertreibung und Effekthascherei verfallen, aber es mitunter, vielleicht unbewußt auch treffen würde; allein von alledem nichts. „Es ist nichts als Brüllen." Forrests ganze Tragik, seine ganze Kunst, seine ganze Kraft, durch die er „die Gründlinge im Parterre" zu lärmendem Applaus hinreißt, besteht im Brüllen und Gesichterschneiden. Einem Hund oder Affen, der in einer Thierkomödie seine eingeprügelte Rolle agirt, können Verständniß und Wiedergabe eines Charakters nicht viel fremdere Dinge seyn, als sie Forrest sind. Es wäre unbedingt lächerlich, von

Vergreifen und Verfehlen zu sprechen, oder einzelne Momente zu erwähnen, denn es ist auch nicht die leiseste Spur von irgendwelcher Auffassung, und jedes Mittel ist recht, wenn es nur irgend einen Eindruck macht. Unter andern komischen Effekthaschereien bemerkte ich auch, daß er einmal bei einer Affektstelle, anstatt wie andere Sterbliche einen Fuß vor den andern zu setzen, dieselben seitwärts, ohne sie zu erheben, fortschob, ein Experiment, welches ich bis dahin nur von einigen Tänzerinnen gesehen hatte. Außerdem trägt Forrest's ganzes Wesen den Stempel einer wahrhaft ekelerregenden Rohheit und Gemeinheit. Eine plumpe, stämmige Figur mit ungraciösen gemeinen Bewegungen, grobe, massive, unbewegliche Gesichtszüge, unfähig die Regungen der Leidenschaft auszudrücken, welcher Mangel durch das erwähnte entsetzliche Fratzenschneiden ersezt wird, ein kräftiges, aber abstoßend rohes und durch das fortwährende Ueberbrüllen bereits halb zu Grunde gerichtetes Organ — das ist Forrest, der berühmte amerikanische Schauspieler, ein Comödiant, der auf deutschen Bühnen, wie etwa in Altona, Lübeck oder Kiel, unfehlbar ausgezischt würde. Daß die übrigen Darsteller ohne Ausnahme, und unter ihnen besonders die Lady vollkommen seiner würdig waren, ist in der Ordnung und versteht sich eigentlich von selbst. Eine einzige Sache wurde gut ausgeführt; dieß war das Gefecht zwischen Macbeth und Macduff. Die heftigen Angriffe, die darauf folgende Ermattung und die sich steigernde Leidenschaft und Erbitterung des Kampfes, alles das wurde vortrefflich dargestellt, und niemals sah ich auf der deutschen Bühne einen solchen Zweikampf. Im übrigen war die mise en scène der ganzen Vorstellung angemessen, albern, ungeschickt und geschmacklos. Ein Engländer, Locke, hat Herenchöre componirt, welche zweimal den Gang der Handlung gewiß eine Viertelstunde lang unterbrachen. Die ganze Bühne füllte sich dann mit Heren, von denen mehrere mit wohlgewichsten schwarzen Schnurrbärten versehen waren, und unter welchen ich in grauer Verhüllung auch Forrest erkannte; lange Chöre und Solos, gleich schreckenerregend in Composition und Ausführung, wurden gesungen; ja, vier Tänzerinnen, red, white, black und grey spirit genannt, nahmen sogar eine Art Anlauf zum tanzen. Ebenfalls abgeschmackt bis zum Burlesken war die Anordnung des Gastmahls. Auf den Hintergrund waren zwei lange Tafeln geflecktt, und auf der Bühne saßen die lebenden Gäste je zu vieren oder fünfen an kleinen Tischen; die unerläßliche lange Tafel mit dem Platz für Banquo blieb ganz weg, und man hatte dafür, von den übrigen gesondert, einen einzelnen Stuhl in den Vordergrund gestellt, auf welchem der Geist Platz nahm, so daß für Banquo, den eingeladenen Gast, an keinem Tisch Platz gewesen wäre. Daß in der Nachtwandlerscene der unvermeidliche grüne Teppich erschien und bis zum Ende des Stückes liegen blieb, daß Macbeth bei seinem späteren Besuch bei den Heren den Commandostab in der Hand trug, daß er ferner von Anfang bis zu Ende mit rothgeschminktem Gesicht umherlief, und daß endlich in den Zwischenakten lustige Walzer gespielt wurden, würde man bei uns freilich schrecklich finden, allein hier stößt sich niemand an solchen Kleinigkeiten.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

Opfer der Cholera; Franz von Holbein, der alte Strahlendorf. — In Sachen der Leichenbegängnisse. — Straßenscandal.

Die asiatische Würgerin hat in jüngster Zeit wieder zahlreiche Opfer gefordert, und wenn man auch nicht sagen kann, daß die allgemeine Furcht dem Friedhof dießmal eine größere Anzahl von Gästen zugeführt, so zeigt sich doch der allgemeine Muth nicht als Schutzmittel gegen das Uebel. Das beherzte Wien wird in demselben Maßstab gezehntet, wie vor Jahren das verzagte, aber die Ueberlebenden sparen sich wenigstens die Schande und das Mißbehagen der Furcht. Man behauptet im allgemeinen immer noch die Sorglosigkeit, wovon ich früher

gesprochen. — Unter den Opfern, die jüngst gefallen, ist vor allen Franz von Holbein zu nennen. Welche Erinnerungen weckt dieser Name! Er gehört der Geschichte des deutschen Theaters an, und wenn die kundige Feder, welche vor allen berufen scheint, seinen Nekrolog zu schreiben, sich dieser Aufgabe unterzieht, so wird sie damit zugleich eine der anziehendsten Seiten dieser Geschichte ausfüllen. Ich weiß freilich nicht, ob August Lewald die Aufzeichnung unternehmen wird, aber ich bin überzeugt, daß es schade ist, wenn ers bleiben läßt. Holbeins Name ist auch mit dem Gedächtniß Callot-Hofmanns eng verflochten; in der Zeit, als Hofmann — durch die großen Welthändel um das königliche Brod gebracht — abenteuernd durch die Welt zog, fand er eine Zuflucht als Kapellmeister bei Holbein, welcher damals Theaterdirektor zu Bamberg war. Seine lezte öffentliche Wirksamkeit übte Holbein als Leiter des k. k. Hoftheaters zunächst dem Kärnthnerthor (des Opernhauses), von welcher er vor etwa drei Jahren aus Gesundheitsrücksichten zurücktrat. Wie alt er eigentlich war, weiß ich nicht, doch mag er wohl seine acht Jahrzehente auf dem Nacken gehabt haben. — Ein noch viel älterer Mann ist gleichzeitig mit ihm gestorben; alle Welt nannte ihn seit einem Menschenalter den alten Strohlendorf; ich glaube, daß er eigentlich Stralendorf hieß. Man sagte ihm häufig ein Jahrhundert und mehr nach, doch war das übertrieben, denn er hat sich im zarten Alter von neunzig Jahren und etwelchen Monaten zur Ruhe gelegt, was er ohne die Cholera gewiß lange noch nicht gethan hätte. Vor kurzer Zeit bin ich ihm noch auf der Straße begegnet, wo er frisch und gesund einherwandelte, eine kleine, klapperdürre Gestalt, mumienhaft trocken, aber nicht verschrumpft, eine Perrücke auf dem Haupte und mit anständiger Sorgfalt gekleidet. Vor einigen Jahren hatte ich öfter Gelegenheit, mit ihm zu sprechen. Er pflegte Abends um zehn oder eilf Uhr in Daums Kaffeehaus am Kohlmarkt zu kommen, eine Schale Chokolade „anzuschaffen" und auf seinem Stuhl einzunicken, bis der heiße Kleister ausgekühlt war. Nachdem er dann das halbflüssige Nachtmahl verzehrt und allenfalls auch ein wenig geplaudert, ging er heim in seine einsame Junggesellenwohnung, wo er keine andere Bedienung hatte, als wie sie jedem „Zimmerherrn" zu Gebote steht. Sein otium cum dignitate genoß er sehr behaglich. Seine bescheidenen Bedürfnisse deckten sich hinlänglich durch seine Hülfsquellen, die vermuthlich aus dem Ruhegehalt flossen. Fast jeden Abend besuchte er eines der Hoftheater. Den Tag brachte er meistentheils mit Besuchen zu, die wohl mehr den Häusern als den Leuten gegolten haben mögen. In manchen Familien wird er ein Erbstück gewesen seyn; — er hatte etwa den Großvater aus der Taufe gehoben, war mit dem Urgroßvater zur Schule gegangen oder vom Ahnherrn zur Firmung geführt worden. Die runzlige Matrone, deren Bild seit dreißig Jahren in einem der Seitenzimmer hängt, würde er in den Tagen des Kaisers Joseph geheirathet haben, wenn sie nicht zufällig einen andern genommen; ihre Enkelin begreift freilich nicht, wie irgendwer die Frau Großmutter angebetet haben kann. Und so begreift das junge Geschlecht gar manches nicht, was den Greis angeht. Darum ist es auch ein Unglück, übermäßig alt zu werden, wenn man nicht auf einer ganz besondern Höhe steht, wie z. B. Radetzky und Humboldt, oder im Zwielicht der engsten Beschränktheit einherwandelt, wie der harmlose Strohlendorf, mit welchem eine naturgeschichtliche Merkwürdigkeit Wiens das Zeitliche gesegnet hat. Die Erde sey ihm leicht, er war ihr ja nicht schwer, wie Martial (freilich in anderer Beziehung) sagt.

Im Ganzen scheinen nicht gar zu viel Leute mehr als gewöhnlich zu sterben; die alltäglichen Uebel sind auf Reisen gegangen und haben ihr Amt den behenden Fäusten der Würgerin aus Hindostan übergeben. Dennoch werden in erhöhtem Maße die alten Klagen über die Gebarung bei den Begräbnissen laut, welche unverhältnißmäßig große Kosten verursachen, erstens schon an und für sich, zweitens durch Mißbräuche, die zum Theil herkömmlich seyn mögen, zum Theil aber auch nicht einmal den Vorwand herkömmlicher Duldung anrufen können. In was diese Mißbräuche bestehen, ist hier natürlich im Einzelnen nicht zu erklären; der Gegenstand ist rein örtlicher Natur. Ihre Quelle ist aber eine allgemeine, indem die Erfahrung lehrt, daß immer, und überall in Ländern aller Bekenntnisse, sich unter den Handlangern des Kirchendienstes ein heilloser Troß befindet, der mit dem scheinheiligen Benehmen den schnödesten und rücksichtslosesten Eigennutz verbindet. Das ist zu Wien der Fall wie aller Orten, aber in Wien fehlt noch die gesezliche Vorkehrung, welche anderwärts den Todtenbestattern das Plündern der Ueberlebenden verwehrt. In Paris, in London gibt es Gesellschaften, welche den Todten um einen festgesezten Preis in Bausch und Bogen zur Ruhestätte schaffen. Diese Unternehmungen sind die bürgerlichen Nachfolger der Brüderschaften von ehedem. In einigen deutschen Staaten bestehen Leichenordnungen, welche zugleich mit dem unnöthigen Aufwand, den sie abstellen, auch jeder mehr oder weniger erlaubten Prellerei den Vorwand nehmen, obschon auch sie noch insofern an dem alten Erbübel leiden, daß sie verschiedene Klassen von Begängnissen gestatten. Wenn wir als Christen zugeben, daß der Tod alle Unterschiede ausgleiche, so verstände sichs doch wohl von selbst, daß der, welcher Reichthümer hinterlassen, in seinem Zustande der christlichen Gleichheit keinen Anspruch auf äußerliche Vorzüge haben dürfte. Er selbst hat doch nichts mehr von dem Gepränge, und der trübselige Trost, welchen die Eitelkeit der Hinterbliebenen darin findet, wird um so eher zu entrathen seyn, je aufrichtiger ihr Schmerz ist, während lachende Erben überhaupt keines Trostes bedürfen.

Ich hätte beinahe die gewagte Behauptung aufgestellt, daß dem Grade der Gesittung, welche wir erreicht, die Einfachheit der Leichenbestattung angemessener sey, als alles Gepränge, das mehr oder weniger an die alte Barbarei

erinnert; aber wir werden leider durch mancherlei Vorgänge sonst noch an Sitten, oder vielmehr Unsitten gemahnt, die wir für verschollen zu halten sonst ein Recht besäßen. So hat vor wenigen Tagen ein wohlgekleideter Herr am hellichten Tage inmitten des belebtesten Stadttheils einen andern thätlich angefallen, und zwar um einen durch die Tagespresse verübten Unglimpf zu vergelten. Der Angefallene war der bekannte Spaßvogel Saphir, Redakteur eines hier erscheinenden Blattes, „der Humorist." Allerdings mag Saphir dem Angreifer übel mitgespielt haben, aber dennoch ist die rohe Form der Vergeltung um so weniger zu entschuldigen, als der Redakteur des Humoristen ein gebrechlicher Greis ist, der sich nicht ausgiebig zur Wehr setzen kann, wenn er auch wollte, abgesehen davon, daß man ihm selbst in seinen besten Jahren keinen Ueberfluß von persönlichem Muth nachzurühmen pflegte. Ein Angriff von der bezeichneten Art ist an sich schon verwerflich genug; er wird vollends schmählich, wenn der Angreifer weiß, daß der andere nicht „herausgeben" kann. Der Humorist hat sich übrigens noch eine andere viel ärgerlichere Geschichte auf den Hals gezogen, nämlich eine Preßklage. Er hat in einer Mittheilung aus Paris den rühmlich bekannten Tondichter Joseph Dessauer angegriffen und dieser ihn dafür verklagt. Leider sind noch drei gefeierte Namen in die Angelegenheit verwickelt worden. Georges Sand, Heinrich Heine, Anastasius Grün. — Dessauer, der beste und harmloseste der Menschen, wird vom Angreifer beschuldigt, sich eines unerlaubten Verhältnisses mit G. Sand gerühmt zu haben. Anastasius Grün soll es weiter gesagt und H. Heine von Dessauer vergeblich ein Darlehen von fünfhundert Francs verlangt haben. Mit solchen Erbärmlichkeiten, auf deren nähere Umstände ich natürlich nicht eingehe, werden wir behelligt weil Hr. Saphir die große Ausstellung in Paris besucht hat. Ein ausgezeichnet schöner Brief, welchen G. Sand in dieser Angelegenheit an Dessauer geschrieben, ist bereits veröffentlicht. Der Sänger des letzten Ritters wird wohl auch nicht schweigen. Heinrich Heine, der neue Scarron, mag verdrießlich genug seyn, daß er durch die unbescheidene Veröffentlichung vertraulicher Aeußerungen bloßgestellt wird, obschon es seiner Unsterblichkeit wahrhaftig keinen Eintrag thut, daß er eines Tags 25 Goldstücke zu wenig hatte und sie nicht gleich finden konnte. Freilich wäre es besser gewesen, wenn er wegen einer solchen Kleinigkeit keinen Haß auf einen Mann geworfen hätte, den alle Welt achtet und liebt. Am schlimmsten kommt der arme Saphir dabei weg, da ihm zweifelsohne die erhobene Klage eine empfindliche Strafe zuziehen dürfte, unversüßt durch den schönsten Trost eines Schriftstellers in solchem Mißgeschick, sich der öffentlichen Theilnahme versichert zu wissen.

Aus der Schweiz, September.

Eine dramatische Vorlesung bei Richard Wagner.

„Wollen Sie heute Abend Richard Wagner eine seiner neuen dramatischen Operndichtungen vorlesen hören?" fragte mich Franz Liszt mit der ihm eigenthümlichen Grazie edler Humanität und ächter Künstlerbegeisterung, als ich ihn eines schönen Morgens in der Pension Bauer zu Zürich besuchte. — „Nichts könnte mir erwünschter seyn," erwiederte ich, „allein bis jetzt ist Richard Wagner für mich zwar eine bekannte Größe, aber eine durchaus unbekannte Persönlichkeit; wie sollte ich da hoffen dürfen . . ." — „Nun, wir wollen sehen," sprach mein liebenswürdiger Landsmann; „wenn es irgend angeht, treffen wir uns heute Abend bei Richard Wagner." — Und also geschah es. Er, der bereits so viel Unmögliches möglich gemacht, ebnete auch mir freundlich den Pfad an das Ziel meines Wunsches, und noch ehe der Abend dämmerte, fand ich, von einem Spaziergange heimkehrend, eine Einladungskarte, die mich, den Fremden, auf's Zuvorkommendste in jenen kleinen, auserwählten Kreis berief, dem der seltene Genuß zugedacht ward, Richard Wagner seine eigene Dichtung vortragen zu hören.

Ich beachte gern, ehe ich einer bedeutenden Persönlichkeit nahe trete, mit forschendem Blick die kleinen charakteristischen Merkmale, welche in deren nächster Umgebung die Spuren ihrer Richtung, wie ihres Einflusses verrathen. Sie bilden gleichsam die Atmosphäre, die sich der Geist halb bewußt, halb unbewußt schafft, in der er athmet und seine eigenthümliche Gestaltung ausprägt. So war ich im voraus überzeugt, daß ich Richard Wagner in keiner der engen Gassen der Altstadt zu suchen

haben würde. Der Blick in's frische Grün der Berge, oder in die blaue Ferne des Sees und seiner lachenden Ufer mußte ihm, als kräftiges Förderungsmittel der poetischen Produktion, sicher unentbehrlich erscheinen. Ich hatte mich nicht getäuscht. In einer unterhalb des „Hirschengrabens" schön und frei gelegenen Gartenwohnung trat mir Richard Wagner mit freundlichem Gruß entgegen.

In den geistreichen Zügen des höchst ausdrucksvollen Gesichts, wie in der zwar kleinen, aber durch edle Haltung imponirenden Gestalt gab sich allenthalben das Feuer und die Energie des schaffenden Genius, aber zugleich eine durch beständige Aufregung, Anstrengung und innere Kämpfe erzeugte Abspannung kund, die unwillkürlich die Besorgniß wach rief, daß jene aufflammende Begeisterungsglut, welche die Seele des genialen Künstlers mit schöpferischem Drange erfüllt und in steter Spannung erhält, zugleich seine physische Kraft früh zu verzehren und aufzureiben droht. — Die ohne Ueberladung gleichwohl höchst geschmackvolle Einrichtung und Ausschmückung der Zimmer, in welchen wir uns aufhielten, verrieth durchgehends das moderne Element, dem Richard Wagners Richtung in Kunst und Leben, trotz seiner Vorliebe für das antike Griechenthum, dennoch dem innersten Wesen nach angehört, wiewohl in einem ganz andern Sinne, als seine politischen Antecedentien und seine gegenwärtige Lage vermuthen lassen sollten. Der Radikalismus unserer Tage hat bekanntlich sehr viele Schattirungen und vermittelt namentlich in der Schweiz durch den allen Parteien gleichmäßig gegönnten Spielraum, wie durch den praktischen Instinkt des Volkscharakters seinen Zusammenhang mit den modernen Anschauungen und Doctrinen der Kunst und Wissenschaft in ganz anderer Weise, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. — Man kann darum zwar aufrichtig bedauern, daß ein so reich begabter Mann, wie Richard Wagner, im deutschen Vaterlande einer entsprechenden Stellung und Wirksamkeit entbehren muß, aber man wird eingestehen müssen, daß sein nothgedrungener Aufenthalt in der Schweiz sowohl ihm persönlich, wie der von ihm angebahnten Kunstrichtung in mancher Beziehung förderlich erscheint.

Der kleine Kreis von Männern und Damen, der sich nach und nach um Richard Wagner sammelte, bestand fast durchgängig aus Jüngern und Verehrern der Kunst, die sich in bunten Gruppen in den erhellten Räumen des Gemachs vertheilten, wo der Dichter des Tannhäuser und Lohengrin an einer Tischecke bald sitzend, bald stehend, immer aber in lebendigster Erregung und Bewegung, „die Walkyre" vortrug.

Diese Dichtung macht einen Theil des großen musikalischen Dramas, „die Nibelungen," aus, welches außer einem bereits vollständig componirten Vorspiel, „das Rheingold," dessen Partitur sich gegenwärtig in Liszts Händen befindet, die in sich zusammenhängenden und ein Ganzes bildenden Opern „der junge Siegfried," „die Walkyre" und „Siegfrieds Ende" umfaßt, von denen aber bis jezt nur die erste und zweite theilweise in Musik gesezt sind.

Wagners Vortrag wird meiner spätesten Erinnerung unvergeßlich bleiben, allein wenn gleich mächtig ergreifend, wirkte derselbe doch auch nicht selten mehr beengend auf mich als erhebend. Ich versage mir hier absichtlich jedes tiefere Eingehen auf die Dichtung selbst. Sie liegt bis jezt mit dem gesammten Cyklus der Nibelungen nur den nächsten Freunden des Dichters als Manuscript gedruckt vor, und ehe das Werk auch nach seiner zweiten Hälfte, der Musik, durch welche die Dichtung erst zu ihrem vollen Leben gelangen kann, vollendet ist, erscheint ein kritisches Urtheil über dieses neueste Produkt der Wagnerischen Doppelmuße durchaus unzulässig.

Richard Wagner als Dichter und Componist in Einer Person schreibt nicht in der bisher gewohnten Weise ein Libretto, zu welchem er hinterher eine entsprechende Musik componirt, sondern die Conception des Ganzen bewegt gleichzeitig seine Seele. Poesie und Musik ergänzen und bedingen sich schon bei der ursprünglichen Gestaltung des Werks gegenseitig. Der in Worte gefaßte Gedanke ist gleichsam schon verkörperte Musik, noch ehe er zum Ton geworden und äußerlich die Vermählung mit seines Wesens tiefstem Urgrunde vollzogen hat. Aber gleichwohl gehört es auch wieder mit zum Wesen derjenigen neueren Richtung, welche sich nicht nur in Beziehung auf die zum musikalischen Drama umgewandelte Oper, sondern mittelbar auf dem Gesammtgebiete der Kunst immer siegreicher Bahn bricht, daß jeder einzelne Factor als solcher schon an und für sich den Stempel jener höheren Weihe und Vollendung an sich zu tragen hat, welche allein den vollen Werth und die nachhaltige Wirkung des Gesammtkunstwerks begründet und verbürgt. — Von dieser Seite betrachtet, erscheint nun allerdings der Eindruck, den der Vortrag der „Walkyre" durch den Dichter ohne Mitwirkung des Componisten hervorzubringen vermochte, sehr bezeichnend. Es ward derselbe aber keineswegs allein durch den, ob auch hochtragischen Inhalt der Dichtung (der Gegenstand ist die Liebe und Ehe eines Geschwisterpaares), sondern vielmehr durch das bewirkt, was hier an die Stelle der noch fehlenden übrigen Factoren, der Musik und der scenischen Darstellung trat, durch den mündlichen Vortrag des Dichters, welcher mit seinem Werk so ganz und gar in Eins verschmolzen ist, daß das dramatische Interesse vollständig zu seinem Rechte kam.

Der Unterschied, der dadurch zwischen einer dramatischen Vorlesung Wagners und der irgend eines andern bewährten Meisters auf diesem Gebiete, etwa Ludwig Tiecks oder Carls von Holtey, sich geltend machte, bestand eben darin, daß das subjektive Element bei jenem in noch weit höherem Grad als bei diesen schöpferisch in den Vordergrund trat und durch die Kraft seines individuellen Ringens und Strebens, seiner rücksichtslosen, aufopfernden Hingebung an das ihm vorschwebende Kunstideal den

Mangel der äußern Anschauung und scenischen Darstellung völlig vergessen ließ. — Aber so sehr auch Richard Wagners Persönlichkeit mit dem Aufgebote aller ihm in reichem Maaße zu Gebot stehenden plastisch-oratorischen Mittel den Eindruck seiner Dichtung zu steigern wußte, so lag doch auch andererseits gerade in ihr die Klippe, an welcher die volle Befriedigung des Kunstinteresses, wenigstens meinem Gefühle nach, häufig scheiterte. — Es war, abgesehen von der pathologischen Empfindung besorgter Theilnahme für den krankhaft erregten Zustand des Dichters, recht eigentlich der Mangel objektiver Ruhe, der, wie er überhaupt das wesentliche Merkmal des modernen Kunstwerks ist, auch in Richard Wagners Dichtung und Vortragsweise als Reflex seiner Persönlichkeit sich kund gibt, was jene reine, ungetrübte Befriedigung einigermaßen beeinträchtigte, welche das Ziel und die Wirkung jedes in sich vollendeten Kunstwerks bleibt.

Dieser Mangel beruht aber wesentlich mit auf der Neuheit und der den Widerspruch keck herausfordernden Originalität der Wagnerschen Richtung und Kunstreform. — Das Neue besitzt trotz seiner innern Wahrheit und Berechtigung häufig noch nicht die nöthige Reife, noch nicht das richtige Maaß. Es muß seine Sturm- und Drangperiode hinter sich haben, ehe es „das, was in ihm zuerst in idealer Form zur Erscheinung kommt, auch zur Objektivität der realen Weltgestaltung durcharbeitet und verklärt." — Dieß ist denn auch die sehr nahe liegende Ursache, warum die durch Richard Wagner begründete und vertretene Kunstrichtung zur Zeit noch eine so große, mächtige und erbitterte Gegnerschaft der verschiedensten Art zu bekämpfen hat. Zu ihr gehören theils solche, deren beschränkte, in den Anschauungen und Ueberlieferungen der Vergangenheit fest gewurzelte Auffassung sie zu einem richtigen Verständniß der neuen Welt, wie ihrer Bedürfnisse und Bestrebungen überhaupt nicht befähigt, theils alle diejenigen, deren materielles Interesse sich dadurch auf's Empfindlichste bedroht sieht. Aus demselben Grund wird aber auch der produktiven Thätigkeit Wagners als Schriftsteller und Komponisten, troz ihres hohen, erst von der Nachwelt ganz zu würdigenden Verdienstes und ihrer sich immer siegreicher Bahn brechenden Erfolge, selbst von vielen geistesverwandten Jüngern und Freunden keineswegs unbedingt gehuldigt, vielmehr offen anerkannt, daß dieselbe in vielen Stücken an subjektiver Befangenheit und Maßlosigkeit leide. Diese als endliche Schranken nachzuweisen, um so allmählig das Kunstwerk der Zukunft immer reiner vermitteln zu helfen, wird zunächst gerade die Aufgabe und das Verdienst von Richard Wagners wahren Freunden seyn.

Doch ich kehre zu der Vorlesung zurück.

Es war vorauszusehen, daß ein Dichter, dessen Genius sich bisher vorzugsweise in der glücklichen Wahl und Behandlung seiner Stoffe bewährt hat, aus einem Nibelungenstoff nur Großes und Bedeutendes gestalten würde. Eine andere Frage bleibt es dagegen, in wie weit diese Großartigkeit der Anlage und Durchführung eines, drei volle Abende für sich in Anspruch nehmenden musikalischen Dramas mit dem Verständniß des Publikums der Gegenwart und den Bühnenverhältnissen der heutigen Theaterwelt in Einklang zu bringen gelingen dürfte. In dieser Beziehung war es mir doppelt interessant, zu beobachten, wie schon die Vorlesung der „Walkyre" durch den Dichter selbst in dem kleinen Kreise seiner Jünger und Verehrer als ein treffendes Bild jener Eindrücke und Stimmungen erschien, die einst das im Ganzen vollendete Werk leicht im Publikum hervorbringen möchte. Von allen Anwesenden war außer dem Dichter selbst wohl nur Einer, Franz Liszt, befähigt, die ganze Tiefe und Schönheit der Wagnerschen Dichtung voll und rein in sich aufzunehmen. Alle übrigen hätten, troz ihrer regen Empfänglichkeit, ihrer geistigen Anspannung und ihrem theilweisen Entzücken, wenn sie aufrichtig seyn wollten, eingestehen müssen, daß sie sich in ihrer Empfindung häufig durch dasjenige beengt und gestört fühlten, was ich eben nur als die dem Verständniß und den künstlerischen Entwicklungsformen der Gegenwart zu schroff entgegen tretende Maßlosigkeit, als jenen einseitigen Rigorismus der Ideen- und Kraftfülle bezeichnen kann, die allen Wagnerschen Kunstschöpfungen mehr oder minder eigenthümlich ist, und zwar gerade denen am meisten, die den sichersten Anspruch auf die Anerkennung der Zukunft haben.

Insbesondere kamen die der Vorlesung beiwohnenden Damen nicht selten in die peinliche Verlegenheit, entweder an ihrem modernen Kunstgeschmack, oder an ihrem weiblichen Zartgefühl Zweifel zu erregen. Man that das Möglichste, um in so schwieriger Situation keine Blöße zu geben und nicht zu den schwachen Geistern unseres, allerdings nichts weniger als nibelungenhaften Jahrhunderts gerechnet zu werden, indem man sich gewaltsam zu einem theilweise erkünstelten Kunstenthusiasmus steigerte, wo der natürliche nicht überall ausreichen wollte. — Als höchst charakteristisches Intermezzo erschien mir ein mehr rührender als ergötzlicher Irrthum, den sich Wagners Gattin zu Schulden kommen ließ. Schon während der Vorlesung hatte sie einigemal mit den Blicken besorgter Liebe die stets steigende Glut und Aufregung des körperlich leidenden Dichters verfolgt; den Schluß eines Aktes für das Ende des Stücks nehmend, griff sie nach einem der auf dem Tisch befindlichen Armleuchter, um die von der angestrengten Aufmerksamkeit gleichfalls erschöpften Zuhörer in das Speisezimmer zu geleiten. Damit hatte sie aber dem ganz in seiner Schöpfung lebenden Dichter unmittelbar an die Seele gegriffen, und er konnte es nicht verwinden, ihr die strafenden Worte zuzurufen: „Ei, Minna, Minna, es thut mir sehr leid, daß du nicht weißt, wie viel Akte die Walkyre hat!"

Nach wirklich beendigter Vorlesung entfernte sich ein Theil der Zuhörer, den übrigen ward Gelegenheit geboten, bei einem heitern Mahle sich von jener geistigen Aufregung und dem bunten Wechsel überwältigender Eindrücke zu erholen, womit der angehörte Vortrag ihr Gemüth bestürmt hatte. In diesem Kreise entfaltete Richard Wagner eine solche Fülle liebenswürdigen, den ächten Künstler keinen Augenblick verläugnenden Humors, daß bald die fröhlichste Stimmung sich Bahn brach. Ernst und Scherz sprühten in hellen Leuchtkugeln auf, und manches gewichtige Wort über die höchsten Kunstinteressen wechselte mit muntern Erzählungen aus dem reichen Erfahrungsschatze eines vielbewegten Künstlerlebens. — Man trennte sich in gehobener Stimmung. Ich aber drückte beim Abschied in der lauen, sternhellen Nacht meinem edlen Landsmanne dankbar die Hand für die durch ihn gewonnene Anschauung einer Persönlichkeit, die mir unvergeßlich bleiben und deren ernstem, rastlosem Streben die Nachwelt ohne Zweifel jenen Kranz der Ehren und des Verdienstes zuerkennen wird, welchen die in äußern Rücksichten befangene Gegenwart ihr zum großen Theil noch vorzuenthalten geneigt ist.

G. St . . . . r.

Paris, August.

(Schluß.)

Die französischen Pferde. — Königin Victoria.

Es war, so viel ich aus dem Zwielicht heraussehen konnte, mehr rothhosiges Fußvolk als andere Waffen vorhanden. Die schwarzblauen Jäger wurden im dämmernden Abendlicht von den etwas zurückliegenden Höhen kaum unterschieden. Desto bemerklicher machten sie sich jedoch bei der Heimkehr, wo sie einen starken Trab anschlugen, um noch vor dem drohenden Regen nach Haus zu kommen. Es war so zu sagen treffliche Reiterei auf Schusters Rappen, und die gepanzerten Reiter, welche die jetzige Kriegsmacht aus dem Mittelalter beibehalten, wie die Lanzenknechte zu Pferd, die sie von den Polen überkommen hat, möchten sich nicht immer mit solcher Ungezwungenheit bewegen. Wenn man aus den Reiterregimentern der Pariser Garnison die vorzüglichsten Pferdeexemplare zusammen stellen wollte, so würde man eine zum Theil vielleicht kümmerliche, aber dennoch anziehende Ausstellung der Pferdezucht von den verschiedensten Fluren und Weiden Europas vor sich haben. Frankreich selbst ist nicht so arm an Pferden, als ihm nachgesagt wird. Nicht bloß die Normandie hat ihre hohen Stangengäule, die aus den Tagen des Rolandsliedes und Wilhelms von Falaise sich wie vierfüßige Rittersleute herzuschreiben scheinen. Diesen Patagonen des menschenfreundlichen Mähnengeschlechtes hat Frankreich auch Miniaturgeschöpfe, die corsischen Eichhörner und die Pony's des Heidenlandes entgegenzusetzen, aber weder die einen noch die andern werden dem Militärdienst gewidmet. Die kleinen Corsen, die nicht über die Fohlenhöhe hinauswachsen, vergüten diesen gar zu bescheidenen Bau durch merkwürdige Muskelkraft und Geschmeidigkeit; sie erklettern die spitzigsten Felsen so sicher wie die eingeübtesten Saumthiere und viel behender als diese. Dieses corsikanische Blut wurde, so lang gute Zeiten in Frankreich waren, wie die Pony's der Heiden, für die Reitschule vornehmer Knaben und Mädchen verwendet. Seitdem aber diese gefällige und zugleich dauerhafte Waare, namentlich durch Ausfuhr in die Fremde, zumal nach England, bedeutend im Preise gestiegen, ist dieser Schmuck viel seltener geworden. In den Champs Elysées und auf den sonstigen Spazierbahnen erscheinen die artigen, flimmernden Kaleschen mit dem entsprechenden Gespann aus Corsika und dem Heideland heuer lange nicht so häufig, als noch im vorigen Jahrzehent. Dagegen floß den ansehnlichsten Mieth- und Privatkutschen durch die Fortschritte der gewerblichen Wunder eine nicht zu verachtende Hülfsquelle zu. Das Weiter- und Weitergreifen der Eisenbahnen ließ, wie sich von selbst versteht, die Posten fast alle eingehen. Die vierfüßigen Postlokomotiven waren aber bekanntlich beinahe in ganz Frankreich nicht bloß von demselben Schlage, sondern auch von derselben Farbe. Sie kamen aus der sogenannten Perche, und wurden daher Percheis geheißen. Perche ist der volksthümliche Name einer Landschaft im westlichen Frankreich, wo Viehzucht mit großem Erfolg getrieben wird. Die Rosse dieses Landstrichs haben

in den Tagen ihrer Blüthe bei allen Reisenden eine Art Bewunderung erregt. Eigentlich schön konnte man sie zwar nicht finden, aber ihre Vorfahren mochten es seyn, denn die Nachkommenschaft hatte noch Vorzüge bewahrt, die auf Ahnen des besten Stammes schließen ließen. Stämmig und doch nicht feist, mit breitem Hintergestell und breitem Haupt sind sie stark und stattlich, markig und feurig, ausdauernd und rasch. Sie zogen die zweistöckigen, über und über beladenen Reisewagen im umgestümsten Laufe fort und selbst nicht allzusteile Hügel klommen sie in ziemlichem Trab empor. Jezt sind viele von ihnen in Paris; sie bewegen die Omnibus theils auf gewöhnlichen Straßen, theils auf Schienengeleisen; sie werden zum Fortschaffen aller Arten von Fiakern gebraucht, ziehen Spazierkutschen reich gewordener Mittelbürger, und obgleich sich Veteranen in Menge unter ihnen befinden, schienen andere nicht eben unwürdig, bei den Festzügen zu Ehren der Königin von England aufzutreten. Indessen stach der plumpe Bau, der viele derselben mehr oder weniger entstellt, gegen die prachtvollen Gestalten der Reitpferde amtlicher Begleiter und hochwohlgeborner Zuschauer, wie gegen die stolzaufragenden und reichverzierten Engländer, Holsteiner, Mecklenburger, welche die Staatswagen feierlich vorwärts bewegten, unbehaglich ab. — An militärischer Reiterei sah man nur ein paar Dutzend sogenannter Leibwächter (les cent gardes) und eben so viel Cuirassiere, die beide am Abende der Ankunft eine so drohend phantastische Wirkung thaten. Von leichter Kavallerie war beim eigentlichen Feste kein Mann zu sehen, wenn man nicht anders die Guiden, die man wegen ihrer moskowitischen Bärenmützen die Kosaken der Seine nennen könnte, für eine leichte Truppe nehmen will. Als Polizeisoldaten, als Patrouillen an den äußersten Enden des Raums hielten auf schmächtigen Pyrenäenpferden, die sehr einfach angezogenen und ihren Trägern an dünnem und leichtem Leibe beinahe gleichen Jäger (chasseurs à cheval). Sie sind hohen Ortes nicht sehr beliebt; die Einfalt ihres ganzen Aussehens ist der jetzigen Grandezza nicht genehm; ich habe die schlichte Uniform ein Nachtkleid nennen hören. Seitdem eine spanische Edelfrau Kaiserin der Franzosen geworden, sind die Erinnerungen an das gemessene und hochfahrende Spanien, das von den Mauren seinen Glanz, von den späteren Römern seinen Schwulst geerbt hat, hier ausnehmend lebendig.

Aber nicht allein bei diesen kunstreich vorbereiteten Festen ward Viktoria von dem Jubel der Pariser erst überrascht und stets gerührt, wie sie selbst gesagt, auch die bleibenden Schätze und Schatzkammern hat sie gleichfalls unter tausend Grüßen mit ihrer Gegenwart beehrt, und nach dem, was allenthalben verlautet, hat sie ihren wärmsten Beifall der adligen, etwas altfränkischen Grazie von Aubers neuester Oper gezollt. Sie hat mit ihrer Gnade den alten Auber, den verunglimpften Nestor des Pariser Singspiels, für die seinem Alter widerfahrene Unbill getröstet. Mit dieser Gnade ist des Volkes Gunst im Einverständniß, und des Meisters neueste, so viel geschmähte Oper konnte durch alle giftigen Anstrengungen nicht von der Bühne verdrängt werden.

Die Königin von England ist nun fort und hat die Glückwünsche von Paris mit sich genommen; die Gäste aus der Provinz gefallen sich aber, zur Hälfte wenigstens, viel zu gut an der Seine, um sich im Weggehen zu übereilen, und die geistlichen Herren insbesondere tragen die Meinung mit nach Hause, daß in Pariser Privathäusern ächter feiner, alter Wein umsonst zu haben und Lutetia für Jeden, der geladen ist, mag er sich nun Königin von England oder Pfarrer von Russey schreiben, ein gastlicher Platz ist. Jezt freilich ruft die Herbsternte, die nicht ungemein ausgiebig, doch ausreichend und von seltener Güte zu werden verspricht, die erste Wintersaat, zu der das Wetter sich herrlich anläßt, und die lezten schönen Monate des Jahres, alles ruft jezt freilich wieder in die Provinz zurück, das wilde, lebensvolle Paris wird auf ein paar Wochen ruhiger, in den Ausstellungen wird es stiller werden, und dann möchte der günstigste Zeitpunkt zu einer gründlichen Schlußmusterung derselben gekommen seyn.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 39. 28. September 1855.

Ut pictura, poësis
Horaz.

Der Naturalismus in der modernen Kunst.

(Schluß.)

Am unbeschränktesten übt der Naturalismus vielleicht in der heutigen Malerei seine Herrschaft, die sich fast ganz in Landschaft, in Thier- und Fruchtstück aufzulösen droht und selbst in dem reich gepflegten Genre sich nur als haarscharfe Kopistin der Natur, der Wirklichkeit geberdet; einen zaghaften Griff in die Geschichte dagegen wagt nur hie und da ein vereinzeltes Bild. Und so unbezähmbar, so epidemisch, möchte man sagen, ist dieser Zug zum Landschaftlichen, daß weit über die Heimath hinaus, von entlegenen Zonen, von fremdartigen Bodenbildungen die Stoffe herbeigeholt werden, deren nie gesehene Reize die erkaltende Theilnahme des Kunstpublikums wach erhalten sollen. Zugleich mit den europamüden Auswanderern, mit den sammelnden Naturforschern ziehen auch die Maler über das Meer, um mit den naturwüchsigen Scenen der Tropenwelt die schaal gewordene Gattung der Landschaft zu erfrischen.

Man darf mit Recht gegen diese Richtung den Einwand erheben, daß es keinen besonders hohen Standpunkt verrathe, die Natur immer nur in ihrer Unmittelbarkeit, als elementare Landschaft, als Waldpartie, oder Seestück, oder Schneefeld zu ergreifen, statt zu der höheren Natur des Geistes, zur physiognomischen Wiedergabe der Menschenwelt, der Geschichte hinan zu bringen. Eben so wenig wird man diese Pflege der Landschaftsmalerei von dem Vorwurfe des Einseitigen und Uebertriebenen frei sprechen können. Dennoch begrüßen wir sie als einen erfreulichen Fortschritt über die bisherigen Bestrebungen hinaus, als einen Fortschritt besonders im Vergleich mit der Heiligenmalerei der Münchener und der schmachtenden Sentimentaliät der Düsseldorfer Schule. Denn mehr Gesundheit — das wird kein Unbefangener in Abrede stellen — mehr Gestaltungskraft, mehr objektive Wahrheit und Naturfrische durchdringt all diese Landschaften, als in jenen verzückten Märtyrern, in jenen verliebten Rittern und Jungfrauen vom Rhein und von der Isar zu finden ist. Und endlich übersehe man Einen Umstand nicht, der uns der wesentlichste bei dieser ganzen Tendenz zur Landschaft, ja als vollgültige Rechtfertigung derselben erscheint: das schon oben angedeutete propädeutische Moment. Die heutige Malerei wirft sich deßhalb so ausschließlich auf die Natur, bildet sich deßhalb nach ihren schlichten, festen Formen, um höheren Ansprüchen, welche die Zukunft

an die Kunst stellen wird, gewachsen zu seyn, um später, mit dem sichern Gestaltungssinne der Natur gerüstet, die schwierigeren Gebiete der geistigen Freiheit und der gedankenerfüllten Geschichte zu bewältigen. Gegenwärtig als Mangel empfunden, wird die heutige Naturschwärmerei in der Malerkunst sich für den späteren Totalblick über ihre Gesammtentwicklung als nothwendiger Durchgang, als erziehende Vorstufe erweisen. Selbst wo die heutige Malerei bereits zur Geschichtsdarstellung aufgestiegen ist, wie bei den Belgiern, ist diese Kopie der Wirklichkeit, diese ausschließliche Berücksichtigung des faktischen Thatbestandes, selbst nur wieder eine Vorstufe für die wahre Historienmalerei, in der nicht bloß leibhaftige Gestalten im sprechendsten Detail der Gesichtszüge und des Zeitcostüms figuriren werden, sondern umfassende Ideen zum Vorschein kommen müssen, in deren höheren Dienst alle diese lebenstreuen Gestalten sich in williger Unterordnung ihres persönlichen Werths und ihrer meisterhaften Farbentechnik dahinzugeben haben.

In die Musik, als die Kunst der innerlichen Empfindung, hat, wie sich von selbst versteht, die Natur keinen unmittelbaren Zutritt. Haydns Tonmalerei von Naturphänomenen und Thierstimmen in seiner „Schöpfung" und seinen „Jahreszeiten" sind liebenswürdige Spielereien eines naiv producirenden Genies und dürfen als solch unschuldige Licenzen nicht mit kunstwissenschaftlichem Rigorismus verdammt werden. Berlioz's Naturgemälde in Tönen dagegen sind absichtliche, vom Componisten für berechtigt gehaltene Gewaltstreiche gegen die Tonkunst, musikalische Unwahrheiten und Unmöglichkeiten, weil die Musik nicht die objektive Wirklichkeit, sondern nur die Empfindungen wiederzugeben hat, zu denen jene das Gemüth anregt. Naturalismus in der Musik kann demnach nur die Natürlichkeit der musikalischen Darstellung, die lebendige, anschauliche Formgestaltung, die scharfe Zeichnung von Einzelzügen bedeuten. Die Plastik der dramatischen Charaktere, die psychologische Treue der Seelenmalerei, der lyrischen Empfindung und Situation — diese allein hat man unter dem Naturalismus der Musik zu verstehen. Und diesen Proceß der zunehmenden Naturwahrheit, dieses Herankommen aus der Weite in die Nähe, dieses Herabsteigen von idealisirender Allgemeinheit zum Individuellen und Charakteristischen, durchläuft die ganze Geschichte der neueren Musik.

Früher großartig und umfassend, typisch und ideal, wird die Musik, je näher sie der Gegenwart kommt, immer mehr plastisch und concret, individuell und persönlich. Die Kirchenmusik, sowohl die katholische der holländischen und italienischen Meister, wie die deutsch-protestantische in Bach und Händel, ist nur die musikalische Transscription des kirchlichen Dogmas, nur derselbe gewaltige Bau in Tönen, wie die Kirche es in Wirklichkeit für den Glauben ist. Wie der Einzelne sich der gnadenspendenden Uebermacht der Kirche zu beugen, sich glaubensselig und mit Vernichtung des eigenen Selbst in ihren Schooß zu versenken hat, so auch in der religiösen Musik. In ihren weiten, allgemein gehaltenen Formen, in dieser erhabenen Tonsprache des kirchlichen Glaubens und Bekenntnisses verschwindet der Einzelne eben so gut wie in der Masse der andächtigen Gemeinde. Hier hat kein subjektives Erlebniß, kein Drama des eigenen Herzens mehr Geltung, und jede persönliche Empfindung verstummt vor den großen Thaten Gottes, vor der Allgegenwart des Gottessohnes, vor der übergreifenden Allmacht der Kirche selbst. Bach und Händel sind nur die großen typischen Tonmaler der religiösen Grundstimmungen, des allgemein gültigen kirchlichen Glaubensausdrucks, der fundamentalen christlichen Heilsthatsachen: des Glaubens an Gott, des Leidens und Sterbens Christi, der Liebe, der Andacht, der Reue und Buße u. s. w. Wie jedes religiöse Gemüth diese Grundstimmungen aussprechen oder an sich darstellen kann, nicht wie ein einzelnes Individuum in einer besondern Situation, nach subjektiver Auffassung sie ausspricht, so geben jene Meister sie wieder. Religiöse Freskomalerei in großgehaltenen Tonumrissen, nicht die psychologische Zeichnung des individuellen Glaubenslebens hat die Passionsmusik Bachs und die Oratorien Händels unsterblich gemacht.

Die analoge Wahrnehmung machen wir in der weltlichen Gattung der Oper. Die Idealgestalten der antiken Mythen bei Gluck zwingen auch musikalisch zu den weitfaltigen Formen typischer Darstellung, zum Ausdruck allgemein gehaltener Empfindungen, wie sie der Menschenbrust überhaupt eigen sind und von jedwedem ausgesprochen werden können. Wie dieser Thoas sein despotisches Königsbewußtseyn äußert, wie dieser Pylades die Freundschaft, diese Alceste die Gattenliebe besingt, so kann es jeder König, jede Gattin: es sind Figuren von typischer Idealität, Repräsentanten allgemein menschlicher Gefühle. Auch Mozart bleibt bei den Wunder- und Zaubergeschichten und bei den galanten Abenteuern seiner Opern in dieser typischen Idealdarstellung stehen. Und wenn man ihn mit Recht als den unübertroffenen Meister der dramatischen Plastik und Charakteristik preist, so kann man damit nichts anderes meinen, als daß er allgemeine Stimmungen, häufig vorkommende Situationen mit unvergleichlicher Wahrheit und Tiefe wiedergegeben habe. Wohl sind seine dramatischen Gestalten unnachahmlich vollendet

und werden gewiß nicht zum zweitenmal geschaffen; aber bis in die Geheimnisse des individuellen Seelenlebens, bis in die subjektiv reflektirte Empfindung des modernen Bewußtseyns steigen sie nicht hinab.

Menschlicher und ansprechender, uns näher und verständlicher sind vielleicht die musikalischen Opernfiguren der Weber'schen Romantik; aber den lezten Zug zur musikalischen Individualisirung verbietet auch hier das Wunder. Wie dieses die gegenwärtige Welt, den gesetzmäßigen Naturbestand aufhebt, so erkennt es auch das Individuum nicht in seiner Besonderheit und Eigenthümlichkeit an, sondern verwendet es zu seinen übernatürlichen Operationen, macht etwas aus ihm und versezt es in Lagen, die seinen einfachen Verhältnissen und Lebensbedingungen nicht gemäß sind. Kurz, das Individuum kommt auch hier noch nicht zu sich selbst, erfaßt sich auch hier noch nicht in seiner Berechtigung, in seinem unendlichen Werthe; es darf noch keine eigenen Erlebnisse, noch keine selbsterzeugte Stimmungen haben, sondern nur solche, zu denen das eingreifende Wunder es veranlaßt. Die eigenste Herzenserfahrung, die rein subjektive Empfindung ist auch hier noch nicht erschlossen und deßhalb auf diesem Standpunkte auch von der Musik noch nicht zu erwarten.

Dieser lezte Schleier der individuellen Innerlichkeit hebt sich erst in der Periode des Einzelgesanges, im modernen Liede. Den Einzelgesang als Problem der neuern Musik überhaupt hingestellt und das vokale Element nach der Herrschaft der Wiener Instrumentalperiode in den Vordergrund der Zeit geführt zu haben, ist die kulturgeschichtliche Mission und das wesentlichste Verdienst Franz Schuberts. Vor ihm war der Text der bloße Träger der Musik, die gleichgültige Unterlage, auf der sich das schöne Tongebilde in freier Selbstständigkeit erhob. Schubert aber stellte den Text in seiner Bedeutung hervor, enthüllte den in ihm verborgenen Gefühlsgehalt und gab diesem im Gesange seinen erschöpfenden Ausdruck. Bei Schubert verschmelzen Text und Musik zu vollkommener Durchdringung, der volle Strom des Gesanges quillt — was wenigen Meistern in diesem Grade gelungen ist — aus dem Texte wie von selbst hervor. Als Vorkämpfer dieser lyrischen Richtung ist Schubert noch wesentlich typisch und objektiv. Er faßt die lyrische Situation, die Stimmung des Gedichtes im Ganzen auf und bringt es so in jedem Liede zu einer Einheit der Haltung, zu einer Gleichmäßigkeit der Tonfarbe, deren Niveau durch keine Spitzen oder Vertiefungen unterbrochen wird. Wie aus einem Gusse kommt jedes seiner Lieder, wie ein abgerundetes, in sich zusammenstimmendes Gemälde stellt sich's vor uns: kein Mißgriff, kein greller Strich stört die harmonische Einheit des Verlaufs. In der Weite der Grundstimmung, die Schubert dem Texte stets richtig abfühlt und eben so richtig in der Musik zu treffen weiß, gehen Einzelzüge, besonders hervortretende Pointen und Nüancen der Empfindung unter oder drängen sich wenigstens nicht zu absichtlicher Geltung, als selbstständige Zwischenglieder vor. Sogar die pikanten Spitzen der koketten Selbstironie Heines verklärt Schubert noch in den Adel der erhabenen Stimmung, schlingt sie wohlthätig in den großen Strom seiner musikalischen Gefühlsplastik zurück.

Aehnlich ist auch die Stellung der Mendelssohn'schen Liedermusik zum poetischen Texte. Mit einer gewissen Aristokratie und Kälte des Gefühls hält Mendelssohn sich selbst von dem warmblütigsten Texte in einiger Entfernung, gibt sich nie bis zum Versinken und Vergessen an den Stoff hin, vergibt sich, so zu sagen, nie etwas gegen den Stoff. So bekommen seine Lieder einen berechneten Anstand, eine salonmäßige Zurückhaltung des Ausdrucks, so daß die Stimmung nur in allgemeinen Zügen angedeutet wird und solch ein Lied für jedermann verständlich, in der gewähltesten Gesellschaft sangbar bleibt. Ueberall ist der musikalische Ausdruck bei Mendelssohn treffend und wahr, der Text natürlich und sprechend deklamirt, die Zeichnung äußerst sauber und correkt, die Form glatt und einschmeichelnd; aber — man wird nicht warm bei diesen Liedern: die tiefste Empfindung wird darin noch nicht ausgesprochen, die innerste Natur des Seelenlebens schließen sie nicht auf.

Das thun nun aber entschieden Schumann und Franz, diese beiden hervorragendsten Lyriker der neuern Musik. Der nervöse Subjektivismus des Zeitalters verführt sie zur feinsten Zuspitzung der psychologischen Detailmalerei. In ihren Liedern soll auch der flüchtigste Zug im Seelenleben gemalt, auch die leiseste Wallung des Gefühls wiedergegeben, daguerrotypirt werden. Das Schubert'sche Totalbild wird episodenähnlich durch eine Menge von charakteristischen Nüancen, von musikalischen Abweichungen und Licenzen unterbrochen. So oft eine solche eintritt, wechseln Tempo und Rhythmus, eine neue Tonart wird angeschlagen, die Taktart ändert sich, ein ganz besonderer Accent im Vortrag wird nöthig u. s. w. Im Ganzen macht sich ein häufiger Uebergang vom Forte zum Piano, vom Accelerando zum Ritenuto bemerklich: alles Mittel, die unausgesprochenen Tiefen der dichterischen Textmomente in ihrer ganzen Innerlichkeit offen bloßzulegen. Diese haarscharfe Physiognomik aber überbietet unstreitig den musikalischen Ausdruck, der solcher Porträttreue nicht fähig ist; die in's Einzelne gehende Naturnachahmung ist hier ohne Zweifel über ihre erlaubten Kunstgrenzen hinausgetrieben.

Das Gefühl in seiner wirklichen, erlebten Ueberschwänglichkeit will sich hier in der Musik den möglichst sprechenden Ausdruck schaffen; aber die Form schmilzt an der Tropengluth dieser Gefühlswärme; Melodie wie harmonische Füllung zerflattert ohne Halt in der Luft oder löst sich in unverbundene Bruchstücke auf. Nur in einzelnen Ausnahmen treffen die beiden Genannten den Ton gesunder Naturwahrheit, wie wenn Schumann sich in jenem zarten Duett (einem Burns'schen Gedicht) bis an die Kammerthür der Geliebten, in „Frauenliebe und Leben" von Chamisso bis an die Wiege mit ihren sinnenden Mutterträumen vorwagt; oder wenn Franz in den Burns'schen Gedichten: „einen schlimmen Weg," — „o säh' ich auf der Heide dort," — „ihr Vöglein, wohin so schnell?" dem naiven Volkston bis auf ein Unmerkliches nahe kommt, wie es schon Mendelssohn im Liede vom Scheiden und dem Minneliede gelungen war.

Eine analoge Uebertreibung des Naturalismus zeigt die dramatische Recitation in Meyerbeers und Wagners Opern. Auch sie unterbrechen bei Stellen voll gesteigerter Gefühlserregtheit die gleichmäßig plastische Rundung des Gluck'schen und Mozart'schen Styls, diese klassische Typik der Situations- und Charakterzeichnung, durch malerische Einzelmomente, durch forcirte Effekte. Begierig wird jede Stelle, wo das Pathos einen Höhepunkt erreicht, ergriffen, um sie, wie in der lyrischen Musik, zu selbstständigen Episoden auszuspinnen, mit einer Fermate darauf zu verweilen, durch Coloraturen und Cadenzen sie auszuzeichnen u. s. w. Geflissentlich wird auf solche Stellen die ganze Intensität des Stimmklanges verwendet, der ganze Farbenreichthum der Instrumentalmasse concentrirt. Das Bestreben, die betreffenden Textworte zum sprechendsten Ausdruck ihres Inhalts, zum Geständniß ihrer geheimsten Wahrheit auch musikalisch zu steigern, spannt denn natürlich auch die Recitation des Gesanges, die doch immer noch Gesang bleiben muß, zur bedenklichsten Höhe und Straffheit, ja strenggenommen über die Grenzen der musikalischen Darstellung hinaus. Die häufige Wiederkehr dieser episodenhaften Intermezzos macht den gleich bunten Wechsel von Zeitmaß und Rhythmus, die gleich schroffen Contraste zwischen entgegengesezten Tonarten, kurz Abnormitäten und Ueberraschungen aller Art nöthig, ganz wie beim lyrischen Liede. Ja dieselben fallen in der Oper noch plumper in die Sinne, weil das zunächst nur in Tönen Ausgeführte sich sogleich auch in sinnlich lebendige Handlung umsezt und durch die Energie der begleitenden Mimik und Gestikulation sich uns mit der Täuschung leibhaftiger Wirklichkeit aufdrängt.

Der französische Tenorist Roger ist der genialste Repräsentant dieser forcirten Dramatik. Was die Tonkunst an sich bezweckt und leistet, dem gibt er in Gesang und Spiel verkörpertes Leben. Mit weiser Oekonomie vertheilt er seine Stimmmittel, zieht, je nach dem Charakter der Musik, verschiedene Tonregister auf, wird an komischen Stellen heulend und plärrend oder sinkt zum tonlosen Parlando herab. Andererseits aber kennt er sehr genau die effektvollen Gipfelpunkte der Musik, verliert diese spannenden Pointen nie aus dem Auge und concentrirt nun, wenn sie kommen, auf diese dramatisch wirksamen Schlagstellen die ganze Vollkraft seiner gewaltigen Stimmmittel.

Wer erkennt auch hier, in der Musik wie in der Gesangstechnik, nicht das Streben, die Natur zu überbieten? Man will die Natur, die historische Wirklichkeit in ihrer Wahrheit porträtiren, will ihr einen täuschend sprechenden Abdruck in der Kunst geben und verirrt sich dabei über die Grenzen der Kunst selbst hinaus; die bloß andeutende Symbolik der musikalischen Tonsprache, die gleichmäßige Haltung des musikalischen Satzbaus geht dem Tondichter wie dem Sänger unter den Händen verloren. Im vorübergehenden Strome des Zeitlaufs mag diese Ueberspannung der dramatischen Charakteristik gerechtfertigt erscheinen, künstlerisch ist sie es nicht; denn sie führt consequent in das recitirende Drama, in die Leibhaftigkeit der mimischen Aktion hinüber. Im Interesse und zur Wahrung der Kunstschönheit muß man daher fordern, daß sich die musikalische Empfindung, bei aller Achtung vor ihrer Tiefe, und eben so, daß sich die dramatische Lebendigkeit zu maßvolleren Wellen beruhige, in einfachere Formen fassen lerne. Was nach beiderlei Hinsicht das Volkslied in naiver Weise thut, das muß das moderne Lied auf seinem reflektirten Standpunkt erreichen. Was die Meister des vorigen Jahrhunderts in der Oper und speciell im dramatischen Ausdruck geleistet haben, das wird auch die moderne Oper als Grenze zu respektiren haben, keinenfalls wenigstens liegt die Linie des Erlaubten sehr weit darüber hinaus.

Daß Poesie und Literatur der treueste Abdruck der Zeit sind, das bestätigt auch deren jüngste Entwicklung. Es war ihre innere Unwahrheit, woran die Aristokratie der Bildung, die Lüge der Salonliteratur in den vierziger Jahren zu Grunde ging; und die innere Nothwendigkeit des Gegengewichts, die ewige Gesundheit der Menschennatur war es, daß Poesie und Literatur sich nach der entgegengesezten Richtung hin, d. h. nach Seiten der Natureinfalt und des naiven Volkslebens Luft machten. Auch hier rückt die künstlerische Produktion der Neuzeit bis hart an die

wirkliche Natur heran: die prosaische Literatur mit der Dorfgeschichte und dem socialen Roman, die gebundene Dichtkunst mit der neuen Gattung der Landschaftspoesie, mit der Sammlung von Volksliedern, Volksdialekten, Sprüchwörtern u. s. w. Es ist vielleicht der gesundeste Griff, den die neueste Kunst überhaupt gethan hat, daß sie dem Volke wieder ihre Sympathie zuwandte, daß die Literatur den socialen Fragen der Gegenwart wieder ihren Sprechsaal öffnete. Nicht allein, daß sie dadurch dem Volke die Achtung der Gebildeten erweckte und ihm selbst ein ehrenvolles Vertrauen zu sich einflößte; wichtiger noch war es, daß die Kunst sich wieder dahin wandte, wo ihre Quellen allezeit am reinsten und kräftigsten geflossen sind: zur Natur, zum Volke — vielleicht das nachhaltigste Verdienst der Gotthelf'schen und Auerbach'schen Dorfgeschichten. Denn das Volk ist überall die Naturstufe der Gesellschaft, der Sittenspiegel für raffinirte Unnatur und Verbildung, und die Kunst, die das Volk beobachtet und schildert, muß dieser einfachen Natur dreist in's Auge sehen, muß selbst zur einfachen Natur werden. Das erreicht z. B. Auerbach in seinen früheren Dorfgeschichten, die wir daher in dieser Beziehung höher stellen möchten, als seine späteren. Während er in diesen mit Einem Fuße schon auf dem Boden der Zeitbildung, der Aristokratie steht und die Conflikte zwischen dem naiven Volksthum und der gebildeten Gesellschaft zu lösen sucht, sind seine früheren anekdotenhaften Erzählungen wirkliche Ausschnitte aus dem Volksleben, wahre Edelsteine aus den Tiefen der heimathlichen Berge, treuherzige Naturrufe, gemüthvolle und zum Theil reizende Genrebilder der unverdorbenen Menschheit. Diesen Reiz naiver Ländlichkeit werden sie vor den späteren und künstlerisch durchgebildeteren immer voraus behalten und gerade hierin ihre vorbildliche Bedeutung für die Zukunft behaupten.

Eine Erweiterung dieser gesunden Naturmalerei über die nächste Heimath hinaus war es, wenn uns Siegfried Kapper die poesiereiche Welt des Slaventhums, Friedrich Bodenstedt den Kaukasus landschaftlich wie dichterisch erschloß, wenn andere uns nach Rußland, nach Italien, nach Spanien führten, ja wenn wir in der Begleitung Gerstäckers durch alle Weiten und Wildnisse der fremden Welttheile wandern und der schon ältere Freiligrath uns die Bilder der tropischen Wunderwelt mit glühendem Pinsel vor's Auge zaubert: ganz parallel der exotischen Malerei, die uns in Horace Vernet afrikanische Kabylenschlachten, in Hildebrandt Bilder von den ionischen und kanarischen Inseln, in einigen Münchnern Scenen aus Süd- und Mittelamerika u. s. w. geschenkt hat.

Schilderte uns die Dorfgeschichte vorherrschend die Natur des Volks, wobei die eigentliche Natur nur die Staffage abgibt, so steigt die Muse Freiligraths bis in die wirkliche Natur, in die elementare Landschaft herab. Dabei ist es jedoch noch nicht das wichtigste, daß uns in seiner Landschaftsmalerei die grotesken Schönheiten der Form aufgegangen sind, oder daß wir uns mit sprachlichen und metrischen Bravourstücken bereichert sehen. Der Hauptgewinn der Freiligrath'schen Dichtungen lag darin, daß wir, nach all dem Gift und der maskirten Lügenwirthschaft der vornehm gewordenen Literatur wieder etwas Wirkliches und Festes zu sehen, einfache, gesunde Kost zu schmecken bekamen, daß wir zu unserer Heimath, zu unserer nächsten Umgebung, zu unserer eigenen Existenz Liebe fassen lernten, und daß mit dem Interesse für die Natur, diese schlichte Meisterin aller Größe und Einfalt, zugleich auch die Empfänglichkeit für schlichte Form, für schmucklose Schönheit, für gesunde, naturgemäße Verhältnisse überhaupt, auch auf sittlichem und socialem Gebiet, sich einfand. Zu beklagen bleibt jedoch, daß diese Gattung der Landschaftspoesie nur erst in einzelnen Naturbildern, als isolirtes Einschiebsel zwischen menschlichen und historischen Stoffen, bei unsern lyrischen Dichtern auftaucht und sich noch in keinem einzigen zu selbstständiger Pflege concentrirt hat. Und doch liegt in der Natur eine unendlich reiche Stoffwelt, Stoffe für den großartigsten Styl, wie für die zarteste Miniaturmalerei, wie sie uns in den indischen Epen, in Homer, vor allem aber in der Bibel mit unverlöschlichen Zügen vorgezeichnet sind. Hier lägen Objekte für geniale Auffassung, für neue Bahnen unserer strebenden Lyrik. In dieser Vorschule der Natur, an ihren einfachen, festen Formen sollte jedes Dichtertalent sich großziehen, ehe es den höheren Boden der menschlichen und historischen Darstellung betritt. Wahrlich, wir würden dann gesundere, kräftigere Erzeugnisse zu Tage kommen und unsere Verbildung und Uebersättigung immer mehr der Natur und ihrer ungeschminkten Wahrheit weichen sehen. Wenn dieß nicht der Segen der neuerwachten Landschaftspoesie ist, wenn wir diesen Gewinn aus all den gesammelten Naturschilderungen und Volksliedern, dem theuersten Schatze unserer that- und geschichtsarmen Nation, nicht schöpfen, so bleiben diese ein halb erfolgloses Ergötzungsspiel und wir selbst stehen als unsere eigenen Ankläger da. Auch für die moderne Kunst muß, wie die populäre Naturforschung diese Stimme so oft und laut erhebt, „in die Natur!" die Parole werden.

Bis diese Losung zur Wahrheit geworden seyn wird, begnügen wir uns dankbar mit dem geringeren

Vortheil, der aus der jungen Landschaftsdichtung vorläufig hervorgegangen ist: wir meinen, mit dem liebevollen Ergreifen unserer nächsten Kreise, unserer persönlichen Erlebnisse. Die neueste Lyrik hat wirklich angefangen, individuell und anschaulich bis in's Detail zu werden und sich eine Schärfe der Zeichnung anzueignen, welche neue Seiten an ihren Stoffen entdeckt und uns auch das Unbedeutende lieb macht. Der Weg, auf dem sie zu dieser scharf geschnittenen Formation krystallisirt ist, läuft durchaus der lyrischen Entwicklung der Musik parallel. Wie Schubert für den lyrischen Einzelgesang weite, schöne Modelle in seinen Liedern aufstellt, so steht für die lyrische Genremalerei in der heutigen Dichtkunst Uhland als typischer Schöpfer da, Goethes nicht zu gedenken, der in seinen kleineren Gedichten auch für diese Gattung bereits mustergültige Vorbilder aufgestellt hat. Uhland besingt in seinen Gedichten alle möglichen Beziehungen zur Außenwelt, alle möglichen dichterischen Situationen, alle erdenklichen persönlichen Ereignisse; wir haben von ihm Liebeslieder, Wanderlieder, Abschiedslieder, Gelegenheitsgedichte u. s. w. Aber nur sehr wenige führen uns in's Detail, in die volle Situation mit dem kleinen Beiwerk wirksamer Nebenumstände; fast alle sind nur in's Große gezeichnet, verschwimmen zu Umrissen, verschweben zu Andeutungen. Lag ihnen wirklich ein concretes Factum zu Grunde, immer lösen sie es zu allgemein gehaltener Idealität auf, erweitern das Einzelne und Bestimmte zur Gattung und bewirken so, daß solch ein subjektives Gedicht auf jeden ähnlichen Vorfall, auf jede verwandte Situation paßt. Selbst die scheinbar subjektivsten, die sich mit individueller Ueberschrift ankündigen, z. B. „Lied des Armen,“ „Lied des Gärtners,“ „an einem heitern Morgen,“ „die Schlummernde,“ „ein Abend“ u. a. verfließen stets in eine allgemeine Stimmung oder laufen auf eine gefühlvolle Sentenz hinaus. Nur sehr einzelne, z. B. „die Abgeschiedenen“ und „die Zufriedenen“ versetzen uns in eine geschlossene Scene mit drastischen Gestalten unseres Gleichen. Erst unter der Hand des Malers verfestigen sich die Uhland'schen Schatten zu anschaulichen Gebilden.

Von dieser typischen Haltung, welche auch die übrigen Romantiker und die Restaurationsdichter nicht überwunden haben, steigt nun die Lyrik in ihren neuesten Vertretern bis in die selbsterlebte Gegenwart, bis in unsere vertrauteste Privatexistenz, bis in die geheimste Scenerie unseres eigenen Liebeslebens herab. Zurückgekommen von der Idealisirung der Ereignisse, von der verschwimmenden Sentimentalität des Mittelalters, von dieser ganzen schattenhaften Liebes- und Gefühlspoesie, geben uns die heutigen Lyriker häufig leibhaftige Gestalten, die wir lieben müssen, unmittelbarste Natur, mit der wir uns selbst verwachsen fühlen, die wir als unsere eigene umfassen. Das Glück des Familienlebens, das muthwillige Spiel der Knaben, eine alte Magd, ein treues Hausthier, unser Garten mit seinen traulichen Verstecken, das Idyll unseres Dörfchens, der Waldschatten unserer Berge — das sind solche individuelle Stoffe unserer jüngsten Lyrik.

Bei Theodor Storm z. B. sehen wir im „Oktoberlied“ den Freund mit dem Freunde beim Wein zusammensitzen und sich die böse Laune des nebelgrauen Herbsttages vertreiben. Das Gedicht „Abseits“ führt uns mitten in der Heide zu einem einsam gelegenen Schindelhause; die schwüle Stille des Mittags liegt auf der Landschaft, der Bauer in der Hausthür sieht gemächlich seinen Bienen zu, sein Knabe vor der Hütte schnitzt sich Rohrpfeifen — ein Bild vollen Friedens, der nichts ahnt von den Kriegsstürmen und der Landesnoth rings umher. „Dämmerstunde“ zeigt uns zwei Liebende, ihn im Sessel bequem nach vorn geneigt, sie zu seinen Füßen nach ihm aufblickend, bis ihre Augen in einander versinken und sich die Liebe der Herzen gestehen. Zur weiteren Bestätigung vergleiche man: „Nun sey mir heimlich zart und lieb,“ — „die Kinder,“ — „von Katzen,“ — „Sturmnacht,“ — „eine Frühlingsnacht.“ *

Alle die angeführten Stoffe — so hören wir von mancher Seite uns einwerfen — sind nun aber etwas höchst Einfaches und Naheliegendes, das eine poetische Behandlung kaum zu verdienen scheint. Immerhin, antworten wir; aber es ist doch auch feste Wirklichkeit, gesunde Natur darin, und das genügt. Das ist wenigstens der richtige Weg zur Genesung unserer Kunst, das sind die Propyläen für Auffassung der höheren Natur in Menschenwelt und Geschichte, für die umfassenderen Gattungen des Epos und des Drama. Hermann Lingg ist solch ein Wegweiser in die Zukunft. ** Bei ihm treten neben die kleinen Miniaturbilder tiefempfundener Lyrik — man vergleiche: „An meine Mutter,“ — „die Schiffersfrau,“ — „Heimkehr,“ — schon die großartigeren Dimensionen der epischen Geschichtspoesie, z. B.

* Gedichte von Theodor Storm. Kiel, 1852. Eine ausführlichere Darstellung dieses Gegenstandes hätte noch auf Alex. Kaufmann, Claus Groth, Julius von Rodenberg, Edmund Höfer, Anton Niendorf als lyrische Genremaler aufmerksam zu machen.

** Gedichte von Hermann Lingg, herausgegeben durch Emanuel Geibel. J. G. Cotta'scher Verlag, 1854.

„Attilas Schwert," — „der schwarze Tod," — „die Seestädte" und viele andere, und zeugen von einer Erhabenheit der Anschauung, von einer Kraft der Darstellung, bringen uns so viel gesunde Naturwahrheit entgegen, daß wir von diesem Dichter noch Größeres für die größeren Gattungen erwarten dürfen. Denn auch in der Dichtkunst geht — um es schließlich mit Nachdruck zu wiederholen — der Weg von unten nach oben, von der Natur zum Geiste. Aber sie wird diese Höhe nicht erreichen, wenn sie nicht zuvor am Boden heimisch geworden ist; sie wird die Freiheit nicht darzustellen vermögen, wenn sie nicht die strenge Zucht des Gesetzes an sich erprobt, feste Formen und Gestaltungskraft von der Natur gelernt hat. In diesem Stadium steht sie gegenwärtig, das ist heute ihre Aufgabe. Möge sie dieselbe nicht verkennen und ihre Zukunft nicht verscherzen!

Die Vehmgerichte.

II.

Den Vorsitz in der heimlichen Acht führte ebenfalls der Freigraf, der aber, außer den gewöhnlichen Eigenschaften eines jeden Schöffen, auf westphälischer Erde geboren seyn mußte, wobei jedoch, wenn er nur wie jeder Schöffe frei, von Verbrechen rein und keines bezüchtigt, nicht in Bann und Acht und ehelich geboren war, auf Stand und Herkommen nicht gesehen wurde. Wie wenig dieser leztere Umstand in Betracht kam, mag nur ein Beispiel beweisen.

Der Freigraf Manhof zu Sachsenhausen, der seine Macht vorzüglich zur Qual und Plackerei der Lausitzer Städte angewendet zu haben scheint, quälte die Görlitzer mit seinen Ladungen dermaßen, daß diese sich im Jahr 1446 Rath bei der Stadt Erfurt holten. Die Erfurter schrieben hierauf: „auch sie seyen ihres Orts ebenfalls seit langen Jahren mit den Freigerichten in viele verdrießliche Händel eingeflochten und verwickelt worden. Was aber den Freigrafen Manhof anlange, so sey er ein verzweifelter, hängensmäßiger Bube. Der Ehre, welche ihm Görlitz in dem an ihn erlassenen Schreiben beilege, sey selbiger nicht werth, denn er sey vor langer Zeit ein Karrenführer gewesen und dermalen noch für nichts anderes als einen Buben und einen aus der christlichen Gemeinschaft geworfenen Ketzer zu achten und anzusehen."

Aber auch umgekehrt sehen wir in den Vehmgerichten Freigrafen und Freischöppen aus den höchsten Ständen; der Bischof von Utrecht war Freigraf, der Abt Dietrich von Corvey Freischöppe, und obgleich der Kaiser von jedem Freigrafen verlangen konnte, daß er ihm selbst den Stuhl einräume, so war ihm dieß dennoch nur dann gestattet, wenn er sich hatte wissend machen lassen, d. h. Freischöppe geworden war.

Sobald nun der Freigraf seinen Stuhl eingenommen hatte, lag vor ihm das Schwert und der nach uralter Weise aus Weiden geflochtene Strick, „die Wyd." Was beides bedeutet, so wie die übrigen Feierlichkeiten bei Hegung des heimlichen Gerichts mag die alte Vorschrift, die sich in der sogenannten Arensberger Reformation findet, selbst erklären, deren Worte folgende sind: „Das Schwerdt bedeutet das Kreuz, da Jesus Christus an gelitten hat, und die Gestrengigkeit des Gerichts. Die Wyd bedeutet die Strafung der Bösen um ihre Missethat, wodurch Gottes Zorn beänftigt wird. — Wann das Gericht bei Königsbann verbannet wird und man in der heimlichen beschlossenen Acht dinget oder richtet, so sollen aller Häupter blos und unbedeckt seyn. Ihr aller Antlitz soll unbedeckt seyn, zum Wahrzeichen, daß sie kein Recht mit Unrecht bedeckt haben, noch bedecken wollen. Sie sollen Mäntelein auf ihren Schultern haben. Diese bedeuten die warme Liebe, recht zu richten, die sie haben sollen. Sie sollen ferner weder Waffen bei sich führen, noch Harnisch, damit sich Niemand vor ihnen zu fürchten brauche, und weil sie in des Kaisers oder des Königs und in des Reiches Frieden begriffen sind. Sie sollen endlich auch ohne allen Zorn und nüchtern seyn, damit die Trunkenheit sie nicht zu ungerechten Urtheilen verleite; denn Trunkenheit macht viel Bosheit."

Sobald der Freigraf seinen Stuhl eingenommen, hegte und schloß er das Gericht, d. h. er berief die Freischöffen um sich und verwies die Unwissenden, wenn

deren zugegen waren, aus dem Gerichte. Die Sitzung selbst wurde dann damit eröffnet, daß auch hier, wie bei allen Gerichten des Mittelalters, der Freigraf den Frohnboten, der selbst Freischöffe seyn mußte und hiebei die Versammlung der Schöffen repräsentirte, fragte: ob es wohl am Tage und an der Zeit sey, am Stuhle des Kaisers oder Königs ein Gericht unter Königsbann zu hegen? Hatte der Frohnbote dieß bejaht, so fragte der Freigraf wieder: wie viel Schöppen am Gericht seyn sollen und wie der Stuhl bekleidet seyn solle? Waren auch diese Fragen vom Frohnboten beantwortet, so wurde das Gericht vom Freigrafen gebannt mit den Worten: „So thue ich denn, wie man hier gefunden und geweißt hat, und hege ein Gericht unter Königs Banne und beschließe des Königs Bank, Stätte und Stuhl mit diesen echten rechten Freien des Königs, mit Namen A, B, C rc., und fürbaß mit diesen andern Freischöppen, wie sich das mit Recht gebührt unter Königsbann und der höchsten Wette (Strafe) bei der Wyd."

Der Kläger mußte hierauf, wenn der Angeschuldigte im lezten ihm gesezten Termin nicht erschien, den Beweis erbringen, daß der Angeschuldigte gehörig geladen sey, und mit sechs „echten Freisprächen" auftreten, seine Klage wiederholen und nochmals bitten zu urtheilen, ob auch die Sache eine Vehmfrage sey. War sie dafür gewiesen, so bat er den Freigrafen, den Angeschuldigten noch einmal aufzurufen. War auch dieser Aufruf erfolglos geblieben, so forderte der Kläger, daß das Gericht die lezte schwere Sentenz über Leib und Ehre, das sogenannte Vollgericht ausspreche. Vorher aber mußte der Kläger den abwesenden Beklagten — wie es in der alten Rechtssprache heißt — „übersiebnen," d. h. die Schuld des Angeklagten selbsiebent mit sechs Freischöppen beschwören. Dieser Eid des Klägers, den er knieend mit zwei Fingern der rechten Hand auf dem blanken Schwert schwören mußte, lautete z. B. folgendermaßen:

„Der N. hat mir genommen mein Gut außer Fehde, wider Gott, Ehre und Recht. Darum hab' ich ihn verklagt, und er ist geheischt und geladen, nach dem Rechte des heiligen Reichs. Und er hat das höchste Gericht des heiligen Reichs verschmäht und ist ungehorsam gewesen, hat mir weder Ehre noch Recht pflegen wollen, und in seiner Bosheit verhärtet, und seine angeborene Tugend also vergessen, weßhalb er um seiner Missethat willen Reif und Galgen verdient, und seinen Hals verwirkt allen Freigrafen und Freischöffen. Daß dieß wahr ist, deß helfe mir Gott und die Heiligen." — Die sechs Freischöffen mußten dann je drei ebenfalls knieend mit den Fingern auf dem Schwert schwören: „daß der Eid, den der Ankläger da geschworen, sey reine und unmeine (nicht falsch, kein Meineid), deß ihnen Gott helfe und die Heiligen."

Waren diese Eide abgeleistet, so sprach der Freigraf sogleich die Vervehmung, die lezte schwere Sentenz über den Angeschuldigten aus: „Den beklagten Mann mit Namen N., den nehme ich aus dem Frieden, aus dem Rechte und aus den Freiheiten, die Kaiser Karl gesezt und Pabst Leo bestätigt hat, und ferner alle Fürsten, Herren, Ritter und Knechte, Freie und Freischöffen gelobt und beschworen haben im Lande zu Sachsen, und werfe ihn nieder vom höchsten Grad zum niederften Grad, und seze ihn aus allen Freiheiten, Frieden und Rechten in Königsbann und Wette und in den höchsten Unfrieden und Ungnade, und mache ihn unwürdig, echtlos, rechtlos, siegellos, ehrlos, friedlos und untheilhaftig alles Rechts, und verführe ihn und vervehme ihn und seze ihn hin nach Satzung der heimlichen Acht, und weihe seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Thieren und Vögeln in der Luft, ihn zu verzehren, und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt, wenn er sie zu sich nehmen will, und seze sein Leben und Gut ledig, sein Weib soll Wittwe, seine Kinder Waisen seyn."

„Hierauf," heißt es in den alten Vehmrechtsbüchern, „soll der Graf nehmen den Strick von Weiden geflochten und ihn werfen aus dem Gerichte, und so sollen dann alle Freischöffen, die um das Gericht stehen, aus dem Munde speien, gleich als ob man den Vervehmten fort in der Stunde hänge. Nach diesem soll der Freigraf sofort gebieten allen Freigrafen und Freischöffen, und sie ermahnen bei ihren Eiden und Treuen, die sie der heimlichen Acht gethan, so bald sie den vervehmten Mann bekommen, daß sie ihn hängen sollen an den nächsten Baum, den sie haben mögen, nach aller ihrer Macht und Kraft."

Obgleich nun diese Vervehmung ihrem eigentlichen Wesen nach nichts anderes war, als die bei allen kaiserlichen Gerichten vorkommende Oberacht oder Reichsacht, so erhielt diese doch durch eine eigenthümliche Bestimmung der Vehmgerichte eine Bedeutung, von welcher sich eigentlich die Furcht vor diesen Gerichten und ihre Macht herleitet. Während nämlich bei ausgesprochener Reichsacht jedermänniglich den Geächteten tödten konnte, waren die Freischöffen eidlich verpflichtet, den Vervehmten zu richten, d. h. ihn zu ergreifen und am nächsten Baum aufzuhängen. Sie hatten dabei nur zweierlei zu befolgen, einmal ein Messer neben ihn in den Baum zu stecken, und dann nur zu dreien den Vervehmten in dieser Weise zu richten; „auch sollen sie ihm nichts von ihm nehmen, als

sein Leben und sollen alles bei ihm lassen, daß man daran erkenne, er sey mit Recht gerichtet." Es war diese Pflicht der Schöffen um so furchtbarer, als die Vervehmung dem Vervehmten geheim blieb und bleiben mußte, so daß ein Schöffe, der auch nur entfernt dem Vervehmten zur Flucht oder nur zur Vorsicht rieth, als Einer, der gegen seinen Eid gehandelt hatte, sofort gehangen wurde. Ja, es ist in den alten Rechtsbüchern selbst auf die gewöhnliche Weise hingedeutet, wie die Geächteten gewarnt zu werden pflegten: „Als da viel Leute sprechen und meinen, es wäre anderswo eben so gut Brod essen oder Pfennige zehren als hier" und dergleichen. Dazu kam aber, daß der Ankläger, dem das Urtheil unter dem Siegel des Freigrafen übergeben wurde, von jedem Freischöffen, dem er des Freigrafen Brief und Siegel vorzeigte, unweigerlich Hülfe selbst gegen Freund und Bruder zur Ausführung der Execution verlangen konnte. Aber auch dann schon mußte jeder Freischöffe dazu behülflich seyn, wenn nur drei Freischöppen eidlich versicherten, daß der Mann vervehmt sey.

Noch kürzer und furchtbarer war das Verfahren der Freischöppen bei sogenannter handhafter That, und man kann wohl mit Recht sagen, daß eine Gewalt von diesem Umfange und dieser Willkürlichkeit nur in einer Zeit ertragen werden konnte, wo sie als Bundesgenosse gegen den größeren Feind, die Willkürherrschaft der Anarchie, zu Hülfe gerufen werden mußte. Dagegen liegt es nicht minder in der Natur aller staatlichen Ordnung, daß mit dem Aufhören der Anarchie sich die reorganisirte Gesellschaft gegen das zurückgebliebene Mittel wendet, das ohne seinen Gegensatz und für sich allein bestehend das Gleichgewicht des Staats ernstlich bedrohen muß. Und es ist nicht zu verkennen, daß, wie anfänglich dieses Verfahren bei handhafter That wohl am meisten dazu beitrug, die maßlose Furcht vor dem heimlichen Gericht zu verbreiten, so in späterer Zeit der freche Mißbrauch dieses Rechts von Seiten der Freischöppen alle Stände gleichmäßig zum Kampfe gegen denselben und zugleich zum Kampfe gegen die Vehmgerichte selbst aufrief, ein Kampf, in welchem die Vehmgerichte endlich unterlagen.

Unter handhafter That verstand man aber den Fall, daß der Verbrecher, Wissender oder Unwissender, auf frischer That ergriffen wurde oder mit habender Hand und blickendem Schein, d. h. mit den Werkzeugen seines Verbrechens oder noch mit dem gestohlenen oder geraubten Gut in Händen betreten wurde, oder endlich die That sogleich gestand „mit gichtigem Mund." Da konnten und mußten, sobald nur drei Freischöppen ihn in dieser Weise trafen, dieselben augenblicklich ihn vorrummen und richten, d. h. das Zeugniß der drei Freischöffen sollte genügend seyn, um ihn zum Tode zu verdammen. Der Ergriffene wurde dann zu selbiger Stunde durch die Freischöffen an den nächsten Baum gehenkt.

Selbst aber dieses weit über unsere Begriffe hinaus summarische Verfahren würde die Furcht vor den Vehmgerichten Westphalens höchstens in Westphalen selbst rechtfertigen, und es bliebe dabei unerklärlich, wie sich dieser Schrecken und dieses Grauen vor ihnen über ganz Deutschland, ja bis in die Ostseeprovinzen hinauf hatte verbreiten können. Es erklärt sich aber auch dieses aus der letzten Eigenthümlichkeit der Vehmgerichte.

In den anarchischen Zeiten des Mittelalters, in denen regelmäßig die größere Gewalt und selten das Recht den Ausschlag gab, mußte die kleine Zahl der Freien in Westphalen, um ihre Autorität als kaiserliche Gerichte in Ansehen zu erhalten, welche überall Schutz und Recht verschaffen sollten, wo dieses vor dem ordentlichen Richter nicht zu erlangen war, darauf bedacht seyn, ihren Ladungen und Aussprüchen auch außerhalb Westphalens Geltung zu verschaffen. So kam es, daß, wahrscheinlich um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, die westphälischen Freigerichte anfingen auch Auswärtige als Schöffen, Vehmgenossen und Vemenoten aufzunehmen, wenn sie nur die oben erwähnten Eigenschaften hatten, welche von einem Freischöppen verlangt wurden.

Bei dieser Aufnahme Auswärtiger, die nur in Westphalen auf rother Erde selbst geschehen konnte, ging man anfänglich mit strenger Prüfung und Vorsicht zu Werk, denn nach Soester Artikeln war vorgeschrieben: „Der Freigraf soll keinen Schöffen machen, den er nicht kennt, er bringe denn einen versiegelten Brief von seinem Landesfürsten oder von einer ehrbaren Stadt, darunter oder darin er gesessen, worin sie auf ihren Eid schreiben, daß der Mann wohl wissend werden möge und nichts an sich habe, was ihn am freien Stuhl hindern möge. Dann soll der Freigraf auch ihn nicht wissend machen, als mit Rath, Wissen und Willen des Stuhlherrn."

Bevor dann der Aufzunehmende wissend gemacht wurde, mußte er knieend und mit entblößtem Haupte vor dem Freigrafen schwören: „Ich N. schwöre einen leiblichen Eid zu Gott, daß ich soll und will in peinlichen Sachen recht Urtheil geben, und richten den Armen als den Reichen, und das nicht lassen weder durch Lieb, Leid, Meidt, Gabe, noch keiner andern Sache wegen. Auch will ich die heimliche Losung verwahren, hüten und hehlen, vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter,

vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem demjenigen, was die Sonne bescheint und der Regen bedeckt, vor allem was zwischen Himmel und Erden ist, außer dem Manne, der dieß recht kann. Und will diesem Stuhl, darunter ich gesessen bin, alles anzeigen, was in die heimliche Acht des Kaisers gehört, ich für wahr weiß oder von wahrhaftigen Leuten gehört habe, damit es gerichtet oder mit Willen des Klägers in Gnaden gefristet werde, und will das nicht lassen, noch um Lieb, noch um Leid, noch um Geschenk. Ich will dieses Gericht nach allem meinem Vermögen stärken, ich will auch diesen freien Stuhl und freie Gericht immer mehr befördern und mehr ehren denn andere Freistühle, alles getreulich und ohne Gefährde, so wahr mir Gott helfe und alle seine Heiligen."

Aus dieser Verbreitung des Schöffenthums über ganz Deutschland und dieser Aufnahme von Auswärtigen zu Schöffen war es möglich, einer Ladung und einem Urtheile der Freistühle in ganz Deutschland Achtung zu verschaffen. Um aber diese allmählich durch ganz Deutschland verbreiteten Schöffen still und ohne Gefahr, an einen Unwissenden zu gerathen, zu Hülfe und Beistand auffordern zu können, war ein geheimes Zeichen der Erkennung, die sogenannte geheime Losung nothwendig. Es ist uns diese geheime Losung aufbehalten, ohne daß aber der eigentliche Sinn der Worte uns bekannt ist. Sie ist folgende:

„Der Freigraf sagt den Neuaufgenommenen mit bedecktem Haupt die heimliche Vehme: Strick, Stein, Gras, Grein, und kläret ihnen das auf, wie vorgeschrieben ist. Dann sagt er ihnen das Nothwort, wie es Carolus Magnus der heimlichen Acht gegeben hat, zu wissen: Reinir dor Feweri, und klärt ihnen das auf, als vorgeschrieben ist; dann lehrt er ihnen den heimlichen Schöppengruß also: daß der ankommende Schöppe seine rechte Hand auf seine linke Schulter legt und spricht:

Eck grüt iu, lewe man!
Wat fange ji hi an?

(Ich grüß Euch, lieber Mann! was fanget Ihr hier an?)

Darnach legt er seine rechte Hand auf des andern Schöppen linke Schulter und der andere thut deßgleichen, und dieser spricht:

Allet Glücke kehre in,
Wo de Fryenscheppen sin!

(Alles Glücke kehre ein, wo die Freyenschöffen seyn)."

Wer die Losung verrieth, war unnachsichtlich dem Tode geweiht. „Wäre es, daß ein Freischöffe die Heimlichkeit und Losung der heimlichen Acht oder irgend etwas davon in das Gemeine brächte oder unwissenden Leuten einige Stücke davon, klein oder groß, sagte, den sollen die Freigrafen und Freischöffen greifen unverklagt, und binden ihm seine Hände vorne zusammen und ein Tuch vor seine Augen und werfen ihn auf seinen Bauch und winden ihm seine Zunge hinten aus seinem Nacken und thun ihm einen dreisträngigen Strick um seinen Hals und hängen ihn sieben Fuß höher als einen verurtheilten, verwehmten, missethätigen Dieb."

Außerdem sollte der Freischöppe bei Tische das Messer mit der Spitze zu sich und die Schaale nach der Schüssel von sich gekehrt haben.

Sobald nun der Beeidigte durch Mittheilung der geheimen Losung Vehmgenosse, Freischöffe geworden war, erhielt er in frühester Zeit das unschätzbare Vorrecht, allein durch die eidliche Betheurung seiner Unschuld jede Anklage von sich abzuwenden, indem er schwor: „Herr Freigraf, der Hauptsachen und Hauptstücke und Thal, die Ihr mir gesagt habt und der mich der Kläger zeihet und darum anspricht und darüber klagt, der bin ich ganz und gar unschuldig, deß mir Gott helfe und alle seine Heiligen."

Selbst als man dieses Vorrecht der Freischöffen als über alles Maß hinausgehend in den Freistühlen selbst verwarf, blieb es dennoch insoweit, als der Freischöffe, wenn er seinen Reinigungseid zu schwören bereit war, durch den Eid des Anklägers und zweier Freischöffen als Eideshelfer überboten werden mußte, diesen aber wieder durch sechs Eideshelfer überbieten konnte, wogegen der Ankläger mit dreizehn Eideshelfern aufzutreten hatte. Fand aber der Angeschuldigte zwanzig Eideshelfer, die ihr Vertrauen in seine Unschuld beschworen, so konnte er nicht weiter überboten werden und wurde freigesprochen.

III.

Ich habe bis hieher den Versuch gemacht zu zeigen, wie auf der Grundlage des altgermanischen Gerichtsverfahrens aus den alten Freigerichten die vorzugsweise westphälische Freigerichte oder Vehmgerichte genannten Gerichte entstanden sind, und wie durch die Verbreitung des Schöffenthums über Deutschland und die dadurch herbeigeführte Möglichkeit, ihren Ladungen und Aussprüchen nachdrückliche Geltung zu verschaffen, die Macht dieser Gerichte eine Größe und Bedeutung erlangte, welche die Schwäche der übrigen Gerichte in um so kläglicherem Lichte erscheinen läßt. Wir haben gesehen, daß die Vehmgerichte in ihrer ursprünglichen großen und bedeutsamen Erscheinung weder das Licht scheuten noch zu scheuen brauchten, daß weder die Stätte, wo das Gericht gehalten wurde, noch auch die Zeit seines Zusammentretens, noch die Personen, welche es bildeten,

in irgend ein geheimnißvolles Dunkel verhüllt waren. Wir sahen, daß sie als Rächer des Verbrechens Mittel ergreifen mußten, die unsere veränderte Zeit und vollkommeneren Einrichtungen verschmähen müssen, die aber aus dem Gesichtspunkte ihrer Zeit und ihrer Verhältnisse weder unerhört noch befremdend erscheinen. Diese Gerichte kennen die Erfindung späterer Zeiten, die Schrecken der Folter, nicht, und die Verbrechen, welche bei ihnen als todeswürdige galten, sind fast dieselben, auf welchen noch in weit späteren Zeiten die Todesstrafe stand, deren Grausamkeit die höhere Bildung zu schärfen wußte, während die Vehme nur die Eine Art derselben, das Henken, gekannt und ausgeübt hat. Was war es also, was vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ihren allmähligen Verfall herbeiführte, so daß die Geschichte der späteren Zeit von ihrem Einflusse, ja fast von ihrer Existenz schweigen konnte?

Ich glaube, es erklärt sich diese Erscheinung sehr einfach aus zwei Gründen. Einmal ist es eine allgemeine Wahrheit, daß keine Macht bestanden hat, die ihre Gewalt nicht mißbrauchte und in dem Mißbrauche den Keim ihres Untergangs mit sich trug, und dann versäumten die Vehmgerichte ihre Gewalt und ihr Verfahren den Forderungen der Zeit anzupassen, und suchten neben der geregelten Verfassung des Reichs und der befestigten Gewalt der Landesherrn eine Macht zu behaupten, die ihre Grundlage allein eben in dem Mangel einer geregelten Verfassung des Reichs und der Schwäche der Landesherrn finden konnte.

Es sey mir gestattet einige Punkte aus der späteren Geschichte der Vehmgerichte zum Beweise dieser Behauptungen hervorzuheben.

In Folge ihrer Eigenschaft als kaiserliche Gerichte hatten die Vehmgerichte das Recht in Anspruch genommen, alle Sachen an sich zu ziehen, in denen dem Kläger vor seinem ordentlichen Gerichte das Recht verweigert wurde, ein Fall, der aus Furcht und Schwäche der Richter bei Rechtshändeln der Mächtigen nicht selten war. Man suchte in solchen Fällen zu der Zeit, als sich die Landeshoheit noch nicht völlig ausgebildet hatte, auch außerhalb des Landes den Richter auf, der durch seine höhere Autorität und Gewalt im Stande war den Angeklagten unter die Formen des gerichtlichen Verfahrens zu zwingen. Aus diesem Umstande gingen die sogenannten Evocationen hervor, d. h. die rechtliche Belangung eines Angeklagten vor einem ihm ausländischen Gericht. Unter dem Vorwande der Rechtsverweigerung wagten es allmählig die Vehmgerichte, im Vertrauen auf ihre ausgedehnte Macht, da die Zahl der Freischöppen auf hunderttausend angewachsen war, oft unter den nichtigsten Vorwänden, Unterthanen der mächtigsten Territorialherren und Städte, ja ganze Städte selbst vor ihre Gerichte zu laden und mit ihren Drohungen zu beunruhigen. So lud im Jahr 1502 ein Dortmunder Freigraf die Lübecker Rathsherrn und Bürger vor seinen Freistuhl, und im Jahr 1519 wurde der ganze Magistrat der Stadt Gotha vor das Vehmgericht citirt, ob mit Recht oder Unrecht galt dem übermüthigen Stolze der westphälischen Freigrafen gleich. Es sind uns die grellsten Beispiele aufbewahrt, um welcher kleinlichen und ungerechten Ursachen willen oft die angesehensten Städte von den Freigrafen gepeinigt und geängstigt wurden.

Merkwürdig sind in dieser Beziehung die Verdrießlichkeiten, welche Nickel Weller im Jahr 1485 den Görlitzern veranlaßte, und welche uns Berck in seiner Geschichte der westphälischen Freigerichte nach Urkunden folgendermaßen erzählt.

Weller, ein Görlitzer Bürger und westphälischer Freischöppe, war beschuldigt worden, ein ungetauftes, schon beerdigtes Kind wieder ausgegraben, aus dessen Armröhre (welche er mit Wachs von einer Osterkerze und Weihrauch angefüllt) bei Nacht in einer Scheuer, in Gesellschaft seiner Mutter, seiner Frau und eines alten Bauern, ein Licht gemacht und damit (nach damaliger Ansicht) Zauberei getrieben zu haben. Da er diese That nicht läugnen konnte, so hatte er nach Ausspruch der Richter und Schöppen zu Görlitz den Hals verwirkt. Der Landvogt von Stein und andere angesehene Personen verwandten sich jedoch für ihn, und brachten es dahin, daß er bloß aus der Stadt verwiesen und seiner Güter beraubt ward. Weller begab sich nach Breslau, bat den Rath und den Bischof von Waradein, königlichen Kanzler, um Fürsprache, und fand Gehör; doch vergebens, denn der Magistrat zu Görlitz rechtfertigte sein Verfahren vollkommen.

Weller versuchte es jezt mit dem Papst. Er stellte Innocenz VIII. vor, daß er den Görlitzer Rath innerhalb der Stadt und der Meißnischen Diöcese nicht sicher belangen, auch von dessen Macht keine Gerechtigkeit erwarten könnte, worauf der Papst, durch eine eigene Bulle, den Magister Johann Medici und den Doctor und Canonicus Nicolaus Tauchen zu Breslau zu geistlichen Commissarien in dieser Sache ernannte. Diese verlangten von dem Landvogt von Stein, daß er Weller, nach geleistetem Reinigungseide, binnen Monatsfrist zu seinem Rechte verhelfen möchte, widrigenfalls sie sich selbst diese Freiheit nehmen müßten. Es geschah jedoch weder das eine noch das andere, vielleicht deßhalb nicht, weil Weller, als schon durch die Zauberei in den Kirchenbann gefallen, keines Rechtes fähig war.

Weller wandte sich von Neuem an den Papst, bei dem er jezt an Bischof Julian zu Ostia einen nachdrücklichen Fürsprecher fand. Er ward wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen; doch verblieb es in der Hauptsache beim Ausspruche der Görlitzer, und selbst die päpstlichen Commissarien, der Bischof zu Breslau und der Landvogt bestätigten denselben. Nun versuchte Weller sein Glück bei dem Vehmgerichte, und Johann von Hulschede, Freigraf des Stuhls zu Brackel, lud den dritten Mai 1490 Bürgermeister und Rath, Aelteste, Geschworne und die gemeinen weltlichen Einwohner von Görlitz über achtzehn Jahre vor sein Gericht. Der Ladungsbrief ward zu Ludwigsdorf, auf Wenzel Emmerichs Vorwerk, auf eine Kleppe am Zaun gesteckt vorgefunden und von da zur Stadt gesandt.

Weil Görlitz, durch die goldene Bulle, und überdieß durch ein besonderes Privilegium Sigismunds, von allen fremden Gerichten befreit worden war, so gab die Stadt dem König Wladislaus von Böhmen von dieser Ladung Nachricht und bat ihn um Intercession. Die leztere erfolgte zwar, fruchtete aber nicht. Der Freigraf Hulschede war seitdem gestorben, und sein Nachfolger, Georg Hackenberg, würdigte Böhmens König so wenig, als dessen Stadt Görlitz einer Antwort.

Indessen wurde der angesezte Gerichtstermin abgehalten, ohne daß die Görlitzer erschienen, daher Weller sie des ungehorsamen Ausbleibens beschuldigte, und sie in des Gerichts Poen und Brüche, so wie zur Erstattung der Gerichtskosten und Schäden zu verurtheilen, endlich auch ihm selbst die Fortsetzung seiner Klage zu verstatten bat. Zu diesem Ende schäzte er seine bisher erlittene Schmach, seine Schäden und Kosten auf 500 rheinische Gulden, und bekräftigte diesen Ansatz durch eine eidliche Erhärtung selbdritte, worauf zu Recht erkannt wurde, daß er sich nunmehr bei den Görlitzern seines Schadens erholen dürfe, wo er könne. Dem Urtheile ward überdieß noch die Drohung hinzugefügt, daß, wofern Jemand Weller in Verfolgung seines Rechtes hindern würde, derselbe hierdurch ebenfalls in des heiligen Reiches schwere Ungnade und des Freigerichts zu Brackel Poen und Brüche verfallen, dem Kläger selbst aber seine Unkosten und Schäden ersetzen sollte.

Am 16. August 1490 sezte der Freigraf den Görlitzern einen neuen peremtorischen Termin an, ihr Leib und Ehre zu verantworten, oder im Entstehungsfall zu gewärtigen, daß er über ihren Leib, Leben und Ehre das strengste und schwerste Urtheil und Vollgericht, welches ihm nicht lieb sey, sprechen müßte. Die Ladungsakte ward dießmal in der Mönchskirche auf der Erde gefunden. Vergebens suchte der Rath nochmals bei dem Erzbischofe von Köln und dem Freigrafen selbst um Entledigung von diesem Rechtsstande nach. Lezterer antwortete nicht einmal, sondern erklärte die Stadt, welche wiederum nicht erschienen war, in contumaciam in Bann und Acht.

In dem durch einen Anschlag jedermann bekannt gemachten, in den heftigsten Ausdrücken abgefaßten Urtheile ward auch der Stadt Breslau, als mit Görlitz in Einer Verdammniß, gedacht, woraus erhellt, daß Weller auch gegen die leztere eine Klage angebracht hatte. In demselben wird, unter Androhung gleichmäßiger Achtserklärung, jedermann befohlen, die von Görlitz und Breslau nicht zu beherbergen, nicht mit ihnen zu essen und zu trinken, noch sonst einigerlei Gemeinschaft mit ihnen zu haben, bis sie sich mit dem Freigerichte abgefunden und dem Kläger selbst ein Genüge geleistet hätten. — Weller selbst schlug eine erhaltene vidimirte Abschrift dieses Urtheils zu Leipzig während des Marktes an, welche aber von den daselbst anwesenden Bürgern von Görlitz sofort wieder abgerissen wurde.

Gemeinschaftlich berathschlagten sich nun die beiden Städte Görlitz und Breslau zu Liegnitz über die zu ergreifenden Maßregeln, und beschlossen daselbst, daß sie gleichfalls durch einen Anschlag in Görlitz, Breslau, Leipzig und an andern Orten, und zwar jede Stadt besonders, ihr Verfahren öffentlich rechtfertigen wollten. Zugleich brachten sie ihre Beschwerden an den Landtag zu Prag und baten die Stände um Intercession bei dem Erzbischof von Köln und dem Landgrafen von Hessen. Diese erfolgte, doch abermals vergeblich. Des lezteren Antwort beweist, daß er über seinen Freigrafen entweder nichts vermochte, oder mit demselben unter einer Decke spielte.

Weller, bemüht, sein Recht auf alle Weise geltend zu machen, suchte zu Hain und in andern Meißnischen Orten die durchreisenden Kaufleute von Görlitz und Breslau anzuhalten; aber die beiden Städte vereitelten seine Plane wiederum dadurch, daß sie sich beim Herzog Georg Schutz und Geleit auswirkten. Statt hiedurch den Muth zu verlieren, brütete Weller nur neue Anschläge. Er bat und erlangte den Beistand des aus den Niederlanden in Meißen angekommenen Herzogs Albrecht. Kaum hatten aber demselben der Landvogt und der Rath zu Görlitz Bericht erstattet, so zog auch dieser Fürst wieder die Hand von ihm ab.

Des ewigen Neckens müde, ließen endlich die Städte durch König Wladislaus bei Kaiser Friedrich um ein Mandat an sämmtliche Unterthanen des Reichs, und besonders um Inhibitoriales an den Freistuhl zu Brackel und alle Freigrafen und Freischöppen

nachsuchen und hierauf beide ihnen ertheilte Dokumente in Abwesenheit des Landgrafen dessen Statthalter, dem Rath der Stadt Dortmund und dem Freigrafen von Brackel insinuiren.

Durch diese Maßregel scheint denn endlich Weller selbst auf immer zur Ruhe gebracht worden zu seyn; wenigstens finden sich von seinen ferneren Unternehmungen keine Spuren. Dennoch suchten nach seinem Tode sein Sohn Wolfgang und sein Eidam Urban Schwertfeger im Jahr 1502 seine Ansprüche an Görlitz von neuem geltend zu machen. Graf Ernst zu Hohenstein übernahm es, für sie um die Wiedererlangung ihres Vermögens zu intercediren. Aber standhaft blieb der Rath zu Görlitz bei seinem einmal gefaßten Entschluß und erklärte nebenbei, daß, wenn man etwas auszuführen gedächte, dieß entweder vor seinen eigenen Gerichten, oder vor höheren Behörden geschehen müsse. Hierauf ist denn die Sache abermals bis 1512 liegen geblieben, da sie, auf beider Gesuch, zum lezten mal durch einen gewissen Veit von Taubenhein in Anregung gebracht ward und endlich durch einen gütlichen Vergleich abgemacht worden zu seyn scheint.

Endlich wagten sich die Freigerichte in ihrem zügellosen Dünkel an die kaiserliche Majestät selbst. Nachdem schon früher ein Freigraf Mangold es gewagt hatte, dem Kaiser mit einer Vorladung zu drohen, erfrechten sich die Freigrafen Dietrich Dietmarstheim, Heinrich Smedt und Hermann Grote, den Kaiser Friedrich III. nebst seinem Kanzler, dem Bischof Ulrich von Passau, und die Beisitzer des kaiserlichen Kammergerichts vor den Freistuhl zwischen den Pforten von Wünnenberg im Hochstift Paderborn zu laden. Der einzige Grund hiezu war die Erbitterung gegen das kaiserliche Kammergericht, weil dasselbe verschiedene Freigrafen und deren Stuhlherrn, den Grafen Walrabe zu Waldeck, in die Acht erklärt hatte.

Sie luden den Kaiser, „seinen Leib und höchste Ehre zu verantworten, bei Strafe für einen ungehorsamen Kaiser gehalten zu werden.“ Da der Kaiser natürlich der Ladung nicht folgte, bedeuteten sie ihm, freilich auch mit keinem andern Erfolg, in einer nachdrücklichen zweiten Ladung, daß seine Ehre und sein Leben daran hängen, wenn er nicht erscheine und seine Sache ausführe, und schließen mit den Worten: „Ihr kommet oder kommet nicht, so muß das Gericht seinen Gang haben, wie sich nach freien Stuhles Recht gebührt. Hiernach wissen sich Eure kaiserliche Gnaden zu richten, und rathen wir Eure kaiserliche Gnaden getreulich, es nicht dazu kommen zu lassen.“

Abgesehen von der Erbitterung, die durch dergleichen exorbitante Schritte im ganzen Reiche hervorgerufen wurde, machten sich auch die Vehmgerichte sittlich verächtlich durch die Willkürlichkeit in ihren Urtheilen, zu Folge deren es sprüchwörtlich wurde, „daß sie die Angeklagten, ihrer Rechte unbeschadet, erst henkten und dann erst in Untersuchung zögen.“ Durch die Einnahmen, die dem Stuhlherrn und Freigrafen aus der Aufnahme der Schöffen zuflossen, „um,“ wie es hieß, „seinen gräflichen Hut zu verbessern,“ ließen sie sich ferner verleiten, Schöffen ohne Auswahl und ernstliche Prüfung aufzunehmen, so daß in der auf den Trierschen Reichsabschied vom Jahr 1512 folgenden Capitulation des Erzbischofs Philipp zu Cöln geradezu erklärt wird: „die Vehmgerichte würden von Jedermänniglich vermieden und für Bubenschulen geachtet.“

So erlagen endlich im sechzehnten Jahrhundert die Vehmgerichte, von der öffentlichen Meinung verlassen, der Macht des Reichskammergerichts, der Landesherrn und der Städte, und der schwache Kampf, den sie im siebzehnten Jahrhundert nur noch im Innern Westphalens fortzuführen suchten, schlug mehr und mehr zu Gunsten der landesherrlichen Gerichte aus. Da überall Schutz und Recht vor dem ordentlichen Richter zu finden war, war ihnen auch der lezte Schein des Rechts genommen, Sachen vor ihre Stühle zu ziehen.

Nachdem das lezte förmliche Vehmgericht 1568 bei Zelle gehalten worden, wurden sie durch die Landesherrn theils aufgehoben, theils in landesherrliche Gerichte verwandelt, und sie blieben als unbedeutende Polizei- und Rügegerichte nur da bestehen, wo man die wohlerworbenen Rechte der Stuhlherrn auf die Einnahmen aus ihrer Jurisdiction nicht kränken mochte. Man wußte sich kaum noch zu erinnern, worin ihre Competenz bestanden habe, und mußte im vorigen Jahrhundert sorgfältige Erkundigungen einziehen, um die Punkte festzustellen, in denen sie observanzmäßig zu schützen wären, wie sich aus folgendem Bericht eines Raths Zeppenfeldt an den Kurfürsten von Köln ergibt:

„Eure Kurfürstlichen Durchlaucht ist gnädigst gefällig gewesen, von mir den unterthänigsten Bericht zu erfordern, wie es mit hiesigen Freigrafen, oder Kaiserlichen freien Stuhlen vor eine Beschaffenheit habe, wie dieselbe dermalen bekleidet und wohin von selbigen bis dahin appelliret worden sey. Zu unterthänigster Einfolge sothanen gnädigsten Befehl berichte gehorsamst, daß diese Freistuhlsgerichte dem Vermuthen nach von Caroli magni Zeiten her ihren Ursprung haben, deren Macht und Jurisdiction vormals sehr weitläufig gewesen, nachgehends aber propter abusum durch Kaiserliche sowohl als landesherrliche Verordnungen, auch Reichsabschiede sehr beschnitten worden seind, also daß

nunmehro denen selben gemeinlich die Criminal-Jurisdiction gänzlich benommen, in Civilsachen aber nur über wörtliche Schmähungen, Schlägerei, so ohne Blutrust, Lähmung, oder sonst gefährlicher Weise geschehen, wie auch über abpflügen, abzäunen, Diebereien und Feldschaden zu erkennen haben. Gleichwohlen hat in diesem Stück das eine Gericht bisweilen mehr als das andere hergebracht, und ist dieserhalb sonderlich auf das Herbringen zu reflectiren. Ansonsten haben die Herren Grafen, nunmehro Fürsten von Waldeck, im Brilonischen Gerichtsbezirk ein dergleichen Gericht, wobei sie noch ohnlängst in allen andern Fällen eine privativam jurisdictionem behaupten wollen, welche ihnen aber nicht zugegeben ist."

Der lezte Oberfreigraf, d. h. Freigraf des obersten Freistuhlsgerichts zu Arnsberg, Franz Wilhelm Engelhardt, starb im Jahr 1835, und mit ihm ist die lezte bis in unsere Tage hereinragende Lebensspur der Freigrafen erloschen. Die Kurfürsten von Köln hatten dieses bedeutungslose Amt nur noch vergeben, weil ihre Würde als oberste Stuhlherren der heimlichen Gerichte auf kaiserlicher Belehnung beruhte und man sich dieses Lehnsverbandes wegen durch Unterlassung der Ausübung dieses Rechts nichts vergeben wollte. Unterbelehnt war mit Freistuhlsgerichten unter andern eine Familie von Hörde, und diese als Lehnsträger waren verpflichtet die Freigerichte mit Freigrafen zu besetzen. Diese Freigrafen mußten aber auch noch bis auf unsere Zeit von dem jedesmaligen Oberfreigrafen beeidigt werden, der ihnen dann die geheimen Erkennungszeichen mittheilte. Unser lezter Oberfreigraf hatte als solcher einige von ihm selbst zu erhebende kleine Geld- und Naturaliengefälle, die ungefähr zusammen 37 Thaler betrugen. Als endlich auch diese Gefälle im Jahr 1834 in Westphalen aufgehoben wurden, blieben dem lezten Oberfreigrafen außer einer kleinen Entschädigung von seinem alten Amte nur noch die Geheimnisse der Freigrafen übrig, die er mit sich in's Grab genommen.

Aber noch heutigen Tags, so wird von einem Kundigen berichtet, leben in Westphalen Freischöffen, die die alten Vehmgeheimnisse bewahren und nicht zu bewegen sind, sie zu verrathen. So wurde zu Gehmen im Münsterichen unweit Bocken das in alter Form und Weise immer fortgehegte Freigericht durch die französische Gesetzgebung bereits am 1. März 1811 aufgehoben, die Freischöffen kommen aber noch jährlich am Freistuhl zusammen und hegen mit großer Strenge die geheime Losung, so viel Mühe sich auch angesehene Beamte gegeben haben, sie zur Mittheilung zu bewegen. Daß die Formel: „Stock, Stein, Gras, Grain," die Heimlichkeit enthalten, haben sie zugegeben, aber die Bedeutung dieser Worte nicht entdecken wollen. Sie haben auch noch die mündliche Tradition, daß Karl der Große der erste Gründer ihres Gerichts sey, und das breite Schwert, worauf sie bei der Ablegung des Eides: „dem Stuhlherren treu, hold und gewärtig zu seyn, alles was Femwrogig, Straßen- und Mühlen-Mähre sey, anzubringen, und die Feme Niemand zu offenbaren," ihre Finger legten, wird von ihnen Kaiser Karls Degen genannt.

Mit diesen einfachen Bauern stirbt dann die lezte Spur der gefürchteten Vehme aus, die wenigstens das Eine treu bis an ihr Ende gewahrt hat: Verschwiegenheit bis in den Tod.

Gesellschaftsleben in Newyork.

(Schluß.)

Um ein weniges besser steht es mit der Malerei aus. Große Galerien wie bei uns gibt es natürlich nicht, und eben so wenig konnte sich bis jezt bei dem Mangel an Vorbildern und Anregung eine selbstständige nationale Kunst entwickeln, und was die Zukunft bringen mag, liegt jedenfalls jezt noch außerhalb der Berechnung. Die ausgezeichnetste Gemäldesammlung in Newyork besizt ein Herr Boker, der sich lange in Düsseldorf aufgehalten und nach und nach viele der besten Werke der dortigen Künstler angekauft hat. Die Perle der Sammlung ist Lessings „Huß vor dem Scheiterhaufen;" ferner befinden sich dort Hübners schlesische Weber, Hildebrands Othello und Desdemona, Sohns Diana, viele Bilder von Hasenclever, Landschaften von Lessing, Achenbach u. s. w. Diese Galerie ist dem Publikum täglich für einen Eintrittspreis von ungefähr zehn Silbergroschen

geöffnet, und wenn einen einmal das Heimweh nach den heimischen Kunstschätzen anwandelt, kann man sich hier von dem Treiben und Drängen der Alltagswelt Erholung und Erfrischung suchen. Allein auch damit drohte es für die Zukunft vorbei zu seyn; es hieß, die Galerie werde in diesen Tagen für immer geschlossen werden, da sich ergab, daß der Besuch des Publikums nicht einmal hinreichte, um die Kosten für Miethe und den Gehalt des Aufsehers zu decken, in Folge dessen Boker die ganze Sammlung in seine Privatwohnung nehmen wollte. Für den Kunstsinn der Bevölkerung einer so großen Stadt ist dieß in der That ein beschämendes Zeugniß und die Amerikafresser lassen sich die Gelegenheit denn auch nicht entgehen, ihr unbedingtes Verdammungsurtheil über Gegenwart und Zukunft der Kunst in Amerika auszusprechen; ein Verdammungsurtheil, das sich indessen eben so wohl auf die große Masse der hier lebenden Europäer ausdehnen ließe, wenn so viele derselben nicht ihre Entschuldigung darin fänden, daß ihnen bei dem harten Kampf mit den Erfordernissen der Existenz, den sie im Anfang durchzumachen haben, oft weder Zeit noch Ruhe bleibt, um sich auch nur auf Augenblicke darüber zu erheben.

Außerdem hat man mitunter Gelegenheit, Bilder europäischer Künstler zu sehen, die uns zuweilen zuschwimmen und vorübergehend in den Kunsthandlungen ausgestellt werden. So sah man lange Ary Scheffers „Versuchung Christi," welche jezt die Rückreise angetreten hat, sicher nicht zum Bedauern der Kunstkritiker und selbst der unbefangenen, mit gesundem Urtheil ausgestatteten Laien, die in einem Kunstwerk nicht durch die bloße technische Vollendung zufrieden gestellt sind. Dieser Christus, nach dem hergebrachten langgezogenen Typus angefertigt, wie langweilig, abstrakt, gleichgültig und nüchtern sieht er in die Welt hinein! Man sieht, der Künstler hat sich bestrebt, ein vollkommenes Ideal darzustellen, und ist gerade durch dieses Ueberidealisiren in's Allgemeine, Charakterlose und Abgestandene gerathen. Der nackte broncefarbige Teufel mit den ungeheuern Vampyrfledermausflügeln, dessen Muskulatur übrigens meisterhaft ausgeführt ist, sieht menschlicher aus und steht uns deßhalb entschieden näher, ist aber in seiner Art eben so verfehlt. In diesem gutmüthig schmerzlichen Gesicht sucht man vergebens nach dem himmelstürmenden Haß des gefallenen Engels, und ich wurde lebhaft an die armen Indianer erinnert, welche im untern Theil der Stadt scheu und verschämt ihre Mocassins ausbietend, sich augenscheinlich zurück in ihre Wälder, hinaus aus einer Civilisation sehnen, welche ihnen als die höchste Barbarei erscheinen muß, da sie durch deren Repräsentanten von ihrem heimischen Boden vertrieben sind und mit der Zeit ihrem gänzlichen Untergang entgegen gehen. Die gekrallten Finger, welche die höchste Spannung und Anstrengung des Kampfes andeuten sollen, stehen mit dem erwähnten schmerzlichen, Mitleid erregenden Gesichtsausdruck nicht im Einklang; sie verfehlen deßhalb ihren Zweck, und unwillkürlich wurde ich an einen Clavierschüler erinnert, der verzweiflungsvoll seine Hände in die rechte Position zu bringen sucht. In diesem Bilde Scheffers spricht sich ganz jene Richtung aus, welche mit einigen Modifikationen in Deutschland ebenfalls ihre Vertreter in manchen begabten Künstlern gefunden hat, die anstatt auf der Bahn vorwärts zu streben, die Natur, Geschichte und Fortschritt ihnen anweisen, sich künstlich auf ein längst zurückgelegtes Stadium zurück versetzen und einfältiglich fromm die alten Maler nicht nur in ihren Vorzügen, sondern selbst in ihren Unvollkommenheiten nachahmen.

Wie wohlthuend contrastirt mit dieser unerfreulichen Ueberirdischkeit die schöne Wirklichkeit und Frische, welche sich in den „Brüdern Josephs" von Horace Vernet kund gibt, die bald nach Scheffers Christus in derselben Kunsthandlung ausgestellt waren! Ich glaube, der unglücklichste Mensch müßte vor diesem Bild alle seine Sorgen und Schmerzen auf einige Augenblicke vergessen. Hier ist die höchste Aufgabe der Kunst, Wahrheit, getragen und veredelt durch Schönheit, auf's Glänzendste gelöst. Der Moment ist gewählt, in dem die Brüder, nachdem sie Joseph den Kaufleuten verkauft, deren Kameele man noch in der Entfernung wahrnimmt, seinen Rock in das Blut der Ziege tauchen. In jeder der Gestalten ist so viel Leben und Bewegung und doch so viel edle Ruhe, fern von aller Effekthascherei, daß der Beschauer sich unwiderstehlich in den Kreis der Darstellung hineingezogen fühlt und sich in den heißen Süden versezt wähnen könnte, dessen Wesen im Typus und Colorit der Gesichter, in den Farben des Himmels und der Landschaft und in den beiden Bäumen mit seinem ganzen Zauber unübertrefflich schön und wahr wiedergegeben ist.

In der National Academy of Design ist ebenfalls die jährliche Ausstellung geöffnet. Der Catalog enthält 278 Nummern, von denen sich die meisten bereits im Privatbesitz befinden. Das Streben inländische Kunst zu heben und im Publikum das Interesse dafür zu wecken, ist natürlich nur zu rühmen, aber europäische Ansprüche finden nur sehr mangelhafte Befriedigung. Die Vorliebe der Amerikaner für Landschaften tritt einem in diesen Sälen sehr entschieden entgegen, denn außer einer großen Zahl von Porträts findet man fast nur Landschaften, und in der That ist es auch der



einzige Zweig der Malerei, in dem man schon zu einer einigermaßen selbstständigen Entwicklung gelangt ist. Die Geschichte ist gar nicht, das Genre nur höchst spärlich vertreten, und sieht man im Catalog nach, so stellt sich heraus, daß die wenigen Genrebilder größtentheils von hier lebenden deutschen Künstlern herrühren. Auch eine von Hasenclevers humoristischen Wirthshausscenen und ein Porträt von Sohn haben sich hieher verirrt. Einige der sogenannten domestic subjects, welche auf keiner Ausstellung fehlen, wie diverse Websters oder Washingtons, mit einer darüber schwebenden fetten Person, welche die Vereinigten Staaten vorstellt, finden sich gleichfalls vor, zum Glück aber in geringer Zahl. Diese patriotische Pinselei fällt fast ohne Ausnahme himmelschreiend, oder vielmehr kunstlästerlich aus, und es kommen bei dieser Gelegenheit oft die ergötzlichsten Dummheiten an's Tageslicht. Im vorigen Jahr war zum Beispiel ein solches Meisterstück ausgestellt, welches Diogenes zeigt, welcher mit der Laterne ausgeht, um einen Menschen zu suchen, und — Washington findet. — Unter den Landschaften zeichnen sich diejenigen von Church, Gignoux und Durand aus, in welchen die Natur mit eigenthümlicher Frische und Poesie wiedergegeben ist. Daneben fehlt es natürlich auch nicht an jenen harten, gras- oder grünspangrünen Bäumen, waschblauen Himmeln und perspektivelosen Hintergründen, die mich immer an unsere Nürnberger Bilderbogen erinnern, welche vor ihnen wenigstens den Vorzug der Wohlfeilheit voraus haben. Ein ähnliches Verhältniß findet in Hinsicht der Porträts statt; neben manchen keck und lebenvoll aus dem Rahmen heraustretenden Gestalten eine schauerliche Reihe geschmacklos aufgeputzter, dumm und stier glotzender Damen, todt und steif, als hätten die Wachsfiguren in den Schaufenstern der Friseurs als Modell gesessen, lebensgroßer lederner Herren, denen zu Ebenbildern lebender Menschen nicht mehr als alles fehlt, allerliebster Holzpuppen von hoffnungsvollen Rangen, wie man sie auf dem Weihnachtsmarkt nicht besser sehen kann.

Noch will ich dießmal der in den Winter fallenden Feiertage erwähnen, deren es indessen wenige gibt. Unsere selbst in den protestantischen Ländern aus der früheren katholischen Zeit beibehaltenen Feiertage sind von den strengen Puritanern unerbittlich über Bord geworfen worden, und da der Sonntag eine ausschließlich kirchliche Färbung hat, da Theater, Tanz, Musik und alle öffentlichen Vergnügungen als Entweihung und Sünde betrachtet werden und deßhalb gesetzlich verboten sind, ist es kein Wunder, daß derselbe der langweiligste Tag in der ganzen Woche ist, an welchem es dem Europäer, der etwa noch keine Freunde hier gefunden hat, bei denen er sich schadlos halten kann, so trostlos nüchtern zu Sinn wird, als wenn er den ganzen Tag das lange Gesicht eines episcopalen oder presbyterianischen Geistlichen vor sich sehen sollte. Die deutsche Mittelklasse, so wie die Arbeiter halten sich indessen schadlos, indem sie zu Tausenden über den Hudson nach Hoboken strömen und sich dort, dem Mäßigkeitsgesetz zum Trotz, mit Bier und Branntwein stärken. Drei Dampffähren sind fortwährend in Bewegung, die bei gutem Wetter fast immer gedrängt voll sind, und hört man genauer hin, so findet man, daß vorherrschend deutsch gesprochen wird.

Den 4. Juli, den Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung mit dem obligaten Soldatenspiel und Schießaccompagnement habe ich schon früher beschrieben. Ein anderer patriotischer Feiertag, Washingtons Geburtstag, der 22. Februar, wird ebenfalls mit Paraden und militärischen Umzügen begangen und gibt Gelegenheit, die kindische Vorliebe der Amerikaner für das Uniformwesen in seinem vollen Glanze kennen zu lernen. Die wenigen Festtage, die außerdem noch übrig geblieben, lassen sich sehr lakonisch mit dem Gesammtnamen „Freßtage" charakterisiren. Die Masse des Volks hat hier so wenig Uebung im Genuß, der Sinn für andere Vergnügungen ist noch so wenig entwickelt, daß man selbst die wenigen Tage, welche der Erholung geweiht sind, fast nur durch Essen auszubeuten weiß, und die verschiedenen Festtage haben ihre bestimmten vorschriftmäßigen Gerichte, auf die man nur mit schwerem Herzen verzichtet. Ueberhaupt ist es ein Irrthum, wenn man glaubt, die Amerikaner seyen mäßiger und weniger materiell als etwa die Deutschen. Sie stehen in dieser Hinsicht wirklich den Thieren näher. Wenn sie, ohne zu raffiniren, ihren halb rohen Fraß hastig hinunter schlucken, so geschieht es nur, weil ihnen, wie den Engländern, die Kenntniß der eigentlichen Kochkunst gänzlich abgeht. Aber statt der Gourmands à la Rumohr, welche nicht nur das Kochen, sondern auch das Essen als Kunst behandeln, gibt es dafür um so mehr Vielfräße, deren Phantasie sich nicht über den Genuß eines Turkey (calecuttischen Hahns) erheben kann, und welche in gesalzenem Schweinefleisch mit weißen Bohnen, in gebratenem Schinken, Mincepie und heißem Brod zum Frühstück beneidenswerthe Annehmlichkeiten des Daseyns verehren. Die Frauen sind außerdem fast ohne Ausnahme der Nascherei in einem Uebermaß ergeben, wie vielleicht in keinem andern Lande, und der Verbrauch an Zuckerwerk übersteigt alle Begriffe. Vom frühesten Alter an werden die Kinder damit gefüttert, und die natürliche Folge sind die schlechten Zähne, welche man bei der Mehrzahl der Amerikanerinnen findet, ganz

abgesehen davon, daß das fortwährende Kauen selbst einen hübschen Mund fast so unangenehm macht, als wenn durch denselben Albernheiten zu Tage gefördert werden.

Ein Haupteßtag ist im November der kirchliche thanksgivings day (Dankfest), welcher vorzugsweise dem Vergnügen gewidmet ist. Die Theater sind offen und immer gedrängt voll, Spazierfahrten werden unternommen und Gesellschaften gegeben, allein die Hauptsache bleibt doch immer das Essen, und bei keiner Familie, die es irgend aufzubringen im Stande ist, wird so leicht der vorschriftmäßige turkoy und die dazu gehörige mince-pie fehlen. Auch Weihnachten kann des verehrten Vogels als Mittelpunkt nicht entbehren; sonst sieht es aber um dieses unser Hauptkinderfest nüchtern genug aus. In vielen Familien werden den Kindern zwar Geschenke gemacht, allein nicht wie bei uns am Abend, sondern am Morgen, wodurch jener zauberhafte Eindruck größtentheils verloren geht, den ein wenn auch mit den einfachsten Gegenständen bedeckter Tisch in der gehörigen Weihnachtsbeleuchtung der bunten Wachslichter hervorbringt, welche sich im funkelnden Rauschgeld reflektiren. Dazu fehlt der duftende Tannenbaum, der Mittelpunkt und die schönste Zierde des heimischen Weihnachtabends; von dem fröhlichen Treiben auf den Straßen, das bei uns um diese Zeit ganze Städte fast in Spielzeugbuden verwandelt, ist keine Spur, und da man außerdem — wahrscheinlich dem leidigen Business zu Liebe — die Zahl der Feiertage auf Einen beschränkt hat, ist nicht einmal Raum für die Nachfreude, so daß kaum der Schatten einer deutschen Weihnacht übrig bleibt.

Um so größere Anstalten und Vorbereitungen werden dagegen für den Neujahrstag gemacht, an welchem der möglichste Luxus zur Schau getragen wird und der Sinn für äußern Schein sich in voller Entfaltung zeigt. In manchen Häusern wird schon lange vorher mit den Vorbereitungen angefangen, und in allen Familien, welche überhaupt Gesellschaft bei sich sehen, wird in einem der Empfangzimmer ein großer Tisch mit dem Besten und Erlesensten bedeckt, das die Umstände irgend verstatten. Tafelaufsätze und Blumenvasen dürfen nicht fehlen, und kaltes Wild und Geflügel, Torten und Kuchen aller Art, Confekt, Candy, warme und kalte Getränke, und besonders eine möglich große Auswahl der feinsten Weine und Liqueurs werden in Quantitäten aufgetischt, als gälte es ein Regiment Soldaten zu bewirthen. Die Dame des Hauses nimmt auf dem Sopha Platz, und mit dem frühen Morgen, oft schon um neun Uhr, beginnen die Besuche, um heute nicht mehr aufzuhören. Alle Herren, welche im Laufe des Jahres das Haus einmal betreten haben, verfehlen nicht, ihren »call« zu machen, wobei es durchaus nicht als Verstoß gilt, wenn mancher noch ein halbes oder ganzes Dutzend Freunde mitbringt, welche der Hausfrau flüchtig und unverständlich vorgestellt werden und dann spurlos verschwinden, um vielleicht im nächsten Jahr auf dieselbe Art zu erscheinen. Nach der stereotypen Neujahrsgratulation geht jeder an den Eßtisch und langt nach Belieben zu; dann entfernt man sich, um in einem andern Hause dasselbe Experiment zu wiederholen, bis endlich um Mitternacht der Ruf »happy new year!« allmählig verstummt, bis von den glückwünschenden Herrn die meisten sich nicht mehr in ganz nüchternem Zustand befinden, tausende von Dollars verzehrt sind und man sich einbildet, ein Vergnügen gehabt zu haben.

Zur Erinnerung an Spindler.

II.

Im kleineren Saal des goldenen Lamms zu Baden-Baden hatte eine geschlossene Gesellschaft, eben erst gebildet, ihren Sitz aufgeschlagen. Im Winter braucht man in Bädern nichts weniger zu sparen als den Raum. Das Kränzchen nannte sich die Lesegesellschaft und spürte noch keinerlei ehrgeizige Anwandlungen von Sehnsucht nach dem Namen Museum. Man hielt einige Zeitungen, war nicht freisinniger gestimmt als alle Welt, fühlte für die Polen und trank seinen Schoppen Wein. Bier gab es damals nicht in anständigen Häusern. Der Vorsitzende war Aloys Schreiber, ein Greis von überaus ehrwürdigem Aussehen, mit seinen siebzig Jahren noch voll Leben und Feuer und von aufbrausend leidenschaftlicher Gemüthsart. Das jetzige Geschlecht weiß wenig mehr von ihm. Seiner Zeit war

er ein bekannter Schriftsteller. Er hat die ersten Rheinreisebücher geschrieben, welche bis zum heutigen Tage noch die Grundlage aller Führer durch die schönen Gegenden von Basel bis Köln bilden. Seine geschichtlich romantischen Erzählungen und seine Gedichte hatten einst sehr angesprochen. Als lezte Anmahnung an eine verschollene Zeit gab er noch das Taschenbuch Cornelia heraus, welches nach der älteren Weise aus den Arbeiten mehrerer zusammengesezt war, während die späteren Taschenbücher nach Claurens Vorgang immer bloß von Einem Verfasser herrührten, wie z. B. Spindlers Vergißmeinnicht. Wenn ich nicht irre, gibt es sogar jezt noch einzelne Nachzügler von beiden Arten. Aloys Schreiber, natürlich mit dem Hofrathstitel behaftet, war ein grundgelehrter Mann und besaß eine ausgezeichnet reiche Büchersammlung, die er sich mit verhältnißmäßig geringen Opfern aus dem Schiffbruch der Klöster zu verschaffen gewußt. Er zeigte sich nicht geizig mit seinen Schätzen, und das war für Unsereinen viel werth in einem Ort, wo es auf Meilen weit keine Geschichtswerke gab. Dergleichen war sonst nur unter großen Umständlichkeiten von der großherzoglichen Hofbibliothek zu erhalten, wenn man sich mit einem Karlsruher Bürger verständigte. Zu Karlsruhe kann nämlich jeder Schneider und Handschuhmacher Bücher aus der Hofbibliothek erhalten, aber der gelehrteste und berühmteste Forscher bekommt auf seinen Namen auch nicht ein Heft, sobald er außerhalb des Weichbildes der Residenz wohnt.

Den zweiten Ehrensitz an der Tafel nahm Pitschaft ein, der ebenfalls einen Mandarinenrang bekleidete und Physicus war, ein ausgezeichneter Arzt und wohlwollender Menschenfreund, nicht ohne einen Anflug von jener Schwärmerei, welche sich bei einem seiner Brüder, dem sogenannten „Philosophen“ Pitschaft, gar zu stark und überwiegend ausgebildet hatte. Die andern einheimischen Mitglieder des Lesevereins waren Philister, wie sie überall zu finden sind. Der Staatshämorrhoidarius, der Rittmeister „a. D.,“ der „königliche“ Kaufmann fehlten nicht im Kranz.

Zu Baden führte Spindler ungefähr dieselbe Lebensweise wie in München, nur daß er weitere Spaziergänge unternahm, das Biertrinken aus begreiflichen Gründen bleiben ließ und schon Abends um neun Uhr heimging, um am häuslichen Herde zu Nacht zu essen. Die verstärkte Leibesbewegung und der Abgang gambrin'scher Einflüsse wirkten sehr heilsam auf ihn ein. Namentlich minderte sich des Bauches allzu stattliche Wölbung. Um den Plan der Ansiedlung auszuführen, von welchem schon die Rede war, erwarb Spindler ein Grundstück von zwei Morgen Umfang, etwas höher als die Villa der Großherzogin Stephanie gelegen. Das Grundstück war ehedem ein Bauerngütchen gewesen, wovon es noch den Namen Kornfriedrich führte. Zwanzig Jahre früher hatte ein Kaufmann das reizend gelegene Stückchen Erde zu einem englischen Garten umgeschaffen, der seitdem lustig herangewachsen und zu einem Wäldchen geworden war. Der Baumeister legte Plane vor, machte „Ueberschläge“ (wie die Kostenberechnungen meistens genannt werden), und man war drauf und dran, den Bauvertrag abzuschließen, als Spindler eine Entdeckung machte, welche ihm die ganze Angelegenheit gründlich verleiden mußte. Seine Frau zeigte die ersten Spuren jener Geistesstörung, von der hier schweigen zu wollen eine unnütze Zurückhaltung üben hieße, denn die traurige Geschichte hing ja mehr als fünfzehn Jahre lang an der großen Glocke, als später die närrische Frau des berühmten Schriftstellers zu einer Merkwürdigkeit des europäischen Curortes ward. Worin die ersten Aeußerungen der Störung bestanden und wie sie allmählig sich entwickelten, bleibt wohl am besten ungesagt. Ich werde späterhin von dem reden, was zu verschweigen, wie gesagt, überflüssig wäre. Einstweilen genüge die Angabe, daß Spindler mit dem tüchtigen Ernst, der seiner kräftigen und zähen Natur in allen Dingen eigen war, sich beinahe drei volle Jahre lang redlich Mühe gab, die Verirrte wieder in das rechte Geleise zu bringen, bis er endlich fand, daß er nicht bloß um eines tollen Weibes halber auf der Welt sey. Was er damals duldete, weiß nur Einer hienieden, und der sagt nicht mehr davon als nöthig scheint, vielfach verbreitete Mährchen auf ihr rechtes Maß zurückzuführen und böswilligen oder albernen Verdrehungen zu begegnen.

Es war kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen Spindler längerer Zeit bedurfte, bevor er den Anlauf zu einem neuen Roman nahm, zu welchem er nicht vor Ende 1831 kam. Er begnügte sich mit den Arbeiten für sein Taschenbuch und für den Zeitspiegel, der zu Karlsruhe gedruckt ward. Am Zeitspiegel hatte er übrigens bald keine rechte Freude mehr. Er rechnete mit leichter Mühe heraus, daß das eigene Unternehmen ihm sehr viele unnütze Schreiberei verursachte und lange nicht so viel eintrug, als er vom „Feind“ für seine Arbeiten bekam, wenn er auch später seine Beiträge zum Zeitspiegel in die gesammelten Werke einreihte, ergänzt durch einiges, was er nicht selber geschrieben. Spindler hat zwar nicht wie Dumas im Großen mit Gesellen gearbeitet, aber einige seiner Erzählungen rühren von einem (einem einzigen) seiner Freunde her. Was ihm das Unternehmen noch mehr verleidete, war Duller, der für seine Mitarbeiterschaft einen festen Gehalt bezog und darum so wenig als möglich leistete. Der Gehalt bestand in 50 fl. monatlich, die bei der damaligen Wohlfeilheit aller Bedürfnisse für einen einzelnen Menschen vollkommen ausreichten, nicht bloß das tägliche Leben zu decken, sondern den ganzen Unterhalt zu bestreiten. Ein fähiger Arbeiter, wie Duller war, konnte eine vollständige Wochenlieferung des Zeitspiegels ganz allein in drei Tagen schreiben. Er aber zog es vor, in mancher Woche gar nichts zu geben, und in vielen andern seinen Zuzug in Hobelspänen zu stellen. Viele Hefte hat Chezy ganz allein geschrieben, worüber er sich nicht beklagte, da er nach der Zeile bezahlt wurde; aber Spindler beschwerte sich darüber, weil er in solcher Weise doppelte Kosten hatte. So war denn schon im Frühjahr

1832 die Rede davon, den Zeitspiegel zu verkaufen; statt dessen ließ man ihn im Herbst plötzlich fallen, weil Duller von dannen zog und Chezy, nach dem Tode seines Vaters für längere Zeit durch Familienverhältnisse in Anspruch genommen, nicht im Stande war das Geschäft allein zu führen.

Duller hatte sich in seine nachherige Frau verliebt. Sie war die Nichte des Theaterdirektors Eisenhut, der mit seiner Truppe von Trier gekommen, um den Sommer über in Baden zu spielen. Das Badener Theater erhielt damals für den Sommer einen Zuschuß von 1500 fl., und wenn es dem Unternehmer auch keinen Gewinn brachte, so deckte es doch die Kosten und gewährte ihm den Vortheil, seine Leute beisammen halten zu können. Spindler hatte in früheren Jahren unter Eisenhut gefochten, sie waren seitdem gute Freunde geblieben, und durch Spindler war Duller mit dem Theaterdirektor näher bekannt geworden. Die Bekanntschaft wurde um so lebhafter unterhalten, als dem jungen vormärzlichen Wiener eine besondere Vorliebe für das Theater gleichsam angeboren war und er sich auch angelegen seyn ließ, ein Schauspiel wieder in Scene zu setzen, das schon zu Wien im Theater an der Wieden die Ehre einer Darstellung erlebt hatte. „Meister Pilgram" wurde in Baden gegeben und später auch in Trier, so viel ich vernommen habe. Pilgrams Dichter flog im Herbst mit den Zugvögeln rheinabwärts. Bald darauf hat Duller seine Angebetete zum Altar geführt, ist nach Frankfurt und dann nach Darmstadt gezogen, wo er ein gar zu frühes Grab fand. Duller hatte viel gelernt und behalten, besaß eine regsame Einbildungskraft mit der Fähigkeit lebhaft anschaulicher Darstellung und würde noch bedeutend mehr geleistet haben, als er wirklich gethan, hätte er nicht seine besten Kräfte und gar zu viele Zeit damit versplittert, sich geltend machen zu wollen.

Im Winter schrieb Spindler „die Nonne von Gnadenzell." Meiner besondern Neigung nach ziehe ich diesen Roman und den späteren, „König von Zion," den andern geschichtlichen Dichtungen des Verfassers vor. Sie tragen alle die Vorzüge an sich, welche den Juden auszeichnen, und sind frei von jenem gewissen melodramatischen Anstrich, der vielleicht den Erfolg des Juden beförderte, aber nur auf Kosten seines innern Werthes. Wenn überhaupt etwas von Spindler auf die Nachwelt kommt — und ich vermuthe, das es geschehen werde — so wird meines Erachtens die Nonne nicht darunter fehlen, während der Jude, welcher den Verfasser berühmt machte, und „der Vogelhändler von Imst," seiner zweiten Berühmtheit Anbeginn, ihren Lohn dahin haben. Es ist übrigens glücklich genug, wenn von einem, der als beliebter Schriftsteller sein Glück gemacht, irgend ein Werk den glänzenden Erfolg des Augenblicks überlebt. Spindler selbst pflegte über die Zukunft seiner Schriften zu sagen: „In hundert Jahren wird irgend ein Glückskind darüber gerathen wie über ein verschüttetes Bergwerk, und die Fundgrube von Erfindung als kluger Bergmann ausbeuten."

Das häusliche Leben hatte für Spindler aus den oben angeführten Gründen alle Behaglichkeit verloren. Mithin war nichts natürlicher, als daß er so wenig wie möglich zu Hause verweilte und die Eingezogenheit, zu der er nach dem Münchener Schwärmen zurückgekehrt, wieder aufgab. Zugleich mußte er die geselligen Kreise meiden, welche er im Anfang seines Badener Aufenthalts mit seiner Frau besucht hatte. Er kehrte zum Wirthshausleben zurück. In der kleinen Kneipe zu den heiligen drei Königen bildete sich eine — wohlverstanden: nicht geschlossene — Gesellschaft, die sich um so weniger an die Polizeistunde kehrte, als der Polizeicommissär selbst zu den Nachtvögeln gehörte. In der alterthümlich einfachen Zechstube bei den drei Königen gings hoch und lustig her. Der Wein war ausgezeichnet gut und überaus billig. Die Gesellschaft darin zerfiel in zwei Parteien, die sich aber nicht etwa befehdeten. Die einen plauderten und rauchten mit Spindler, die andern, deren Hauptmann der Polizeicommissär war, spielten verbotenes Spiel, wie Halbzwölf oder Landsknecht, wenn sie zufällig nicht „knöchelten." In einer Stadt, deren Wohlstand auf Roulette und Trente et quarante beruht, ist es allenfalls leicht, den Bürgern Glücksspiele zu untersagen, aber schwer, das Verbot aufrecht zu erhalten. Es gibt Regeln, die keine Ausnahme vertragen, trotz des Sprüchworts.

Im Frühjahr 1832 kam Börne nach Baden, um, wie er angab, den Sommer über zu verweilen. Er brachte einen Brief von Franckh und wollte Spindler bewegen, ihn zum Hambacher Fest zu begleiten. Spindler lehnte die Einladung ab; er hatte ein Haar im Liberalismus gefunden. Börne war ein lustiger Gesellschafter, der gerade so unterhaltend sprach wie schrieb. Ueberaus ergötzlich schilderte er, welche Mühe es ihn gekostet, von Franckh Gnade für ein paar Fürsten und etliche Standespersonen zu erlangen, welche dieser mit aller Gewalt enthauptet haben wollte. In scherzhaftem Tone fügte er hinzu: „Wenn ihr aber nicht mit gen Hambach zieht, so weiß ich nicht, ob ich euch vor dem Wüthenden retten kann." Wir lachten herzhaft mit, nur Duller nahm sich die Drohung zu Herzen, und wollte richtig die Fahrt mitmachen. Zum Glück wars schon spät im Monat, er hatte also kein Geld, und Spindler, ohnehin zäh genug in Geldangelegenheiten, war natürlich jetzt vollends taub. Börne reiste ab und kam nicht wieder; vielleicht hatte es ihm in Baden nicht gefallen. — Einige Zeit vor Börne war auch Georg Fein auf einem Streifzug durch das Großherzogthum nach Baden-Baden gekommen. Wir hatten zu München den Mann mit dem damals unerhörten Vollbart öfter beim Bier getroffen. Nebst dem Bart war uns aufgefallen, daß er einen Imbiß von geräuchertem Speck nahm, den er in der Tasche mitbrachte. Wir hatten zuweilen auch mit ihm gesprochen. Weil wir seinen bürgerlichen Namen nicht kannten, nannten wir ihn Brutus. Er

brachte einen Brief an Spindler. Von seinen und seiner Freunde Planen für die nächste Zukunft sagte er uns nichts, weil er merken konnte, daß wir nicht darauf eingehen würden. Er hat das Jahr darauf Spindler noch einmal besucht. Es war an einem regnerischen Aprilmorgen, gleich nach dem Frankfurter Putsch, wovon in Baden noch nichts bekannt war. Damals gab es weder Eisenbahnen noch elektrische Telegraphen. Brutus erschien ganz „fein" mit glattgeschorenem Gesicht, nannte sich Doctor Pleyel und ersuchte Spindler um irgend eine Gefälligkeit, nachdem er die Niederlage und die Flucht von Frankfurt geschildert. Spindler lachte ihn unbarmherzig aus, gewährte aber natürlich die Bitte des Flüchtlings. Am nächsten Tage erzählte er das Abenteuer in den drei Königen und hänselte den Polizeicommissär weidlich mit dem Doctor Pleyel, der ganz bequem im Gasthof zur Sonne über Nacht geblieben war. Später erfuhr man, daß Fein, nachdem er über das Gebirg gegangen, sich nicht an den Rhein begeben hatte, sondern von Bühl aus mit einem Hauderer auf der großen Herrstraße über Freiburg nach Basel gereist war, wohl erwägend, daß die Brücke bei Kehl bewacht und das Rheinufer von Mannheim bis Breisach und etwa noch weiter streng behütet seyn dürfte. Fein ist damals glücklich, aber nicht gewitzigt entkommen.

Spindler bewilligte sich, bevor er den großen Urlaub von seiner Häuslichkeit nahm, zuweilen einen kleineren in stets wachsendem Maß. Im Jahr 1832 hatte er sich mit ein paar Ausflügen von höchstens acht Tagen begnügt, im Mai 1833 machte er mit Chezy eine Fußreise über den Schwarzwald, die ungefähr einen Monat lang währte, und im September traten die beiden eine Fahrt durch Mitteldeutschland an, deren Eigenthümlichkeit eine besondere Erwähnung verdient. Spindler hatte sich einen Einspänner zugelegt; die beiden fuhren damit planlos in die Welt hinaus, und zwar ohne Knecht. Sie folgten anfangs der großen Straße, bis einem oder dem andern ein Seitenweg gefiel. „Wollen wir nicht einlenken?" — „Lenken wir ein." — „Aber schau 'mal das hübsche Nest von einem Städtchen." — „Halten wir drauf zu." — „Welch ein stattliches Wirthshaus! — „Fallen wir hinein." — „Der Wein ist: est, est." — „Bleiben wir wenigstens bis zum zweiten Est bei diesem Falkenberger." — „O das gute steife Bier!" — „So lege sich der Knabe an die Quelle." — „Die schöne Kellnerin!" — „Der Gaul bedarf der Erholung." — „Die allerliebste Wirthstochter!" — „Ei, wir haben ja keine Eile." — Der Himmel mag wissen, wie lange es eigentlich gedauert hat, bis die beiden in ihrem Einspänner nach Nürnberg gekommen sind, von wo sie die Zügel wieder westwärts wandten, um sich auf's neue durch alle Lockungen aufhalten zu lassen, wobei ihnen wohl und dem Rößlein nicht weh geschah. In besagter Stadt blieben sie aber vor der Umkehr eine hübsche Zeit. Sie nahmen Theil an der Versammlung des historischen Vereins, welche nach Nürnberg ausgeschrieben war, wie sie bei ihrer Ankunft zufällig erfuhren. Natürlich waren sie, wenn man sie jetzt hörte, eigens deßhalb gekommen. Allerdings mußten einige Sitzungen durchgemacht werden, aber das geschah in Stunden, die ein Reisender ohnehin nicht zu verwerthen weiß; dafür versammelte sich bei Tisch eine freundlich gesinnte Gesellschaft von Männern, deren Nähe belehrend oder anregend wirkte. Die zwei priesen dankbar ihren Stern, der sie in einen solchen Kreis geführt. Nach Tisch gab's Ausflüge, Abends Sitzungen, bei denen das Protokoll nur mit der Kreide geführt ward. Unter den einheimischen Mitgliedern des Vereins schlossen sich Heideloff und der damalige Archivar Lommel näher an die Fremdlinge an, die sich in dem lieben alten Nürnberg so zu Hause fühlten, daß sie lieber da geblieben wären, wenn sie nicht gewußt hätten, daß man das Gasthütel nur eine Weile aufbehalten kann.

Im Sommer 1834 trat Spindler die große Reise durch Frankreich und Italien an, die ihn für immer von seiner Peinigerin trennen sollte. Vielleicht wachte ein solcher Gedanke schon im Hintergrund seiner Seele, doch sprach er ihn nicht aus. Im Gegentheil, er behauptete, in's Joch zurückkehren zu wollen, und hätte sich vielleicht auch dazu gezwungen, wenn nicht eingetreten wäre, wovon weiter unten die Rede seyn soll.

Chezy machte die Reise nicht mit, begleitete indessen den Freund nach Paris, wo sie ein paar Wochen blieben. An einem trüben Regentage, es wird im September gewesen seyn, bestieg Spindler den Postwagen, welcher die Deichsel südwärts kehrte. Ein Ritter von der traurigen Gestalt, eingehüllt in einen grauen Mantel, stieg ebenfalls ein. Wir hatten ihn schon im Posthofe bemerkt und für einen fahrenden Comödianten erklärt. Das war er aber nicht, sondern ein fahrender Ritter, Robert von Erlach, von dem später noch die Rede seyn wird. Die Begegnung mit dem Reisläufer und ihre gemeinschaftlichen Abenteuer von Paris bis Korfu haben Spindler den rothen Faden gegeben, welcher sich durch die „gestirnten Nächte" zieht, wo sie männiglich nachlesen kann. Etwas schwerer dürften — beiläufig bemerkt — für wißbegierige Leser die umständlichen Berichte über die Denkwürdigkeiten der oben erwähnten Tafelrunde der h. drei Könige aufzutreiben seyn; sie stehen in Chezy's verschollenem Roman: „Die Martinsvögel."

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

Die Parlamentssitzung und die öffentliche Sittlichkeit. — Die Mäßigkeitssache. — Der Fall Sebastopols.

△ Wenn die Tagespresse ein treuer Spiegel der Verhältnisse wäre, so müßten wir annehmen, das Parlament übe einen wunderbar heilsamen Einfluß auf die öffentliche Moral aus. Während der sechs oder sieben Monate, wo die Repräsentanten der Nation in Westminster sitzen, oder doch sitzen sollten, finden wir in den Blättern bei weitem nicht so viele Verbrechen aufgezeichnet, als außer der Session. Leider ist aber die englische Presse nichts weniger als ein treuer Spiegel, und mit dem heilsamen Einfluß des Parlaments ist es auch nicht sonderlich weit her. Wir sind also gezwungen, uns nach einer andern Erklärung des Phänomens umzusehen, und wir haben nicht lange zu suchen. Der Grund ist höchst einfach. Die englischen Journale sind allmählig zu einem solchen Umfang angeschwollen, daß sie unter der Wucht ihres Formats fast zusammenbrechen. Sie wissen kaum mehr, wie sie ihre riesigen Columnen füllen sollen. So lange die Herren Gesetzgeber tagen, ist die Schwierigkeit nicht so groß. Die Männer sind hier zu Lande ziemlich einsylbig, wenigstens im nüchternen Zustand; aber die Weiber sind gesprächig, wie überall, und gar die alten Weiber, welche ein M. P. hinter ihren Namen schreiben dürfen, sind von einer wahrhaft Schrecken erregenden Redseligkeit. Sie lassen es an Speeches ohne Ende nicht fehlen, und während sie die fremden Berichterstatter, die sich durch ihre Ergüsse durchzuarbeiten haben, zur Verzweiflung bringen, retten sie die einheimischen Redakteure aus der tödtlichsten Verlegenheit. Die Parlamentsdebatten nehmen im Durchschnitt ungefähr die Hälfte des Zeitungsraums ein. Fallen sie weg, so entsteht ein fatales Vacuum, das irgendwie gefüllt, oder doch vor dem Publikum verborgen werden muß. In der Noth ist jeder Stoff recht, und da die Masse für Mord- und Diebsgeschichten schwärmt, schickt man eine Armee von Penny-a-liner's nach den verschiedenen Gerichtshöfen und gibt ihnen Vollmacht, ihre Rapporte so lang und so ausführlich zu machen, wie sie nur wollen. Die Penny-a liner's sind natürlich nicht faul; sie verstehen es, auch dem unbedeutendsten „Fall“ eine interessante Seite abzugewinnen und eine Mücke in einen Elephanten zu verwandeln. Und wenn alle Stricke reißen, haben sie ja in ihrer Phantasie eine unerschöpfliche Fundgrube, aus der sie nach Belieben »Murders under horrible circumstances,« »daring Burglaries« (freche Einbrüche), »mysterious Cases« u. s. w. hervorholen können. Uebrigens im gegenwärtigen Jahr kommen sie nicht in Versuchung, zum letzten Mittel zu greifen. In Folge der Theurung und der Arbeitslosigkeit ist die Zahl der Verbrechen gegen das Eigenthum zu einer ungewöhnlichen Höhe gestiegen. Der verdoppelten Wachsamkeit der Polizei zum Trotz vergeht seit einiger Zeit keine Nacht, in der nicht ein reicher Goldladen oder sonst ein Magazin von kostbaren und leicht transportabeln Waaren ausgeplündert würde. Um sich gegen die langfingerigen Herren sicher zu stellen, sind einige Citykaufleute auf folgendes Auskunftsmittel verfallen. Sie haben in den Thüren ihrer Shops ein kleines, stark vergittertes Fenster anbringen lassen, durch das jeder Vorübergehende bei Nacht in den hell erleuchteten Laden hinein blicken kann. Bis jezt hat sich diese Vorrichtung als praktisch erwiesen. Ob sie aber absolut unfehlbar ist, wie behauptet wird, bezweifle ich einigermaßen. Die Diebe sind hier so schlau, und nicht alle Constabler sind Tugendhelden.

Man hat den Londoner Arbeitern ihre Opposition gegen die Sunday Bill wiederholt zum Vorwurf gemacht und gesagt, sie seyen nur darum so energisch aufgetreten, weil ihr Bier in Gefahr gewesen. Das ist ganz unbegründet. Die Demonstrationen in Hydepark, obgleich unläugbar durch die Maßregel Grosvenors herbeigeführt, verdankten tiefer liegenden Motiven ihren Ursprung. Wäre das Verhältniß des Volks zur Aristokratie noch dasselbe, wie im vorigen Jahre, so wäre die Sonntagsbill eben so ruhig hingenommen worden, wie weiland die Bierbill. Daß ein großer Theil der englischen Arbeiter dem Trunke ergeben ist, fällt mir nicht ein zu bestreiten; aber im Schooße des Proletariats selbst greift eine gesunde und kräftige Reaktion gegen dieses verhängnißvolle Laster um sich. Bezeichnend ist es, daß geistige Getränke aus sämmtlichen Arbeiterinstituten, aus den scientific Halls ꝛc. verbannt sind. Die Mehrheit der Chartisten gehört dem Mäßigkeitsvereine an, und ihr Hauptorgan, das von dem bekannten Dichter Ernst Jones redigirte People's Paper, befürwortet sogar die Einführung des Mainelaw. Das ist freilich etwas zu weit gegangen; aber ein Extrem erzeugt das andere, und wer die Verheerungen kennt, die der Gin unter der englischen Bevölkerung angerichtet hat und fortwährend anrichtet, wird solche Uebertreibungen zum mindesten entschuldigen. Einem Gerüchte nach beabsichtigt die Regierung, die Einfuhrsteuer auf fremde Weine — es gibt nämlich auch „einheimische Weine“ aus Trauben, Rosinen, Hollunderbeeren ꝛc. fabricirt — beträchtlich herabzusetzen, wo nicht ganz aufzuheben. Hoffen wir, daß sich dieß bestätigen möge. Die Weinsteuer wurde

bekanntlich im vorigen Jahrhundert eingeführt, um der französischen Weinproduktion einen Stoß zu versetzen. Ihre Abschaffung, die zugleich ein Tribut auf dem Altar der Entente cordiale wäre, würde mehr als alle Predigten der Mäßigkeitsapostel zur Verminderung der Völlerei beitragen.

Der Punch begeisterte sich vorige Woche über die Oper in Drurylane. Daß Master Smith nur »native talents« engagirt hat, und daß das native talent im Stande ist „eine Oper aufzuführen," (aber wie!) bringt ihn in Ekstase. Der gute Punsch! er erinnert mich an einen Freund in Deutschland, der aus Patriotismus den Mokka verachtet und nichts trinkt als Eichelkaffee. Smith wünscht gewiß, alle Engländer hätten dieselben Ohren, wie Punch. — In mehreren Bilderläden stehen hier daguerrotypische Darstellungen „vom Kriegsschauplatze" aus. Wir erhalten durch sie zum erstenmal ein treues Bild der Zustände und des Lebens vor Sebastopol. Die Sonne colorirt nicht so stark, wie our own Correspondents, aber sie lügt auch nicht. Auf einer Platte befindet sich eine Lagerscene, aufgenommen unmittelbar nach dem mißglückten Sturm auf den Redan. Vor einem Zelte sitzen vier Soldaten, denen dumpfe Niedergeschlagenheit, bitterer Unmuth auf die Stirne geschrieben ist. Sie starren finster vor sich hin, und in ihren Augen können wir manchen Gedanken lesen, der den Oberoffizieren gerade nicht angenehm gewesen wäre. Ein anderes Bild führt uns auf das Schlachtfeld, mitten unter Leichen und Sterbende. Im Vordergrunde liegen ein englischer und ein russischer Soldat, die sich vielleicht wechselseitig die Todeswunde versezt und jezt in friedlicher Eintracht neben einander den ewigen Schlaf schlafen; hinter ihnen ein Verwundeter, dessen durchbohrte Brust ein Arzt untersucht. Die Züge des Schwergetroffenen sind krampfhaft verzogen, sein Mund schmerzlich geöffnet, die geballte Faust auf den Leib gepreßt. — Fort von diesem Schreckensgemälde!

Den 11. September.

Gestern Abend langte die Nachricht hier an, daß Sebastopol endlich gefallen. Die Stadt wurde nicht illuminirt. Einzelne Shopkeeper hingen Fahnen aus, das war aber auch alles. Wie anders vor eilf Monaten, als die ersten Siegesbülletins einliefen! Welch glühender Enthusiasmus! welche tolle Begeisterung! Freilich in diesen eilf Monaten hat sich so vieles ereignet, wovon man damals keine Ahnung hatte. Die Erinnerung an die Vergangenheit ist zu bitter, als daß jezt eine rechte Freude aufkommen könnte.

Wien, September.

Hieronymus Lorm. — Ein Wiener Lainez.

Die Hauptsache bei einem Schriftsteller bleibt unter allen Umständen, was er geschrieben hat und wie er es geschrieben hat; aber bei sehr vielen ist auch das Wo von überwiegender Bedeutung, besonders in unserem lieben Deutschland, das eben so wenig eine geistige als eine politische Hauptstadt besizt. In Frankreich, wo Paris den Mittelpunkt aller Bestrebungen bildet, ist mancher Name aller Welt bekannt, der nicht zur Hälfte so viel werth ist wie viele, die in Deutschland nur Kirchthurmberühmtheiten geblieben sind; und in etlichen deutschen Städten reicht mancher nicht über den Schatten des heimischen Kirchthurms hinaus, der nur an einem andern Ort zu verweilen brauchte, um im gesammten Vaterlande bekannt zu seyn. Von dem Vortheil, welchen die französische Sprache als Weltsprache bietet, will ich hier ganz absehen; dieser kommt beinahe mehr noch den Kleinen zu gut als den Großen, so daß Jules Janin, J. Lecomte, Alexander Dumas und sein Sohn in noch höherem Grade europäische Schriftsteller sind, wie G. Sand, während aus unserer Mitte — zu Nuz und Frommen unseres guten Namens — nur die wahrhaft Großen eine solche Stellung einnehmen und die Scheidemünze des geistigen Verkehrs nicht über die Grenze geht. Bei uns ist es nicht die Volksmenge einer Stadt, welche der Einwirkung auf die Nation die Kraft und nachhaltige Wirksamkeit verleiht. Unsere größten Meisterwerke haben sich von kleinen Städten aus geltend gemacht. Die einzige politische Zeitung, welche durch ganz Deutschland verbreitet ist und das Gesammtvaterland der Welt gegenüber vertritt, geht von einer kleinen Stadt aus, von einer andern, die ebenfalls nicht groß ist, das schöngeistige Blatt, welches in seinen Kreisen eine ähnliche Rolle spielt. Beide haben

im Verhältniß zu ihrer Bedeutung eine geringe Abnehmerzahl, so daß — um von der Allgemeinen Zeitung allein zu reden — kaum zu begreifen wäre, wie die Zahl ihrer täglichen Abdrücke zu der großartigen Rolle ausreicht, die sie spielt, wenn nicht in jeder Stadt und jedem Städtchen deutscher Zunge die örtlichen Blätter die Mühewaltung übernähmen, ihren Inhalt dem einheimischen Leserkreis zugänglich zu machen. Doch das nur beiläufig; was ich eigentlich sagen wollte, ist: daß Wien, die größte Stadt in Deutschland, in nationalliterarischer Beziehung lange noch keine erste Stimme führt, und daß ein Schriftsteller, der anderswo um vieles mehr gelten würde, hier erst zu einer Stufe sich durchschlagen muß, auf der er an einem andern mehr begünstigten Ort schon ursprünglich gestanden hätte. Das ist das Loos des geistreichen feinen Hieronymus Lorm, der wenigstens zwölf Jahre, die ersten seiner Laufbahn, damit zugebracht hat, die Stellung zu gewinnen, von der er unter günstigeren Verhältnissen ursprünglich hätte auslaufen dürfen. Und als wäre es an diesen Hindernissen noch nicht genug, hatte und hat er noch eines von körperlicher Natur zu bekämpfen: er ist seit seinem vierzehnten Jahr stocktaub. Vermuthlich habe ich dieses Umstands schon früher erwähnt und dabei vielleicht auch nicht unbemerkt gelassen, daß Lorms künstlerische Neigung ihn ursprünglich der Musik zugeführt, von welcher das zerstörte Trommelfell ihn für zeitlebens schied, nachdem er es zu einem bedeutenden Grad der Ausbildung gebracht. Das war gewiß ein schweres Ungemach, und es gibt wohl keinen Menschen, welchem es innigere Theilnahme einflößte wie mir; nichts desto weniger fühle ich mich verpflichtet, anzuerkennen, daß wir ohne das Mißgeschick des Herrn Heinrich Landesmann schwerlich jemals den Schriftsteller Hieronymus Lorm gewonnen hätten, und das wäre eine wirkliche Einbuße gewesen, während der Abgang eines Tondichters und Virtuosen mir bei weitem weniger erheblich scheint. Im gegebenen Fall hat also das Unglück eine hervorstechend gute Seite.

In jüngster Zeit ist Lorm mit seinem ersten umfangreicheren Werke vorgetreten und hat damit eine so weitverbreitete Anerkennung gefunden, daß es mir an der Zeit scheint, über seine Stellung im Ganzen einige Andeutungen zu geben. Er hat sie mühselig genug den ungünstigsten Umständen abgerungen, wofür freilich auch sein Name in Zukunft unter den Vorkämpfern zählen wird, unter jenen Pfadfindern und „Pioneers," welche nicht von den Trümmern des einstürzenden Urwaldes begraben wurden und von den undankbaren Siedlern vergessen werden. Er ist eben nicht zu früh gekommen, sondern zu rechter Zeit. Der Umsturz des Jahres 48 fand Lorm bereits unter den „Genannten," doch war er zu seinem Glücke noch zu neu, als daß er sich in jene wohlfeile Berühmtheit hätte einspinnen können, von der es hieß: „Seht die vielverheißende Puppe, aus der sich der herrlichste Falter entwickeln könnte, wenn die Censur ihn ausschlüpfen ließe." Während manche andere Larven blieben, aus denen kein Schmetterling kroch, entfaltete Lorm seine Schwingen, reich an bezauberndem Schmelz; freilich nicht ohne die größten Schwierigkeiten, denn nicht nur, daß er in der geistigen Entwicklung allzuweit vor denen voraus war, zu welchen er zu sprechen hatte, so bereitete sich ihm ein neues Hinderniß durch den Träger seiner Mittheilungen selbst. Er wurde nämlich Feuilletonist der amtlichen „Wiener Zeitung." Ein amtliches Blatt hat in der ganzen Welt gegen ein ganz besonderes Vorurtheil zu kämpfen; alles, was es nicht von Berufs wegen bringt, gilt für bedeutungslose Lückenbüßer, gleichwie die amtlichen Mittheilungen nur in Ausnahmsfällen dem großen Haufen der Leser Theilnahme abgewinnen. Wer eine solche Zeitung in die Hand nimmt, denkt unwillkürlich an Kanzlei und Aktenstöße. Zudem verläßt sich die Mehrzahl darauf, daß amtliche Mittheilungen von allgemeiner Bedeutung ohnehin von den andern Blättern abgedruckt und erforderlichen Falles in beliebte Kürze zusammengedrängt werden. Man hält also meistens die amtlichen Zeitungen für langweilig und läßt sie von Seiten der Unterhaltungsleser unbeachtet. Daher kommt auch die geringe Verbreitung der Wiener Zeitung, die 8000 Abdrücke nicht übersteigt. Ich muß natürlich unerörtert lassen, ob das Vorurtheil nicht zu überwinden, ob die Wiener Zeitung nicht durch eine geschickte, geistreiche Benutzung ihrer außerordentlich ergiebigen Hülfsquellen in der Lage wäre, sich auch in außerordentlicher Weise geltend und einer Anzahl von 25—30,000 Abnehmern in jeder Beziehung unentbehrlich zu machen; hier ist nur zu sagen, daß der Feuilletonist diesem bisher noch so undankbaren Boden eine allgemeine Anerkennung abzugewinnen verstand. Dabei ist allerdings nicht zu übersehen, daß in den lezten Jahren das lange zurückgehaltene Bedürfniß des Lesens nicht mehr so unbedingt, wie im Anbeginn, sich mit der rohesten Kost begnügt, und daß die Zahl der literarischen Feinschmecker in erfreulicher Weise sich täglich vermehrt. Eine mit Gewalt gestaute Entwicklung geht bekanntlich um so rascher voran, wenn nicht etwa der Lebenskeim vollends erstickt worden ist. Im Jahr 49 warf sich die Lesewuth in heißer Gier auf die Romane von Fabrikarbeit, und die ärgste Verwahrlosung der Form erregte im Ganzen auch nicht den geringsten Anstoß. Man wollte Geschichten lesen; der Vortrag blieb unbeachtet. Der große Haufe ist freilich noch derselbe, aber die Ausscheidung der feineren Bestandtheile macht sich gehörig fühlbar, so daß für Besseres bereits ein massenhaftes Publikum vorhanden ist. Der Weg dazu ist, wie gesagt, erstaunlich schnell zurückgelegt worden, ungefähr wie ein zurückgebliebener Wandersmann eine besondere Anstrengung macht, seine vorangeschrittenen Reisegefährten einzuholen, und muthmaßlich wird es nicht lange dauern, bis zu Wien im Verhältniß zur Seelenzahl das empfänglichere Publikum eben so zahlreich ist, wie z. B. in Berlin, so daß hernach beide Städte miteinander vorangehen können. Sie haben dann immer noch eine hübsch lange Bahn vor sich, um zur Höhe einer Ausbil-

dung des Geschmackes für die Form zu gelangen, wie sie Paris besizt. Ich rede hier vorläufig nur von der Form, weil in Paris, wo auch vielerlei erbärmliches Zeug mit Begierde gelesen wird, die Achtung vor der Sprache selbst in den untersten Schichten der Bildung noch lebendig ist. So verwahrlost ist kein Franzose, der noch zu den Lesenden gerechnet werden mag, daß er nicht einen Schriftsteller verhöhnen würde, der, statt sich eines verständlichen Vortrags zu befleißigen, in verrenkten Satzfügungen einherstolperte und sich dabei noch einer Menge von Wörtern bediente, welche vom Leser das Verständniß fremder Sprachen erheischen. Der deutsche Schriftsteller macht sich aus derlei Verstößen nicht das mindeste Gewissen, und in Wien sind die sprachlichen Zustände noch verwahrloster als sonstwo, wobei die Unwissenheit und Fahrlässigkeit in den Druckereien das Uebel noch ärger machen. Ich habe neulich erst in diesen Blättern ein paar Pröbchen davon mitgetheilt; ich will das Sündenverzeichniß hier nicht vermehren, sondern nur im Allgemeinen hinzufügen, daß selbst in den großen Zeitungen offenbare Sprachschnitzer nicht selten sind, wie z. B. „ohne aller Ursache," — „über Auftrag der Behörde hat ꝛc." — Bei einer so weit gehenden Verwahrlosung war es kein Wunder, daß Lorm sogar für die äußere Form seines Vortrags sich den Boden erst erobern mußte, und daß ein bedeutender Theil seiner vielen Leser noch bis zum heutigen Tag diesen Vorzug nicht zu würdigen weiß, obschon der geistreiche Schriftsteller in Beziehung auf die Form seinen Umgebungen nicht so weit voraus ist, wie in Betreff der Gedanken. Jedenfalls hat er Bedeutendes auch in sprachlicher Hinsicht geleistet, und wenn er damit nicht überall schon bewußte Anerkennung erworben, so wirkt das Beispiel doch im Stillen fort, und zwar um so nachhaltiger, je mehr der Kreis seines geistigen Einflusses überhaupt wächst. Und dieser hat sich in neuester Zeit durch den Roman: „ein Zögling des Jahrs 1848" nicht nur ansehnlich erweitert, sondern der Feuilletonist damit auch die Rennbahn bleibender Erfolge betreten. — Ueber den Inhalt der Dichtung enthalte ich mich näherer Erläuterungen, die mir nicht hieher zu gehören scheinen. Kunstrichterliche Besprechungen sind überhaupt nicht mein Fach. Ich zeichne nur die Thatsache des Erfolges auf, der ein umfangreicher war und ist, da der Roman, nachdem er durch das Feuilleton (der Presse), worin er zuerst erschienen, in mehr als 20,000 Abdrücken verbreitet war, doch noch eine besondere Ausgabe erheischte. Aber als etwas Besonderes ist anzumerken, daß der „Zögling" einige Wochen hindurch unter Siegel lag. Im Feuilleton hatte er keinen Anstoß erregt; die besondere Ausgabe wurde („über" eine erhobene Beschwerde) zur Untersuchung gezogen, aber von der Preßpolizeibehörde frei gegeben, ohne daß es zur gerichtlichen Verfolgung kam. Dieser Umstand ist natürlich nicht verschwiegen geblieben und kommt dem Verleger sehr zu statten.

Da wir von Literatur reden, sey nachträglich noch der Sammlung von Gedichten eines Verstorbenen erwähnt, durch welche die Freunde dem todten Dichter keinen dankenswerthen Dienst erwiesen haben. In den Vorstadtkneipen von Wien trieb sich in den jüngsten Jahren ein gewisser Sauter umher, als Mensch verkommen, dem alle Welt nachsagte, er sey ein Dichter von der außerordentlichsten Begabung. Wenn wir das Beiwort „außerordentlich" streichen oder wenigstens auf einen gemäßigten Sinn zurückführen, so war das Gerede nicht ohne Grund; der arme Schelm hat recht hübsche Gedichte gemacht und war eine lustige Fliege. Die Muse hat ihn im Verein mit sorgloser Lustigkeit treu durch eines armseligen Daseyns Elend geleitet, und für seine Zechgenossen war er, was einst jener französische Alexander Lainez für die liederlichen Herrschaften von Paris. Der geistreiche und lustige Lainez wollte sich bekanntlich nie dazu verstehen, seine Gedichte zu sammeln, und zwar — wie er sagte — seinem Nachruhm zulieb, und hat damit auch richtig das angestrebte Ziel erreicht. Sein Name ist jezt nach anderthalb Jahrhunderten noch nicht verschollen und die Nachwelt beklagt, daß seine Verse nicht gesammelt wurden. Eines ähnlichen Ruhmes würde der arme Sauter kaum ermangelt haben, wenn man nicht seine Gedichte zu einem Strauß gebunden hätte. Harmloser Bursche, das grausame Geschick, welches sich zeitlebens an deine Fersen heftete, hat nicht einmal deinen bescheidenen Grabhügel verschont! — Die Form, in welcher das Mißgeschick den Dichter verfolgte, war sogenanntes „Pech," — eine Reihe von Unfällen und Widerwärtigkeiten, die gewöhnlich eine auffallend lächerliche Seite hatten, welche der Wahrnehmung selbst des gefühlvollsten Herzens sich mit Gewalt aufdrängte. Er war einer, von welchem der Franzos sagen würde, qu'il se noye dans un crâchat. Immerhin, jezt hat er's überstanden und ihm wird viel vergeben werden, denn er hat viel — getrunken.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 40. 30. September 1855.

— At the destin'd hour,
See all the formidable sons of fire,
Eruptions, earthquakes, comets, lightnings, play
Their various engines; all at once disgorge
Their blazing magazines, and take by storm
This poor terrestrial citadel of Man
Amazing period! —
'Tis *present* to my thought!
Great end, and great beginning, say, where art Thou?

Young

Die neuen Menschen.

Ein Gedicht.

Nacht, Königin der Welt, wer widersteht,
Wenn du ihn anschaust mit den dunkeln Augen,
Ruh' in die Seele winkend? — O, wer sinkt nicht
Dir in die Arme, dir an's Herz und athmet
In Träumen deine Macht ein? — So gefesselt
Nimmst du mit ewig neuer Zauberei
Des Lebens Hälfte dir hinweg und segnest,
Die dir gehorchen.
Doch von mir wendest du dich ab. Mich locken
Die sanften Wimpern nicht zum Schlaf, mir wollen
Die königlichen Finger nicht gebieten.
Die Arme breit' ich aus — die Seele leg' ich
Erwartend, sehnsuchtsvoll zu Füßen dir,
Ein Sklave, deines Herrscherworts bedürftig:
Doch du willst nicht befehlen; deine Schatten
Umschweben mich in unfruchtbaren Schauern,
Das finstre Meer strömt um mich her ringsum,
Hinein will ich mich stürzen, und es wehrt
Mich ab und meine Sehnsucht. —
Leise klag' ich
Um deine Härte; unruhvoll durchwühl' ich
Des Lagers Einsamkeit, und all die stumpfen,
Ermüdeten Gedanken ruf' ich rückwärts,
Die Zeit in mir zu morden. Und sie kommen
Unlustig, mürrisch, wie verschlafne Diener
Vor Sonnenaufgang. — Fort! Und einzeln stoß' ich
Sie von mir, wie sie nahten. —
Da ertönt es,
Wie Klopfen an die Thür von lieben Händen,
Am Herzen tröstungsvoll in mir. — O du
Kommst wieder, lang Entbehrte? O, wo weiltest,
Du Himmlische, bei Göttern? dein vergaß ich,
Als wärst du treulos worden; und ich klage
Dich an, du hörst mich nicht; ich rufe dich,
Du bleibst entfernt — und nun! O, um die Hände
Schling' ich dein goldnes Haar, an deine Schulter
Lehn' ich das Haupt, in deinen Fingern halt' ich
Die meinen. Wo verweiltest du, wo dich
All' meine Wünsche nicht erreichten, ferne,
Ferne von mir? —
Und ihre Lippen sah ich sich eröffnen,
Und horchte, doch sie sagte nichts; sie stand
Und hob die Schwingen, die die Morgenröthe
Mit ihrem Schimmer färbte; in die Arme

Nahm sie mich sanft, anwachsend, eine Riesin,
Die Wände sanken und die Wolken kamen
Herabgeschwommen feurig, denn so glaubt' ich,
Doch aufwärts ging der Flug, hinan! hinan! —
Da sagte sie: „Schau nieder!“ —
Und es war,
Als läg' die Zukunft wie ein zarter Nebel
Auf Berg und Thal und Meer. Ich sah so deutlich,
Als stånd' ich unter jedem Baum, als schäumte
Mir vor die Füße jede Welle, stiege
Vor meinen Augen jeder Fels empor:
Und dennoch blickt' ich aus der Höh' hinunter,
Und fürchtete mich nicht.
Sie sagte: Schau!
Da war's als flögen rasch Jahrtausende
Vorüber, und der Zukunft lezter Tag
Fing furchtbar aufzudämmern an. Die Erde
War übersät mit Städten, Schiffe fuhren
In Schaaren durch die Meere, Flüsse strömten
In schöngezognen Ufern, Straßen führten
Von glänzendem Metall wie Silberstrahlen
In tausend Gürteln hin und her und trugen
Unzählig wimmelndes Geräusch. Da ging
Die Sonne auf; die strahlte röthlich wieder
Von stolz gethürmten Burgen, und die Gipfel
Der Berge glühten, aber es befiel mich
Wehmuth, indem ich's schaute. Es erwachten
Die Menschen, ihre Sprache hört' ich, aber
Ich kannte nichts: fremd klang sie, und so weit ich
Umher sah sie behorchend: alle waren,
Die einen wie die andern, schön gebildet,
Doch düster blickend, kalt, langsam, gebietrisch
Und müde. Nichts erstaunte sie, nichts regte
Ihr Herz an, nicht das Ungeheure, nicht
Das Schöne: sie erreichten's, sie besaßen's,
Und sie vergaßen's, schien mir. —
Doch die Sonne
Stieg höher, und sie brannte heiß. Ich sah
In Haus und Wald sie flüchten, und die Segel
Der Schiffe hingen schlaff; die Wege waren
Verlassen. Und der Tag verging: da stieg
Ein neuer auf, und alles schwieg. Es standen
Die Bäume regungslos, die Meere schwankten
In todten Wellen leise hin und wieder,
Die Flüsse rannen schmäler, aus den Wäldern
Stieg dumpf Gebrüll auf. Und ein neuer Tag
Kam furchtbar, und des Meeres Wasser flogen
In dampf'gen Wolken auf und überzogen
Allmählig dicht mit drohenden Gewittern,
Was unter ihnen lechzte. Tiefe, kahle,
Vertrocknet ausgehöhlte Gräben sagten,
Wo Flüsse waren ehmals. In die Tiefe
(Wo Tiefe war) versanken da die Schiffe,
Zerfallend, oder auf erhabnen Klippen
Hing machtlos ihr Gerippe. Tod und Oede
Durchzogen schwerhinfällig vorwärtsschreitend
Die Städte, und die Menschen, tief in Kellern
Versteckt, erwarteten die Zeit; sie blickten
(Was noch die Augen langsam heben konnte)
Die Wolken an, so schwarz, so schaurig, so
Bewegungslos am Himmel.
In die Wälder
Blickt' ich durch die verdorrten Bäume, sah
In sumpf'gen Schluchten Löwen, sanft gepaart
Mit Tigern, schleichen, aufwärts müde schau'n,
Den Schlund aufthun, als brüllten sie, und plötzlich
Die dürre Erde mit den Tatzen wühlen,
Aus denen Blut rann und versiegte. Wüthend
Stürzten sie auseinander, doch im Kampfe
Einhaltend legten sie sich taumelnd nieder
Und röchelten. — Da stieg der Sturm empor
Aus dem Gebiet der Wüste, hüllte sich
In unabsehbar wirbelndes Gewölk
Und überschritt gewaltig alle Länder
Und überdeckte sie. Die Meere standen
Vertrocknet, in den wilden Gründen lagen
Die ungeheuren Arme der Polypen
Schlaff an den Zacken des Gesteins, das glänzte
Von glühnden Salzkrystallen — und um Alles,
Grausamer als das schrecklichste, die Dämm'rung
Des drohenden Gewitters, und die Stille,
Die nichts mehr unterbrach. — Und doch! es füllte
Ein Krachen an das Weltall, als zerrisse
Des Himmels Wölbung rauschend; denn es thaten
Die Länder von einander sich, es wankten
Die Berge, es zerzitterten die Städte,
Und riesenmäßiges Gestein flog rollend
In Heerden, springend, übers Land, und aus
Den Rissen stiegen Flammen auf, raublustig
Hinfliegend rechts und links, und kaum geboren,
Fraß schon ihr sturmzerrißner Athem Alles,
Was Flammen unterthänig ist. Es brausten
Die ew'gen Gletscher auf, wie Wassertropfen
An glühnden Oefen zischen, und die Ströme
Dampfenden Wassers jagten in den Abgrund
Der aufgethanen Erde. Tiefer, tiefer
Senkte sich das Gewölk, bis es die Flammen
Erdrückte, daß sie schlichen: da zerplazt' es
In ungemeßner Fluth. Die Winde trieben
Sie peitschend vorwärts, Fels und Erdreich spülten
Sie wüthend vor sich her und rissen's in
Der Erde Spalten, kämpften mit dem Feuer,

Trieben's zurück, erfüllten seinen Ausgang
Und wallten endlich dann alleingebietend
Mit schaumgekrönten Gipfeln siegesmuthig
Um den Planeten ringsum. Da verstummten
Die Winde langsam. In gemeßnen Reihen
Flossen die Wogen, stiller ward's, und heiter
Strahlte des Himmels Blau der Sonne Leuchten
Empor zu sich zurück.

Und es zertheilten sich des Wassers Ströme,
Hier stockten sie, dort wandten sie sich rechts,
Dort links, dort wirbelnd flogen sie im Kreise
Und sanken. Nasse Felsen zeigten wieder
Der Sonne ihre Scheitel, und sie sog
Die Feuchtigkeit hinan; es hoben Berge
Und Länder sich empor, in ihrer Mitte
Glänzten zurückgeblieb'ne Seen; den Höhen
Entsprangen Quellen, und ihre Wege suchend
Entführten sie den Ueberfluß des Landes
Dem Meere zu. Doch ihres Laufes Schall,
Der Wellen Rauschen und des Windes Seufzen
In nackten Felsenriffen war, was einzig
Die Lüfte füllte. — Wo die Städte standen,
Wo Wälder waren, wo die Menschen hausten:
Wer dachte dran, zu fragen? Wer entdeckte
Da Spuren ihres Daseyns? Was sie thaten,
Was sie gedacht, erstrebt, besessen, was sie
Vom Geist des Lichts empfangen, als unsterblich
In Liedern lebend —: in der Tiefe lag es
Zermalmt, in die Atome seines Daseyns
Zurückgekehrt, die Asche fortgespült,
Die Knochen und die Gräber — und die Seelen
Jenseits der Sterne schauten nicht hinunter
Rückwärts, wo sie gewandelt. —

Da begann es
Zu regen sich, zu sprossen, aufzuwachsen,
Zu grünen überall. Doch war's kein Grün,
Der Himmel nicht mehr blau, die Sonne goldner:
Anders und doch dasselbe. Auch nicht Bäume
Und Kräuter, Gras und Blumen, anders, dennoch
Benenn' ich's so, denn keine Namen find' ich
Für das Entsteh'nde sonst. Da standen Wälder
Um leis bewegte Seen, da flossen wieder
Die Flüsse schlängelnd durch begrünte Thäler
Und über'm Abhang rankte sich am Fels
Ein lieblich blühend Dickicht; Fische sprangen
Aus Wasserfluthen und auf zarten Wiesen
Ging mit bedächt'gen Schritten glattgehaartes
Gethier hierhin und dorthin. Wohl erblickt' ich
In Träumen diese Welt, denn Unbekanntes
Ersah ich nirgends, aber nirgends dennoch
Jemals Geschautes: neu und ungewöhnlich,
Nicht seltsam; fremd, doch lockend; so gestaltet,
Als wäre jed' Geschöpf der reinste, schönste
Gedanke des vor ihm gewes'nen, und
Es ahnte nichts davon. Und alle Berge
In wundervollen Linien, alle Bäume
In prächt'gen Aesten, und das Laub so herrlich,
Wie ich in jungen Jahren Wälder dachte
Mich nach Italien sehnend. Welch ein Himmel,
Der das bedeckte! Meine Sehnsucht fühlt' ich
Verschwinden das betrachtend, und mich däuchte:
Genießend solcher Wonne würd' im Herzen
Nach größerm nicht mehr Sehnsucht mich beschleichen.
Lieblichste Täuschung! —

O, wenn so vor dem Blick die Jahre schwinden,
Als wär' die Zeit nur ein Phantom, und wäre
Stets Gegenwärt'ges zu empfangen, schon
Wahrheit und keine Ahnung! —

Doch, wo umhegt von hochgewachs'nen Bäumen,
Schattig und dennoch frei im goldnen Sande
Sich eine Quelle aufthat, weiter fließend
Und sich verbreitend, füllte sich des Thales
Gesenkter Grund mit des Gewässers Klarheit.
Kein Thier wühlt' seine Ruhe auf, es schwebten
Die Vögel drüber hin, die Schmetterlinge,
Und in der Bäume Wurzeln stieg es aufwärts,
Gab ihren Trieben doppelt starken Wachsthum,
Und all den Blumen, die den Boden füllten,
Im üpp'gen Grase doppelt zartes Leben
Und Schönheit. Da erfüllte sich der Spiegel
Mit runden Blättern; zitternd schwammen sie
In ihres Stengels Umkreis, sich berührend
Und sich verlassend. Aber aus der Mitte
Erhob sich eine Knospe, hing am zarten
Tief eingesenkten Stengel und bewegte
Sich quellend und lebendig. Enger schlossen
Die Zweige über ihr und um sie her
Zusammen sich, geheimnißvolles Dämmern
Von Blätterspitzen, von smaragdnen Kelchen,
Weißschimmernd, wo sie sich gewandt, von Ranken
In leicht verschlungnen Fäden, füllte ahnend
Des Thals anmuth'ge Tiefe; es verstummten
Die Vögel und die Thiere wichen scheu
Zurück und standen wartend. Größer, größer
Ward da die Knospe, dehnte sich und quoll,
Und wie ein Diamant lag auf der Spitze
Ein Tropfen ihr, wo sich die Blätter hielten,
Hell, sternengleich. Da bogen sich die Aeste
Zurück mit einem male, golden floß
Die Sonne grade nieder, es entbrannte
Der Tropfen wie ein Flämmchen und die Blätter

Der Blume senkten langsam, allerseiten
Sich zum Gewässer nieder. Und es war,
Als liefe heimlich Beben durch die Erde,
Das alles fühlte: all die Thiere hoben
Die Häupter auf und sah'n sich an, es sangen
Die Vögel leise und die Wellen rauschten
Gedämpfter fort. Es schaute der Gebieter
Des Himmels nieder und zu seinem Auge
Flog eines Auges Strahl, das ihn erblickte,
Anbetend auf. Dann die gekreuzten Arme
Entfaltend, auf sich stemmend, sich erhebend
Und aufrecht stehend mit erhabner Stirn,
Betrachtete das Kind der Blüthe sinnend
Die Welt, die es empfing.
Kein Staunen trübte seiner Seele Spiegel
Als es umhersah;
Kein Wünschen regt' im neugebornen Herzen
Unruh, die Weite suchend;
Kein zweifelnder Gedanke lenkte forschend
Auf Zukunft, auf Vergangnes, Nichtgewes'nes
Den Geist. In lichte Ruh' versunken, stand es,
Das herrliche Geschöpf, und ließ die Augen
Lustwandeln, kniete nieder, neigte wieder
Das Haupt und schlief. Erwachen sah ich's wieder,
Aufspringen, rascher wandeln; das Gewässer
Betrat es, fest und unbenezt, die Blumen
Erhoben ungeknickt sich, wenn der Fuß
Sich vorwärts hob, die Thiere wichen leise
Zur Seite furchtlos, und zur Ebne schritt es
Hinunter.

Und alles, was sein Auge sah, es war
Ihm klar: es sah der Blumen Säfte steigen,
Verstand der Vögel Stimmen, sah der Thiere
Einfache Triebe durch die Adern fließen,
Und keine Neugier füllt' es an, zu wissen,
Ob wahr sey, was es sähe; las der Berge
Verborgne Adern und der Erde Tiefen,
Leicht wie ein aufgeschlagnes Buch; durchsichtig
War ihm die Schöpfung, wie der Himmel uns,
Deutlich der Sterne Lauf, wie eines Würmchens
Längst vorgesehne Wege. Wissen war ihm,
Was Athmen uns; was in vieltausend Schleiern
Verhüllt sich uns entzieht: die ew'ge Wahrheit,
Sog er wie Athem ein, sie füllt' ihn an
Und floß um seine Schläfen. —

Und es schwanden
Die Tage, vorwärts ging der Herr der Erde
Und sah nicht hinter sich. Kein Stein, kein Dorn
Rizt' ihm die Sohlen, kein Gewässer hemmte
Den Schritt ihm, keine Kälte ließ ihn ahnen,
Daß je Gewänder seine Schultern rührten.
Er sah, er schaute so, als sammelt' er
Mit seinen Blicken seiner weiten Herrschaft
Jeglichen Antheil; und die Jahre schwanden
Spurlos an ihm dahin, es war die Zeit
Ihm dienstbar, ein gezähmter Löwe; ewig
Ließ sie die Früchte an den Bäumen reifen.

Und eines Tags, als des unendlichen
Triumphes Bahn zum ersten Anfang kehrte,
Gelangt' er in ein Thal. Da regte sich
Etwas in seiner Brust, das er nicht kannte,
Seltsam.

Erinn'rung überkam ihn. Diese Aeste
Durchbrach sein Blick zuerst; hier lag die Blüthe,
Des ersten Tages Wiege, hier der See,
Der sie entstehn ließ. An das Ufer sezt' er
Sich nieder und zum erstenmale kamen
Gedanken, die er nicht im Zügel führte,
Die ihm geboten. Immer dacht' er wieder
Des ersten Tages und allmählig wandelt'
Des langen Weges Reichthum langsam wieder
An ihm vorüber, und er sah ihn nicht, und fühlt'
Ihn dennoch. —

Vorwärts wollt' er schreiten
Und hemmte seine Schritte; denn es lag
Der alte Weg doch vor ihm und die Seele
Besaß ihn völlig. Wieder sezt' er sich
Am Abhang nieder sinnend, stand dann wieder
Dicht an des See's lieblichem Ufer, lenkte
Zum Himmel auf die Augen und dann nieder
Zum See. Da sah er nicht die Steine drunten,
Die Kräuter nicht, die schimmernd sich verzweigten,
Die Fische nicht, die mit den goldnen Flossen
Durch ihre Aestchen schlüpften, einzeln oder
In Schaaren — sah er etwas, das er nie
Gesehn, und das ihn schaudern machte, griff
Hinunter, und es griff empor, die Hand
Verschwand im Wasser und der Hand entbehrend
Streckt ihm der fremde Arm sich zu. — Was war es,
Das sich nicht greifen ließ? Er wollt' es halten:
Es kam entgegen ihm, doch unerreichbar;
Neu wollt' er es versuchen, bis ihn endlich
Das Spiel verwirrte, Thränen fühlt' er über
Die Wangen tropfen, und ein schwerer Schatten
Legt' ihm die Flügel auf die Brust und drückte
Ihm Seufzer aus den Lippen. Doch es sagte
Ihm eine Stimme: „Nur dein Bildniß war es,
Ein Schein, ein leerer Spiegel, und du weißt es!"
„Nein," rief er, „Leben hat es, Leben, das ich
Zu meinem Leben brauche!" — Weinend lag er
Im Grase, wühlt' in den Gedanken, ob er
Nichts fände, das vom Kummer ihn befreite.

Vergaß der Früchte, die die Zweige boten,
Des Wassers, das er trank, noch eh der Hunger
Und Durst ihn mahnten, und zum erstenmale,
Statt mit der Sonne Scheiden hinzusinken,
Sah schlaflos er die lange Nacht. Er zählte
Der Sterne kreisend Heer; — daß er die Bahnen,
Die sie durchlaufen, kannte, war nicht Tröstung. —
Der Morgenröthe erster Strahl empfing ihn
Am See, weit über ihn gelehnt und rastlos
Hinabseh'nd, rastlos: und die Thränen tropften
Auf seine Fläche, daß in sanftem Schwanken
Das Bildniß doppelt ihn hernieder lockte.
Blaß war die Wange, ihre Röthe färbte
Treulos die Augenlider; um den Nacken
Hing schlicht sein lockig Haar und seine Stirn
Durchzogen öde, düstere Gedanken,
Die er verscheuchen wollte, die er rückrief,
Wenn sie entwichen. —
Doch des Schlummers Allmacht
Lockt' endlich ihn hinweg; er lag am Boden
Und schlief, sprang wieder auf, sank wieder nieder
Und wandte sich: denn vor den Augen sah er
Schlafend, was er ersehnte, deutlich, wandelnd,
Nicht in die Wellen tief verbannt, die Hände
Ihm fassend, ihn anschau'nd mit treuen Augen;
Und als er die Gedanken dieses Bildes
Nicht lesen konnte, wie er sonst verstanden
In Thier und Baum und Felsen, — als des Wesens
Tiefinnres Leben ihm verhüllt geblieben
Und er unendlich es zu lesen wünschte,
Oeffnet's die Lippen, und indem er horchte,
Erkannt' er, ohne doch zu schau'n, und gab
Zurück, als er gefragt ward, was er fühlte. —
Plötzlich verflog's, die Augen schlug er auf,
Die Lippen öffnet' er, um diese Laute
Sich nachzusprechen, stand am See und nannte
Mit süßen Namen das geliebte Bildniß.
Doch als es kalt und schwankend stumm verharrte
Und nicht sich locken ließ, da überkam ihn
Ausbrechende Verzweiflung. Seine Haare
Zerrauft' er, seine Brust schlug er und riß
Die Blumen aus dem Erdreich. — Aber plötzlich
Floß eine Wolke nieder, langsam rollend,
Ihm gegenüber, auf ihn zu. Verstummend
Starrt' er sie an; wie einen Mantel schlug sie
Zurück von ew'gen, hohen, edlen Schultern
Ein lichtes Wesen; niedrig ihm zur Seite
An seiner Hand schritt das ersehnte Bildniß,
Und sie kam auf ihn zu.
Er wollte näher stürzen: Ehrfurcht fesselt'
Ihn dennoch; seine Augen zwang befehlend
Im Herzen eine Macht auf den zu richten,
Der vor ihm leuchtete. Der winkt' ihm, riß
Zum See ihn hin, die Blicke hieß er ihn
Hinunter senken, und er that's — und schreiend
Sprang er zurück, erblassend. Denn er sah
Der Erde, wie sie vor ihm dagewesen,
Unseliges Geschick: den ersten Menschen,
Den tausendfach verschlungnen Lauf der Völker,
Den Mord, die Sünde, das Verderben, Alles
In Einem Blick, entsetzlich! —
Doch er lenkt' ihn
Zu dem geliebten Bilde an der Seite
Des lichten Herrschers, und mit einem male
Vergaß er, was er schaute.
Und eine Stimme hört' er. „Wähle!" sprach sie:
„Willst du allein im Glanze ungetrübter
Erkenntniß wandeln einsam, deines Bildes
Nicht mehr begehrend, oder es empfangend
Aus meiner Hand, das Elend, das du schautest,
Von neu'm auf die beschwören, die euch beiden
Einst ähnlich sehn — und mir?" Betroffen sank er
Da auf die Stirn, mit seinen Händen beiden
Die Augen schließend; aber ihm zu Häupten
Der Herr und neben ihm des Menschen Bildniß,
Hold lächelnd mit den Lippen, demuthinnig
Die Arme kreuzend und mit leisem Athem
Die Brust erhebend, senkend. Lock'ge Haare
Sanken ihr lang herab zu beiden Seiten,
Und ihr im Auge wohnte dunkles Feuer
Heiß unter langen Wimpern.
Sie redet' sanft, — ein Wort nur. Da sprang er
Empor, und ihre Hand in seine legend
Naht' er dem See zum andernmale, beugte
Sich über, schrie erblassend, wie zum ersten,
Laut auf und schlug sich vor die Stirn; doch fest
Hielt er die Hand, die fest die seine faßte.
Und da zum drittenmale blickt' er nieder,
Lang blickt' er in die Tiefe, und es wuchs
Drohend die leuchtende Gestalt, die sie
Zusammenführte. „Willst du?" fragt es endlich
Wie Donner majestätisch. —
Und es schaute
Der Mensch zu seinem Schöpfer auf: „Wie kann ich
Entreißen aus der Brust des Herzens Sehnsucht,
Die du hineingelegt, die mich vernichtet,
Wenn ich der hier entsage, die du selber
Zur Wahl mir zugeführt? — Was in der Tiefe
Verborgen schlummert, wirst du gnädig leiten,
Und wenn das Elend, das ich aufbeschworen,
Einst einer Zukunft Fluch auf mich herabruft,
Wirst du zu trösten wissen, Herr der Welten."

Und in die Wolke sich verhüllend schwebte
Hinweg, der sie erschuf, und beide standen
Und sah'n ihm nach. Die Vögel aber sangen
Rings um sie her, des Waldes Thiere kamen
Und neigten sich, und aus der Höhe streute
Die Sonne ihre ew'gen Strahlen nieder.

Hermann Grimm.

Bilder aus Schleswig-Holstein.

I.

Gestatten Sie mir eine etwas seltsame Frage an die Spitze der folgenden Aufzeichnungen zu stellen, und entschuldigen Sie dieselbe mit dem charakteristischen Merkmal des diesjährigen Frühlings. Wissen Sie wohl, wie es einem Maikäfer zu Sinne ist, wenn er die drei ihm verordneten Jahre unter der Erde verbracht hat und endlich hinaus darf aus der finstern Klause an das fröhliche Sonnenlicht? Sie glauben es zu wissen, Ihr Freund aber weiß es, weiß es aus Erfahrung. Er war in gewissem Maße selbst einer der Maikäfer des Maikäferjahrs fünfundfünfzig. Hören Sie seine Beschreibung und entscheiden Sie dann, ob sie nicht stimmen könnte.

Das werdende Insekt gräbt und scharrt in der Erde. Unbekümmert um das, was über ihm vorgeht, wühlt es sich wurmartig seinen Weg von Wurzel zu Wurzel. Da plötzlich hält es still. Es fühlt ein Prickeln und Entwickeln, ein Schwellen und Quellen, ein Dehnen und Sehnen, ähnlich dem der Samenkörner, die rechts und links von seinem dunkeln Pfade keimend nach Oben streben. Es läßt den Gang nach der gesuchten Wurzel und folgt dem Beispiel der aufsprießenden Saat. Angezogen und gehoben von einem noch unbekannten, aber freudeverheißenden Etwas, steigt und steigt es — das Prickeln war das Wachsen von Füßen und Flügeln, der geheimnißvolle Magnet droben die Frühlingssonne — hervor aus dem Banne der Nacht an die Freiheit des Tages. Eine Scholle ist noch zu durchbrechen, ein Wegebreitblatt, das wie ein Sargdeckel über seinem Grabe liegt, empor zu heben, und der Käfer ist auferstanden. Aber noch ist sein Trieb nicht befriedigt, sein Sehnen nicht erfüllt. Er empfindet, daß er noch höher steigen muß, fühlt, daß er Flügel hat, mit denen er sich losreißen kann von dem Orte, an den die Natur ihn gebunden, hört, wie die Kinder ihm zusingen: „Flieg, Käfer, flieg!“ sieht die Vögel des Feldes mit raschem Fittich jubelnd von Baum zu Baum sich schwingen, spannt die Flügel und wird aus dem Wurme selbst ein Vogel.

Ganz ähnlich erging es Ihrem Freunde. Es war ein ächt maikäferliches Trachten und Schmachten, das ihn plötzlich ergriff und ihn aus dem Kreise lieber und unlieber Arbeiten hinaus drängte, in dem er drei lange Jahre bücherwurmartig mit den Wurzeln der Dinge sich abmühend, fast unterirdisch geschafft und geschaffen.

> Now is the winter of our discontent
> Made glorious summer —

las ich, in meiner Winterlektüre bis zu Richard dem Dritten gelangt, und klapp fiel das Buch zu und ich ging an's Fenster, zu sehen, ob dem wirklich so sey.

Siehe da, das Omen hatte wahr gesprochen. Es war wirklich und in der That so, und das Omen ward zum Amen für mein Suchen in Grund und Ungrund. Das Reich des Winters war zu Ende. Zwar die Großmutter Sonne schaute noch ziemlich sauertöpfisch aus ihrem winterlichen Wolkenpelzkragen und schien sich zum Lächeln zwingen zu müssen. Der Wind heulte bisweilen noch recht bedenklich im Schornstein, als wüßte er von weiterem Regen- und Graupenwetter. Aber die Erde hatte sich nicht daran gekehrt, was der Himmel wollte. Sie rebellirte in lustigster Weise. Die junge Kastanie auf dem Schutthaufen vor dem Nachbarhause grünte mit aufgesprungenen Knospen. Statt des Schnees der Wolken, lag im Garten der duftige Schnee der Kirschblüthen auf den Baumzweigen. Die schwarzen Beete der Kohlgärtner hinter dem Hofe, die weit gestreckten Saatfelder der Großbauern vor den Fenstern, die Pappeln an der Chaussee, die Erlen am Graben, die Weiden am Teiche, sie alle hatten ihr lichtgrünes Sommerkleid an. Um die Primeln und Hyacinthen flatterten Buttervogel und Pfauenauge, und Jungfer

Biene war schon bei der Honigernte fleißig. Auf der noch blattlosen Rebenlaube vor der Hausthür hüpften und huschten zwitschernde Finken. In den Zweigen des türkischen Hollunders daneben tanzte dem Frühling zu Ehren eine Schaar munterer Sperlinge — nicht mehr die struppigen, rußgeschwärzten Essenkehrer des März, sondern glattgefiederte, von den Regenschauern des April rein gebadete allerliebste Gesellen, die, auf dem Fenstersims sich blähend und keck Blicks an die Scheiben pickend, mit ihrem herausfordernden: „Pip, pip" und ihren auf die Seite gelegten Köpfen zu fragen schienen: „Gelt, sind wir nicht schmucke Bursche? Und ist es nicht eine Lüge, wenn ihr meint, man könne einen Mohren nicht weiß waschen?"

Es war Frühling. Das verkündete, musterhaft Takt haltend, der Chor aristophanischer Frösche, dessen „Brekekeker, koar, koar" von fernher aus dem Mühlenteiche herauf knarrte. Es war unzweifelhaft Frühling, das rief dem Fragenden aus dem Wipfel der Traueresche hinter der Planke die Nachtigall mit ihrem: „Tio, tio, tio, trioto, trioto, totobrir, kikabu" in die Seele. Es war wirklicher und leibhaftiger Frühling, trotz des Zögerns der überirdischen Mächte, treibender, erweckender, schwellender Frühling auch im Gemüth.

Und der Käfer verließ seine Klause, um den grünen Armen, die von allen Bäumen winkten, und den Wandervögeln zu folgen, die von allen Bahnhöfen sich zum Ausfluge anschickten. Eine Stimme, der ich am liebsten Gehör gegeben hätte, die holde Stimme Mignons, der Sirenengesang vom Lande der blühenden Citronen und der glühenden Goldorangen, rief nach Süden; aber ein Zufall, wenn es überhaupt einen Zufall gibt, sandte mich nach der entgegengesetzten Richtung. Die cimbrische Halbinsel, Schleswig und Holstein, wie der Däne, Schleswig-Holstein, wie der Deutsche sagt, Schleswig-Holstein mit seinen buchenumlaubten Buchten und Seen, seinen heckenumkränzten Feldern und Weiden, seinen anmuthigen Inseln und reichen Marschen — Schleswig-Holstein, das ewige und unabänderliche caeterum censeo aller, die an Deutschlands einstige Größe glauben, ward das Ziel meiner Reise.

Die Bahnhofsglocke bimmelte, die Lokomotive that ihren Pfiff — ganz so, wie sie ihn in allen neueren Reisebeschreibungen thut. Ein Ruck, und hinaus in's Freie rollten die Wagen des Zugs. Da lag im Glanze der Morgensonne, umgeben von dampfenden Wiesen und Aeckern unter seinen Weinbergen das freundliche Naumburg. Da hielten wir vor Halle mit seinem Torfrauchdufte und seinen schnüffelnden Gendarmen, und da vor Köthen, ubi Troja fuit, das Troja der Jesuitenpatres und der Herren vom grünen Tisch. Dort schlängelte sich, den blauen Himmel widerspiegelnd, zwischen Weidengebüsch die Saale, und dort zog, angedeutet durch weiße Segel, die Königin der Wasser des Sachsenlandes, die alte Elbe durch die große norddeutsche Ebene, und dort wiederum über unendlichen Zuckerrübenfeldern tauchte aus dem Qualm der Schönebecker Fabrikschornsteine mit seinem doppelt bethürmten Riesendome und seinen grasbewachsenen Wällen Magdeburg auf, das Hauptbollwerk jener Ebene.

Und abermals brauste der Zug weiter. Immer flacher und meeresgleicher wurde die Landschaft im Rahmen des Wagenfensters, immer platter, dem entsprechend, die Mundart der einsteigenden Passagiere. Immer häufiger erschienen Zwickel von Sandheiden auf dem grünen Gewande des Gefildes. Mehr und mehr nahm auf den Dächern der Dörfer der niedersächsische Pfannenziegel die Stelle der obersächsischen Zunge ein. Immer mehr wurden der Störche auf Wiesen und Firsten, immer weniger entwickelt die Vegetation, immer seltener in den Bahnhofsrestaurationen die Spuren des Bekehrungszugs, den der bayerische Heilige Gambrinus nach dem Norden gethan, immer trinkbarer an den Schenktischen der Rothwein. Da blickte aus maigrünen Büschen das alterthümliche Stendal, dort, ebenfalls mit Baumschlag eingefaßt, das freundliche Osterburg zu uns herüber. Jetzt donnerten die Wagen auf der großen Brücke von Wittenberge über die Elbe, die hier bei Hochwasser eine reichliche Viertelmeile breit ist. Jetzt flogen wir über die mecklenburgische Grenze, jetzt an dem schmucken Ludwigslust vorbei. Da — schon sank die Sonne dem Horizonte zu — fuhren wir durch den Sachsenwald und über die vielgewundene Bille nach dem anmuthigen Reinbeck. Da bei Bergedorf waren wir auf hanseatischem Gebiet und nicht fern mehr vom Ziele, wie uns die Schaar wunderlich gekleideter Vierländerinnen, welche Apfelsinen in die Wagen reichten, und ein Zug ehrwürdiger weißer Halskrausen und Bäffchen andeutete, welche, der Geistlichkeit Elblondons angehörig, hier die Zahl der Passagiere mehrten. Endlich erschien zur Linken im rothgelben Abenddufte, einer mächtigen Feueresse vergleichbar, der Wasserthurm, und zehn Minuten später hielt der Zug unter dem Dachsparrwerke des Hauptgebäudes im Bahnhofe.

Mein getreuer Reisebegleiter, freundlich, gesprächig, ein Verehrer guten Essens und Trinkens, stolz auf sein Hamburg, bis auf seine Ansichten vom Kriege durchaus verständig und genießbar, und mit diesen Eigenschaften, wie ich gern glauben möchte, ein ächter Repräsentant erbgesessener Bürgerschaft, verließ mich hier; eben so ein anderes Sittenbild der Hansestadt, eine schwarzseidene, tiefverschleierte, tiefschweigsame

Nachbarin, die auf einer mecklenburgischen Station eingestiegen war und von unbefangenen Seelen recht füglich für eine Baronesse gehalten werden konnte, sich aber bei der Paßvisitation im Bahnhofe, die sie vor mir betraf, im besten Plattdeutsch als Köchin auf der Fuhlentwiete decouvrirte.

Die beiden Tage, die ich in Hamburg verweilte, waren regnerisch. Doch ließen die mißgünstigen Wolken immerhin einige Ausflüge nach den interessantesten Punkten, dem Alsterbassin, den dahinter gelegenen Promenaden und dem Hafen zu, und ein sonniger Morgen erlaubte sogar eine größere Fußtour durch die verschiedenen Stadttheile zur Gewinnung eines Gesammteindrucks.

Die meiste Anziehungskraft übt auf den Fremden wohl die Gegend um die Binnenalster aus, ein schönes viereckiges Wasserbecken, das auf drei Seiten von palastartigen, zum Theil mit Säulengängen geschmückten Häusern eingefaßt ist, während sich längs der vierten, mit buschigen Hügeln und sauber gehaltenen Rasenplätzen, ein Stück des Promenadenkranzes hinzieht, welcher Hamburg auf der Landseite umgibt. Hier entschuldigt man es, wenn der Hamburger seine Stadt für die schönste in Deutschland, wo nicht auf Erden hält. Es ist in der That ein ungemein großartiger, ein überaus vornehmer Anblick, namentlich von der Promenade aus. Die Bauart der Häuser erinnert theils an den Boulevard des Italiens, theils an Londons Westend. Die Arkaden scheinen aus Mailand hieher verpflanzt. Die Lustboote, welche mit raschem Ruderschlag über den blauen Wasserspiegel glitten, der Kutter, der, mit den Flaggen aller seefahrenden Nationen (auch der schwarzrothgelben) geziert, die Hochzeit eines Kaufmannssohnes feierte, konnten wieder an die Themse mahnen, und wer nicht genau hinsah und auf den Pickelhauben des mit rauschender Musik vom Exercirplatze heimkehrenden Hanseatenbataillons die Hamburger Thürme und daneben die deutsche Kokarde gewahr wurde, mochte in dieser Mischung von Zügen verschiedener Großstädte auch Berlin vertreten finden. Der Grundzug des Ganzen aber ist Noblesse. Selbst der Handel, der sonst, besonders als Großhandel, nicht viel von Prunk und Putz hält, tritt hier in den Straßen um die Alster nur im Kleide feinster Eleganz auf. Hier ist der Mittelpunkt aller Sehenswürdigkeiten, die Luxus und Mode zu bieten haben. Hier erheben sich Streits Hotel, das Hotel St. Petersburg, das Victoria-Hotel und endlich, mit seinen hundertundfünfzig Zimmern eines der stolzesten Gasthäuser Deutschlands, das Hotel de l'Europe. Hier am Alten Jungfernstieg und auf dem Neuenwall geht man auf breiten Trottoirs an Waarenausstellungen vorüber, wie sie die Modetempel von London und Paris nicht reicher, prächtiger und geschmackvoller zeigen. Hier blitzt und funkelt es hinter mannshohen Spiegelscheiben von edeln Steinen und Metallen, von Goldschmuck und Silbergeräth, daß der staunende Beschauer von Aladdins Höhle träumt. Dort zeigt ein anderes Gewölbe, mit rother Sammttapete ausgeschlagen, die Phantasien maßgebender Meister moderner Bildkunst in Bronze und Glas, in Alabaster und Elfenbein, in Argentan und Porzellan. Da läßt eine Glasthür die noch nicht gesättigten Augen in ein Magazin von Möbeln neuesten Geschmacks blicken, ausgeführt in kostbaren Hölzern, die Polster mit Stickereien bedeckt. Daneben schillern, pfauenschweifartig gefaltet, in hundert und aberhundert Farben und Mustern, die jüngsten Erzeugnisse deutscher und französischer Seiden- und Wollenwebereien, Sammt und Atlas, und die theuersten Spitzen in der Sonne. Dort hinter dem haushohen, portalartigen Schaufenster der Firma Oppenheimer findet der Beobachter in reichster Auswahl fast alles, was der Luxus Bedürfniß nennt. Dort endlich strahlt der Bazar, das prächtigste Privatgebäude Hamburgs. Seine gewölbte Decke ist von Glas, der Fußboden von buntem Steinparquet; die Wände bedeckt geschliffener Marmor; die Vorsprünge schmücken Statuen. Das Ganze gleicht eher der Galerie eines Fürstenschlosses, als einer Kaufhalle.

Allein, was sind alle diese Schaustellungen gegen die verborgenen, in dunkeln Kellern und Magazinen lagernden Schätze an Rohstoffen, und gegen den Reichthum, welcher im Hafen schwimmt und in dem Gewimmel des großen Börsensaals vertreten ist! Wir haben einen Blick auf die Pracht Hamburgs gethan. Seine Macht ist ganz wo anders, ist gerade in den Theilen der Stadt zu suchen, welche dem Auge nichts weniger als schöne Formen bieten. Die Macht der gewaltigen Vermittlerin des deutschen Handels mit den überseeischen Ländern liegt gleich der aller Metropolen der Kauffahrteischifffahrt am Wasser, aus dem sie emporgestiegen ist. Sie drückt sich in den Gassen von schwarzen Schiffsrümpfen aus, die sich auf dem Strome füllen und entladen, und sie schaut uns vorzugsweise in den Straßen und Höfen der Altstadt an, welche die Feuersbrunst von 1842 unangetastet ließ. In diesen verräucherten, windschiefen Gebäuden mit ihren blinden Fenstern, ihrem dunkeln Balkenwerke und ihren rothen Ziegelwänden, in diesen hochragenden Speichern, welche sich, fest ineinander geschlossen, zu beiden Seiten erheben, auf diesen Fleeten, die während der Ebbe gleich den Armen eines häßlichen Sumpfes die Stadt durchziehen, bei der Fluthzeit aber von Leichterbooten mit Kisten, Tonnen und Waarenballen, Kohlen und fremdländischen

Hölzern wimmeln, auf diesen zahllosen Brücken, über welche riesige Pferde oder eigenthümlich gekleidete Männer, der Zunft der Krahnzieher angehörig, schwerbelastete Wagen schleppen, in diesen düstern Schreibstuben, diesen gähnenden Bodenlucken, diesen Kellerlöchern ist's, wo der Genius wohnt, der Hamburg groß gemacht hat. Dieser Genius weiß nichts von Glanz und Anmuth. Er kennt nur den Nutzen, lebt und webt nur für den Gewinn, nicht für den Genuß, und so ist das Quartier, wo er hantiert, das gerade Gegentheil von dem oben geschilderten.

Will man aber die eigentliche Kehrseite sehen von der Herrlichkeit, die an der Alster strahlt und prunkt, so begebe man sich in die Twieten, jene engen, finstern, mit den Kundgebungen von allerlei Gewerben vollgestopften, vielgekrümmten Gassen der Elbseite, oder so mache man einen Besuch in jenen schmutzigen Höfen, welche zwischen den sie überragenden Mauern wie die Schachte von Bergwerken liegen, oder so besuche man das Geschlecht, welches in jenen Kellern haust, in die niemals die Sonnenstrahlen, bei jeder hohen Fluth aber die Wasser der Elbe dringen. Man wird bald genug haben an der Atmosphäre, die hier herrscht, und die dem Brodem von St. Giles und dem Dufte der Newyorker Five Points an Abscheulichkeit nichts nachgibt.

Ich kann nicht die Absicht haben, nach einem Aufenthalte von achtundvierzig Stunden ein Gemälde von Hamburg zu geben, welches mehr als Umrisse zeigt. Nur den Humor der Hansestadt lassen Sie mich Ihnen noch in der Kürze beschreiben. Der Humor Hamburgs sitzt in der Vorstadt St. Pauli, die einst „der Berg" hieß und die Mitte zwischen der Stadt und der ihr „all to nah" sich ausbreitenden Nachbarin einnimmt. Hier regiert vom Morgen bis zum Abend das lachende Gesicht des Gottes Komus. Namentlich ist links von der Straße, die aus dem Altonaer Thore führt, der Schauplatz ewigen Jubels. Da erhebt sich in maurischem Geschmack ein Kunstreitercircus und dort schließt die Fronte mit einem Volkstheater. In der Mitte zwischen den beiden sind alle Wunder der Welt anzutreffen: Elephanten und Athleten, Seehunde und Seiltänzer, Menagerien und Marionetten, Krokodille, Stein- und Feuerfresser, Kakerlaken und Kosmoramen, wilde Männer und Wachsfiguren, Riesen, Zwerge, Naturalienkabinette werden von Ausrufern mit der Stimme des Brüllfrosches angepriesen, und — „jeder bekommt sein Geld wieder, wenn er sich nicht befriedigt fühlt." Hier ölt ein solcher Stentor die trocken gewordene knarrende Stimmritze mit Grog ein. Da reißt der ächte plattdeutsche Hanswurst vor einem Publikum von Lastträgern und Matrosen seine aus der Urzeit stammenden Witze. Dort thut ein bedenklich geröthetes Gesicht, mit einer Elektrisirmaschine an einer Kette, vor Kindern seine Wunder; an den Scheiben des Guckkastens da belehren sich jugendliche Politiker über die Festungswerke von Sebastopol, während dort ein Dienstmädchen sich von einem Magier, der aber nicht aus dem Morgenland, sondern von Wandsbeck ist, in einem Brautglase „den Zukünftigen" zeigen läßt. Wie schmuck sieht er aus in dem blauen Frack und den gelben Nankinghosen! Wie kühn hat er den Hut auf die Seite geschoben, wo das Herz sitzt! Und welch ein Prachtstück, sein rosenfarbener Regenschirm!

Leckerbissen aus allen Zonen werden uns angeboten, hier Feigen und Apfelsinen, Datteln und Kokosnüsse, dort Käse, Knack- und Schlackwurst. Die Menagerien lassen durch Papageien und Kakadus die Menge herbei rufen, bei andern Sehenswürdigkeiten muß dieß die Trompete thun. In den Grogschenken kreischen geschminkte Frauenzimmer zur Guitarre und Harfe. Lustig drehen sich um ihre Achse die Radscheiben der Karroussels und noch lustiger die Tänzerpaare in den Matrosentanzsälen auf den Gassen zur Seite. Lange hält es ein gebildetes Ohr in diesem wirren Gedudel und Geschmetter freilich nicht aus, und die Nymphen, die in jenen Sälen ihren Reigen aufführen, können nur in den Augen eines Bruders Theerjacke einigen Reiz haben. Aber — wie mein guter Freund von der Eisenbahn sagte — man muß doch den Hamburger Berg gesehen haben.

Den Beschluß meiner Umschau in Hamburg machte die Besteigung des Thurms der Michaeliskirche, welcher, 455 Fuß hoch, zu den höchsten in Europa gezählt wird. Er ist so eigenthümlich gebaut, daß in seinem Kerne ein Gegenstand von der Spitze bis auf das Fundament fallen kann, eine Einrichtung, die von Benzenberg benuzt wurde, um seine bekannten Versuche über die östliche Abweichung fallender Körper anzustellen. Von unmittelbarerem Interesse war mir der Thurm durch das großartige Panorama, das man von ihm überblickt — eine Vogelschau über Stadt und Umgebung, die, wenn ihr die Berge von Wien, München und Dresden mangeln, dafür in dem Leben auf dem breiten, weithin sichtbaren, vielarmigen Strome mit seinen unzähligen weißen und braunrothen Segeln einen hinreichenden Ersatz hat.

Man sieht hier, daß die Stadt zum Theil auf Elbeilanden steht und daß sie einen großen Halbkreis bildet, dem nach Süden zu der Fluß die Grenze sezt. Man kann Hamburg nach dieser Gestalt einem gewaltigen Herzen vergleichen. Der Strom ist seine Hauptschlagader, die Schiffe auf ihm sind die Gedanken dieses Herzens, und damit auch die beiden Kammern nicht

fehlen, ist die Stadt durch die von Norden kommende Alster in zwei ziemlich gleiche Theile geschieden. Die Altstadt erhebt sich auf dem linken Ufer dieses Flüßchens und den Elbinseln; sie hat ihren höchsten Punkt in ihrem ältesten Theile, das heißt in der Nachbarschaft der Petrikirche. Die Neustadt nimmt das rechte Alsterufer und die in Altona culminirende Erhöhung des Elbgestades ein, die sich allmählig gegen das Alsterthal abdacht. Das gesammte Hamburg ist, so weit es nicht von der Elbe bespült wird, von einem Graben eingefaßt, der das Wasser der Außenalster, eines schönen Sees mit grünbelaubten Ufern, nach rechts und links in die Elbe führt. Innerhalb dieses Wassergürtels läuft ein hoher Wall um die Stadt, der früher dieselbe zur Festung machte, jetzt aber ein anmuthiger Garten ist. In dem Winkel zwischen der Neustadt und der Elbe liegt die Vorstadt St. Pauli, in der Ecke zwischen der Altstadt und der Alster die andere Vorstadt, St. Georg. Thurmhohe Windmühlen tragen dazu bei, die Schönheit und Eigenthümlichkeit des Bildes zu erhöhen.

Bei weitem großartiger ist das Panorama, welches sich dem zeigt, der die Blicke auf Hamburgs Bedeutung richtet. Dann wird der Horizont beinahe unbegrenzt. Man erblickt die Baumwollenfelder Alabamas, die Zucker- und Kaffeeplantagen Westindiens und die Urwälder Brasiliens unter sich. Dort hält eine Bark mit der Flagge der drei Thürme, Wallfische jagend unter den Eisbergen Grönlands, dort ankert eine Brigg mit denselben Farben, Mahagonyholz ladend an der Landenge von Panama, da fliegt, von den Winden des Vorgebirgs der guten Hoffnung getrieben, den Ufern des Ganges oder dem Reiche der Mitte ein Vollschiff zu, welches die gleiche Heimath mit jenen hat. Wie fad, wie abschreckend für empfindsame Seelen sieht der Handel aus, wenn Neid und Beschränktheit sein Treiben uns schildern! Wie poetisch, wenn wir das Auge besitzen, mit dem unser Freytag uns in die Magazine der Firma Schröder blicken läßt! Welch ein Stolz erfüllt das Herz des Patrioten, wenn er die Zahlen der Aus- und Einfuhr betrachtet, welche Hamburgs Namen umgeben, und wie fühlt er sich getröstet, wenn er, von jenem Blick auf den Welthandel zurückkehrt in die unmittelbare Umgebung und nun den Einfluß und die Macht inne wird, welche die gewaltige Hansestadt auf ganz Skandinavien, besonders aber auf die cimbrische Halbinsel und namentlich auf Schleswig-Holstein ausübt.

Hamburg ist die größte Handelsstadt Deutschlands; Leipzig ist dieß nur auf zweimal drei Wochen im Jahr, das heißt während seiner beiden Hauptmessen. Erlauben Sie mir dieß, auf die Gefahr hin, einigen Lesern für einige Minuten langweilig zu werden, durch Zahlen zu beweisen. Der Werth der Einfuhr belief sich im Jahr 1852 auf 392,028,820, der Werth der Ausfuhr auf 372,495,450 Mark Banco. Die Zahl der im Jahr 1854 angekommenen Seeschiffe betrug 4896, die der abgegangenen 4879. Hamburgs Rhederei endlich zählte, als das Jahr 1843 zu Ende ging, 207 Seeschiffe, messend 25,830 Last, die Last zu viertausend Pfund, am Schlusse des Jahrs 1854 aber 456 Seeschiffe mit 53,289 Last zu sechstausend Pfund, darunter 445 Segel- und 11 Seedampfschiffe, leztere zusammen von 2010 Pferdekraft.

Und diese Macht, die sich in jedem Jahrzehnt verdoppelt, die noch lange nicht auf ihrem Gipfelpunkte angelangt ist, hat ihren Ursprung zwar in der Lage der Stadt, aber wahrlich nicht darin, daß ihre Bürger von besondern Glücksumständen begünstigt worden sind. Bei weitem mehr ist es die Thatkraft und der Unternehmungsgeist ihrer Bewohner, die sie zu dieser Höhe der Bedeutung erhoben hat. Bedenkt man, daß, ganz abgesehen von der früheren Zeit, wo Hamburg wiederholt von Dänen und Wenden zerstört, mehrmals von Feuersbrünsten heimgesucht, zu öftern malen von schrecklichen Seuchen entvölkert und von verheerenden Sturmfluthen überfallen wurde — bedenkt man, daß die Stadt 1712 die Pest in den Mauern hatte, im Jahr darauf von den Dänen gebrandschazt wurde, 1771 beinahe in einer Wassersnoth unterging, daß in ihr die französische Revolution in einem einzigen Jahr für dreißig Millionen Mark Bankerotte hervorrief, daß von 1801 bis 1814 fast ohne Unterbrechung Belagerungen, Besatzungen und unerhörte Contributionen mit einander abwechselten, daß 1831 die Cholera in der grauenvollsten Weise unter ihren Bürgern wüthete, daß 1842 die Hälfte der Stadt in Asche sank, und daß endlich von 1848 bis 1850 die dänische Blokade den Handel hemmte, so läßt dieses Emporkommen auf eine Energie schließen, die in der That nicht häufig gefunden werden dürfte. Noch gewaltiger aber erscheint der hier schlagende Puls, wenn man sieht, wie neben Hamburg eine neue Stadt mit weit reichenden Privilegien, wie Altona zwar selbst wachsen, aber das Wachsthum der älteren nicht beeinträchtigen kann.

Hat der Deutsche Ursache stolz zu seyn auf Hamburgs Größe, so findet er andererseits einen Trost darin, wenn er an die Schmach denkt, die ihm im Norden angethan worden ist, und wenn er sieht, wie von dort her noch größeres Unheil droht. Wir sind im Begriff, nachdem uns Schleswig — hoffentlich nicht auf immer — entrissen worden ist, auch Holstein

im dänischen Gesammtstaate aufgeben zu sehen. Der Bundestag wird sich begnügen, die Form zu wahren. Daß aber das Wesen, die wirkliche Verbindung mit Deutschland erhalten bleibe, dafür ist außer dem deutschen Sinn des transalbingischen Volks vernehmlich die Stellung und der Einfluß Hamburgs Bürge. Der Bund der Hansa ist todt und begraben auf dem Kirchhof der Geschichte, wo über seiner Gruft als Denkmal das eherne Bild Jürgen Wullenwebers steht, des Lübecker Bürgermeisters, der noch in den Zeiten des Untergangs, als Holland schon anfing die Ostsee mit zu beherrschen, als Amerikas Entdeckung den Haupthandel nach Westen zog und als überdieß die Reformation das Volk in zwei Lager theilte, es wagen durfte, dreien Königreichen zugleich Fehde anzusagen. Der Hansabund ist todt; aber sein Geist, der in der Travestadt nur noch in der Erinnerung lebt, ist in Hamburg in anderer, kaum weniger herrlicher Gestalt wieder in das Leibliche getreten. Kämpft er nicht mehr mit eisernen Waffen und nicht mehr bewußt für den Ruhm des deutschen Namens in den baltischen Ländern, so streitet er dafür unbewußt mit silbernen, die für das, was wir hoffen, ebenso wirksam sind. Die Kugeln, welche diese Waffen entsenden, werden von Dänemark bei seinem Danisiren der deutschen Länder mehr gefürchtet, als die, welche die preußischen Musketiere — in den Patronentaschen behielten, als Schleswig von Holstein losgerissen wurde. Die Tratten und Wechsel der Hamburger Schreibstuben fesseln Schleswig-Holstein fester an den Süden, als alle Beschlüsse, die der Bundestag zu Gunsten der Herzogthümer gefaßt haben sollte. Hamburg ist nicht bloß für Norddeutschland der Knotenpunkt des Handels, es wirkt auch bis weit in die cimbrische Halbinsel hinauf, bis nach Jütland, ja bis über die Belte und den Oeresund als bestimmendes Centrum des Verkehrs, und kaum darf ich Widerspruch erwarten, wenn ich behaupte, Hamburg besitzt innerhalb seiner Mauern mehr flüssiges Geld als alle drei skandinavischen Reiche zusammen genommen. Für den Hamburger Markt arbeiten die Melkerinnen und die Buttermaschinen in den Milchwirthschaften der Ostseite, und für die Hamburger Hasenschlachtereien vorzüglich werden die ungeheuren Rinderheerden der Marschen gemästet. Für Hamburg, nicht für Kopenhagen, baut Deutschlands größter Schiffsbaumeister auf Calö und bauen die Zimmerleute der Werften von Apenrade die meisten Fahrzeuge. In Hamburg, oder, was für unsere Betrachtung dasselbe ist, in Altona, versieht sich der schleswigsche Kaufmann und der westjütische Krämer mit den Bedürfnissen seines Ladens. Von Hamburg bezieht man seine besseren Möbeln, seine meisten Luxusartikel, seine Bücher, und von Hamburg muß man sich das Geld holen, dessen man zur Zahlung der Steuern und zur Entrichtung von Pacht- und Kaufschilling bedarf, wenn der Kieler Umschlag die Beutel in Bewegung setzt. Nach Süden blickt deßhalb, nicht nach Norden Alles, was in irgend einer Beziehung zum Handel steht, und mit dem deutschen Handel strömt fortwährend das deutsche Wesen und Leben in dieses abgebundene Glied des Gesammtvaterlandes. Der Nutzen, in unserer materiellen Zeit der kräftigste und treueste Verbündete, den man einer Idee wünschen kann, steht den Schleswig-Holsteinern bei ihrem Widerstande gegen Dänemark in Hamburg zur Seite. Vom Süden kommt Gewinn und Bildung, vom Norden, wie das Sprichwort sagt, hat man bloß:

„Magre Heste,
Sorte Pötte,
Danske Praeste."

d. h. magere Gäule, schwarze Töpfe * und dänische Pfaffen, bloß hungerleiderische Beamte, bloß ungerechte Rescripte und andern derartigen Unrath zu versenden. Hamburg nährt, Kopenhagen verzehrt bloß den Reichthum des Landes. Nicht Kiel, nicht Schleswig, nicht Flensburg, am wenigsten Kopenhagen, sondern Hamburg ist die Metropole der nordalbingischen Länder. Hoffen wir, daß sie dieß einst nicht nur faktisch, nicht nur nach einer Seite hin, sondern faktisch und formell, ganz und völlig seyn wird. Lange Jahre wurde Hamburg von den dänischen Königen als holsteinsche Landstadt angesehen. Erst 1768 gelang es ihm, die Bande der dänischen Oberhoheit vollständig zu lösen. Möge das Jahrhundert von diesem denkwürdigen Datum nicht voll werden, ehe Holstein und Schleswig dem Vorbilde ihrer Hauptstadt gefolgt sind!

Daß der Glaube an eine bessere Zukunft unter den Bewohnern der Herzogthümer lebendig ist, und daß namentlich das niedere Volk die Zeit nicht fern glaubt, wo ein abermaliger Versuch gemacht werden könnte, die dänischen Ketten abzuschütteln, wird jeder erfahren, der sich hier einige Wochen aufhält. Eine Probe dieser Stimmung bekam ich schon, als ich kaum über die Grenze gefahren war. Ein Kaufmann aus Schleswig, der mit mir im Waggon saß, stellte mit leiser Stimme sehr beharrliche Bohrversuche an, um zu erfahren, ob ich nicht, um zu recognosciren, das Land bereise. Ein Bursch mit einer Schmarre wollte — wahrscheinlich auf Grund meines Schnurrbarts — sich erinnern, mit mir

* Ein beliebtes Kochgeschirr, das in Jütland gemacht wird.

in der schleswig-holsteinschen Armee gedient zu haben, und hätte gern Auskunft gehabt, „ob es wohl einmal wieder gegen die Hannemänner gehen könnte, und wann?“ — „In unserer Gegend läuft dann alles mit, was Beine hat,“ flüsterte ein dritter. Ein Altonaer endlich erzählte, nachdem er sich zuvor die Ueberzeugung verschafft, daß die Wände des Wagens wirklich und durchaus keine Ohren hatten, folgende ergötzliche Anekdote aus diesem Zusammenhange.

In einem Bataillon, welches zu Altona in Garnison stand, befand sich ein auffallend großer und gut gewachsener Holsteiner. Derselbe gefiel dem Major so ungemein, daß er ihm eines Tags den Vorschlag machte, sich unter die Garde nach Kopenhagen versetzen zu lassen. „Ne,“ sagte der Riese trocken, als jener ihm seine Gründe für die Sache vorgetragen hatte. — „Du wirst's aber gut haben da; überlege dir's mal, ich will dich nach ein paar Tagen wieder fragen.“ — Dieß geschah. „Nun, willst du noch nicht zur Garde?“ erkundigte sich der Offizier. — „Ne, Herr Major.“ — „Na, warum denn nicht?“ — Der Goliath blieb bei seinem Ne und lächelte pfiffig. — „Na, heraus damit! Ein Schatz hier — he, nicht wahr?“ — „Ne.“ — „Nun zum Teufel, so sag's, warum nicht, du Döökopf?“ — „Nu wenn Se's man dorchut weeten wullt: meent Se nich, Herr Major, dat et hier bal werr losgeit?“ Man denke sich das verblüffte Gesicht des Werbers bei dieser Naivität.

Wie sicher dagegen manche Dänen ihres Sieges sind und welche lächerliche Eitelkeit die ganze Nation plagt, kann folgende Geschichte zeigen, welche bald nach der vorigen in mein Notizbuch gelangte. „Ein Kopenhagener Professor der Medicin empfing den Besuch eines deutschen Collegen aus Kiel. Beim Abschied gab jener diesem zwei Exemplare einer Abhandlung, die er so eben hatte drucken lassen. „Davon behalten Sie eines für sich,“ sagte er, „und das andere bitte ich Panum zu überreichen.“ * — „Ja,“ entgegnete der Deutsche, „ich bin Ihnen sehr dankbar, allein, was mein Exemplar betrifft, so sehe ich mich außer Stande Gebrauch davon zu machen. Ich verstehe kein Dänisch.“ — „Was, kein Dänisch!“ rief jener und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „O ihr Deutschen, ich dächte doch, es wäre endlich Zeit für euch, unsere Sprache zu lernen!“

Richtigere Begriffe hatte ein anderer Kopenhagener Professor von der Bedeutung der dänischen Sprache, die, beiläufig, wo sie sich wissenschaftlich ausdrücken will, fast alle Wörter aus der deutschen entlehnen muß. Derselbe war im Begriff, auf physikalischem Gebiete eine Entdeckung zu machen, von der er sich einen Namen versprach. Da er seiner Sache erst noch völlig gewiß werden wollte, gleichwohl aber befürchten mußte, ein anderer könnte ihm damit den Rang ablaufen, ehe er seine Versuche vollendet hätte, so war er in einer üblen Verlegenheit. Er wußte sich indeß zu helfen. „Wissen Sie,“ sagte er zu einem Freunde, „wie ich's gemacht habe, um nicht meinen Ruf durch Voreiligkeit zu gefährden, andererseits aber mir das Prioritätsrecht zu sichern? Ich habe meinen Fund in einer unserer dänischen wissenschaftlichen Zeitschriften abdrucken lassen. Da, weiß ich, ruht sie sicher wie im Grabe.“

Die Gegend zwischen Altona und Kiel bietet dem Auge, nachdem es sich an die im Süden nicht übliche Einfriedigung der Felder mit strauchbewachsenen Erdwällen gewöhnt hat, wenig von Interesse. Rasch neben der Bahn emporgestiegene, rothschimmernde freundliche Flecken und Städtchen wechseln mit strohüberdachten grau im Grünen liegenden Dörfern, hübsche Buchenwäldchen mit feuchten Wiesen, durch die sich kleine Flüsse schlängeln. Dann in der Mitte des Landes züngelt von Norden her mit ihrem dürren braunrothen Kraute, ihren schwarzen Torfgruben und ihren rostfarbenen Sandstrecken die Haide herein, wo nur hin und wieder ein einsames Gehöft oder eine Hütte für die Torfgräber sich zeigt. Tümpel mit schwarzem Wasser, aus welchem Kiebitze trinken, kleine krause Hügel, die wie häßliche Warzen aus der Fläche emporstehen, machen diese Einöde um nichts schöner. Mitunter erscheint ein Raubvogel über der Ebene, bisweilen schreitet ein Storch, der auf der Froschjagd ist, im Grase hin, während hier und dort, namentlich am Rande der „Geest“, in das große düstere Bild, das aus Ossians Traum- und Nebelwelt hierher gekommen zu seyn scheint, kleine niederländische Landschaften mit weidenumkränzten Kanälen, fetten Wiesen, einzelnen weidenden Rindern und schmucken Häusern eingelassen sind. Diese werden häufiger, wenn man sich Neumünster nähert. Weiterhin folgen noch bessere Striche. Hügel schwellen zu beiden Seiten an, und man sieht sich in das anmuthige Eiderthal versetzt. Die Hügelkette streckt sich und windet sich, hebt sich und senkt sich, erweitert sich zum Kessel, tritt wieder zum Thale zusammen und öffnet sich endlich beim Viehburger Holze, einem herrlichen hochstämmigen Buchenwalde, um den müde gewordenen Reisenden eine spiegelklare blaue Bucht und an der linken Seite derselben Kiel mit seinen rothen Dächern und seinem grünen Kirchthurme erblicken zu lassen.

Mir kommt jetzt, nach Beendigung der Tour durch die Herzogthümer, die Strecke, die ich an diesem ersten

* Panum ist ebenfalls Professor der Medicin in Kiel.

Tage innerhalb ihrer Grenzen zurücklegte, wie ein Symbol der Zustände im Lande und wie ein Bild der Empfindungen vor, die in dem Beobachter bei diesen Zuständen aufsteigen. Die von Norden hereinstreichende Haidewüste ist das Dänenthum; das grüne behagliche Wesen dagegen, das von Westen, Osten und Süden herzustrebt, ist die deutsche Kraft und Intelligenz, die — mit derselben Unwiderstehlichkeit, mit welcher sie im Osten sich Schritt vor Schritt an die Stelle der faulen liederlichen Polackenwirthschaft setzt — auch hier schon bis weit nach Jütland hinein, Terrain für die Civilisation erobernd, vorgedrungen ist. Die Haide starrt zwischen dem fröhlichen Grün, wie die Stellen, wo mein Tagebuch zwischen der Freude über das Gedeihen, über die Unverzagtheit und über die lebendige Hoffnung der schleswig-holsteinischen Freunde, auch Ergüsse der Trauer über Gleichgültigkeit, Verzweiflung und Abfall enthält. Es ist der Kampf der grünen Hoffnung mit der grauen Trostlosigkeit, den diese Landschaften mir versinnbilden. Hoffen wir, daß jene deutsche Kraft und Freudigkeit, so wie sie hier allerwärts von Jahr zu Jahr mehr die Einöde bezwungen und urbar gemacht hat, auch über das, was im Bereiche des Geistigen dieser dürren, windigen Einöde gleicht, über die wüste Dänenherrschaft triumphiren werde!

Kiel, einst ebenfalls Eidgenossin des Hansabundes, ist eine freundliche Mittelstadt in ebenso freundlicher Umgebung. Mehr lang als breit, wie alle Orte der Ostküste Nordalbingiens, zieht es sich fast eine Viertelmeile weit am Westrande der Föhrde hin. Sieht man von geschichtlichen Erinnerungen ab, so hat es keine Merkwürdigkeiten von Bedeutung. Die Hauptkirche ist ein alterthümliches Bauwerk, dem Aeußern nach stattlich, im Innern unschön. In der Klosterkirche ruht vor dem Altare Graf Alf (Adolf der Vierte von Holstein), der glorreiche Dänenbesieger in der Schlacht bei Bornhövede. Das Schloß, welches im Jahre 1828 zum Theil im Feuer aufging, sieht mit seinen weißen Wänden und seinem schwarzen Dache recht schmuck, obwohl nicht eben großartig aus. Dasselbe gilt von den Häusern in den verschiedenen Gassen. Man bemerkt fast durchgehends saubere und behagliche, bisweilen alterthümliche, am Gebälk mit Schnitzwerk gezierte, fast nirgends aber vornehme Gebäude. Die Mehrzahl kehrt, gleich den niedersächsischen Bauernhäusern der Umgegend, das schmale Giebelende der Gasse zu. Dieß ist vorzüglich auf der dänischen Straße und am Markte die Regel. Letzterer nimmt die Mitte des ältesten Theiles der Stadt ein und ist der Kern eines regelmäßigen Sternes von Straßen, von denen zwei nach dem Schlosse im Norden, zwei nach dem Hafen, zwei andere nach der im Süden gelegenen, dem Gipfel des Kuhbergs zustrebenden Vorstadt, zwei endlich nach dem sogenannten Kleinen Kiel, einer Seitenbucht der Föhrde, laufen.

Nach der Zahl der Einwohner, deren Kiel nahe an 17,000 hat, sollte man kein so lebhaftes Menschengewühl und kein so unaufhörliches Wagengerassel voraussetzen, als in seinen Gassen und namentlich auf der Holstenstraße herrscht. Auch die oft glänzenden und reich besetzten Schaufenster, so wie die vielen geschmackvollen und theuern Damentoiletten, denen das Auge hier begegnet, würden bei dieser Mittelstadt Wunder nehmen, wenn man sich nicht erinnerte, daß dieselbe Seehandelsstadt, durch die Eisenbahn beinahe eine Vorstadt Hamburgs und überdieß Centrum eines der wohlhabendsten Striche der ganzen Halbinsel ist. Rechnet man dazu die Familien der Professoren und der zahlreichen Beamten und im Sommer die Badegäste, sowie die ebenso gern gesehenen Besuche von den Flotten der Westmächte, so staunt man nicht mehr, wenn man findet, daß hier mehr Leben und Luxus sich kundgibt, als in mancher doppelt so großen Stadt des südlichen Binnenlandes.

Der vortreffliche Hafen, der es den schwimmenden Festungen der Alliirten gestattete, hart vor dem Schlosse zu ankern, wird jährlich von drei bis viertausend Schiffen besucht, wobei indeß zu bemerken ist, daß dieselben der großen Mehrzahl nach Küstenfahrer von geringem Tonnengehalte sind. Mehrere Dampfschiffe von beträchtlicher Größe unterhalten die Verbindung zwischen hier, Jütland, Kopenhagen und Norwegen. Es ist nicht sowohl der Eigenhandel, der die Stadt emporbringt, als vielmehr der Speditionsverkehr mit Gütern, die von Hamburg und Altona nach den scandinavischen Häfen bestimmt sind. Doch ist auch jener, da die Landleute bis über Schleswig hinaus die Erzeugnisse ihrer Milchwirthschaften an hiesige Händler liefern, nicht unbedeutend. Eine andere Erwerbsquelle ist der „Umschlag," ein alljährlich im Januar stattfindender Geldmarkt, zu dem eine ungemein große Masse von Kapitalien zusammenströmen. Schließlich aber hat die Stadt verschiedene Fabriken, eine Badeanstalt, die viele Gäste herbeizieht, und eine ziemlich starke — leider dänische — Garnison mit mehreren hohen Officieren.

Das Seebad ist wohl nur wegen der anmuthigen Lage von Düsternbrook, wo die Curgäste meist zu wohnen pflegen, so zahlreich besucht. Die Ostsee hat bekanntlich nur wenig Salzgehalt, der hier durch das Einströmen der wasserreichen Swentine noch merklich vermindert wird. Auch mangelt in der fast immer windstillen Bucht der gewaltige Wellenschlag Helgolands. Zudem drohen gerade in den besten Monaten, im

August und September, fortwährend die sogenannten Seeflaggen, eine Quallenart, die in ihrer Gestalt ein Gemisch aus Stern und Zwiebel ist, dem Badenden aufs Jämmerlichste die Haut zu verbrennen.

Die Universität hat durch die Verhältnisse der letzten Jahre sehr gelitten. Es ist keine Uebertreibung, zu sagen: sie, die einst florirte, vegetirt jezt blos noch. Mehrere der bedeutendsten Lehrer haben sie verlassen. Die Schleswiger gehen, zum Theil durch Stipendien gelockt, zum Theil aus Furcht, wenn sie Kiel besuchen, künftig nicht befördert zu werden, in Masse nach Kopenhagen. So ist es geschehen, daß die Zahl der Studenten, welche vor dem Kriege über 300 betrug, allmählig bis auf 150 herabgesunken ist — eine Verminderung, bei welcher ungefähr drei Zuhörer auf den Docenten kommen. Von einem frischen fröhlichen Studentenleben, wie es einst hier blühte, ist nicht die Rede mehr, und man könnte meinen, die Russificirung der deutschen Hochschule, zu welcher mit der jüngst erfolgten Ernennung eines Oberstlieutenants zum Curator — sollte man's glauben! — der Anfang gemacht wurde, sey bis auf die Einkleidung der Musensöhne in Fähnrichsuniformen bereits vollzogen. Ich gebe nicht zu viel auf die vielgelobte Poesie, die in bunten Mützen und Pfeifenquasten, Corpskneipen, Schnurröcken und Kanonenstiefeln sitzen soll; aber ich meine doch, es ist kein gutes Zeichen, wo sie mangelt, und wo die „hochzuverehrenden" jungen Herren sich — in der Stille betrinken müssen.

Unter den mit der Universität verbundenen Anstalten nimmt das Museum für nordische Alterthümer durch seine treffliche Sammlung von Steinwaffen und Steinwerkzeugen aus der vorgeschichtlichen Periode des Landes einen hervorragenden Rang ein. Von den geselligen Instituten der Stadt ist vor Allem die Harmonie zu erwähnen, welche ein reich versehenes Zeitungszimmer hat und im Winter außer einigen Bällen auch Vorlesungen über Gegenstände der Wissenschaft, die ein größeres Publikum interessiren, veranstaltet. Im Schauspielhause gaben während meiner Anwesenheit die Mitglieder des Hamburger Stadttheaters, welche unfreiwillige Ferien hatten, einige gut besuchte Opernvorstellungen. Die Concerte im Tivoli versammeln zahlreiche Zuhörer, sind indeß, wie es scheint, nicht fashionabel. Andere, bessere sind Seltenheiten. Ueberhaupt ist für die Kunst hier wohl Sinn vorhanden, aber es fehlt bei der vergleichsweisen Kleinheit der Stadt an den Mitteln, ihr die bequeme Heimath zu bereiten, die sie bedarf.

Am besten war hier eine Zeit lang die Poesie daran. Claus Groth, der Verfasser des „Quickborn," einer Sammlung plattdeutscher Gedichte, die bereits die vierte Auflage erlebt hat, war, anfangs blos von Müllenhoff protegirt, allmählig zum Liebling der ganzen Stadt geworden. Besonders die Damen trugen ihn förmlich auf den Händen, möblirten ihm seine Wohnung aufs Zierlichste aus und sorgten auch für sonstige Bedürfnisse in zarter Weise. Der „plattdeutsche Burns" bekam Einladung auf Einladung, und wie das zu gehen pflegt, wenn die Mode sich einer Angelegenheit bemächtigt, der Enthusiasmus artete zulezt in Abgötterei aus, und der Verehrte stand in Gefahr, zur Puppe zu werden. Der Dichter mag das empfunden haben. Wenigstens ließe sich sein Weggang nach Hamburg so deuten.

Mir scheint es übrigens zu viel des Guten gethan, wenn seine Freunde ihn mit Burns in eine Linie stellen. Er ist unzweifelhaft ein Talent, ja ein ungewöhnliches Talent, und daß er noch im Steigen begriffen ist, zeigt sein neuestes kleines Werk „Vertelln," in welchem namentlich das dritte Stück „Detleff" ganz vortrefflich ist. Auch im „Quickborn" findet sich manches niedliche Bildchen aus dem niederdeutschen Bauernleben und mancher Ton, der wie der Klang einer ächten Dichterharfe zu Herzen dringt. Allein vieles, was daran bewundert wird, klingt doch, wenn man das Colorit hinweg denkt, welches der ungewohnte Dialekt verleiht, wie Reminiscenz, und einem strengen Kritiker dürfte es nicht schwer fallen, hier eine heimische Melodie nachzuweisen, da Uhlands Vorbild herauszuspüren und dort das fleißige Studium des schottischen Volksdichters zu erkennen, mit dem man Groth vergleichen will.

Indeß bleibt dem Dichter des „Quickborn" troz alledem ein sehr anerkennenswerther Rest wirklicher Begabung, der ihn mir beträchtlich lieber seyn läßt, als den ganzen Vogelbauer unserer jezt schlagenden lyrischen Nachtigallen, Märzgebührfinken und Dompfaffen — namentlich lieber als die lezteren und ihre schwindsüchtige Frömmelei. Die Sprache steht ihm wie wenigen andern zu Gebot, er kann auf dem Gebiete, auf welches sein Talent sowohl wie seine Vergangenheit ihn hinweisen,* auf dem Gebiete des Naiven, noch vieles Werthvolle schaffen, und ich habe im mindesten nicht die Absicht, den Holsteinern und Schleswigern — denn auch unter diesen findet man sein Buch fast in allen Häusern — die Freude an dem ersten wirklichen Poeten, der im plattdeutschen Dialekte gedichtet, zu Wasser zu machen. Vor Einem nur wollte ich warnen. Groth ist ein Dithmarse wie Hebbel. Er hat wie dieser rasch Anerkennung und von gewissen Seiten wohl auch mehr Anerkennung gefunden, als er verdienen mag.

* Er war eine zeitlang Schullehrer auf dem Lande.

Möge er seinem Landsmann nicht auch darin gleichen, daß er die Bescheidenheit verliere, die selbst für das Talent eine Zierde ist und deren Verlust jenen dahin gebracht hat, daß er die Kritik, die ihn auf seine Irrwege aufmerksam machte, mißachtend, Schöpfungen in der Manier Höllenbreughels für Ideale der dramatischen Kunst hält.

Vor solcher fratzenhaften Selbstgenügsamkeit ist Groth nun wohl bewahrt. Er strebt nach möglichster Einfachheit, und ist auf diese schon durch das Idiom hingewiesen, in dem er arbeitet. Aber es gibt auch hier Abwege und Irrgänge, vor denen nur ein ernstes In- und Umsichschauen zu bewahren vermag.

Zum Schlusse dieser Federzeichnung von Kiel gestatten Sie mir ein Wort über die Garnison, die schon deßhalb nicht übergangen werden darf, weil man ihr Vorhandenseyn leider bei jedem Schritt und Tritt in der Straße gewahr wird, und weil das taktmäßige Trapp-trapp-trapp vorbeimarschirender Abtheilungen, die Parademusik und der Zapfenstreich einen selbst innerhalb seiner vier Wände alltäglich mehrmals daran erinnert. Es ist das achte Bataillon der dänischen Linieninfanterie, welches hier garnisonirt oder vielmehr in Cantonnement liegt. Die Montur besteht in einem dunkelblauen Waffenrock mit rothem Kragen und weißen Knöpfen und lichtblauen Pantalons, einem schwarzen Ledergurt, an dem das gerade, schwertartige Seitengewehr, welches einst die schleswigholsteinische Armee trug, so wie die Patrontasche und die Bajonetscheide hängen, endlich in einem Tschako mit einem weißen Pompon, einem zinnernen Stern und der rothweißen Kokarde — eine Uniformirung, welche bis auf die Farbe der Röcke an die österreichische gemahnt. Auch die Mützen, mit welchen die Soldaten außer Dienst den Kopf bedecken, gleichen denen, die man in Prag und Wien sieht. Die Offiziere unterscheiden sich bei oberflächlicher Betrachtung von den Gemeinen nur dadurch, daß sie statt der Achselklappen schmale Goldschnüre mit Silberknöpfen auf den Schultern haben, und daß sie keine Flinte tragen. Epauletten und Ringkragen sind abgeschafft. Dagegen schmückt die Taille bei der Parade eine gelb und rothe Feldbinde. Ob auch Vatermörder zur Offiziersuniform gehören, blieb mir zweifelhaft, da nur die Mehrzahl sich mit ihnen die Wangen umzäunt hatte. Die Haltung der Truppen würde bei den deutschen Bundesinspektoren keinen Beifall finden; dagegen ist die Musik recht gut. Auch die Disciplin verdient, wenigstens was das Betragen der Soldaten gegen die Einwohner betrifft, gelobt zu werden. Allerdings geschah es einmal, daß ein Kapitän einem Knecht, der ihm nicht geschwind genug mit dem Wagen auswich, mit der Reitgerte über den Rücken schlug und für die grobe Münze von jenem den vollen Betrag mit Agio in Peitschenhieben ausgewechselt bekam. Indeß sind derartige Vorfälle selten und nirgends hörte ich Klagen über herausfordernden Uebermuth der Dänen gegenüber dem „passiven Widerstand" der deutschen Bevölkerung.

Dieß ist um so mehr zu bewundern, als dieser Widerstand sich insbesondere darin kund gibt, daß die Bürger Kiels so gut wie gar keinen Umgang mit der Garnison pflegen, daß sie der bekannten gutmüthigen Zutraulichkeit der jütischen Soldaten und der eben so bekannten zudringlichen Artigkeit der Kopenhagener Offiziere beharrlich mit der beleidigendsten Kälte begegnen, daß sie ihnen keine ihrer Gesellschaften öffnen, in keine ihrer Familien Zutritt gestatten, und daß sie denselben überhaupt bei jeder erdenklichen Gelegenheit durch ihr Thun oder Unterlassen zu verstehen geben, sie seyen unliebsame, nur bis auf Weiteres geduldete Eindringlinge. Die Klage, Sr. Majestät Truppen führten hier ein Leben, als seyen nicht sie, sondern die „tydske Oprørers" die Sieger gewesen, und die Kieler betrügen sich nach ihrer Niederlage nur noch großschnäuziger (storsnudet) als vorher, ist vollständig begründet. Selbst diejenigen Offiziere, welche man als verständige und achtbare Männer zu loben nicht umhin kann, werden von der Abneigung gegen das Dänenthum mit den übrigen über einen Kamm geschoren. „Es geht einmal nicht an, daß wir eine Ausnahme machen, und wenn der Bessere darunter leidet, so ist es schlimm, aber nicht zu ändern," heißt es, wenn man eine Lücke in dem System zu sehen wünscht.

Auch General Krogh darf nicht über die Scheidewand hinein, mit welcher die gute Gesellschaft sich gegen jedwede Annäherung der Fremden verschanzt hat. Er soll ein mild gesinnter, durchaus liebenswürdiger alter Herr, ein vortrefflicher Wirth und ein höchst angenehmer Gast seyn, und man erzählt sich von ihm verschiedene Anekdoten, welche sein Lob verkündigen. Namentlich hält man ihn für einen Feind der Reichsmünze, die man den Herzogthümern an Stelle des altgewohnten Courantgeldes aufzwingen will, und deren Einführung eine ihrer Hauptbeschwerden bildet.

Bekanntermaßen gehört dieses Courantgeld, dessen Basis der Hamburger und Lübecker Schilling ist, zu den Gegenständen, welche den Schleswig-Holsteinern durch ihre Privilegien garantirt waren und den Unterschied zwischen Dänemark und den deutschen Ländern des dänischen Königs ausdrückten. Bei der Niederreißung dieser Scheidewände zum Zwecke der Aufrichtung des Gesammtstaates war eine der ersten Maßregeln das

Verbot, nach andern als Reichsschillingen zu rechnen, von denen ungefähr drei auf einen alten Schilling gehen. Die Polizei erhielt Anweisung, scharf gegen alle Ungehorsamen einzuschreiten, und sie that, was sie konnte. Sie verhängte Strafen auf Strafen über Käufer und Verkäufer, die das Verbot übertreten hatten, und es gelang ihr, selbst in Kiel die Leute auf acht Tage einzuschüchtern. Allein der Schrecken hielt nicht wider. Man erholte sich, besann sich, begann zuvörderst nur unter Bekannten, dann wieder öffentlich nach altem Gelde zu fordern und zu bezahlen, und als ich Schleswig durchreiste, war selbst dort lediglich auf Wirthshausrechnungen, Verdächtigen gegenüber und da, wo der dreihunderttäugige Gensdarmenargus, der das Herzogthum bewacht, hinblicken konnte, von der oktroyirten Reichsmünze die Rede.

In jener bösen Zeit nun, wo man sich allerwärts in öffentlichen Lokalen in Acht nahm, Unbekannten und besonders Dänen gegenüber nach Hamburger Geld zu rechnen, trat eines Tages General Krogh bei einem Blumenhändler auf der Holstenstraße ein, um einige Einkäufe zu machen. Als er nach dem Preise fragte, bat ihn der Gärtner einen Augenblick zu verziehen, er könne sich in der neuen Münze nicht zurecht finden und müsse erst die Tabelle vergleichen. Der General ließ dieß ruhig geschehen. Als der Mann aber die Rechnung in Reichsmünze brachte, sagte er: „Nun seyen Sie so gefällig, den Betrag wieder in altes Geld umzuschreiben; denn ich sehe eben, daß ich nur Courantgeld im Beutel habe.“

Dieses Benehmen gefiel um so mehr, als andere Offiziere, vorzüglich in Schleswig und Altona, sich nicht entblödet hatten, der Polizei als Spione zu dienen und — ich weiß nicht, ob aus dänischem Patriotismus oder deßhalb, weil die betreffende Verordnung dem Verräther seinen Dienst mit der Hälfte des angedrohten Strafgeldes zu bezahlen versprach — die Uebertreter bei der Behörde zur Anzeige zu bringen.

General Krogh ist, soweit ein Däne in Schleswig-Holstein beliebt seyn kann, wirklich beliebt in Kiel. Aber nichtsdestoweniger wartet seine Gemahlin noch heute vergeblich auf die Antrittsvisiten der Damen von der hiesigen haute volée, und nichtsdestoweniger ist ihm mit wenigen Ausnahmen jedes deutsche Haus in Holstein verschlossen, und nichtsdestoweniger nimmt niemand aus der vornehmen Welt der Stadt eine Einladung von ihm an. Die Ausnahmen beschränken sich auf die Beamten, von denen übrigens einige sicher dabei das Gefühl haben, in einen sauren Apfel beißen zu müssen, und auf ein halb Dutzend Edelleute, die den Widerstand nicht zu weit treiben zu dürfen glauben, oder überhaupt gleichgültigen und beschränkten Sinnes sind, oder — was indeß zu den Seltenheiten gehört — von Kopenhagen Titel und Orden erwarten.

Alle diese zählen jedoch kaum in der Masse des Volkes, welches vom hochadeligen Gutsbesitzer und vom reichen Bürger herab bis auf den Arbeitsmann und das Dienstmädchen dem gesammten Dänenthum, gleichviel ob liebenswürdig oder nicht, den Rücken kehrt.

Zur Erinnerung an Spindler.

III.

Fast unmittelbar nach Spindlers Abreise fing „seine Selige“ an, sich jenen Launen und Seltsamkeiten hinzugeben, in deren Ausübung sie der öffentlichen Besprechung verfiel. Sie sezte sich, Cigarren rauchend, in's Kaffeehaus oder an einen Tisch vor dem Gesellschaftshaus, nannte wildfremde Leute Du und ließ sich mit aller Welt in's Gespräch ein, so daß sie bald zur allgemeinen Fabel wurde. Haushaltung und Kind überließ sie ihrer Mutter; nur die Finanzen behielt sie in Händen, um sie gründlich zu verwirren. In sechs Monaten hatte sie eine Schuldenmasse von tausend bis zweitausend Gulden aufgehäuft. Wohin sie das Geld gebracht, ist nicht erhoben worden. Sichtbaren Aufwand machte sie nicht; ihre Kleidung war sogar vernachlässigt. Ghezy machte ihr Vorstellungen. Sie gab schnöde Antworten und drohte ihm die Augen auszukratzen. Das schreckte ihn nicht ab. Mit der türkischen Gelassenheit, die ihm stets eigen war, ließ er den Platzregen an sich herab laufen.

Es ist eine bekannte Sache, daß die Freunde des Mannes sehr häufig der Frau ein Dorn im Auge sind, namentlich wenn das Weib zur Eifersucht geneigt ist, und vollends wenn es nicht glücklich mit dem Herrn Gemahl lebt. In lezterem Falle muß der Freund allemal der Ehestörer seyn. So war Ghezy bei Fanny Spindler das

Böcklein Hazazel, und sie hielt mit ihren Anschuldigungen weder hinter dem Berge, noch erachtete sie es für der Mühe werth, den unliebsamen Inhalt ihrer Rede in eine nur halbwegs genießbare Form zu gießen. Seltsamerweise aber war dieser angefeindete Chezy der einzige Mensch, der etwas Vernünftiges mit ihr ausrichtete. Zwar gelang es ihm damals nicht, sie zu einem anständigeren Benehmen zu vermögen, ein paar Jahre später jedoch brachte er sie in einer Unterredung von zwei Stunden dahin, sich freiwillig unter Vormundschaft stellen zu lassen. Sie schalt, sie schrie, sie heulte damals wie eine verdammte Seele, die arme Närrin; auch war ihr hinlänglich bekannt, daß man sie zu einem solchen Schritt nicht zwingen konnte, da sie vor dem Gesetz nicht gemüthskrank war und daß sie ihres Mannes Vermögen, welches, in der Ehe erworben, ihr so gut gehörte wie ihm, zu Grunde richten konnte, bevor sich auf dem Wege Rechtens Einhalt thun ließ — und dennoch fügte sie sich. Es sey, sagte sie, wie ein unheimlicher Zauber, welchen der Freund über sie ausübe, und möge wohl dieselbe teuflische Gewalt seyn, durch welche er den Mann von ihr getrennt und ihr häusliches Glück gestört habe. Zweifelsohne ist sie in dieser Ueberzeugung gestorben, die ihr zu großem Trost gereicht haben mag, da sie dadurch vor dem eigenen Gewissen sich von jeder Schuld lossprechen konnte. Gott verleihe ihr eine fröhliche Urständ!

Spindler konnte nicht umhin, von den Seltsamkeiten seiner Frau zu erfahren. Die erste Andeutung kam ihm durch seinen Bankier zu, der von den eingelaufenen Rechnungen schrieb und um Verhaltungsvorschriften bat. Jezt erging an den Freund die Aufforderung, auf Ehre und Gewissen die Wahrheit zu sagen. Einem Fremden gegenüber hätte sich antworten lassen: „Gott weiß alles und mich geht's nichts an!“ Dem Freunde aber ist ein Mann die Wahrheit schuldig, besonders wenn sie ihm in solcher Weise abverlangt wird. Empfindsame Seelen mögen freilich dagegen mancherlei einzuwenden haben; aber mit alten Weibern in Hosen haben unsere Freunde nie gefühlt, so wenig als sie sich je mit Frauenpolitik befaßten. Spindler, auf dem Rückweg begriffen, blieb in Zürich und bestellte den Freund zu einer Zusammenkunft nach Freiburg im Breisgau, und zwar auf den Sylvesterabend, welchen die beiden stets mit einander zuzubringen sich vorgesezt hatten.

Spindler war bereits gefaßt. Sein Entschluß stand fest. Es handelte sich nur um die Formen der Ausführung und um die Maßregeln zur möglichsten Verhütung fernerer Verschwendung. Er dachte an eine gerichtliche Scheidung, doch ließ er den Gedanken fallen, weil seine Ehe unter dem Gesetz der Gütergemeinschaft stand. Beide Gatten hatten nicht einen Kreuzer Vermögen in die Ehe gebracht und deßhalb keine Vorkehrungen getroffen, so daß eine förmliche Trennung auch eine Theilung der Errungenschaften nach sich gezogen hätte. Spindlers Vermögen mag sich damals auf 60 bis 80,000 Gulden belaufen haben und war lustig im Wachsen begriffen; zum Hergeben spürte er überhaupt keine Lust, und am wenigsten hielt er für passend, ein Kapital den Händen einer thörichten Verschwenderin preiszugeben. — Bei dieser Gelegenheit mag eine allgemeine Bemerkung ihren Platz finden. Spindler hatte in den ersten Jahren seiner Ehe die bitterste Noth kennen gelernt. Von der Flucht aus dem Vaterhause bis zur Hochzeit hatte er auch mancherlei Anstände in Geldangelegenheiten gehabt, doch daraus macht sich ein einzelner junger Mensch nicht viel; der Mangel erhält sein Gewicht erst durch die Sorge des Gatten und Vaters. Des überstandenen Elends eingedenk, gab sich Spindler Mühe, sobald er es vermochte, für die Zukunft zu sorgen. Daher kam es, daß er in den ersten Jahren des Sammeln's sehr genau war, ohne sich und den Seinen jedoch etwas abgehen zu lassen. Dann begann bei ihm eine Zeit freisinnigerer Gebarung, die mit der Gründung des Zeitspiegels zusammen fällt. Er blieb zwar immer ein guter Wirth, der, um es volksthümlich auszudrücken, seine Hunde nicht mit Bratwürsten anband; aber er trug keine Scheu, größere Summen auszugeben. Das währte bis zum Jahr 1848, von wo an er wieder in eine gewisse Aengstlichkeit verfiel. Er hatte vermuthlich während des Sturms einige Summen eingebüßt und den Kern seines Vermögens ernstlich gefährdet gesehen, worauf die Furcht vor möglichen Verlusten nicht mit der schlimmen Zeit vorüber ging.

Den Winter von 1834 bis 1835 blieb Spindler in Zürich. Vielleicht tröstete ihn dort ein freundliches Glück für die verlorene Häuslichkeit, so daß er nachträglich die süße Frucht der bittern Vorwürfe pflückte, die er daheim so unverdienter Weise hatte hinabwürgen müssen. Der damalige Theaterdirektor in Zürich, Deny, war ein alter Bekannter Spindlers, dem zu Gefallen dieser das Schauspiel Hans Waldmann schrieb, das unter begeistertem Beifall zur Darstellung kam. Diese Blätter haben damals in einem Brief aus Zürich (im März oder April 1835) einen ausführlicheren Bericht darüber mitgetheilt. So viel ich weiß ist Waldmann seitdem auf einigen kleinen Bühnen, doch auf keiner bedeutenderen gegeben worden, obschon die Rolle des Helden zu den dankbaren gehört. Vielleicht gräbt nach des Verfassers Tode jezt ein Dramaturg das Schauspiel aus dem Schutt. Es findet sich in den gesammelten Werken abgedruckt.

Vom Frühjahr 1835 an bis zum Herbst des darauf folgenden Jahrs führte Spindler ein wahres Zigeunerleben zwischen Straßburg, Mainz, Frankfurt, Mannheim und Karlsruhe. Er schrieb in dieser Zeit „Boa Constrictor.“ Das Buch hat viele Anfechtungen von Seiten der Kritik erfahren und ist theilweise auch mit ungerechten Beschuldigungen verfolgt worden. Ein berühmter Kunstrichter, der statt des Ganzen nur Bruchstücke gelesen und sich daraus eine verwerfliche Schauergeschichte zusammengesezt, hat den Verfasser über tadelnswerthe Dinge, welche dieser zufällig aber gar nicht geschrieben, in tugendlicher

Entrüstung hart angelassen. Ein paar Jahre später haben Spindler und der Kunstrichter sich wieder ausgesöhnt. Der Roman war indessen „gut gegangen" und dann glücklich vergessen worden. Ich glaube nicht, daß noch jemals viel die Rede mehr davon seyn wird; wenn ich seiner hier erwähnte, geschah es nur um der Vollständigkeit willen. Was mir in der Erinnerung geblieben, wage ich um so weniger auszulassen, als mir zweifelsohne erhebliche Einzelnheiten in Masse schon in der Feder stecken geblieben oder noch stecken bleiben werden. Mit einer unruhigen Einbildungskraft, wie sie mir inne wohnt, verbindet sich wohl selten ein treues Gedächtniß.

Den Einzelheiten der Spindler'schen Irrfahrten in den oben erwähnten Grenzen läßt sich nicht folgen. Hier ein Monatzimmer, dort ein längerer oder kürzerer Aufenthalt in der Zelle des Badgastes, in der Schublade des Reisenden, im Oberstübchen einer ländlichen Herberge, das alles schüttelt sich in der Erinnerung durcheinander wie in einem Kaleidoskop. Ich vermöchte auch, selbst wenn etwas daran läge, die Zusammenkünfte zu geschäftlichen Besprechungen oder zur Unterhaltung mit dem Freunde nicht aufzuzählen. Die Ursache, welche die Kreuz- und Querzüge auf einen so kleinen Kreis beschränkte, stammte von Zürich.

Im Spätling 1836 beschloß Spindler, einen Winter in Baden zuzubringen. Seine Frau war damit einverstanden, daß er nicht bei ihr wohne und sie nicht sehe. So konnte er ohne Unbequemlichkeit mit seiner kleinen Tochter verkehren, welche damals neun oder zehn Jahre zählen mochte. Er wohnte bei Chezy. Die beiden hatten sich gegen den Karlsruher Buchhändler Kammiller verpflichtet, den Stoff zu einem schöngeistigen Blatte zu liefern, das zwei oder dreimal in der Woche im Schlepptau einer neuen politischen Zeitung erscheinen sollte. Das große Blatt kam seit März oder Juli heraus und hieß „Allgemeine Staatszeitung," oder doch ungefähr so. Kammiller behauptete, er habe das Blatt mit seinem eigenen Gelde gegründet, und die zwei Dichter, welche sich damals wenig um politische Blätter kümmerten, glaubten ihm auf's Wort. Die Wahrheit haben sie erst später erfahren. Sie bestand in folgendem. Ein gewisser Alexander Müller (ich glaube, er schleppte den Hofrathstitel) war von Weimar nach Karlsruhe gekommen, um die Staatszeitung zu gründen. Er war ein Greis von ehrwürdigem Aussehen und höchst anständigem Benehmen, hatte gewichtige Empfehlungen mitgebracht und dazu den Hauptschlüssel von edlem Metall. Mit 20,000 fl. war er bei einem Wechselhaus beglaubigt. Das Geld aber stammte aus einem Koffer von Juftenleder. Der alte Herr mit den weißen Haaren, dem feinen Röcklein und dem würdevollen Benehmen war nun ein ziemlich geistreicher Schriftsteller, aber im gewöhnlichen Leben mit einigen absonderlichen Schwächen behaftet, an welche er seine 20,000 fl. im Verlauf des einen Sommers gesezt hatte. Den größten Theil der Summe mag die Badener Spielbank geschluckt haben, doch werden Bacchus und Venus nicht leer ausgegangen seyn. Alexander Müller hatte nichts mehr, als die Wechsel ihre Aufwartung machten, die Kammiller zur Begründung der Zeitung auf seinen eigenen Namen in Umlauf gesezt. Der alte Herr machte es wie Chamissos berühmter Vogel, der sich aufschwingt, wo Eichen fallen, und dem armen Kammiller fiel die Rolle des Eichbaums zu. Er gerieth in Gant, und die Freunde, welche man wider ihr Wissen als Vorspann zu einem verkauften Blatt hatte mißbrauchen wollen, trugen nebst der Beschämung auch einen Verlust davon.

In diesem Winter schrieb Spindler den „König von Zion." Sein äußeres Leben verlief sehr einförmig. Die Nachmittage wurden zum Lustwandeln benuzt, Abends blieb man meistentheils zu Hause. Zwischen dem Nachmittag und Abend wurde gewöhnlich eine Stunde der Lesegesellschaft gewidmet. Die Tafelrunde der heiligen drei Könige hatte sich verkrümelt. Im Frühling strich Spindler wieder vom Zweig, wo er gerastet, doch war ihm das allzu unstäte Daseyn nicht mehr genehm, und er schlug sein Hauptquartier in Constanz auf, wo sich mit dem Reiz einer schönen, an mannigfaltigen Spaziergängen überreichen Gegend die Annehmlichkeit der Bierquelle verband. Gambrinus fing damals schon an einen bedeutenden Einfluß auf Spindlers Daseyn zu üben, welcher Einfluß einige Jahre später entscheidend wurde.

Die Fäden, welche sich in Zürich angesponnen, waren zerrissen. Beziehungen zärtlicher Natur, die sich in Constanz bildeten, hatten keinen Bestand. Zwei Jahre lang verweilte Spindler am Bodensee, doch nicht ohne viele kleine und ein paar größere Ausflüge zu unternehmen. Chezy hat ihn zweimal dort besucht und ihn im gewohnten Gang gefunden. Eine anständige Wohnung mit stiller und aufmerksamer Bedienung, Vormittags fleißige Arbeit ohne Beihülfe eines Schreibers, Mittags eine Tafelrunde im Gasthaus, Nachmittags stundenweite Spaziergänge, Abends sehr viel Bier in der Brauerei und nach der Polizeistunde noch ein Nachguß in der Freistatt des Museums, darin bestanden die Merkzeichen des täglichen Lebens. In Constanz sammelte sich der Stoff zum „Fridolin Schwertberger," der aber später erst geschrieben wurde. Das Vorbild zu einer ergötzlichen Figur in diesem Roman lieferte der berüchtigte Murzinowsky, der mit aller Gewalt als Herzog von Mantua dem Hause Oesterreich den Lehenseid leisten wollte. Der polnische Abenteurer suchte damals am Bodensee die vergoldete Närrin, welche er später am Themsestrande in der Heimath solcher Blumen finden sollte. Die Leute, mit denen Spindler in Constanz verkehrte, waren Abkömmlinge des Geschlechtes aus Auerbachs Keller, „mit wenig Witz und viel Behagen." Ein paar Ausnahmen mags gegeben haben; von Einer weiß ich. Ich sehe ihn noch vor mir, den stattlichen Major Landolt mit seinem blonden Gustav-Adolphsbart und seinen schelmisch ernsten Augen. Ein Schweizer von Herkunft, hatte er als Reisläufer französisches Commisbrod gegessen,

und verzehrte nun seinen wohlverdienten Ruhegehalt in otio cum dignitate. Er war ein fertiger Zeichner und geistreicher Kauz. Spindler war ihm sehr zugethan und hat weite Fußreisen mit ihm gemacht. Ein Ausflug nach Tirol, welchen sie mitsammen unternahmen, führte in Innsbruck zu einer Begegnung, welche auf Spindlers Leben entscheidend wirkte, auf sein inneres wie auf sein äußeres. Er zog nach Innsbruck, wo er — obschon nicht ununterbrochen — mehrere Jahre verweilte. Die Frucht dieses Aufenthalts war „der Vogelhändler von Imbst,“ welcher in der Lesewelt dasselbe Aufsehen erregte, wie einst der Jude, und womit Spindlers neue Berühmtheit ihren Anfang nahm, die sich bis zum Jahr 1848 auf der Höhe hielt, um dann von der Tagesrolle zu verschwinden. Spindler hat allerdings auch nach dem Sturm einiges geschrieben, das günstige Aufnahme fand; dennoch kann man behaupten, daß schon von jener Zeit an für ihn der Uebergang begonnen, worin alles, was einer geleistet, sich sichtet. Von manchem, den Fama einst aus vollen Backen gepriesen, fällt Stück für Stück sammt dem Namen durch das Sieb in den bodenlosen Abgrund, von andern bleibt der Name übrig, von etlichen wohl auch ein Bruchstück, nur von den Auserkorenen die Hauptsache. Um von den Zeitgenossen allein zu reden, deren Glanz wir selber noch gesehen: wer weiß noch von Clauren, van der Velde, Schilling, Tromlitz? Ich vermuthe aber, daß von Spindler der Name sammt ein paar Werken übrig bleiben werde. Ob ich richtig gerathen, wird sich erst zu einer Zeit entscheiden, wo mir so wenig daran liegt, wie dem Seligen selber; ich will also keine Worte darüber verlieren, sondern zu dem lezten Zeitraum von Spindlers schriftstellerischer Thätigkeit übergehen. Den Innsbrucker Aufenthalt überspringe ich einstweilen, doch nicht ohne den Vorbehalt, später einmal davon zu reden; die besondern Schilderungen aus Innsbruck wie die aus Constanz gehören nämlich in Capitel, worin ich auf dem ersten Plan stehe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wiesbaden, September.

Saison. — Bauten. — Die griechische Kapelle.

Die Saison neigt sich dem Ende zu, selbst die Gruppen um die grünen Tische werden lichter, was aber an Kurgästen bereits heimwärts gezogen, wird täglich ersezt durch Touristen, die bekanntlich zur Zeit der Ferien am dichtesten schwärmen, besonders wenn das Wetter so günstig ist, wie dießmal im August und September. Es fehlt also immer noch nicht an Leben und Bewegung in unserer Stadt. Auch hat ja der weniger günstige Vorsommer manchen bestimmt, seine Kur etwas später zu beginnen, und sonach dürften wir vielleicht länger als in andern Jahren von den zahlreichen Kurgästen eine erkleckliche Zahl übrig behalten. Mit der Aufzählung von Notabilitäten unter denselben will ich Sie nicht behelligen, da ich ohnehin in den leicht verzeihlichen Fehler verfallen könnte, Personen als Kurgäste, somit als Kranke aufzuführen, die kerngesund sind und sich nur vorübergehend hier aufgehalten haben. Ein Beispiel dafür habe ich sogleich am herrlichen greisen Meister Overbeck zur Hand, der im Juli auf kurze Zeit hier einsprach. Der noch sehr rüstige sechsundsechzigjährige Altmeister der Heiligenmalerei im engen und strengen Sinne eines Giotto und Fiesole kommt seit 45 Jahren zum erstenmal wieder von Rom auf den vaterländischen Boden (er ist bekanntlich aus Lübeck), um in Köln das für den dortigen Dom bestimmte große Bild „die Himmelfahrt Mariä“ zu vollenden. Es wird dieses Bild einen Altar schmücken, welchen Zwirner, der Dombaumeister, entworfen hat, und der mit diesem Schmucke zu den vielen Prachtstücken jenes Doms ein neues fügen wird. Wenn ich nun neben Overbeck sogleich Frau Birch-Pfeiffer nennte, die zwar nicht als Kur-, sondern als Theatergast hier verweilte, so könnte mir das vielleicht verübelt werden; am gerathensten also, ich lasse überhaupt von dergleichen Aufzählungen und Zusammenstellungen ab und gehe zu anderem über.

Die Zahl der Privatbauten, namentlich der hübschen Landhäuser wächst von Jahr zu Jahr, aber auch an öffentlichen Bauten gewinnt die Stadt immer neue Zierden. So ist die dem Kurgarten zugewendete Fronte des Kurhauses jezt völlig umgebaut und dadurch viel gefälliger geworden, obgleich dieser moderne Rundbogenstyl und der große eiserne Balkon über dem Eingang in den Kursaal nichts mehr mit den Formen der Westseite gemein hat und der Contrast an den Seitenflügeln etwas grell heraustritt. Der umgestaltete rechte Pavillon, der rothe Saal und die neuen fürstlichen Prachtsäle sind am 16. dieses Monats feierlich eröffnet worden. Auch am Kochbrunnen selbst ist eine sehr

wesentliche Veränderung und Verbesserung vorgenommen worden. Eine lange Trink- und Promenadehalle auf leichten eisernen Säulen, die zu je drei näher zusammengestellt und durch Bögen von beinahe maurischer Eleganz verbunden sind, zieht sich vom Brunnen hinauf zur Allee und von dort im rechten Winkel ostwärts bis zum Ende der Straße. Sie bietet nun den auf- und abwandelnden Trinkern den Schutz, dessen sie früher ganz entbehrten und der namentlich zu Anfang der dießjährigen Saison so sehr erwünscht kam. Die Gruppe der Hygieia mit den zwei Kindern hat freilich vor dieser Halle die bisher behauptete Stelle räumen müssen, doch brauchte sie nicht weit zu wandern, da der angrenzende Platz, der sogenannte Kranz, den passendsten Raum für sie bot. Dort sizt nun die Göttin und schaut die belebte Langgasse hinab.

An den beiden Thürmen der katholischen Kirche ist bisher noch nicht weiter gebaut worden, genug daß man sie an den Schaufenstern der Buch- und Bilderhändler im Bilde ausgeführt sieht. Dagegen wird an der neuen evangelischen Kirche auf dem Markte dem herzoglichen Palais gegenüber mit allem Eifer gearbeitet. Schon stehen die Mauern nahezu vollendet und zeigen die hohen Spitzbogenfenster und selbst die zwanzig schlanken Pfeiler im Innern tragen schon ihre Verbindungsbögen. Der Bau, obwohl von Backsteinen aufgeführt, wird bedeutend groß und glänzend zugleich, dabei für das Auge um so wohlthuender, je stylgerechter er durchgeführt wird, was bekanntlich an der katholischen Kirche leider nicht der Fall ist. Die Verhältnisse sind alle äußerst schlank, der Portalbogen sehr hoch, Mittelschiff und Chor bei aller Geräumigkeit anscheinend schmal, so daß es eine schöne Perspektive bildet. Jeder Säule entspricht außen ein leichter Strebepfeiler, jedem Bogen ein hohes Fenster. Auch in dem fünfseitigen Chor sezt sich die freie Pfeilerstellung fort. Die Höhe der Seitenschiffe wird durch Bögen und Gewölbe unterbrochen, über denen eben die unvermeidlichen Emporen angebracht werden müssen. Daß die Pfeiler wenigstens gegen das Mittelschiff zu durch Halbsäulen und Kehlen gegliedert sind, obwohl der Backsteinbau dieß etwas schwieriger machte, wirkt wohlthuend auf das Auge. Bei aller nobeln Einfachheit scheint die Vorderseite der Kirche ziemlich reich ornamentirt werden zu sollen. Schon die sechs Fenster mit ihren Rosetten von gebrannten Steinen auf den Bögen und ihren schlanken Säulchen und hübschen Bogenfüllungen von Hausteinen zeigen dieß an. Ueberdieß ist das Portal und der untere Theil der Wand noch roh gelassen, um später die entsprechende reiche Bekleidung zu finden. Von großartiger Wirkung aber muß der Bau durch seine fünf Thürme werden, von denen drei die Fronte zieren, während zwei niedrigere Treppenthürme zwischen die Seitenschiffe und das Chor zu stehen kommen. Der mittlere Thurm soll nicht weniger als 300, die beiden auf den Flanken je 250 und die am Chore 150 Fuß hoch werden. So wird Wiesbaden einen Bau erhalten, der die ganze Stadt erst recht heraushebt und der ohnehin schönen Gegend einen neuen grandiosen Schmuck verleiht.

Nun aber lassen Sie uns zu der jezigen Hauptzierde der Gegend, der neuen griechischen Grabkapelle wandern, von der vor einigen Jahren in diesen Blättern kurze Erwähnung geschehen ist, die aber damals noch unvollendet stand und dem Beschauer nicht zu bieten hatte, was ihm heute das Innere an Glanz und Pracht entgegen hält. Ich will nicht widersprechen, wenn jemand behauptet, es sey zu viel beisammen auf so kleinem Raume; deßungeachtet bleibt diese Kapelle ein Prachtstück durch und durch. Vom untern Hange des nordwärts von der Stadt gelegenen Neroberges glänzt sie mit ihren weißen Quadermauern und ihren fünf goldenen Kuppeln über Stadt und Thal weit aufwärts in das rheinische Land hinaus. Von hier aus ist sie besonders auf dem Wege gegen das schöne Nerothal in einer Viertelstunde bequem erreicht. Ihre Grundfläche ist ein mäßig großes Quadrat, aus dessen Winkeln zur Hälfte die vier Thürme hervorspringen, zwischen denen sich die Wölbung der Kuppel erhebt. Das Mauerwerk besteht aus großen Werkstücken von weißlichem Sandstein, der bei seinem feinen Korn schöne glatt geschliffene Flächen bietet, von denen die vertieften crenelirten an den Ecklissenen wohlthuend abstechen. Der Styl ist natürlich der byzantinische, wie er sich später als der der griechischen Kirche durch orientalische Zuthaten — fast scheue ich mich zu sagen bereichert — ausgebildet hat. Hier trägt er selbstverständlich alle Pracht zur Schau und die überreichliche Gliederung läßt für unser an dergleichen nicht gewöhntes Auge diesen Bau bei seinem bescheidenen Umfange allerdings etwas überladen erscheinen. Aber bei all diesen vielen Linien, Gesimsen, Friesen, Bögen, Säulen, Knäufen und Akroterien erscheint der ganze Bau doch so klar und edel gehalten, daß der Eindruck eben so imposant als gefällig ist.

Drei Seiten des Gebäudes sind einander völlig gleich, nur die nördliche gegen den Berg hin hat eine Apsis und ist bezüglich der Ornamentirung ganz einfach gehalten. An jenen, auch an der Ost- oder Altarseite, wo statt des Eingangs ein Fenster sich befindet, treten uns reich verzierte Portale über hohen Stufen entgegen, geschmückt mit Säulen und fünffach über einander sich erhebenden Bögen der verschiedensten Form; darüber, etwas zurücktretend, ein hoher Halbbogen, in seitlich laufende Friese ausgehend, die rechts und links auf je zwei schlanken Rundsäulen ruhen; zwischen diesen ein dreifelderiges Fenster, über dem im Bogen statt einer Rosette ein großes Medaillon mit einem Kopfe en relief angebracht ist. Darüber steigt dann die achtseitige Kuppel empor, über der sich wieder auf entsprechendem Unterbau acht schlanke Säulen erheben, die mit ihren Bögen die vergoldete Spitzkuppel tragen und deren Zwischenräume die Fenster bilden, die einen Theil des erforderlichen Lichtes von der äußersten Höhe in's Innere der Kapelle fallen lassen. In ähnlicher Weise, wie dieser luftige Thurm, sind die vier

andern auf den Ecken ausgeführt, nur entsprechend niedriger gehalten. Wie Architektur und Skulptur an dieser Außenseite zusammengearbeitet haben, davon kann nur die eigene Beschauung, nicht die Beschreibung einen Begriff geben.

Zwei Eingänge hat die Kapelle, den einen von Westen dem Altare, den andern von Süden der Apsis gegenüber, in welcher das Grabmonument der verewigten Herzogin Elisabeth Michaelowna seine Stelle hat. Das Innere, ein mäßig großer, aber durch seine Höhe imponirender Raum, mußte natürlich Kreuzesform annehmen, weil die Eckthürme mit ihren Unterbauten weit hinein treten. Doch sind diese Ecken nicht scharfkantig, sondern gebrochen und bilden so gegliederte Pfeiler, jeder mit doppelter Stellung von je zwei Säulen auf hohem Sockel, so daß deren sechzehn die Gesimse und Gewölbe tragen oder doch zu tragen scheinen. Säulen, Wandbekleidung und Bodenbeleg sind von dunklem nassauischem Marmor; nur der weiße an den schönen Kapitälen und Reliefs, so wie in dem musivisch eingelegten Boden ist aus Italien. Auf diesen Boden fällt das Licht hoch herab von dem oben erwähnten Hauptthurme, aber auch die Fenster über den Portalen erleuchten hinreichend den Raum, und das südliche Thor mit seinen Füllungen von durchbrochenem Schnitzwerk und dem dazwischen eingefügten rothen Glase läßt besonders zur sonnigen Mittagszeit ein glühendes Licht hereinfallen.

Auch an Gemälden fehlt es nicht. So ist die Kuppel in zwölf Felder getheilt, deren jedes eine Engelsgestalt auf Goldgrund trägt. In den Feldern über den Bogennischen zwischen den Eckpfeilern sitzen westwärts die vier großen Propheten, ostwärts die vier Evangelisten, je zwei und zwei auf einem Bilde. Auch in den Wölbungen über den Eingängen sehen wir Prototypen des alten Bundes. Alle diese Fresken, sehr anerkennenswerthe Leistungen, sind von Hopfgarten aus Berlin, einem Verwandten des bekannten Bildhauers. Die Umgebung des Altars, zu dem man nur auf zwei Stufen aufsteigt, der aber durch ein vergoldetes Gitter abgeschlossen ist, hat die Kaiserin Mutter mit Oelgemälden geschmückt, die sie aus Petersburg sandte. Es sind theils ganze Figuren in goldumrahmten Bogennischen, theils Brustbilder, als Medaillons gefaßt. Zu den ersteren zählen links St. Katharina und St. Helena, rechts St. Elisabeth und St. Nikolaus. Ihnen reihen sich Peter und Paul, Georg und Constantin, Alexander und Wladimir, Anna und Wasili an. Zuvörderst stehen in ganzer Figur ein Christus und eine Madonna, zwei Copien, die erstere nach Raphael, die leztere nach Murillo. Für die beiden leeren Felder oder Nischen werden noch die Bilder der Erzengel Michael und Gabriel erwartet. Zieht nun der Pope den reichen golddurchwirkten Vorhang vom Altare, so leuchtet aus dem Hintergrunde ein schönes Glasgemälde, der gen Himmel fahrende Christus, hervor. Kurz, überall reiche Gold- und Farbenpracht, gehoben, oder meinetwegen auch gemäßigt durch den dunkeln Marmorglanz der Wände.

Treten wir zulezt in den Raum, in dem das Grabmal der Herzogin steht, deren früher Tod die Erbauung dieser Kapelle veranlaßt hat. Hinter einem niedern vergoldeten Gitter schimmert das blendend weiße Marmorbild hervor, halb verdeckt durch den schweren Doppelvorhang von purpurrothem Sammt mit schweren goldenen Fransen und Quasten. Sein Licht erhält dieser siebenseitige chorartige Raum zumeist von oben durch die Oeffnung im Gewölbe, mit dem aus der Kapelle selbst genug, um die marmorne Gestalt auf ihrem blendend weißen Lager und dem schönen Sarkophage in ihrer durchsichtigen Klarheit erscheinen zu lassen.

Sie kennen dieses gelungene Werk Hopfgartens schon genug, als daß ich mich nochmals auf eine Schilderung desselben einlassen sollte. Nur ein Bekenntniß muß ich hier noch ablegen. Während aller Welt das Denkmal an seiner jetzigen Stelle noch besser gefällt als früher, meine ich, es habe mir in der alten Mosbacher Burg zu Biebrich, dem Atelier des Künstlers, besser gefallen als hier. Ob der geschwundene Reiz der Neuheit daran Schuld trägt, oder ob dieses prächtige Mausoleum der Statue in meinen Augen Eintrag thut — ich weiß es selbst nicht recht. Es mag seyn, daß diese alkovenartige Nische mit dem Vorhang, zusammengehalten mit der Figur selbst, zu viel an Schlaf, zu wenig an Tod gemahnt. Ich möchte überhaupt sagen, es sey zu viel Schlaf mit seinem Reiz, zu wenig Tod mit seinem Ernst, kurz zu viel Leben, zu wenig Tod in diesen Zügen, in dieser blühenden Gestalt, als daß sie recht in eine Kirche paßte. Das mag in den Augen Tausender gerade ein Vorzug seyn, daß sie den Tod hier so verklärt erblicken und gleichsam schon das neue Leben des Erwachens pulsiren sehen; ich kann nicht dafür und will es auch keineswegs auf Rechnung des Künstlers und seiner Auffassung, sondern nur auf meine eigene gesezt wissen, daß ich anders fühle. Ich mag nicht leugnen, daß die ernstere, ich möchte sagen strengere Auffassung, wie sie sich in den liegenden Reliefstatuen auf alten Sarkophagen kund gibt, mir besser zusagen will. Daß damit dem Werke des begabten Künstlers nichts von seinem Werthe benommen wird, brauche ich freilich nicht erst zu sagen.

Wenn ich zum Schlusse auch der Umgebung und der Aussicht erwähnen soll, so muß ich beide reizend nennen. Die Kapelle, an den ziemlich hohen Neroberg gelehnt, ist von drei Seiten umrauscht vom nahen Walde. Wenige Schritte von ihr entfernt steht in diesem Walde ein gar nettes Haus fremdländischen Styls, der lebhaft an das Morgenland erinnert. Es enthält die Wohnung des Aufsehers und das Lokal für die Wache, die hier oben vor dem Mausoleum ihren Dienst hat, und gibt ein gar freundliches Bild ab. Wenige Schritte vor dem Südportale der Kapelle fällt der Berg steil ab, aber nur um in einen schönen baumreichen Grund überzugehen. Rechts in

der Tiefe liegt das grüne Nerothal, vor uns die Stadt, mit hübschen Villen umgeben; dann folgt das Auge dem Thale, durch das die Eisenbahn hinzieht, sieht drüben das goldene Mainz mit seinen Thürmen liegen und verfolgt dann den Spiegel des Rheins und den niedrigen Höhenzug des linken Ufers bis hinauf zur Burg Landskron über Oppenheim.

Dabei will ich doch nicht versäumen, die künftigen Besucher der griechischen Kapelle nochmals auf das rothe Glas in den Arabeskenfüllungen der südlichen Pforte aufmerksam zu machen. Es ist schon der Mühe werth, daß man einen Blick durch dasselbe auf die weite schöne Landschaft wirft. Wenn es auch nur eine Spielerei ist und ohne Frage jede Gegend unter dem natürlichen Tageslicht am schönsten ist, so hat doch diese glühende Färbung gerade hier einen eigenthümlichen zauberischen Reiz.

Doch genug für dießmal, und zum mindesten für ein Jahr, da ich nicht wohl erwarten darf, daß der Winter, der allgemach heran schleicht, etwas mit sich bringen dürfte, was in diesen Blättern zu erwähnen wäre.

Wien, September.

(Schluß.)

Ungarisches Repphändel. — Kübel †. Zanini †. — Isaak Pereire. — Die Verbindungsbahn als Eisbrecher. — Maß, Gewicht, Münze.

Ich muß zur Abwechslung wohl einmal wieder des Theaters erwähnen, doch nur im Vorübergehen, weil ich selber meistens nur daran vorübergehe, statt hinein. In der Arena, dem offenen Sommertheater in Braunhirschen, macht ein neues Stück, ohne darum zu gefallen, einiges Aufsehen. Es heißt „der Betyar“ und ist nach dem bekannten Roman „der Dorfnotar“ von Eötvös bearbeitet. Die Bezeichnung Betyar bedeutet ursprünglich einen armen Schelm, wird aber nur noch auf Räuber angewendet. Die Schilderung des Herrn von Eötvös führt dem Leser die längst verrotteten und jezt Gott sey Dank ausgerotteten Zustände der altmagyarischen Wirthschaft in Ungarn vor Augen, ein Stückchen Leben aus den Tagen der Junkerschaft, welche einst jener Edelmann so treffend mit den Worten kennzeichnete: „Was ist Freiheit? Bei uns ist Freiheit. Kommen Euer Gnaden nur zu uns; lass' ich Ihnen aufzählen fünfundzwanzig, kräht nit Hahn danach. Das ist Freiheit!“ Der Bearbeiter hat den Stoff nicht mit besonderer Geschicklichkeit angegriffen, und dafür allerlei Hausmittelchen angewendet, um das Urtheil der Menge zu bestechen: vor allem den französischen Kunstgriff mit den edlen Proletariern. Alle Tugend zeigt sich in Lumpen, alle Schlechtigkeit im feinen Gewand. Ein unzerrissener Rock wird zum Wahrzeichen der Canaille, wer Handschuhe trägt, birgt darunter Teufelsklauen. Damit macht der Bearbeiter nicht weniger Glück, als einst Felix Pyat mit seinem Lumpensammler. Dazu kommt viel Spektakel mit Schießen, Hauen und Stechen, mit seltsam fremdartigen Gestalten und mit einer wunderlichen Verirrung des Vortrags; die Darsteller sprechen nämlich ihr Deutsch mit ungarischer Betonung, just als ob sie Ungarn in deutscher Umgebung vorstellen sollten, statt in ihrer eigenen Heimath. Wenn diese Auffassung Platz griffe, so würden wir in Stücken, die aus dem Französischen oder Englischen übersezt sind, bald ähnliches Radebrechen hinter den Lampen hören müssen und unsere babylonische Sprachverwirrung hätte ihren Höhepunkt vollends erreicht. Ich freue mich schon darauf. Uebrigens findet Janhagel diese Ausdrucksweise belustigend. „Caviar für's Volk,“ sagt Hamlet; hier nennt man's ungrisches Repphendl (Repphuhn), womit auf den Speisezetteln die Ochsenmaulsulz bezeichnet wird, gleichwie man unter ungarischer Vanille den Knoblauch versteht. Ehren Knoblauch spielt, beiläufig bemerkt, in Pannonien keine geringfügigere Rolle wie in Judäa.

Unter den Opfern, welche im Laufe der vergangenen Woche die herrschende Seuche hinraffte, ist der Präsident des Reichsraths, Freiherr von Kübek zu nennen. Er war 1780 geboren und hatte seinen eigenen Fähigkeiten allein zu verdanken, daß er schon in sehr jungen Jahren eine bedeutende Stelle in der Verwaltung einnahm. Er war der Sohn eines bescheidenen Gewerbsmannes einer kleinen Stadt in Mähren, Iglau, wenn ich nicht irre. In seinem zwanzigsten Jahr trat er in den Staatsdienst, zwölf Jahre später ward er Hofrath, welche Bezeichnung in Oesterreich kein eitler Titel ist, sondern einen wirklichen Rath bei einer obersten Behörde („Hofstelle“) bedeutet. Einige Jahre später wurde er geadelt. Der März von 1848 traf ihn als Finanzminister. Den Plan zur Bahn über den Semmering hat Kübek zuerst in Anregung gebracht; auch seines Namens Gedächtniß knüpft sich an dieses unsterbliche Denkmal einer großen Zeit. — Unter

den Todten dieser Tage befindet sich auch der F. M. L. Zanini, einst Kriegsminister. Diese Todesfälle, so wie einige im nahen Kurort Baden haben großen Schrecken erregt. Es ist immer, wenn eine Seuche herrscht, als ob mit einer bekannten Persönlichkeit ihrer hundert auf einmal gestorben wären.

Die Ankunft des schweren Geldmannes Isaak Pereire von Paris erregt hier mancherlei Gerüchte. Er hat mit dem Finanzminister, dem Freiherrn v. Bruk, bereits mehrere Unterredungen gehabt, und es soll ein großer Plan im Werk seyn, um durch eine Hypothekenbank unserem Landbau und den Gewerben aufzuhelfen, wozu der Himmel seinen besten Segen gebe.

Die Anlage der Verbindungsbahn zwischen den zwei großen Bahnhöfen schien selbstverständlich zu bedeuten, daß sie auch zum Personenverkehr bestimmt sey; die jüngsten Verhandlungen der Handelskammer erweisen, daß eine solche Voraussetzung irrig war, und daß erst verlangt werden muß, was sich von selbst zu verstehen schien. Uebrigens hegt man keine Zweifel darüber, daß dem von haltbaren Gründen unterstützten Verlangen willfahrt werde. Die Verbindung der beiden Bahnhöfe ist in Bezug auf den Waarenverkehr, oder, wie man jezt häufig sagt, auf das Güterleben eine europäische Angelegenheit; was die Personenbeförderung betrifft, ist sie allerdings nur von örtlicher Bedeutung, aber von sehr großer. Die folgenden Angaben über die Lage von Wien und die Bewegung seiner Einwohner werden dieß klar machen. — Oberhalb Wiens zweigt sich vom großen Strom ein Seitenarm ab, der sogenannte Canal, an dessen rechtem Gestade lange Vorstädte sich hinziehen und die Stadt liegt. Leztere bildet einen unregelmäßigen Halbkreis, von Bollwerken umfangen und von breiten Glacis umgeben, die sich am Ufer zu einem Kai verengern. Die Insel zwischen dem Canal und der großen Donau ist der Stadt gegenüber mit Vorstädten besezt, an die sich unterhalb der Prater anschließt. Den Kern dieser Vorstädte bilden die Leopoldstadt und die Jägerzeil. Am Ende der Jägerzeil im Nordosten steht der Nordbahnhof beim Prater; im Süden der hochgelegenen Vorstädte befindet sich der Südbahnhof fast auf der Höhe des Wiener Berges, welchen die „Spinnerin am Kreuz" kenntlich macht. Ostwärts von der innern Stadt, jenseits des Glacis, breiten sich die ungeheuern Gebäude der Hauptmauth aus, welche gegenwärtig durch die Zwischenbahn mit den Bahnhöfen verbunden wird, und bei welcher zur Anlage eines Bahnhofes nicht der Raum gebricht. Dieser Plaz, der Knotenpunkt des Güterlebens, ist offenbar der künftige Mittelpunkt jener Großstadt, zu welcher die Verhältnisse endlich unser liebes Wien mit langsamer, aber unabweisbarer Gewalt machen, nachdem es lange genug eine Mosaik von etwa drei Duzend Städten und Städtchen gewesen. An dieser Stelle wird auch der Personenverkehr, welcher — abgesondert von dem der Frachten — jezt unbeholfen genug bei St. Stephan zusammenläuft, einen geeigneten Sammelplaz finden, so bequem als die großen Entfernungen der verschiedenen Stadttheile irgend zulassen. Die Insassen wie die Gäste der nördlichen und südlichen Vorstädte werden bei den Bahnhöfen geeignete Sammelpläzze finden, die Verbindungen mit den westlicher gelegenen Stadttheilen werden nicht mehr unbedingt durch die innere Stadt laufen und überhaupt Erleichterungen eintreten, deren in's Einzelne gehende Schilderung nicht hieher gehört. Es genügt darüber im Ganzen anzudeuten, daß bei der jezigen Einrichtung zwischen dem Stephansplatz und den abseits von den Bahnhöfen gelegenen Gegenden nur unvollkommene Verbindungen bestehen, und daß der Reisende, welcher auf einer Bahn angekommen ist, auf besagtem Stephansplatz den Omnibus vom Bahnhof zu verlassen hat, um sich mit Sack und Pack zum zweitenmal auf eine Achse zu laden. Wer diesen Mittelpunkt der innern Stadt einmal erreicht, hat für sein weiteres Fortkommen neue Vorsorge zu treffen, während es möglich wäre, sobald die Reisenden von Norden und Süden auf demselben Fleck zusammenträfen, einen strahlenförmigen Omnibusdienst einzurichten, und dabei den Durchreisenden erst noch alles Umladen zu ersparen. Das alles wird nicht ausbleiben, weil es ganz einfach nicht ausbleiben kann. Die nächste Folge aber der neuen Verbindung muß seyn, daß die bisher ziemlich verwahrlosten Vorstädte Weißgärber und Erdberg (abwärts von der Hauptmauth am Canal gelegen) eine Häuserreihe am rechten Ufer aufstellen werden, so stattlich sie die Leopoldstadt am linken Ufer aufweist. Die ersten Bauten dieser Art haben schon begonnen; wo in diesem Winter am Anfang der Weißgärber-Hauptstraße noch elende Baracken standen, ragen jezt mastenhohe Gerüststangen, regt sich ein emsiges Volk von Handlangern und Maurern. An diese Häuserreihe werden sich rückwärts neue Straßen anschließen, just wie in der Leopoldstadt, die ich in meiner Jugend theilweise in der jezigen Verfassung der Weißgärber gekannt habe.

Diese Prophezeihung ist keine Muthmaßung in's Blaue hinein, sondern beruht auf Erfahrungssätzen über Wachsthum und Gedeihen der Städte, um welche ich mich im Laufe meines Lebens eben so gekümmert habe, wie der Forstmann um die Anpflanzung der Wälder, wie der Landwirth um Korn und Gras. Nun ist freilich ein Menschenleben zu kurz, um das Wachsthum einer (europäischen) Stadt vom Anbeginn bis zur vollen Entfaltung mit eigenen Augen zu sehen; dafür aber gibt es Aufzeichnungen einer gewissenhaften Vorzeit in Bild und Wort, die namentlich derjenige in ihrer vollen Bedeutung verstehen wird, welcher seit einem Vierteljahrhundert mit offenen Augen dem Wachsen einer Anzahl größerer Städte zusah. Die Geschichte ist ja immer ein Spiegel der Zukunft; paßt nur ein bischen auf, und ihr werdet die Bilder darin verstehen lernen. So herrscht, um meinen Saz in beliebter Kürze nur mit einem einzigen Beispiel zu erhärten, zwischen dem Paris des siebzehnten und dem Wien des neunzehnten Jahrhunderts eine unleugbare

Uebereinstimmung. Nun betrachtet einmal die Pläne der guten Stadt Paris aus den Jahren 1620 und 1650, die uns Merian hinterlassen hat, und vergleicht sie dann mit der Reihe späterer Grundrisse. Das Paris, welches Merians fleißiger Grabstichel zuerst im Grundriß dargestellt, war die Königsstadt eines noch nicht befestigten Reichs, eines lockern Verbandes verschiedenartiger Länder, wie er im vormärzlichen Oesterreich bestand. Der Unterschied zwischen dem Bretagner und dem Provençalen war ungefähr derselbe, wie zwischen dem Schlesier und dem Raizen. Dreißig Jahre später, und wir sehen den Beginn der Hauptstadt eines einheitlichen Reichs. Wenn ihr euch nun die Mühe geben wollt, zwei Pläne von Wien aus den Jahren 1820 und 1850 zu den genannten Grundrissen von Paris aus dem siebzehnten Jahrhundert zu legen, um dann auch noch die späteren Aufzeichnungen der Seinestadt anzureihen, so werdet ihr herausfinden, wie die Kaiserstadt an der Donau im Jahre 1875 aussehen muß, wenn sie inzwischen nicht von Russen und Preußen berannt oder verbrannt wurde, was ich meines Theils nicht fürchte. Vor allem werden die Weißgärber der Leopoldstadt ebenbürtig gegenüberstehen. Die nächste Folge davon wird seyn, daß die Bollwerke der innern Stadt am Wasser sich in eine Häuserreihe verwandeln müssen, worauf dann auch allmählig die übrigen Basteien gleichsam von selbst in die Gräben fallen. Diese Umgestaltung wird vollzogen seyn, bevor wir — nämlich „wir" in der Fortsetzung — die Jahreszahl 1900 schreiben und uns darüber streiten, ob die Säcularfeier nach der Sylvesternacht von 1899 oder am Neujahrstage von 1901 stattzufinden habe. — Bis zum heutigen Tag stellt Wien bekanntlich noch eine Festung vor. Unleugbar hat es früher diese Rolle im Ernst und mit großer Ehre gespielt, aber seit 172 Jahren ists damit vorbei, so daß bei den Anlässen, wo es seitdem sich als Waffenplatz benahm, seine Figur noch trauriger als der Anlaß war. Die Aufgabe der Stadt ist eine andere geworden, als in den Tagen, da sie die Grenze zu behüten hatte; sie ist zum Herzen eines großen Reiches geworden und hat ihre Rolle von ehedem an Peterwardein abgegeben, und so wäre es denn besser, wenn sie auch nicht länger das kriegerische Gewand trüge, durch welches sie weniger geziert, als in ihrer freien Bewegung gehindert wird. Wie unangenehm eingezwängt diese Bewegung ist, habe ich bei früheren Anlässen schon gesagt. Die Verbindung zwischen Stadt und Vorstädten findet einzig und allein durch eine kleine Anzahl von Pforten statt, während — wenn die Basteien nicht den Weg verrammelten — zahllose Gassen und Gäßchen auf das Glacis münden könnten. Die Glacis sind sechshundert Schritte, also um die Hälfte zu breit; bei einer Breite von zwei bis dreihundert Schritten würden sie Stadt und Vorstädte auf angenehme Art verbinden, wie die Anlagen von Frankfurt und von Leipzig, wie die Boulevards von Paris, während sie jezt die Stadt in ihren Bestandtheilen förmlich zerreißen. Dadurch geschieht es auch, daß die Strömungen des Verkehrs, der seit Erbauung der Schienenwege so mächtig schwillt, in enge ungenügende Rinnsale gezwängt sind, und eine ungeheure Menge von Reisenden vom Bahnhofe zum Stephansplatz kommen, um denselben in einem oft sehr spitzen Winkel wieder zu verlassen, nachdem sie, wie gesagt, umgeladen worden. Diese trigonometrischen Formen der Verkehrswege rauben übrigens nicht bloß den Reisenden Zeit und Geld, sondern belästigen die einheimischen Geschäfte nicht minder und verursachen selbst den sonntäglichen Lustwandlern verdrießliche Mühseligkeiten. Alle diese Hemmnisse werden nun durch die Verbindungsbahn nicht bloß verringert, sondern — was unendlich mehr werth ist — in ihren Wurzeln angegriffen, wie oben angedeutet ward. Das Eis wird dadurch entschieden gebrochen.

Unter den Anordnungen, welche die Umgestaltung des Reichs nothwendig macht, befindet sich auch die über ein einheitliches Maß und Gewicht, welche jezt an entscheidender Stelle in Angriff genommen wird. Wie es scheint, soll das niederösterreichische Maß als maßgebend (in des Wortes eigenster Bedeutung) allgemein geltend gemacht werden. Nun sollte man meinen, daß die Wiener sich durch einen solchen Vorzug geschmeichelt finden müßten; doch das ist nicht der Fall. Sie meinen im Gegentheil, daß eine so durchgreifende Veränderung, welche nicht ohne große Mühe und schwere Kosten Handel und Wandel von vierzig Millionen Oesterreichern regeln soll, allenfalls auch das niederösterreichische Maß beseitigen dürfte, um eine Zehntheilung nach wissenschaftlichen Grundsätzen einzuführen. Man wünscht geradezu das französische Maß, welches ohnehin dem Handelsstand wie den Gelehrten bereits geläufig geworden, eben so wie man für die Münze nach dem französischen Franken verlangt, der schon in den italienischen Kronländern die allgemein gültige Münzart ist. Wenn man sich doch einmal einer so großen Unbequemlichkeit zu unterziehen habe, sagen die Leute sehr vernünftig, so könne man nichts klügeres beginnen, als gleich die zweckmäßigste Form für den neuen Zustand zu wählen, statt nur halb zu thun, was mit derselben Mühe auch ganz geschähe, besonders da voraus zu sehen sey, daß die nächste Zukunft doch nicht Ruhe geben werde, bis sie das Decimalsystem erreicht habe.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 41. 7. Oktober 1855.

— Revenge, sent from the infernal kingdom,
To ease the gnawing vulture of thy mind,
By working wreakful vengeance on thy foes.
Shakespeare.

Das Gelübde des Petrus Cyrnäus.

Historische Novelle aus Corsica.

Geschrieben im fünfzehnten Jahrhundert vom Geschichtschreiber der Corsen.

Die vorliegende Erzählung verdanke ich einer freundlichen Mittheilung des corsischen Dichters Salvator Viale da Bartia, welcher mir jüngst eine Sammlung seiner und anderer corsischer Poesien zusandte, in welche er dieses merkwürdige Charakterstück corsischer Sittengeschichte aufgenommen hat. Viale selbst entlehnte dasselbe einem einzigen lateinischen Manuscripte und übertrug es in's Italienische, ohne es zu verändern. Er betrachtet die Erzählung als einen Anhang zu dem Werke de rebus Corsicis jenes Petrus Cyrnäus, welcher hier eine Episode aus seinem romantisch bewegten Leben erzählt. Ueber die Aechtheit derselben stellt er weder Zweifel noch Beweise auf.

Ich habe die Erzählung aus dem Italienischen des Viale übertragen, ohne mir Zusätze oder Abkürzungen zu erlauben. Sie erscheint mir nicht allein merkwürdig als originelles Charaktergemälde, welches auch für die Gegenwart corsischer Zustände ganz und gar vollgültig ist, sondern auch ausgezeichnet durch eine vortreffliche Oekonomie novellistischer Anlage, durch eine für jene Zeit sehr einfache Behandlung und jenen schwermüthigen Hauch, welcher den meisten corsischen Poesien eigen ist und auch im besondern Salvatore Viale charakterisirt, den fruchtbarsten Poeten der Insel, einen würdigen Greis von unerschöpfter Thätigkeit.

Ferdinand Gregorovius.

Die Spanier, die Genuesen, der Papst und endlich Galeazzo von Mailand hatten kaum aufgehört, unter sich und mit den Corsen um den Besitz der Insel zu streiten, als die Herren von Cinarca einen Bürgerkrieg erregten, welcher unter uns jede Grundlage des Rechts zerstörte. Dieß geschah, weil ihr Stolz durch einen Akt reinster Unparteilichkeit von Seiten des Vicekönigs Giannantonio Cotta beleidigt worden war. Hieraus folgte natürlich, daß während des Stillschweigens der Gesetze und der Ungewißheit der Staatsgewalt alle Feinde der Regierung die Herren spielten, und daß die Banditen und Verurtheilten im Buschwald gleichsam Recht und Urtheil sprachen.

Es war in dieser Zeit, und gerade im Sommer des Jahres 1468, daß ich, Pietro da Felce, an der Person wie an Habe von einem mächtigen Feind beleidigt, gezwungen war, mir unter den Banditen einen Vertheidiger und Kämpen zu suchen. Groß war damals die Zahl der sogenannten „Könige des Feldes," und aller Haupt war der berühmte Gigante. Dieser Mann war einer der wenigen Banditen mit weißem Barte, die man Veteranen nennen kann; und wahrlich, schon

im Alter von dreiundvierzig Jahren hieß er der Decan der Banditen auf der Insel. Zwar sagte das Gerücht schon lange, er sey krank; doch je lauter dasselbe in der Pieve ward, desto weniger ward es geglaubt; viel eher schien die Nachricht von der Krankheit des Gigante den öffentlichen Schreck zu steigern, als zu mindern. Erinnerten sich doch viele, daß er, wenn einer seiner Feinde aus Furcht vor ihm sich im Haus verrammelte, sich selber in eine Höhle duckte und sich todt stellte, um jenen heraus zu locken und dann unversehens abzuthun. Daher pflegte bei der Nachricht von Gigantes Krankheit immer eine neue Frevelthat zu erfolgen.

Dieser Hauptbandit führte auch den Namen Settojàcari (vom arabischen Wort jàcaro, welches Joppe heißt); aber weil seiner Namen so viele waren, als der Formen, in die er sich verwandelte, hatte er auch den hirtenüblichen Namen des Leitstiers angenommen und ließ sich Tintinnajo nennen. So nannten ihn nämlich seine Landsleute, weil er einst dem Stier seines Feindes die Glocke abgenommen und mit deren Geläute jenen in den Hinterhalt gelockt hatte. In Wahrheit, dieser Ursprung des Namens, den ich später erfuhr, war der einzige Grund, der mich vom Tintinnajo entfernte. Ich ging nun bei mir zu Rathe. Indem ich unter den Banditen einen Mann von anerkannter Klugheit und Redlichkeit auswählen wollte, richtete ich endlich meine Gedanken auf Galvano da Chiatra.

Galvano war mein Verwandter; schon früher hatte er mich, eine hülflose Waise, mit Rath und That unterstützt, ehe er bei der Regierung in Ungnade fiel und ich selber häuslichen Unglücks halber nach der Romagna wanderte. Er war zuerst aus Vaterlandsliebe Bandit oder Rebell geworden, d. h. aus Haß gegen die Fremdherrschaft; mit der Zeit aber hatte er sich, sey's zu seiner eigenen Vertheidigung, oder aus Verwandtenpflicht und Gemeinschaftlichkeit des Schicksals an jene Verbannten angeschlossen, welche sich Parrocchiani nannten, nach dem Erzpriester von Alesani. Nach dem Tode Paganellos und nach der Verbannung der Parrocchiani behauptete Galvano ganz allein den Namen und die Hoffnungen seiner Partei gegenüber den Genuesen. Weil er nun immer zum Herzog von Mailand gehalten hatte, durchstreifte er das Land unter dem Namen Galeazzino; aber wegen einer Maske, mit der er oft sein Gesicht bedeckte, nannten ihn die Genuesen die „eiserne Maske.“ Außerdem hatte er sich durch eine fürchterliche Flinte schrecklich gemacht, die man, wie ich nachher erfuhr, Sausone nannte. Und groß war seine Fertigkeit, sie zu handhaben und mit ihr das Ziel zu treffen. Diese Flinte war eine von den tragbaren Bombarden, die auch Musketen genannt wurden, und welche durch Feuerskraft einer kleinen Bleikugel eine unglaubliche Gewalt gaben. Es war aber dieses Geschoß mit vielen andern in die Hände der Unsern gefallen, als die Catalanen bei Loreta vernichtet wurden, und zur Zeit des Bündnisses der vier Pievi gegen die Bisogni oder die baarfüßigen und unbesoldeten Kriegsleute des Königs von Aragon.

Ich ging also in der Stille nach dem Gebirge von S. Alessio, welches über der Pieve von Alesani aufsteigt und ihr den Namen gibt. Ich glomm bis zum Gipfel des Bergs, wo unter dicht verwachsenen Eichen, welche Sturm und Alter gebeugt hatte, keine Spur eines lebenden Wesens sich zeigte, außer hie und da das einsame Lager eines Wildschweins und die zerstreuten Federn der Falkenmause, oder die Knochen vom Raub der Adler. Wie ich nun tief in das Dickicht eindrang, erstaunte ich, Galvano in der Gesellschaft eines ältlichen Mannes vor mir zu sehen, welcher nach dem Anstand und der Würde der Person, nach der Feinheit der Kleidung und des Benehmens zu schließen, von nicht gewöhnlichem Stande war. Die Physiognomie dieses Mannes, ganz und gar leutselig und doch ernst, und in so großem Widerspruch mit jenem Ort und seiner Gesellschaft, hatte in meinen Augen etwas unsäglich Fremdes und Räthselhaftes. Wahrlich, ich glaubte, er sey eher ein Schutzflehender wie ich, als ein Banditengenoß. Ich wagte weder Galvano mich zu nähern, noch ihm einen Gruß zu bieten, ehe nicht der Unbekannte auf einen Wink von ihm sich zurückzog.

Da erst ging ich mit herzlichem Vertrauen auf Galvano zu; ich erzählte ihm viele Dinge, die ich hier nicht wiederholen mag noch darf; ich wies ihm besonders den Zusammenhang meines Streites mit der öffentlichen und berühmten Feindschaft der Commune von Petricaggio nach; ja ich theilte ihm sogar meinen anfänglichen Plan mit, mich an Gigante zu wenden. Hierauf sezte ich ihm der Reihe nach all das Unheil auseinander, das ich seit lange an meiner Ehre und Habe erlitten hatte, nämlich heimliche Verläumdungen, öffentlichen Schimpf, Ausreißen der Grenzpfähle, Verwüstung der Gehege, Vertilgung des Viehs, Todesdrohungen gegen meine Hirten und Insaßen, und ähnlichen Schaden.

Galvano hörte die Geschichte meiner Leiden mit unglaublichem Gleichmuth an, ich sage besser mit einem verächtlichen Lächeln, das mich in Erstaunen sezte. „Mein Neffe,“ sagte er, „wir leben in gar schwierigen Zeiten. Du siehst es: nach Paganellos Tode und nach der Vertreibung der Parrocchiani war der Bandit Gigante allerdings eine Zeitlang mein Begleiter; doch seit lange schon habe ich seine Spur verloren; ja seit einigen

Monaten weiß ich nichts mehr von ihm. Du siehst also, ich bin hier ohne andere Gesellschaft als die meines magern Hundes, meiner treuen Flinte und dieses heiligen Scapoliers, der einzigen Hinterlassenschaft, die ich gegenwärtig von meinem Vater besitze; und in dieser Einsamkeit muß ich außer beständiger Pein und Noth noch die ganze Last meiner Privatfeindschaften und die aller meiner todten oder exilirten Genossen tragen. Ich will dir nicht sagen, wie viel Gefahren ich in diesem meinem ruhelosen Leben erduldet habe, immer auf der Flucht, hier und dort, von Berg zu Meer; und du weißt gar wohl, wie die Streifereien der Häscher und die anlandenden Galeeren der Genuesen so Küste wie Berg, so Verweilen wie Flucht unsicher machen. Kurz und gut, in diesem Zustand der Unsicherheit und Einsamkeit, und mürbe von Mühsal und Jahren, möchte ich mich lieber den Gefahren der Flucht aussetzen; ich möchte lieber, wenn es Gott gefällt, Corsica und Italien für immer verlassen. Folge also dem Rath, den ich als redlicher Verwandter dir gebe: um dieser Kleinigkeiten willen, die dich kränken, wende dich an die gewöhnliche Justiz, oder verzeih deinem Feinde; willst du aber weder das eine noch das andere, so folge meinem Beispiel und verlasse zum zweiten mal das Vaterland."

Ich erstaunte, daß er all die wirklichen Leiden und Verluste, um die ich klagte, Kleinigkeiten nannte, und noch einmal und mit mehr Feuer setzte ich ihm alles aus einander. Ich gebrauchte alle Gründe, mit welchen die Leidenschaft ihre eigenen Ausbrüche zu färben und zu rechtfertigen pflegt; ich sagte ihm, daß Verzeihen oder Auswandern mir nicht allein den größten Schaden bringen, sondern auch meine Familie noch größeren Gefahren aussetzen würde; denn wiche ich also der Uebergewalt eines andern, so sey ich nicht allein dem Spott aller meiner Landsleute oder Freunde und Feinde preisgegeben, sondern ich und meine Nächsten müßten den Hohn der Feigsten ertragen, welche immer die Ersten seyen, gegen einen schwachen Flüchtling oder einen Ungerächten gemeine Sache zu machen. „Also," sagte ich, „wenn ich an meinem Feinde nicht die schuldige Rache nehme, kann ich in meinem Dorfe mit Sicherheit und Ehre weder wohnen, noch es verlassen. Was aber die Zuflucht zur Justiz betrifft, wo ist diese heute in Corsica? Und was kann ich von unsern Behörden gegen einen reichen und mächtigen Feind hoffen? Du kennst die traurige Lage des Königreichs in diesen verworrenen Zeiten; sie ist der Art, daß wenn ich einst deinem Rath folgte, und ich will nicht sagen Corsica, sondern mein Haus und mein Dorf verließe, ich es allein thäte, um mich den Feinden dieser Regierung, den freien Vertheidigern des Vaterlands anzuschließen."

„Dieß," unterbrach mich Galvano, „ist ein anderer Gegenstand, welcher mit unserer Sache wenig oder nichts zu thun hat. Weil du aber auf die öffentlichen Zustände zu sprechen kommst, so will ich dir sagen, daß ich dich mit solchem Leim leicht fangen könnte. Ich erinnere mich wohl, daß ich in deinen Jahren mit diesem Gerede von Vaterlandsliebe in den Buschwald gelockt ward; sie ist im Grunde nichts als Eigenliebe oder persönlicher Haß gegen diesen und jenen; ich merkte es leider erst, als es zu spät war umzukehren. Aber ich ward rechtschaffener als meine Genossen, denn wenigstens lachte ich seither immer hell auf, wenn sie mir von Vaterlandsliebe sprachen. Du siehst, Pietro, daß ich weder selbst betrogen seyn, noch andere betrügen will. Halte dich also, wenigstens für jetzt, an meinen ersten Rath: kehre friedlich in dein Dorf zurück, und noch einen Monat lang bemühe dich auszuweichen, nichts zu wissen, und wo möglich den Trotz und die Herausforderung deines Feindes zu ertragen. Mittlerweile wirst du Muße haben, mit reiflicher Ueberlegung dich zu entschließen; denn jetzt ist dein Blut in Wallung, und ich weiß nicht, ob dir der Kopf auf dem rechten Flecke sitzt. Hast du dann nach dreißig Tagen dein Gefühl nicht geändert, so erwarte ich dich hier unfehlbar am dreißigsten Tage, und sey sicher, wir werden dann ein Heilmittel ausgefunden haben."

Nach meiner Rückkehr nach Felce dauerte in mir der Groll gegen meinen Feind fort; aber entschlossen, den Rath meines Ohms treu zu befolgen, bemühte ich mich, so viel als möglich einsam und unbemerkt zu leben. Ich floh den Anblick und die Begegnung meines Feindes, selbst meiner Mitbürger. Und obwohl die erzwungene Einsamkeit und die ungewöhnliche Unthätigkeit mich nachdenklicher und empfindlicher machten, fand ich doch die Kraft, den unaufhörlichen Uebermuth meines herausfordernden Feindes zu ertragen. Sein Haß gegen mich war, wie ich glaube, von einem versteckten Aufstachler schlau genährt worden, einem Menschen, der meine Worte und Handlungen ihm hinterbrachte. Ich spreche von einem jener Uebelstifter, die sich zwischen zwei Feinde drängen und die Handlungen des einen übertreiben und verschlimmern, aus verstelltem Eifer für den andern und mit dem heimlichen Plan, beiden zu schaden. Als nun mein Feind, durch solche Einflüsterungen aufgestachelt, mein Schweigen und meine offenbare Indolenz sah, fand er doch das Mittel, mich in Harnisch zu jagen. Er bediente sich ich weiß nicht welches Vorwandes, um seinen alten und neuen Groll gegen einen würdigen

Geistlichen zu wenden, meinen theuersten Blutsverwanten; er wußte wohl, daß ich diese neue Beleidigung als eine persönliche betrachten müsse, weil sie in der That aus Haß gegen mich gegen einen unschuldigen Vetter gerichtet war. Wie ich nun jenen tugendhaften Greis um das Beneficium einer erblichen Kaplanei gebracht sah, und sogar eines Sonntags in der Kirche seinen Namen laut von der Tafel ablesen hörte mit öffentlicher Drohung, oder mit dem Todtengruß des Pater noster, als ich sah, wie er gezwungen war, sich außerhalb seiner Pieve einen Zufluchtsort und das Brod zu erbitten, da freilich ging mir die Geduld aus, und am festgesetzten Tage suchte ich Galvano auf, am bezeichneten Orte auf dem Berge Sant' Alessio.

Ich trug ihm, und nicht ohne gerechte Uebertreibung, meine zweite Klage vor; ich erzählte ihm, wie die Frevel meines Feindes meinen Vetter und mich selbst zur Flucht aus dem Dorfe gezwungen; ich fügte hinzu, wie die wiederholten Beleidigungen eines solchen Menschen gegen einen seiner Neffen eine offenbare Nichtachtung seiner selbst bekundeten, und wie er wenigstens aus Verwandtenpflicht an meiner gerechten Rache Antheil nehmen müsse.

Galvano hörte aufmerksam und ruhig meine neue Klage an, aber bei dem letzten Vorschlage zog er die Augenbrauen zusammen: „Ei," rief er, „sprich die Wahrheit, kamst du her, daß ich allein mich mit deiner Rache belade? Bin ich in deinen Augen so elend und verworfen, daß du mich wie ein feiles Werkzeug deines Hasses, oder, wie man sagt, wie deine Lanze zu gebrauchen wähnst?"

„Nein," antwortete ich, „ich kam nur, um von dir Rath und Hülfe zu erbitten; und wenn du in diesem Falle sie verweigerst, werde ich den Weg zu Gigante finden, und sey es wie es sey, ich bin entschlossen, auf jede Weise mich selbst zu rächen." — „Wenn du," antwortete Galvano, „wirklich fest in diesem Entschlusse bist, so glaube ich, brauchst du wenig Rath. In Wahrheit, was hindert dich, dem Beispiel deines Gegners zu folgen und ihm Gleiches für Gleiches zurückzugeben?"

Hier begann der Bandit mir alle Arten, andern zu schaden, anzugeben, wie sie die bösesten Menschen anwenden, d. h. Felder und Weinberge zu verwüsten, die Einmiether zu bedrohen, die Ackersleute, die Zeugen, die Richter einzuschüchtern, den Feind und seine Partisanen zu bedrohen und zu denunciren, eigene Freunde und seine Feinde zu seinem Schaden ins Complot zu ziehen.

„Ich nun," fuhr er fort, „könnte dich, wenn ich wollte, in allen diesen Stücken thatsächlich oder durch die Protektion meiner Vertrauten unterstützen, und wisse, daß ich deren nicht wenige unter den Reichen und Betitelten zähle, die mich im Nothfall unterstützen würden. Denn da wir Banditen Alle nöthig haben, müssen wir es dahin bringen, daß auch Alle unser im Guten oder Schlimmen einigermaßen benöthigt sind. Daher mangelt es uns keineswegs an freiwilliger Freundschaft und gefälliger Clientel, noch an edeln Gevatterschaften und, wenn es Noth thut, an gelahrten Secretären. Ja, zwischen zwei streitenden Parteien hält der Bandit immer das Gleichgewicht, und der Neid der Familien ernährt uns. — Doch um auf unsern Gegenstand zurückzukommen, glaube meinen Jahren und meiner Erfahrung: alle jene Repressalien, alle jene Angriffe, die ich dich lehrte, sind ein ewiges Hin und Her, das dich früh oder spät nöthigte, zu sterben oder sterben zu lassen. Und sage mir dreist, hast du den Muth, zwischen diesen beiden Gefahren zu stehen? Hast du den Muth, wenn du, statt zu sterben, ein Mörder werden solltest, alle die Folgen davon zu ertragen? Denke ernstlich nach, Pietro: diese Frage ist nicht zufällig, ich thue sie mit Absicht, denn bist du von jezt ab zu jenem Schluß bereit — sag' mir — wäre es dann nicht besser, daß du begännest, wo du aufhören müßtest? So wirst du wenigstens die Freiheit der Wahl zwischen beiden Entschlüssen haben."

Es war kaum vierundzwanzig Stunden her, daß die Cabalen meines Verfolgers mich und meinen Verwandten zur Flucht aus der Heimath gezwungen hatten; daher faßte mich jene wiederholte und dringende Frage Galvanos gerade im heißesten Zorngefühl, in der wildesten Rachlust, und ich bekenne, daß ich in jenem Augenblick dem heftigen Vorschlag des Banditen bejahend antwortete.

„Ich nehme dich beim Wort," sagte er; „und weil du das Herz hast, den muthigsten und kürzesten Entschluß zu fassen, so verdienst du mein Vertrauen und meine Hülfe. Auf! nimm deine Lanze, komm mit mir und glaube mir, es wird der morgige Tag nicht untergehen, bevor dir genug geschah, nein, nicht einmal der heutige Tag."

Indem er so sprach, blieb er einen Augenblick stehen, wie in Gedanken, und nachdem er den Mond genau betrachtet hatte, wie die Banditen pflegen, fuhr er fort: „Nein, so lange dieser Vollmond dauert, kann man nichts thun, aus Liebe zum Ottavarium des heiligen Pancracius. Du mußt dir merken, daß dieser Heilige der Advokat und Beschützer der Verbannten ist, und ich im besondern achte diese Woche wegen eines feierlichen Gelübdes heilig. Vor dem Neumond, der auf den ersten Tag nach der Ottave fällt, würde ich

mir ein Gewissen machen, irgend wen zu schädigen, wäre es selbst ein Catalan oder ein Genuese; ja ich würde nicht einmal gestatten, daß ein anderer in meiner Begleitung einem Menschen ein Haar krümmte. An einem dieser Tage — es sind jezt gerade drei Jahre — verwundete mich der Pfeil eines Spaniers zwischen den beiden Knochen des rechten Beins, ohne mich sehr zu beschädigen. Hätte er nun aber zufällig einen oder den andern Knochen zerbrochen oder zersplittert, so würde die Wunde tödtlich gewesen seyn; denn sie würde mich gegen mich selbst zu einem schlimmen Dienst gezwungen haben. In ähnlichen Fällen sah ich, wie einer meiner Genossen dem andern solchen Dienst leistete, versteht sich, auf seine Bitte." Während er dieß sprach, ließ er aus seinem Aermel den blanken und schon etwas abgenüzten Knauf eines kleinen Dolchs hervor blicken. — „Seit jenem Gelübde," fuhr er fort, „mache ich an diesen Tagen gleichsam Ferien, oder vielmehr Abstinenz. Und das sollst auch du mir dem Heiligen zu Liebe halten. Ich werde diesen kurzen Waffenstillstand benutzen, um dich zu belehren und für dieses neue Kriegsleben ein wenig geschickt zu machen. Vertraue dich, Pietro, meiner Schule, und binnen acht Tagen hoffe ich dich in einen neuen Menschen verwandelt zu sehen. Ja, weil du meinen Freund Gigante aufsuchen wolltest — ja wohl, in wenig Tagen besuchen wir ihn, und, merk' es dir gut, hier auf eben dieser Stelle."

So sprach der Bandit und dann warf er seine Kapuze und den Ranzen über die Schulter und fügte hinzu: „Erinnere dich, daß deine, ich wollte sagen unsere Rache bis zum Neumond vertagt ist. Aber du mußt sie von jezt an als vollzogen ansehen, d. h. du mußt von jezt an als guter Rekrut und Kamerad mit mir leben und handeln."

Kaum hatte er diese Worte gesagt, so veränderten sich mit einemmal sein Wesen und seine Sprache; ja seine Gesichtszüge wurden andere, so daß es schien, er nahm nun den Namen und das Antliz des Galeazzino und der eisernen Maske an und mit ihm alle schrecklichen Attribute jener Kämpfernamen. Er schien mir fürwahr in einen andern Menschen verwandelt, als er den Sturmhelm auf das Haupt geschnallt und die Visirmaske herunter gelassen, die Muskete ergriff und mit kurz abgebrochenem und herrischem Ton mir befahl, voran zu marschiren gegen den Berg Punta à tre Piovi.

Während ich nun, wortlos, mit gesenktem Haupte die Straße einschlug, lief seine Dogge Brusco, schon an solche Wanderungen gewöhnt, und als wüßte er die Gedanken seines Herrn, knurrend voraus, und er litt nicht, daß ich ihm auch nur einen Schritt voraus that.

Ich hatte von Manchem die Waghalsigkeit, die Freiheit und die Macht der „Männer vom Buschwald" rühmen hören, und obwohl ich ein wenig wider Willen dem unerwarteten Befehl Galvano's gehorchte, so hatte ich doch aus jugendlicher Lebhaftigkeit eine Lust daran, einige Tage lang dieses wilde, zügellose und von aller öffentlichen Meinung und allem Gesetze freie Leben nicht allein kennen zu lernen, sondern selbst zu leben. Außerdem war ich ja den Nachstellungen meiner Dorfgenossen entgangen, und ich fühlte mich sicherer in der Gesellschaft dieses fürchterlichen und verzweifelten Mannes. Frei also in meinem Gefühl und in meinem Haß, empfand ich nicht einmal, in welche schreckliche Abhängigkeit ich mich eben gegeben hatte; ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß ich nicht allein meinen Feind nicht mehr zu fürchten brauche, sondern daß ich ihm schrecklich werden müsse, sobald er erfuhr, welchen verzweifelten Entschluß ich gefaßt hatte.

Noch nie zuvor hatte ich mich so unabhängig gefühlt, noch nie so sehr als Herr meines ganzen Wesens, als wie ich vom Gipfel der Rotonda und des Calleruccio mit einem Blicke die ganze Küste der Insel umfaßte, von den Ebenen von Salenzara bis zur Spitze des Cap Corso. Ich war nun zum zweitenmal aus meinem heimathlichen Thal getrieben, und ich betrachtete mit Erstaunen jene weite und herrliche Ansicht. Von dieser Entfernung aus sah ich hinab in die Nebel und Schlünde meiner Pieve, und kaum unterschied ich die Häuser von Petricaggio, klein wie eben so viel Bienenstöcke.

Galvano ruhte mit mir über dem Gipfel von Calleruccio. Er hatte seinen Ranzen, seinen Helm und das Visir auf die Erde abgelegt, und nachdem ich nun ein wenig Odem geschöpft hatte, weigerte ich mich nicht, ihm zu Liebe den Mantelsack und jene Rüstung auf mich zu laden und die Bergsteile hinabzutragen. Aber ich hatte noch nicht eine halbe Meile zurückgelegt, als ich, schweißtriefend und athemlos, zu ihm sagte: „Ich begreife nicht, wie ein Bandit, der doch flink zu Fuße seyn soll, sich die Last solchen Gepäckes aufbürden mag." — „Du weißt also nicht," antwortete jener, „daß der Flüchtling sein Haus auf dem Rücken trägt, wie die Schnecke?"

Und hier sagte er mir, daß schon das Zurücklassen eines seiner Schuhe an irgend einem Orte seinen Aufenthalt verrathen würde; und er erzählte mir von einem Banditen mit Namen Sette-Fiati (Sieben-Lunge), und bekannter unter dem Namen Micione, weil er die Katze so gar geschickt nachmachen konnte, wie der viele Jahre lang die Verfolgungen der Justiz hintergangen hatte und endlich doch in die Hände der Häscher gefallen war, weil ihn im Grunde einer Höhle eine Spur

verrieth; den Spion aber hätten gemacht ein kleines Crucifix und eine Kürbisflasche.

„Merke dir als Regel," fügte er hinzu, „daß in diesem Ranzen all meine Nothdurft enthalten ist, d. h. Lebensmittel, ein wenig Wäsche, Koch- und Schreibbedarf, der Stahl, ein Päckchen Sublimat, desgleichen eines mit Wundsalbe und zwei Bücher, die Canzonen des Petrarca und der Sterbende Christ des Pater Guglielmo von Speloncato."

Unter den verschiedenen Kleinigkeiten, welche Galvanos Ranzen enthielt, will ich ein seltsames Geräth nicht vergessen; es war dieß eine Glocke, jener des Tintinnajo ähnlich, welche Galvano als Signal diente, wenn er mit jenem Banditen eine Zusammenkunft hatte. „Mir gab sie Gigante," sagte er, „und er hat mich gelehrt mit ihr zu fragen, zu antworten, ja selbst von einem Felsen zum andern mich zu unterhalten. Er lehrte mich auch jenes Geläute der Kuh nachahmen, wenn sie weidet, und dieser Ton hat mir mehr als einmal das Leben gerettet; denn oft hat er im Gewirre des Buschwaldes die Häscher von meinen Spuren abgelenkt."

Wir entfernten uns immer mehr von der Pieve von Alesani, und bald durchschritten wir das tiefste Gebüsch, bald liefen wir, um unsere Fußspur zu verbergen oder kein Geräusch zu machen, baarfuß über das Dornicht und den spitzigen Kies der Wildbäche. Ich erinnere mich, daß wir nie zwei Nächte hintereinander an demselben Ort verweilten, und wegen einer Rast von fünf oder sechs Stunden, die wir an irgend einem Orte nahmen, waren wir dann gezwungen, uns in Eile 25 oder 30 Miglien zu entfernen, um die Verfolgungen der Feinde und des Gerichts zu täuschen. Aus demselben Grunde nahmen wir täglich eine entgegengesetzte Richtung, immer von Ost nach West, von West nach Ost, und durch die waldigsten und unzugänglichsten Gegenden. Nie hielten wir an, außer wenn es nöthig war, uns durch Speise und Schlaf zu stärken. Mit diesen mühsamen Zickzackwanderungen glaube ich in der Länge und Breite ein gutes Drittheil Corsicas durchirrt zu haben; und als nun unser Mundvorrath ausging, sagte ich zu Galvano, daß ich ohne Speise dieses beständige und ziellose Laufen schwerlich ertragen könne.

Wir wollten uns von der Hitze des Tages erholen und machten eine lange Rast in Schatten eines Eichengebüsches, wo der Berg von S. Appiano sich gegen die Thäler von Alesani hinab erstreckt. Ich irrte kreuz und quer durch jene alten Urwälder, und da ich nichts fand als Eichelhülsen und fette Gräser, wegen deren jener Berg berühmt ist, rühmte ich Galvano meine Geschicklichkeit, Eber und Hasen mit dem Pfeil zu treffen, und ich erbot mich für unsere Mahlzeit reichliches Wildpret zu liefern.

„Da sieht man," antwortete Galvano, „daß du noch ein Knabe bist, denn du glaubst wahrlich, hier mit mir auf einer Lustjagd zu seyn. Schlag dir, ich bitte dich, diesen Einfall aus dem Sinn, und schone deine Pfeile und deine Lanzenspitze für eine ernstere Gelegenheit. Merke dir, daß wir weder das Wild jagen noch sein Fleisch braten können, ohne unsern Feinden und dem Volk uns zu verrathen; würden diese den Hund bellen hören oder den Rauch des Feuers sehen, so möchten sie leicht auf uns selber Jagd machen. Aus all diesen Gründen pflegen wir Banditen mit dem Wild in Frieden zu leben, und wir essen nur gesalzenes Fleisch. Ich will dir sagen, daß mein Brusco ehemals ein trefflicher Jagdhund war; aber gegenwärtig hat er allen Geruch verloren, außer wenn es gilt, die Catalanen und Bisogni zu packen, und wahrlich, er erkennt sie am Athem und faßt sie besser als eine Dogge den Hasen."

Hierauf zeigte er mir ein fettes Kalb, welches auf einer nahen Weide graste, und sagte mir, daß wir nicht einmal dieses uns aneignen dürften; auch sey es eine Schurkerei, ein fremdes Thier zu tödten, nur um es zu essen, und könnte nicht minder gefährlich seyn, weil es die Zahl der Feinde ohne Noth vermehrte. — Ich antwortete auf diese Reden kein Jota, aber meine Miene mußte ein wenig verändert und bestürzt erscheinen, denn er sah mich scharf an und fügte hinzu:

„Du leidest, Pietro, ich sehe es; aber du würdest weniger empfindlich und bekümmert seyn, wenn du dich besser dessen erinnertest, was dich dein Feind hat erdulden lassen; ja es wäre nicht übel, hätte er dir einen guten Denkzettel mitgegeben. Auf und Muth gefaßt! und merk' auf eine andere Belehrung! Gib wohl Acht, mit mir heiter und guten Muths zu seyn und mir weder Trübsinn noch Mißtrauen zu erregen; denn was ist das für eine Rachlust, die nicht drei Tage der Nüchternheit aushält? Willst du, daß ich dir trauen soll, so halte mir wacker den Hunger aus und gewöhne dich, wie wir zu sagen pflegen, die Quaresima des Teufels durchzumachen."

Bei diesen letzten Worten fühlte ich meine Knie ein wenig zittern; aber ich wollte meinen Gefährten von meinem guten Willen überzeugen, warf mein Mißbehagen ab und beeilte den Schritt aufwärts über die Flanke des Berges von Mutari.

Als wir beim Portello angelangt waren, das heißt an jener Oeffnung des Berges, durch welche von jener Seite das Thal von Alesani sich aufzubrechen scheint, befahl mir der Bandit, aus Furcht vor dem gefährlichen

Ort, von der Straße abzulenken. Ich mußte nun ihm auf den Fersen die Felsen empor klettern, die jenen Schlund überragen. Also kroch ich auf Händen und Füßen bis zum lezten Block hinan, und dort oben warf ich mich, von der Mühsal erschöpft, unter einen Baum. Dann betrachtete ich mit einem gemischten Gefühle von Freude und Kummer zum zweiten mal meine Pieve wieder.

Wir machten uns wieder auf und kamen an einen Ort, von wo wir das Dorf von Felce erblickten und sogar die Balkone und die Schießscharten meines väterlichen Hauses und die meines Feindes. Galvano zeigte mir der Reihe nach meine Felder und Gehege, welche theils mit Gewalt in Besitz genommen waren, theils offen und unvertheidigt da lagen. Jener Haß, welchen die Entfernung und so viele Strapazen bisher in meinem Herzen eingeschläfert hatten, erwachte plötzlich bei diesem Anblick in voller Heftigkeit. Mattigkeit, Melancholie, Furcht, Hunger, alles war mit einemmal vergessen; ich fühlte nichts als Haß und Rachegroll, und selbst der Gedanke der erduldeten Mühen reizte die Wuth gegen meinen Feind auf, statt sie zu mindern, und ließ mich ihm allein alle jene Leiden und meine eigene Thorheit aufbürden.

So stand ich von diesen Gedanken bewegt, als Galvano zu mir sagte: „Schau, Pietro, Pirelli liegt nahe und du hast Speise nöthig. Ich gebe dir eine Stunde Zeit; geh in jenes Dorf nach Lebensmitteln, oder vielmehr treibe meine Steuer ein. Ehe du dich aufmachst, hast du jedoch zwei Marken nöthig, die eine für die Personen und die andere für mich selber. Sieh, hier ist sie!“ Und alsogleich stieß er einen hellen Pfiff aus und sagte mir, daß dieß das Zeichen für die Genossen und die Verwandten sey. Hiebei erzählte er mir, wie einst ein Bandit aus Irrthum seinen Bruder getödtet hatte, während dieser ihm heimlich das Brod aus dem Hause zutrug; denn er hatte nicht das Zeichen gegeben.

„Die andere Marke,“ fuhr er fort, „ist das erste Pfand des Vertrauens und der Freundschaft, das ich dir gebe, und es wird ein unfehlbar Mittel seyn, reichlichen Vorrath zu schaffen. Schau, dieses Gewehr gehörte einst einem meiner berühmtesten Vorgänger.“ — Und mit diesen Worten ließ er mich den Namen Sausone lesen, den ich dem Gerücht nach schon kannte und der mit einer Dolchspitze auf dem Musketenkolben eingerizt war; und während ich bei diesem Anblick mich zwang, meine Furcht zu verbergen, sagte er: „Nimm, nimm diese Flinte! Was? du hast Angst? Geh dreist nach Pirelli mit diesem Grillenverscheucher; fordere im ersten besten Hause Lebensmittel für unsern Bedarf und zähle darauf, daß du einen Creditbrief in Händen hast; denn es weiß ein jeder, daß Brod und Wein verweigern uns den Krieg erklären heißt, und wahrlich, wir machen zwischen dem, der uns durch's Schwert, und dem, der uns durch Hunger umbringen will, keinen Unterschied.“

An dem Namen Sausone erkannte ich die Waffe, welche einst Brandolaccio da Casacconi, den Bergbanditen, berühmt und furchtbar gemacht hatte; ich bedachte, welcher Gefahr ich mich aussezte, wenn ich eine Botschaft ausrichten ging, diesen schrecklichen Geleitsbrief in der Hand. Hiemit lief ich ja Gefahr, allen Menschen, Bekannten und Unbekannten, Freund und Feind den Frieden für immer aufzusagen. Ich erkannte nun die fürchterliche Lage, in die ich mich von dem Augenblick an versetzen mußte, so bald ich mich in Pirelli mit diesem wahrhaften Banditendiplom blicken ließ.

Ich verbarg Galvano mein Widerstreben und sagte ihm, wie es auch die Wahrheit war, daß ich mich stark genug fühlte, den Hunger bis zum folgenden Tag auszuhalten. Auf dieses zog er ein Tuch aus der Tasche und gab es dem Hunde in das Maul; dann nahm er die Glocke aus dem Ranzen und hing sie ihm an den Hals, damit, wie er sagte, ihr Ton uns zum Zeichen diene, wenn der Hund wieder kam. Hierauf wies er dem Hund den Weg gegen das Kloster des heiligen Franciscus. Während nun das Thier, als wäre es stolz, jenes Zeichen zu tragen, in der Richtung auf's Kloster fortsprang, wandte sich Galvano zu mir und sagte:

„Es freut mich, daß du bereit bist, meine Enthaltsamkeit nachzuahmen; nur möchte ich auch sicher seyn, daß du jenen Auftrag nicht aus Furcht abgelehnt hast; ich will sagen, aus Furcht als Erbe Brandolaccios und als Gesandter des Galeazzino zu erscheinen. Wäre dieß der Fall, so bedenke, Pietro, daß, wenn du vor sechs Tagen deine Vendetta vollzogen hättest, du jezt ein regelrechter Bandit wärest. Nun hast du an jenem Tage mir das Wort gegeben, dich zu rächen, und deßhalb bist du vor meinen Augen bereits verurtheilt. Sende getrost von hier aus einen Kuß an alle vier Winkel deines Hauses und denke, daß du der Justiz bereits den Handschuh hingeworfen und, wie wir sagen, das Sonetto empfangen hast, d. h. die Sentenz in contumaciam. Wisse überdieß, daß ein Mensch, der mit mir drei oder vier Tage gelebt hat, sich von mir nicht trennen darf, ohne mich oder die Justiz, und, was schlimmer ist, uns beide zu Feinden zu haben.“

(Schluß folgt.)

Briefe über die bildende Kunst.

(s. Nr. 37.)

VII.

Der Baustyl als Ausdruck des Zeit- und Volksgeistes (B. das classische Alterthum).

Im roßprangenden Lande gingst nun in's schirmende Haus
du ein, o Gastfreund,
Zum glanzreichen Kolonos,
Wo die melodische Nachtigall ihr süßjammerndes Lied
hinaus klagt in's grünende Hainthal,
Wo weindunkel der Epheu rankt über nimmer betretnes
Laub,
Früchtebeladenes, welchem der Sonne Schein
Und jeden Windes Anhauch
Stets fern bleibt, wo von holdem Wahnsinn erfüllt
Dionysos laut einherzieht
Im Geleite der Götterammen.

Aufblüht unter des Himmels Thau hier schönsternig mit
jedem Tag Narkissos,
Euch zu kränzen, ihr beiden
Großen Göttinnen! Goldeshell strahlt der Krokos, und
ewig gießt sein schlafloses Gewässer
Durch die Auen Kephissos Quell, und vollschwellend die
Tage lang
Nahet den Fluren der lebenerweckende
Mit seinem reinen Regen
Im weitlachenden Lande, wo gern der Reigen der Musen
weilt und gerne
Aphrodite mit goldnem Zügel.

Hier steht, wie von dem Land Asia kein gleiches erhört ward,
Keins im Dorischen weiträumigen Wohnlande des Pelops
aufsprießt,
Ein ungepflegt selber sich erzeugend
Gewächs, der Feindeslanzen Schreck,
Das herrlich aufblüht auf unsern Höh'n, der
Sprossentreibende, grünlaubige Oelbaum.
Kein Führer, sey Jüngling, sey Greis er,
Wird mit feindlicher Hand je ihn zerstören;
Sieht doch ewig der wachende
Zeus mit gnädigem Blick auf ihn,
Und blauäugig Athene!

Ja noch anderen Ruhm, herrlichsten Ruhm weiß ich der
Heimath,
Wohl ein Ehrengeschenk, das ihr des Meers herrschender
Gott liebend verliehn hat,
Den Preis des Reichthums, der Roß- und Seefahrt.
O Kronos Sohn, wir sind von dir
So hoch verherrlicht, Fürst Poseidon,
Der dem muthigen Roß lenkende Zügel
Hast angelegt hier auf diesen Straßen;
Und, o Wunder zu schaun, dein in die Wogen
Kühn geschwungenes Ruder blinkt,
Und ihm tanzt Nereidenschaar
Hundertfüßigen Reigen.

Diesen schönen Chorgesang des Sophokles, der den Oedipus im Hain von Kolonos begrüßt, glauben auch wir zu vernehmen, wenn wir bei unsern Wanderungen durch das Gebiet der Welt- und Kunstgeschichte hellenischen Boden betreten.

Das Griechenthum ist das Jugendalter der Weltgeschichte. Der Mensch ist nicht mehr abhängig von der Natur oder gebunden an Herrscherwillen und Priestertradition, wie im Orient; er erhebt sich zur Freiheit und Selbstständigkeit, aber noch nicht in dem Sinne, daß aus der Innerlichkeit des Geistes, aus dem Ich, alles entfaltet und begründet würde, sondern so, daß er mit der Natur in Frieden lebt und der Einzelne in einem freien Gemeinleben, in der Wohlordnung des Ganzen sein Recht und seine Ehre findet. Diese naturwüchsige Harmonie des innern und äußern, des allgemeinen und persönlichen Seyns macht uns den Eindruck der Schönheit, und die im Sinnlichen bildende, das Ewige im Zeitlichen anschauende und darstellende Kraft der Seele, die Phantasie, und ihre Tochter, die Kunst, gestalteten das Leben der Griechen und lösten ihnen die Räthsel des Daseyns. Ariadne, die Wohlgefällige, die Braut des Dionysos, des Gottes der Begeisterung, die Freundin des Künstlers Dädalos, ist die Verkörperung der Phantasie, die dem Helden Theseus den Faden durch das Labyrinth des irdischen Daseyns verleiht. Homer und Hesiod haben nach Herodots Worte den Griechen ihre Götter gebildet, d. h. sie, die Dichter, haben den religiösen Gefühlen und Ideen des Volks eine bestimmte Gestalt gegeben; die Mysterien des Daseyns werden in Eleusis durch Bilder und Gesänge enthüllt, und das Räthsel, wie die höchste Macht und Gerechtigkeit mit der Gnade und heitern Milde Gottes sich vereint, wird nicht durch dogmatische Formeln

für das Nachdenken, sondern von Phidias durch die Statue des Zeus für die Anschauung gelöst. Der Tempel des Musengottes zu Delphi ist das Nationalheiligthum der Hellenen; den Musen und dem Eros opferten die Spartaner vor dem Beginn der Schlacht; ein Platon fürchtet Gefahr für den Staat, wenn an den Melodien der bei der Jugenderziehung üblichen Lieder etwas geändert werde, und ein Aristoteles meint, die Hellenen dürften die Barbaren mit Recht zu Sklaven machen, weil sie viel schöner seyen als diese, zumal auch sie selber gern solchen Menschen dienen würden, die mit der Herrlichkeit der Götterbilder angethan unter ihnen erschienen.

Das Schöne ist dem Griechen Eins mit dem Sittlichen; ein Schöner zu seyn, ist die Aufgabe des Lebens. Dafür soll die Gymnastik den Körper stark und gewandt machen, die Musik die Seele klar und mild stimmen. Im Einklang mit dem Gesetz, in opferbereiter Liebe für das Vaterland soll der Mensch neben der Freiheit seiner Kraft das Maß und die Ehrfurcht vor dem Göttlichen bewahren. Er soll ein ganzer Mensch seyn, wie denn ein Aeschylos auf seinem Grabstein von seinem Kriegsruhm reden und der dichterische Wettkampf zwischen ihm und Sophokles, der zugleich eine religiöse Festfeier, ein Gottesdienst ist, durch die eben siegreich heimkehrenden Feldherrn entschieden werden kann.

Achilleus erwählt statt des that- und ruhmlosen Alters in Phthia ein kurzes Heldenleben mit dem frühen Tod auf dem troischen Gefild, aber mit der Freude des Siegs und dem ewigen Nachruhm, er auch hierin ein Symbol seines Volks, das statt des jahrtausendlangen Vegetirens der Asiaten einen, wenn auch schnell verblühenden Frühling werdelustigen, bewegten geschichtlichen Lebens erkor, und mit Alexander dem Großen in Asien siegreich unter- und aufging. Als bei des Xerxes Kriegszug gegen Hellas Tritantachmes, der Sohn des Artabanos, hörte, daß der Preis der olympischen Spiele nur in einem Olivenkranz und nicht in Schätzen bestehe, da sprach er vor allen: „Wehe, gegen was für Männer werden wir geführt zu streiten, die nicht um Schätze ihren Wettkampf halten, sondern um Mannestugend!“ Wie der Perser hier den idealistischen Sinn der Hellenen anerkannte, der sie von der Sorge für das Irdische in das Geistige erhob und sie, die Wenigen, zum Sieg über Viele begeisterte und berechtigte, so erinnern wir uns daran, daß in den olympischen Spielen die Tüchtigkeit, Kraft, Gewandtheit und Schönheit des Leibes entfaltet und der höchsten Ehre werth geachtet ward. Der hellenische Geist ist wie im plastischen Kunstwerk ganz Eins geworden mit dem Leibe, er ist in ihm offenbar und versenkt sich nicht in die eigene Innerlichkeit und Innigkeit; das Gemüthsleben, das Ewigweibliche im Menschen, kommt als solches noch nicht zu seinem Recht, die ganze Cultur ist eine männliche, auf das äußere und öffentliche Leben gerichtete, der Mensch geht im Bürger auf, die Bürger sind nicht ihrer selbst, sondern der Stadt, hinter deren Forderungen und Gewährungen die Familie und das Haus zurücktreten und für sich keine recht selbstständige Bedeutung erlangen. Oeffentlich wird der Jüngling erzogen, öffentlich wirkt der Mann; seine Thaten für das Staatswohl sind sein wahres Leben, und die öffentliche Ehre ist sein Genuß. Für die romantische Liebe, den Frauendienst des Mittelalters hat das Herz des Jünglings noch keinen Raum, hat der Mann keine Zeit. Der Sinn für die schöne Gestaltung des Aeußern aber erstreckt sich so weit, daß selbst in der Sprache der Accent der Worte mehr nach dem Wohlklang als nach der Bedeutung der Sylben gesezt und in der Poesie nicht das Gewicht der Worte nach dem Sinn, sondern die größere oder geringere Zeit der Aussprache beim Versmaße zu Grunde gelegt, also auch hier die Leiblichkeit der Sprache künstlerisch geformt wird.

Das griechische Wesen entwickelt sich in der Geschichte aus ureigener Natur und originaler Anlage unter dem Einflusse der Fremde, von der manches Zusagende entlehnt, aber selbstständig verarbeitet wird. Land und Clima fordern und lohnen die Thätigkeit des Menschen. Die Natur überwältigt ihn nicht mit überwuchernder Fülle wie in Indien, noch mit der Macht weniger, einseitig gleichförmiger Erscheinungen wie in Egypten, sondern zugleich klar und mannigfaltig bietet sie die Bedingungen und Anregungen eines freien und reichen Lebens. Das Land hat den Wechsel des rauhen Gebirgs und der südlich milden Ebene; vielgezackt und inselreich streckt es sich in das Meer, in das die Seele von den Fesseln der Scholle befreiende, mit der Anschauung des Unendlichen, Allbewegten erfüllende Meer, während das Innere selbst von Gebirgen durchzogen ist, welche die einzelnen Gebiete wie mit Wällen umschließen, so daß das in sich Beruhende und Heimische eben so wie die Richtung auf den Wechselverkehr mit der Fremde im Boden selber vorgebildet erscheint.

Betrachten wir nun die Architektur, so folgt aus dem Erörterten schon, daß die Griechen als „die Kinder des Hauses“ in der Kunst auch hier es zuerst und mustergültig verstanden, durch die Form das Wesen der Sache im Ganzen wie im Einzelnen auszuprägen und jedes bauliche Glied so zu gestalten, daß es seine Funktion und Bedeutung sichtbar kund gibt und durch den Organismus des Baus bedingt erscheint, wie wir

dieß früher gerade durch Beispiele der griechischen Architektur erläutert haben. Da aber unter allen Künsten wiederum die Plastik, als deren Mitte, die volle Sättigung und das Gleichgewicht von Idealität und Realität, von Seele und Leib am entschiedensten darstellt, so war sie der Eigenthümlichkeit der Hellenen und ihrer Weltstellung am gemäßesten, fand bei ihnen ihre schönste Blüthe und gab auch den andern Künsten, selbst der Poesie, ihr Gepräge, das sich in der Architektur durch die klare Uebersichtlichkeit und feste Geschlossenheit des Ganzen in der allwärts offenbaren Harmonie von Kraft und Last, wie in dem sinnenfälligen Ausdruck des Begriffs aller einzelnen Theile kund gibt. Statt der Massenhaftigkeit des Orients haben wir kleinere, aber um so edlere Werke; nicht die Materie als solche, sondern der in ihr ausgeprägte Geist ist das Geltende. Doch bewahrt auch die Materie ihr Recht; sie wird nicht vergeistigt, die Schwere nicht überwunden, wie in der Gothik, sondern die Schwere zeigt sich als Last im Druck, es tritt ihr aber eine Kraft entgegen, die ihr völlig gewachsen ist und sich ihr eben so frei entgegen hebt, als sie den Einfluß derselben an der eigenen Gestalt veranschaulicht.

Der Grieche freut sich des irdischen Daseyns, er fühlt sich heimisch hienieden, es ist ihm wohl in der Gegenwart, er pflückt die Lebensblüthe, er erfreut sich des Moments und sucht denselben von Grund aus zu genießen, wie Anakreon, oder ihn mit dem Sonnenlicht des Ruhms und der Weihe der Idee zu bestrahlen, wie Pindar. Das Jenseits, die Frage nach dem Woher und Wohin, ist ihm dunkel, er wendet lieber den Blick davon hinweg, und wie Achilleus bei Homer das Königthum im Schattenreich der Todten gerne mit dem Knechtsdienst im Hause eines Lebendigen vertauschen möchte, so sucht der griechische Geist in der Religion wie in der Philosophie die Erkenntniß der eben bestehenden Wirklichkeit und ihrer schönen Ordnung weit mehr als die Einsicht in den Grund und Quell ihres Seyns und Werdens; die Platonischen Ideen wie die olympischen Götter sind die in sich beruhenden Musterbilder der Welt und Weltwesen. Ein solches Idealbild des Kosmos im Gleichgewicht von Kraft und Last ist auch der griechische Tempel; vor ihm, in ihm soll uns nicht die Ahnung eines geistigen Mysteriums durchschauern, sondern das Gesetz der Natur in freudiger Klarheit kund werden. Die Horizontallinie herrscht vor, er lagert sich ruhig, behaglich, sicher auf der Erde; hier ist des Geistes Heimath, keine Sehnsucht hebt und trägt ihn über das Irdische empor; statt der himmelanstrebenden Thürme breitet das Dach, wie ein Adler seine Schwingen, sich schirmend aus über das Gebäude. Der Kraft der Säulen wird Halt geboten und ein Maß gesezt durch den Architrav, jenen Hauptbalken, der sich über sie alle erstreckt, sie umspannt, verbindet, auf ihnen lastet. Er ist für sie, was das Schicksal in der Weltanschauung der Griechen für die Menschen ist, sie stehen unter ihm und müssen ihn tragen, sie thun es mit Muth und als ob sie die eigene Bestimmung erkannt hätten, aber sie stehen unter seiner Herrschaft, die sich an ihnen manifestirt.

Nach des Menschen Bild haben die Dichter, haben die Plastiker die Götter gestaltet. Pindar singt: „Es ist Ein Geschlecht der Götter und Menschen, wir athmen beide Einer Mutter entsproßt; doch das Menschliche ist das Vergängliche, im ehernen Himmel dauern die ewigen Wohnungen; aber durch Macht des Gemüths und Gestalt vergleichen wir uns den Göttern.“ So ist denn auch der Tempel nicht sowohl der Bau für die gemeinsame Gottesverehrung des Volks, sondern in Wahrheit ein Haus des Gottes, die Wohnung seines heiligen Bildes. Der Ausgangspunkt für den Tempel ist darum das menschliche Haus, ist der Bedürfnißbau; aber derselbe wird in das Ideal erhöht, wird nach seinem Begriffe gestaltet, und nicht wie die menschliche Wohnung mit Axt und Säge aus Holz, sondern aus Stein erbaut, die Holzconstruktion aber nicht im Steine nachgeahmt, sondern vielmehr das Ganze und Einzelne dem Wesen des Materials gemäß gebildet. Das Geistige und das Stoffliche stehen in inniger Wechselwirkung: ein ewiges Haus für den Gott soll als Weihgeschenk von den Menschen errichtet, der dauernde, feste Stein im Anschluß an seine eigene Natur dazu geformt werden.

Endlich ist die griechische Baukunst eine Architektur des Aeußern. Dieses wird vor allem schön, einladend, prangend gestaltet; die einfache Cella des Götterbildes wird mit einer Vorhalle, wird rings mit einem Kranz von Säulen geschmückt. Diese Halle ist das Charakteristische des griechischen Tempels, er ist das säulenumgebene Gotteshaus, und sie ist nach allen Seiten offen und trägt die Bildwerke des Frieses und Giebelfeldes, die nach außen hin vom Wesen und Walten des Gottes, wie von der besondern Bedeutung des Tempels Zeugniß geben. Auch dieß ist noch von Wichtigkeit: die einzelnen Künste, so gut wie Religion und Philosophie, gewinnen in Griechenland jede eine besondere Existenz für sich und bleiben nicht mehr in der noch ungeschiedenen Einheit, wie vielfach im Orient, aber sie bewahren zugleich ihren Zusammenhang und stehen in inniger Harmonie. Und so ist das Architektonische des griechischen Tempels ursprünglich in Beziehung auf seinen plastischen Schmuck gesezt, das Bildwerk von Anfang an als ein integrirendes Glied des Ganzen

mitgedacht; das Giebelfeld, die Metopen würden ohne dasselbe leer und müßig erscheinen. Die Bilder sind der Mythe entlehnt; in der Götter- und Heldensage aber gewinnt Griechenland die lebendige individuelle Darstellung ewiger Ideen, oder das Geschichtliche und Persönliche wird in ihr von allem Zufälligen und Bedeutungslosen geläutert zum Ausdruck des Allgemeingültigen, zum Typus ethischer Gesetze und Verhältnisse gestaltet. Die Bildwerke sind somit eben so das ideale Abbild und die Verklärung der sittlichen Welt, wie der Tempelbau solches für die Natur ist, und erscheint als Träger und Stätte für jene, wie die Natur für den Geist.

Blicken wir nun noch auf die Geschichte, so bezeichnet uns das pelasgische Weltalter die Periode, in welcher das Griechenthum seine Rolle in der Weltgeschichte noch nicht aktiv und selbstständig erfaßt hatte und in den Wettkampf der Nationen und der Culturentwicklung noch nicht eingetreten war, sondern passiv in primitiven Zuständen und patriarchalischer Sitte verharrte. Die Architekturwerke sind hier jene aus gewaltigen Felsblöcken gefügten Kyklopenmauern, und wo, wie im Schatzhause des Atreus, sich decorative Formen finden, bieten diese Anklänge an den Orient. Die Phönizier verbreiteten damals die Semitischen Kunstprodukte im Gebiete des mittelländischen Meeres. Der Zug nach Troja und die als Heraklidenrückkehr bekannte Wanderung der Dorier bezeichnen die Zeit, wo das Hellenenthum sich selber erfaßt und im Unterschiede von Asien die occidentalische Cultur beginnt. Die Entfaltung derselben geschieht im Anschluß an das Fremde, aber so, daß dieses mit eigenthümlichem Geist verarbeitet wird. Der im Orient geschiedene Gegensatz der egyptischen und assyrischen Weise wiederholt sich hier als wechselseitige Ergänzung zweier Lebens- und Kunstformen, des Dorismus und Jonismus, innerhalb einer gemeinsamen Einheit. In der Architektur ist vorzugsweise derjenige Stamm genial, welcher das Allgemeine und Ganze des Staats hauptsächlich ausbildet, der Stamm der Dorier, während die Jonier dem Individuellen und Persönlichen einen weiteren Spielraum gönnen und in den andern Künsten ihre Genossen übertreffen. Der Dorismus bildet seine Säule nach egyptischen, der Jonismus nach assyrischen Motiven, aber sie bringen beide dasjenige, was dort Keim oder Ueberfülle war, zu durchgebildeter Vollendung und sinnvoller, maßvoller Schönheit. Der dorische Tempel selber ist in sich geschlossener, durch die Macht des Ganzen bestimmter als der jonische, der den Zusammenhang der baulichen Glieder lockert und dieselben selbstständiger auftreten läßt; dort stehen alle Säulen auf gemeinsamer Basis, hier hat jede eine eigene. In der ersten Periode hellenischer Kunst herrscht eine hierarchische Tradition, wenn auch nicht mit der Strenge wie in Asien; die zweite, deren Beginn in Solons Zeit fällt, stellt mit der erwachenden Philosophie die freie Einsicht an die Spitze, folgt aber mit dem Bewußtseyn des Rechten treu und willig dem einmal gefundenen Schönen und Vortrefflichen, ohne es durch neuerungssüchtiges Verändern meistern zu wollen. In der Perikleischen Zeit verwenden auch die jonischen Athener den dorischen Baustyl für ihre größten Tempel, geben ihm aber jenen Anflug heiterer Anmuth, der ihr Erbtheil war. Die Alexandrinische Zeit, die Asiatisches und Hellenisches verschmilzt und sich in äußerlicher Pracht gefällt, macht das Ganze noch schlanker, das Einzelne leichter und glänzender und geht im korinthischen Styl, dieser Modifikation des jonischen, zu einer Fülle decorativen Glanzes fort.

Die Griechen als das Volk der Kunst haben in den Formen derselben etwas Allgemeingültiges gefunden, das um seiner objektiven Vorzüglichkeit willen für andere Völker ein Muster wurde, von ihnen nachgeahmt und entlehnt werden konnte. Dieß geschah zunächst von den Römern, welche das Werk Alexanders fortsezten, durch Gründung eines Weltreichs die Nationalitätsschranken zu brechen und die Einheit der Menschheit äußerlich zu verwirklichen, die innerlich und geistig in der Wiederherstellung ihres Urbildes durch Christus gewonnen werden sollte. Rom war wie Griechenland ein Sproß der gemeinsamen Wurzel des Pelasgerthums, und dieses leztere hatte in Etrurien seine Bewahrung und Fortbildung gefunden. Die Etrusker kamen in der Kunst nicht zu der selbstständigen Blüthe wie die Hellenen, sie wiederholten nachahmend fremde Formen, erst orientalische, dann griechische; ein ernster, düsterer Sinn, ein Zug des Gemüthlichen, selbst Phantastischen läßt sie dem Norden verwandt erscheinen und kommt wohl mit auf Rechnung der von Norden einwandernd sich ihnen gesellenden Rasener. Die Stadtgemeinden gelangen in Etrurien zum förmlichen Bundesvertrag, statt der Demokratie herrscht aber in denselben die Familienaristokratie, und im Unterschied von Griechenland macht sich der Familiensinn, der Geist des Hauses jezt entschieden geltend; selbst die Familiennamen kommen auf, und die Seelen der Ahnen, die Laren und Penaten werden als Schutzgenien verehrt. Die Religion erscheint, wie das Wort besagt, als das Band der Götter und Menschen; statt der poesiereichen Mythen der Griechen, die ein selbstständigeres Leben, eine freie Geschichte der Götter entfalten, finden wir allegorische Personifikationen von Naturkräften oder moralischen

Eigenschaften; menschliche Wünsche und Rücksichten werden vergöttert, und von ihren Verrichtungen für die Menschen erhalten die Götter ihre Namen, wie z. B. noch bei den Römern ein Jupiter Pistor dem Brodbacken vorsteht, oder Juno „Unroria" heißt, weil sie die Thürangeln salbt, daß sie bei dem Eintritt der Neuvermählten nicht knarren. Das Verhältniß der Menschen und Götter wird inniger, aber indem man alles Einzelne auf die Götter zurückführt und auf die Menschen bezieht, entsteht zugleich jener Aberglaube und jene Weissagung aus Zufälligkeiten, wie dem Fluge der Vögel. Ein großer Theil der etrurischen Architektur ist Gräberbau, wie in Egypten und Kleinasien, und manches Detail weist auf Einflüsse beider Länder hin. Der Tempel erinnert an das Gebirgshaus in den Alpen, er ist dem griechischen verwandt, aber ohne dessen harmonische Durchbildung. Wie das Volk in Patrizier und Plebejer, so zerfällt der Tempel in eine dreifache Cella und in eine Vorhalle, die allseitig offen durch zwei Reihen von vier Säulen getragen wird; die Säulen stehen sehr weit auseinander, der Giebel über ihnen ist viel steiler als in Griechenland, das Gebälk ragt weit vor und hat etwas Lastendes, während der Säulenbau gespreizt und leer erscheint.

In Rom durchbricht die Demokratie die Geburtsaristokratie, und sezt eine des Ansehens und Verdienstes an deren Stelle. Vaterlandsliebe und Gemeinsinn durchdringt das Ganze. Schnaase findet einen Tropfen griechischen Blutes mehr in Rom als in Etrurien; aber es fehlt die schöne Mitte des Lebens, und an die Stelle der naturwüchsigen Jugend im Einklang von Geist und Natur tritt „die saure Arbeit des Mannesalters," an die Stelle der Anmuth die selbstbewußte, auf Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung gegründete Würde; dieses geistige Gut zu bewahren, wird lieber das sinnliche Leben im Selbstmord geopfert. Der Grieche ist καλός (schön), der Römer honestus (ehrwürdig). Die Leyer Apolls ist das Symbol Griechenlands, Schwert und Wage das Symbol Roms. Die Römer unterwerfen den Erdkreis, sie entwickeln aber auch das Recht im Kampf der Parteien, die innerhalb des Vaterlandes auf gemeinsamem Boden sich mit einander vertragen müssen; das Mein und Dein wird da festgesezt, und die Römer haben jene Achtung vor dem Gesetz, die nur mittelst desselben ein Weiteres erringen will; die Römer sind genial darin, auf dem Gebiete des Privatrechts die wahre Natur der Verhältnisse und das Wesen der Sache zu treffen, so daß ihre Richtersprüche für die Nachwelt von derselben Bedeutung sind, wie die griechischen Kunstformen. Die Römer sind praktische, auf das Staatsleben gerichtete Männer, Kunst und Wissenschaft stehen ihnen unter dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit, und werden weniger um der Schönheit und Wahrheit als um des Nutzens willen gepflegt. Die Dichter wollen nützen und ergötzen, sagt Horaz, ein rhetorisches Element kennzeichnet ihre Philosophen und Historiker, und Virgil singt:

Andere werden ein athmendes Erz anmuthiger glätten,
Werden, ich weiß, anbilden lebendige Züge dem Marmor,
Werden beredtsam seyn im Gericht, und die Bahnen des Himmels
Messen mit kreisendem Stab, und der Stern' Aufgänge verkünden:
Du sey, Römer, bedacht, weltherrschende Macht zu verwalten —
Solcherlei Kunst sey dein — dann friedliche Sitte zu ordnen,
Wer sich ergab, den schonen, und Trotzige niederzukämpfen.

In den olympischen Spielen zu siegen war dem freigeborenen Griechen die höchste Ehre; der Römer ließ Kriegsgefangene oder gedungene Gladiatoren gegen einander fechten und freute sich an ihrem Blutvergießen. Die Griechen waren Künstler, die Römer wollten Künstler haben, sie eroberten die Kunstwerke mit den Waffen oder ließen sich welche arbeiten.

Die Römer haben Sinn für die selbstgenugsame Hoheit und Würde des Geistes und die sich selbst, wie die Welt überwindende sittliche Kraft; andererseits schätzen sie die äußere Bedeutung der Dinge, Macht, Reichthum, Genuß; aber die schöne Mitte des Lebens, die Verschmelzung des Idealen und Sinnlichen, auf der die Kunst beruht, war nicht ihre Sache. Ihre Baukunst imponirt demgemäß durch Massengewalt, die sie mit der Strenge des Gesetzes beherrschen, und prunkt auf der andern Seite durch einen Reichthum der Dekoration, mit der das Gebäude äußerlich bekleidet wird. Bei den Griechen war die Gliederung des Baus selber anmuthvoll und der Schmuck selber architektonisch bedeutsam und aus dem Kern des Baus erwachsen. Zunächst waren die Römer ausgezeichnete Techniker. Schnaase sagt sehr gut: „Es ist mehr als eine antiquarische Vorliebe, welche uns selbst das einfache, entblößte Mauerwerk römischer Arbeit anziehend macht. Schon hier ist eine charakteristische Aeußerung des Formensinns; die Ordnungsliebe, die einfache, ruhige, zweckmäßige Haltung des römischen Wesens treten uns gestaltet entgegen. — Eine eigenthümliche Art des Mauerwerks ist das netzförmige (opus reticulatum), welches aus quadraten keilförmigen Steinen oder aus Ziegeln besteht, die auf der scharfen Kante liegen und deren Linien daher nicht horizontal, dem Boden entsprechend laufen, sondern sich netzförmig durchschneiden.

Die Fundamente, die Ecken, auch wohl durchlaufende Streifen einer solchen Mauer bestehen dann in horizontalen Lagen von Quadern. Das macht dann den günstigen Eindruck des Saubern, Sorgsamen, Kräftigen; die diagonal durchschneidenden Linien haben etwas Kühnes und Ungewöhnliches, das aber doch durch die horizontalen und verticalen Einfassungen auf's kräftigste zusammengehalten ist."

Schon die Etrusker hatten die auf dem keilförmigen Steinschnitt beruhende Wölbung angewandt; die Römer erweiterten den Gebrauch und die Formen derselben in Nischen, in Kuppeln, in dem halben Cylinder des Tonnengewölbes, in dem auf Säulen ruhenden Kreuzgewölbe; dieser strenge und mächtige Zusammenhalt alles Einzelnen zum Ganzen sagte ihnen besonders zu und ward zu einem Abbild ihres Wesens. Dennoch waren sie zu wenig Künstler, um das technisch Gefundene nun auch ästhetisch weiter zu ergründen, auszubilden und zu einem neuen, eigenthümlichen Baustyl zu entfalten, was die Germanen im Mittelalter thun. Die Römer setzten den Gewölbbau äußerlich neben die rechtwinklige Verbindung von Architrav mit Säulen und Mauer, und entlehnten hier die griechischen Formen, die sie dann wieder nur decorativ behandelten, von der Stelle rückten, der sie ursprünglich angehört, und als äußerlichen Wandschmuck ohne Rücksicht auf bauliche Funktion anbrachten. Die Voluten des jonischen und der Blätterkranz des korinthischen Säulenkapitäls wurden zusammengestellt zum Ausdruck der Kraft und Pracht des Römerthums. Wie es die verschiedenen Völker in sein Reich aufnimmt, so häuft und mischt es auch bei dem Gebälk vielerlei Formen zusammen. Halbsäulen an der Mauer, die weder tragend noch raumöffnend dastehen, werden ein leerer Schmuck und reizen dazu, daß das Gebälk über ihnen seine einfach große Linie unterbricht und in zweckloser Verkröpfung über ihnen hervor tritt. Der römische Tempel ist nicht von einer Säulenhalle umgeben, sondern nur an den Schmalseiten mit einer solchen versehen, und der Unterbau leitet nur an der Vorderseite durch zugängliche Stufen zu ihm hinan, während derselbe außerdem steil ansteigend sich mit der Mauer verbindet. Auch Schnaase findet etwas Gebieterisches darin, wie uns hier Ein bestimmter Weg gewiesen wird, im Unterschied von dem allseitig offenen, einladenden Tempel der Griechen. Die Cella, wo das Götterbild thront, wird gewöhnlich überwölbt. Die Wölbung erscheint ferner bei runden Gebäuden, wie den Vestaheiligthümern, die das nie verlöschende Feuer kreisförmig einschließen, als kuppelförmiger Abschluß, und der schönste architektonische Organismus dieser Art ist das Pantheon, eine Halbkugel, die einen Cylinder von gleicher Höhe bekrönt, so daß der Durchmesser der Grundfläche der Höhe des Ganzen gleich und das Ganze als ein Symbol der Einheit Gottes oder der Welt erscheint, und in grandioser Einfachheit und regelrechter Wahrheit, aber ohne entfaltete Lebensfülle und Lebenswärme dasteht, ein Bild des Römergeistes, der mit seiner Wucht die Völkerindividualitäten in sich aufhebt, ihre Götter als Zierrathen um den Thron des capitolinischen Jupiters versammelt und in diesem mit philosophischem Monotheismus den Herrn alles Seyns erkennt. Die Wasserleitungen, die Triumphbogen, die massenhaften Grabmäler mischen wieder eckige und runde Formen, und die Amphitheater, vor allen das sogenannte Colosseum, zeigen das gebieterische Wesen, die grandiose Einheit und consequente Ordnung, die Verbindung einheimischer und fremder Formen, die Massengewalt des Kernes und die reichen äußerlichen Decorationen um denselben, die überhaupt die Natur der Römer in ihren Bauten abgespiegelt und ausgeprägt darstellen.

Amtliche Briefe Goethes.

Während die Veröffentlichungen des Briefwechsels Goethes mit Schiller, Zelter, Knebel, Lavater, Jacobi, Reinhard u. a. an Vollständigkeit wenig zu wünschen übrig lassen, sind bisher nur wenige der zahlreichen Briefe Goethes an seinen Amtsgenossen Voigt in die Oeffentlichkeit gelangt. Ein großer Theil derselben scheint verloren gegangen oder zerstreut zu seyn. Den Abdruck eines von Rom aus geschriebenen Briefs Goethes an Voigt nebst schätzbaren Erläuterungen von A. Schöll brachten unlängst die „Unterhaltungen am häuslichen Herde,“ * nachdem schon früher in der Döring'schen Sammlung

* Nr. 51. S. 810 sq. 1854.

von Goethes Briefen * 27 Briefe desselben an Voigt aus den Jahren 1797 bis 1818 veröffentlicht worden waren. Auch Dr. Vogel hat in der Schrift: „Goethe in amtlichen Verhältnissen" (Jena, Frommann, 1834) Bruchstücke und Auszüge aus der Goethe-Voigtschen Correspondenz mitgetheilt. Die nachfolgenden, größtentheils aus den Jahren 1802 und 1809 herrührenden Briefe fehlen in der Döring'schen Sammlung und sind auch sonst bisher nicht gedruckt worden. Dieselben sind, wenn sie auch fast nur amtliche Gegenstände betreffen, der Veröffentlichung nicht unwerth, indem sie minder bekannte Seiten der Thätigkeit Goethes schildern, über welche auch die in Diezmanns kürzlich erschienener Schrift: „Weimars Glanzzeit" enthaltenen Briefe Voigts einiges Neue gegeben haben.

Die folgenden fünfzehn Briefe sind, bis auf einige geringfügige Auslassungen, vollständig wiedergegeben.

v. Löper.

* * *

Goethe an den Weimarschen Staatsminister v. Voigt.

1.

— Das Rathsprotokoll sende ich zu allenfallsigem Gebrauch wieder zurück. Wie Sie recht wohl bemerken, steht das factum und das parere mit einander in Widerspruch. Wie stark die Erschütterung sey, zu zeigen, gehören feinere Experimente dazu. Man stelle z. B. wenn die verschiedenen Stühle im Gange sind, in das Zimmer, das Prof. Meyer ** bewohnt, ein Gefäß mit Wasser auf den Fußboden, und man wird die anhaltende Erschütterung der leicht beweglichen Oberfläche entdecken. *** Ich habe zwar den Versuch nicht gemacht, denn ich wollte nichts vornehmen, was mir den Zustand noch hätte verdrießlicher machen können; allein das weiß ich, daß wenn ich Abends im grünen Saale unter dem Gespräch, ohne an etwas zu denken, wider einen Thürpfosten mich anlehnte, daß ich die Erschütterung fühlte. So zeigt die Thüre aus Professor Meyers Zimmer in dessen Schlafkammer, wenn sie nur angelehnt ist, eine immerwährende Bewegung; das gleiche zeigte die Küchthüre, die über das ganze Treppengebäude entfernt ist, als zufällig der Riegel im Schlosse noch locker stand, welches jezt geändert ist. Doch wollte ich dieses nicht zu sehr urgiren, weil ja auch die Nachbarn, wo er allenfalls hinziehen könnte, dadurch aufmerksam gemacht würden. Ich bitte daher die Sache auch von dieser Seite ruhen zu lassen, da doch auf dem rechtlichen Weg nichts zu thun seyn möchte, und empfehle Ihrer gütigen Verwendung und Serenissimi gnädigster Theilnahme diese meine Angelegenheit, wie so manche andere.

Können Sie, wenn Serenissimus zurückkömmt, vermitteln, daß ich vor Ende Monats nicht zurückberufen werde, so geschieht mir eine besondere Freundschaft. Ich bin die zwei Wintermonate in meinen literarischen Arbeiten sehr zurück gekommen und die Ostermesse fällt zu früh. Wäre in Schloßbausachen ein Dubium, so besuchte mich Prof. Meyer auf einen halben Tag und man könnte alles abthun. Das übrige, worauf ich einfließe, läßt sich auch von hier aus recht gut besorgen.

Für die archivalische Nachricht danke zum schönsten. Ich sende auch diese Blätter zurück, mit der Bitte, die von mir besessenen Lehnbriefe, mit Einschaltung derer, welche mir fehlen und sich auf dem Archiv befinden, abschreiben zu lassen, ich will die Copialgebühren gern erstatten.

Nehmen Sie auch meinen Dank für die besseren Nachrichten von Rastatt, für die Theilnehmung an unserem Theater und leben recht wohl.

Schiller grüßt bestens, er hat einigemal mit mir hüben im Schlosse gegessen und ich denke, daß er nach und nach der Gesellschaft wieder gegeben werden soll.

Jena, am 15. Febr. 1799.

G.

2.

In beyliegendem Briefe, welchen ich Senerissimo gefällig zu übergeben bitte, habe ich um eine Verlängerung meines Urlaubs bis auf den 13. hujus nachgesucht. Ich hoffe bis dahin eine dramatische Arbeit zu vollenden, * die Serenissimus selbst bei mir bestellt haben, und die ich mit dem besten Willen bisher nicht zwingen konnte.

Schiller empfiehlt sich bestens und freut sich diesen Winter auch auf das Glück, Sie öfters zu sehen. Ich habe einige kleine gesellschaftliche Plane, die ich mit Ihnen bey meiner Rückkunft besprechen will.

Göze hat die Angelegenheit zwischen Löbstädt und

* Goethes Briefe in den Jahren 1768 bis 1832, herausgegeben von Dr. H. Döring. Leipzig 1837.

** Goethes Hausgenosse.

*** Vgl. Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen. Bd. I. S. 57 und 58: „Neben seinem (Goethes) Hause wohnt ein Leineweber. Das Pochen und Anschlagen an den Webestuhl ist ihm so verhaßt, daß er alles angewandt hat, um diesen pochenden Kobold zu bannen oder ihm zu entfliehen. Oft ist er deßwegen auch schon Wochenlang nach Jena gezogen."

* Die Uebersetzung des Mahomet von Voltaire.

Kunitz besichtigt und mir Rapport erstattet. Ich werde das Lokal bei hübscher Witterung selbst besuchen und meine Gedanken darüber mittheilen. Einige Anstalten beym Wasserbau sind recht gut gerathen, andere weniger. Das Schlimmste ist, daß die Private gar zu nachläßig sind und, wenn man im Ganzen und Großen geholfen hat, wie es an einigen Orten geschehen ist, im Einzelnen, Kleinen und Zufälligen auch nicht die mindeste Sorge tragen.

Der Commandeur Aranjo hat mir sehr wohl gefallen. Er hat etwas Sanftes und Natürliches und dabey doch ein gehaltenes und würdiges Betragen, wie man es selten beysammen findet. Er ist sehr unterrichtet und ausgebildet.

Daß Sie Sutorn geholfen und eine solche reelle Verbesserung nicht haben wieder zerstören lassen, dafür sey Ihnen doppelt Dank gesagt.

Der Spaß mit Gaspari * ist in so vielfachem Sinne ungeschickt, daß er kaum lustig erscheint. Der Geograph mag sich immer als Reisenden ansehen, da er so viel Geld bei sich führt. Ich bin doch auf die näheren Umstände neugierig.

Im Schloße wird ja wohl alles seinen raschen Gang fortgehen. Sollte irgend etwas vorkommen, so bitte ich mich nicht zu schonen, denn ich habe Stunden genug, wo ich einem Geschäft gern nachgehe und nachdenke. Uebrigens scheint es ja in Weimar von Fremden nicht leer zu werden.

Leben Sie recht wohl und erhalten mir ein freundschaftliches Andenken.

Jena am 1. October 1799.

G.

3.

Von unsern Schloßbausachen, wie sie stehen und gehen, wünsche ich Sie nächstens zu unterhalten.

Weil ich Freytag Abend wiederholte Probe von Tarare haben muß, so haben Sie vielleicht des Morgens eine Stunde Zeit zu unserem Geschäft, sonst stehe ich auch nach Tische zu Befehl.

Schillers Uebel hat mir diese Tage viele Sorge gemacht; es scheint vorüberzugehen, doch fürchte ich, daß es große Schwäche nachläßt.

Leben Sie recht wohl mit den Ihrigen, indessen ich heute aus Pflicht auf die Redoute gehe, welches eine leidige Aufgabe ist.

Weimar am 25. Februar 1800.

G.

* Erwähnt im Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel, I. 238.

4.

Beyliegenden Brief erhalte ich von Fichten, wahrscheinlich ist ein ähnlicher bei Ihnen eingelaufen. Daß doch einem sonst so vorzüglichen Menschen immer etwas Frazenhaftes in seinem Betragen ankleben muß! Ich denke ihm heute zu antworten: daß es mir ganz angenehm seyn soll, ihn bey seiner Anherkunft zu sehn. Uebrigens halte ich es unverfänglich, daß man ihm den Titel als Professor gebe; doch habe ich mir vorher Ihr gefälliges Sentiment in dieser Sache erbitten wollen, damit man bis zum Schluß hierin einstimmig handle.

Weimar am 12. März 1800.

G.

5.

Die Büttnerische Bibliothek * und Zubehör habe ich ganz, wie ich erwartete, gefunden; auch konnte mir nicht wohl bey diesem Geschäfte etwas neues aufstoßen. Ich will die Sache so einrichten, daß alles nach und nach, ohne große Kosten in Ordnung kommen kann.

Wichtiger ist der Moment in Absicht auf den Entschluß wegen des Gesammtkatalogs. Ich habe darüber ein kurzes beyliegendes Promemoria aufgesezt. Der Senat ist sehr geneigt dazu und hat das weitere dem Concilio übergeben, wo denn vor allen Dingen der Kostenpunkt zur Sprache kommen wird. Sie sehen aus meinem ohngefähren Auswurf, daß es gar kein Object ist und daß wir die Kosten durchaus decken können, wenn wir die Doubletten der sämmtlichen Bibliothek dazu bestimmen. Nur müßten wir freylich sogleich darüber die Entschließung unseres gnädigsten Herrn haben, damit durch das jezige Concilium, welches leider schon den sechsten Februar wechselt, das Geschäft entschieden und in Gang gebracht werden könnte. Noch besteht das Concilium aus Gliedern, mit denen ich persönlich in gutem Verhältnisse stehe und die für die Sache selbst portirt sind.

Ueber den Mechanismus, wie die Sache zu behandeln seyn möchte, habe ich schon den thätigen Ersch gesprochen. Es kommt freilich ein unendliches Detail dabei vor und so vielerlei Fragen, die durch heitere Liberalität wohl aufzulösen sind.

* vid. Goethes Werke (40 Bde.), Bd. 27, S. 111. „Der Tod des Hofraths Büttner, der sich in der Mitte des Winters ereignete, legte mir ein mühevolles und dem Geiste wenig fruchtendes Geschäft auf.“ Ferner: Briefwechsel mit Schiller, Nr. 808.

Die Botenstunde naht, ich eile ein freundliches Lebewohl zu sagen.

Jena am 19. Januar 1802.

Goethe.

6.

Indem ich wünsche, daß Ihre Gesundheit, an die ich immer mit der lebhaftesten Theilnahme denke, sich wieder hergestellt haben möge, beantworte ich Ihren freundschaftlichen Brief nach Maasgabe der Nummern:

ad 1. Danke ich recht sehr für Beschleunigung der Resolution wegen des Catalogi. Es wird auf alle Fälle eine schöne Anstalt, deren vorzüglichsten Nutzen ich darein setze, daß wir künftig unsern kleinen Fonds zu zweckmäßigem Ankauf verwenden können.

ad 2. Indem Serenissimus beschlossen haben, daß das ehemalige Büttnerische Quartier für den neuen Kommandanten bestimmt * seyn soll, so wird unsere Pflicht seyn, solches sogleich zu räumen und die Sachen in das ältere Lenzisch-Loderische Auditorium, wegen dessen ich ein ausführliches Promemoria beylege, einstweilen zu schaffen.

ad 3. Herr von Hendrich will, wie ich höre, diesen Nachmittag seine künftige Wohnung besehen, und ich werde mich, da einmal aufgesiegelt wird, gleichfalls dahin begeben.

ad 4. Ich bin neugierig, wohin sich die Gesinnungen wegen der Architekten wenden werden.

ad 5. Sollten Sie nicht über den Berliner Vorschlag einige Erkundigung einziehen, damit wir nur etwas in unsere Wagschale zu legen hätten?

ad 6. Es bleibt eben ein wahres Wort, daß C. D. eben so gut Cammer-Director als Castrum Doloris gelesen werden kann.

Leben Sie recht wohl und erfreuen mich durch die Nachricht Ihrer völligen Herstellung.

Jena am 21. Januar 1802.

G.

* Vergl. Annalen (Bd. 27. S. 112): „Man wird die Verlegenheit mitfühlen, in der ich mich befand, als dieser Theil des Nachlasses, von dem seiner Erben gesondert, übernommen und aus dem Quartiere, das schon längst zu andern Zwecken bestimmt gewesen, tumultuarisch ausgeräumt werden mußte. Darüber verlor ich meine Zeit" u. s. w.

7.

Gestern, als der Conducteur Koch das Büttnerische Quartier aufsiegeln ließ, um wegen Reparatur desselben einiges vorzukehren, ging ich auch mit hinein und kann versichern, daß die geläufigste Zunge und geschickteste Feder nicht fähig seyn würde, den Zustand zu beschreiben, in welchem man diese Zimmer gefunden. Sie schienen keinesweges von einem Menschen bewohnt gewesen zu seyn, sondern bloß ein Aufenthalt für Bücher und Papiere. Tische, Stühle, Koffer, Kasten, Betten waren, bald mit einiger Ordnung, bald zufällig, bald ganz confus durch einander, mit diesen literarischen Schätzen bedeckt, darunter verschiedenes altes Gerümpel, besonders mehrere Hackebreter und Drehorgeln; alles zusammen durch ein Element von rußigem Staub vereinigt. * Die alte Garderobe machte zu lachen, erfreute aber besonders den Trabitius, dem sie vermacht ist. Im Wohnzimmer, dessen Decke, Wände, Fußboden und Ofen gleich schwarz aussahen, waren mehrere Dielen von Feuchtigkeit und Unrath der Thiere aufgeborsten. Genug, es wird einiges zu fegen geben, bis auf diese literarische Schweinigeley eine militairische Propretät folgen kann. Uebrigens habe ich bei diesem Anblick erst gefühlt, was unser gnädigster Herr Ihren unterthänigsten Dienern durch schnelle Vergebung dieses Quartiers für eine Noth decretiren.

Was werden Sie aber sagen, wenn ich Ihnen versichern kann, daß der Alte während seines Hierseyns eine Masse von sechs bis acht tausend Bänden, von denen wir so gut als nichts wußten, da sie noch nicht in den Katalog eingetragen sind, über einander gehäuft hat? So fanden wir noch ein paar uneröffnete Kisten, die aus Auctionen angekommen waren.

Ich gedenke nun alles in Rücksicht auf das große Vornehmen des allgemeinen Virtualkatalogs einzuleiten. Es ist allerdings ein großes Unternehmen, dessen Möglichkeit ganz auf der Personalität des Doctor Ersch ruht. Bey der Academie ist übrigens ein allgemein guter Wille dazu. Die medicinische Facultät hat schon 400 Thlr. Vorschuß aus den Bibliotheksgeldern verwilligt.

Nach Professor Walther will ich mich erkundigen.

Ich wünsche Glück zur eintretenden Besserung und empfehle mich bestens.

Jena (den 22. Januar?) 1802.

G.

* Vergl. die Schilderung in den Annalen, Werke 27, S. 112.

Literatur.

Poetische Erzeugnisse von diesem Jahr.

Zu wiederholtenmalen schon mußten wir, auch in diesen Blättern, die Bemerkung machen, daß sich die poetische Literatur unverkennbar vom Lyrischen mehr dem Epischen zuwende. In keinem Jahr aber war uns diese Beobachtung näher gelegt, als im gegenwärtigen. Mögen auch noch einzelne Nachzügler kommen, so wird man doch bereits ein Recht haben, den Haupterntebericht abzuschließen. Die literarischen und die landwirthschaftlichen Saisons fallen so ziemlich zusammen. Wie man jezt beginnt fürs nächste Jahr auszusäen, so trägt auch das meiste, was heuer noch gedruckt wird, bereits die Jahreszahl 56 an seiner Stirne.

Mustern wir nun die poetischen Erzeugnisse, die uns, d. h. dem Referenten vorliegen, so findet sich darunter nicht ein einziges lyrisches Bändchen, nichts als sogenannte epische, stoffliche Dichtungen. Wir wollen nun keineswegs behaupten, daß wir alles haben; es mag da und dort ein lyrischer Dichter in die Welt geschlüpft seyn, dessen Daseyn uns bis jezt unbekannt geblieben; einzelne Schwalben haben wir auch wirklich schwirren hören, lassen sie aber fliegen, weil sie wahrlich keinen Frühling bringen. Halten wir uns aber an das uns einmal vorliegende Material, so sind wir ohne Zweifel berechtigt, die oben angeführte Bemerkung zu wiederholen; wir sehen uns auch in den Stand gesezt, die Ursachen dieser Erscheinung näher zu beleuchten und zugleich von dem ganzen Stand der poetischen Literatur ein ziemlich vollständiges Bild zu geben.

Die Vorliebe für das Epische hat ihren nächsten, unmittelbarsten Grund wohl in der poetischen Blasirtheit. Die lyrischen Ergüsse sind zu sublimirt, zu dünn, als daß sie noch die Nerven des lesenden Publikums afficiren könnten; man hat seit zwanzig Jahren so viel und so oft dasselbe zu schmecken bekommen, daß der Gaumen abgestumpft ist, die Zähne verschlagen sind. Deßwegen muß jezt etwas Stoffliches, eine Erzählung her, um das erschlaffte Interesse wieder zu spannen. Ist es auch eine schlechte Geschichte, so weiß man doch, wenn man fertig ist, was man gelesen hat, während beim Lyrischen die meisten nur noch zu sagen wußten, daß sie Gedichte gelesen haben, ohne über den specifischen Inhalt derselben, über ihre Classifikation irgend eine nähere Angabe machen zu können. Ist aber das Stoffliche an der Poesie einmal die Hauptsache geworden, so kommt es nicht mehr auf Qualität, sondern lediglich auf Quantität an, darauf, daß eine Geschichte schnell nach der andern kommt. Eine lyrische Sammlung macht jeder ordentliche Dichter nur einmal in seinem Leben, höchstens trägt er von Zeit zu Zeit einzelne Gedichte nach; Erzählungen aber kann man jedes Jahr eine oder mehrere liefern; was sonst zu einem einzigen Gedicht Stoff gab, reicht jezt zu einem ganzen Büchlein aus. Die Dichter wollen schnell produciren, das Publikum schnell und leicht lesen; die poetische Literatur kann sich den bekannten Gesetzen der industriellen Produktion und Consumtion nicht mehr entziehen. Daß man sich in ein Buch vertieft, daß man einen Dichter zum Liebling, zum sittlichen und ästhetischen Schatz eines ganzen Lebens macht, davon ist nicht mehr die Rede; man hält sich lediglich an die Oberfläche.

Deßwegen sind die beliebtesten Büchlein die von 100 bis 130 Seiten, niedlichstes Format, Goldschnitt, allegorische gepreßte Decke, roth, braun, grün, blau; der Geschmack scheint sich hauptsächlich nach der Farbe des Einbandes zu richten und daran allein seine Unterscheidungsmerkmale zu haben. Diese goldenen Nichtswürdigkeiten, die jezt so ziemlich an die Stelle der vor dreißig Jahren geltenden prosaischen Erzählungen von Clauren und Van der Velde, von Rochlitz und Tromlitz getreten sind, stammen vorzüglich von Berlin her; der Geschmack, der sie hervorbringt und dem sie entgegenkommen, ist aber ein allgemeiner. Dichter, die eine hohe Stelle auf dem neuesten Parnaß einnehmen, verdanken dieselbe wesentlich ihrer Fruchtbarkeit in solchen versificirten Romanproduktionen.

Auch diese Uebersicht haben wir mit ein paar solchen niedlichen Kleinigkeiten zu eröffnen. Da ist zuerst „Luana," das neueste Produkt des in diesem Genre so fruchtbaren Gustav zu Putlitz, ein zartes, sinniges Gedicht, aus Mondschein und Empfindsamkeit gewoben. In der That gehört es keineswegs zu den schlechtesten seiner Gattung, und wir würden es den meisten derartigen Spielereien vorziehen; aber dennoch müssen wir wünschen, daß es mit allem, was zu seinem Geschlecht gehört, gar nicht existirte. Was bringt uns denn so in Harnisch gegen diese unschuldige Luana? Daß wir — um es mit Einem Wort zu sagen — auch an ihr so deutlich sehen, wie die Poesie sich selbst überlebt hat und in die Reflexion der reinen Prosa übergeht. Der Verfasser sagt selbst „zum Schluß," daß er sein Märchen nicht gesungen habe,

> Wie Lerchen ihre Lieder schmettern,
> Gewecket von des Frühlings Licht;
> — nicht, wie in der Kindheit Tagen,
> Wo Poesie im Märchen träumt;
> Wie Jugend nicht, die bald in Sagen
> Und bald in Liedern überschäumt.

Nicht „singen," sondern ein „Stückchen Leben wollte er in diesen Blättern niederlegen;" „in der bunten Märchenstunde,

da tönet sein Empfinden nach." Als ein prosaisches Empfindungsvehikel, in der ganzen allegorischen Nacktheit tritt daher hier überall das Märchen auf; der Dichter ruft ihm, wenn er es braucht, und entläßt es wieder, wenn es ihm gefällt, seinen Fuß eine Zeitlang auf dem Boden der Wirklichkeit ausruhen zu lassen. Wie in den epischen Dichtungen früherer Zeit die Muse, so wird hier das Märchen in förmlichen Prosopopöen citirt und beschworen. Dieß scheint uns denn doch der Gipfel der Unpoesie und Geschmacklosigkeit zu seyn. Es ist nicht viel besser, als wenn „Schwesterchen Prosa" und „Schwesterchen Poesie" mit einander abwechseln, wie wir es schon in den lustigsten Ausgeburten des unfreiwilligen Humors gelesen haben.

Wir sind in der lezten Zeit mit zwei ausgezeichneten Proben ächter Märchenpoesie beschenkt worden, mit Mörike's Hutzelmännchen und Roquette's Waldmeister. Diese konnten uns einen wirklich poetischen Genuß gewähren, weil in ihnen nicht ein Stückchen Leben niedergelegt ist, nicht ein bischen Empfindung nachtönt, weil sie das Märchen nicht zu einem bloßen Apparat machen, sondern es mit der Geschichte in der Art verweben, daß beide nicht aus- und nebeneinander, sondern ineinander sind. Das Bewußtseyn steht allerdings über dem Märchen und weiß, daß die Phantasie hier ihr harmloses, humoristisches Spiel treibt; sie gibt sich aber diesem Spiel mit aller poetischen Illusion hin, ohne auf jedem Ruhepunkt die reflektirende Linie zu ziehen, was dem einen und dem andern angehört, und so sich den Genuß überall selbst zu zerstören. Nicht mit der Prätension der Empfindsamkeit oder der ernsthaften Lebensweisheit, sondern in der Anspruchslosigkeit eines derben, schalkhaften Humors tritt das ächte Märchen überall auf, so schon bei dem alten Musäus, in der höheren Poesie z. B. in Arnims unvergleichlicher Isabella von Egypten und in den beiden eben genannten neueren Gedichten.

Daß ein Gustav zu Putlitz den rechten Märchenton verfehlt, das hat er mit vielen gemein, und es scheint nicht der Mühe werth, darüber ein so großes Aufheben zu machen. Dadurch aber, daß sich in diesen Poesien die zarteste, kindlichste Empfindung aussprechen will, während sie nichts als prosaische Reflexion sind, gewinnt die Sache eine andere, allgemeinere Bedeutung. Durch diese altkluge Pseudokindlichkeit, die nicht wiedergibt, „was sich der Wald erzählt," sondern was sie selbst in den Alleen des Berliner Thiergartens philosophirt, wird Geschmack und Empfindung offenbar mißleitet und von Grund aus verdorben. Von Putlitz zu Redwitz ist es in der That nicht weit; von der sentimentalen Kindlichkeit zur sentimentalen Romantik und Reaktion ist es nur ein Schritt. Daher sollte kein ästhetisches Journal die Pflicht gegen das Publikum verabsäumen, vor diesen schillernden Schlangen zu warnen. Wir haben das Vergnügen, bezeugen zu können, daß dieß auch wirklich von den meisten besseren Zeitschriften bereits geschehen ist.

Leider ist das Publikum sehr harthörig; wir sehen uns daher veranlaßt, zu weiterer Belehrung und Abschreckung noch einen zweiten solchen Berliner Goldwurm zu anatomiren; es ist dieß die, wie die Luana, bei Alexander Dunker erschienene „Florine." Hat uns bei der Mondesjungfrau das Märchen etwas aufgehalten, so brauchen wir zur Charakteristik des Blumenmädchens nur auf das vorher bemerkte zu verweisen, daß es heutzutage eine Masse gereimter Erzählungen gebe, die an die Stelle der früheren schlechten Romane und Novellen getreten seyen, und als neuen Reiz nichts als ihre Kürze, das niedliche Miniaturformat, den Goldschnitt und die Decke mit Vignetten und Arabesken mitbringen. Ganz ein solches Produkt ohne alle poetische Empfindung und Würde ist diese erste Jugendliebe Heinrichs IV., deren Ton man vollkommen aus den beiden Zeilen kennen lernen kann:

> Und selig knien vor Uranias Thron
> Das Gärtnermädchen und der Königssohn.

In diesem falschen Versegalopp, in den wir uns vor Zeiten von den Bilderbögen zu unserem großen Ergötzen einwiegen ließen, geht das Ganze fort. Wir könnten nun allerdings diese Kleinigkeit von fünfzig Seiten in aller Gewissensruhe mit Stillschweigen übergehen und sie dem unvermeidlichen Schicksal überlassen, mit Heinrichs übrigen Jugendsünden der Vergessenheit anheimzufallen; wir schenken ihr aber unsere Aufmerksamkeit, weil hier das, was wir an den meisten Erzeugnissen unserer namhaftesten epischen Dichter als den Verfall aller Poesie zu beklagen haben, so nackt und bloß sich unsern Augen darstellt, daß es jeder greifen kann. Ist denn eine Geschichte oder gar eine Anekdote, die man mit einiger Sentimentalität aufstuzt, ein episches Gedicht? Wer einigermaßen mit dem Reim umgehen kann, wird dergleichen Sachen des Jahrs wenigstens ein Duzend zu machen im Stande seyn. Wollte mir ein Verleger den Auftrag geben, ich machte mich anheischig, ihm ein ganzes, wöchentlich dreimal erscheinendes Magazin mit solchen Dingern zu füllen, und es sollte kaum eine Strophe darin vorkommen, wie diese:

> Da war, an Schönheit wie an Anmuth reich,
> Er wohl dem Liebesgott als Jüngling gleich.

Wer ist hier der Jüngling? — Heinrich? dann ist es eine Plattitude; der Liebesgott? dann ist es ein Unsinn. Doch, wir sollten uns in Acht nehmen. Es ist bei dem gegenwärtigen Stand der Bildung freilich eine kitzliche Aufgabe, männliche und weibliche Leistungen von einander unterscheiden zu wollen; wenn uns aber unser Takt nicht ganz trügt, so wollten wir wetten, hier eine Schriftstellerin, eine feinfühlende, vornehme Frau vor uns zu haben, gegen die wir es an der ihrem Geschlecht gebührenden Rücksicht nicht fehlen lassen möchten.

Wir sind bei Beurtheilung der dießjährigen Poesien von der allgemeinen Vorliebe für das Epische ausgegangen und haben uns veranlaßt gesehen, die Wurzel dieses

rischen Geschmacks zunächst in der allgemeinen poetischen Blasirtheit zu finden, welche, wie ein herabgekommener Weintrinker, die reine Poesie gar nicht mehr schmeckt, sondern etwas Schwereres, Stoffliches auf der Zunge will. Daß dieß aber nicht der einzige Grund ist, versteht sich von selbst. Der Zug zum Epischen fällt vielmehr zusammen mit dem zum Historischen überhaupt. Wir haben es früher in diesen Blättern weitläufiger ausgeführt und brauchen darum hier nicht darauf zurückzukommen, wie seit den politischen Bewegungsjahren, im Zusammenhang mit der ganzen Wendung, welche die Wissenschaft und die sociale Doktrin genommen, in die Roman- wie in die poetische Literatur überhaupt ein ernsterer, historischer Ton, ein Zurückgehen von der subjektiven Empfindung auf die allgemeineren, substanziellen Lebensmächte kommen mußte. Auch von dieser ernsten epischen Richtung hat uns dieses Jahr Proben gebracht, wenn wir als die erste auch nur die zweite Auflage eines schon früher erschienenen Gedichts zu nennen haben. Es ist dieß „Abukir, die Schlacht am Nil," von L. F. Scherenberg, gleichfalls bei dem k. Hofbuchhändler Alexander Dunker in Berlin herausgekommen.

Scherenbergs Name ist, wenigstens in Süddeutschland, noch fast ganz unbekannt. Ich wurde auf ihn in der neuesten Zeit namentlich aufmerksam gemacht durch einen Artikel über „Berliner literarische Zustände" in den Blättern für literarische Unterhaltung. Da wird er dargestellt als ein ächter Repräsentant des deutschen Poetenlebens, anspruchslos, originell, viele Jahre unbekannt, nur seinen Studien lebend, bis die Welle von 1848 ihn gehoben und aus seinem Gedicht „Waterloo" ein Feldgeschrei, einen Triumph gemacht. Nach einer solchen Schilderung mußte man begierig seyn, den Mann selbst kennen zu lernen. Darüber kann nun kein Zweifel seyn, daß Scherenberg über den Berliner Vergißmeinnichtchen hoch emporragt; aber diese Höhe ist eine kahle, unschöne; er hebt sich ab wie ein nackter Mast, der über eine sumpfige Fläche emporsteigt. Ueber die früheren Gedichte Scherenbergs kann ich kein Urtheil fällen, da mir das zum Feldgeschrei gewordene Waterloo bis jezt eben so wenig zu Gesicht gekommen, als sein „Leuthen;" daß aber durch die „Schlacht am Nil" meine Erwartung sehr getäuscht worden, das kann ich bei aller Hochachtung und aller guten Meinung, die ich fortwährend von dem Dichter habe, nicht umhin unverhohlen zu bekennen. „Verstöße gegen die Form der gebundenen Rede" wollte ich gerne nachsehen; lieber einige Härten, als das marklose, weiche Geleier und Gewimmer, das man nicht mehr aus den Ohren bringt. Bei der Schilderung einer so furchtbaren Katastrophe, wie eine Seeschlacht ist, wird man es natürlich finden, daß „von Salzfluth hart das Wort." Aber die ganze Idee, eine Seeschlacht, d. h. die bei derselben angewendeten Manöver, den Kampf der einzelnen Schiffe miteinander zum ausschließlichen Gegenstand eines Gedichts zu machen — das ist es, gegen was sich mein Geschmack durchaus sträubt, was ich für unpoetisch und unästhetisch halten muß. Daß in einem größeren erzählenden Gedicht, in einem Epos, Schlachtenscenen vorkommen, ist ganz in der Ordnung; wenn aber nichts dahinter und davor, wenn das einzige poetische Motiv der Kampf der beiden allegorischen Wappenhalter, des französischen Schwans und des englischen Adlers ist, dann wird offenbar die poetische Schönheitslinie überschritten. In der Dichtkunst ist nicht in dem Grad, wie in der Malerei, die Trennung der einzelnen Gattungen zulässig; es gibt keine Früchte-, Pferde-, Schlachten- oder Seestücke-Dichter. Das Anluven, Brassen, Aufhissen, der Besan- und Fockmast, und wie das Register der Seeausdrücke weiter heißt, ist gut in einem Zeitungsartikel, in einer pragmatischen Erzählung, wo die Worte, die uns, so oft wir sie auch gehört haben, doch nach ihrer genaueren Bedeutung immer wieder fremd sind, in Anmerkungen erklärt werden; in einem Gedicht aber dienen sie gewiß nicht dazu, das Plastische des Ausdrucks zu erhöhen, sondern nur zu ermüden und zu verwirren. Wir werden an Lichtenbergs Parodie erinnert: „und in dem Loch war noch ein Loch, und dieses Loch war größer noch als obgedachtes Schießloch."

Den besten Fingerzeig über die eigentliche Bestimmung, die ein solches Seegedicht haben kann, gibt die Bemerkung auf dem Titel selbst: „Die Uebertragung in englische Sprache bleibt vorbehalten." Den britischen Patriotismus zu enthusiasmiren, als Variante des rule Britannia mag die Schlacht am Nil von der vortrefflichsten Wirkung seyn, wie Waterloo im Jahre 1848 zum Feldgeschrei des politischen Zeitgeists werden konnte; ein solcher praktischer Erfolg kann aber über die poetische Berechtigung und Preiswürdigkeit durchaus nicht entscheiden. Umgekehrt, wenn der Dichter bisher die Anerkennung nicht finden konnte, die seine Kraft und Originalität verdiente, so ist der Grund hievon der verfehlten Wahl seiner Stoffe zuzuschreiben.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Witterung und Ernte. — Die Ausstellung. Malerei.

Wie der Frühling spät, so ließ sich der Herbst hier früh verspüren, und der Zoll, den dieses Jahr die Natur den Mächten der Erstarrung und des Verderbens gebracht hat, wurde nur durch die tropische Hitze der eigentlichen Sommermonate vergütet. Die durch einen saumseligen Lenz, der Getreide und Reben an den Dämon der Verödung und des Hungers verrathen zu haben schien, erst ernstlichst gefährdete, dann verzögerte Ernte wurde, was Wein und Oel, was Gerste und Weizen betrifft, durch die Hundstage und ihr Vor- und Nachspiel in raschem Gange vorwärts getrieben und troz des verspäteten Anfangs vor der Zeit an die Grenze der Reife gebracht. Als über die Mitte des August hinaus die Tage kürzer wurden, war die tropische Sonne, unter der man vom Ende Juni bis gegen den zwölften August geschmachtet, mit Einemmal nichts als eine Erinnerung. Man verwünschte sie, als sie noch da war, und über dem Ungemach, womit sie damals Leib und Seele heimsuchte, trug man dem Segen, den sie verbreitete, keine Rechnung. Jezt, da die Morgen und Abende beginnen herbstlich kühl zu werden, wird die Temperatur der Hundstage wieder herbeigesehnt, und von neuem verzweifelt man am Gedeihen der Landfrüchte, von neuem sieht man das arme Frankreich von einem Fluch beladen, der es schon zum vierten oder fünften mal um seine schönsten Erzeugnisse bringt und den jeder dem Gegenstande seines Hasses zuschreibt. Für die Provinzen zumal ist er eine Strafe massenhaft begangener Sünden und das ganze Volk wird gezüchtigt, weil das ganze Volk gefrevelt hat. Allein beim Licht einer jede vorgefaßte Meinung beseitigenden Prüfung besehen, ist die Strafe lange nicht so arg, als sie von vielen angenommen wird. Die bis zum Eintritt des Herbstes immer steigende Theuerung hat, von der ungenügenden Ausgiebigkeit der vorhergehenden Jahre ganz abgesehen, in der Geschichte des heurigen Paris hinreichende Gründe, und diese Gründe, die im Worte „Ausstellung" zusammenfallen, sind so bekannt, daß man sie wahrlich nicht aufzuzählen braucht. Da die Mehrzahl noch immer vorhanden ist, noch immer wirkt, so darf es nicht Wunder nehmen, daß Brod und Fleisch immer noch so hoch bezahlt werden, wie im holden Mai. Auf eine große Menge Rebensaft ist freilich nicht zu rechnen, namentlich aus Burgund lauten die Nachrichten eher betrübend als erfreulich, und an manchen Orten wurden die geringeren Weine von der Kälte im Frühjahr und in den jüngsten Tagen von den Winden der Tag- und Nachtgleiche so mitgenommen, daß manche Weinbauern dritten und vierten Rangs, durch die Reihe von Mißjahren völlig entmuthigt, ihre Rebe, wie man in Frankreich sagt, umgehauen und in ein Gemüsefeld verwandelt haben. So verschwindet durch die Ungunst des Himmels die Poesie von der Erde und die Prosa greift um sich von Tag zu Tag. Freilich die ganz feinen, gut gelegenen, eisen- oder schwefelhaltigen Weine, wie die in der Gironde, wurden lang nicht so stark angegriffen, und namentlich die weißen, also die von allen Weinen Frankreichs am wenigsten mit französischer Eigenthümlichkeit begabten, bieten die glücklichste Aussicht dar. Durch die Eisenbahnverbindungen kommen uns aus der Dordogne unter andern, wo der französische Madera, der weiße, duftige, im hohen Grade der Gesundheit zuträgliche Bergerai mit den Trüffeln um die Wette zum Ruhme des Landes beiträgt, weiße Traubenkörbe zu, die eine eben so bestechende Augenweide als die köstlichste Gabe für den Gaumen sind. Sie werden selbst in den Kaffeehäusern, die nicht gerade an den vornehmeren Boulevards liegen, für Paris keineswegs unmäßig hoch verkauft und sind besonders für die Deutschen ein seltenes Labsal. Auch Franzosen gibt es genug, welche dem genannten weißen Bordeaux und den appetitlichen, hellgrünen Trauben gewogen sind; allein es gibt auch viele, die von nichts Südlichem hören wollen, und wenn sie die kleinen, hellfarbigen, flüssig schimmernden, honigreichen Kugeln erblicken, sich verdrießlich mit dem Ausrufe wegwenden: „Das ist nicht französisch, das ist aus dem Süden." Nichts ist häufiger im nördlichen Frankreich, als diese Blitze der Geringschäzung gegen den Süden, und dennoch wiegt Bordeaux schwerer in der Wage der französischen Ausfuhr als Rouen, und unter den rothen Hosen, die um Sebastopol begraben liegen, befinden sich ohne Zweifel eben so viele Jünglinge aus der Gascogne, dem Languedoc und den Bergen, die Frankreich und Spanien trennen, als Bursche aus der Picardie, dem Artois und der Normandie.

Die Nachrichten aus der Krimm haben den kriegerischen Humor der Pariser plözlich wieder in's Leben gerufen, und als die Räumung des eigentlichen Sebastopols jüngst Abends bekannt wurde, klang Freudengeschrei aus der Nähe wie aus der Ferne, und die Privathäuser, die bei den lezten Kaiser- und Königsfesten bei der Beleuchtung keineswegs mit ansehnlichem Tribut erschienen, hatten sich dießmal in den verschiedensten Gegenden der Stadt, dem Brande von Sebastopol zu Ehren, mit flammendem Schmuck bekleidet. Während dieser Tage stolzen Taumels wurde die große Ausstellung einigermaßen vernachlässigt. Jezt

aber, da der kriegerische Rausch verschlafen ist, füllen die Säle des europäischen Kunstmuseums und der aus allen Zonen der Erde zusammengeflossenen Waarensammlung sich zum sechsten mal von neuem mit Parisern und Pilgern aus der Ferne. Das ist allerdings einer der auffallenden Unterschiede zwischen den beiden Ausstellungen, daß die der Plastik in ihren verschiedenen Fächern ihre Schätze nur aus dem Umkreise von Europa und der europäischen Ansiedlungen in Amerika, die durch Stamm, Sitte und Bildung zu Europa gerechnet werden dürfen, geholt hat, während gewerbliche Erzeugnisse da sind, die aus dem reichbevölkerten Hintergrund von Asien, von geistig, sittlich und physisch auf eigenem Grunde ruhenden Bevölkerungen herrühren. Gerade diese aus den entlegensten Regionen stammenden, aus einer von der unsrigen völlig unabhängigen Gesittung entsprungenen Werke, die chinesischen Leistungen unter andern, ziehen die Aufmerksamkeit der aus der Provinz zuströmenden Beschauer an. Ueberhaupt wird die gewerbliche Ausstellung vom Mittelschlag der Menschen mehr berücksichtigt als die Bilder- und Statuenrepublik. Leztere wird einmal, höchstens zweimal wöchentlich besucht. Es versteht sich von selbst, daß dabei von diesen Leuten mehr auf die Gemälde als auf die Bildhauereien geachtet wird, und daß unter den Gemälden wieder die Bildnisse den Vorzug erhalten. Der Mensch, der ohne Glauben an ein höheres, über den gemeinen Verstand hinausliegendes Wesen und Wirken in seiner Zeit und räumlichen Umgebung gedankenlos hinlebt, und nur in der Verbesserung seines Zeitlichen die Kraft, die er besizt, entwickelt, wird in der Kunst natürlich vor allem nach der Abbildung seiner eigenen Oberfläche fragen, nicht um in einem gut getroffenen, vollendet ausgeführten Kopfe den Charakter und die innere Welt der dargestellten Person zu lesen, sondern um sich in seinem eigenen Busen einer ähnlichen Verherrlichung des eigenen Antlizes zu schmeicheln. Auch das ist sehr begreiflich, daß die Bildnisse des erwählten Landesvaters und der von ihm erkorenen Landesmutter das dichteste Publikum, besonders aus der Provinz, um sich schaaren. Den also, sagt die Provinz, den hab' ich mir zum Herrn ersehen, und die dort, das stattliche und hübsche Weib, das ist die Kaiserin. Und nun werden an beiden alle Einzelheiten gemustert, Nase, Stirne, Mundwerk, alles wird besichtigt, dem Anzug der Kaiserin wird von den Frauen eine Kritik in's Kleinste gewidmet, und da Winterhalter nach Gewohnheit und der Weise getreu, die hauptsächlich seinen Erfolg entschied, die Kaiserin mit einem Hofe halb städtisch, halb idyllisch gepuzter Damen in sehr anmuthenden, wenn auch höchst gezierten Stellungen umgeben hat, so haben die weiblichen Richter mit einer ganzen Guirlande von Kleidern, Spizen, Hauben und andern Kopfbedeckungen zu thun. Physiognomische Tiefe, Aufschluß in Farben und Linien über die verborgenen Triebe und Begierden der Personen, welche er darstellt, wie sie uns Tizian besser, als es ein Dichter oder Geschichtschreiber zu thun vermag, in den Zügen Franz des Ersten rücksichtslos offenbart, solche Tugenden darf man vom liebenswürdigen, galanten Winterhalter nicht erwarten. Winterhalter ist ganz ein Sohn und Kammerdiener seiner Zeit; allen Tand und Prunk, in den die Zeit vernarrt ist, gibt er zierlich auf der Leinwand wieder; er verlockt, aber belehrt nicht, und mit etwas mehr dichterischem Ueberwurf scheint er der Eugen Scribe der vornehmen Bildnißmalerei. Er ist daher auch wie Scribe, ein Günstling seiner Gegenwart. Ich habe weder für ihn noch für Scribe des Wortes Liebling mich bedient, denn zu einem Liebling gehört mehr feine und wahre Grazie, als einem Winterhalter, einem Scribe verliehen worden, und die Mitwelt kann überhaupt schwerlich Lieblinge haben; es fehlt ihr für die bevorzugten Geschöpfe dieser Art der Begriff und der Geschmack.

Aus ganz anderem Stoff geknetet und mit ganz anderem Zeug gerüstet sind unter den Porträtisten Ricard und Cogniet. Der Provençale Ricard malt schmucklos und lebendig nach der Wirklichkeit, er verschmäht namentlich alle Verklärung der Tracht durch Rückgriffe in eine für malerische Kleidung empfänglichere Epoche und macht sich mit der Gartenidylle, wie sie Winterhalter liebt und pflegt, nicht das mindeste zu schaffen. Troz dem machen seine Sachen große und eingreifende Wirkung, denn wir erfahren etwas von dem Werth und dem Gepräge des dargestellten Menschen; wir werden nicht gehätschelt und nicht gekizelt, aber unterrichtet und gefesselt. So weichlich nun, so marklos und verzärtelt der Geschmack des heutigen Geschlechts auch geworden seyn mag, so ist doch Ricard eine so mächtige Natur, daß er über all die Verwöhnungen, die dem Verständniß seiner Arbeiten entgegen stehen, vollständig triumphirt, und obgleich noch jung, obgleich erst seit wenigen Jahren bekannt, allgemein zu den gediegensten Künstlern unter den Zeitgenossen gerechnet wird.

Unter den preußischen Malern dieses Fachs hat Noeting aus Dresden, ein Schüler Bendemanns, durch Ernst und Schärfe ein Recht neben Ricard sich zu stellen. Er ist vielleicht nicht ganz so anspruchlos, aber doch sehr einfach, und es würden seine zwei Männerbildnisse, die von den aufmerksamen Beschauern, auch von Franzosen, bemerkt und belobt wurden, so großes Aufsehen machen, als die des Berliners Magnus, wenn dieser nicht den Vortheil hätte, mit musikalischen Berühmtheiten, wie die Lind, wie Mendelsohn-Bartholdy und die Sontag, aufzutreten. Die leztere namentlich, ohnehin von den Parisern angebetet, bot in ihrem edlen Gesicht eine solche Harmonie von Hoheit, Güte und Ebenmaß dem Künstler dar, daß er nur dem lebendigen Typus sich hingeben durfte, um etwas im hohen Grad Anziehendes zu liefern. Denselben Vortheil besizt, vereint mit einer vortrefflichen, zugleich anziehenden und feinen Ausführung, das Bildniß Kaulbachs von dem Neffen des berühmten Meisters.

Eine recht bewegte, recht glücklich gemischte Gruppe von Bildnissen bietet uns Friedrich II. mit seinen Denkgenossen in Sanssouci von Menzel aus Breslau dar. Die

Erregtheit und Gespanntheit aller dieser Köpfe sagt uns auf den ersten Hinblick, daß hier eine Erörterung über ein sehr pikantes Thema statt finde. Man sieht auch, daß die Meinungen erpicht, die Einwürfe entrüstend und die Hin- und Herreden aufregend sind. Der König selbst, übrigens der gelassenste, der besonnenste des Kreises, den er um sich versammelt, hat in Menzels Skizze sein Antlitz ganz in Fieberglut getaucht; Voltaire aber, gleich neben dem König sitzend, sieht aus einer Ecke so keck, so höhnisch und so spaßhaft drein, daß man sich an die Verse im himmlischen Vorspiel zum Faust erinnert:

Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.

Unter die besseren Porträtisten darf man, wenn er auch kein Jüngling mehr ist und seine besten Jahre im Lustgarten leichtfertiger Gefälligkeit hinging, wo seitdem sein Sohn sich tummelt, den alten Dubuffe rechnen, der, seitdem er grau geworden, von seiner früheren Grazie nichts verloren und dabei eine Tiefe der Auffassung gewonnen hat, die ihm einst abging. Er hat auch seinen Wirkungskreis erweitert und in seine zahlreichen Abbildungen vierfüßige Vorbilder gezogen, in deren Conterfeis er besonders die stürmischen Triebe der thierischen Natur mit energischer Bezeichnungsgabe heraus hebt. Er kann sich auf diesem Gebiet mit dem beliebtesten Talent der Gegenwart messen, und Mamsell Rosa Bacheur hat vielleicht mehr Erlerntes, mehr blendenden Schein im Beiwerk, als der ältere Dubuffe, aber lange nicht so viel ursprüngliche Kraft, nicht die täuschende Lebendigkeit und das natürliche Wachsthum, welche die Thierlandschaften Dubuffes auszeichnen. Rosa malt Pferde und pflügende Rinder für große Gutsbesitzer. Sie malt im Reich der Thiere, was Winterhalter und der jüngere Dubuffe im Gebiete der guten Gesellschaft malen, das Geschniegelte, Gebiegelte und Geleckte. — Von Dubuffe dem Vater ist in eine ganz andere, in eine ungleich größere Welt, in Troyons Wiesen und Weiden und Matten nur Ein Schritt. Troyon ist ohnstreitig der größte Landschafter der Franzosen, und, wie seine Landsleute, die dießmal in ihrer Eitelkeit Recht haben, behaupten, der erste Maler dieser Gattung in Europa. Er hat nicht die absondernden, wohl aber alle nothwendigen Eigenschaften seiner Kunstgefährten; er hat nicht die Innigkeit eines Corot, eines Huet, man kann indessen, ohne gerade Innigkeit zu besitzen, ein ächter Künstler seyn, aber wahr muß man seyn, um den Rang eines hervorragenden Genius einzunehmen, und die Wahrheit hat Troyon mit den genannten, mit Corot und Huet, mit einem François und Duprez vollkommen gemein. Aber wenn Huet und Corot die unendliche Einsicht in die Tiefe eines lenzig grünenden Waldes vorziehen und zugleich aus sich wie aus der Natur den stillen Reiz ihrer Bilder schöpfen, wenn Duprez mit einer Fertigkeit, die jede persönliche Empfindung verschmäht, mit Pferden, Lämmern oder Stieren, auch mit Wild bevölkerte, oder einsame, mit Gehölz durchzogene Haiden naturgetreu wiedergibt, und besonders die Thiere im Behagen ihrer Freiheit lebendig darstellt, François endlich herbstlich entblößte Wälder im Licht der stark umflorten Sonne des Herbstes der Wirklichkeit, wie seiner eigenen Seele nachbildet, so liebt Troyon vor allem die größten Aussichten der Nomadennatur, und die Größe daran ist es vorzüglich, die er uns veranschaulicht. Er stellt seine eigenen Gefühle nicht in den Spiegel der Außenwelt hinein, aber man sieht, er hat an den großen Verhältnissen seine Freude und darum wählt er dieselben zum Festhalten auf der Leinwand. Er ist, wie gesagt, im höchsten Grad beliebt, aber was soll er von diesem Ruf halten, wenn auch ein Theodor Rousseau so hoch belobt und als ein Genie vergöttert wird? Daß Rousseau sein Handwerk versteht, daß er eigenthümliche Wirkungen durch die Weise, wie er die Farben behandelt, hervorzubringen weiß und auf das Gemüth namentlich einen ernsten Eindruck macht — ich bin ferne, dieß zu bestreiten, aber Erquickung habe ich meines Theils von diesen finstern Bildern nie empfangen; das lacht einem nicht, das lockt einem nicht an, und obgleich die Ansprüche auf Wehmuth in Rousseaus Erzeugnissen sehr sichtbar sind, so dürften sie doch zu wahrer Rührung keineswegs geeignet seyn.

(Schluß folgt.)

Hamburg, September.

Münzwirren. — Theurung. — Stadttheater.

In der lezten Woche des August erhielt unsere kaufmännisch so rastlos thätige, in allen praktischen Dingen so wohl erfahrene Stadt einen Vorgeschmack von dem Zustande, in welchem sich Leute befinden, die kein Geld haben. Wir sind hier zwar troz unserer Vorliebe für materielle Genüsse doch Gottlob noch nicht so ganz dem

Dämon des Materialismus verfallen, daß wir Armuth ein Verbrechen nennten, aber wir halten viel auf's Geld und bedauern alle, die nicht im Besitz dieses beliebten Metalles sind. Da fiel es plötzlich eines schönen Morgens den weisen Vätern unserer Stadt ein, im „Amtsblatte" anzuzeigen, daß mit Ende August alle Ein- und Zweischillingsstücke mecklenburgischen Gepräges im Handel und Wandel außer Cours gesezt werden sollten und statt derselben nur Hamburgische und Lübeckische Scheidemünze anzunehmen sey. Grund, und zwar sehr guten Grund hatte diese Verordnung, denn sie berief sich auf den Erlaß der königl. dänischen Regierung, welcher alle fremden Schillinge ohne Ausnahme mit dem ersten Oktober aus den Herzogthümern verbannt. Da nun selbstverständlich ungeheure Summen dieser kleinen Scheidemünze, die seit undenklichen Zeiten bis nach Jütland hinein in Handel und Wandel angenommen wurde, aus den Herzogthümern nach unserem Handelsemporium zurückfließen mußten, so hielt unsere vorsichtige Regierung es für zweckmäßig, bei Zeiten einen Riegel vorzuschieben, um die Verluste, die in keiner Weise ausbleiben konnten, nicht noch durch zögerndes Hinhalten zu vermehren. Das war jedenfalls wohlmeinend gehandelt, dennoch aber rief die erwähnte Verordnung eine Verwirrung und allgemeinste Bestürzung in's Leben, die kaum zu schildern ist. Niemand war auf diese Maßregel vorbereitet, viele, besonders die Detailkrämer, befanden sich im Besitz großer Massen von genannter Münze, und nun sollte dieselbe — die einzige, die eben massenhaft und in genügender Weise umläuft — binnen acht oder neun Tagen aufhören, als Tauschmittel zu dienen. So geschah es, daß schon zwei Tage nach dem Senatserlaß ganz Hamburg ohne Kleingeld war; jedermann weigerte die Annahme der in Bann gerathenen theuern Mecklenburger und befand sich außer Stande, andere Scheidemünze zu verausgaben. Es mangelte in unserer geldreichen Stadt keineswegs an Geld, und doch konnte kein Nachbar den andern bezahlen. Bäcker, Höcker, Krämer, Milchbauer, Schlachter und andere Leute wurden mit mecklenburgischen Ein- und Zweischillingsstücken förmlich bombardirt, wollten aber natürlich für solches Geld ihre Waaren nicht hergeben. Unter so bewandten Umständen konnten kleine Excesse und Zänkereien nicht ausbleiben, zu einem wirklichen Skandal aber, oder gar zu einer bedenklichen Demonstration der Massen, die mancher befürchtete, kam es zum Glück nicht, und jezt, wo bereits vierzehn Tage in's Land gegangen sind, hat man sich in das Unvermeidliche gefunden. Freilich ist dieß ohne sehr bedeutende Verluste nicht abgegangen, die indeß zum Theil der Staat mitträgt, da seit Veröffentlichung der betreffenden Bekanntmachung die Steuerkasse eine gewisse Summe der außer Cours gesezten Münzsorten in Zahlung annahm. Der Andrang auf diesem Büreau ward dadurch so drohend, daß nur durch Aufstellung von Bürgermilitär demselben Einhalt gethan werden konnte. Selten wohl sah man die Steuerpflichtigen mit solcher Hast dem Rathhause zueilen, wie an diesen Tagen, und selten hat man so viel darüber lamentiren hören, daß man, ohne Stunden lang zu warten, sein Geld nicht einmal loswerden könne.

Diese Schillingscalamität, welche gegenwärtig unserem kleinen Staatswesen sicherlich einige hunderttausend Mark Schaden verursacht, hätte allerdings vermieden werden können, wenn die erst jezt außer Cours gesezte mecklenburgische Scheidemünze damals schon, als Mecklenburg seinen Münzfuß änderte, abgeschafft worden wäre. Es mögen mancherlei Ursachen zusammengewirkt haben, weßhalb man damals zu diesem jedenfalls kürzesten Auskunftsmittel nicht geschritten ist. Gegenwärtig, wo die Noth drängte, mußte die unangenehme Radikalkur versucht werden, mag sie auch noch so theuer zu stehen kommen; es wird aber gerade deshalb so viel verloren, weil eine Auswechslungskasse fehlt, die die entwertheten Schillinge für eine gewisse Zeit annimmt und anderes gangbares Geld den Fordernden dafür einhändigt. Man will behaupten, daß zwischen zwei und drei Millionen Mecklenburgische Ein- und Zweischillingsstücke in Hamburg umlaufen, und dieß sind wenigstens zwei Drittheile der gesammten Scheidemünze. Ein Ersatz für den jezt bereits eingetretenen Ausfall ist nicht zu gewähren, da erst Schillinge geprägt werden müssen. So bleibt denn nichts übrig, als daß jeder sich zu helfen sucht, so gut er kann. Die meisten geben und fordern Credit, bis eine Summe voll ist, die sich mit dem hier gangbaren preußischen Thaler bezahlen läßt. Daß man dieß großentheils durchführen kann, dürfte für die bedeutende Wohlhabenheit der hiesigen Bevölkerung im Allgemeinen ein sehr günstiges Zeugniß ablegen.

Bei der ohnehin schon äußerst empfindlichen Theurung aller Lebensmittel erhöhten diese gewissermaßen vom Himmel herabgefallenen Münzwirren die Noth noch um ein Bedeutendes. Wäre nicht anhaltend besseres Wetter eingetreten, das nunmehr wenigstens das Einbringen der Feldfrüchte in ziemlich sichere Aussicht stellt, so würden wir gegenwärtig hier Preise zu notiren haben, wie man sie nur in allgemeinen Theurungs- und Mißwachsjahren kannte. Die Kartoffeln, eine Zeitlang nicht zu bezahlen, sind bedeutend herunter gegangen, da es sich jezt herausstellt, daß die gefürchtete Krankheit doch nicht so verheerend aufgetreten ist, als man anfangs vermuthen mußte. Es fehlt keineswegs an hinreichenden Zufuhren dieser Erdfrüchte, leider aber sind doch viele, und darunter auch die äußerlich völlig gesund aussehenden, von Geschmack so schlecht wie von Geruch. Da schon seit Monaten die Fleischausfuhr nach England sich entweder verringert oder der Zufluß von Schlachtvieh sich vermehrt hat, so erwartet man auch ein Fallen der bis jezt sehr hoch hinauf geschraubten Fleischpreise. Tritt ein solches wirklich ein, so würde die Rückwirkung höchst wahrscheinlich allgemein seyn. So lange aber Brod und Fleisch auf den bisherigen Preisen sich erhalten, ist nach keiner Seite hin an eine Umgestaltung der so vielfach drückenden Verhältnisse zu denken.

Abermals muß ich Sie von unsern noch immer in der Schwebe befindlichen Theaterzuständen unterhalten. Je länger das Provisorium der C. A. Sachse'schen Verwaltung dauert, desto unklarer scheinen die Verhältnisse sich gestalten zu wollen. Anfangs war die Meinung, Sachse werde schließlich die Direktion der städtischen Bühne erhalten, eine allgemein verbreitete. Das Glück seiner Operngastspiele und die mancherlei geschickten Manipulationen des klug rechnenden Mannes, die von gewissen Seiten tüchtig hervorzuheben nicht unterlassen wurde, berechtigten gewissermaßen zu dieser Annahme. Die Gastschauspiele dagegen blieben nicht nur weit hinter den Opernvorstellungen, sondern selbst hinter den mäßigsten Anforderungen der Theaterliebhaber zurück. Mich dünkt, man stellt nur Versuche an, und da es an jedem wirklich leitenden Gedanken fehlt, da auch eine einheitliche Oberleitung in der Wahl der Stücke und deren Aufführung selbst jezt, wo Dr. Carl Töpfer als artistischer Direktor häufig auf dem Zettel paradirt, in keiner Weise ersichtlich wird, werden die Vorstellungen immer mittelmäßiger. Das deutsche Schauspiel hat seine besten Kräfte uns auf kurze Zeit dargeliehen, die allerbesten sind freilich, mit Ausnahme einiger wenigen, gar nicht zu uns gekommen. Manches Talent kam, sah und spielte höchstens ein einziges dürftiges mal. Den Glanzpunkt der Gastschauspiele bildete unstreitig die Anwesenheit der namhaften Bühnenkünstler La Roche, Fr. Seebach und Würzburg aus Wien. Damals sahen wir noch einzelne wirklich höchst bedeutende Vorstellungen. Das Herrlichste leistete ohne alle Frage die an unserem Stadttheater zur wahrhaften Künstlerin herangereifte Marie Seebach als Gretchen. Das Gretchen dieses zarten Mädchens ist ein Meisterwerk vollendetster Schauspielkunst, und die Künstlerin, die allen Intentionen des Dichters eine so merkwürdige Verkörperung zu verleihen vermag, zeigt sich während des Spiels selbst als Dichterin. Schade, daß ein Talent von solcher Innerlichkeit genöthigt ist, nur um dem Geschmack der Masse einen Köder hinzuwerfen, auch als „Waise von Lowood" und „Adrienne Lecouvreur" sich bewundern und beklatschen zu lassen. Das mögen allerdings Paraderollen seyn, in denen jedes nur einigermaßen sich selbst kennende Talent einen Erfolg erzielt, der wahre Genius der Kunst aber hat weder diese Gebilde geboren, noch ist es seine Aufgabe, auf den Brettern, die die Welt bedeuten, ihnen Leben einzuhauchen.

Die Schillerstiftung, welche vor einiger Zeit in Dresden zu Stande gekommen ist und allgemeinen Anklang gefunden hat, veranlaßte unsern interimistischen Direktor, eine Schillerfeier zu veranstalten. Ein besonderer sonstiger Anlaß dazu war nicht vorhanden. Der Name Schiller, der Nation theuer und werth geworden, besizt eine eigenthümliche Anziehungskraft, die auch dann noch ihre Wirkung äußert, wenn man ihn eben nur als Zugmittel benuzt. Um nun erstens Schiller zu feiern, sodann eine gute Einnahme zu machen, endlich dem Schillerfonds wo möglich eine erkleckliche Summe zufließen zu lassen, ward eine Aufführung des „Don Carlos" mit Prolog und Epilog, zum Schluß mit Aufführung lebender Bilder aus sämmtlichen Schiller'schen Dramen und mit Enthüllung einer Gypsstatue des Dichters, die aus dem Atelier des hiesigen Bildhauers Vivier hervorgegangen war, veranstaltet. Der beabsichtigte Zweck ward auch wirklich erreicht. Das Haus war zum Brechen voll, die Aufführung der Tragödie konnte sich zu den besseren zählen, das übrige lockende Beiwerk, wozu ich auch das mit den Fahnen aller Nationen von außen geschmückte Schauspielhaus zähle, das ganz so aussah, wie ein vom Stapel laufendes Schiff, gefiel, und so konnte die Direktion zum Schlusse ihre Hand aufthun und baare zweihundert Thaler dem Schillerfonds einschicken. Acht Tage später wurde die Schillerstatue „auf Verlangen" nochmals enthüllt und dazu wiederum lebende Bilder gestellt, der Flaggenwald an Dach und Façade des Hauses blieb aber weg.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 42. 14. Oktober 1855.

> Deutschland, bist du so tief vom Schlaf gebunden,
> Daß diese fremden Zwerge sich getrauen,
> Mit frechem Beil in deinen Leib zu hauen,
> Als könntest du nicht spüren Streich und Wunden?
>
> E. Geibel.

Bilder aus Schleswig-Holstein.

II.

Eine Fahrt auf der Schlei. — Schleswig. — Möwenpriis.

Daß es einen weißen und einen blauen Nil gibt, und daß das kaspische Meer bei Licht besehen eigentlich kein Meer, sondern ein Landsee ist, weiß in Deutschland jedes Schulkind. Weniger bekannt dürften meiner Erfahrung zufolge die näher liegenden und eben so fest stehenden Thatsachen seyn, daß die Königsau keine Wiese, sondern ein Fluß, und daß die Schlei kein Fluß, sondern eine Meeresbucht ist. Es ist immer die alte Geschichte von Berlichingens Buben: man weiß in der Fremde bis an die äußersten Flügelspitzen der Morgenröthe besser als in der nächsten Nachbarschaft Bescheid. Das ist aber eine Unart, die man sich endlich einmal abgewöhnen sollte, und die namentlich da, wo Deutschland bestrittene Rechte zu wahren hat, an den Punkten, wo eine vielleicht nicht ferne Zukunft seine Nordgrenze zu reguliren haben wird, aufhören muß. Ein solcher Punkt ist nun vor allem das Herzogthum Schleswig, und in diesem Betracht dürfte es nicht unzweckmäßig seyn, daran zu erinnern, daß die Schlei wirklich kein fließendes Wasser, sondern ein Meerbusen der Ostsee, und zwar der längste von denen ist, welche in die östliche Küste Schleswig-Holsteins hineingesprengt sind.

Die Leser dieser Blätter wissen das natürlich. Dennoch glaube ich mir ihren Dank zu verdienen, wenn ich ihnen diesen Meerbusen oder, wie man hier zu Lande sich ausdrückt, diese Föhrde und ihre Ufer mit einiger Ausführlichkeit schildere. Der Schiffer kennt bessere Häfen, der Maler anmuthigere Landschaften unter den Buchten Nordalbingiens, aber keine derselben bietet dem Freunde der Sage und Geschichte so reichen Stoff, als die, nach welcher die uralte Hauptstadt des Herzogthums Schleswig benannt ist. Von ihrer Mündung im Osten bis hinauf nach ihrem Ende im Westen, an ihrem südlichen Ufer, wo die Halbinsel Schwansen sie begrenzt, wie an ihrem nördlichen, wo das Land Angeln sie einfaßt, begegnet dem Auge eine fast ununterbrochene Reihenfolge von Erinnerungen an eine Zeit der Gewalt und des Kampfes. Wäre sie ein Strom, so könnte man sie den Rhein des Nordens nennen, so zahlreich schweben die Geister der Sage über ihren Wellen und über den grünen Hügeln ihrer Gestade.

Der Anfang allerdings einer Fahrt auf der Schlei ist, wenn diese, wie in meinem Falle, von Cappeln

nach Schleswig unternommen wird, ziemlich prosaisch. Cappeln ist der Ort, der uns die wohlbekannten Bökling in die Küche liefert. Schon der goldene Mann mit drei goldenen Fischen, der von der Spitze seines Kirchthurms weit nach Schwansen und Angeln hinein funkelt, verkündet das, und wer Zeit hat, auf die Gespräche an seinem Hafen und in seiner „Börse" zu hören (die leztere ist ein Bierhaus, wo alle Donnerstag die Gutsbesitzer, Verwalter und Pächter der Nachbarschaft ihre Preise machen), wird es bestätigt finden. Cappeln sucht seinen Ruhm lediglich darin, die beste Räucherkammer der in der Schlei gefangenen Heringe und der beliebteste Markt der Butterfässer von Angeln und der Käse von Schwansen zu seyn. Auch der nächste Ort nach Westen, an dem uns das winzige Dampfboot, dessen Eigenthümer hier den Verkehr unterhalten, vorüber trägt, das allerliebst auf einer Insel gelegene Schifferdorf Arnis, ist berühmter durch seine Wurstfabriken, als durch die Befestigungen, durch welche Erich der Pommer während seines wenig ruhmvollen Kriegs mit dem Herzog von Schleswig die einst hier sich streckende Halbinsel in eine Insel verwandelte. Indeß entschädigen beide Orte für den Mangel an historischen Erinnerungen von Bedeutung durch ihre freundliche Lage, ihr wohlhäbiges Aussehen und durch die Menge buntbemalter Jachten und Galeassen, die auf ihrer Rhede hin und her segeln.

Fahren wir weiter, so zeigt das Gestade zur Rechten nur niedrige Hügel mit hellgrünen Wiesen und dunkelgrünem Buchengehölz und dazwischen bisweilen eine Gruppe von Strohdächern. Angeln kennt eben keine stattlichen Herrenhäuser. Dagegen ist Schwansen fast durchgehends im Besitz des Adels, und die Küste zu unserer Linken beweist das, indem auf ihr Edelhof auf Edelhof herüber blickt. Der berühmteste darunter ist Stubbe, einst eine starke Burg und Wohnsitz der Bischöfe von Schleswig, wiederholt von den Holsteinern erobert und geschleift, wiederholt aufgebaut, später aus einer adeligen Hand in die andere übergegangen, jezt im Besitz eines Bürgerlichen, dessen rothe Kuhheerde unser Fahrzeug vielleicht an derselben Stelle mit ihrem Gebrüll bewillkommte, wo vor vier Jahrhunderten die Trabanten und Spielleute seines Vorgängers ihren vom Meßopfer im Dom Schleswigs heimkehrenden geistlichen Herrn empfingen.

Eine Strecke weiterhin liegen die Güter Eschelsmark und Ornum, wo die Schlei eine Seitenbucht bildet. Hier soll es gewesen seyn, wo der böse Herzog Abel seinen Bruder Erich Plogpenning durch Lauge Gudmundson ermorden ließ. Der Todte wurde mit Steinen beschwert an einer Stelle in's Wasser versenkt, welche noch jezt „zum finstern Stern" heißt. Die Leiche stieg nach der Sage, troß der Last, mit der man sie behangen, aus der Fluth empor und rang die Hände über den Doppelfrevel des Bruder- und Königsmords, bis sie an's Land trieb und man sie unter einem großen Stein zwischen Loitmark und Arnis begrub. Dieser Stein kehrt sich alljährlich in der Nacht, wo die Unthat geschah, mit dem Glockenschlag zwölf um. An dem Ort aber, wo die Mörder den König versenkten, haben später die Fischer häufig blaue Flämmchen flackern sehen, und immer kam sie dabei ein Grausen an.

Bei Missunde nähern sich die Ufer, die hier aus baumlosen Grashügeln bestehen, einander bis auf eine Entfernung von dreihundert Ellen, und das Boot dampft durch einen Sund, welcher der Maglandscanal heißt und ungefähr eine Viertelstunde lang ist. Von der Burg Knud Lawards, die einst die Enge beherrschte, ist wenig als die Erinnerung mehr übrig; denn die meisten dieser Vesten bestanden wohl nur aus Holzgebäuden und Erdwällen. Dagegen sind die Ueberreste der dänischen Schanzen, auf welche General Willisen am 12. September 1850 den unglücklichen Angriff machte, noch deutlich zu erkennen.

Nicht lange so treten die Küsten wieder auseinander und das Dampfboot fährt in die „große Breite" hinaus, eine Erweiterung der Schlei, wo sie mehr einem Landsee gleicht. Hier begegnet dem Auge zuerst Weseby, aus den Trümmern der Burg des Räubers Weser entstanden, der, von den Schleswigern belagert, in den Flammen seines Schlosses mit seiner Schwester den Tod fand. Ueber einer Wiesenzunge, die weit in's sonnenhelle Wasser hinein ragt, wird in einem dunkeln Park das weiße Schloß von Louisenlund sichtbar, und eine kleine Strecke weiter erscheint das Dorf Holm, von wo sich einst der Oldenwall, Schwansen gegen die nordwärts vordringenden Sachsen vertheidigend, bis zur Bucht von Eckernförde erstreckte. Aber die chinesische Mauer hielt die deutsche Kraft nicht auf, das dänische Swansö ward zum vollkommen deutschen Schwansen, und der Pflug ging so lange über den Wall, bis keine Spur mehr von ihm vorhanden war, die den Nachkommen erzählte, daß hier die Grenze Dänemarks gewesen.

Die Schlei ist im Gegensatz gegen alle übrigen Meerbusen der Ostküste, die ohne Ausnahme vortreffliche Häfen selbst für Kriegsschiffe bilden, so seicht, daß nur sieben Fuß tief gehende Fahrzeuge sie bis über Missunde hin befahren können. Die Folge davon ist daß man nur selten einem Schiff begegnet, und diese Einsamkeit stimmt recht wohl zu den Träumen der

Vorzeit, und hat namentlich dann, wenn auf einen schönen Tag der Abend folgt und die Strahlen der sinkenden Sonne die Wipfel und Stämme der Wäldchen und die Fensterscheiben der Dörfer am Ufer vergolden, einen zauberhaften Reiz.

Ein solcher Abend muß es gewesen seyn, als die Angeln ihren ersten König bekamen, und ein solcher Abend auch, als sie die Leiche des zweiten dem Meere wieder gaben, das ihnen jenen ersten gesendet hat.

In alten Zeiten, heißt es in dem Heldenliede von Beowulf, als noch wenige Menschen im Lande lebten, trieb einst ein Schiff ohne Steuer und Ruder die Schlei herauf. Darin lag ein Knabe, eben geboren, schlummernd auf einer Garbe. Rings um ihn waren aufgeschichtet Waffen aller Art und viel edles Geschmeide. Keiner wußte, wer er war, noch von wannen er gekommen. Aber man nahm ihn auf wie ein himmlisches Wunder und pflegte ihn, bis er erwachsen war, und weil man glaubte, daß die Götter ihn gesendet, wählte man ihn zum ersten Könige über Angelland und nannte ihn Skeaf, das heißt: Korngarbe. Skeaf aber wohnte an dem Ort, der von Alters her Schleswig genannt ward, und herrschte lange Zeit ruhmvoll über sein Volk. Sein Sohn hieß Skild, d. i. Schild. Dem mußten bald alle Nachbarn unterthan seyn, seinem Volke aber war er ein lieber Herr. Er blieb ohne Nachkommen, bis ihm in hohem Alter Beowulf geboren ward. Als nun dem alten König das Schicksal nahte und er dahin gegangen, führten seine Diener die theure Leiche zum Ufer, wie er selbst befohlen hatte, da er noch lebte. Zur Ausfahrt stand sein Schiff gerüstet, glänzend wie Eis. Darein legten sie trauernd den Fürsten, mit dem Haupt an den Mast ihn lehnend. Nimmer war ein Schiff prächtiger ausgestattet. Eine Fülle von Schätzen und Geschmeiden, Waffen und Kriegsgewändern war um ihn ausgebreitet, wie einst in dem Schiffe, das Skeaf dem Lande gebracht hatte. Hoch an den Mast band man ein goldenes Banner als königliches Zeichen. Dann überließen sie das Schiff steuerlos dem Spiele der Wellen.

Bei Sterwig endigt die große Breite wieder mit einem Sunde. Dann thun sich die Ufer abermals auseinander. Wir befinden uns in der „kleinen Breite“ und nähern uns nun einem der schönsten Städtebilder dieser Küsten, dem langgestreckten stillen Schleswig. Sanfte, hier ziemlich hohe Hügel, theils mit Graswuchs, theils mit Gehölz bedeckt, schließen im Halbkreise das blaue Wasser ein, in dessen Mitte, umschwärmt von zahllosen weißen Möven, ein schilfumkränztes Eiland, der Mevenberg sich erhebt. Kreischend schießen die taubenartigen Vögel hierhin und dorthin, steigen gen Himmel, um die Brust in den Strahlen der Sonne zu baden, die über den Höhen von Bustorf am Verschwinden ist, stoßen hernieder, um Fische zu spießen, sammeln sich und trennen sich wieder, und gleichen mit diesem Spiel einem gewaltigen Mückenschwarme, wie sie sich an schönen Abenden über Waldweihern des Lebens freuen.

Sonst ist Alles ruhig. Von dem Schiffsgetümmel der Rheden Kiels und Flensburgs ist hier nichts zu sehen. Kein Kai mit Waarenballen und Tonnen, mit lärmenden Matrosen und Lastträgern zieht sich am Ufer hin. Kein Speicher ragt mit seinem Krahn an der Landungsbrücke empor. Kein Fabrikschornstein, kein Dampfwagen stößt seine Rauchwolken aus. Kaum läßt sich das Rollen von Rädern, kaum eine Menschenstimme vernehmen. Auf dem Wasser plätschert dort das Ruder eines Fischers, der seine Netze nach Brassen ausgeworfen hat, hier vielleicht das des Fährmanns, der einige Bauern nach dem südlichen Gestade übersetzt. Am Hafendamm ankern zwei oder drei einmastige Schuten. Die Stadt liegt so still, als ob sie ausgestorben wäre, so still wie das Fischerdörfchen, aus dem sie entstanden seyn mag. Sie war immer ein ruhiger Ort, jetzt herrscht hier fast die Ruhe eines Friedhofs.

Man hat ihr zur Strafe für ihre Betheiligung an der Erhebung das einzige genommen, was ihr einiges Leben verlieh, den Charakter der Hauptstadt des Herzogthums und die Oberbehörden derselben. Ihre eigenthümliche Schönheit hat man ihr nicht zu nehmen vermocht.

Ueber sich jene grünen, sanftgerundeten Höhen, vor sich Gärten und Wiesen und endlich die liebliche Bucht, zieht sich die Stadt wie ein ungeheures Hufeisen am Hintergrunde der Schlei hin. Rothe Dächer und weiße Mauern wechseln auf das Anmuthigste in diesem Halbcirkel, der nahezu anderthalb Wegstunden lang ist. Dort erhebt sich in der Altstadt, dem östlichsten der drei Theile, aus welchen Schleswig besteht, der Dom zu Sanct Peter, mächtige Mauern, ein gewaltiges Dach und ein Thürmchen darauf, so winzig, daß man es auf einer Dorfkirche klein nennen würde. Da weiter westlich blickt vom Hügelhange ein anderes Gotteshaus, die Michaeliskirche, zu uns herab. Hier noch weiter nach Westen hin schließt sich der zweite Theil der Stadt, der Lollfuß, dem ersten an, und hier erhebt sich, umgeben von einem breiten Graben, Schloß Gottorp, die Stammburg der dänischen Könige und der jetzt herrschenden russischen Kaiserfamilie, ein stolzes Gebäude, das sich mit seinen hellen Mauern und seinem glänzend schwarzen Dache recht schön von dem Thiergarten abhebt, dessen Buchenhügel hinter ihm aufsteigen. Dort endlich ziehen sich, von einer dritten Kirche

überragt, die Häuser des Friedrichsbergs, des westlichsten Drittheils von Schleswig, in einer einzigen langen Gasse von Norden nach Süden. Der Stadt gegenüber spiegelt sich, ein ungemein hübsches Bildchen, Haddeby, mit seinem altersgrauen Kirchlein in der Schlei, während zur Rechten auf der Höhe die Strohdächer von Bustorf sichtbar sind, wo in der Schlacht bei Schleswig die Niederlage der Dänen entschieden wurde.

Ein Gang durch die Stadt zeigt mit Ausnahme des Doms nichts Alterthümliches. Selbst das Schloß ist durch die Neubauten, mit denen man, der Bedeutung desselben uneingedenk, aus der Wiege des Gottorfischen Fürstenhauses eine Kaserne gemacht hat, vollständig modernisirt worden. Andere größere Gebäude reichen höchstens bis auf die Zeit des Rococostyls zurück. Und doch ist Schleswig eine der ältesten Städte der nordalbingischen Lande und älter sogar als Hamburg. Mißt man auch jener Mythe von König Skeaf keinen historischen Werth bei, so gedenkt schon die Knytlinga-Saga des Ortes, und bereits im neunten Jahrhundert war dieser einer der wichtigsten Zwischenplätze auf der Handelslinie zwischen Britannien und Garderige, dem jetzigen Rußland. Durch die Raubsucht Swend Grothes, der im Jahre 1155 die fremden Schiffe ausplündern ließ, wurde diesem Verkehr ein Ende gemacht.

Hier erbaute 851 der heilige Ansgarius die erste christliche Kirche auf der cimbrischen Halbinsel. Sie war der Jungfrau Maria geweiht, die wahrscheinlich, wie anderwärts Gertrude oder Ursula, an die Stelle der altgermanischen Erdgöttin Hertha oder Hreda trat. Es ist sehr möglich, daß der frühere Name Schleswigs: Hatheby (= Herthaby, d. i. Herthas Stätte) davon abgeleitet werden muß. In der Sage von Regnar Lodbrokr wird die Stadt an der Schlei als eine Hauptopferstätte erwähnt. Das Gehölz hinter der Kirche von Haddeby hieß früher der Frauenbusch, und die Umzüge, welche die Frauen Schleswigs im Mittelalter in diesem Wäldchen hielten, waren vielleicht eine unbewußte Fortsetzung der Ceremonie, mit welcher man den Zug der Göttin, die anderwärts als Frau Holle zu gewissen Zeiten durch die Lüfte zog, symbolisch nachahmte. Andere leiten den Namen von einer Königin Hetha ab, welche die Stadt erbaut haben soll, nachdem sie — man sieht, diese Königin ist keine Andere als die Göttin — mit dreihundert Schildjungfrauen (Skiolmoer) dem Harald Hildeland gegen König Ring von Schweden zu Hülfe gezogen. Weniger glücklich scheint die Ableitung, welche den Namen Hatheby (auch Heidebu) von den benachbarten Haiden herrühren läßt. Eine vierte Erklärung endlich, welche an das plattdeutsche Hatten, d. i. Hassen denkt, würde nur jezt passen, da keine von den Städten des Herzogthums die Ehre hat, von den Dänen so grimmig gehaßt zu seyn. Man weiß, daß Graf Moltke sich zu wiederholten Malen dahin geäußert hat, Schleswig, das Hauptnest der Aufrührer, müßte, wenn es mit rechten Dingen zuginge, dem Erdboden gleich gemacht werden, und wenn die Schlacht bei Idstett im siebzehnten, statt im neunzehnten Jahrhundert verloren worden wäre und der fanatische Schleppegrell statt des milden Krogh die einziehenden Sieger befehligt hätte, meinte ein Freund, so würde man eine Wiederholung von Tillys That erlebt haben.

Schleswig ist ihrem Ursprunge nach eine deutsche Stadt. Adam von Bremen nennt sie eine Stadt der transalbingischen Sachsen. Sie ist dieses ihres Ursprungs von uralter Zeit bis auf den heutigen Tag eingedenk gewesen, und alles Unglück, welches die Dänen im Laufe der Jahrhunderte über sie gebracht haben, hat nur dazu beigetragen, sie im Festhalten an ihrer Mission, Trägerin und Verbreiterin deutscher Sitte und Art, deutscher Bildung und Denkungsart im Norden zu seyn, zu bestärken.

Die Geschichte der Stadt ist daher eine Geschichte des ganzen Herzogthums, ja in der Zeit der Erhebung vom Offnen Briefe an bis zu jener verhängnißvollen Schlacht eine Geschichte ganz Schleswig-Holsteins. Von der alten Stiftskirche zu Schleswig wurde an der äußersten Grenze des Landes die später nach Hadersleben verlegte Probstei von Byartha, jezt Bjert, gegründet. Die Besitzungen des Bischofs und des Domcapitels erstreckten sich über das ganze Land. In weltlicher Hinsicht war Schleswig der erste Ort hier im Norden, wo sich eine eigentliche Bürgerschaft ausbildete. Hier zuerst entstand ein Ganzes, welches über die ursprünglich nur durch Familienverbindungen begründete Genossenschaft hinausging. Durch selbstständige „Beliebungen" wurde das Familienrecht erweitert, und die Einzelnen erwarben sich durch Erlegung des Herdgeldes und Erbkaufs ihre Freiheit und den Schutz des Landesherrn. Die Gilde der Hathebyer war der erste Anfang eines städtischen Gemeinwesens zur Aufrechthaltung des Rechtszustandes innerhalb der Thore und zum Schutze nach außen. Herzog Knud Laward war ihr Senior. So wie die Knudgilde sich von Schleswig nordwärts verbreitete, folgte ihr im dreizehnten Jahrhundert das schleswig'sche Stadtrecht nach, weßhalb bereits im fünfzehnten Jahrhundert das Flensburger Stadtrecht in deutscher Sprache bestätigt wurde. In Schleswig wohnte im Gegensatze zum deutschen Markgrafen, der sein Schloß am andern Ufer der Schlei hatte, so lange die Mark bestand, der

dänische Vogt oder Präfectus. Später residirten hier die mit dem Herzogthum belehnten Brüder oder Söhne der Könige Dänemarks. Noch später hatten auf Schloß Gottorp Herzog Adolf der Achte und König Friedrich der Erste, nach ihnen die Herzoge der schleswig-holstein-gottorfer Linie und zuletzt die Statthalter der Herzogthümer ihre Residenz, bis Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg in Folge des Offenen Briefes dieses Amt niederlegte. Hier berieth in den Jahren 1848 und 1849 die gemeinsame Regierung, und hier wurde am 26. März 1849 durch Beschluß der Centralgewalt Deutschlands die Statthalterschaft für Schleswig-Holstein eingesezt. Durch die Hofhaltungen der Fürsten hatte sich feinere Sitte verbreitet, und es war Verdienst und Wohlstand unter die in früheren Zeiten durch Belagerungen und Ueberfälle oft schwer heimgesuchte Bürgerschaft gekommen.

Wie Schleswig im Mittelalter mit seinen vierzehn Kirchen und Klöstern und seinen fünf Burgen eine stattliche Stadt gewesen war, so war es in den lezten fünfzig Jahren ein Centrum der Bildung für ganz Nordalbingien, und etwas wunderlich zwar, aber nicht unerklärlich klingt es, wenn Männer aus dieser lezten Glanzperiode im Gespräche von den Genüssen und Thaten der alten schönen Zeit mitunter die Ansicht verrathen, es habe hier der Normalmensch gewohnt. Die Bureaukratie, die in jener Zeit hier den Ton angab, war wirklich eine musterhafte. Schleswig war Siz des Ober- und Landesgerichts, des Oberconsistoriums für das Herzogthum und des Generalsuperintendenten für beide Herzogthümer. Die Provinzialstände waren von 1836 bis 1846 ein Jahr um das andere hier versammelt, ebenso 1848 die schleswig-holsteinische Landesversammlung — alles Verhältnisse, welche hier einen Brennpunkt deutscher Intelligenz schufen. Mit Recht wurde Schleswig von Falk scherzhaft „die lange Juristenstadt," von Hegewisch „das stille Beamtenheim" genannt. Und es lag kein Tadel darin. Diese Juristen und Beamten wirkten, zunächst allerdings unter sich, dann aber auch auf die ganze Bevölkerung fördernd und erhebend. Die Stadt war lange Zeit der Siz des blühendsten Vereinswesens, und wenn von dem geistigen Glanze bessere und reichere Reste übrig geblieben sind, als von jenen Burgen und Kirchen der Vorzeit, so ist die Ursache eben in diesem Vereinswesen zu suchen, welches die Bürger allmählig zur Selbstständigkeit reifte.

In keiner deutschen Stadt von gleichem Umfange waren in den lezten dreißig Jahren durch freiwillig zusammengetretene Gesellschaften so viele Keime der religiös sittlichen Bildung, des wissenschaftlichen Sinnes und des feineren gesellschaftlichen Tacts gelegt als hier. Die dänische Gewaltherrschaft ist wie ein eisiger Wind über alle diese Pflanzungen gegangen. Die Diplomatie überantwortete, wie sie das uralte wohlverbriefte Recht der Herzogthümer brach, Schleswig den Kopenhagnern auf Gnade und Ungnade. Es sollte eine selbstständige Existenz mit absoluter Ministergewalt haben, und die Folge dieses Pactums ist für die Hauptstadt des Herzogthums zunächst gewesen, daß alle Behörden der früheren Zeit eingegangen oder in anderer Gestalt nach dem getreuen Flensburg verlegt worden sind. Von zwanzig Advokaten wurden der Stadt nur zwei gelassen. Man wollte keine Intelligenz in Schleswig mehr haben, und man wollte auch möglichst wenige Kenntniß der Landesrechte. Es trat eine Zeitlang ein vollständiges Justitium ein. Moltke, darauf aufmerksam gemacht, antwortete: „Ich sehe den Uebelstand wohl ein. Indeß, ich kann's nicht ändern. Meine neuen Beamten sind zu dumm, um Advokaten vertragen zu können".

Wie die Kreise der Bureaukratie gesprengt wurden, so auch die von ihr hervorgerufenen Vereine, gleichviel ob sie zu der Erhebung in Beziehung gestanden hatten oder nicht. So fiel der schleswig-holsteinische Bibelverein, der Missions- und der Gustav-Adolfs-Verein, der Bürgerverein, der Verein zur Gründung einer Stadtbibliothek, der Wohlthätigkeitsverein und der Districtsverein der schleswig-holsteinischen Advokaten. So wurde der Orchesterverein und mit ihm zugleich die Liedertafel aufgelöst. Die Realschule, durch den Patriotismus der Bürger begründet, konnte bis heute keinen deutschen Lehrer als Director bestätigt bekommen. Sie ist das einzige Haus in Schleswig, auf dessen Dache ich einen Storch nisten sah. Möge der glückbedeutende Vogel auch ihr Glück bedeuten!

Wissenschaftliche Männer hatten hier in den vierziger Jahren einen allgemein wissenschaftlichen Verein, die Theologen, Juristen und Mediciner specielle Lesegesellschaften begründet, und man betheiligte sich auf's lebhafteste an den literarischen Instituten und den Organen der politischen Presse Deutschlands. Auch das ist vorüber. Die jezt hier wohnenden Beamten sehen nur darauf, wie sie möglichst viele Strafgelder einstreichen und die Bürger möglichst hudeln und placken können. Für Wissenschaft, Kunst und Bildung geht ihnen jedes Organ ab. Indeß, was soll dieß auch dem Zuchtmeister! Und wie sollen diese Renegaten Sinn für die geistigen Errungenschaften der Nation haben, der sie den Rücken gekehrt!

Die Art und Weise, in welcher die Dänen und ihre Helfershelfer hier verfahren, ist eben so tyrannisch, als gemein und kleinlich. Um den Bürgern zu

Gemüthe zu führen, daß sie die Besiegten sind, spielt man ihnen so oft wie möglich den „Tapperen Landsoldat" vor. Die geringste Kundgebung schleswig-holsteinischer Sympathien wird sofort mit Geld- oder Gefängnißstrafen geahndet, wobei man behaupten will, daß die Beamten einen guten Theil der Brüche in die Tasche gleiten lassen — ein Gerücht, welches wenigstens erklärlich scheint, wenn man einen Blick auf die Vergangenheit dieser Herren thut. Wehe dem, der sich unterstände, eine Weste zu tragen, in welcher sich die Farben Blau, Roth und Weiß vorfänden! Durchaus zufällig traf sich's im vorigen Sommer, daß drei Schulmädchen, von denen die eine ein rothes, die andere ein blaues und die dritte ein weißes Kleid trug, in der Weise der Art spazieren gingen, daß ihre Kleider die Reihenfolge der schleswig-holsteinischen Farben darstellten. Sie wurden von der Polizei bemerkt und bestraft, trotz aller Aufklärungen, welche die Eltern gaben, um zu beweisen, daß keine Demonstration beabsichtigt worden sey. Wehe vor allen denen, welche es wagen, nach schleswig-holsteinischem Gelde — d. h. nach Hamburger Schillingen — zu rechnen! Wenn ein Deutscher den „Tapperen Landsoldat" sänge — eine Voraussetzung, die freilich nicht so leicht eintreten dürfte — so wäre es sehr möglich, daß er sich damit eine gute Stelle ersänge. Wer dagegen „Schleswig-Holstein meerumschlungen" hören läßt, zahlt sofort sechzehn Mark Strafe oder geht auf fünf Tage in's Gefängniß.

Als im Jahr 1854 die Domschule ihren jährlichen Auszug halten sollte, verlangte der Rektor, sie solle sich dabei des Dannebrog bedienen. Die Knaben weigerten sich und fanden endlich den Ausweg, man könne ja mit einem Adler, als römische Cohorte oder Legion, ausziehen. Dem Rektor schien das für die Schüler eines Gymnasiums sehr passend. Er hatte wenigstens nichts dagegen. Desto mehr aber hatte Sr. Gestrengen, der Polizeimeister, einzuwenden. Er hielt den Adler für eine Anspielung auf den deutschen, und legte den Knaben als Strafe für ihr unpatriotisches Hinblicken nach Süden auf, nunmehr nicht bloß mit einer großen dänischen Fahne, sondern jeder Einzelne mit einem kleinen Dannebrog in der Hand durch die Straßen zu gehen. Die meisten nahmen bloß roth und weiße Fahnen, was ihren Gemüthern dadurch Beruhigung gewährte, daß dieß auch die holsteinischen Farben sind. Drei weigerten sich absolut, zu gehorchen, und es wurde ihnen darauf eröffnet, sie seyen notirt und würden nie angestellt werden.

War der vorige Rektor ängstlich, so ist der jetzige, ein gewisser Povelsen aus Aalborg, bis zur Verrücktheit dänisch gesinnt. „Was haben Sie da für ein Ding?" sagte er eines Tags, in die Classe des Lehrers Grünfeld tretend und dort an der Wand eine Karte von Deutschland bemerkend. „Haben Sie etwa den sechsten Welttheil entdeckt? Machen Sie, daß diese Karte sofort wegkommt. Es gibt kein Deutschland."

Ein andermal hatten sich die Schüler in einer Arbeit — vielleicht auf Verabredung und um den allgemein gehaßten und schon wegen seiner falschen Aussprache des Deutschen lächerlichen Schultyrannen zu ärgern — mehrmals des Ausdrucks „unser Goethe, unser Schiller" bedient. Wüthend schrie der Eiferer für das alleinseligmachende Dänenthum ihnen zu, er werde ihnen schon noch austreiben, von ihrem Goethe und Schiller zu reden. Daß er der Mann dazu ist, hat er schon durch manche wohlgezielte Ohrfeige dargethan; daß sich's aber deutsche Jünglinge gefallen lassen müssen, sich wegen ihrer Liebe zu den Coryphäen der deutschen Literatur von solch einem halbtollen Subjekte mit dem dänischen Stock bedroht zu sehen, und daß diese Jünglinge einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit auf die Lectüre obscurer dänischer Dichter und Schriftsteller zu verwenden genöthigt sind, statt, wenn das Deutsche einmal in den Hintergrund treten soll, sich den großen Alten mit dem Eifer widmen zu können, der ihnen gebührt, ist eine Schmach, die nur mit der zu vergleichen ist, daß an diesem durch und durch deutschen und immer deutsch gewesenen Gymnasium gegenwärtig nur Dänen die Lehrerstellen bekleiden. Dänen, von welchen mehrere ein Deutsch reden, wie das Englische des Doctor Cajus in den lustigen Weibern von Windsor, lehren deutschen Kindern, wie man deutsch spricht und schreibt. Ist das nicht, als ob das Hackbrett der Harfe lehren wollte, wie sie zu klingen habe? Ja es wäre über die Maßen lächerlich, wenn es nicht über die Maßen traurig wäre, und wenn wir Deutschen uns nicht in die Seele hinein schämen müßten, durch unsere Theilnahmlosigkeit solchen Frevel möglich gemacht zu haben.

Lassen wir indeß die Klagelieder; sie sind noch lange nicht zu Ende gesungen, aber lassen wir sie. Es giebt einen Standpunkt, von dem man sich über diese Mißhandlungen der Stadt wie des Herzogthums Schleswig freuen kann. Per ardua ad astra! Jeder Schlag, mit dem man ihnen eintreiben will, daß sie Dänen sind, hämmert die Klammern, mit denen die Schleswiger an Deutschland befestigt sind, fester. Das Feuer der Prüfung, in dem sie nun schon vier Jahre liegen, hat die Eisernen gestählt, die nicht völlig klaren Naturen geläutert und denen, die über den Charakter und die Absichten des Dänenthums noch Aufklärung bedurften,

ein großes helles Licht gegeben, bei dem eine Täuschung nicht möglich ist. Die Scheidung der Bevölkerung in zwei Lager ist so streng und schroff, wie irgendwo in den Herzogthümern. Die deutsche Gesellschaft, welche ihren Mittelpunkt im Museum hat, läßt keine Dänen und dänisch Gesinnten zu, und zu den lezteren, die mit den Nationaldänen ihr Centrum im sogenannten Königsclub haben, zählen nur die Beamten und drei — sage und schreibe drei — Personen, die dem eigentlichen Bürgerstande angehören. Es ist in der niedern Classe geradezu ein Ruhm, wegen Widersetzlichkeit gegen die Maßregeln der Behörden „im Loche" gewesen zu seyn.

Die Stadt hat unter dem Drucke der Umstände allerdings gelitten. Sie ist sehr verschuldet, und die Bürger sehen sich durch den Wegzug der meisten Beamten, sowie durch die Auswanderung vieler Wohlhabenden in ihren Einnahmen beträchtlich geschmälert. Der gute Muth und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft ist aber nur Wenigen verloren gegangen. Man weiß, daß die Drohung der Dänen, die Stadt wieder zu dem zu machen, was sie gewesen, als sie Sliesthorp, d. i. Schleidorf hieß, eine eitle ist. Vieles, was durch die Entfernung der vornehmen Familien den Einwohnern, welche Gewerbe treiben, entzogen wurde, ist durch die glückliche Lage ausgeglichen worden, in welche die Conjuncturen der lezten Jahre den Landmann versezt haben. Schleswig ist der Markt, wo die wohlhabenden Bauern Schwansens und Angelns sich mit ihren Bedürfnissen versehen, und da diese Bedürfnisse zahlreich und kostspielig sind, so fließt ein guter Theil des Ertrags jener günstigen Conjuncturen der Stadt zu.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gelübde des Petrus Cyrnäus.

Historische Novelle aus Corsica.

Geschrieben im fünfzehnten Jahrhundert vom Geschichtschreiber der Corsen.

(Schluß.)

Also sprach Galvano und machte mir mit dem Musketenlauf das gewöhnte Zeichen, ihm voran zu gehen. Wir schritten nun vorwärts und gelangten im Abenddämmern an einen verlassenen Thurm in einem tiefen Grunde, wenige Miglien von Felce. Dort saß ich nun quer über einem Felsen und betrachtete ängstlich den Neumond, welcher mit einem zweifelnden Schein die Spitze von St. Alessio kaum bestreifte. So in Gedanken vertieft, hörte ich von ferne plötzlich ein Schellengeläute im Buschwald. Im ersten Augenblick fürchtete ich die Ankunft des Gigante; aber bald erkannte ich Brusco, welcher ganz fröhlich daher sprang, ein Bündel in seinem Maule.

„Da sieht man," sagte mein Gefährte, „daß dieses Thier den Austrag besser ausgerichtet hat, als ein Mensch deines gleichen es würde vermocht haben." Und gleich ging er Brusco entgegen, und nachdem er aus einem Tischtuche ein großes Brod von Roggenmehl und eine Kürbisflasche voll Wein von Verde gezogen hatte, entblößte er seinen Dolch, um das Brod zu zertheilen, tauchte ein Stück davon in Wein und warf es dem Hunde in den Schlund; sodann nahm er, wie gewöhnlich, die Muskete zwischen die Schenkel und aß behaglich auf dem Grase. Ich trank gierig aus der Flasche, und obgleich ich allen Appetit verloren hatte, zwang mich Galvano dennoch, mit ihm und Brusco jenes schwarze, ein wenig muffige Brod zu theilen und meine Portion bis auf die lezte Krume zu verzehren.

Hierauf fiel mir, da ich den Schlund von Felce nahe vor mir sah, Tintinnajo oder der Bandit Gigante ein, und der Besuch, welchen Galvano ihm zu machen mir versprochen hatte. Ich fürchtete, mich zu dieser Stunde dort zwischen jenen zwei Banditen allein zu finden, und wollte Galvano um Gigante befragen; aber ich hielt mich zurück, ich scheute mich sogar, seinen Namen auszusprechen. Er fing indeß sehr vertraulich mit mir zu reden an, und um, wie er sagte, den Schlaf und den Hunger zu hintergehen, begann er mir mehrere Züge aus seinem Leben zu erzählen.

„Mein Neffe," sagte er, „laß dich das fortdauernde Mißtrauen nicht wundern, das ich bisher gegen dich beobachtet habe. Mißtrauen ist bei mir eine

Nothwendigkeit, eine Gewohnheit. Es ist, so zu sagen, mein Talisman, meine Religion, die mich von Gift und Dolch befreit, und damit du erkennst, wie sehr ich Recht habe, dem Nächsten zu mißtrauen, will ich dir das unwürdige Ende jenes tapfern Brandolaccio erzählen. Du weißt's sicherlich, wie er durch Parentel und Gastfreundschaft am Tische eines seiner leiblichen Vettern verrathen wurde. Ich will dir nun diesen Ort zeigen, an dem wir uns eben befinden, und du solltest ihn wohl vom Hörensagen kennen; denn der bloße Name des Thurms de' Pinzacchi erinnert ja jeden an den Verrath, der am Pfarrer Paganello von seinem Gevatter Cristofano Appulo und seinem Blutsverwandten Morazzano verübt ward. Du mußt die Umstände dieser Begebenheit gehört haben, aber weder die Art noch die geheimen Ursachen wirst du kennen."

Nun erzählte er mir, wie der Pfarrer im Scharmützel gegen die genuesischen Banden die ganze Terra di Comune an der Spitze von fünfhundert Bewaffneten durchzogen habe, wie der Governatore Grimaldi, da er ihm nicht gewachsen war, ihm Verzeihung und Frieden anbieten ließ, und wie er, überzeugt, daß Paganello diesem Anerbieten mißtrauen werde, heimlich Vincenzo da Chiatra, den Erzfeind jenes, vermocht habe, ihm die Wahrheit zu schreiben, d. h. ihm brieflich den Verrath, welchen er, Grimaldi, unter dem Anerbieten des Friedens verbarg, zu enthüllen. Auf diese Weise habe der Priester, viel eher dem Vorschlag Grimaldis als der Mittheilung seines Todfeindes Glauben schenkend, sich eingebildet, daß dieser aus Haß seine Versöhnung mit dem Governatore hintertreiben wolle; so traute er eher dem Genuesen als dem Corsen, und wurde von beiden verrathen.

„Ich war," fügte Galvano hinzu, „zur Vendetta in Novale zurückgeblieben, mit etwa zehn Parrochianen, als Paganello hier mit Appulo, mit Morazzano und mit Guido von Pietrasanta Zwiesprach hielt, und ich erinnere mich, daß die Glocke der Pfarrkirche den drei Meuchelmördern das Zeichen des Verraths gab. Auf das Geschrei der Angreifer und des Verwundeten eilte ich mit meinen Bewaffneten herbei, und da ich von diesem hörte, daß Morazzano sich meiner Verwandtschaft und meines Namens bedient hatte, um die Hinterlist auszuführen, stürzte ich voll Wuth auf die Verräther. Es schien mir die Zeit nicht kurz genug, mein Blut und meinen Namen von jenem Flecken der Schande rein zu waschen, und ich war so glücklich, an eben diesem Ort mit dieser Lanze den Verräther meines Vetters zu durchstoßen."

Diese Erzählung erregte mir Furcht und Schaudern; aber weil ich damals die wahren Frevel des Paganello nicht kannte, empfand ich neben dem Schrecken ein gewisses Gefühl von Erbarmen und Liebe zu ihm und zu meinem Ohm. Mir gefiel vor allem an Galvano jene Empörung gegen den Verrath, und daß er Ehre und Freundschaft dem Leben und der Verwandtenpflicht vorzog.

Wir waren mitten in diesen Geschichten, als der Bandit die Glocke von Novale anschlagen hörte und plötzlich von dem Ort, wo er saß, auf die Füße sprang. Er ergriff seinen Sausone, und den Flintenlauf hierhin und dorthin wendend, spürte er rings in das Dickicht hinein. „Im Buschwald," sagte er, „darf man nicht einmal den Glocken trauen; ich weiß aus vielen Fällen, daß die Glocken oft zu den Häschern reden; doch nein, hier ist nichts zu fürchten: es ist die Glocke des De Profundis."

Er legte die Muskete auf die Erde, nachdem er sie bereits schußbereit gemacht hatte, und seine Eisenhaube vom Kopf nehmend ging er von mir fort, über einem kleinen Gemäuer zu beten, und nachdem er auf den Knien einige Gebete gemurmelt hatte, ging er, sie über einem Gebüsche von Brombeeren und Nesseln zu wiederholen.

„Unter jener Mauer," sagte er mir hierauf, „liegt Paganello begraben, und unter jenen Nesseln einer seiner Mörder, Simon von Arezzo, welcher den Seinigen ganz zuletzt zu Hülfe kam und der einzige war, der als guter Soldat gefochten. Ich habe für Freund und für Feind gebetet, denn ich lebe mit den Todten gern in Frieden. In jenem Kampfe trug ich nicht einmal eine Schramme davon, und hier leistete ich dem Pfarrer, nachdem ich ihn gerächt hatte, die Dienste des Priesters, der Schildwache und des Chirurgen, und endlich des Todtengräbers. Ich gab ihm ein verborgenes Grab, wie du siehst, sonder Namen und Kreuz. Was mich damals am meisten kränkte, war dieß, daß mein Gefährte bereits verschieden war, als ich kaum hundert Schritte von hier die Leiche Morazzano's fand. Der Schurke war in aller Stille sterben gegangen, den Hügel hinunter, unter jene Steineiche. — Armer Paganello! ihm ward volle Rache, aber er hatte nicht den Trost, sie vollführt zu sehen."

Als Galvano mich bei diesen Worten schaudern sah, fuhr er fort: „Freilich, das sind schlimme Dinge; aber wundere dich nicht, daß unter so vielen Feinden, die er hatte, gerade ich ihn tödten mußte. Ich hätte nicht ohne Schimpf leiden dürfen, daß ein Anderer die Hände in mein Blut tauchte; und wenn ein Anderer als ich meinen Vetter tödtete, so fiel mir die traurige Pflicht zu, ihn zu rächen; du weißt, so will es die

Sitte des Landes. — Es war sein Geschick: er sollte ungerächt sterben."

Welchen Eindruck auf mein Gemüth jene Todtengebete, jene Gespräche machten, das läßt sich eher denken als sagen. Ein solch abscheuliches und wahrhaft gottloses Gemisch von Mitleid, Religion und Barbarei erschien mir zuerst unerklärlich, besonders an einem so verständigen Manne, als Galvano war; aber bald kehrte ich mit meinen Gedanken zu dem schauervollen Schauspiel zurück, und ich bedachte, wie ein Uebelthäter auf der Flucht schwerlich wieder ein guter Mensch werden könne, ohne sich tausend Gefahren auszusetzen. — Dennoch sagte ich zu mir selbst: der Gedanke an Gott ist der einzige Trost, der einem Menschen übrig bleibt, welcher von seiner Familie getrennt, als Flüchtling und im Banne der Gesellschaft lebt. Und schon fühlte ich die Wahrheit in mir selber; denn noch nimmer zuvor hatte ich so viel an Gott und an das künftige Leben gedacht, als an diesem Orte und in diesem Augenblicke, das heißt nahe an jenen beiden Gräbern, im Anblick meines Heimathdorfes und im Begriffe, mich binnen wenig Stunden für immer von der menschlichen Gesellschaft und von aller Tröstung und Sicherheit des bürgerlichen Lebens loszureißen.

Ich eilte, diesen Ort trauriger Erinnerungen zu verlassen; ich folgte der Richtung des Hundes, welcher auf einen Wink seines Herrn gegen den Schlund von Felce dahin sprang. Je mehr ich mich von meinem Dorfe entfernte, je tiefer ich mich in die Schluchten und dicht bewachsenen Gründe verwickelte, von denen das Thal finster ist, desto lauter fühlte ich mein Herz schlagen und ein nie empfundener Schauder durchbebte mich. Das Rauschen des Gezweigs, das Schreien und Flügelschlagen der Vögel jagte mich bald auf, bald hemmte es mir den Fuß. Der Schatten der windbewegten Aeste, das leiseste Knurren des Hundes oder sein Stillestehen, selbst die vom Feuer geschwärzten Stämme der Korkeichen, die bekappten Pfähle auf den Feldern, der ferne Rauch der Kohlenmeiler und Capannen, der Pfiff der Hirten in den Bergen erweckten mir Angst und Gewissensbisse. Ich fürchtete meinen Begleiter, ich fürchtete mich vor mir selber; denn schrecklich war in mir der Gedanke an das versprochene Verbrechen, und entsetzlich wieder die Reue selbst, sey es aus Haß, den ich noch heimlich gegen meinen Feind nährte, sey es aus Furcht, meinen Erzfeind in meinem eigenen Begleiter zu finden.

Ungefähr eine Meile jenseits des Schlunds von Felce hielten wir an. Ich sah, daß Galvano dort über Nacht bleiben wollte, und suchte ein Lager, wo ich mich ruhig bergen dürfte. Ich dachte nicht mehr daran, daß ich Gigante antreffen sollte, und während des Gesprächs mit meinem Gefährten hatte ich jede Erinnerung an ihn vermieden. Ich hielt mich sogar zurück, Galvano zu andern Vertraulichkeiten aufzufordern, und wahrlich, jedes neue Geheimniß, das er mir enthüllte, lastete auf meiner Seele; es schien mir wie eine neue Fessel, die mich an ihn band. Aber er sagte mir, daß er mir ein leztes Geheimniß offenbaren müsse, und indem er mich an sein Versprechen erinnerte, mir hier Gigantes Bekanntschaft zu verschaffen, begann er von ihm zu reden. Und wer kann mein Erstaunen fassen, als ich hörte, daß jener berühmte Hauptbandit, welcher schon seit so langer Zeit Corsica erschreckte, im Buschwald von einem Pfeil verwundet worden, ja daß er schon vor zehn Monaten gestorben war?

Galvano entschuldigte sich, daß er mir dieß bisher verschwiegen hatte: „denn es ist, sagte er, ein Geheimniß, welches allen, selbst dem Bogenschützen, der ihn traf, unbekannt ist."

Bei diesen Worten stand ich zwischen Furcht und Schrecken getheilt. „Weißt du es gewiß," fragte ich hierauf, „daß Gigante todt ist? In der That sagte das Gerücht, er sey krank; aber man hielt es für eine List, und sicherlich glauben ihn heute im Dorf alle am Leben, und daß er noch lebt und das Regiment führt, das zeigen wohl seine Feinde, die noch immer im Hause sich verrammelt halten, und noch mehr seine Freunde, welche frank und frei auf den Plätzen umherschwärmen, befehlen, Steuern auflegen und den Behörden Geseße vorschreiben. Also, entweder starb Gigante in diesen zwei Wochen, oder er lebt noch heute."

„Du begreifst wohl," antwortete Galvano, „daß ich dir für einen solchen Mann keinen Todtenschein vom Pfarrer aufweisen kann; aber ich kann dir versichern, daß er sich dießmal nicht verstellt. Er ist wirklich todt." Und nun zeigte er mir in einem Dorngebüsch den Ort, wo, wie er sagte, die Leiche sich hineingekauert habe, einen Brunnen, Serpajo genannt, trocken, mit halb zerbröckelter Umfassungsmauer, und so tief, daß er selbst den Geruch verbarg.

Troz dieser Erklärungen Galvano's hatte ich über Tintinnajo's Tod meine begründeten Zweifel. Ich war eben aus dem Dorfe gekommen, und wußte, daß man die Verwandten des Banditen beschuldigt hatte, ihm in diesen verflossenen Monaten ein Asyl gegeben zu haben, daß man sie sogar thatsächlicher Mitwirkung bei einer seiner neuesten Frevelthaten angeklagt hatte. „Eben deßwegen," fügte ich hinzu, „sind seine Vettern noch jezt im Kerker. Sollten seine eigenen Verwandten nach so langer Zeit seinen Tod nicht wissen? und wenn sie ihn wissen, sollten sie das Gefängniß erleiden wollen,

um das Ansehen zu bewahren, das ihnen der verwandte Bandit verleiht?"

Diese zwei Muthmaßungen schienen mir gleich unmöglich, und Galvano wußte oder wollte mir nichts erklären. Aber wohl wiederholte er mir, daß Gigante weder Uebles noch Gutes mehr verüben könne. Er sagte mir hierauf, daß seit dem Tode Brandolaccios, und ehe ich sein Genosse geworden, Gigante's Name sein Geleite und sein Schirm, und das Geheimniß von seinem Tode sechs Monate lang seine einzige Sicherheitswache gewesen sey. „Und binnen zwei Tagen wird es auch deine Sicherheitswache seyn," fügte er hinzu und legte den Finger an den Mund, zum Zeichen, daß er mir Stillschweigen anempfehle.

Ich wollte dieses traurige Gespräch abschneiden; ich wandte mich von Galvano, um in einer nahen Grotte mich zu bergen und, wie ich sagte, mich vor dem feuchten und kalten Winde zu schützen, der vom Bergschlund herwehte; aber er verbot es mir. Er sagte mir, daß der Bandit in seiner eigenen Pieve unter offenem Himmel schlafen müsse, daß er nie in eine Höhle kriechen dürfe, außer zur Zeit des Sturms und des Schneefalls. Einzig meinen Bogen sollte ich in die Grotte tragen, damit, sagte er, die Sehne nicht von der Nachtkälte zerspringe. „Und gib Acht, dir die Kapuze fest überzuziehen, daß du nicht einen Katarrh davon trägst. Die Jahreszeit ist gut und diese Luft hier sehr gesund, aber ein wenig rheumatisch; und der geringste Husten, der dich befiele, würde uns verderblich seyn, zumal am morgenden Tage."

Also wickelte ich mich in meinen Mantel, und erstarrt vom Hunger, von der Angst und der Kälte, legte ich mich auf die nackte Erde nieder. Ich gab mir Mühe, mich schlafend zu stellen, aber ich dachte daran, wie die Thiere, welche vom Menschen am meisten verfolgt sind, ruhiger und sicherer schliefen, als wir. Die düstern Begebenheiten, die in dieser Gegend vorgefallen waren, und die Unthat, welche wir auf morgen festgesezt hatten, stellten sich abwechselnd mit allen ihren schrecklichen Folgen vor meinen Geist hin. Kurz zuvor hatte mich die Nachricht vom gewaltsamen Tode jenes fürchterlichen Banditen in etwas aufgerichtet, aber jezt jagte mir eben dieser Todesfall, und der Gedanke, daß auch ich selber die Partei und den Namen der Settesàcari erwählen solle, einen doppelten Schrecken ein. Ich dachte an jenen Brandolaccio, dessen Name für mich in meiner Kindheit ein Wort des Entsetzens und Abscheus gewesen war; und doch hatte ich ihn nur eben zum ersten mal mit Ruhm von meinem Begleiter aussprechen hören! Ich hatte in meiner Kindheit, als ich mit andern Corsen in der Romagna war, von den wilden und fürchterlichen Thaten und Reden jenes Mannes erzählen hören; ich erinnerte mich, wie er in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren sich rühmte, genug gelebt zu haben, weil er alle seine Feinde überlebt habe; ich erinnerte mich, wie ich ohne Betrübniß die Nachricht von seinem Tode vernommen, und wie ich dieselbe Theilnahmlosigkeit, um nicht zu sagen Freude, in den Zügen meiner Genossen gesehen hatte. Ich selbst hatte bei jener Gelegenheit die Fremden mein Vaterland sogar verhöhnen hören, und ich dachte bei mir: du sollst ein elendes Leben führen, schlimmer als das des Wildes, um verhöhnt zu sterben, um die eigene Familie und das eigene Vaterland mit Schmach zu beladen!

In jener tiefen Stille, in jener Einsamkeit ward der Gedanke an die Gegenwart Gottes größer und größer in meinem Herzen: er umfaßte und unterwarf alle andern Mächte meiner Seele. Während dieser unfreiwilligen und heftigen Betrachtungen erweckte mir nicht allein der Gedanke an die zu begehende Unthat, sondern die Genossenschaft des Banditen selber Gewissensbisse und schien mir ein fortgeseztes Verbrechen.

In solchen Gedanken unterbrach mich Galvano, welcher, in seine Kapuze gewickelt, eben an meiner Seite sich niederlegte. Nach der Weise der Flüchtlinge kreuzte er seine Beine mit den meinen und nahm die beiden Zipfel meines Mantels in die Hand, und hierauf schien er mir einzuschlafen. Ich wußte in der That nicht, ob er wie ich sich schlafend stellte, oder ob sein Schlaf nur leicht und unruhig war; aber bei der geringsten Bewegung, die ich mit dem Fuße oder mit der Seite machte, bei jedem seufzenden Odemzuge fühlte ich ihn zusammenfahren und hörte ihn dann murren, oder gleichsam trocken husten, als murrte er, und diesem Tone antwortete das Winseln und die Bewegung des Hundes, welcher sich uns zu Füßen hingekauert hatte.

Furchtbar, schrecklich war für mich jene durchwachte Nacht; ich fühlte alle Mühsal, die ich während dieser acht Tage an Leib und Seele erduldet hatte, und indem ich mir die erste Rede zurück rief, welche Galvano selbst über dem Berge von S. Alessio mir gehalten hatte, sagte ich zu mir: „Wohl! ich fühle noch nicht das Gewicht weder des Privathasses, noch des öffentlichen; ich fühle in meinem Herzen noch nicht den Gewissensbiß einer Schandthat, noch den Schimpf und das Zeichen des Cain auf meiner Stirne." Ich stellte mir nun vor, welcher Art mein Zustand nach einem ersten Verbrechen seyn würde, und sobald der Ruf eines Frevlers und die Gesellschaft von Frevlern für mich eine Nothwendigkeit und vielleicht eine Bedingung meines Daseyns geworden wären. Was mich am

meisten schaudern machte, war dieser Gedanke: nach einem so offenbaren Morde würde ich auf jede Weise vor meinen und vor der Welt Augen den Charakter eines Christen, ja eines Menschen verloren haben, und alle andern Menschen würden ihn in meinen Augen verlieren; und indem ich an jene schrecklichen Ereignisse zurückdachte, welche mir Galvano am Thurm de' Pinzacchi mit so kaltem Blute erzählt hatte, so bedachte ich, daß sich der Verbrecher und die Gesellschaft einander wie Ungeheuer betrachten und sich wie wilde Thiere einer verschiedenen Gattung behandeln.

Ich fand keine Rettung vor dieser schrecklichen und schmerzlichen Vorstellung, noch Ruhe vor der Marter des Gewissens, bis ich mich nicht ganz zu dem Gott wandte, welcher jedes Herz prüft, und der vielleicht in diesem Augenblick in das meine edle Grundsätze legte. Ich schwor in meiner Seele die zugesagte Rache ab; ich bat dafür jenen um Verzeihung, welcher verzeihend für uns starb; ich rief Gott selbst zum Zeugen meines Glaubens auf, ich versprach ihm mich schuldlos zu erhalten, selbst im Angesichte des Todes; und wenn er in seiner Erbarmung es bestimmt hatte, daß ich meine Reue überlebe, so schwor ich den Rest meines Lebens seinem heiligen Dienst und der Erleuchtung und Unterweisung meiner Landsleute zu widmen. — Dieses Gelübde, das ich Gott im Herzen that, gab meinem Geiste die Kräfte und die Ruhe wieder, und ich schlief einen sanften Schlaf, bis mich die Stimme Galvanos und das Bellen des Hundes erweckten.

Es war Morgengrauen. Die Spitzen und Gipfel der Berge waren rein von den Dämpfen des Tages, und erschienen leuchtend und klar in der stillen, azurblauen Luft. Die vier Inseln, welche im Ost um Corsica daherstehen, tauchten einzeln am Horizont empor, und die eckigen und schroffen Gipfel des Festlandes, die am Tage nicht sichtbar sind, traten vor uns so bestimmt hervor, daß es schien, sie hätten sich wie durch ein Wunder unsern Gestaden genähert. Ich sah Galvano unbeweglich und mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit auslugen; ich sah, wie er den Morgenduft der Blumen, den scharfen Wohlgeruch des Lentiscus, des Cistus und des wilden Lavendels, der die Felsen umsproßte, begierig einathmete; ich sah, wie er sich lang an dem ersten Gesang der Vögel, am Murmeln und Rauschen des Flusses von Alesani erfreute, und wie er mit den Blicken bald die Hängeweiden und die flüchtigen Nebel des Flusses verfolgte, bald sein Auge wandte und auf seinem Heimathhügel, auf dem Meeresstrande und der Küste Italiens ruhen ließ.

Unterdeß betrachtete ich seitwärts hinter einem Kastanienbaum und durch die Zweige hin mein Haus und mein Fruchtfeld; die Thränen entstürzten mir und ich weinte, als ich den Schall der Glocke von St. Damiano hörte. Dieser Ton erweckte mir das sanfte und redende Bild meiner verwittweten Mutter und mit ihm alle die frommen Gedanken, welche jene herrliche Frau mir mit der Muttermilch eingeflößt hatte. Mein Herz schlug heftig bei ihrer Erinnerung und sein Klopfen selber schien mir eine innerliche Mahnung und ein frommer Ruf meiner Mutter. Zugleich sah ich den ersten Strahl der Sonne, ein Schauspiel, welches den Blicken des Menschen immerdar wie ein Wunder erscheint; sie streifte kaum das Meer, und wie ich sie erscheinen sah, dünkte mich das Geläute der Glocke die Stimme Gottes, welche mir das heilige Versprechen dieser Nacht in's Gedächtniß rief und mich ermahnte, eilig den guten Pfad einzuschlagen.

Galvano suchte mich indeß hinter dem Baume auf, wo ich mich zurückgezogen hatte. „Pietro," sagte er zu mir, „sahst du nicht, wie sich die Amsel singend von jenem Zweig erhob? und du siehst dort den Mann nicht, der in unserer Richtung daher kommt? Wahrlich, ein braver Bandit das, der seinen Feind von einem andern zuerst erkennen läßt!"

Mit diesen Worten betrachtete er mich aufmerksam, und ich richtete die Blicke nach jener Seite und sah in der That einen Mann, der sich allein und waffenlos dem Schlund von Felce näherte. Aber mein, vielleicht zu wenig geübtes Auge vermochte ihn in solcher Entfernung nicht zu erkennen. Es bedurfte nicht viel, daß der Bandit, welcher die Gedanken eines andern so leicht durchschaute, wie er die seinigen leicht verbarg, meine offenbare Veränderung bemerkte und den Abscheu gegen den Mord auf meinem Antlitz ausgedrückt sah. Er hatte sich die Sturmhaube aufgesetzt und die schwarze Maske, welche Zeit und Schweiß rostig gemacht hatten, über das Gesicht heruntergelassen.

„Du willst zurück," sagte er, „ich merke es wohl. Doch gib acht, denn die Reue kommt zu spät. Du hast die Freundschaft eines Flüchtlings gesucht, du hast seine Geheimnisse durchschaut, und wolltest schuldlos bleiben? Nimmermehr! Die Freundschaft eines Verurtheilten ist ein festeres Band als die Mitbürgerschaft und das Blut; der Tod Morazzanos hätte es dich lehren sollen. Und dann, hast du schon die Beleidigungen deines Feindes und das Versprechen der Rache vergessen? Wohlan denn, wenn keine andere Fessel, so bindet dich dieses Versprechen an mich; diesen Morgen soll der Tod jenes Mannes dort mir das Handgeld deiner Treue seyn. Mit dieser That sollst du deinen Kriegernamen verdienen, und ihn heute von dem Orte deiner ersten Rache empfangen. Siehst du jenen dunkeln Schlund,

der dem Felde dort als Graben und Durchgang dient? Man nennt ihn Trabocchetto; im Augenblick wirst du dort deinen Feind auftauchen sehen. Ich trete dir, wie es das Recht heischt, die Ehre der Rache ab, und ich verspreche dir, dich ihrer zu versichern, wenn dein Bogen fehlt."

Hier schüttete er frisches Pulver auf das Zündloch und setzte das Rad der Archibuse in Schußgerechtigkeit. „Ja," setzte er hinzu, „solltest du dich weigern, dann, beim Himmel! will ich dich wie einen Verräther betrachten!" — In diesem Augenblick ergrimmte auch Brusco gegen mich, da er die drohende Miene seines Herrn sah, er sträubte sein Haar, und indem er mir wüthend sein Gebiß zeigte, schien er nur den Wink seines Herrn zu erwarten, um sich auf mich zu stürzen.

Entschlossen warf ich den Bogen, die Lanze und den Pfeilköcher auf die Erde und sagte mit fester Stimme zum Banditen: „O Galvano, hier bin ich, waffenlos! Du kannst mich tödten, aber, beim ewigen Gott! niemals kannst du mich zum Morde zwingen. Ich schwöre, daß ich um nichts auf der Welt dich verrathen werde; aber ich hab' es Gott gelobt, abzusagen jenem frevelvollen Versprechen; und koste es mein Leben, hier in dein Antlitz schwöre ich..." — „Genug! genug!" rief Galvano, und indem er seine Visirmaske zurückschlug, senkte er den Flintenlauf auf die Erde. „Sey getrost, o Pietro, und danke Gott, daß du es mit einem Banditen zu thun hast, der ein wenig Manier versteht."

Er reichte mir die Hand, um mich zu beruhigen, und that wieder so freundlich mit mir, als er es acht Tage zuvor an eben diesem Orte gethan hatte. Bestürzt und wie im Traume starrte ich ihn an; ich sah ihn tief bewegt und gerührt. „O!" rief ich aus, „ich erkenne dich, mein guter Ohm; du hast gesiegt, du hast gesiegt! Ach! vergib mir, daß ich dich bisher verkannte, daß ich nicht deinen ersten Rath befolgte und jenes Versprechen nicht verstand, das du mir hier am ersten Tage gegeben — ja, dieses Versprechen hast du nun wahr gemacht, und nächst Gott verdanke ich es dir, daß ich ein neuer Mensch geworden bin."

Bei diesen Worten weinte ich bitterlich, Thränen des Danks und der Freude; ich hörte nicht zu weinen auf, bis meine Seele sich erleichterte und neue Kraft und Muth gewann. „Ach, wenn es so ist," sagte ich, „daß du all dieß thatest, um mich zu erleuchten, so ist ja das ein Zeichen, daß auch du schon seit lange ein neuer Mensch geworden bist. Ich hoffe von dir heute einen doppelten Trost. Theurer Ohm, beim Andenken meines von dir einst so geliebten Vaters, bei allem, was dir auf Erden das Liebste und das Heiligste ist, ich beschwöre dich, flieh mit mir aus dieser fürchterlichen Einsamkeit, entsage für immer diesem unwürdigen Leben! Für ein von Natur edles Herz, wie das deinige es ist, muß es entsetzlich und unerträglich seyn. Erinnere dich bei Gott, daß diese meine Gedanken deine eigenen sind, denn du hast sie mir in das Herz so lebhaft eingedrückt. Zu sehr hast du bis jetzt deine liebevolle Natur maskirt, laß sie nun die Welt erkennen und schätzen lernen. Alle, ich bin es überzeugt, selbst deine Feinde werden dir mit Achtung verzeihen. — Folge mir. Jetzt ist an mir die Reihe, dein Führer zu seyn und deine Wohlthat zu vergelten. Ich will der Welt die verborgenen und seltenen Vorzüge deines Gemüthes kund thun, ich will dir die Achtung und die Liebe der Menschen erwerben, und in jedem Falle will ich dir, selbst auf Gefahr meines Lebens, ein Asyl, Schutz und Vertheidiger gewinnen."

Hier warf ich mich, im Enthusiasmus der Dankbarkeit und Leidenschaft, in die Arme des Banditen, und lange hätte ich ihn umschlossen gehalten, wenn er mich nicht selbst mit edler Zurückhaltung von seiner Brust abwehrte. „Halt, Knabe," sagte er, nicht so hitzig! Meiner Treu! du bist ein wenig außer dir, weil du eine heiße Sommerwoche mit mir im Buschwalde gelebt hast. — Geh' nur, du wärest mir der rechte Bandit! Aber, da du noch zur Zeit in dich gegangen bist, so ist es gut; doch deine Rede, Pietro, das ist eine andere Angelegenheit. Glaubst du, daß ich Predigten nöthig haben würde, wenn ich mein Leben ändern könnte? Siehst du nicht, daß meine Wiederherstellung in meinem Lande eine Unmöglichkeit ist? Ich fürchte hier die Reue; ich fliehe vor ihr, wie vor einem Hausfeinde, wie vor einem Freunde, der mir verrätherisch nach dem Leben trachtet. Auf denn! nimm deine Waffen und folge mir noch diese kurze Strecke, und ich bitte dich, behalte deine Predigten fein bei dir."

Mit diesen Worten entfernte er sich allgemach vom Schlund von Felce. Ich war ganz und gar von Bewunderung und Liebe erfüllt, und folgte ihm auf zerrissenen Irrpfaden und durch die nun trockenen und mit Kraut verwachsenen Rinnen der Wildbäche, die am Strand von Bravona münden.

Wir kamen an die Küste von Chiatra, als die Sonne schon hoch war und über den Wolkenhöhen von Elba sich im Meere spiegelte. Dort sahen wir eine kleine, tiefbordige Galeere in voller Kriegsrüstung, welche mit lautlosen Rudern der Mündung des Bravonaflusses zusteuerte.

Galvano ließ den Ton seiner Stimme sinken und stand unbeweglich hinter einer Klippe, aufmerksam und mißtrauisch lauschend; dann eilte er schnell gegen die

Galeere hin, als er die Ruderſclaven pfeifen hörte und einen Mann über den Klippen sah, welche stufenweise zum Gestade aufsteigen. Ich erkannte eben jenen Mann wieder, den ich viele Tage zuvor mit meinem Ohm gefunden hatte, als ich ihn über dem Berge Sant' Alessio zum erstenmale aufsuchte. Auf einen Wink jenes Unbekannten sagte mir Galvano das lezte Lebewohl; und da ich ihn nicht zu fragen wagte, wohin er sich wende, bot ich ihm in Allem, wessen er bedürfe, meine Hülfe an und versprach ihm in Bezug auf ihn ein unverlezliches Stillschweigen.

„Mein Neffe," antwortete er, „wisse, daß ich in Corsica nichts mehr mit Geheimnissen zu thun habe. Ich erlaube dir alles, was du gesehen, gehört und in der Einsamkeit der Wälder und Berge erduldet hast, der Welt kund zu thun. Ja, du sollst mir ausdrücklich versprechen — und das ist die einzige Gunst, um die ich dich bitte — die Geschichte dieser acht Tage deines Lebens, so viel du vermagst, in die Oeffentlichkeit zu bringen. Sonst, o Pietro, vergiß meinen Namen und bemühe dich, ihn vergessen zu machen; denn das ist für uns beide das Bessere. Nur unsern Landsleuten sage, du habest den Galeazzino auf jener Galeere nach der Küste Afrika's fortsegeln sehen. Endlich verkünde aller Orten den Behörden und dem Volke die große Kunde, daß der berühmte Gigante, der Schrecken Aller, dort in jenem Brunnen sein Grab gefunden; und obwohl er schon zehn Monate todt ist, wird man ihn doch an der kleinen Statur erkennen, denn in Wahrheit, dieser sogenannte Gigante war über der Erde wenig mehr denn fünf Spannen hoch."

Galvano vernahm mit dankbarer Freude das Versprechen, das ich ihm gab, seinen frommen Wunsch zu erfüllen. Aber er zog seine Hand zurück, als ich mich nahte, sie zum Pfande meiner Treue zu drücken, und mit der Miene, ihm noch weiter zu folgen. Er bedeutete mir, mich schnell von ihm zu entfernen, und nachdem ich ihm das lezte Abschiedswort zugerufen hatte, eilte er, seinen Begleiter zu erreichen, über jene trockenen Stellen des Gestades.

Ich schlug allein und mit vielen Thränen den Weg nach Alesani ein, indem ich Galvano in der Gesellschaft jenes Unbekannten ließ. Und dieser Mann war, wie ich nachher erfuhr, der Pater Guglielmo von Speloncato, der berühmte heilige Bruder vom Orden der Minoriten, welcher mit seinen öffentlichen Predigten auf unserer Insel so viel Frieden gestiftet, so Viele bekehrt und so reichliche Almosen gesammelt hatte, um die Christensclaven in der Barbarei loszukaufen, nach der frommen Gewohnheit der Prädikanten. Ich erfuhr auch, daß er sich in die Tracht der Landleute verkleidet hatte, um dem Haß der Parteien und der politischen Eifersucht der Zeit zu entgehen.

Er fuhr auf jenem Schiff nach Afrika, in Begleitung einiger Väter des Instituts della Mercede, um dem Vaterlande viele tapfere und brave Corsen, welch schon lange im Bagno von Algier schmachteten, wieder zu bringen.

Als ich nun von der Spitze eines Hügels meine Augen nach der Küste zurückwandte, sah ich das Boot, auf welchem die beiden Wanderer standen, mit Kraft gegen die Galeere rudern; und ich staunte, als ich diesen unerschütterlichen, im größten Unglück gehärteten Mann sah, wie er bitterlich weinte, während er von diesen ihm so feindseligen und verhängnißvollen Gestaden sich entfernte. Ich folgte dem Schiff mit den Augen; ein frischer Maëstrale wehte günstig und es ging südwärts in See. Ich unterschied noch Galvano, als er zum lezten Lebewohl seine Archibuse abfeuerte, und sie dann weit von sich in das Meer schleuderte, und ihr nach die Maske und die Sturmhaube.

Welcher Art mein Verhalten war, als ich in mein Dorf zurückgekommen, habe ich hier nicht zu berichten. Es erinnern sich noch alle Corsen der öffentlichen Verwunderung und der allgemeinen Freude, welche meine Nachricht von Gigante's Tod erregte, und zumal die Auffindung seiner Leiche coram populo an jenem von mir in Person angezeigten Orte. Bei dieser Botschaft, die mit Hörnerschall durch die Dörfer getragen ward, öffneten sich die lange versperrten Fenster und Thüren der Feinde der Settejacari, und nach einer langen Einkerkerung sah man aus den Häusern die bleichen und magern Gesichter vieler Landleute hervorschauen. Man sah die Barrikaden von den Balkonen nehmen, und dort die Kleider in die Luft hängen, um sie von dem Modergeruch zu reinigen. Ich sah selbst viele Leute mit geschorenem Bart und ohne Waffen sich auf Platz und Straßen zeigen, oder mit ihren magern Ochsen und ihren rostigen Hacken auf's Feld gehen.

Einige Verwandte des Gigante wurden freigesprochen, weil sie ungerecht angeklagt waren, ihm entweder ein Asyl gegeben zu haben oder ihm bei einigen neuen ihm fälschlich beigelegten Verbrechen behülflich gewesen zu seyn. Bei dieser Gelegenheit machte ich eine seltsame Erfahrung. Die Vettern des Banditen hatten um seinen Tod gewußt, aber stillschweigend die fünf Monate lange Gefangenschaft ertragen; und sie hatten dieses Geheimniß bewahrt, um ihren Familien die Macht und den Kredit zu retten, welcher ihnen durch den Ruf des lebenden Banditen zu gute kam. Es schien sie der Kerker nicht einmal zu ermüden, denn er trug dazu bei, jenen öffentlichen Irrthum zu bestärken. Alle

wurden auf Befehl des Vicarius in Freiheit gesetzt. Nur ein Verwandter des Todten, welcher den Leichnam heimlich weggebracht hatte, wurde im Gefängniß zurückbehalten, gleichsam schuldig eines Verbrechens neuer Art, d. i. des Attentats gegen die öffentliche Sicherheit, weil er aus böser Absicht dem todten Banditen ein Asyl gegeben, und aus gleicher Absicht seinen Tod verhehlt hatte.

Es wissen auch alle meine Landsleute, wie ich nach meiner Rückkehr nach Felce, und nachdem ich der friedlichste und ruhigste Jüngling von Alesani geworden war, nicht allein mit allen meinen Feinden Frieden schloß, sondern auch bemüht war, viele alte Feindschaften beizulegen, welche damals meine und die angrenzenden Pievi beunruhigten; und das gelang mir glücklich, denn bald darauf hatte die Rückkehr der Redner des Volks vom Hofe zu Mailand und die Ankunft des neuen Vicekönigs in Corsica, sammt der Bestätigung unseres Nationalstatutes, den Ehrgeiz der Caporali und der Cinarchesen niedergebeugt und die Angelegenheiten dieses unglückseligen Landes besser geordnet.

Es wissen endlich Alle, wie ich, in der Ueberzeugung, daß jenes Gelübde ein wahrer Ruf vom Himmel gewesen sey, mich vor Gott dessen entledigen wollte, indem ich mein ganzes Leben seinem heiligen Dienste weihte. Und so habe ich denn hier eben jenes Gelübde und zugleich mein an Galvano gegebenes Versprechen erfüllen wollen, indem ich diese Geschichte treu niederschrieb, meinen Mitbürgern zur Erleuchtung und meinem wohlverdienten Lehrer zum Zeugniß der Dankbarkeit.

Der Tag der Eroberung von Sebastopol,

verglichen mit früheren gleichen Jahrestagen.

Praebuit ille dies varii miracula fati.
Lucan.

Die Bestürmung der Bastion Korniloff und des Malakoffthurms, und damit der Fall des Haupttheils von Sebastopol nach einer Belagerung von mehr als eilf Monaten füllt alle Zeitungen, beschäftigt alle Zeitungsleser, veranlaßt zahllose Vermuthungen über die Folgen dieses Ereignisses. Auch die Leser dieser, politischen Neuigkeiten und Combinationen sonst fremden Blätter werden nicht ungern Gedanken über diese Begebenheit vernehmen, wenn diese Gedanken, abweichend von gewöhnlichen Betrachtungen, sich rückwärts der Vergangenheit zuwenden und frühere ähnliche Ereignisse mit diesem neuesten vergleichen. Selbst den Freunden von Combinationen der Zukunft werden solche aus der Vergangenheit gezogenen Betrachtungen nicht zuwider seyn. Die Geschichte ist ja die einzig sichere Prophetin der Zukunft.

Durch eine jener sonderbaren Fügungen, von denen in diesen Blättern schon österes die Rede war, tritt dem rückwärts sich wendenden Gedanken der Jahrestag des neuesten großen Ereignisses als einer entgegen, der in der neuesten Geschichte bereits durch mehrere entscheidende Schläge bezeichnet ist. Die Eroberung Sebastopols, die verhängnißvolle blutige Schlacht bei Borodino im Jahr 1812, die Bestürmung und Eroberung von Warschau im Jahr 1831, endlich das Bombardement von Kopenhagen und die Wegnahme der dänischen Flotte im Jahr 1807 — alles dieß hat sich an denselben Jahrestagen, am 7 und 8. September ereignet.

Die Tage von Borodino im Jahr 1812 und von Warschau im Jahr 1831 waren in der neueren Geschichte des russischen Reichs in hohem Grad entscheidende; trefflich dienen sie als Wendepunkte zur Abtheilung dieser Geschichte. — Die Schlacht bei Borodino am 7. September endigte am Abend dieses Tages ohne Entscheidung, nachdem Wunder der Tapferkeit von beiden Seiten geschehen, Ströme von Blut geflossen, noch ungleich mehr Menschen geopfert worden, als am neuesten Bluttag, nachdem an mehreren Punkten ganze Hügel von Leichen sich gebildet hatten. Als in der Frühe des folgenden Tages, am 8. September, Napoleons Heer zur Wiederholung des Angriffs sich aufgestellt hatte, fand es das blutgetränkte Schlachtfeld von den Russen verlassen, welche sich hinter Moskau zurückzogen und diese Hauptstadt

des Reichs der vordringenden großen französischen Armee preisgaben. Aber der Tag bei Borodino, wenn man ihn noch einen Siegestag für Frankreich nennen will, war jedenfalls der letzte in diesem blutigen Krieg. Er bezeichnet für Rußlands Heere den Wendepunkt des Kriegsglücks. Von nun an folgten für diese Heere nach der Besetzung und Verbrennung Moskaus mehrere siegreiche Schlachten, bis die große französische Armee nach wenigen Monaten vernichtet war, und in den folgenden Jahren nahm Rußland Theil an der Erhebung Europas gegen Bonaparte und seine Armee zog mit den andern siegreich in Paris ein.

Der blutige Jahrestag von Warschau im Jahr 1831 bezeichnet dagegen einen ganz andern Wendepunkt. Die Erstürmung und Eroberung der schlecht befestigten, aber tapfer vertheidigten Hauptstadt des empörten Polenreichs, welche den Eroberer wenigstens eben so viele Menschenopfer kostete, als die Eroberung Sebastopols die Alliirten, war das Ende dieses blutigen Kriegs und zugleich der letzte große Sieg Rußlands seit dieser Zeit überhaupt. Von diesem Zeitpunkt an war es im Frieden mit dem Westen, wie mit den Türken. Dauerte auch der Kampf gegen die Tscherkessen fort, so waren dieß doch keine entscheidenden Ereignisse; ungewisse oder erfolglose Siege wechselten dort mit eben so vielen Niederlagen. Wenn auch Rußlands Heere im Jahr 1849 den österreichischen hülfreich zur Seite standen, so wechselten doch auch hier Niederlagen mit Siegen, und die Ungarn wurden am Ende doch mehr von der Uebermacht der verbündeten Heere erdrückt als besiegt.

Jene wichtigen Tage von Borodino und Warschau bezeichnen aber für Rußland auch entscheidende Wendepunkte in der Stimmung der Völker. Von der Schlacht bei Borodino an wendeten sich die Sympathien des ganzen Abendlands Rußland zu; die Völker hofften von diesem Lande Rettung aus großer Noth und Bedrückung, Wiederherstellung früherer besserer Zustände, Deutschland sogar die Wiederherstellung seines Reichs. Dagegen seit der Eroberung von Warschau, seit der sogleich darauf erfolgten gewaltsamen Unterdrückung der Verfassung Polens und der polnischen Nationalität, seit den zahllosen Confiscationen und der Wegführung der Kinder des Adels nach Rußland, und vollends seit den Vorgängen in den deutschen Provinzen Rußlands, besonders den Angriffen gegen die katholische und protestantische Kirche, kehrte sich das öffentliche Gefühl entschieden vom Czaren ab, das Wohlwollen schlug um in eine entschiedene, im ganzen Abendland weit verbreitete, tief wurzelnde Abneigung, welche überraschend, verderblich zerstörend, für Rußlands Regierung erst in den lezten Jahren hervortrat, nachdem diese, im Vertrauen auf ihre Macht und Unbesiegbarkeit und die frühere Zuneigung der Völker, in den neuesten verhängnißvollen Krieg sich verwickelt hatte.

So ist denn der Tag der Eroberung Sebastopols der Jahrestag der lezten Niederlage Rußlands im Kriege der Jahre 1812 bis 1814 und des Anfangs der Sympathien für dasselbe, und zugleich der Jahrestag des lezten großen Sieges über den polnischen Aufstand im Jahr 1831 und des Endes jener Sympathien im Abendland. Hier stellt sich daher dem rückwärts gewandten Blick durch ein sonderbares Spiel des Zufalls, durch eine wunderbare Laune des Schicksals eine Hieroglyphe, ein sibyllinisches Orakel vor Augen, welches viel zu denken gibt und schwer zu enträthseln ist. Welchem der entgegengesezten Zeichen soll man Glauben schenken, der lezten Niederlage bei Borodino, dem Anfang großer Siege und aufrichtiger Zuneigung der Völker, oder dem lezten Sieg bei Warschau, mit dem die Ungunst, der Haß des übrigen Europa begann?

Rußlands Herrscher und Heerführer vertrauen ohne Zweifel dem ersten dieser Zeichen, der lezten Niederlage als dem Anfang des wiederkehrenden Glücks und der neuen Volksgunst. Der Czar verkündete kürzlich bei seiner Anwesenheit in Moskau den Fall von Sebastopol mit deutlicher Hinweisung auf das, was im Jahr 1812 vor und in Moskau geschehen, und schon vorher hatte der Oberfeldherr der Russen bei der Verkündigung des großen Unfalls, neben dem Dank für die bewiesene Tapferkeit der Armee, jenes Ereigniß als eine Hoffnung und einen Trost in's Gedächtniß zurückgerufen.

Deutschlands Völker, so viel sie auch Veranlassung haben, im Interesse abendländischer Bildung den Waffen der Alliirten Erfolge zu wünschen, dürften von ihrem Standpunkt aus und nach der jetzigen Sachlage doch auch Grund haben, zu hoffen, jenes erste Zeichen möchte nicht ganz trügen, nicht völlig ohne Werth seyn.

Wenn Deutschland unter anderem die Hoffnung, einst eine Flotte zu besitzen, nicht aufgeben kann und will, so kann es kaum wünschen, daß dem Sieg bei Sebastopol gar viele andere Siege der Alliirten folgen und seine, Deutschlands, thätige Mitwirkung zum künftigen Friedensschluß entbehrlich machen. Der Tag der Erstürmung des Malakoffthurms und der Vernichtung der russischen Flotte, der 8. September, ist zugleich der Jahrestag des Bombardements von Kopenhagen und der Wegnahme der dänischen Flotte durch England mitten im Frieden. Wie würden wohl die Engländer gegen die Anfänge einer deutschen Flotte im neuen

Jadehafen austreten, nachdem die Zerstörung der dänischen Flotte vor achtundvierzig Jahren durch den Untergang der russischen am selben Jahrestag ein so glänzendes Gegenstück gefunden, wenn Deutschland am Ende im gegenwärtigen Kampf nicht mitgewirkt und beim Frieden nicht mitzusprechen gehabt hätte!

Aber wie viel gehörte nach menschlicher Schätzung dazu, um das Gedächtniß der Schlacht bei Borodino als ein Glück weissagendes Omen für Rußland zu nehmen! Dieser Schlacht folgte Glück und Gunst keineswegs wegen der Tapferkeit und Beharrlichkeit des russischen Heeres, sondern vor allem weil Rußland sich als Beschützer der unterdrückten Nationalitäten und Freiheiten der Völker darstellte, weil sein Kaiser als Freund des Fortschritts und der freisinnigen Ideen sich bekannte, Polen eine vernünftige Verfassung gab und Deutschland eine solche, „dem ureigenen Geiste seines Volks gemäße" in Aussicht stellte, weil man in Rußland selbst eine Entwicklung sich vorbereiten sah, die feste Ordnung mit bürgerlicher Freiheit und Wohlstand zu verbinden schien. Wie weit ist Rußland seit zwanzig und etlichen Jahren von all diesen Zielen abgekommen! und was hätte es alles gut zu machen, um in der Meinung der Welt wieder dazustehen, wie nach dem Brande von Moskau!

So liegt es denn noch tief verschlossen im Schooße der Zukunft, was der Fall von Sebastopol für Rußland, für Deutschland, für Europa bedeutet. Gewiß ist nur, daß dieser Tag einen Wendepunkt in diesem blutigen Kriege bildet; gewiß ist nur, daß das Zeichen des Kreuzes, welches Rußland beim neuesten Kampf vorangestellt, ihm die Gunst des Glücks und der Völker nur dann wieder bringen kann, wenn dieses heilige Panier von den bedenklichen Zugaben des Cäsaropapismus, der Bedrückung anderer Bekenntnisse und der Unterdrückung der Volksfreiheiten gereinigt wird; gewiß ist nur, daß Deutschlands Mächte durch ihre Uneinigkeit und Unentschlossenheit Rußlands Verhängniß nicht aufhalten werden. Und ob sie sich selbst dadurch eine ersprießliche Lage bereiten, das ist zum wenigsten höchst zweifelhaft.

Literatur.

Poetische Erzeugnisse von diesem Jahr.

(Schluß.)

Daß uns Scherenbergs Kriegstrompete, sein rauhes Seemannssprachrohr lieblicher tönt als alle die süßen Mährchen-, Geister- und Liebesgedichte, welche man der epischen Muse gegenwärtig so zahlreich unterschiebt, haben wir schon erklärt. Wenn wir an ihm vor allem auszusetzen haben, daß er seine Gegenstände zu eng, zu speciell und fachmäßig herausgreift, so wollen wir sehen, ob nicht unsern Anforderungen ein Gedicht besser entspricht, das die ganze Weltgeschichte zum Vorwurf seiner Darstellung hat, wie die „Theophanie von Friedrich Beck. Gotha bei Friedrich Andreas Perthes. 1855."

Wer heutzutage ein episches Gedicht schreiben will, der thut nach unserer Meinung gut, wenn er von allem bisher geltenden Formalismus vollkommen absieht, wenn er also nicht von der Vorstellung sich einnehmen läßt, als müsse er ein Helden-, Kriegs- und Rittergedicht in Virgilschem oder Homerschem Ton schreiben. Mit all diesem kann er nur ein conventionelles und traditionelles Interesse erregen; das wahre, lebendige Interesse haftet immer nur an dem, was der Zeit und ihrer wirklichen Bewegung angehört. Es scheint deßwegen ein glücklicher Gedanke, die Weltgeschichte vom Standpunkt der modernen Anschauung aus in einer Reihe fein gegliederter und unter einander zusammenhängender poetischer Bilder zusammenzufassen. Dieß ist eben die Absicht Friedrich Becks. Theophanie (lies Theophanī, nicht Theophanie) ist nicht das appellative, sondern das abstrakte Substantiv, das wir hier nach seiner streng etymologischen Bedeutung verstehen müssen: Erscheinung, Offenbarung Gottes (in Welt und Geschichte). Es fragt sich nun aber, ob gerade diese Auffassung der Geschichte, wie sie sich schon durch den gewählten Titel hinreichend kennzeichnet, das wahre, lebendige Interesse der Gegenwart für sich in Anspruch zu nehmen im Stande sey.

Ehe man an eine poetische Würdigung der Beckschen Theophanie kommen kann, muß dieselbe einer theologischen Beurtheilung unterworfen werden. Der Verfasser ist ohne allen Zweifel ein junger Theologe, ein Anhänger der modern gläubigen Schule, und sein Gedicht ist zunächst als ein Abriß der Kirchengeschichte von diesem modernen, spekulativ-orthodoxen Gesichtspunkt aus aufzufassen; man könnte es eine Nitzsch-Ullmannsche Theologie in Versen heißen. Man darf nur das nach Weise einer wissenschaftlich-theologischen Disposition gefertigte Inhaltsverzeichniß ansehen, um sich zu überzeugen, daß Becks Tendenz in erster Linie eine theologische und erst nachher eine poetische ist. Da begegnen uns alle die bekannten Theorien jener theologischen Weltanschauung: I. die Schöpfung; II. der Sündenfall; III. die Verheißung des Messias; IV. die Erfüllung; V. der Geist oder die Blüthe der Kirche als eine ecclesia pressa; VI. die Verweltlichung derselben seit Constantin, das Mittelalter, in welchem aber das Gute und Böse, Kirche und Welt, sich so zu sagen immer noch das Gleichgewicht halten; endlich VII. der vollständige Abfall, der Antichrist der modernen Zeit, wie die Aussicht auf seine Ueberwindung, auf die Vollendung des Reiches Gottes.

Es wird nun keine Frage seyn können, daß diese Geschichtsbetrachtung, welche sich für die allein tiefe ausgibt, nicht die der gebildeten Gegenwart überhaupt, sondern ausschließlich die der theologischen Schule ist, daß sie die Geschichte nicht in ihrer göttlichen Tiefe auffaßt, sondern sie auf den Kopf stellt. Wie will man es uns beibringen, daß die Geschichte nur in dem kurzen Zeitpunkt von drei oder höchstens dreißig Jahren — denn auch in den drei ersten christlichen Jahrhunderten fängt eigentlich schon der Abfall wieder an — sich der vollkommenen göttlichen Gegenwart zu erfreuen gehabt habe, daß sich alles vorhergehende und nachfolgende nur um diesen einen Punkt drehe, sich zu demselben wie erster und zweiter Abfall verhalte?

Diese Ansicht ist so gewaltsam, so auf den Kopf stellend, daß der Verfasser selbst auf zahlreichen Punkten mit sich in Widerspruch kommt. Wir wollen weniger Gewicht darauf legen, daß er bei der Ausgießung des Geistes, welche doch nach seiner Ansicht der Höhepunkt der Theophanie seyn sollte, sogleich wieder von der Erneuerung der alten Kämpfe, vom Abfall spricht; aber bei der Würdigung des Mittelalters ist es doch wahrlich, als ob zwei verschiedene Subjekte nach einander redeten, ein menschliches und ein theologisches. Da heißt es in der einen Strophe (S. 168), aus dem untergegangenen Mittelalter sey den Enkeln durch der Väter Gluth eine neue Frucht aufgewachsen:

> Ein frischer Bildungskeim ward eingesenkt,
> Und um zerfallner Burgen Felsenhügel
> Schwang leise schon die Freiheit ihre Flügel.

In richtiger, schöner Weise wird geschildert, wie der Pflüger von der Scholle Banden gelöst wird, wie des Bürgers Fleiß den Städteflor erhöht u. s. w. Wie werden dann aber wir, wie wird die Geschichte in's Auge geschlagen, wenn es unmittelbar darauf weiter heißt:

> Der Menschheit zweiter Abfall hat begonnen,
> Sie flieht aus ihres Glaubens Paradies!

Hat denn, von allem andern abgesehen, der zweite Abfall nicht schon zu Anfang des Mittelalters, schon zu Constantins Zeit, ja eigentlich gleich unmittelbar nach Christus wieder begonnen? Der wievielte Abfall ist denn der durch den Antichrist der Neuzeit eingeleitete? Man weiß vor lauter Abfall nicht mehr, wo man steht, von was man ausgeht. Die ganze Abfallstheorie löst zulezt sich selbst auf und wird ein prolapsus.

Man sieht, Beck ist ein gebildeter Mann, der sich gern der wirklichen Bewegung der Geschichte hingäbe; aber der alte theologische Adam, den ihm seine ganze Bildungslaufbahn in's Nest gesezt hat, ist ein so parasitisch-unverschämter Geselle geworden, daß er all seine berechtigteren Brüder, alle gesunden Gedanken hinauswirft. An verschiedenen Orten spricht er die natürlichen Geseze der Entwicklung recht gut aus, z. B. Seite 146:

> Und sey die Quelle noch so frisch, bald fließet sie mit matterm Lauf,
> Und sey die Wahrheit noch so klar, sie nimmt der Erde Trübung auf.

Aber dann nennt er dieß wieder den „alten Fluch," und zwar im theologischen Sinne nicht als Folge der allgemeinen Unvollkommenheit alles Endlichen, sondern weil Gott nach Adams Fall die ganze Erde verflucht. S. 160 sagt er von der Kirche:

> Dem freien Walten galt kein langes Ringen;
> Barg alle Güter ja dieß eine Gut!

oder allgemeiner und schöner noch S. 157:

> Alles wechselt in der Zeiten Flucht;
> Formen sind die Schale,
> In dem Ideale
> Ruht der Keim der geld'nen Himmelsfrucht.

Am treffendsten aber ist das, was (S. 173) von der Neuzeit gesagt wird, in welcher die Geschichte ihrem lezten Fall mit so reißender Schnelligkeit zueilen soll: Gott führe die Menschheit näher ihrem Ziele:

> Nicht ohne Schmerz, nicht ohne tiefes Leiden,
> Da selbst ihr Fortschritt einem Falle gleicht!

Wenn der Verfasser unter „Fortschritt" wirklich versteht, was man sich bei diesem Worte zu denken pflegt, wenn

er den Fortschritt der Neuzeit nicht etwa bloß darin findet, daß sie den Rationalismus durch eine positive Philosophie und Theologie überwunden zu haben glaubt, dann spricht er ja hier nichts anderes aus, als die philosophische Wahrheit, daß jeder Fall Fortschritt und jeder Fortschritt Fall ist. Wozu soll dann aber der scholastische Kram von Abfall, Antichrist und Weltgericht, der ja nichts ist als „Rauch und Dampf, umnebelnd Himmelsgluth!" Es kommt nirgends deutlicher als an dieser Dichtung zu Tag, aus welchen heterogenen Bestandtheilen diese ganze moderne theologische Betrachtungsweise zusammengesetzt ist, aus Theilen, die — wenn es Ernst wird — nothwendig in Conflikt miteinander gerathen und die ganze künstliche Composition auseinander treiben müssen.

Wollen wir nun nach der materiellen auch die formelle, nach der theologischen auch die poetische Seite des Buchs in nähere Erwägung ziehen, so müssen wir vorausschicken, daß Form und Inhalt eben nicht so gleichgültig gegen einander sind, daß das eine uns befriedigen könnte, wenn das andere in geradem Widerspruch mit uns steht. Man kann nicht von den Versen an sich sprechen, sondern muß mit ihnen stets auch in Kauf nehmen, was sie enthalten. Im vorliegenden Gedicht ist die Sprache durchaus eine würdige, der Versbau ein gewandter und flüssiger, die einzelnen Ideen und Bilder geschmackvoll. Wer daher die Anschauungen des Verfassers theilt, wird sein Buch als eine höchst erfreuliche Erscheinung, als den gelungenen Versuch begrüßen, die christliche Wahrheit von der Offenbarung Gottes in der Geschichte auch poetisch in weitere Kreise einzuführen. Diejenigen dagegen, denen diese Anschauung mit dem wirklichen Bewußtseyn der Zeit in einem unversöhnlichen Widerspruch zu stehen scheint, werden auch das, was sie sonst poetisch schön finden könnten, in diesem Zusammenhang für unzulässig und ihnen widerstrebend erklären. Da die Würdigung des Beck'schen Gedichts so in lezter Instanz eine theologisch-ästhetische Parteifrage ist, so wollen wir uns auf den möglichst objektiven Standpunkt zu stellen suchen, wenn wir im Folgenden uns noch über seine poetische Berechtigung kurz aussprechen.

Daß der christliche Glaubensstoff auch in andern als bloß erbaulichen Gedichten, zu welcher Klasse man die Beck'sche Theophanie doch nicht schlechthin wird rechnen können, zu verarbeiten sey, soll nicht geläugnet werden. Bei den ausgezeichnetsten, poetisch-freien Dichtern finden wir einzelne Ideen und Thatsachen aus dem religiösen Kreise auf's schönste benüzt. Soll dieß aber in wirklich poetischer Weise geschehen, so ist unerläßlich, daß dieser Stoff nicht mit dogmatischer Autorität uns gegenübertrete, daß namentlich die äußeren Thatsachen nicht anders als in mythischer Qualität erscheinen, so daß ihre empirische Wirklichkeit zwar unangefochten bleibt, das Hauptgewicht aber auf die in ihnen verkörperte Idee gelegt wird. Treten nun aber diese äußeren Thatsachen als geschlossener, fixer Kreis mit dogmatischer Dignität auf, dann wird die Composition eine scholastische, und zwar um so ausgesprochener, je mehr philosophische Reflexion und äußere poetische Mittel aufgewendet werden, um die Gegenstände des Autoritätsglaubens mit dem wirklich freien Denken und Dichten zu vermitteln. Für ein solches eigentlich scholastisches Gedicht müssen wir nun die Beck'sche Theophanie erklären, und wenn man sie aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, so hat sie auch unstreitig bedeutende Vorzüge; sie ist ein Kunstwerk, auf's feinste componirt, auf's subtilste nach ihren einzelnsten Theilen disponirt, dialektisch und mystisch zugleich, die beiden Epitheta, welche des Duns Scotus und des Bonaventura Namen zierten, in sich vereinigend. Wie die alten Scholastiker Aristoteliker waren, so ist Beck Platoniker, er gibt seinem Gedicht eine christlich-platonische Grundlage und zieht philosophische Probleme, religiöse Mythen, wenn ihnen auch aller biblische Grund und Zusammenhang mit dem christlichen Bekenntniß abgeht, zu seinem gothischen Bauwerk heran. Bei allem philosophischen und phantastischen Umherschwärmen aber hängt doch die dogmatische Fessel stets am Bein. Als für die Haltung des Ganzen in dieser Beziehung besonders charakteristisch wollen wir auf das wirklich ausgezeichnete Gedicht „Auferstehung und Himmelfahrt" aufmerksam machen, in welchem sich auch das Versmaß dem Gegenstand und seiner Behandlung so vortrefflich anschmiegt. Da wird zuerst, ganz nach der gewöhnlichen theologischen Interpretation, die Höllenfahrt Christi geschildert und dann fortgefahren, wie Jesu Seele nach dieser sich wieder in ihr Grab gesenkt habe, um der Hülle des Leibs ein neues Leben zu geben:

Sie tauchte mit mächtigem Willen in ihres Körpers Grund,
Und ließ ihn nicht verwesen; es wurden die Kräfte Gottes kund.
Die Glieder wurden geröthet von himmlischen Blutes Quell;
Es drang von innen nach außen ein Strom des Lebens hell
u. s. w.

Wie ringt hier die Phantasie des Dichters mit ihrem dogmatischen Stoff, wie sucht sie auf den Grund zu tauchen, um seine starren Adern mit poetischem Blut auszuspritzen, um das Stockende flüssig zu machen! Wer fühlt dabei nicht aber auch zugleich, wie ihm auf des Herzens Grunde doch nichts anderes sizt als die Reflexion der modernen Theologie und

Der Zweifel als ein wacher Hund,
Bereit den Nazarener anzubellen?

Wir sind auf die „Theophanie," die wir für eine bedeutende Erscheinung halten, so ausführlich eingegangen, weil offenbar die epische Poesie gegenwärtig nach einem Stoff umhersucht, und haben uns bemüht im Vorstehenden unsere Gründe deutlich zu machen, warum wir nicht glauben, daß ihr in diesem religiösen Gedicht der große Fund gelungen. Dogmatik und Poesie können sich nicht wohl vertragen. Es ist nach beiden Seiten, nach der religiösen wie nach der poetischen, gar nicht so verkehrt,

sondern im wohlverstandenen Interesse beider Theile, wenn man alle Lieder der neueren Zeit aus den Gesangbüchern zu entfernen strebt. Sucht sich gegenwärtig die Poesie in den dogmatischen Stoff einzuarbeiten, so kann im Ganzen nichts als ein mystisch-dialektischer Wechselbalg, ein scholastisches Kunstwerk herauskommen, mögen die einzelnen Theile auch noch so schön und tief empfunden seyn. Will die Poesie in gesunder, lebendiger Weise in das Interesse der Gegenwart eingreifen, so muß sie ohne Zweifel ganz andere Stoffe wählen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, September.

(Schluß.)

Stadttheater. — Goethefeier. — Ballet. — Eine blühende Agave. — Unfälle.

Wenn ein Mann, der sich in ein gewagtes, kostspieliges Unternehmen eingelassen hat, spekulirt, so ist ihm das nicht zu verargen. Unser gegenwärtiger Direktor des Stadttheaters besizt nun ohne Zweifel ein sehr glückliches Spekulationstalent und hat allerhand frappante Einfälle, nur ist er in Ausführung derselben nicht immer glücklich, und das Bestreben, den Geschmack Aller zu treffen, um das ganze Publikum sich zu gewinnen, hat ihm schon manchen Streich gespielt. Die Wiederkehr von Goethe's Geburtstag war eine gar zu prächtige Veranlassung, wieder etwas Neues anzuordnen, um dem Publikum einen ungewohnten Genuß zu verschaffen. Zu diesem Behufe war „Götz von Berlichingen“ in Scene gesezt, ein Stück, dessen hohe Bedeutung für die dramatische Literatur unseres Volkes und deren Entwicklung wir vollkommen zu würdigen wissen, das aber als Bühnenstück doch niemals zu empfehlen seyn dürfte. Man gab es, wie man eben konnte, auch zeigte das zahlreich versammelte Publikum sich ungemein nachsichtig, was es — der Wahrheit die Ehre — gerade bei diesen Gastvorstellungen noch immer gethan hat. Es ließ gar vieles Mißlungene, Halbfertige schweigend an sich vorübergehen und munterte, wo es nur irgend thunlich war, die Schauspieler durch lauten Beifall gutmüthig und theilnehmend auf. Nach Beendigung des Goethe'schen Drama's hatte uns die Direktion zuvörderst eine Prologscene, von Prätzel gedichtet, die von einer Anzahl Schauspieler gesprochen werden sollte, verheißen. Dann sollte ein aus 200 Personen bestehender Zug folgen, die Goethe'schen Theaterstücke ihren Hauptpersonen nach repräsentirend, endlich war die Enthüllung der lebensgroßen Goethestatue, ebenfalls von Wivier gearbeitet, angekündigt, nebst einem Schlußtableau, eine Ansicht des Jungfernstiegs, gemalt vom Theatermaler Witt, darstellend. Diese Schlußdekoration, ich will es nicht verhehlen, machte mir Bedenken; Goethe ließ sich auch ohne den Jungfernstieg, den jeder Hamburger täglich betrachten kann, feiern. Indeß konnte man diese captatio benevolentiae dem specifischen Hamburgerthum gegenüber wohl hingehen lassen, wenn nur das Uebrige würdig vorbereitet und würdig ausgeführt wurde. Leider geschah dieses nicht. Die Goethefeier, wie sie das Hamburger Stadttheater, diese einstige hohe Schule der Schauspielkunst in Deutschland, am 28. August dieses Jahres sah, wird niemals zu den Epoche machenden Festlichkeiten auf dieser Bühne gezählt werden. Die Schauspieler und Schauspielerinnen, welche die Prologscene sprechen sollten, hatten, mit Ausnahme eines einzigen, nichts gelernt, und erlaubten sich nun, das Jedem zugefallene Pensum theils ausdruckslos und mit schlecht verhehltem Widerwillen abzulesen, theils mit sehr unpassenden Gestikulationen und falschem Pathos so verstümmelt herzusagen, daß wenig mehr als Unsinn dabei heraus kam. Es liegt ein Schleier über der Veranlassung dieser unwürdigen Einleitung der Goethefeier gebreitet, den zu lüften nicht meines Amtes ist; nur kann ich nicht unterlassen zu bemerken, daß man bisher jeden wahren Künstler an der Achtung erkannte, die er den großen Geistern zollte, deren Werke zu verkörpern die Aufgabe seines Lebens ist oder doch seyn soll. Ein weniger nachsichtiges Publikum, als unser grundgutmüthiges Hamburger, würde diese traurige Impietät streng gerügt haben. Und was folgte darauf? Ein endlos langer Zug mit Fahnen, deren jede den Namen eines Goethe'schen Dramas nebst der Jahreszahl seines Entstehens oder Bekanntwerdens trug. Um diese Fahnen gruppirten sich die in jedem der betreffenden Stücke vorkommenden Hauptpersonen. Das hätte sich nun Alles noch mit ansehen lassen, obwohl derartige Auf- und Umzüge immer eher lächerlich werden, als einen bedeutenden Eindruck machen. Man hatte aber — auf wessen

Anrathen, wissen die Götter — für gut befunden, wahrscheinlich um mehr Nachdruck in den Zug zu bringen und ihn recht hochromantisch zu gestalten, vier Pferde mit eingereiht, auf denen Herzog Alba, Egmont, eine dritte Person, die mir entgangen ist, doch glaub' ich, es war Faust, endlich Mephistopheles ritten. Letzterer, ein spindeldürres Männlein, nahm sich in seinen feuerfarbenen Unaussprechlichen als Höllenfürst wahrhaft verteufelt aus und hatte, wie Hamlet sagt, ein „abscheuliches" Gefolge. Dieses bestand aus der Unsinn schwatzenden Hexe und verschiedenen Katern und Meerkatzen. Warum hatte man den verhängnißvollen Pudel vergessen? Dieser, gewöhnt an keckes Herumspringen, konnte in gewissem Sinne zur Rechtfertigung der ganzen übrigen unglaublichen und allen guten Geschmackes baaren Anordnung dienen. Das Publikum sah, schüttelte verdrießlich den Kopf und war nicht sehr erbaut davon; doch ließ es sich leicht beruhigen und sogar zum Klatschen bewegen, als im Hintergrund das wohlgelungene Conterfei des Jungfernstiegs mit dem schönen Alsterbassin sich zeigte und die enthüllte Goethestatue in den purpurnen Flammen bengalischen Feuers romantisch erglühte oder — erröthete.

Bald hätte ich vergessen, daß neben den Hochgenüssen, die uns das höhere Drama und die Oper zeitweilig bereiten, auch die edle Tanzkunst berufen worden ist, unser Auge zu ergötzen. Spanien, das Land graziöser Sennoritas, ist seit Kurzem auch die Heimath bewunderter Tänzerinnen. Spanische Tänzer sind Mode, mithin muß man sich, soll die schaulustige Menge zu Geldausgaben veranlaßt werden, dergleichen ausländische Fußkünstler verschreiben. Wir hatten viel gehört von der Gesellschaft eines Sennor Antonio Ruiz, die in Paris Furore gemacht haben sollte und dem Feuilletonisten Jules Janin ganz und gar den Kopf verrückt hat, wie seine Dithyrambe über Sennora Concepcion Ruiz zur Genüge bekundet. Diese Gesellschaft also kam und trat verschiedene male bei uns auf; es ist aber wirklich Niemand eingefallen, sich in die ganz netten, prächtig gekleideten, Röckchen aufhebenden spanischen Schönen zu vergaffen, noch wird Jemand so dreist seyn behaupten zu wollen, eine willkürliche Zusammenwürfelung spanischer Tänze mit etwelchen Gesten, entsetzlichem Castagnettengerassel und schwirrendem Tamburingesumm sey ein Ballet. Diese höchst monotonen Nationaltänze, die nur durch einzelne veränderte Pas sich von einander unterscheiden, ermüden sehr bald; doch wollen wir gerne zugeben, daß einzelne darunter höchst charakteristisch, dabei trefflich arrangirt waren und mit meisterhaftem Geschick und unnachahmlicher Grazie getanzt wurden. Namentlich entzückte »la Gallegada« durch drollige Komik jedesmal das versammelte Publikum und mußte stets wiederholt werden. Seit etwa acht Tagen feiert eine neue Tanzvirtuosin, Miß Lydia Thompson, die sich erste Tänzerin vom Drurylane-Theater in London nennt, jeden Abend Triumphe auf unserer Bühne. Es ist jedenfalls neu, ein junges englisches Mädchen, von schönem Wuchs, blauäugig und blondhaarig, die wilden Tänze, welche Sennora Pepita de Oliva das deutsche Theaterpublikum kennen gelehrt hat, mit fast noch größerer Gliedergelenkigkeit und bacchantischer Rapidität tanzen zu sehen. Den guten Geschmack werden freilich diese Tänze eben so wenig fördern helfen, als sie zur Hebung der Sittlichkeit beitragen dürften. Interessanter und auch viel anmuthiger anzuschauen ist der originelle »Highland-Fling,« ein schottischer Nationaltanz, den Miß Lydia Thompson in hochländischem Kostüm mit entzückender Grazie tanzt. Alle übrigen Tänze, die sie uns als neu, was sie auch sind, vorgehüpft hat, sind nicht mehr Tänze zu nennen. Sie stellen bald das Arbeiten eines Matrosen am Schiffe dar, bald führen sie uns gar in die Rennbahn, und es fehlte, um dem Werk die Krone aufzusetzen und die englischen Whims heimisch auch auf der deutschen Bühne zu machen, weiter nichts, als daß Miß Lydia Thompson uns demnächst ein Kirchthurmrennen vortanzte.

Botaniker und Blumenfreunde hatten im vergangenen Monate den seltenen Genuß, eine Agave americana blühen zu sehen, was seit sechszig Jahren hier nicht mehr vorgekommen ist. Der Kunst- und Handelsgärtner C. H. Harmsen besaß die Pflanze seit fünf oder sechs Jahren, und Niemand erwartete ihr Blühen. Da zeigten sich Anfangs April dieses Jahrs die ersten Spuren des sich entwickelnden Blumenschafts, der bereits am 25. April in Gestalt eines sechs Zoll dicken Spargelkopfes hervorbrach und von da an eine ganz enorme Triebkraft entwickelte. Es kamen Tage vor, wo der gewaltige Schaft an einem Tage um fast einen halben Fuß an Höhe zunahm. Am 13. Juni beobachtete man die ersten Blumenbildungen, und seit nunmehr etwa vier Wochen steht die Agave, für die ihr Eigenthümer ein geschmackvolles Haus erbaut hat, in Blüthe, wird aber schon in allernächster Zeit verblüht seyn. Der Blüthenschaft hat gegenwärtig eine Höhe von achtundzwanzig Fuß erreicht, und er hält am untern Ende wohl sechs Zoll im Durchmesser. An diesem Schafte sitzen neunundzwanzig kandelaberartig gestaltete Arme, deren Enden die einen bis zwei Fuß im Durchmesser haltenden Blüthenbüschel tragen. Jeder dieser einzelnen Blüthenbüschel zählt wieder 100 bis 170 einzelne Blumen, so daß sich ihrer im Ganzen gewiß 4000 entfalten. Die Pflanze selbst mit ihren Blättern mißt nahe an sechszehn Fuß im Durchmesser und hat sechs bis sieben Fuß lange Blätter von bedeutender Stärke. An der Wurzel der Agave, die, so bald sie verblüht ist, abstirbt, zeigen sich mehrfach neue Triebe, die verpflanzt werden können. Zu bequemer Betrachtung der interessanten Pflanze hat Harmsen in dem neuerbauten Gewächshause rund um dieselbe in der Blüthenhöhe eine Gallerie anbringen lassen, zu welcher zwei Treppen führen. Der untere Raum des Agavehauses ist mit Feigenbäumen und einer Menge schön blühender und wohlriechender Pflanzen ausgeschmückt. Von ferne betrachtet, könnte man die merkwürdige Pflanze, deren Blüthenschaft und Blüthenarme mattgrün olivenfarbig

schimmern, für eine meisterhaft zierliche Arbeit aus Bronze halten.

Der August hat sich wieder einmal durch auffallend viele Selbstmorde und andere Unglücksfälle ausgezeichnet. Der Selbstmord grassirt jezt entschieden mehr, wie sonst, was doch wohl großentheils an den Zeitverhältnissen liegen mag, die Viele weit mehr drücken dürften, als man ahnt. Großes Aufsehen machte kürzlich ein Doppelmord. Der Mörder, ein in der Mitte der Vierziger stehender Handwerksgeselle, der schon seit einer Reihe von Jahren hier arbeitete, erschoß ein ebenfalls über vierzig Jahre altes Dienstmädchen, mit dem er in vertrautem Umgange gelebt hatte. Die Unglückliche war auf der Stelle todt; weniger Glück hatte der Mörder, als er eine zweite Pistole auf sich abdrückte. Obwohl lebensgefährlich verwundet, lebte er doch noch lange genug, um über seine That und deren Motive ein Bekenntniß ablegen zu können. Aus diesem war zu ersehen, daß er die abscheuliche That wahrscheinlich aus Rache beging, weil das Mädchen nicht bereitwillig genug ihr Geld ihm gegeben hatte. Bald darauf starb er im Kurhause.

Manche Unglücksfälle könnten bei größerer Vorsicht gewiß vermieden werden. Zu diesen zähle ich das jezt sich oft ereignende Ueberfahren von Kindern und Erwachsenen. Es mag freilich oft schwer für Pferdelenker seyn, in unsern ungemein lebhaften, von Menschen wimmelnden Straßen, besonders da, wo sie sich kreuzen, immer Alles, was in nächster Nähe vorgeht, zu bemerken, häufig aber ist man auch unverantwortlich leichtsinnig. Es gibt hier Rosselenker, die sich nicht im Geringsten um die Menschen kümmern, obwohl diesen doch jedenfalls das Recht der Straßenbenuzung eben so gut zustehen dürfte, als jedem vor einen Wagen gespannten Vierfüßler. Um diesen achtlos darauf zufahrenden Kutschern zu entgehen, möchte jeder Fußgänger vier Augen haben. Höchstens zeigen sie ihre gefahrdrohende Nähe durch Peitschengeknall an, nur geschieht dies häufig zu spät, und gar anzuhalten oder doch langsam zu fahren, wo die Menge der Fußgänger rasches Ausweichen unmöglich macht, fällt selten einem derselben ein. Der vergangene Monat weist fünf Unfälle durch Ueberfahren auf, von denen einer den Tod zur Folge hatte. Noch häufiger hört und liest man, daß Kinder und Erwachsene aus dem Fenster stürzen, was fast immer Folge der Unvorsichtigkeit ist. Dienstboten haben dieses Unglück vor andern, da die meisten unserer Fenster sich nach der Straße öffnen und es bei dem Reinigen derselben, dem „Klüren", wie man hier sagt, unumgänglich nöthig wird, sich wegen der meist sehr bedeutenden Höhe der Fensterflügel einer Trittleiter zu bedienen. Merkwürdigerweise kamen mehrere Kinder, die aus ziemlicher Höhe herabstürzten, mit verhältnißmäßig nur unbedeutenden Verwundungen davon.

Paris, September.

(Schluß.)

Ausstellung. Malerei.

Rousseau ist, ich sage nicht ein Beweis, wohl aber ein Beispiel der Unfähigkeit des französischen Geistes für den künstlerischen Ausdruck jener etwas abstrakten Trauer über die Unlösbarkeit der Geheimnisse, die in den Klüften der vor uns ausgebreiteten und in den Schluchten unserer eigenen Natur uns begegnen. Das scheint eher den Deutschen verliehen, und die Nebel, die abschließenden Alpenmauern, das verschwimmende Dunkel auf fernem Wasser und fernem Land, die in der Nacht verklingenden Accorde, alle Vorhänge, welche die uns umgebende Schöpfung unsern Sinnen entgegen stellt, sind für sie gleichsam die symbolischen Doppelgänger der Mysterien, die in uns selbst über Anfang und Ende unseres Seyns und Daseyns, über unsere Bestimmung und die Grenzen unserer Kraft, kurz über tausend unser ureigenes Wesen betreffende Dinge sich finden. Darum werden auch von ihnen die vermummten Seiten und verhüllten Stellen der Innenwelt mit einer Art geisterhaften Magie, von der in den Werken des Franzosen Rousseau keine Ahnung ist, in Scene gesezt, und namentlich die Münchner Landschafter sind in diesem Stück äußerst stark. Die Zimmermann, die Adam, die Zwengauer haben uns sowohl schaurige, unheimliche Punkte aus dem bayerischen Hochgebirg dargestellt, als umnachtete, vom Eis und Grauen des hohen Nordens umfangene Küstenstriche der scandinavischen Meerabschnitte, und zwar mit einer Macht für die Phantasie, die wirkliche Schrecken

einflößt und wirkliche Beengung verursacht. Einsame Nachtstücke von den Gestaden Schwedens und Norwegens sind auch von dort heimischen Künstlern behandelt in der Ausstellung, und es mögen, mit der Wirklichkeit in einem gegebenen Augenblick verglichen, diese Leistungen der dort geborenen und erzogenen Maler vielleicht treuer befunden werden; allein man müßte die gegebenen Augenblicke erst ausfindig machen, während die Münchner Gemälde aus diesen Regionen durch ihren Ton der herkömmlichen Vorstellung, die von denselben im Umlauf ist, trefflich entsprechen. Die Düsseldorfer, die beiden Achenbach zumal, haben in ihren Landschaften ebenfalls die geistige Schattenseite in den Vordergrund gerückt, allein, wie bei Rousseau, herrscht üble Laune über die Wehmuth vor, in der Farbengebung ist der Strom natürlicher Quellen an mehr als Einem Ort von erkünstelten Zuflüssen verfälscht, und wir haben eher die Lösung einer akademischen Aufgabe vor uns, als die mystische Anschauung, die aus der bleibenden Form eines Naturgebildes und den verwirrenden Zufällen entspringt, in deren Mitte es erscheint. Daß bei alle dem diese Düsseldorfer Landschaften große, wahre Verdienste haben und daß ein Achenbach weit über Rousseau steht, dagegen werde ich nicht den leisesten Zweifel erheben.

Wenn nun Düsseldorf und München auf diesem Felde den Franzosen die Stange halten, wenn auch nicht den Rang ablaufen, auf welcher Höhe stehen sie den englischen Landschaftern gegenüber! In der englischen Literatur spielt die Landschaft eine übermüthige Rolle und nimmt einen unmäßigen Raum ein, in der Malerei dagegen ist ihr Platz beschränkt und sie nähert sich, wie das englische Historienbild, dem Gattungsfach. Was die Engländer am meisten auszeichnet, das ist die Gabe, die unterscheidenden Merkmale der Oertlichkeiten und Stände hervorzuheben. Das ist nun bei ihren Nachbildungen der Flur und der Au, mit Einem Wort des sinnenfälligen Erkenntnißreiches gemeinhin der Fall; aber auch wenn sie geschichtliche Daten durch Oel- oder Wasserfarbe versinnlichen, wird den Trachten, den Bräuchen und den Gesichtern der Masse das bedeutendste Augenmerk und die größte Rücksicht geschenkt. Es ist daher natürlich, daß Menschen und Dinge von den Engländern im Stadium der Ruhe aufgefaßt und zur Darstellung in meistens bescheidenen Rahmen eingeschlossen werden. Bei den Franzosen, die mit unabhängiger Eigenheit den Genius ihrer Nation in den künstlerischen Ausflüssen ihres persönlichen Genius zusammen fassen, da ist die Leidenschaft, welche die Einzelnen und die Menge bewegt, wie in der Tragödie, die Hauptsache.

Man muß nur nicht in den geschichtlichen Farbenleistungen von Ingres und seinen Jüngern die ächt französische Natur suchen; wenn Ingres und Genossen Chinesen wären, aber dieselbe Kunstbildung genossen hätten, so wären sie als Chinesen eben so gut Ingres und seine Leute geworden, wie sie es jezt als Franzosen sind. Eine ganz andere Bewandtniß hat es mit Delacroix in seinen auffallendsten, wenn auch nicht besseren Gemälden. Ich nenne hier „Boissy d'Anglas." Wer kennt nicht die Berennung der Nationalversammlung in ihrer lezten Zeit und die muthvolle Würde, womit damals vom Präsidententhron herab Boissy d'Anglas dem chaotischen Aufbrausen des Pöbels erfolgreich begegnete? Was dieses zerlumpte Menschengewimmel dachte und wollte, das ist uns außer einigen Regungen von Habgier, Zorn und Neid im Ganzen und im Einzelnen so gut als unbekannt. Das aber, wie diese gährende Menge dem unparteiischen Blicke vorkommen mußte, das können wir uns leicht vorstellen. Wir sehen über die Jahre, die seitdem verflossen sind, die Ereignisse, die sie füllen, und die Ansichten, die sich erhoben und wieder versunken, hinweg, an jenem Tage und in jener demokratischen Gewaltthat ein vieltausendköpfiges Ungethüm, das vom Rausch eines Verlangens oder eines Abscheus, kurz eines Vorurtheils getrieben, die in jenen Minuten ihm mißliebige Gesetzgebersippschaft mit Vernichtung bedrohte. Wir sehen einen unbeschreiblichen Wirrwarr und einen Drang ohne Gleichen; aber in diesem Gewühle suchen wir umsonst nach ausgeprägten Gestalten; eine zahllose, schmutzige, zerfezte Heerde oder vielmehr Horde von Bestien, die sich, eine gewisse Anzahl von Grimassenschattirungen abgerechnet, nicht deutlich unterscheiden lassen, so erscheint uns im Durcheinander weit entlegener Zustände diese abstoßende, wenn auch durch Umfang und sinnliche Wirkung großartige Begebenheit. So hat auch Delacroix in einer schon im Jahr dreißig, also in einem Momente volksthümlicher Wallung entstandenen Skizze die Sache angesehen und hingeworfen. Im ersten Augenblick, wo man hinschaut, erhascht man nichts als ein unabsehbares, unförmlich zusammengewürfeltes Proletariergetümmel. Diejenigen also, die mit einem einzigen, meist flüchtigen, von Befangenheit getrübten Blick sich begnügen, die mögen beim voreiligen Weggehen sich sagen: „Das ist eben wieder Delacroix, wieder der maßlose Farbenvergeuder, der nicht weiß, was eine Linie ist, und das Daseyn schön geschwungener, einnehmend gegliederter Formen nicht im Traume gewahr wird." Damit haben sie ihren Richterspruch gefällt und brüsten sich mit ihrer Geringschätzung. Aber was bei Delacroix den Anschein eines Durcheinanders unfertiger Wesen hat, was war es denn anders in der Wirklichkeit? Was in des Malers Darstellung keine Hände und Füße zu haben scheint, hat es derlei Gliedmaßen in der statistisch berichtenden Geschichte? Und man braucht es uns sicher nicht urkundlich nachzuweisen, daß bei diesem Anlaß ein wilder Ausbruch toller Leidenschaften sich kund gab, daß Verblendung und Verirrung, Grimm und Fluch, die Sucht nach Neuem und das Fieber des Verlangens in räthselhafter Anarchie um die Wette aus ihren sumpfigen Tiefen an das ihnen verhaßte Licht zu dringen suchten. Das legt der sinnende Verstand in diese Menschenbrandung; aber daß auch dem leiblichen Sinn dieß alles klar geworden, scheint mir nicht im mindesten wahrscheinlich. Auch Delacroix zeigt diese Naturtriebe dem Geiste in

ihrer vollen Macht und Entfeßlung, aber für das Auge durfte er durchaus nichts geben, als was ein gesunder Sinn in der lebendigen Vergangenheit für das Auge vorhanden vermuthen darf. Delacroix hat sich in vielen Gattungen versucht und sich auf sehr verschiedenen Wegen ergangen. Er hat furchtbare Auftritte aus der Geschichte unseres Jahrhunderts gewählt, wie das Gemetzel von Chio und das wunderbare Barrikadengefecht in den Julitagen; er hat aus dem mystischen Abgrund der größten romantischen Dichter, aus den Schöpfungen Dantes und Shakespeares, Goethes und Byrons Einfälle und Gestalten für seine eigenen Unternehmungen heraufbeschworen; er hat uns aus dem Vorrathe seiner täglichen Beobachtungen des heimischen Lebens, wie aus den Begegnissen seiner Wanderungen bald idyllisch Gehaltenes, bald mit rücksichtsloser Naturtreue Geschildertes gegeben, und einige dieser Bilder besitzen auch die Vorzüge einer anmuthigen Zeichnung und den Reiz holdseliger Typen. Keine von all diesen vielfach mit vollem Rechte Meisterstücke genannten Arbeiten verschafft uns aber einen so reinen und vollständigen Begriff vom wahren Genius dieses vielbestrittenen Künstlers und der Tragweite seiner Kräfte, als der kurze Zeit nach dem ersten Erscheinen, also seit bald einem Vierteljahrhundert verschwundene und wahrhaft verschollene, aber in der heurigen Weltausstellung wieder auferstandene Boissy d'Anglas. Es wird dieses Bild als eine wahre Neuigkeit betrachtet und bringt Delacroix durch den Stoff sowohl als zum Theil auch durch die Behandlung in die Nebenbuhlernähe von Horace Vernet, dessen algierische Studien den meisten fremd, daher gleichfalls eine Neuigkeit geworden waren, dessen ungeheure Smala aber sich in der Erinnerung der Pariser, die sie hier, bei ihrem ersten Hervortreten im Louvre oder in Versailles gesehen, fortwährend erhalten hat und im Weltmuseum mit neuer Begeisterung begrüßt wird. Wer Muth hat und Muth liebt, dem gefällt die Dreistigkeit der Handlung, die uns hier entgegentritt, und der nie unbeliebte Fürst, der so jung noch die so kühne That vollbracht, wird, freilich zum großen Verdrusse einer unversöhnlichen Minderheit, von der Masse gar freundlich angesehen. Diese Masse, die es mit dem Stoffe zu thun hat, bemerkt nicht die Fehler gegen die Regeln der Kunst, während jeder geschniegelte Ladenbeamte, der nicht das ABC von Zeichnung oder Farbe versteht, an den oft gelungensten Keckheiten eines Delacroix hochtrabend mäkelt.

Wie Vernet treibt auch Delacroix Heiligenmalerei nur im Vorbeigehen, aber wie jener, ja noch mehr, macht er seine besten Fänge im See der Kirche. Sein Christus am Oelberg, in dem die lautere Gluth frommen Schmerzes und gottvertrauender Sehnsucht in einem göttlichen Wesen zu der seligsten Poesie verschmelzen, gilt als seine Perle in diesem Bereich; dagegen in seiner Kreuzabnahme in St. Louis de Marais, nur fünf Minuten von St. Paul, wo sich der Oelberg befindet, erblickt man wegen der etwas rohen Gesammtwirkung und des widerlichen Elements in des Gekreuzigten Haltung und Gesicht, nur den immer bemerkenswerthen, aber durchaus mißlungenen Versuch eines außerordentlichen Künstlers. Der Christus am Oelberg ist von allen rein religiösen Gemälden französischen Ursprungs das einzige, das sich ansehen läßt; er ist unter den Heiligenbildern überhaupt der genialste Schatz der europäischen Weltschau. Zu dieser Gattung, auch wenn sie gemalt wären, könnte man die großartigen Zeichnungen von Cornelius und Kaulbach keineswegs rechnen. Sie haben beide mehr den philosophischen Grund der Religion berührt, als die sichtbaren Blüthen, die im Laufe der Geschichte ihrem Schooß entsprossen, zu Farbendichtungen verwendet. Der göttliche Glaube scheint bei ihnen eine herrliche Frucht des menschlichen Denkens, und es ist nicht entschieden, ob wir es dabei mit dem Pantheismus, oder mit dem Christenthum zu thun haben. Bei Kaulbach allerdings gibt die ungleich größere Anmuth der Gestalten und Stellungen dem Ganzen der Gebilde eine religiösere Außenseite. Doch hat auch Kaulbach sich über die Gränzen seiner Sphäre hinausgewagt und Zeichnungen von Dingen entworfen, die wohl gedacht, aber nicht gestaltet werden können. Wir geben ihm zwar gerne zu, daß er den Inbegriff der Legende durch die Ausstellung von einigen ihrer schönsten Blumen mit unvergleichlichem Reize augenfällig gemacht hat, aber mit der Geschichte ist es etwas Anderes, und eine Gruppe von Episoden aus dem ununterbrochenen Völkerleben ist nicht im Stande, die Idee der Geschichte zu veranschaulichen. Bei den Franzosen haben nur Künstler unterhalb des ersten Rangs an solchen Stoffen sich vergriffen, und nachdem ihre Arbeiten durch die Bravour des Handwerks und die Zugkraft der Einzelheiten eine Zeitlang in der Mode gewesen, fielen sie einer unvermeidlichen Vergessenheit anheim. Bei den Franzosen, die in der ersten Linie stehen, ist der behandelte Gegenstand stets so handgreiflich, als die Mittel der Behandlung selbst, und der Uebergang von bloßen Wahrnehmungen des Geistes zu sinnenfälligen Formen durch ein anderes Werkzeug, als durch die Sprache, ist ihnen völlig undenkbar. Besehen wir die Leistungen desjenigen ihrer Meister, der mit fast immer tadelloser Arbeit die merkwürdigste Eigenthümlichkeit des gestaltenden Geistes verbindet, besehen wir die Oelbilder, die Wasserfarbensachen, die Pastelle, die Kohlen- und Federzeichnungen von Decamps, so werden wir stets ein den Sinnen zugängliches Thema finden.

Es ließe sich über das allseitige Wirken dieses großen und doch anspruchslosen Meisters unendlich viel sagen, aber noch so viel wäre noch immer zu wenig, und wer ein Buch über ihn unternähme, wäre schwerlich im Stande alles auszuspähen und zu schildern, was von ihm in Paris und St. Petersburg, und in hundert Ecken Altenglands versteckt ist. Wenn ich alles überdenke, was ich von ihm zu Gesicht bekommen, von den türkischen Schulknaben an bis zur Cimbernschlacht, und gewahr werde, wie er mit dem Höchsten und dem Niedersten, mit Licht und Staub, in den verschiedensten Spielarten der Plastik,

außer der Skulptur, sich gleich vertraut zu machen wußte, da bedaure ich aufrichtig, daß ich nicht seinem Schaffen mit zergliedernder Feder folgen kann, und lasse es lieber bei dieser kurzen Huldigung bewenden, als daß ich durch splitterhafte Nachweisungen seiner Vortrefflichkeit eine unvollkommene und daher falsche Vorstellung von einem solchen Talente gebe. Keines Malers Erzeugnisse wurden durch die Mittel der Vervielfältigung aller Art in so ungeheurer Anzahl allen Börsen zugänglich gemacht. An welchem Bilderladen von Paris man immer vorübergehe, sey es auf den Kais, sey es in den Durchgängen von einer Straße zur andern, man trifft auf einen Decamps. Er vereinigt alle Triebe, Launen und Ziele der ächt französischen Kunst unserer Zeit in der Gesammtheit seines Schaffens; wer ihn kennt, der kann sich Rechenschaft geben von der heutigen Betriebssumme des künstlerischen Frankreichs.

Verlassen wir nun alle diese Schlangenpfade der von der Antike so ziemlich unabhängigen Kunst und sehen uns unter den Gestalten um, mit denen die Tochter des altgriechischen Schöpfergeistes uns beschenkt hat. Nach meinem Dafürhalten verdienen in der Skulptur vor allem die Mailänder ausgezeichnet zu werden. Es kann seyn, daß für andere die Engländer höher stehen, allein bei den Mailändern erscheint mir die christliche Innigkeit mit dem Abglanz hellenischer Vollendung vermählt, italienische Munterkeit mit französischer Grazie, wie sie unter den Valois blühte, reizend verbunden, und solches halte ich höher als die sternerklimmenden Ansprüche der Künstler anderer Nationen. Als Meister dieser Kunst, in der, wie im Leben von Mailand zu angenehmer Geselligkeit, deutsche, französische und italienische Elemente in holden Einklang zusammenfließen, möchte ich im Vorbeigehen einen Galli, Pagani und Magni nennen und empfehlen. — Dem Ajas des Britten Marshall steht zwar nicht sinnlich in den Hallen des Museums, wohl aber geistig die kolossale Reitergruppe von Kiß in Berlin, den heiligen Georg darstellend, gegenüber. Kiß hat uns keineswegs etwas geliefert, was dem Auge schmeichelt; dieser massenhafte Recke, dieser riesige Gaul, dieser von Rechtswegen scheußliche Drache, das alles ist nicht zum Vergnügen des Beschauers, und des Britten Ajas befriedigt unstreitig den Schönheitssinn mehr als der St. Georg des Deutschen. Allein dieser ist ächtes Mittelalter und Lehenwesen in seiner ganzen Rohheit und Schwere, während der Ajas nichts weniger als ein Grieche ist. Wenn nun der brittische Künstler, wie einst die Franzosen gethan, in Griechenland sein Thema sich holte, wenn Kiß aus der rationalistischen Mark zu dem frommen und rauhen Mittelalter hinaufstieg, hat der Franzose Aristide Husson sich an sein Frankreich gehalten und an einen Moment in dessen Geschichte, der unserer Gegenwart durch seine Gesittung sehr nahe liegt. Ein französischer Maler des siebzehnten Jahrhunderts, der aber schon vor dem großen König wirkte und auch, so lang er unter diesem lebte außerhalb aller Hofeinflüsse blieb, Eustache Lesueur, ist, nachdem ihn seine Landsleute mit emphatischer Kürze den französischen Rafael geheißen und dann in den Skat gelegt hatten, in den lezten Jahren, besonders auf deutsche Anregung, wieder einigermaßen in Aufnahme gekommen, aber durchaus nicht volksthümlich geworden. Man erkannte seine Innigkeit, seine edle Einfalt, seine Eigenschaften für das Gemüth wohl an, aber die trockene, fast aller Magie baare, mit Einem Worte, unerquickliche Farbengebung der meisten und berühmteren seiner Werke ließ die Menge ohne allgemeine und tiefe Sympathie für ihn. Ich gestehe es, ich ging mit dieser Menge, kann aber Lesueurs kleineren Heiligenbildern eine Bewunderung, wie ich sie nur den ersten Meistern Venedigs, Roms und der flämischen Städte zolle, nicht versagen. Diese Ansicht gewinnt seit einigen Jahren mehr und mehr Boden, und Husson konnte keinen besseren Zeitpunkt wählen, um dem von Allen geachteten Maler ein Denkmal in seiner Kunst zu widmen. Er hat Lesueur noch jung, noch als Weltmann mit ausnehmender Grazie in Tracht und Haltung dargestellt, und ist er auch nicht so erhaben wie Ajas, nicht so gewaltig wie St. Georg, nicht so lieblich, so einnehmend wie die milanesischen Bildhauereien, so ist er doch inniger und gefälliger als diese alle, ächt französisch und dem heutigen Geschmack der Pariser vielleicht angemessener, als Vieles vom Nachlaß des gefeierten Malers.

Einen Blick in den gewerblichen Theil der Ausstellung zu werfen, behalte ich mir für ein andermal vor.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 43. 21. Oktober 1855.

> Daß sie mit einander streiten können,
> Ist eine baare Thorheit zu nennen.
> Sie streiten mit der Körperwelt,
> Die sie ewig auseinander hält.
>
> Goethe.

Die Zweckmäßigkeit in der Natur.

In neuester Zeit bekämpft diejenige naturwissenschaftliche Schule, deren Anhänger mehr oder minder dem Materialismus huldigen, mit ganz besonderem Eifer die teleologische Naturbetrachtung. So leitet z. B. Büchner, einer der entschiedensten und kampfesmuthigsten Vertreter dieser Richtung, in seiner mit großer Gewandtheit geschriebenen Schrift: „Kraft und Stoff," das Kapitel über dieses Thema mit folgenden Worten ein: „Einer der wichtigsten Haltpunkte für die Ansicht derjenigen, welche die Entstehung und Erhaltung der Welt einer Alles beherrschenden und Alles organisirenden Schöpferkraft zuschreiben, ist von je die sogenannte Zweckmäßigkeit in der Natur gewesen und ist es noch. Jede Blume, die ihre schillernde Blüthe entfaltet, jeder Windstoß, der die Lüfte erschüttert, jeder Stern, der die Nacht erhellt, jede Wunde, die heilt, jeder Laut, jedes Ding der Natur gibt den gläubigen Teleologen oder Zweckmäßigkeitsmännern Gelegenheit, die unergründliche Weisheit jener höheren Kraft zu bewundern. Die heutige Naturforschung hat sich von diesen leeren und nur die Oberfläche der Dinge beschauenden Zweckmäßigkeitsbegriffen ziemlich allgemein emancipirt, und überläßt es der Schullehrerweisheit, dergleichen unschuldige Studien mit den kindlichen Bewohnern ihrer Hörsäle fortzusetzen. — Die Combinationen natürlicher Stoffe und Kräfte mußten, indem sie sich einander begegnend mannigfaltigen Formen des Daseyns ihre Entstehung gaben, sich zugleich in einer gewissen Weise gegenseitig abgrenzen, bedingen, und dadurch Einrichtungen hervorrufen, welche sich in einer gewissen zweckentsprechenden Weise einander begegnen, und welche uns nun, eben weil sie mit Nothwendigkeit einander bedingen und entsprechen, bei oberflächlichem Anblick von einem bewußten Verstand auf äußerliche Weise veranlaßt scheinen. Unser reflektirender Verstand ist die einzige Ursache dieser scheinbaren Zweckmäßigkeit, welche weiter nichts ist, als die nothwendige Folge des Begegnens natürlicher Stoffe und Kräfte. So staunt nach Kant unser Verstand ein Wunder an, das er selbst erst geschaffen hat."

In der That ist die Frage, ob das gesammte Weltleben nur auf einem Durcheinanderwirken blind herrschender Naturkräfte oder auf dem einheitlichen Walten einer nach Zweckbegriffen handelnden Geisteskraft beruht, von entscheidender Bedeutung für die Haltbarkeit

oder Unhaltbarkeit des Materialismus einerseits und des Idealismus andererseits; und es erwächst daraus für Jeden, der sich nicht dem Materialismus auf Gnade und Ungnade ergeben will, die Nothwendigkeit, die von demselben für seine Ansicht beigebrachten Gründe gehörig zu prüfen und sich auch die dagegen aufzustellenden Gegengründe zum Bewußtseyn zu bringen. Aus diesem Bedürfniß sind auch die folgenden Gedanken hervorgegangen, die vielleicht dazu dienen können, die beiden sich feindselig gegenüberstehenden Ansichten einander näher zu führen.

Daß bei der teleologischen Naturbetrachtung auch viel Unsinn mit untergelaufen ist, und daß es namentlich zu sehr lächerlichen und verkehrten Behauptungen geführt hat, wenn man von jeder einzelnen Erscheinung in der Natur nach dem beschränkten Ueberblick, dessen der Mensch fähig ist, die Zweckmäßigkeit nachzuweisen suchte, hat seine Richtigkeit und ist von den tiefer Denkenden längst erkannt, so daß diese Erkenntniß jezt gerade nicht als eine neue Weisheit ausposaunt zu werden braucht. Aber darum ein Walten des Zweckbegriffs in der Natur ganz und gar läugnen zu wollen, heißt das Kind mit dem Bade verschütten. Worauf stüzt man diese Behauptung? Hauptsächlich darauf, daß es auch viel Zweckwidrigkeiten in der Natur gibt. Allerdings fehlt es, so lange man, wie nicht wenige der Teleologen, das Wesen der Zweckmäßigkeit nur in der Brauchbarkeit eines Dings für irgend etwas Besonderes sieht, an solchen nicht, und es ist besser, die Existenz derartiger Zweckwidrigkeiten einzuräumen, als sich in lächerlicher Weise zum Vertheidiger der göttlichen Weisheit aufwerfen und die Zweckmäßigkeit etwa in jener Manier nachweisen zu wollen, wie es üblich ist, wenn man sagt, die Spinnen seyen da, um die Fliegen zu fressen, und die Fliegen, um von den Spinnen gefressen zu werden.

Aber neben dem Zweckwidrigen gibt es doch noch weit mehr Zweckmäßiges, und die Behauptung, daß dieß nur durch Zufall oder nur in Folge bewußt- und planlos durcheinander wirkender Naturkräfte so sey, steht jedenfalls mit der Summe des Thatsächlichen und den unabweisbar sich aufdrängenden Ergebnissen einer tausendjährigen Beobachtung weit schroffer im Widerspruch, als die seither herrschend gewesene Annahme, daß die Natur, troz einzelner scheinbarer oder wirklicher Zweckwidrigkeiten, im Großen und Ganzen dennoch mit einem mehr oder minder klar ausgebildeten prometheischen Takte nach einem ihr vorschwebenden einheitlichen Grundplane und leitenden Zweckbegriff verfahre. Mag es immerhin uns unzweckmäßig erscheinen, daß die Natur auch Unkraut, schädliches Gewürm, Mißgeburten und dergleichen geschaffen hat — ihr darum ein planmäßiges Verfolgen von Zwecken ganz und gar absprechen, ist eine ebenso willkürliche Behauptung als die, ein Baumeister habe bei dem Bau eines Hauses ganz ohne allen Zweck gehandelt, weil er vielleicht einen Ofen, eine Treppe oder sonst einen einzelnen Bestandtheil des Hauses unzweckmäßig angelegt hat.

Man schließt so: Wenn die Welt das Werk eines mit Vernunft begabten, überlegenden, nach Zwecken handelnden Schöpfers wäre, so müßte sie durch und durch zweckmäßig seyn. Dieser Schluß ist aber nicht haltbar. Denken wir uns, Gott habe bei der Schöpfung der Welt den Zweck gehabt, sich selbst und sein unendliches, ewiges Wesen in Raum und Zeit zur Erscheinung zu bringen, so würde gerade nichts unzweckmäßiger gewesen seyn, als wenn er eine von vornherein durchaus vollkommene Welt geschaffen hätte; eine solche Welt wäre eben keiner räumlich zeitlichen Entwicklung und keines Lebens fähig gewesen. Jede Existenz in Raum und Zeit sezt eine Auseinanderlegung des Ganzen in einzelne Raumtheile und Zeitmomente voraus. Der einzelne Theil und der einzelne Moment können aber in Vergleich mit dem Ganzen nur etwas Unvollkommenes seyn, und mithin muß auch in ihrem gegenseitigen Wechselverkehr Vieles mit vorkommen, was das Gepräge der Unvollkommenheit trägt. Die Vollkommenheit der Welt ist daher nicht eine von vornherein fertige, noch überhaupt eine in einem einzelnen Moment und in einer einzelnen Erscheinung sich klar herausstellende, sondern sie besteht gerade, wie ich in meinen „ästhetischen Forschungen" (S. 57 fgg.) näher nachgewiesen habe, in einer successiven Bewältigung des Unvollkommenen und einer unendlichen Entwicklung zum Vollkommenen. Die bloß transitorische Unvollkommenheit und Zweckwidrigkeit im Einzelnen steht also mit der Annahme einer Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit des Ganzen durchaus nicht im Widerspruch. Jedes Einzelne hat zu seiner Existenz auch sein Gegentheil nöthig. Es ist kein Schönes denkbar ohne ein Häßliches, kein Gutes ohne ein Böses, keine Wahrheit ohne Irrthum und Lüge. Büchner selbst vertheidigt den Tod gegen das ewige Leben und nennt dieses ohne jenen etwas höchst Langweiliges und Trostloses. So ist es in jeder Beziehung, und darum ist es durchaus nicht unvernünftig und eines vernünftigen, vollkommenen Schöpfers unwürdig, daß in der Welt auch Unvollkommenes und Zweckwidriges existirt. Außerdem ist es auf jeden Fall höchst gewagt, von irgend einer Erscheinung behaupten zu wollen, daß sie absolut unzweckmäßig sey. So lange man den Dampf nicht zu benützen verstand, mag er Manchem als etwas Zweckloses erschienen seyn, der jezt ganz anders darüber denkt.

Ueberhaupt faßt der Materialismus den Begriff der Zweckmäßigkeit in einem viel zu niederen und beschränkten Sinne; er hat dabei immer nur die Brauchbarkeit eines einzelnen Dings für Dieses oder Jenes im Auge, z. B. die Brauchbarkeit der Hörner zum Stoßen, der langen Beine zum Laufen u. s. w. Etwas anderes aber ist die Zweckmäßigkeit, wenn man darunter die Uebereinstimmung eines Dings mit der seinem Schöpfer vorschwebenden Idee versteht; denn in diesem Sinne fällt nicht bloß das hiezu und dazu Nützliche, sondern auch das Schöne, das Wahre und das sittlich Gute in seine Begriffssphäre, und viele Erscheinungen, deren praktische Brauchbarkeit nicht unmittelbar einleuchtet, werden dennoch als zweckmäßig in diesem höheren Sinne angesehen werden müssen, sofern sie nur dazu beitragen, irgend ein ästhetisches, logisches oder sittliches Gesetz zur Anschauung zu bringen. Mag sich z. B. für die Brustwarzen des Mannes immerhin kein praktischer Zweck nachweisen lassen, für die ästhetische Wirkung der menschlichen Gestalt und für die leichtere Erkenntniß des ihr zum Grunde liegenden und beide Geschlechter umfassenden Bauplans sind sie durchaus nicht überflüssig, und wenn es also für etwas Zweckmäßiges anzusehen ist, daß irgend ein Ding nicht bloß sich selbst in seiner individuellen Eigenthümlichkeit, sondern auch den allgemeinen Typus seiner Art, seiner Gattung, seiner Klasse u. s. w. in irgend einer Weise zur Erscheinung bringt, so dürften eine Masse von ähnlichen Erscheinungen sich nicht als schlechthin zwecklos betrachten lassen.

Nun leugnen allerdings die Materialisten auch diese Art von Zweckmäßigkeit in der Natur, und nehmen an, daß jede Erscheinung so, wie sie ist, nur geworden ist, weil sie in Folge der die Materie beherrschenden Gesetze unter gewissen Verhältnissen und Bedingungen nothwendig so werden mußte. Hieran ist so viel wahr, daß eine Erscheinung nicht so seyn würde, wie sie ist, wenn jene Gesetze nicht beständen und sie unter andern Verhältnissen und Combinationen entstanden wäre. Aber hiemit ist die Erscheinung in ihrem tieferen Grunde noch keineswegs erklärt; es bleibt vielmehr immer noch die Frage übrig: woher jene Gesetze? und woher gerade diese und nicht irgendwelche andere Combinationen? — Auf eine Beantwortung dieser Frage lassen sich die Materialisten freilich nicht ein, sondern verlangen, man solle die verschiedenen Gesetze und die unendliche Mannigfaltigkeit ihrer Combinationen als etwas Thatsächliches, Gegebenes ohne weiteres hinnehmen und sich nur mit einer sorgfältigen Beobachtung der aus ihnen hervorgehenden Wirkungen begnügen. Kann und wird sich aber der Erkenntnißtrieb des Menschen jemals hiebei beruhigen? Würde ein Stehenbleiben auf diesem Standpunkte nicht dasselbe seyn, als wenn man sich das Zustandekommen eines Gebäudes nur aus dem Zusammenwirken der dabei thätigen mechanischen Kräfte erklären, und dieses Zusammenwirken als etwas nicht weiter zu Erklärendes, als die lezte Grundursache des Gebäudes ansehen wollte, statt auch nach der alle jene Kräfte in Bewegung setzenden und leitenden Idee zu fragen?

Auch die genaueste Kenntniß der rein mechanischen und physikalischen Kräfte in ihren Aeußerungen und Wirkungen reicht zur Befriedigung des wissenschaftlichen Bedürfnisses nicht aus. Für die Praxis mag es allenfalls genügen, genau zu wissen, welche Stoffe gute und schlechte Leiter der Elektricität sind; so lange man aber nicht sagen kann, in welchem nothwendigen Zusammenhang gerade diese Eigenschaft eines Stoffs mit allen seinen übrigen Qualitäten steht, kann sich der Erkenntnißtrieb unmöglich befriedigt fühlen; denn gerade das eigentliche Wesen der Elektricität ist bis dahin noch nicht erkannt. Es ist also von Seiten der Materialisten jedenfalls ein durchaus ungerechtfertigtes Verlangen, wenn sie diejenigen Grenzen, innerhalb welcher sie sich gerade selbst befriedigt fühlen oder über die sie nicht hinauskommen zu können meinen, auch der wissenschaftlichen Forschung überhaupt aufnöthigen wollen; und indem sie das Streben nach einer tieferen Begründung der Erscheinungen und namentlich einer einheitlichen Erkenntniß des zwischen den einzelnen Naturgesetzen bestehenden Zusammenhangs ein für allemal beseitigt wissen wollen, so verfahren sie damit um kein Haarbreit wissenschaftlicher als diejenigen, welche dem Erkenntnißtrieb nur in so weit eine Entfaltung gestatten wollen, als er sich auf dem Wege des reinen Denkens befriedigen läßt, oder so weit es gerade die Bedürfnisse des Gemüths, der Phantasie, des praktischen Lebens, der auf uns vererbten Dogmen u. s. w. als wünschenswerth erscheinen lassen.

Uebrigens widerspricht eine gänzliche Verdammung der teleologischen Naturbetrachtung sowohl unserer positiven wie unserer negativen Erfahrung. Bei allen Erscheinungen, die wir in ihrer Totalität zu erfassen und bis zu ihrer Entstehung zu verfolgen vermögen, finden wir, daß sie durch eine nach Zwecken handelnde Thätigkeit zu Stande kommen; bei allen denjenigen Erscheinungen aber, bei denen wir die Entstehung aus einer vorher dagewesenen, bestimmenden Idee nicht geradezu nachweisen können, läßt sich die Entstehung eben so wenig aus rein physikalischen Gesetzen erklären, und es ist mithin sehr voreilig und nichts weniger als exact, die Mitwirkung einer Zweckidee von vornherein zu

leugnen. Allerdings ist eine sichere Zurückverfolgung einer Erscheinung bis zu ihrer Entstehung nur bei menschlichen Produkten möglich, weil nur der Mensch sich dem Menschen über die Entstehung und den Fortgang seiner Handlungen mit voller Verständlichkeit zu erklären vermag. Aber innerhalb dieser Sphäre gibt es auch schlechterdings keine Erscheinung, die nicht aus einer präexistirenden Idee, möge dieselbe bloß ein dunkles Gefühl oder ein klarer Vernunftbegriff gewesen seyn, hervorgegangen wäre. Am entschiedensten stellt sich dieß bei allen für den praktischen Gebrauch oder für ästhetische Zwecke berechneten Erzeugnissen heraus. Keine Stecknadel, sie möge so mechanisch und fabrikmäßig hergestellt seyn als sie wolle, kommt zu Stande, ohne daß die Idee einer Stecknadel und die Vorstellung des Zwecks, für den sie bestimmt ist, dabei in bestimmender Weise mitthätig wäre. Dieß gilt aber auch von den mehr oder minder instinktiven Produkten, z. B. von den Erzeugnissen des Geschlechtstriebs. Die Befriedigung desselben erfolgt stets nur, wenn sich der Mann durch das Weib oder das Weib durch den Mann angezogen fühlt und nachdem der realen Vereinigung der Wunsch nach Vereinigung, also die Idee der Vereinigung vorangegangen ist.

Wenden wir uns aber von der Menschenwelt zu andern Sphären der Natur, so werden wir allerdings die Präexistenz einer schaffenden und gestaltenden Idee nicht überall mit gleicher Sicherheit nachweisen können, aber doch die Behauptung wagen dürfen, daß sie sich um so unzweifelhafter für uns heraus stellt, je näher stehend und verwandter irgend ein Naturreich der Menschenwelt ist, und je leichter es dadurch dem Menschen gemacht wird, in den inneren Zusammenhang seines Thun und Treibens einzudringen. Wenn sich z. B. der Biber sein Haus, der Vogel sein Nest, die Biene ihre Zelle baut — wer möchte da behaupten, daß den Thieren hiebei nicht schon vor und inmitten der Thätigkeit ein geistiges Bild von dem, was sie bauen wollen, und eine Vorstellung derjenigen Thätigkeiten, wozu sie diese Werke benutzen wollen, bald klarer, bald dunkler vorschwebt, sondern daß all die einzelnen Handlungen, wodurch sie diese Werke zu Stande bringen, nur die nothwendigen Folgen rein bewußtloser, von da und dorther zufällig zusammenwirkender Naturkräfte seyen? Gewiß entspricht eine derartige Auffassung der Sache, nach welcher das Zustandekommen eines solchen Werks geradezu als ein Wunder erscheinen würde, eben so wenig der Erfahrung wie der Vernunft; denn wir sehen gleiche oder ähnliche Werke stets nur vermittelst eines einheitlich handelnden Individuums, dem sich mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit ein Handeln nach Zweckbegriffen zutrauen läßt, dagegen niemals durch ein bloß zufälliges, von keiner Idee geleitetes Zusammenwirken rein physischer Kräfte zu Stande kommen. Eben so wird man sich die Produkte des Fortpflanzungstriebes der Thiere niemals rein materiell erklären können; denn der Umstand, daß sich die Thiere nur mit gleichartigen, verwandten Thieren begatten, setzt nothwendig ein Vergleichen und Unterscheiden der ihnen vorkommenden Wesen voraus, und dieses ist nicht ohne die Existenz gar mannigfaltiger ihnen inwohnender geistiger Bilder sowohl ihres eigenen Wesens als des Wesens fremder Geschöpfe, mithin nicht ohne die Voraussetzung eines gewissen Gattungs- und Selbstbewußtseyns zu denken. Angenommen aber, es gelänge jemals, irgend ein thierisches Geschöpf auf rein chemischem Wege zu Stande zu bringen, so würde auch dieß nichts gegen die Annahme einer präexistirenden Idee beweisen; denn in diesem Fall wäre ja eben der Gedanke des experimentirenden Chemikers jene Idee gewesen.

Minder klar tritt die Existenz einer geistigen Mitwirkung in den Lebensthätigkeiten und Produktionen der Pflanzenwelt hervor; aber ganz und gar läßt sie sich auch hier nicht leugnen. Wenn sämmtliche einzelne Momente im Treiben und Wachsen einer Pflanze deutlich erkennen lassen, daß sie vom Anfang bis zum Schluß ihrer im Kreislauf sich bewegenden Entwicklung immer nur — erst unvollkommen, dann vollkommen — sich selbst reproducirt, so läßt sich auch dieß nur aus der Existenz eines bei all ihren Metamorphosen ihr vorschwebenden Gemeinbildes oder einer die Realisation hervorrufenden Idee des ihr eigenthümlichen Pflanzentypus erklären, und die Idealität ihres Handels bleibt nur insofern hinter der Idealität der thierischen Thätigkeit zurück, als sich das einheitliche Gemeinbild hier eher als bei den Thieren als das Produkt physischer Elemente und Kräfte denken läßt, weil sich die Pflanze noch nicht in gleichem Maße wie das Thier über die Materie erhoben und von ihren Gesetzen losgerissen hat.

In noch weit höherem Grade findet natürlich ein Ueberwiegen der materiellen Bethätigung über mitwirkende geistige Elemente in den Gebilden der anorganischen Natur und namentlich im Gebiet der mehr oder minder formlosen Stoffe statt, so sehr, daß hier der Geist neben der Materie ganz zu verschwinden scheint. Wenn wir nun aber nicht etwa mit den Spiritualisten eine radikale Verschiedenheit und unausfüllbare Kluft zwischen der organischen und anorganischen Natur annehmen, sondern, wie ja gerade die Materialisten verlangen, eine wirkliche Einheit und Continuität im ganzen Umfange und in allen Gebieten des Weltalls anerkennen wollen, so dürfen wir doch auch hier eine

Mitwirkung ideeller Momente, wie sie im Bereich der Organismen nothwendig angenommen werden muß, nicht ganz und gar leugnen, sondern nur so viel behaupten, daß hier die Funktionen des Geistes gegen die der Materie eben so in den Hintergrund gedrängt sind, als umgekehrt in den höchsten Sphären der organischen Natur, namentlich in den Regionen der ästhetischen, wissenschaftlichen und sittlich religiösen Entwicklung des Menschengeschlechts, die materiellen Elemente und Kräfte dem Geist dergestalt untergeordnet erscheinen, daß die meisten der Menschenwerke, z. B. ein Gebäude, eine Dichtung, ein wissenschaftliches System, ein civilisirter Staat u. s. w. schlechterdings nur durch eine Bewältigung und Unterwerfung der Materie unter den Willen des Geistes herzustellen sind.

Und in der That unterscheidet sich das Leben in den untersten Schichten der anorganischen Natur von dem in den höchsten Regionen der organischen Wesen eben nur durch das mehr oder minder entschiedene und deutliche Hervortreten des einen oder des andern der beiden Pole, auf deren Combination und Wechselwirkung das gesammte Seyn und Leben beruht, und wenn die Materialisten darin ganz Recht haben, wenn sie sich auch die höchsten geistigen Funktionen nicht völlig immateriell zu denken vermögen und die Materie als die nothwendige Basis derselben ansehen, so haben die Idealisten nicht minder Recht, sich auch das Wesen und gegenseitige Verhalten der Stoffe als in gewissem Grade von Geist durchdrungen und bestimmt vorzustellen, ja den Geist, d. h. eine allen Realisationen zum Grunde liegende Idee als den Urquell der am Stoff zum Vorschein kommenden Naturkräfte zu betrachten. Daraus aber, daß beide in dieser Beziehung Recht haben, folgt zugleich, daß beide im Irrthum sind, sofern sie in einseitiger Anschauung nur die eine der beiden Anschauungsweisen für die richtige halten; und die Materialisten verfahren daher, indem sie eine teleologische Naturbetrachtung durch und durch verwerfen, um kein Haarbreit besonnener und wissenschaftlicher als die von ihnen verachteten „Zweckmäßigkeitsmänner," die mit der teleologischen Auffassung auskommen zu können glauben. Daher kommt es denn auch, daß die Materialisten, sobald sie sich auf eine rein materialistische Erklärung geistiger Erscheinungen einlassen, nicht minder schwach erscheinen, als die einseitigen Idealisten, wenn sie die Eigenschaften und Kräfte der Materie lediglich aus der sogenannten absoluten Idee zu deduciren versuchen, oder als die oberflächlichen Teleologen, die mit dem aphoristischen Räsonnement des sogenannten gesunden Menschenverstandes oder eines apologetischen Dogmatismus alle Erscheinungen gar aus einzelnen, beschränkten Zweckbegriffen erklären wollen. Die einen wie die andern gelangen zuletzt dahin, die ihrer Anschauungsweise ferner liegenden Regionen des Seyns für ein bloßes Hirngespinnst zu halten, die Idealisten die materielle Welt, indem sie dieselbe aus dem reinen Gedanken construiren zu können glauben, die Materialisten die geistige Welt, indem sie alle Gedanken und Ideen für bloße Ausschwitzungen oder Vibrationen der Gehirnsubstanz erklären.

Aus alle dem geht hervor, daß eine teleologische Naturbetrachtung, sofern sie nur nicht einseitig und oberflächlich verfährt, für eine vollständige Erkenntniß der Natur nicht bloß zulässig, sondern unumgänglich nothwendig ist; denn ohne sie werden wir nie dazu gelangen, uns die inmitten der Freiheit und scheinbaren Willkür deutlich hervortretende Gesetzmäßigkeit und Ordnung derselben zu erklären. Aber auch die Freiheit inmitten der Nothwendigkeit bleibt sonst unbegreiflich. Gewöhnlich zwar benutzen die Materialisten, wie bereits angedeutet, gerade die Abnormitäten in der Natur als Beweise gegen die Annahme eines nach vernünftigen Zwecken schaffenden Weltprincips und als Belege für die Nothwendigkeit, das gesammte Leben nur für ein Durcheinanderwirken bewußt- und willenloser Naturkräfte zu halten. Gründlicher betrachtet, muß aber gerade aus dem Umstande, daß Abnormitäten überhaupt möglich sind, mit Nothwendigkeit gefolgert werden, daß die Annahme unausweichbarer Naturgesetze allein zur Erklärung der Naturerscheinungen nicht ausreicht; denn wo kein Wille und keine Wahl gestattet ist, sondern die unabänderliche Nothwendigkeit herrscht, da ist auch kein Irrthum, keine Abweichung vom Gesetz möglich. Wollte man aber etwa die Thatsächlichkeit der Abnormitäten daraus erklären, daß sich verschiedenartige, einander widersprechende Naturgesetze gegenseitig stören, so würde man wieder ihr in unzähligen Beziehungen doch auch nicht wegzuleugnendes freundliches und harmonisches Verhalten zu einander nicht begreifen können. Schlechthin willenlose Kräfte müssen nothwendig immer in einer und derselben Weise auf einander wirken, also, wenn sie einmal sich feindlich begegnen, dieß stets und immerdar thun; die ganze Natur müßte mithin in diesem Fall als ein allgemeines Tohubohu erscheinen. Da nun aber in der Natur Nothwendigkeit und Freiheit, Gesetzmäßigkeit und Selbstbestimmung in innigster Verbindung neben einander existiren, so muß angenommen werden, daß dasjenige, was wir als Gesetz einer Naturerscheinung ansehen, nur ihr mehr oder minder prävalirender Wille oder die ihr eigenthümliche Richtung und Neigung ist, die am stärksten einem ihr zumeist entsprechenden Ziele zuströmt, aber daneben auch

die Fähigkeit besitzt, unter Umständen nach allen übrigen Seiten des Daseyns sich hinzuwenden und über ihre jedesmalige Bewegung mit einem höheren oder geringeren Grade der Selbstbestimmung zu entscheiden. Ein solches Entscheiden ist aber nicht möglich, wenn nicht der Erscheinung das Ziel der ihr verstatteten Richtungen in immaterieller Form vorschwebt, d. i. als Vorstellung, Idee oder Zweckbegriff inwohnt. Freilich muß hiebei stets auch eine Mitwirkung des realen Objekts und der diesem eigenthümlichen Kraft angenommen werden; aber diese Kraft würde eben nicht wirken können, wenn sie nicht von der Erscheinung, auf die sie wirkt, concipirt und reflektirt, oder wenn nicht ihrer Wirkung gegen alle übrigen Einwirkungen der Vorrang eingeräumt würde.

Daß innerhalb der Menschenwelt und der Sphäre der ihr naheliegenden Organismen die Bestimmung über die Bewegungen und Handlungen auf diese Weise vor sich geht, dürfte niemand bezweifeln; aber auch in der anorganischen Natur ist es nicht wesentlich anders. Wenn z. B. das Eisen vom Magnet angezogen wird, so muß die dem Magnet eigenthümliche Kraft in gewissem Grade auch im Eisen existiren, und zwar nicht als etwas dem Eisen Fremdes, sondern ihm Eigenes, nämlich als Neigung, sich zum Magnet hin zu bewegen; und eine solche Neigung ist wiederum nicht denkbar, sofern nicht eine, wenn auch noch so dunkle Empfindung und Vorstellung vom Wesen des Magneten als einer erstrebenswerthen Erscheinung zum Grunde liegt. Was also auf der einen Seite als physische Kraft erscheint, muß auf der andern Seite als Neigung oder Streben gedacht werden; denn eine Kraft kann nur da wirken, wo ihr eine Empfänglichkeit entgegenkommt. Ein Streben aber ist nicht ohne Vorstellung eines Zieles zu denken, und die Vorstellung eines Zieles ist eben der mehr oder minder klar ausgebildete Zweckbegriff.

Läßt sich ein solches Streben schon in den Bewegungen der einzelnen Naturerscheinungen nicht verkennen, z. B. im chemischen Verhalten der Stoffe zu einander, so tritt sie mit noch größerer Evidenz in dem Entwicklungsgange der Natur im Großen und Ganzen hervor; denn alle geologischen und paläontologischen Untersuchungen, so wie ein Blick auf die Stufenleiter der noch jetzt bestehenden Dinge und Wesen führen darauf hin, daß in der Naturentwicklung ein consequenter Fortschritt vom Unvollkommeneren zum Vollkommeneren stattgefunden hat, und daß die früheren Bildungen stets Vorbereitungsstufen für höhere Bildungen gewesen sind. Eine derartige Entwicklung ist aber nur denkbar, wenn der schaffenden und gestaltenden Kraft von Anbeginn das Ziel ihres Schaffens und Gestaltens vorgeschwebt hat, oder wenn der Natur die niederen Bildungen als Mittel gedient haben, um zu den höheren zu gelangen.

Der Materialismus freilich glaubt auch hierin umgekehrt einen Beleg für die Vernunft- und Zwecklosigkeit der Naturentwicklung zu sehen. So lesen wir z. B. in Büchner's „Kraft und Stoff“: „Wenn uns diese Schöpfung heute, indem wir uns in der uns umgebenden Natur umsehen, über die Maßen imponirt, und der geistige Eindruck einer unmittelbaren schaffenden Ursache sich nicht immer abweisen läßt, so ist der Grund für dieses Gefühl eben nur darin zu suchen, daß wir die endlichen Wirkungen einer während vieler Millionen von Jahren thätigen Aktion natürlicher Kräfte in ein Gesammtbild vereinigt vor uns sehen, und, indem wir nun an das Gegenwärtige, nicht an das Vergangene denken, uns auf den ersten Anblick nicht wohl vorstellen mögen, daß die Natur dieses Alles aus sich selbst hervorgebracht habe. Aber dennoch ist dieses so. Mag es auch im Einzelnen geschehen seyn, wie es wolle, das Gesetz der Aehnlichkeiten, der Prototypenbildung, der nothwendigen Abhängigkeit, welche die organischen Wesen in Entstehung und Form von den äußeren Zuständen der Erdrinde zeigen, mit Einem Wort die allmählige Hervorbildung höherer organischer Formen aus niedern, Schritt haltend mit den Entwicklungsstufen der Erde, der Umstand namentlich, daß die Entstehung organischer Wesen nicht ein momentaner, sondern ein durch alle geologischen Perioden hindurch fortdauernder Proceß war, daß jede geologische Periode durch ihre besonderen Geschöpfe charakterisirt wird, von denen nur einzelne aus einem Zeitabschnitt in den andern hineinragen — dieß alles beruht auf unumstößlichen Thatsachen und ist gänzlich und durchaus unvereinbar mit dem Gedanken an eine persönliche und mit Machtvollkommenheit ausgerüstete Schöpferkraft, welche sich unmöglich zu einer derartigen langsamen, allmähligen und mühsamen Schöpfungsarbeit bequemen und sich in dieser Arbeit abhängig von den natürlichen Entwicklungsphasen der Erde machen konnte. Im Gegensatze dazu mußte die Arbeit der Natur bei ihren halb zufälligen, halb nothwendigen Erzeugnissen eine unendlich langsame, allmählige, stufenweise, nicht vorherbedachte seyn. So erblicken wir denn in dieser Arbeit nirgends einen ganz unvermittelten, auf persönliche Willkür deutenden Sprung; Form reiht sich an Form, Uebergang an Uebergang. Unvermerkt geht die Pflanze in das Thier, das Thier in den Menschen über“ u. s. w.

Es ist fast räthselhaft, wie man aus der Consequenz und Continuität der Naturentwicklung von Stufe zu Stufe den Schluß ziehen kann, diese Entwicklung

müsse eine „nicht vorherbedachte" gewesen seyn. Es springt doch in die Augen, daß gerade derjenige, welcher mit Vorbedacht handelt, Schritt vor Schritt geht und nichts unternimmt, was nicht in jeder Beziehung vorbereitet ist, während umgekehrt gerade der ohne Vorbedacht Handelnde sprungweise verfährt und ohne Berücksichtigung der nothwendig zu überwindenden Uebergangsstufen sogleich Hals über Kopf auf das Ziel losstürzt. Nimmt man freilich, wie Büchner, mit vielen Philosophen und namentlich Theologen an, daß sich die Idee einer stufenweisen Weltentwicklung durchaus nicht mit der Idee eines allmächtigen und vollkommenen Weltschöpfers vertrage, so wird man gegen seine Schlußfolgerung kaum etwas einwenden können. Aber diese Annahme ist eben eine durchaus willkürliche und haltlose, ja eine contradictio in adjecto. Kann man sich Gott nur in der Form des von vornherein Vollkommenen und jeder Entwicklung Unfähigen denken, so darf man ihn sich auch nicht als Weltschöpfer denken, ja überhaupt keine Beziehung zwischen ihm und der Welt annehmen. In diesem Fall aber müssen wir ganz und gar auf eine Erklärung der Welt verzichten, d. h. die Welt entweder als etwas selbstständig neben und außer Gott Bestehendes, als Gott Begrenzendes ansehen, wodurch wir aber Gott die Eigenschaft der Vollkommenheit, die wir ihm retten wollen, erst recht absprechen würden; oder wir müssen geradezu entweder Gott oder die Welt als Nichts betrachten, und die Existenz des einen oder der andern ganz und gar leugnen. Will man sich hiezu nicht entschließen, so wird man nicht umhin können, einzuräumen, daß eben die Entwicklung der Welt die Selbstoffenbarung und Entfaltung Gottes ist, und diese Annahme steht mit der Idee der göttlichen Vollkommenheit durchaus nicht im Widerspruch: denn es läßt sich ja die Entwicklung, d. i. die Auseinanderlegung des göttlichen Wesens in Raum und Zeit selbst als eine vollkommene, d. h. keinen Raumtheil und kein Zeitmoment von sich ausschließende denken; eine dergestalt vollkommene Entwicklung kann aber unmöglich als eine sprungartig verfahrende, sondern nur als eine planmäßig von Stufe zu Stufe fortschreitende und mit Vorbedacht continuirlich dem vorschwebenden Ziele sich nähernde gedacht werden; und was der Materialismus als Beweis gegen die Existenz einer mit Vernunft und Besonnenheit verfahrenden Schöpferkraft ansieht, stellt sich mithin gerade als ein Beleg für dieselbe heraus.

Wenn man das Walten eines Zweckbegriffs in der Natur bestreitet, dürfte sich diese Behauptung am ersten noch in soweit vertheidigen lassen, als man unter der Natur nur den Inbegriff des vorherrschend materiellen Daseyns versteht und sie als eine zweite, total andere Welt der Welt des Geistes gegenüber stellt. Dieselbe ist aber durchaus falsch und unhaltbar, so bald man — wie gerade die Materialisten thun — Natur im Sinne von Universum, Weltall nimmt und die geistigen Erscheinungen und Thätigkeiten ebenfalls als natürliche betrachtet. Bei dieser Voraussetzung müßte man nämlich auch innerhalb der geistigen Welt ein Handeln nach Zweckbegriffen leugnen; der Versuch aber, auch die vom menschlichen Willen ausgehenden Bewegungen bloß nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung in physikalischem Sinne zu erklären, würde nothwendig zu ganz absurden Behauptungen führen. Allerdings läßt sich in manchen Fällen für das Damit ein Weil substituiren. Statt zu sagen: man ißt, um satt zu werden, kann man auch sagen: man ißt, weil uns die Leere des Magens unangenehm ist. Wenn ich aber, um zum Essen zu gelangen, den Weg nach irgend einer Garküche einschlage, so beruht diese Bewegung nicht bloß auf einem rein physischen, sondern auch auf einem Erkenntnißgrunde. Ich weiß im voraus, was die Folge dieser Bewegung seyn wird, diese Voraussicht erzeugt und bestimmt meine Bewegung, und hierin liegt eben das Wesen des Zweckbegriffs. Aus rein natürlichen Gründen läßt sich eine solche Bewegung, die von vornherein ein bestimmtes Ziel im Auge hat, nicht erklären. Man könnte vielleicht sagen, das in der Garküche vorhandene Essen übe auf den leeren Magen irgend eine Anziehung aus. Dem ist aber nicht so. Nicht von den realen Speisen und ihren natürlichen Kräften und Eigenschaften geht die Wirkung aus, sondern von meinem Bewußtseyn, obschon sie in dieses irgend einmal auf einem realen, natürlichen Wege hineingekommen seyn müssen. Ginge die Anziehung unmittelbar von den Speisen aus, so müßten nothwendig die uns näher befindlichen oder uns besser schmeckenden, oder in größerer Masse vorhandenen Speisen einer andern Garküche eine stärkere Anziehung auf uns ausüben. Dieß ist aber keineswegs der Fall. Wir gehen vielmehr gar häufig an gar vielen Garküchen, die uns näher sind und mehr und wohlschmeckendere Speisen enthalten, vorüber, und zwar aus Gründen, die mit den Speisen als solchen gar nichts zu thun haben, z. B. weil wir sie dort nicht so billig erhalten, weil uns persönliche Rücksichten dazu veranlassen u. s. w. An eine rein physische Wechselwirkung ist also hier gar nicht zu denken, und Jeder wird zugeben müssen, daß dieser Bewegung ein Zweckbegriff zum Grunde liegt, daß sie bloß Mittel ist, um irgend einen vorschwebenden Zweck zu erreichen, und zwar selbst dann, wenn wir die Bewegung scheinbar bewußtlos ausführen, z. B. den richtigen Weg durch eine Masse von Straßen und Gassen

verfolgen, indem wir gleichzeitig an etwas ganz Anderes denken und uns derjenigen Vorstellung, die unsere Bewegung leitet und bestimmt, gar nicht bewußt werden; denn gerade hier schwebt uns das Ziel, dem wir zustreben, und die Mittel, welche dahin führen, mit solcher Sicherheit vor, daß wir nicht nöthig haben, sie uns im einzelnen Fall zu vergegenwärtigen.

Wenn nun einerseits hieraus hervorgeht, daß sich Bewegungen, die durch die geistige Willenskraft des Menschen bestimmt werden, durchaus nicht anders als aus dem Walten eines Zweckbegriffs erklären lassen, ja daß selbst natürlich sich äußernde und scheinbar bewußtlos und rein-mechanisch ausgeführte Bewegungen seine Annahme nothwendig machen, und wenn andererseits, wie die Materialisten annehmen, die geistige Welt nur ein Ausfluß und Produkt der natürlichen Welt ist, mithin Alles, was in jener existirt, auch in dieser existiren muß, mit welchem auch noch so geringen Schein von Berechtigung läßt sich dann die Existenz einer nach Zwecken handelnden Thätigkeit in der Natur bestreiten?

Wollen sich also die Materialisten nicht selbst widersprechen, so müssen sie entweder ihre Demonstrationen gegen den Zweckbegriff einstellen, oder neben und über der Natur noch eine selbstständige Geisteswelt annehmen, auf deren Leben das, was allenfalls für die natürlichen Erscheinungen gilt, keine Anwendung leidet. Zu dem lezteren dürften sie sich nicht so leicht entschließen, und sie sind hiebei wenigstens so weit in ihrem Rechte, als sich wirklich zwischen der geistigen und natürlichen Welt keine die eine von der andern streng scheidende Kluft befindet. Allerdings besteht ein Unterschied zwischen Geist und Natur und die Materialisten haben Unrecht, wenn sie die völlige Identität beider behaupten, oder vielmehr das Geistige als solches leugnen und auch in ihm ein bloß Materielles sehen. Aber dieser Unterschied ist in seiner Ursprünglichkeit kein specifischer, sondern bloß ein gradueller, d. h. der zwischen ihnen bestehende Gegensatz beruht bloß auf dem Gegensatz des Mehr und Minder von Densität und Subtilität, von Schwere und Leichtigkeit, Passivität und Activität, Objectivität und Subjectivität, dergestalt, daß wir dasjenige, was noch einen solchen Grad von Densität und nur einen solchen Grad von Subtilität besizt, daß wir es unmittelbar durch unsere Sinnesorgane als ein Aeußeres wahrzunehmen und als solches zu wägen und zu messen vermögen, als etwas Materielles betrachten, dagegen in allem demjenigen, was in dem Grade subtil und von so geringer Densität ist, daß es sich der unmittelbar sinnlichen Wahrnehmung und Bestimmung entzieht und direct nur von dem Selbstbewußtseyn als ein demselben Innerliches erfaßt werden kann, ein Geistiges erblicken. Die Differenz des Geistigen und Körperlichen ist mithin in ihrer Art keine andere als der Gegensatz von Wärme und Kälte oder der Unterschied der negativen und positiven Größen, d. h. die geistigen und körperlichen Erscheinungen gehen von einem ihnen gemeinsamen Null- oder Indifferenzpunkte aus, als welchen man vom menschlichen Standpunkte das allgemeine Sensorium des Gehirns ansehen kann, zwar nach zwei entgegengesezten Richtungen auseinander, aber es besteht zwischen ihnen eine solche Continuität, und sie besitzen dergestalt die Fähigkeit, sich in unendlich feinen Graden und Abstufungen einander zu nähern, daß sich die aufsteigende Scala der geistigen Erscheinungen auch als fortgesezte Sublimirung der körperlichen Erscheinungen, und umgekehrt die absteigende Stufenleiter der körperlichen Erscheinungen als die fortgesezte Verdichtung der geistigen Erscheinungen ansehen läßt.

Daß wirklich zwischen den beiden nur in der Idee existirenden Polen des rein Geistigen und des rein Körperlichen eine innigst zusammenhängende Reihe von Uebergangsstufen besteht, unterliegt keinem Zweifel. So kann niemand leugnen, daß die Stoffe und Kräfte der organischen Natur der Geisteswelt näher liegen, als die der anorganischen, daß unter den Organismen die Thiere geistiger sind als die Pflanzen, unter den Animalien der Mensch geistiger als die Thiere, unter den Bestandtheilen des menschlichen Leibes das Gehirn geistiger als der Bauch, und die Thätigkeiten des Gehirns, wie Empfinden, Denken und Wollen, wiederum geistiger als die diesen Thätigkeiten zum Substrat dienende Gehirnsubstanz. Nun empfängt aber das Gehirn seine Nahrung und Kräftigung durch den Magen und Bauch, dieser nimmt sie aus der animalischen und vegetabilischen Welt, und die Pflanzen saugen sie aus den anorganischen Stoffen. Nothwendigerweise müssen also die Substanzen, welche zulezt sich zum Geist verfeinern und verflüchtigen, schon in den minder geistigen Stoffen, wenn gleich in anderer Form, vorhanden seyn, und es läßt sich somit auch von denjenigen Stoffen und Erscheinungen, die der geistigen Welt am fernsten liegen, nicht behaupten, daß sie etwas im Wesen und von Grund aus vom Geistigen Verschiedenes seyen.

Müssen wir uns in der hier angedeuteten Weise rücksichtlich des zwischen Geist und Materie bestehenden Verhältnisses mehr zur Ansicht der Naturforscher bekennen, als zu der gewisser Theologen und Spiritualisten, die eine absolute Differenz von Geist und Materie annehmen, so müssen wir aus demselben Grunde auch die Ansicht festhalten, daß sich in der Welt keine zwei absolut von einander verschiedene Gebiete annehmen

lassen, in deren einem das Walten des Zweckbegriffs stattfände, während es im andern geleugnet werden müßte, und daß mithin die Materialisten mit sich selbst im Widerspruche sind, wenn sie einerseits die Heterogenität und Selbstständigkeit der geistigen Welt leugnen und doch andererseits bei geistigen Erscheinungen eine teleologische Auffassung zulassen, aber bei natürlichen Erscheinungen ganz und gar beseitigt wissen wollen.

Was sich also in dieser Angelegenheit behaupten läßt, ist nur so viel, daß der Zweckbegriff von der Geistesthätigkeit des Menschen abwärts immer mehr in den Hintergrund tritt und dem Begriff der physischen Ursache Platz macht, dagegen von der Materie aufwärts von Stufe zu Stufe deutlicher und unverkennbarer zur Erscheinung kommt und den Begriff der bloß physischen Causalität verdunkelt. Und auch diese Divergenz nach zwei verschiedenen Richtungen ist keine unendlich sich steigernde, sondern schlägt in und mit der extremen Ausbildung wieder zur Convergenz um; denn gerade im Zustande der potenzirtesten Geistigkeit, den wir Begeisterung nennen, handelt der Geist zwar immer noch zweckgemäß, aber ohne sich der speciellen Beziehungen zwischen Zweck und Mittel klar bewußt zu werden, und gerade in diesem Zustande entfaltet er die vollkommenste Tugend, die höchste künstlerische Virtuosität und Schöpferkraft und den bewunderungswürdigsten wissenschaftlichen Tiefblick. Und demgemäß erweisen sich auch die natürlichen Kräfte und ihr Zusammenwirken gerade in den materiellsten Gebieten der Natur dergestalt den Vernunft- und Denkgesetzen entsprechend, daß gerade die Setzung dieser Kräfte nur als der Akt einer selbstbewußt und zweckgemäß verfahrenden Schöpferkraft zu denken ist.

In den Extremen wie in der Mitte hebt sich also die Differenz zwischen einer teleologischen und rein physischen Thätigkeit wieder auf, und es läßt sich daher eigentlich von keiner Erscheinung oder Bewegung behaupten, daß sie bloß auf die eine oder bloß auf die andere Weise zu Stande komme. Wer also nicht in einer einseitig materialistischen oder einseitig spiritualistischen Weltanschauung befangen ist, wird in allen Thätigkeiten und Bewegungen nicht nur ein Schieben von hinten, sondern auch ein ihnen selbst inwohnendes Streben nach vorne, also nicht bloß die Einwirkung einer in der Vergangenheit liegenden Ursache, sondern auch die Anregung eines in der Zukunft vorschwebenden Zweckes erkennen, oder vielmehr er wird einsehen, daß jede Bewegung das einzelne Moment einer großen Universalbewegung ist, und daß diese Universalbewegung sich nur als eine Selbstbewegung denken läßt, in welcher das Bewegende und Bewegte, und mithin auch Ursache und Wirkung, wie Mittel und Zweck der Bewegung identisch sind. Diese aus sich herausgehende und in sich zurückfließende Universal- und Selbstbewegung ist aber eben nichts anderes, als das, was die Materialisten den circulirenden Stoffwechsel oder Kreislauf des Lebens, die Theologen und Spiritualisten dagegen den weltschaffenden und weltregierenden, d. h. die Welt aus sich erzeugenden und wieder zu sich zurückführenden Gott, und die Philosophen das absolute Selbstbewußtseyn oder richtiger die absolute Selbstbestimmung nennen. In ihren lezten und höchsten Folgerungen gehen also die einander bekämpfenden Weltanschauungen keineswegs so weit auseinander, daß sie nöthig hätten, sich gegenseitig für absoluten Unsinn zu halten. Allerdings stehen sich die rein materialistische und rein spiritualistische Anschauung rücksichtlich der Basis, von der sie ausgehen, und mehr noch in der einseitigen Ausbildung und Benennung ihrer einseitigen Principien schroff genug gegenüber; aber in der Grundvorstellung beider liegt dennoch der Keim zu einer harmonischen Ausgleichung verborgen, und es ist Pflicht der besonnenen Naturforschung, wie der unbefangenen Teleologie, ganz besonders aber der den Idealismus und Realismus in sich vereinigenden Philosophie, sich dieser Einheit bewußt zu werden und von ihr aus eine weitere Vermittlung der einander bekämpfenden Extreme zu ermöglichen.

A. Zeising.

Bilder aus Schleswig-Holstein.

(Fortsetzung.)

Ich kann mich jezt den einzelnen Merkwürdigkeiten Schleswigs zuwenden. Von der Bauart der Privathäuser ist nur zu sagen, daß sie in der Mehrzahl auch hier mit dem Giebel der Straße zugewendet sind. Seltener wie in Kiel zeigen sie die nackte Ziegelmauer. Ganz Schleswig ist im Grunde eine einzige große Gasse, die nur zwischen Lollfuß und Friedrichsberg, wo Schloß Gottorp steht, eine Lücke und nur in der Altstadt einige unbedeutende Nebengassen hat. Von Interesse sind unter den öffentlichen Gebäuden zunächst die drei Reste der alten, unzertrennlichen, hoffentlich bloß bis auf Weiteres aufgehobenen Verbindung Schleswigs und Holsteins: das adelige Sanct Johanniskloster, das Taubstummeninstitut und die Irrenanstalt. Das Kloster liegt auf dem Holm, wurde, wahrscheinlich schon im zwölften Jahrhundert, zur Versorgung unverheiratheter Damen von Adel, die aber nicht nothwendig der schleswig-holsteinischen Ritterschaft anzugehören brauchen, gestiftet und hat bedeutende Einkünfte. Es ist in den lezten Jahren von der Regierung sehr mißgünstig behandelt worden, und noch immer erwartet die Wahl eines Propstes von Seiten der Priorin und der acht Conventualinnen die königliche Bestätigung. Das Taubstummeninstitut, 1809 von Kiel hieher verlegt und mit einer Druckerei verbunden, steht unter der Leitung eines Vorstandes, des verdienstvollen Dr. Paulsen, unter dem sechs Lehrer wirken. Die Zahl der Zöglinge beträgt gegenwärtig einige neunzig. Die Irrenanstalt endlich gehört zu den großartigsten Instituten ihrer Art. 1820 eröffnet, zählt sie jezt über fünfhundert Gemüthskranke. Die Lage ist äußerst anmuthig, die Einrichtung und Verwaltung allenthalben praktisch. Die sehr ausgedehnten, mit hübschen Anlagen umgebenen Gebäude zerfallen außer der Oekonomie in ein Männerhaus, ein Frauenhaus und eine Nebenanstalt für unruhige Kranke oder Tobsüchtige aus beiden Geschlechtern. In den beiden Haupthäusern, welche Palästen gleichen, befinden sich Wasserleitungen, bedeckte Spaziergänge und elegante Conversationssäle. Ausgezeichnet ist die große Dampfküche im Oekonomiegebäude. Die Freiheit ist sehr wenig beschränkt und es befinden sich nicht einmal Mauern um die Gärten. Die Anstalt hat ein nicht unbeträchtliches eigenes Vermögen. Sie ist nicht bloß Heil-, sondern zugleich Verpflegungsanstalt für Unheilbare, und es wirken gegenwärtig zwei Aerzte und ein Assistent an ihr.

Die größte Sehenswürdigkeit Schleswigs ist sein Dom, die größte Sehenswürdigkeit des Doms sein Altar. Der Dom zu St. Peter hat schöne Partien. Als Ganzes macht er im Vergleich mit andern Kathedralen Deutschlands weder den Eindruck des Schönen, noch des Erhabenen. Er ist ein nur nothdürftig restaurirtes Mischwerk, bei dem man in den älteren Theilen, die bis in's zehnte Jahrhundert hinauf reichen sollen, dem romanischen Style, in den neueren dem germanischen begegnet. Die beiden Thürme, welche ihn anfänglich zierten, stürzten bei einem Brande im Jahr 1275 zusammen. Die Kirche, wie sie von einem zweiten Brande erstand, hat nur eine kleine geschmacklose Kuppelspitze. Mehrere Epitaphien, unter denen das des Königs Friedrich I., eine gute Orgel und ein Gemälde von Jurian Ovens zieren das Innere. Den höchsten Kunstgenuß aber gewährt der Hauptaltar mit dem großen Holzbildwerke Hans Brüggemanns. Es ist eine der herrlichsten Schöpfungen aus der Zeit, wo die Kunst des Mittelalters in die Periode der Renaissance überfloß. Neun Jahre arbeitete der Meister an seinem Werk. 385 Figuren stellen, in verschiedene Gruppen getheilt, Humor und Ernst in reizendem Wechsel ausprägend, das große Drama der Erlösung vor.

Stundenlang hätte ich vor diesem kostbaren Kleinode der Kunst stehen und den Genius bewundern mögen, der es der Welt geschenkt. Fortwährend entdeckte ich neue Schönheiten, sey es in der Stellung der Gruppen, sey es in der Haltung der Figuren, sey es in der beziehungsreichen, bald naiven, bald tiefernsten Anordnung des Arabeskenschmucks der Spitzbogen und Nischen. Aber der Küster klirrte mit den Schlüsseln und meinte, ich wolle doch wohl auch die Grabdenkmäler sehen. Ich sah sie und bekam außer dem noch etliche alte Pastoren und Superintendenten in den Kauf. Aber weder ihre Physiognomien noch der Abriß ihres gottesfürchtigen Lebenslaufs, den der brave Kirchendiener mir für meinen Bankthaler wahrscheinlich schuldig zu seyn glaubte, noch seine kunsthistorischen Bemerkungen blieben haften vor dem überwältigenden Eindruck des Brüggemannschen Altarschreins, und sobald der Sonntag kam, eilte ich, dem Rufe der Glocke folgend, wieder

zum Dom und erfreute mich auf's neue an diesem Juwel aus Eichenholz, an das sich noch außerdem eine wehmüthige Sage von dem Schicksal des Bildners knüpft, dessen Meißel es geschaffen.

Das Kunstwerk kam erst im Jahr 1660 nach Schleswig. Bis dahin hatte es den Altar des Klosters zu Bordesholm bei Kiel geschmückt. Brüggemann war von den Mönchen dieses Klosters von Husum nach Bordesholm beschieden worden, um ihnen ein Altarbild zu schnitzen. Er ging an's Werk, schnitt eine Figur nach der andern fertig und sott sie dann sorgsam in Oel, auf daß der Wurm ihnen nicht schade. Als alles vollendet war, kam König Christiern der Zweite mit seiner Gemahlin, um das Werk in Augenschein zu nehmen. Der König war über die Maßen verwundert, und seine Gemahlin ward nicht müde, ihm die einzelnen Schönheiten mit den Fingern zu zeigen. Als der Meister dieß sah, benuzte er die Gelegenheit und entwarf alsbald die Bilder der beiden hohen Herrschaften und stellte sie in Holz geschnizt auf zwei Pfeilern an die Seiten des Altars. Als den Herren in Lübeck der Ruf des Werks zu Ohren kam, lagen sie dem Bildhauer an, ihrer Stadt auch so einen Altar zu liefern. Er versprach das nicht bloß, sondern ließ verlauten, sie sollten sogar einen noch schöneren haben. Als dieß die Bordesholmer Mönche erfuhren, wurden sie neidisch, und um es zu verhindern, daß ein anderer Ort den Ruhm, ein so hohes Kunstwerk zu besitzen, mit ihnen theile, brachten sie es durch Zaubermittel dahin, daß Brüggemann in eine Krankheit verfiel, bei der ihm beide Augen wegthränten. Da konnte er nicht mehr arbeiten, und also geblendet lebte er noch eine kümmerliche Zeit in einem kleinen Hause des Dorfes Eiderstädt bei Bordesholm, wo er endlich in dem Herrn verschied.

Eine andere Sage, die sich an den Dom knüpft, ist folgende. Als vor Jahren Schleswig einmal in Feindeshand war, trieben die Soldaten in der Kirche zu St. Peter ebenfalls allerhand Unfug. Sie lagerten sich in den Gängen, tranken, spielten und fluchten. Vor allen that sich einer, dem die Karten entgegen waren, durch schreckliche Lästerworte hervor. Er rief endlich, er wolle Gott die Augen ausstechen, und dazu warf er sein Schwert in die Luft. Das Schwert aber kam nicht wieder herunter, sondern flog hinauf bis an's Gewölbe, wo es zum Entsetzen des Frevlers stecken blieb. Gleich nach dem Abzuge der Feinde wurde es herausgezogen, allein sein Schatten blieb an der Stelle haften. Oft hat man versucht, ihn zu vertilgen; aber weder Tünche, noch das Herausbrechen von Steinen half; der Schatten blieb, und noch jezt zeigt man ihn über dem Hauptaltar.

Ein ähnlicher Frevel hatte noch schlimmere Folgen. Ein Holzhauer ging einst — es war zur Zeit des Herzogs Christian Albrecht — mit seinem Beile durch den Dom, und wie er an einem alten Holzbilde aus der katholischen Zeit vorüber schritt, welches unsern Heiland unter dem Kreuze sitzend darstellte, fiel es ihm in seinem Uebermuth ein, dem Bilde die große Zehe des einen Fußes wegzuschlagen. Gedacht, gethan. Wie er aber heimkam und sich auskleidete, siehe, da war sein Schuh voll Blut und er hatte sich die eigene Zehe abgehauen.

Dem Schlosse Gottorp ist es ergangen wie der ganzen Stadt, nachdem es länger als diese sein alterthümliches Aussehen bewahrt hatte. Ehemals die Residenz der Bischöfe, dann der Wohnsitz der Herzoge, ist es jezt, wie erwähnt, eine Kaserne. Die alten dunkeln Höfe, die Bastionen und Streitthürme, die starken Mauern, die für die Ewigkeit gebaut schienen, sind unter der Schaufel und Hacke gefallen, und an ihrer Stelle umgeben jezt das Hauptgebäude, welches stattlich, aber nicht älter als die Zeit der Allongeperrücken und Reifröcke ist, die prosaischen Ställe, in denen man die Gäule der hier garnisonirenden Dragoner unterbringen wird. Vielleicht erzählen die Geister des Gewässers, dessen Wellen an der Insel, worauf das Schloß steht, plätschern, träumerischen Gemüthern von der einstigen Pracht und Majestät des Fürstenhauses und von der Lust und dem Leide, die in ihm gewohnt. Vielleicht hört in stillen Nächten ein aufmerksames Ohr in den alten Buchen am Ufer noch einen Nachklang der Psalmen, welche die Geistlichkeit anstimmte, als der Krummstab hier regierte, oder einen Nachhall der Todesseufzer, welche sterbende Ritter und Knappen ausstießen, als König Erich die Herzogthümer belagerte, oder eine Erinnerung an das brausende Wallen der Flammen, die in der Neujahrsnacht von 1565 den Nord- und Ostflügel verzehrten. Vielleicht wissen die Wandbilder von Jurian Ovens, die man nach Kopenhagen geschleppt hat, manch heiteres Geheimniß, vielleicht auch manch düsteres von den Herzogen und Herzoginnen, die einst durch den Rittersaal wandelten, welchen der Maler mit ihnen geziert hatte. Das heutige Schloß weiß nichts davon. Es hallt nur die Commandoworte der Korporale von der dänischen Besatzung und ihren „tappern Landsoldat" nach, ein Nationallied beiläufig, welches in seiner Plattheit und Plumpheit lediglich im Yankee Doodle ein Seitenstück hat. *

* Als Probe diene Vers 3 dieses Machwerks, welches von den Dänen für so vortrefflich gehalten wurde, daß die

Nördlich vom Schlosse und durch eine Allee mit diesem verbunden, befindet sich der Schloßgarten und hinter diesem ein schöner Buchenwald, der Thiergarten. Am Tage wandeln durch dessen verschlungene Gänge geputzte Damen und Herrn und freuen sich des Spiels der Sonnenstrahlen im Laube und Moose, bewundern, wie ein Freund sich ausdrückte, „die paar Ellen Schweiz," die man bei einigen kleinen Schluchten angebracht hat, singen und führen Gesellschaftsspiele auf. Des Nachts aber nimmt der gespenstige König Abel das Gehölz als sein Jagdrevier in Anspruch. Er ist der wilde Jäger Schleswigs und läßt sich auch am Dannewerk bisweilen hören. Es heißt, er sey sein Lebtag ein großer Liebhaber des Weidwerks gewesen, und als es zum Sterben gekommen, habe er sich statt der ewigen Seligkeit gewünscht, in Ewigkeit jagen zu dürfen. Das ist ihm gewährt worden. Früher wurde er oft mit seiner Meute gesehen, da er aber die Menschen belästigte und schreckte, so grub man seinen Leichnam, der im Thiergarten begraben ist, aus, wendete ihn so, daß er auf's Gesicht zu liegen kam, und stieß einen Pfahl hindurch. Seit der Zeit hört man nur noch seinen Jagdruf: „Hurra! Hurra!" in der Luft. Aber seine Hunde laufen noch auf der Erde, haben feurige Augen und schnauben Dampf und Feuerflammen. Einige sagen, es seyen ihrer drei, andere wollen neun gezählt haben, und früher sollen es sogar zehn gewesen seyn. Daß ihrer jetzt weniger sind, ging aber so zu. Einst wurde aus dem Dorfe Dannewerk ein Bauermädchen in den Wald geschickt, um nach den Kühen zu sehen, die dort weideten. Als sie nun unter die Bäume kam, hörte sie mit einem male ein furchtbares Ramentern in der Luft. Da kam König Abel daher mit seiner Jagd. Zehn Hunde hatte er bei sich, ganz weiß, die hatten feurige Zungen aus dem Halse hängen. Da dachte die Dirne: „Nun bist du hier so ganz allein, wie soll dirs wohl ergehen!" Sie hatte eine weiße Schürze um, die band sie ab und wickelte sie sich um den Kopf und setzte sich unter einen Baum, zu weinen. Das Gespenst kam heran und machte um sie herum einen grausigen Spektakel. Zuletzt ging es wieder, von den Hunden aber lief einer zu ihr hin und sprang ihr in den Schooß, da legte er sich nieder. Wie nun der Lärm aus war, da nahm sie den Hund mit sich nach ihrem Dorfe. Dort sind noch welche von diesem Schlag Hunde; König Abels Meute aber zählt seit dieser Zeit einen weniger.

Einst fuhr ein Bauer aus dem nahen Dorfe Schuby, der ein Glas über den Durst getrunken hatte, vom Schleswiger Markte heim. Da hörte er das Hurra, das Peitschenknallen, das Schnauben der Gäule und das Gekläff der Hunde. Er rief den König Abel an und bat ihn, mitjagen zu dürfen. Es wurde ihm erlaubt, man gab ihm ein Gewehr, und er schoß Wild genug. Als aber die Jagd gegen Morgen zu Ende ging, sprach er den König um ein Stück Wildpret an, und der warf ihm auch eine schwere Last auf den Wagen, indem er sagte: „Da hast du einen Braten, der viel zu gut für einen Bauern ist." Vergnügt fuhr der Bauer nach Hause. Als ihn seine Frau fragte, wo er so lange sich herumgetrieben, erzählte er ihr sein Abenteuer und hieß sie zum Beweise der Wahrheit in den Wagen sehen; es müßten ein paar Hasen oder ein Hirschviertel drin liegen. Die Frau sah nach; aber was fand sie? Die Keule eines Pferdeaases.

König Abel soll auch um den Dom herumziehen, um den Mövenberg, nach Missunde an die Stätte des Brudermords. Dort soll er im blutigen Sande kratzen, und was dergleichen mehr erzählt wird von denen, welche die Geschichte kennen. Das Volk weiß davon nichts, und alle jene Schauergeschichten sind sicherlich willkürliche Zuthat zu der über ganz Deutschland verbreiteten Sage vom wilden Jäger, die ihrerseits wieder auf Wuotans Umzug zurückweist. Der König Abel, wie er im Volksmunde lebt, ist nicht der Brudermörder des dreizehnten Jahrhunderts, sondern ein dunkles, mit andern Erinnerungen vermischtes Schattenbild des alten Gottes, der durch seinen Zug über das Land die Saat segnete und bisweilen auch Krieg verkündete. Die Hunde sind später hinzugekommen, ursprünglich begleiteten den Gott die Todten. Eine Andeutung, daß wir hier auf der rechten Fährte sind, liegt darin, daß der wilde Jäger bei Flensburg König Waldemar heißt, und andererseits darin, daß die Bauern aus Mielberg

---

Regierung den Verfertiger mit dem Dannebrog belohnen mußte:

Naar Tydsken kommer her,
Beklager jeg enhver.
Til Peer og til Poul
Han siger: Du bist faul!
Og skjalder man ham ud paa dansk, saa siger han: halt's Maul!
For Folk, som tale alle Sprog, er det nu lige fedt,
Men Fanden heller inte for den der som kan eet.
Og derfor vil jeg slaaes som tapper Landsoldat.
Hurra! Hurra! Hurra!

d. h. Wenn der Deutsche herkommt, beklage ich jedermann. Zu Peter und Paul (dieß entspricht unserem Hinz und Kunz) sagt er: Du bist faul! Und schilt man ihn auf dänisch aus, so sagt er: Halt's Maul! Für Leute, welche alle Sprachen sprechen, ist das ganz einerlei; aber beim Teufel keineswegs für den, der nur eine kann. Und darum will ich mich schlagen als tapferer Landsoldat. Hurrah u. s. w.

noch vor Kurzem jedesmal, wenn ein gewisses Stück Land mit Hafer besät wurde, einen Sack von diesem Getreide auf den Hesterberg ganz nahe beim Thiergarten trugen und dort stehen ließen. Des Nachts kam dann jemand und fütterte sein Pferd mit dem Hafer. In Dänemark, wo hin und wieder derselbe Gebrauch herrscht, weiß man aber den Namen dieses Jemand. Es war Odin, der den Hafer für sein Roß Sleipner abholte.

Amtliche Briefe Goethes.

8.

Heute früh haben wir angefangen den Büttner'schen Wust in andere Räume zu transportiren; man mußte freylich bey dieser Gelegenheit abermals bedauern, daß man dieses Gewirre nicht nach und nach auflösen konnte, sondern in einigen Puncten die Unordnung vermehren mußte. Da ich Donnerstags früh nach Weimar abgehe, so kann ich nichts thun, als den ersten Verband um diesen Schaden legen.

Was Herrn Fernow betrifft, so behalte ich mir vor mündlich meine Gedanken zu sagen, da es eine Sache, die, wie der alte Schnaus zu sagen pflegte, nicht im Feuer liegt. Vorausgesetzt, daß derselbe, wie es der Fall mehrerer anderer Männer ist, sich ohne weitere Unterstützung in Jena fortzubringen glaubt, so kann man dem Versuche, den er macht, wohl zusehen. Er war zur Kantischen Zeit, da er die Künste von Seiten dieser Philosophie zuerst anfaßte, als ein wacker strebender Mann bekannt; nur hat sich, seit der Zeit er in Italien ist, so viel in diesen Fächern geändert, daß ich fürchte, er wird seine Aesthetik noch einmal umschreiben müssen, wenn er zurückkömmt. Haben Sie die Güte Durchlaucht den Herzog, dem ich mich zu Gnaden zu empfehlen bitte, bis auf meine ganz nahe Ankunft um eine Suspension Ihrer Entschließung zu ersuchen.

Die Nachricht, daß Ihre Gesundheit sich nach und nach völlig herstellt, erfreut mich am lebhaftesten. — Den neuen Mentor bin ich selbst neugierig zu sehen. — Daß Sie an den Architectonicis wenig Freude haben, kann ich denken. Es ist überhaupt unsere Force nicht, mit Auswärtigen unser Spiel zu spielen.

Leben Sie recht wohl, gedenken Sie meiner, indeß ich in Staub und Schmutz nach litterarischen Schätzen wühle.

Jena am 26. Jan. 1802. G.

9.

Schon hatte ich mir vorgenommen, Sie, verehrter Freund, zu einer Spatzierfahrt herüber einzuladen, als mir Ihr lieber Brief dazu einige Hoffnung macht. Entschließen Sie sich doch ja! Wir haben Mondschein, wenn Sie Abends wieder zurückkehren wollen. Möchten Sie eine Nacht hier bleiben, so soll sich auch eine leidliche Schlafstelle finden. Ich bedarf Ihres freundschaftlichen Rathes in loco gar sehr, in einigen Stunden läßt sich gar vieles durchreden und an Ort und Stelle jeder Umstand leichter überlegen und ein Entschluß fassen. —

Noch habe ich einen jungen Menschen, Conrad Franke, dessen nähere Bezeichnung hier beyliegt, zu empfehlen. Es ist ein gar hübscher Mensch und wünscht gar sehnlich, bey der gegenwärtigen vielen Tischerarbeit in Weimar auch etwas zu lernen. Er giebt sich freylich nicht für einen perfecten Gesellen, allein behauptet doch, daß er brauchbar sey. Conrad könnte ihn ja einmal prüfen und ihn mit einem Lohn, der dem, was er leistet, angemessen wäre, anstellen. Der Major* wünscht es auch und würde ihm durch Urlaub oder Austausch gern nach Weimar verhelfen.

Morgen erwarte ich ein Consilium architectonicum über den leidigen Lauchstädter Theaterbau**, der mir auch noch dieses Frühjahr manche Sorge machen wird. Leben Sie recht wohl und lassen mich hoffen Sie bald zu sehen.

Jena am 14. Febr. 1802. G.

10.

Wenn ich freylich nicht erwarten kann, Sie so bald in diesen naßkalten Tagen zu sehen, besonders da

---

* v. Hendrich s. Annalen, Werke, Bd. 27, S. 221.

** s. ebendaselbst, S. 113 u. flgd.

der Schnee das Fahren sehr abstümpft (sic) und Sie auch überdieß so viel zu thun haben, so lassen Sie mir doch die Hoffnung, daß es vielleicht in einiger Zeit möglich seyn dürfte.

Wenn Serenissimus mit unsern Anstalten zufrieden sind, freut es mich recht sehr. Ich weiß wenigstens nichts besseres anzugeben, und ich wünschte, bei einem Geschäft, das uns so ganz überlassen ist, zu meiner eigenen Belehrung zu erfahren, wie durch eine bestimmte Tactik man Zeit, Bemühung und Geld sparen könne. Bald habe ich das Vergnügen wieder, mit einigen ferneren Gutachten hervorzutreten.

Unser Lauchstädter Bau ist auch nun eingeleitet, wovor mir im Grunde nicht wenig graut, weil dahier nicht bloß von zweckmäßigem Aufstellen und Ordnen, sondern von Erschaffen und Erbauen die Rede ist, und das mit nicht ganz übereinstimmenden Geistern, mit zusammen zu stoppelnden Elementen und auf dem ungünstigen Local eines fremden entfernten Territorii.* Erhält sich mir die Gesundheit und also auch der Humor, so will ich dem Geschäft stufenweise folgen, wäre es auch nur um über das, was nicht gelingt, oder was der Spaß zu theuer kommt, ganz im Klaren zu seyn.

Serenissimus haben in meiner Seele gedacht, wenn Sie mir das Thonische Gutachten zu lesen bestimmten. Da Sie neulich dessen erwähnten, gedachte ich schon um dessen Communication zu bitten. Da das Unglück einmal geschehen ist, so wird es merkwürdig und nützlich seyn, die Dunkelheit jener Weltgegend bey dieser Gelegenheit kennen zu lernen. — Wenn für den wackern Verfasser dieser und ähnlicher Aufsätze und Arbeiten etwas ihm und uns allen erfreuliches entstehen kann, so werde ich nicht der lezte seyn, daran Theil zu nehmen.

Den Tischergesellen sende ich mit einem kleinen Billet ab; wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, so erzeigen Sie ihm die Gnade, ihn zu sehen. Es ist eine von denen kindlichen Naturen, denen man gern ein Wort der Ermahnung und der Aufmunterung sagen mag. — Ich weiß nicht, ob ich schon früher gesagt habe, daß ich mit den Tischern, besonders mit den hiesigen, nichts zu thun haben will und daß der Zimmermann das ganze Gerüste aufschlagen soll, worauf die Schätze der Literatur zu paradiren haben.

Empfehlen Sie mich Serenissimo zu Gnaden.

* „In bedeutender Entfernung, auf fremdem Grund und Boden, bei ganz besondern Rücksichten der dort Angestellten, schienen die Hindernisse kaum zu beseitigen." Annalen, 27, 114. Das Nähere über den Lauchstädter Theaterbau s. in: Aus Goethes Leben, Wahrheit und keine Dichtung. Leipzig 1849. S. 38—47.

Wenn Höchstdieselben vor Ihro Abreise nichts zu befehlen haben, wobei die geringe Persönlichkeit meiner Wenigkeit in Weimar nothwendig seyn dürfte, so erbitte mir die Erlaubniß, meine litterarische Quarantaine fortzusetzen. Ich wünsche das Geschäft und was ihm anhängt, da ich nun einmal darin stecke, bei dieser Sitzung wieder auf einen gewissen Punkt zu bringen, wo man sich schmeicheln kann, es sey etwas zweckmäßiges geschehen und es gehe nachher auch zweckmäßig fort, wenn man auch in vier Wochen nicht darnach sehen kann.

Die Nachtmusik ist ganz leidlich abgelaufen. Auf dem Markte brachten sie erst Serenissimo ein Vivat, dann dem abgehenden Prorector, der eine überlange und vielleicht hie und da deßhalb mißverstandene Rede hielt, dann dem neuen Prorector, der, nach seiner Art, gutmüthig und nicht zu lang sprach. Zulezt kamen sie mit den Leichenlaternen statt der Fackeln in den Schloßhof, wo sie, mit einiger Tactik, einen recht hübschen Kreis hätten schließen können, der sich gut würde ausgenommen haben, weil der Schnee und das helle Wetter sie begünstigte; allein sie schienen so wenig darauf eingerichtet, als der Major * auf eine rednerische Danksagung. Er brachte die seine ziemlich laconisch vor. „Ich danke denen Herren für die Attention und bin Ihnen sehr obligirt!" war ohngefähr alles, was er sagte; deßwegen auch die Musik nicht wieder einfallen wollte, weil einige versicherten, es werde noch etwas nachkommen.

Ich erfahre erst, daß das Blatt zu Ende ist, und will keinen Beywagen dieser beladenen Fuhre hinzufügen, sonst hätte ich von Rumfort, Fernow, Villeneuf und onst noch manches zu sagen. Lassen Sie mich bald hören, daß Sie sich recht wohl befinden.

Jena am 16. Febr. 1802.

G.

11.

Ew. Excellenz bin für die erfreulichen Mittheilungen, die in meine Einsamkeit zur guten Stunde gelangten, auf das allerhöchste dankbar. Wie glücklich ist es, daß gewisse günstige Epochen uns immer wieder anfrischen und uns erinnern, daß wir thätig waren und noch immer seyn können, wenn wir guten Muth behalten. In solchen Augenblicken ist es höchst wohlthätig, in rein poetischer Form eine Beystimmung zu erfahren.

Den von unserm guten Rochlitz an mich gesendeten Brief in Erwiederung des gnädigsten Dekrets lege ich bey. Dergleichen wahrhafte Aeußerungen lernt man

* Hendrich.

immer mehr schätzen. Wie selten sind redliche, durch viele Jahre fortgesezte Theilnahmen, indessen man sich jeden Tag unvernünftiger, augenblicklicher Widerwärtigkeiten befahren muß!

Was auf Fernows Büchernachlaß sich bezieht, folgt gleichfalls unterzeichnet. Wir machen zwar eine gute Acquisition, aber wir bevortheilen Niemand. Wären diese Bücher zur Auction gekommen, so hätten wir daraus erstanden, was uns fehlte; jezt haben wir immer noch mit den Doubletten einige Bemühung, die aber doch nicht ohne Frucht seyn wird. Für die Kinder ist gesorgt. Durchlaucht dem Herzog geziemt so zu handeln und der Curator wird mit den Creditoren wohl auch fertig werden.

Ich lege ein Schreiben des Schloßvogts bey, der um das Bier und Brod bittet, was die alte Trabitius gehabt hat. Er muß, um sein Aemtchen zu versehen, nun eine Schwester zu sich nehmen, die nun wohl an die Stelle jener guten Alten tritt. Diese Menschen sind zufrieden, wenn ihr kümmerlicher Behelf nur nicht verkümmert wird.

Von andern academischen Dingen weiß ich wenig zu sagen. Es ist ein eigener Vortheil solcher wunderlicher Körper, die sich immerfort nothdürftig erhalten, daß es eigentlich keine Noth für sie gibt. Dagegen ist aber auch kein Begriff unter ihnen, daß man außerordentlichen Dingen außerordentlich begegnen müsse, weil für sie gar nichts unordentliches ist.

Ihr Herr Sohn hat mir in einem freundlichen Briefe die Sache des gebetenen Ständchens beym Prorectoratwechsel anheimgestellt. Ich hatte dem Ueberbringer, der übrigens ein recht guter und artiger Mensch ist, schon einige Dubia entgegengesezt, besonders wegen der Spaltung der Akademie, worauf er mir nicht viel zu antworten wußte. Heute Nacht sind wieder Händel zwischen den Einländern und Westphälingern vorgefallen, und eine öffentliche Feyerlichkeit darf nun gar nicht statt finden. Die gewöhnlichen Formen werden wohl hinreichen, um auszumachen, daß derjenige, der Schläge gekriegt hat, sie trage, wer verwundet worden ist, sich heilen lasse, und wer an den Wunden stirbt, begraben werde. Ich bin überzeugt, daß jeder alte Academicus hierüber höchst beruhigt zu Bette geht.

Da man aber denn doch, so wie von jeder andern Erbsünde, also auch von der Hoffnung nicht lassen kann, so bin ich diese Tage beschäftigt, den Professor Voigt für seine Reise nach Paris auszustatten. Es wäre einmal Zeit, daß uns in unsern alten Tagen irgend einer für die vielen verschwendeten Ausgaben halbweg schadlos hielte. Wenn ich dießmal Ausgabe sage, so nehme ich es mehr gemüthlich als der Casse nach. Mit dem Detail will ich, da es eine Kleinigkeit ist, Ew. Excellenz nicht beschweren. Er wird bey seiner Durchreise aufwarten und sich Ihren Segen erbitten. Mit Peucer und sonst will ich das Nöthige besorgen.

Ich wünsche bestens empfohlen zu seyn und läugne nicht, daß wir wohl bey dem Mühlenfest zu Kreuzburg persönlich uns hätten einfinden sollen. Was die Mineralien betrifft, so bitte sie noch in der alten Ordnung liegen zu lassen, bis wir die — — — * etwas näher in ihren neuen Verhältnissen kennen lernen.

Jena den 4. August 1809.

Goethe.

12.

Ew. Excellenz haben mich durch ein freundliches Wort, welches mir der Bibliothekar überbracht hat, gar sehr erfreut. Daß Sie sich wieder nach so manchen körperlichen Unbequemlichkeiten erholen und wohlbefinden, ist mir um so tröstlicher, da es mit mir selbst in der lezten Zeit nicht recht fort will. Lassen Sie mich ja bald wissen, daß Sie völlig hergestellt sind.

Der Antheil, den Sie den Köstritzer Alterthümern ** geschenkt, war mir sehr werth. Dergleichen Dinge haben kein sonderliches Ansehen; indessen sind sie immer ein Glied in der Kette der Alterthumsforschung, die unsere Enkel so gut als uns und unsere Großväter interessiren wird. Ich habe mich bey der Gelegenheit an unserm Pflug erfreut, der mir mit Enthusiasmus versichert, daß der Guß dieser Dinge meisterhaft sey. Er versprach mir, sobald er Zeit habe, ein ähnliches zu gießen; aber ob er es so dünn liefern könne, daran zweifle er sehr. Ja um sich nicht gar so sehr herunter zu setzen, so warf er das Problem auf, ob nicht vielleicht die äußere Rinde nachgefeilt worden sey? Ich zweifelte zwar daran, bin aber doch neugierig, wie er sich beym Gusse eines ähnlichen Instruments benimmt, wozu ich ihn um so mehr aufmuntern kann, als ich von alten Zeiten her noch eine Partie vortrefflichen gemischten Erzes besitze. Wodurch er aber gereizt wird, dieser Sache so ernsthaft nachzugehn, ist wohl

* Unleserlich.

** Bei Köstritz im Voigtlande waren mehrere metallische Werkzeuge gefunden und Goethe zugeschickt worden. Ueber den Ursprung und Zweck derselben hat Goethe Untersuchungen angestellt, deren Ergebniß in zwei, im Manuscript vorhandene, unseres Wissens bisher ungedruckte Abhandlungen, datirt: Jena den 27. September 1809, und Jena den 14. März 1810, niedergelegt sind, welche sich im Besitz des Einsenders befinden.

nicht sogleich offenbar, doch glaube ich's gefunden zu haben: es scheint ihm durch solche Körper ein neuer Beytrag zur Janitscharenmusik denkbar zu seyn.

Verzeihen Sie mir diesen antiquarischen Scherz. Der prägnante Augenblick giebt uns andern solche otia, und warum sollen wir sie nicht zu heitern Späßen anwenden, da eine ernsthafte Betrachtung auch weiter nichts fruchten würde?

Wegen des Carlsbader Unfalls mache ich mir selbst Vorwürfe, nicht unmittelbar nachgefragt zu haben und nachzufragen. Man ist aber so gewohnt Carlsbad anzusehen, als wenn es aus der Welt läge, daß man keinen Brief dahin ablassen mag.

So sehr unser Wolzogen zu bedauern ist, so glücklich kann man es finden, daß der Wahn für unheilbare Uebel noch augenblickliche Hoffnungen bereitet hat. Wir sind nicht darauf eingerichtet, das Leben zu verlassen, wenn es nichts mehr werth ist, und da muß derjenige immer noch gepriesen werden, der es als erträglich haltbar verspricht.

Einen Brief vom Professor Voigt aus Paris lege ich bey. An Ew. Excellenz hat er gewiß Aehnliches gesendet. Sein huronisches Anstaunen geht nach und nach in wahre Betrachtung über. Seinem Fach ist er gewachsen und ich kann wohl voraussagen, daß man ihn in kurzem in Paris kennen und an manchen Dingen zur Mitarbeit aufrufen wird. Das wäre für ihn und uns das wünschenswertheste, weil er ein Fundament zu längerer Subsistenz daselbst finden würde.

Was in Jena durch die Veränderung beym Stadtrathe für die Polizey bewirkt werden möchte, bin ich in einem halben Jahre neugierig zu beobachten. Es mag wohl verzeihlich seyn, wenn ich an einer radicalen Kur dieses Körpers, den ich so lange siech kenne, auch in dieser Epoche zweifelhaft bleibe.

Die obere Etage des Schlosses, wo das Kabinet gestanden, ist auf eine jammervolle Weise zerrüttet, da man auch sogar die Tapetenleinwand zum Aufschlagen des Napoleons-Tempels in der Eile herausgenommen. Von neuer und brillanter Einrichtung derselben ist nicht die Rede. Wenn man nur auf's Frühjahr die Decken zu weißen, die Wände zu vergleichen und die Fensterrahmen nachzubessern anfinge, so würden es doch wieder reinliche Räume. Es ist eine Sache von ein paar hundert Thalern und unsere gnädigsten Damen, besonders die regierende Herzogin wäre gewiß manchmal auf einen Tag hüben, wenn Sie nur nicht ganz unter freyem Himmel leben müßte. Indessen sehe ich wohl, auf dem gewöhnlichen Wege unserer Bauanschläge und Anstalten ist hier nichts zu thun. Soviel für heute. Mit den besten Wünschen für Ihr Wohlbefinden.

Jena den 2. Sept. 1809.

G.

13.

Ew. Excellenz früher für die letzten freundlichen Zuschriften zu danken, bin ich abgehalten worden durch den Zuspruch meiner alten Uebel, die mir meine diesjährige Versäumniß des Karlsbades schon vor Winters empfindlich machen wollen. Ich habe bey dieser Gelegenheit die Nähe unseres Starke gesegnet, der mir geschwinder über die schlimmen Augenblicke hinausgeholfen hat; aber das Böse bleibt immer dabey, daß viele Tage dazu gehören, wenn die gewaltsame Wirkung weniger schmerzlicher Augenblicke wieder in's Gleichgewicht soll gebracht werden.

Das unternommene Geschäft ist indessen zu Stande gekommen und es wird sich Ihnen ein wunderliches Gebilde in 14 Tagen bis 3 Wochen präsentiren, dem ich eine freundliche Aufnahme wünsche.* Selten wird in der Welt etwas genommen, wie es gegeben wird, es müßte denn das tägliche Brod vom Bäckerladen seyn. Bey dieser meiner neuen Arbeit wünschte ich, daß Sie sich mancher schönen Momente unseres für mich einzig frohen Zusammenwirkens erinnerten.**

Die letzten antianarchischen Operationen in Jena haben wenigstens den Effect einer großen äußeren Stille hervorgebracht. Mit einiger Consequenz wäre dieser Schein für alle Zeiten zur Wirklichkeit umzuwandeln. Vielleicht macht sich auch das noch, wie manches andere, an dem ich seit vielen Jahren hoffend zweifelte.

Die Göttlingische Stelle wird, wie wir schon sahen, und noch mehr erfahren werden, von vielen ambirt und gewiß noch von mehreren. Unser Spiel dabey ist, ruhig zu seyn und die Anträge abzuwarten. Ich lege einige Blättchen bey, und wir werden bald ein alphabetisches Verzeichniß der Competenten aus den Acten ausziehen können, die Ew. Excellenz über diese Sache führen werden. Wir können Kästner in Heidelberg auch ganz getrost darunter schreiben. Trommsdorf mit seinem Verdienst, Namen, Institut, und was alles daran hängt, nach Jena zu ziehen, wäre nach meiner Ansicht ebenfalls das wünschenswertheste. Wie wir aber zu wünschen scheinen und auch nur einen Schritt thun, so wird man uns große Forderungen machen, die wir weder erfüllen

* Die Wahlverwandtschaften.

** Vergl. Goethes Stanzen zu Voigts Jubiläum, Werke, Bd. 6, S. 88 u. 89.

mögen noch können. Ich habe mich deswegen in der Positur gehalten, als wenn das recht schön sey, ohne weiter ein großes Gewicht darauf zu legen. Mein Rath wäre, noch wenigstens 14 Tage bis 3 Wochen Briefe, Anträge und manches sich neu hervorthuende abzuwarten und dann Trommsdorfen einige Jalousie zu geben, als wenn man sich auf diese oder jene Seite neige, damit er selbst mit Anträgen hervorträte: denn ich gestehe gern, was bis jetzt verlautet, ist immer noch so, daß wir in der Desavantage wären, wenn wir schienen zuzugreifen. Verzeihen Sie, wenn ich gar zu klug scheinen will.

Mein August, wie ich höre, ist zu Hause angelangt, von Würzburg aus zu Fuße mit einem Jagdtäschchen. Das ist denn für diese Jugend ganz artig. Indessen kommen seine Kleider erst nach und er wird, sobald er sich produciren kann, aufwarten. Möchten Sie ihm einige Augenblicke der Prüfung gönnen. Es ist eine eigene Sache, wenn der Sohn ein Metier ergreift, das eigentlich das Metier des Vaters nicht ist. Doch mag es auch sein Gutes haben; wenn einerseits eine Trennung zu entstehen scheint, so entsteht von der andern eine Vereinigung, weil denn doch zuletzt alles Vernünftige und Verständige zusammen treffen muß.

So habe ich diese Tage eine recht angenehme Unterhaltung mit Schömann gehabt und ich bin sehr verlangend, ihn öfter und näher zu sehen; denn im Grunde bin ich von Jugend her der Rechtsgelahrtheit näher verwandt als der Farbenlehre, und wenn man es genau besieht, so ist es ganz einerley, an welchen Gegenständen man seine Thätigkeit üben, an welchen man seinen Scharfsinn versuchen mag. Ich schließe mit dem Blatt. Mich bestens empfehlend und das Beste wünschend.

Jena den 26. Sept. 1809. G.

14.

Durch den Abgang des Boten überrascht, sende ich heute nur mit wenigen Worten alles, was sich auf die chemische Stelle bezieht, und den ersten Theil des Romans. Ich wünsche, daß dieser Ihnen und den Ihrigen eine angenehme Unterhaltung geben möge; nur bitte ich ihn nicht aus Händen zu geben. Mehr erlaubt mir der Augenblick nicht zu sagen.

Jena den 29. September 1809. G.

15.

Ew. Excellenz erhalten hierbey den Brief an Prof. Vogt, den Vorschlägen und gnädigsten Resolutionen ohngefähr gemäß. Sie werden es billigen, daß ich mit einigem Rückhalt und bedingter Weise mich in der Sache geäußert habe. Mehr sage ich nicht, um die Expedition zu befördern. Ich bitte um gefällige Signatur des Concepts und Mitunterschrift des Briefes.

Der gute junge Mann wird hocherfreut seyn: denn wenn er auch noch Monate länger bleibt, so wird er wünschen müssen Jahre länger zu bleiben. Ich empfehle mich herzlich zu geneigtem Andenken.

(Ohne Datum.) G.

Zur Erinnerung an Spindler.

(s. Nr. 40.)

(Schluß.)

Franckh war aus dem Kerker entlassen, oder, um es richtiger zu bezeichnen, hinausgeworfen worden, nachdem er sich geweigert, die königliche Gnade anzunehmen. Die Störung in der Verbindung zwischen dem äußerlichen Wahrnehmungsvermögen und der Seele, deren Anfänge sich schon vor Jahren in seinem Thun und Treiben offenbart, war durch die lange Haft noch bedenklicher geworden, und ist bekanntlich in nicht gar zu langer Zeit nach seiner Begnadigung förmlich in Wahnsinn übergegangen. In der überspannten Weise, die ihm eigen geworden, ließ er durch Vermittlung an Spindler die vorläufige Anfrage ergehen: ob er und sein Freund keine Scheu trügen, mit einem entehrten Züchtling zu verkehren, der für eine Sache gelitten, die ihrem Herzen fremd sey? Spindler gab (dem Sinne nach) zur Antwort: „Weder ich noch meine Freunde tragen das Herz unter dem Gürtel. Nicht die Strafe entehrt, sondern nur das Verbrechen, wenn es darnach beschaffen ist. Der besiegte Gegner ist kein Widersacher mehr,

besonders wenn er nie unser Feind gewesen." Diesem Bescheid folgten weitere Eröffnungen. Chezy ging nach Stuttgart, um die Unterhandlungen mit Franckh zu führen, nachdem er sich mit Spindler persönlich besprochen hatte, der damals in Innsbruck wohnte. Man wird sich erinnern, daß Franckh einst versprochen hatte, Chezy nicht an die Laterne henken zu lassen, und wie lächerlich an sich die ganze Geschichte auch seyn mochte, so hatte dieser doch die freundschaftliche Gesinnung im Gedächtniß behalten und nur die abgeschmackten Arabesken vom guten Kern gestreift. Die Ergebnisse dieser Unterhandlungen waren — abgesehen von einigen Planen, deren Ausführung vor dem Beginn durchkreuzt ward — die Wiederaufnahme des ehemaligen, seit ein paar Jahren eingegangenen Almanachs, in der veränderten Form eines Volkstaschenbuchs, und die Gründung des „belletristischen Ausland." Das Volk war damals bekanntlich sehr stark in der Mode, wie früher die s. g. elegante Welt. Das neue Taschenbuch „Vergißmeinnicht" ist wirklich zu Stande gekommen und hat ungefähr ein halbes Dutzend Jahrgänge erlebt, von denen wenigstens die ersten einen starken Absatz fanden. Zum „belletristischen Auslande" hat Spindler nur den Namen als Herausgeber hergeliehen, wofür er nach der ersten Verabredung jährlich sechshundert Gulden erhalten sollte. Uebersetzungen hat er seit dem Aufgeben des Zeitspiegels überhaupt nicht gemacht; hätte er aber deren geliefert, so würde er darin die deutsche Sprache nicht mißhandelt haben. Ich führe das hier ausdrücklich darum an, weil kurz nach seinem Tode in einem Nekrolog zu lesen stand, daß er die Uebersetzungen ausländischer Romane selbst besorgt habe, was er so wenig gethan hat, als er ein Jude war. Um Mißverständnisse zu verhüten, füge ich noch hinzu: ein Jude zu seyn ist ein Unglück, sonst nichts, und das gerade nur so lange, als die Gesetzgebung es dazu macht; Uebersetzen ist keine Schande, und wenn man gute Arbeit liefert, sogar eine Ehre. Ich für mein Theil glaube wenigstens, daß ich durch die vielen Uebersetzungen, die ich neben meinen übrigen Arbeiten schon gemacht, manchen Beitrag zur Förderung des guten Geschmacks gegeben habe. Jeder thut eben so viel, als er kann. Einer, der vielgelesene Erzeugnisse des Auslandes in einem weit verbreiteten Blatte in einer anständigen Form wiedergibt, mag dazu beitragen, auch im großen Haufen einer Anzahl von Leuten begreiflich zu machen, daß unsere edle deutsche Sprache noch etwas besseres vorstellen dürfte, als den Haderlumpen, zu dem sie unter so vielen Händen wird. Spindler hatte nicht einmal Zeit zum Uebersetzen, wenn er auch Vergnügen daran gefunden hätte; er würde länger gebraucht haben, einen fremden Roman zu verdeutschen, als einen eigenen zu schreiben. — Franckh verabredete noch ein Unternehmen, den „Erzähler aus Heimath und Fremde," der jährlich in vier Bänden herauskommen sollte. Acht Bände sind davon erschienen, aber erst nachdem er selbst vom Schauplatz getreten.

Zu Ende des Jahres 1842 kehrte Spindler abermals für längere Zeit nach Baden-Baden zurück. Er hielt es für angemessen, die Erziehung seiner heranwachsenden Tochter in der Nähe zu überwachen und zum Theil persönlich zu leiten, was er that, ohne „seine Selige" jemals wieder zu sehen. Als die kleine Fanni herangewachsen, nahm er sie ganz zu sich. Sie widmete sich der Malerei. Ihre Anfänge verhießen sehr erfreuliches, und sie soll eine tüchtige Künstlerin geworden seyn. Ich selbst habe nichts anderes von ihr gesehen, als Schulstücke. — In Baden ließ Spindler sich's angelegen seyn, die neue Beliebtheit auszubeuten, deren er sich erfreute. So schrieb er, außer Fridolin Schwertberger, dem Taschenbuch und andern laufenden Arbeiten für den „Feind," für die Leipziger Novellenzeitung den „Meister Kleiderleib," der zu Baden in der Curwelt spielt. Das Vorbild zur Hauptfigur gab ihm der bekannte Max Cäsar Heigel, dessen kleine Eigenthümlichkeiten nur ein wenig aufgestutzt oder ein bischen übertrieben zu werden brauchten, um sich zu allen den ergötzlichen Abenteuern zu eignen, welche daraus entwickelt werden. Auch einige andere Gestalten sind in derselben Weise aus dem Leben gegriffen, wie z. B. ein ehemaliger Schauspieler, welcher Kammerdiener bei einem berühmten Prinzen geworden. Die Erzählung hat viel Vergnügen gemacht. Requiescat in pace!

Zu jener Zeit lebte zu Baden ein Buchdrucker Scotzniovsky, im Munde des Volks gemeiniglich Schkotzinovsky geheißen. Der Name soll mährischen Ursprungs seyn und Springinsfeld bedeuten. Scotzniovsky hatte als wandernder Typograph in seiner Jugend viel von der weiten Welt gesehen. Zu Rom und zu Neapel, wie zu Paris hatte er am Setzkasten gestanden, und nach seiner Heimkehr in die Vaterstadt mit geringen Mitteln eine Buchdruckerei gegründet, die erste, welche das Oosthal je gesehen. Die Philister schalten ihn anfänglich einen Narren, besonders da Scotzniovsky sich Mühe gab, schön zu drucken. Seine Theaterzettel im Sommer waren viel hübscher anzuschauen, als die Zettel des großherzoglichen Hoftheaters in Karlsruhe. Er übernahm den Druck der sommerlichen Badeliste und gründete ein Wochenblatt für den Amtsbezirk. Das Verzeichniß der Fremden ward mit der Zeit immer länger, so daß es am Ende täglich erscheinen mußte und an Umfang zunahm, weil mit dem Zufluß der Gäste auch die Zahl der Anzeigen von Kaufleuten und Gewerbtreibenden stieg. Das Wochenblatt dehnte seine Wirksamkeit über ein paar benachbarte Amtsbezirke aus, enthielt außer den amtlichen Veröffentlichungen viele Anzeigen und mußte wegen Ueberfluß an Stoff späterhin sogar zweimal in der Woche erscheinen. Diese zwei Blättchen und dann die Heirath mit der Tochter eines wohlhabenden Mannes machten Scotzniovsky zum reichen Mann, reich im Verhältniß zu den bescheidenen Vorstellungen des Ortes und der Zeit. Mit dem Aufschwung des Curortes stellten sich auch für Scotzniovsky Mitbewerber ein. Seine Druckerei blieb nicht die einzige, und eben so wenig seine Fremdenliste, für die ein ausschließliches Vorrecht zu erlangen er

versäumt hatte, als er es noch ohne Mühe bekommen hätte. Scoßniovsky gab sich redlich Mühe, die Mitbewerbung sich nicht über den Kopf wachsen zu lassen, und da er seit vielen Jahren schon mit Spindler befreundet war, so bewog er diesen, das Badeblatt mit dem „Beobachter von Baden" zu versehen, der zweimal wöchentlich darin erschien. Spindler legte im Beobachter alle guten Späße nieder, die ihm in Bezug auf örtliche Vorkommnisse durch den Sinn schwirrten, und da er zu jener Zeit immer gut aufgelegt war, so kam eine Masse von Witz zu Tage. Der Beobachter wurde eine Kirchthurmberühmtheit, die sich allmählig über das gesammte großherzoglich badische Reich erstreckte. Neben dem Scherz gabs auch einigen Ernst darin, aber das machte nach und nach beim Philister gewaltig böses Blut. Alle Augenblicke stieß Spindler gegen die heilige Demokratie an, trat der Sancta Simplicitas auf die Hühneraugen, und nahm so wenig schriftlich wie im persönlichen Verkehr ein Blatt vor den Mund. Die Gehässigkeit, welche der Beobachter erregte, trug viel zur Verbreitung des Badeblattes bei, weil ein Blatt, auf das alle Welt schimpft, immer gut geht. Im Jahr 1845 starb Scoßniovsky, und im Jahre darauf gab Spindler den Beobachter auf, weil er um seiner Tochter willen nach Freiburg i. B. übersiedelte.

In der Zeit zwischen 1842 bis 1846 tauchten einige bemerkenswerthe Erscheinungen auch in den Kreisen auf, mit denen Spindler in Berührung stand. Lewald hatte sich nach Baden gezogen, um die Wochenschrift „Europa" zu leiten, welche in einen Carlsruher Verlag übergegangen war. Ein näheres Verhältniß hat sich zwischen ihm und Spindler nicht gestaltet, obschon letzterer einige Beiträge zur Europa lieferte und beide sich schon von früher her kannten. Sie paßten just so zusammen wie zwei geröstete Semmelscheiben ohne Butter, um es mit Shakespeares Worten auszudrücken. Um gerecht zu seyn, muß hinzugefügt werden, daß die Schuld hauptsächlich in Spindlers widerhaariger Unduldsamkeit lag; er hegte die gründliche Verachtung des Bombardiers gegen die leichte Reiterei und war nicht der Mann, sich den geringsten Zwang anzuthun. Das zeigte sich schon in seinem äußern Auftreten. Er trug kein anderes Gewand als einen Sackpaletot und schlottrig weite Hosen ohne Stege. Den Handschuh ließ er nur als Bollwerk gegen die Kälte gelten. Wer die schöne Welt mit ihren Gewohnheiten nicht, gleich ihm, wie ein Türke das Thun und Treiben der Ungläubigen betrachtete, den bezeichnete er gleich als einen Affen. Vielleicht war Ghezy der einzige Mensch, dem Spindler verzieh, daß er zur Abwechslung manchmal, wo es eben seyn mußte, einen schwarzen Ueberrock oder gar einen Frack anlegte. — Durch Lewald veranlaßt, kam Joseph Eduard Braun nach Baden, ein junger Mensch von ausgezeichneter Begabung als Kritiker, von bedeutender Fähigkeit als Lyriker, zum Unglück aber zugleich ein so lockerer Zeisig, als nur je einer sein Kapital an Lebenskraft dem bösen Feind verschrieb. Dabei war er ein händelsüchtiger Raufbold, und ist später auch in einem Zweikampf erschossen worden (zu Freiburg, im Frühjahr 1847). Spindler hielt nicht viel auf Brauns Dichten und Trachten und nannte ihn einen verlorenen Sohn, der nie nach Hause kommen werde; doch ging er gern mit ihm um und ließ sich einmal sogar herbei, ihm einiges Geld zu geben mit der Bedingung, daß Braun entweder die Summe zurückerstatte oder fortan den Darleiher als einen Bettler betrachte, der keinen Kreuzer entbehren könne. Braun zog das leztere vor, da es überhaupt gegen seine Grundsätze ging, ein Darleihen heimzuzahlen, selbst wenn er es zufällig vermochte.

Robert Erlach, welcher, wie schon gesagt worden, durch einen Zufall Spindlers Reisegefährte von Paris aus geworden, kam nach langen Irrfahrten gen Baden. Erlach besaß ein kleines Gut in Norddeutschland, dessen Einkünfte ihn über Wasser hielten. Sein abenteuerlicher Sinn hatte ihn von früher Jugend an durch die Welt getrieben. Er war in Gott weiß wie vielen Heeren regierender Lieutenant gewesen, hatte als Philhellene im griechischen Freiheitskampf gefochten und sich, nachdem er Spindler in Italien verlassen, abermals nach Hellas begeben, um seine alten Verdienste geltend zu machen und sich, wie er es nannte, „aus dem eigenen Futter zu bringen." Er war als königlich griechischer Förster angestellt worden. Weßhalb er den grünen Dienst wieder aufgegeben, weiß ich nicht; vermuthlich waren in der Heimath seine Geldverhältnisse in Ordnung gebracht, so daß er ohne Sorge vor Noth zum eigenen Futter zurückkehren konnte. In Heidelberg unterhielt er ein zartes Verhältniß mit der nie vermählten Wittwe eines Engländers Simpson, die von ihrem Verstorbenen eine schöne Einrichtung geerbt hatte, welche sie als Zimmervermietherin verwerthete. Erlach, in unserm Kreise der Junker genannt, war nach Baden gezogen, um durch die Entfernung die Liebesflamme bei einem gewissen Wärmegrad zu erhalten, und vielleicht auch, um nicht in jene schiefe Stellung zu gerathen, die man gewöhnlich, indem man sie durch einen verzweifelten Entschluß gerade zu biegen wähnt, nur schlimmer macht. Heirathen bleibt unter allen Umständen gewagt, doch wer nachträglich heirathet, wirft seinen Einsatz auf eine bereits gezogene Niete. — Es wäre ein Wunder gewesen, wenn Braun und der Junker sich nicht gefunden hätten, selbst wenn sich ihnen kein gemeinschaftlicher Berührungspunkt geboten. Sie wurden gute Freunde. Braun tadelte nichts am andern, als daß er kein Geld hergeben wollte. Erlach war viel zu gut erzogen, um sich über die Zumuthungen zu beschweren, welche an ihn gestellt wurden; überhaupt hielt er auf anständige Gesinnung und hätte seinerseits lieber trockenes Kommißbrod gegessen, als seiner Würde etwas vergeben. Dieses Gefühl ging bei ihm so weit, daß er sich acht oder vierzehn Tage nicht sehen ließ, wenn er einmal das richtige Verhältniß zwischen Durst und Fassungskraft nicht ganz getroffen hatte.

Noch eine der Gestalten aus Spindlers geselligem Verkehr darf hier nicht unerwähnt bleiben, — unser alter

Bojar, einer von den vielen, vielen Kantakuzenos, die es hienieden gibt. Dieser Kantakuzeno, ehedem Oberst in russischen Diensten, hatte seine Güter dem Erben übergeben und sich eine Rente von dreitausend Dukaten vorbehalten. Mit einer wohlgespickten Börse nach Baden gekommen, hatte er sich ein Haus gekauft, hübsch eingerichtet und den Entschluß gefaßt, ein anständig friedliches Daseyn zu führen. Er besaß unter andern erlesenen Dingen auch ausgezeichnete Gemälde, deren Werth zu beurtheilen er sehr wohl verstand. Zu allem Unglück jedoch war der alte Herr vom Spielteufel besessen. Während eines Sommers hatte er an der Bank sein baares Geld verspielt und lag im Winter dergestalt krumm, daß er Roß und Wagen aufgeben und von vorgegessenem Brode leben mußte. Natürlich hielt ihn die Geldklemme nicht ab, ein vergnügtes Daseyn zu führen. Er ging Abends zum Bier wie andere Leute und fand vielen Geschmack am edlen Gerstensaft, der wirklich preiswürdig war, da König Gambrinus auf seinem Triumphzug das badische Land bereits vollständig erobert hatte. Auch in seinem Hause versammelte der Bojar Gesellschaften, um sie bescheiden zu bewirthen, wie sie es im Lamm oder im Kreuz gewohnt waren. Man plauderte, rauchte, lachte; wer Lust hatte, machte ein Spielchen mit, wo man statt der Napoleons Groschen und Sechser einsetzte. Frauen gab es in seinem Kreise nicht. Der alte Herr war zwar dem weiblichen Geschlecht noch so ergeben, wie vierzig Jahre zuvor, aber das Mißverhältniß zwischen Anspruch und Verdienst hatte ihn mit seinen Neigungen bereits zu jenen Schichten geführt, die sich nicht mehr zur geselligen Unterhaltung eignen. Damen, die man einladen konnte, kamen nicht, und die gekommen wären, hätten die männlichen Besucher verscheucht. Die gemüthliche Herrlichkeit des Kantakuzeno'schen Hauses konnte nicht von Bestand seyn. Der Bojar verspielte an der Bank Haus und Einrichtung und zog dann ab.

Im Sommer 1845 machte Spindler mit seiner Tochter einen Ausflug nach Wien, im nächsten Jahr mit Ghezy nach Italien. Eigentlich hatten die beiden im Sinn gehabt, nach Konstantinopel zu gehen; das stürmische Wetter im August verdarb den Plan. Im Frühjahr darauf bewerkstelligte Spindler seinen Umzug nach Freiburg i. B., wo seine Tochter den Unterricht des Malers Dürr genoß. Bis zum Tode seiner Frau blieb er in Freiburg, um dann abermals nach Baden-Baden zurückzugehen, wohin es ihn immer zog.

Sein liebster Umgang in Freiburg war ein geistlicher Herr, Martin Zugschwert, ein Schwarzwälder von Vöhrenbach, der einige Jahre zuvor Kaplan zu Baden gewesen. Auch Alban Stolz, Gfrörer und der ausgezeichnete Arzt Schwörer blieben ihm nicht fremd. In Baden lebte er die lezte Zeit sehr einsam. Der alte Kreis war zerstoben. Ghezy war vom Wirbelwind weit von dannen geführt worden; Pitschaft hatte sich zur Ruhe gelegt, nachdem er als ein Sechziger eine junge Frau, seine dritte, genommen und sich damit nach des Kaisers Maximilian Vorschrift einen sanften Tod verschafft. Als Arzt und Freund hatte ihn Spindler immer sehr hoch gehalten.

Spindler selbst ist am 12. Juli 1855 in dem kleinen Bade Freiersbach (bei Petersthal im Renchthal) am Schlagfluß verschieden, in der Hochzeitnacht seiner Tochter, wie die Zeitungen gemeldet. Er hatte immer geglaubt, daß er an einem 18. Mai sterben würde, weil er einmal im Traume seinen Grabstein mit diesem Datum, aber ohne Jahreszahl gesehen. Wenn ich sage „geglaubt,“ so ist der Ausdruck wohl zu stark. Spindler war nicht abergläubisch, sondern meinte nur, daß er am 18. Mai leichter sterben könnte wie an andern Tagen, weil derlei Träume öfter eine körperliche Nachwirkung übten. Gewiß ist, daß er zu Anfang Mai immer seine Angelegenheiten zu ordnen pflegte, da man dieß, wie er sagte, billiger Weise doch einmal im Jahre thun müsse.

Nachdem ich euch in dieser übersichtlichen Schilderung einen Grundriß von Spindlers Lebensweg aufgezeichnet und auch Andeutungen über sein Thun und Denken, seine Neigungen und Freunde gegeben, kann ich denjenigen, der gerne mehr von des Dichters innerlichem Leben erführe, nur auf seine Werke verweisen. Ueber diese Werke im Großen und Ganzen, und vollends gar im Einzelnen zu sprechen, ist Sache des Kunstrichters, nicht die meine. Ich halte sie für einen Schatz von lebensfrischen Darstellungen, einer unversiegbaren Einbildungskraft entquollen. Ihr Hauptfehler liegt vielleicht wirklich in einer Ueberfülle von Erfindung, welche die Ausführung zuweilen beeinträchtigt haben soll, wie die Herren Kritiker behaupten. Ich muß es dahingestellt seyn lassen und wünsche einstweilen dem Erben, welchen sich Spindler prophezeit hat, Glück zum reichen Fund und eine kunstfertige Hand, um das edle Metall würdig zu bearbeiten.

Fahre wohl, mein Lieber! Du hast deine Herberge gefunden; ich trage den Quartierzettel noch in der Hand und muß weiter laufen, bis ich die richtige Nummer angetroffen. Mein Trost ist, daß am Ende doch keiner sie verfehlt. Leicht sey dir die Decke! Früh Morgens, wenn Israfil, der Erzengel mit dem gelben Erz, seine Fanfare bläst, sehen wir uns wieder.

Korrespondenz-Nachrichten.

Newyork, September.

Zunahme der Stadt. — Verwaltung. — Stimmung gegen die Deutschen.

Die heißen Tage des Jahres, mit den entsprechenden Fällen von Sonnenstich und andern Krankheiten der Sommersaison, sind überstanden und schon fangen die Familien an nach der „Stadt" zurückzukehren, welche — hauptsächlich der kleinen Kinder wegen — mit Beginn der heißen Jahreszeit auf's Land gegangen, eigentlich geflohen sind. Die Sterblichkeit der Kinder in den ersten Lebensjahren ist aber auch in Newyork, während der Sommermonate namentlich, ganz ungeheuer unter einer Bevölkerung,* die nach der neuesten Zählung schon bis auf 700,000 Köpfe angewachsen ist, die Schwesterstädte Brooklyn, Williamsburg u. s. w. ungerechnet, welche noch mit wenigstens 250,000 hinzu kommen. Welch ein Wachsthum seit dem Beginn dieses Jahrhunderts! Im Jahr 1800 hatte Newyork 60,489 Bewohner. Und das Eigenthum hat sich eben so vergrößert, nebst den Steuern. 1826 wurde das Grundeigenthum auf 64,804,050 Dollars und das bewegliche Eigenthum auf 42,434,931 geschätzt, wovon etwa 170,000 Einwohner 383,758 Dollars Steuern zahlten; 1855 schätzte man an Grundeigenthum 336,975,866 Dollars, an beweglichem Besitz 150,022,412, und an Steuern 5,880,000. Der Steuerbetrag hat sich demnach verzierfacht und beträgt auf den Kopf fast acht Dollars. Wir sind also keineswegs dermaßen unbelastet, wie vielfach vorgegeben wird. Dazu erscheinen die Gegenleistungen für die Steuerzahlung öfter sehr gering und bedenklich, wie aus vielen Fällen ersichtlich wird, wovon ich hier wenigstens Einen anführen will. Im benachbarten Brooklyn wurde ein junger Deutscher vor einigen Wochen auf der Straße von der Cholera befallen. Die Polizei verhaftete ihn, und obgleich er dem Beamten in gutem Englisch seinen Krankheitszustand angab, so brachten sie ihn dennoch auf das Polizeistationshaus, statt an einen Ort, wo ihm ärztliche Hülfe hätte zu Theil werden können. Sechs Dollars an Geld wurden dem Patienten Wilhelm Scharf abgenommen, ohne daß dafür nur die geringste Stärkung angeschafft ward, nach der jener so sehr verlangte. Erst spät am Abend wurde ein Arzt gerufen, dessen Beistand zu spät kam; der junge Mann starb in der Nacht. — Es ließen sich Bände mit Beispielen einer entsetzlich schlechten Verwaltung füllen, die aus den Mitteln hergestellt wird, welche dem Gemeinwohl gewidmet seyn sollen, aber mehr auf Gemeinschaden durch Beschädigung Einzelner einwirken. Jeder, auch der Beamte, scheint von grober Selbstsucht angesteckt, die das hiesige Leben in der gesammten Union als rother Faden durchzieht und Grade der Theilnahmlosigkeit gegen andere erzeugt, wovon man sich in Deutschland kaum eine Vorstellung zu machen im Stande ist. So starb kürzlich in Brooklyn eine arme alte Frau, die ihrer Tochter keine Mittel zur Beerdigung hinterließ. Letztere sprach vergeblich alle ihr irgend bekannten Personen um Unterstützung an, und so blieb die Leiche so lange unbeerdigt, bis deren Verwesung hinlänglich weit vorgeschritten war, um Vorübergehenden auffällig genug zu werden. Da erst bekam der Todtenhauswärter den Auftrag zur Beerdigung auf öffentliche Kosten, und derselbe war genöthigt sich der Schaufel zu bedienen, um die Leiche in den Sarg schaffen zu können. Zur selbigen Zeit miethete ein reicher Pflanzer aus Louisiana das St. Nicholashotel in Newyork, Behufs der Feier seiner Hochzeit, für zweitausend Dollars jeden Tag, und ließ Anstalten zur prachtvollsten Bewirthung von mehr als zweitausend Gästen treffen. Selbstsüchtige Gewinnsucht ist bei uns so allgemein herrschend, als eigentlicher Geiz selten. Das im Hazardspiel des Lebens erraffte Geld wird sehr häufig auch wieder mit Leidenschaft verthan und auf's Spiel gesezt, wie es gewonnen worden. Als große Sonderbarkeit wurde daher kürzlich von der gesammten Presse ein gewisser Muir bezeichnet, welcher bei einem Vermögen von 100,000 Dollars im Zuchthause des Staates Indiana zu Jeffersonville als 73jähriger Greis starb, weil er zu geizig war, 500 Dollars daran zu wenden, um sich frei zu machen. Vor der Verurtheilung wegen Fälschung eines Papiers von 25 Dollars Werth sicherte ihm ein Advokat für die genannte Summe Straflosigkeit zu, aber der Alte meinte, er wolle lieber in's Zuchthaus, wo er auf Staatskosten zwei Jahre ernährt werden müsse, was ihm 500 Dollars erspare, denn er brauche jährlich 250 Dollars zum Lebensunterhalt. — Das ist Einer unter Millionen, die insgesammt mit Gier und Hast dem Doller nachjagen und in solchem Falle die Buße rasch an den Advokaten gezahlt hätten, um den Betrag derselben so rasch als möglich doppelt dem Leben wieder abzuringen. Unsere Dollarwuth macht uns verschmizte Leute merkwürdig bornirt und zum Spott aller Verständigen. Unter die albernsten Aeußerungen der Krankheit gehört insbesondere das Bestreben, geldarmen Menschen die Einwanderung zu erschweren oder ganz zu verbieten. Darauf führte ein deutsches Blatt folgenden Hieb: „Wieder ein Foreigner (Fremder) importirt, der kein Geld hat. Die landwirthschaftliche Abtheilung

* Es starben in der lezten Woche des Juli z. B. 669 Personen, darunter 508 Kinder unter zehn Jahren, wovon 142 an der Brechruhr.

des Patentamtes zu Washington hat sich den Samen des Bunya-Bunya, eines zum Fichtengeschlecht gehörigen Baumes verschafft, der in Australien wächst und eine Art großer Tannzapfen trägt, gefüllt mit Früchten von der Größe einer Olive, die einen ausgezeichneten, ananasähnlichen Geschmack haben. Man wird versuchen diesen Baum hier heimisch zu machen."

Könnten wir die Einwanderer essen, oder wenigstens direkt mit ihnen als Sklaven verfahren, sie zum Gegenstande des Schachers machen, dann wendeten wir wohl so viel daran, sie zu bekommen, wie England jezt an Rekruten für den Krieg gegen Rußland. Verständige Angloamerikaner schämen sich auch des Vorurtheils ihrer Landsleute, besonders gegen die Deutschen, und gestehen es offen. Von mehreren Seiten kommen in öffentlichen, englisch geschriebenen Blättern Apologien. Recht bezeichnend und gerade auf's Ziel losgehend ist ein Artikel, der im »Crayon,« einem Kunstblatt, unter dem Titel »Wanderings in the Southwest« stand. Erlauben Sie mir wenigstens folgende Stelle anzuführen: „Ich war lange verlegen, mir die Herzlichkeit zu erklären, mit der mich die Deutschen behandelten, die ich kennen lernte, bis ich fand, daß diese Tugend unter der besseren Klasse derselben — und von dieser sind viele und durch ganz Westtexas zu finden — allgemein ist. Ich konnte deren Sprache nicht sprechen, ich hatte selbst das Land des Rheins nicht gesehen, aber wäre beides der Fall gewesen, ich hätte nicht mit größerer Herzlichkeit behandelt werden können; und doch werden sie noch immer vom größten Theil unserer Landsleute mit einem Dünkel betrachtet, der nur von deren (der Angloamerikaner) Unwissenheit und ungebildetem Benehmen übertroffen wird, als wären jene (die Deutschen) wenig besser als die Neger. Ich war in einer Stube mit einer zahlreichen Gesellschaft von Deutschen, und unter diesen war auch kein einziger, der nicht unsere Constitution und unsere Geschichte besser auszulegen verstanden hätte als ich (natürlich in englischer Sprache). Dennoch sind sie für die Masse der Amerikaner, mit denen ich zusammen kam, nur damned Dutch. Selbst ihr Fleiß ist ein Gegenstand der Eifersucht."

Diese Schilderung paßt auf alle Theile der Union, welche ich kennen gelernt, und Sie wissen, daß von mir binnen fünf Jahren schon manche Striche dieses Landes besucht worden sind. Fürwahr, Mutter Germania hätte alle Ursache, ihre hieher gesendeten gebildeten Söhne zurück zu berufen und fernern Zuschuß zu verweigern, dann würden die bisherigen Geschenke bald gewürdigt werden. — Allerdings schwimmen im großen Auswanderungsstrome die Edelsteine nur einzeln und wollen mit sachverständigen Augen erkannt seyn; die Masse ist schlammig, trübe und so sehr mit schmutzigen Elementen untermischt, daß man es „Saubern" nicht verargen könnte, wenn sie sich abwendeten. Die angloamerikanische Masse ist jedoch keineswegs sauber zu nennen; sie ist nur ein abgeschwächtes Angelsachsenthum mit gesteigerten Fehlern. Da paßt so recht Hefe zur Hefe. Eine Scala für das Gewicht der Massen im Mutterlande und hier liefert gewissermaßen das Geständniß eines vielfach getauften Juden, welcher sagte: „Ich kam nach London. Der christliche Taufpreis stand damals hoch, ich ließ mich taufen für 20 Pfund; in Manchester tauften sie mich noch einmal für 15 Pfund, dann gingen die Preise herunter und in Liverpool erhielt ich nur 3 Pfund. Ich wanderte darauf in die Vereinigten Staaten. In Boston machten sie viel Wesens, sie zahlten mir über 30 Dollars; denken Sie aber, in Philadelphia gab man troz allen Versprechungen nur 10 Dollars. Von Newyork will ich ganz schweigen; der Markt kam ganz herunter; in Albany that ich's, oder die Noth that es, für 50 Cents und eine Woche Kost, und dann hab' ich das ganze Geschäft aufgegeben." Wie trivial dieser schlechte Witz auch erscheinen mag, er liefert gleichwohl die treffendste und thatsächlichste Charakteristik wirklich bestehender Verhältnisse. Die „Geschäfte" mit der Kirchlichkeit — von Religion kann keine Rede seyn — werden in der That nach der angegebenen Scala betrieben und der Geldbetrag bildet einen richtigen Anhaltspunkt für Abschätzung der Ideenverflachung und Profanation des Heiliggehaltenen. Wir scheuen die anstößigste Lächerlichkeit nicht, stoßen uns an keine Prostitution dessen, was sonst gesitteten Menschen am Herzen liegt, wenn es gilt, irgend einen „Trick" zum Geldmachen auszuführen. So wird gegenwärtig in Canada ein achtzehnjähriges Mädchen aufgeführt, das drei Monate ohne Nahrung gelebt, dabei aber die armen Kinder des Orts im Lesen, Schreiben, Nähen, besonders aber im Beten unterrichtet haben soll. Hiebei findet eben so sicher Lug, Trug und Heuchelei statt, wie bei einer andern Geschichte, welche eben in den frommen Neu-England-Staaten spielt. Dort lassen Eltern ein kleines Mädchen von sechs Jahren für Geld sehen, das angeblich von einer Schlange „bezaubert" seyn soll. Neueren Nachrichten zufolge wurde das zum Komödienspiel verleitete Kind von der Zauberschlange ganz natürlich — gebissen. — Was der deutschen Natur so sehr zuwider ist: das stete Schwanken in allen Dingen von Pol zu Pol, von Extrem zu Extrem, ohne gedeihliches Ruhen auf einer Mitte, findet in der neuen Welt allüberall statt. Stark mit Heuchelei und absichtlichem Betrug versezter Köhlerglaube auf der einen Seite, und nacktester, trostlosester Unglaube auf der andern, bei grosser Unwissenheit in beiden Fällen, dem begegnet hier der Beobachter auf allen Schritten und Tritten; wer sich an dergleichen nicht wenigstens so weit gewöhnen kann, daß er den Spektakel ohne Aerger an sich vorbeigehen läßt, der thut am besten, diesem Lande den Rücken zu kehren, wie es fortwährend viele, namentlich Deutsche thun, obschon die Geschäfte wieder anfangen besser zu gehen, bis — zu einer neuen Krisis.

Die bisherige Geschäftsstockung brachte höchst bedenkliche Erscheinungen im hiesigen Gesellschaftsleben hervor, und besonders zeigte die Criminalstatistik bemerkenswerthe Fälle. Bisweilen tritt nach deutschen Begriffen die



vollständigste Unnatur zu Tage, wie z. B. in einem Falle, der sich Ende Juni auf der Cincinnati-Columbus-Eisenbahn ereignete. Eine Irländerin, die ein Kind, in einen Shawl gewickelt, vor sich hatte, verließ den Wagen auf einem Stationsplatze zwischen Camden und Milford und kam ohne das Kind zurück. Einige Passagiere bemerkten dieß und fragten die Mutter nach dem Kinde. Ausweichende Antworten erregten Verdacht; der Zug wurde nicht nur angehalten, sondern nach der Station zurück gebracht, wo eine Untersuchung ergab, daß die Frau ihr Kind einer Heerde Schweine vorgeworfen, welche dasselbe bereits bis auf die gröberen Knochen verzehrt hatten. Die öffentlichen Blätter brachten nichts Näheres über den Fall, doch wurde vermuthet, daß Mangel der Beweggrund der gräßlichen That gewesen.

Sie kennen längst aus politischen Blättern die schauerlichen Wahltumulte in Louisville, im Staat Kentucky, den man mit Recht „den blutigen Grund" nennt, und erwarten von mir wenigstens eine Meinungsäußerung darüber, obschon dergleichen Vorfälle nicht eigentlich vor das Forum dieser Zeitschrift gehören. Meiner Ansicht nach stieß da eben nur Rohheit am heftigsten mit Rohheit zusammen und es dürfte diese Knownothingsunthat so ziemlich als der Kulminationspunkt dieser Bewegung zu betrachten seyn. Nach verschiedenen Anzeichen und nach dem Urtheile einsichtiger Männer, ist die schnell aufgetauchte Macht der auf physische Gewalt pochenden Nichtswisser bereits wieder im Sinken, und es wäre gewiß thöricht, an eine Fortsetzung und Verstärkung der Mordscenen bis zum Umfange eines Bürgerkriegs zu denken, wie von einigen Blättern befürchtet wird. Irre ich nicht, so hat Deutschland infolge dieser Abscheulichkeiten einestheils Mäßigung des Auswanderungsfiebers, anderntheils aber Rückauswanderung in verstärktem Maße zu erwarten. In einem der besten deutschamerikanischen Blätter wurde über die deutsche Lethargie solchen Mordscenen gegenüber geklagt, und daß man davon spreche, wie von einem Eisenbahnunglück. Darin liegt Wahrheit und ebenso in folgender, daran geknüpfter Betrachtung: „Gott, was haben diese Knoten (Knownothings), Krämer und Sklaven (soll heißen Sklaverei) aus einem Lande gemacht, welches seine Befreier für immer zu einer Wohnstätte der Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit gemacht zu haben meinten! Wie abgestumpft sind doch hier all die edlen, männlichen, hochherzigen Gefühle, durch welche sich der Gebildete vom Barbaren unterscheidet! Es ist nicht anders, wir leben hier mitten in einem barbarischen Lande, welches mit raschen Schritten der Herrschaft des Faustrechts entgegen zu gehen scheint. (So weit das neben großer Lethargie möglich ist.) Und was das Betrübteste ist, auch die milde, edle deutsche Gemüthsart scheint allmählig von der Rohheit und Gemeinheit des eingeborenen öffentlichen Geistes ergriffen zu werden und in eine Nacht zurücksinken zu wollen, der das Licht der humanen europäischen Cultur für immer ein Ende gemacht zu haben schien. Es sind schlimme Zeiten, in welchen die häßlichsten Leidenschaften und die schimpflichsten Schwächen des Menschen so üppig an's Tageslicht hervorbrechen." — Ohne zu den „Heulern" zu gehören, wird man bei genauerer Beobachtung des Laufes der Dinge unwillkürlich vom Gefühl und vom Nachdenken zugleich in solche Stimmung versetzt. Selbst der frivole „Newyork Herald" äußerte jüngst einmal sein Entsetzen über gewisse Erscheinungen des Tages, namentlich über eine sich kundgebende Mordmanie, indem er sagte: „Bei einem Ueberblick der Nachrichten von entsetzlichen Mordthaten, welche seit einigen Tagen in den Blättern erschienen, werden wir fast zum Glauben gebracht, daß die gegenwärtige Zeit der Advent einer Aera abscheulicher Mörderei ist. Die Einzelnheiten mancher dieser Frevelthaten lassen uns die Missethäter mehr als herzlose Thiere denn als menschliche Wesen erscheinen." Aber alle diese immer mehr um sich greifenden Barbareien sind nur natürliche Folgen einer verkehrten Erziehung. Man hat bisher aus träger Selbstsucht und Dollarschnapperei die Jugend in voller Willkür aufwachsen lassen, ohne ihr Selbstbeherrschung beizubringen. So wurde Wind gesäet und die Ernte kann nur Sturm seyn. Man hat das goldene Kalb angebetet und jede höhere Gesinnung zum Gespött gemacht. Dergleichen hat sich noch an jeder Gesellschaft gerächt.

Darum ist auch hier zu Lande von Künsten und Wissenschaften, über das Vergnügliche derselben hinaus, so gar keine Rede, weil es an Neigung zu geistiger Anstrengung fehlt. Unter den wenigen Fächern des Wissens, die hier wirkliche Pflege finden, steht Naturwissenschaft oben an, weil sie am meisten in's praktische Leben, in die Dollarschnapperei eingreift. Vor Kurzem tagte zu Providence, Staat Rhode Island, die »American association for the advancement of science.« Naturwissenschaft gilt da als science par excellence und Populärmachen derselben ist Hauptaufgabe der Gesellschaft. Die bekanntesten Namen der Gesellschaftsglieder sind Agassiz, Bach, Dana, Fourrey, Peira, Rodgers und Silliman; doch dürften nach in Deutschland gültigem Maßstabe nur der zuerst und der zuletzt Genannte von größerer Bedeutung seyn, während alle andern mehr oder minder dem Dilettantismus angehören.

Man weiß sich hier ungemein viel damit, daß Alles gleich in den öffentlichen Blättern mitgetheilt wird, was von solchen Gesellschaften geschieht, und eines der verbreitetsten deutschen Blätter hier rühmt höchlich die Veröffentlichung stenographischer Berichte für die oben erwähnten Sitzungen in der NewYork Tribune u. s. w. Dabei heißt es: „Während man in Deutschland in zahlreichen, leider immer noch ziemlich theuern Werken wissenschaftliche Kenntnisse unter dem Volke zu verbreiten sucht, wird hier derselbe Zweck durch die periodische und durch die Tagespresse erreicht." Daraus sieht man, wie beschränkt bei uns sogar das Urtheil derer ist, die deutsche Hauptorgane der Presse leiten. Man betet die eitle Behauptung vom ungeheuern Einfluß der Tagespresse nach und versteigt sich bis zur lächerlichen Hyperbel, daß durch letztere hier erreicht

werde, was man in Deutschland durch „leider noch ziemlich theure" Bücher zu erreichen sucht. Und doch ist fast gerade das Umgekehrte wahr; denn das Buch, selbst die Broschüre, wird aufbewahrt und gelegentlich wieder hervorgeholt, während man die hastig verschlungene Zeitung meist unverdaut wegwirft und nur Blähungen davon bekommt, wie das offenbar hier der Fall ist, wo die dünkelvollste Halbwisserei gepaart mit unglaublicher Anmaßung so stark verbreitet ist. Ein deutsch-amerikanisches Hauptblatt weiß nicht einmal, daß Zeitblätter meist nur anregen, Bücher aber bilden sollen. Und solche Organe wollen das Mutterland nasenstübern! Solche penny-a-liners rümpfen die Nasen über „leider theure" Bücher, während sie dem literarischen Diebstahl, der Beraubung der deutschen Verleger durch amerikanischen Nachdruck das Wort reden! Sollten etwa Deutschlands Schriftsteller in die jämmerliche Stellung der deutsch-amerikanischen herabgedrückt werden? Man verlangt hier vom Schriftsteller das Aufgeben aller Selbstständigkeit und lakaienhafte Unterordnung, worüber ich später einmal Näheres mitzutheilen gedenke. Auch die Deutschen werden hier leider nur zu sehr vom Wesen der Angloamerikaner angesteckt, das einer der ausgezeichnetsten Advokaten Newyorks mit folgenden beißenden Worten gegen mich schilderte: »People stinks with pride, fedded with meanness!«

Zu solchen Urtheilen wird der tiefer und schärfer in's Lebensgetriebe Blickende sogar bei mildester Denkungsart unabweislich hingetrieben, und als Hauptgrund stellt sich die bekannte Trägheit der Massen heraus. Diese erscheint mir hier mehr und mehr als ein Stein von großer Breite und Schwere, auf fruchtbares Ackerland geworfen. Aller Saame, der darauf gestreut wird, geht eben so zu Grunde, wie etwa darunter befindlicher ersticken muß. Nur höhere Kraft des Geistes kann diese Massenträgheit überwinden, wie es in Europa durch weise Erziehung in Haus, Schule und Gesellschaft geschieht. Wo aber die Massenherrschaft — wenn gleich nur scheinbar und sehr bedingt — auf dem Throne sitzt, da wird sie freiwillig nie ihre Trägheit aufgeben. Wenn man in Deutschland die Bevölkerung gewähren ließe, so würde sich die Trägheit der Massen sehr bald in ähnlicher Weise wie hier kund geben.

Nichts als der Wunsch, die hiesigen Zustände lebensgetreu darzustellen, liegt meinen Mittheilungen zu Grunde, und ich wünschte von ganzem Herzen Vortheilhafteres berichten zu können.

Die hiesigen Einwanderungscommissäre haben dem Vernehmen nach schon wieder einen Vorrath von Eingewanderten, nahe an hundert Köpfe stark, beisammen, von denen behauptet wird, sie seyen in jeder Beziehung außer Stande ihr Fortkommen hier zu finden, daher man sie rückauswandern lassen müsse. Dieß ist offenbar ein großer Unverstand; denn was wollen hundert solche Köpfe sagen, wenn auf der andern Seite fest steht, daß Tausende arbeitsfähig, und bemittelt dazu, hier ankommen! Aus den Vermögensangaben, welche von Einwandernden in der lezten Zeit gefordert werden, ergab sich, daß durchschnittlich auf jeden Kopf etwa siebzig Dollars baares Geld, ohne sonstige Habe, als mitgebrachtes Kapital kam, und es ist jedem Bewanderten bekannt, wie geneigt besonders deutsche Einwanderer sind, bei solchen Gelegenheiten weit geringere Summen zu nennen, als sie wirklich besitzen. Man hat ihnen oft genug die Warnung zukommen lassen, hier bei ihrer Ankunft nicht viel Geld sehen zu lassen, weil sie dadurch nur die Verfolgungen von Schwindlern und Betrügern aller Art auf sich ziehen würden, und es läßt sich erwarten, daß solcher Rath nicht überall unbefolgt bleibt. Wir dürften uns gar nicht wundern, wenn die deutschen Regierungen die Auswanderung hieher unter solchen Verhältnissen möglichst erschwerten. Soll man drüben die Arbeitsfähigen ziehen lassen und dagegen Rücksendungen der erwähnten Art geduldig hinnehmen?

Wie sehr die hiesige Bevölkerung in moralischer und religiöser Beziehung im Argen liegt, davon gibt der »Spiritual Telegraph,« das Organ der Geisterklopferei, ein schlagendes Beispiel, indem derselbe erzählt, daß eines der spiritualistischen Medien kürzlich eine Mittheilung von Christus selbst erhalten habe, worin derselbe sagt: „es thue ihm leid, das Christenthum gestiftet zu haben; dieses habe mehr Böses als Gutes hervorgebracht, und er wünsche nicht, daß es nun durch die Missionen in China eingeführt werde."

Um doch auch von einer Geschmacksannehmlichkeit Nachricht zu geben, möge angeführt seyn, daß kürzlich an einem einzigen Tage 50 bis 60,000 Körbe voll Pfirsiche hier zu Markt kamen, jeder Korb etwa von der Größe eines halben Berliner Scheffels und zum Preise von 25 Cents bis zu 2 Dollars, je nach der Qualität. Es ist nicht anders, als befänden wir uns schon unter dem Regimente der „Pflanzenesser." Kaum sind unsere Temperanz-Fanatiker am Witze des Mayor Wood abgeblitzt, so laufen schon wieder eine Menge Petitionen zur Unterschrift um, die „brutale Praxis des Fleischessens" durch ein Gesetz zu unterdrücken. Man hat hier immer etwas zum belachen; Neben den schon bestehenden Temperance Dining Saloons werden wir sicher bald mit großen Lettern an den Häusern vegetable Dining Saloons angekündigt sehen.

E. P.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 44. 28. Oktober 1855.

> Aus dem Soldaten kann alles werden,
> Denn Krieg ist jezt die Losung auf Erden.
> Und wer's zum Corporal erst hat gebracht,
> Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht.
>
> Schiller.

Neue Stücklein aus dem alten Wien.

Von des Aldringers Schwester.

I.

Meister Hörl, der Tafeldecker, hatte schon wieder einmal alle Hände voll zu thun. Aber er war das schon gewohnt und verlor darum nicht den Kopf. Früh Morgens hatte er als kluger Hausvater seine Einkäufe gemacht und seine Bestellungen besorgt. In der Küche drehten sich die Bratspieße, brodelten Kessel und Töpfe, glühte der Backofen. Geflügel vom Hof und von der Haide, aus dem wilden Wald und aus dem hölzernen Käfig, — Fleisch aus dem Forst und von der Weide, aus Hürde und Stall, — Fische aus der Donau, aus gehegten Teichen und aus den Bächen des Gebirges verfielen dort dem allgemeinen Lose der Sterblichkeit und wurden von rührigen Händen kunstgerecht für ihr lustiges Leichengepränge hergerichtet, womit sie in ihr lebendiges Grab, den unersättlichen Menschenleib, gebracht werden sollten. Die Meisterin besorgte am Herde mit ihren Mägden diesen wichtigen Theil der Arbeit, welcher des gesammten Geschäftes eigentliche Grundlage war. Nach ihres Eheherrn Anordnungen rüstete sie hier ein Gastgebot für eine große, eine mittlere oder eine kleine Hochzeit, für eine Kindstaufe, für einen Namenstag in einem bürgerlichen Hause, wo immer die waltende Frau verständig genug war, für die außerordentliche Gelegenheit weder die besondere Mühe noch die ärgerliche Verantwortlichkeit sich aufzubürden, sondern Arbeit und Zeit, und allenfalls sogar noch Geld zu sparen. Dann gab es wieder einen Schmaus für lustige Junggesellen zuzurüsten, die in ihren vier Pfählen keine Küche hatten, — für Fremde, die zu Wien eine Wohnung, aber keine Haushaltung besaßen. Dabei galt es nicht bloß festliche Schmäuse zu bestellen, sondern auch für die mehr oder weniger tägliche Kundschaft, für die feinen Leute zu sorgen, welche theils siebenmal in jeder Woche, theils doch wenigstens Sonntags und Donnerstags etwas ganz besonders Gutes genießen wollten.

Während die Frau in der Küche das Scepter schwang, übergab der Meister seinen Gesellen und Buben die Geräthe und Fahrnisse, welche sie an Ort und Stelle zu schaffen hatten: Silber, böhmisches Glas, Teller, Platten, Weißzeug, gewirkte Tapeten für kahle Wände, Bodenteppiche, Blumensträuße, auch wohl Tisch und Sessel. Alle waren sie abgefertigt, bis auf zwei Gesellen. — „Für euch beide habe ich das Beste aufgehoben,"

sagte der Meister, „und wenn ihr vielleicht gefürchtet, daß ihr übrig bleibt, so habt ihr euch groß geirrt."

Der eine Bursche, eine vierschrötige, wohlgenährte Gestalt, lachte hell auf; der andere, ein feiner Knabe mit krausen Locken, begnügte sich mit einem Lächeln. Zu dem Vierschrötigen gewendet fuhr der Meister fort: „Ein vornehmer Offizier gibt einem halben Dutzend seiner Kameraden einen Schmaus, und du hast die Bedienung zu besorgen. Ich habe zu deinen Beiständen die zwei Böhmen, den dicken Xaveri und den langen Rodauner bestellt." — „Das schaut just aus," meinte der Gesell, „als bestellte uns der Meister zum Raufen statt zum Aufwarten." — „Fehlgeschossen, Tepser Hans," versezte Hörl; „um alles Raufen zu verhüten, wähle ich meinen keckſten Gesellen aus und gebe ihm die vier handfesten Helfershelfer mit. Die Herren Offiziere sind freilich vornehme Cavaliere, aber sie kommen aus dem Feldlager, und wenn der Wein ihnen zu Häupten steigt, so könnten sie schier vergessen, daß sie sich nicht in Feindesland, sondern in kaiserlicher Majestät Hauptstadt befinden. Noch schlimmer aber als die gnädigen Herren sind ihre Knechte. Diesen friedländischen Soldaten gegenüber muß einer unerschrockenen Gemüthes seyn und darf den Kopf nicht verlieren." — „Ich werde ihnen den Brodkorb schon hoch genug hängen, Meister," sagte Hans Tepser. — „Vom Brodkorb ist keine Rede," lachte der Meister; „gib ihnen preis, was die Herren übrig lassen, nur dulde nicht, daß sie etwas angreifen, das nicht zuvor auf der Tafel gewesen. Vom Extrawein gilt das ebenfalls. Vom gewöhnlichen lasse sie nach Herzenslust trinken, aber den Extrawein hüte mit starker Hand. Keine Flasche darf vom Tisch kommen, bevor unten die runde Kuppe aus dem Wein schaut. Vor allem aber gilt es, das Silberzeug zu bewachen, denn die Friedländischen haben sich in Feindesland das Mitnehmen dergestalt angewöhnt, daß sie es auch bei den besten Freunden nicht lassen können. Alte Gewohnheit, eisernes Hemd. Für die Wände nimmst du die Tapeten mit den heidnischen Weibsbildern. So, jezt geh in Gottes Namen, und laß dir nichts vom Geschirr stehlen." — „Will die Augen schon offen halten," versicherte der Knecht; „doch noch eins: von welchen Tafeltüchern soll ich nehmen?" — „Dort aus dem Eckschrank von den alten," hieß der Bescheid; „die Herren Offiziere sind schon zufrieden, wenn's nur blank und sauber ausschaut; doch schonen sie das Weißzeug nicht, und sogar beim rothen Wein nehmen sie es mit dem Verschütten nicht gar genau."

Hans Tepser ging seiner Wege. Hörl wandte sich zum andern Gesellen: „Weil du ein sauberer Bue bist, Fügenschuh Franzl, und dich auf's Scherwenzeln verstehst, so schicke ich dich zu einer fremden Edelfrau." — „Ich danke dem Meister recht schön für seine gute Meinung," brummte der Franz." — Hörl ließ sich nicht irre machen. „Du mußt nicht gleich krumm nehmen, was grade gemeint ist," fuhr er fort. „Ich bin fleißig bemüht, bei allen meinen Kundschaften mir einen guten Namen zu machen und sie nach Stand, Würden und Neigung zu bedienen. Der fremden Edelfrau im Dietmayrhause schicke ich darum einen sauber angelegten gewandten Kerl." — „Im Dietmayrhause bei der goldenen Schelle am Petersfreithof?" fragte Franz, erröthend wie eine Jungfer. — „Oho!" lachte der Meister, „willst du gar so hoch hinaus, mein Franzl? Lasse dich ja nicht vom Hoffahrtsteufel verblenden! Das wallonische Fräulein ist für deinesgleichen nicht gewachsen." — „Hält mich der Meister für übergeschnappt?" versezte Franz ganz ernsthaft. „Das Fräulein ist viel zu vornehm, als daß ich wagen sollte, die Augen zu ihr zu erheben, und wenn ich mich in eine Edeljungfer verlieben wollte, so müßte sie erstens jünger seyn, wie die, und zweitens ..."

Er stockte. Statt seiner ergänzte der Meister: „Und keine Bettelprinzessin, sag's nur frei heraus. Ein Weib, das nicht zur Arbeit taugt, muß wenigstens Geld genug haben, um Knecht und Magd zu bezahlen. Das versteht sich von selber. Also zum Geschäft! Die Edelfrau und ihre Tochter haben heute einen Gast, einen einzigen. Vermuthlich steckt was dahinter. Vielleicht ist er ein Freiwerber, vielleicht auch ein Freier. Genug, die Gnädige war selber bei mir und hat die Mahlzeit angepfriemt und ausgehandelt. Du nimmst die Tapeten mit den Schäfern und Schäferinnen, das erlesenste Weißzeug, das allerfeinste Geschirr. Der Blumenstrauß für den Tisch ist schon gerichtet; er ist groß genug, daß eine Kuh sich daran satt fressen könnte. Das Essen ist eigens für die feine Weiberwirthschaft berechnet mit vielerlei nieblichen Gerichten. Doch wird der Gast nicht zu kurz kommen, dafür sorgen ein steirischer Capaun, ein bayrischer Vogel und ein ellenlanger Topfenstrudel." — „Und der Wein, Meister?" — „Der steht schon dort im Zöcher beisammen, wenig und gut."

Mit höchst vergnügter Miene machte sich Franz auf den Weg, begleitet von einem Lehrling und einem Handlanger, welcher den Karren mit den Fahrnissen zum vorübergehenden Aufputz des Speisezimmers im ersten Stockwerk des Dietmayrhauses beförderte.

Solches Gemach hätte übrigens nicht bloß des Aufputzes bedurft, sondern noch viel dringender der eigentlichen Einrichtung, nachdem zuerst noch Boden, Wände, Decke, Fenster und Thüren in leiblichen Stand gebracht worden. Die Verwahrlosung rührte nicht etwa

von der Mittellosigkeit des Hausbesitzers her; der war im Gegentheil ein gemachter Mann, welchem es auf ein paar Hände voll Geld mehr oder weniger nicht ankam. Noch minder kam sie von der Armuth der gewöhnlichen Insassen, denn wenn diese auch manchmal in glänzendem Elend lebten, so hätte ihnen doch die Herstellung der Wohnung kaum einen Unterschied gemacht. Die Sache hatte einen ganz andern Grund: die Wohnung gehörte gleich allen ersten Stockwerken dem Kaiser, und war eines von denjenigen kleinen „Hofquartieren," welche nicht für längere Zeit zu bleibendem Aufenthalt vergeben wurden, sondern für Fremde dienten, die meistens nur einige Wochen oder höchstens ein halbes Jahr in der Stadt zu bleiben gedachten, und denen es gelungen, um ihres Namens willen oder durch besondere Fürsprache sich die Vergünstigung eines Hofquartiers zu erbitten oder zu erbetteln. Diese Begünstigten waren stets zu karg gewesen, die Wände auch nur weißen und sonst etwas ausbessern zu lassen, besonders da das Unglück gewollt, daß eine Reihe von ganz flüchtigen Gästen, größtentheils Offiziere, sich in der Wohnung gefolgt, wo sie so zu sagen täglich auf dem Sprunge der Abreise gestanden.

Endlich war die Frau von Boisrobert eingezogen, die Wittwe eines Niederländischen von Adel, welcher sein Erbtheil im kaiserlichen Dienste durchgebracht und sein Leben vor dem Feinde verloren hatte, bevor er Zeit gefunden, sein Vermögen nach damaligem Kriegsbrauch herzustellen und für die Zukunft seiner einzigen Tochter zu sorgen. Die gute Dame dachte freilich den ganzen Winter über in der Stadt zu bleiben, aber sie besaß nicht die Mittel, Ausbesserungen vorzunehmen, die bei dem gegenwärtigen Stande sehr tief hätten gehen müssen, um nur einigermaßen etwas auszugeben, und so wiederholte sie denn nothgedrungen ihrer Vorgänger Sprüchlein: „Nach uns die Sündfluth!" Sie selbst stand dabei freilich schon sehr unbehaglich im Vorlauf der wachsenden Gewässer da. Des Tafeldeckers Tapeten und Teppiche spielten ungefähr die Rolle eines saubern Gewandes, das man einem Bettler eilfertig für ein kurzes Stündlein anlegte, ohne ihn zuvor gewaschen, gekämmt und mit weißer Wäsche versehen zu haben.

Hörls Gesell vollzog seine Sendung mit treuem Fleiß, doch vergaß er dabei nicht der eigenen Angelegenheiten. Er wußte, wenn auch erst seit wenigen Tagen, doch für Lebenszeit unvergeßlich, daß die fremde Edelfrau eine allerliebste Zofe bei sich hatte — ein Stubenmädel, wie wir's heutzutage nennen. Die Ausdrucksweise jener Zeit lautete freilich anders und kommt unserem entwöhnten Ohr sogar etwas unziemlich vor; aber in den Tagen, in welchen die Bezeichnung „Fräulein" nur den Töchtern des reichsunmittelbaren Adels und des Herrenstandes gebührte, und wo sogar Hofdamen „adelige Kammermenscher" genannt wurden, war es nicht zu verwundern, wenn eine Dienerin kurzweg „Mensch" hieß, welchen Titel — nebenbei bemerkt — einige Jahrzehnte früher die Tochter des Hauses selbst geführt hatte, wie denn überhaupt derlei Bezeichnungen, gleich Trachten und Gewohnheiten, sich allmählig von oben nach unten verbreiten, um endlich noch lange im Landvolke heimisch zu bleiben, nachdem Hof und Stadt sie längst vergessen.

Die Zofe der Frau von Boisrobert war nicht mehr eine der allerjüngsten. Sie konnte wohl ihre zwölf- bis dreizehnhundert Sonntage und mehr hinter sich haben, und der ernste Ausdruck ihrer Mienen ging noch über ihre Jahre hinaus. Dennoch war sie frisch und reizend wie ein sonnenheller thaufeuchter Maimorgen. Hoch und schlank von Wuchs, wohlgerundet an allen Gliedmaßen, mit niedlichen Füßen und feinen blanken Händen, wiegte sie auf dem biegsamen Hals ein stolzes Haupt mit reichem Haar von aschblonder Farbe, mit hoher Stirne, mit großen hellblauen Augen und mit einer blühenden Gesichtsfarbe, deren Durchsichtigkeit den fremden Ursprung bekundete. Die Haut der Wienerinnen nämlich, sey sie auch noch so zart, ist stets von dichtem Gewebe, wie das Blatt der Lilie, und weiß nichts von jener rosigen Durchsichtigkeit, welche die Töchter des Nordens vor allen kennzeichnet.

Der Fügenschuh Franzl war schon vom Ansehen bis über die Ohren verliebt, aber bei alledem viel zu sehr eine Wiener Früchtel, um den „Paphnuzi" zu spielen, unter welcher Benennung ein blöder Schäfer zu verstehen ist. Er legte sich fest in's Zeug, um mit der Erkorenen „anzubandeln." An Gelegenheit dazu fehlte es nicht. Die rührige Zofe ging ihm bei seiner Arbeit mit Rath und That zur Hand. Auch gab sie auf jene seiner Reden, die nicht zur Sache gehörten, in ruhiger Freundlichkeit Bescheid. Ihre Stimme klang wie Musik, selbst wo der Hörer den Sinn der Worte nicht faßte, was ihm häufig begegnete, da seinem Ohr nicht leicht etwas so fremdartig vorkommen mochte, als die ungewohnten weichen Laute der niederdeutschen Mundart und die mannigfachen unerhörten Ausdrücke, welche er eben so gut für spanisch, französisch oder wälsch genommen hätte wie für deutsch. Gelegentlich fragte er auch nach dem Namen der Schönen.

„Nischen," hieß die Antwort. Dem Gesellen war zu Muthe, als hätte er Spaniol geschnupft. Er machte ein Gesicht wie eine Katze, die in die Sonne blinzelt. Rasch wendete er sich ab, um der Zofe nicht in's Gesicht zu lachen. Die Wallung war ihr jedoch nicht

entgangen, und sie fuhr fort: „Wer weit in der Welt umhergekommen, dem kommt wahrlich nichts alberner vor, als der Wiener Gewohnheit, sich über alles lustig zu machen, was nicht im ausgeleierten Gleise ihrer alltäglichen Gewohnheit hingeht.“ — „Ist die Nischen denn gar so weit herumgekommen?“ fragte der Gesell, schnell wieder ernsthaft gestimmt. — „Ist's nicht schon weit genug von der Mosel bis zur Donau?“ fragte sie. — „Die Mosel? Wo fließt die? etwa noch hinter Ungarn?“ — Agnes lächelte in sich hinein. — „Ungarn liegt an der andern Seite, wo die Sonne aufgeht,“ sagte sie; „doch davon weiß Er nichts. Was nicht Wien, ist für Ihn und Seinesgleichen Ungarn oder Böheim.“ — „Halt, das Reich nicht zu vergessen,“ fiel er ein, „sammt Wälschland und der Türkei. Sie wird aus dem Reich seyn, wo die Weiber und Jungfern zur heiligen Pluni um Hülfe rufen, wenn das Zahnweh sie plagt.“ — „Nein, wir sagen Plönchen.“ — „Und Loni heißt's doch.“

„Im Kalender steht meines Wissens Apollonia,“ sagte eine dritte Stimme. Unter der Kammerthür zeigte sich Adele von Boisrobert, die Tochter der Gebieterin, eine schwanke, schlanke Gestalt mit einer langen geraden Nase in dem schmalen, schneeweißen Antlitz, aus blauen, marmorartig geäderten Augen klug und streng vor sich hinschauend. Das Fräulein war an Jahren und von Aussehen noch viel weniger jung wie ihre frische Zofe, und wenn sie etwa in lichte Schleier gehüllt, lautlosen Schrittes durch die Hallen eines alten Schlosses geglitten wäre, so hätte sie leicht für des Hauses gespenstige Ahnfrau genommen werden können, die bleich und schwermüthig einherschleicht, wenn dem Geschlecht, das ihren liebsten Sünden sein Daseyn verdankt, ein Unfall bevorsteht.

Die edle Jungfer erwartete keinen Bescheid auf ihre Berichtigung, sondern gab Nischen irgend einen Befehl in häuslichen Angelegenheiten und verschwand wieder, wie sie gekommen. Die Zofe eilte, wohin zu gehen ihr geboten worden. Franz aber sagte in seinen Gedanken: „Und zu einem solchen Bild ohne Gnade könnte ich wallfahren, meint der Meister? Ich möchte sie nicht, die da, und bekäme sie die Venediger Au sammt der Judenstadt zur Morgengabe, und wenn ich der erste Cavalier wäre, ich nähme die Magd und ließe die Jungfer sitzen.“

Er schlug sich mit der flachen Hand auf den Mund, wie von irgend einer bösen Ahnung durchbebt, daß sein vorwitziges Wort ein schadenfrohes Geschick herausfordern könnte, den Freier Adeles zu Nischens Füßen zu führen. Mit verdoppeltem Eifer machte er sich wieder an die Arbeit; er vergaß auch nicht, ein Tischchen im Vorgemach mit besonderer Zierlichkeit herzurichten und es mit zwei Gedecken zu belegen, obschon die Haushaltung nur Einen Dienstboten besaß. Er that es, weil er im Sinne hegte, mit dem hübschen Stubenmädel zu tafeln und bei einem Becher süßen Feuerweins aus Ungarn seine Liebeswerbung anzubringen. Der Knecht des Tafeldeckers verstand zu leben und leben zu lassen.

Die Mittagsstunde rückte heran, ein bischen gar zu früh nach dem Maßstabe unserer heutigen Gewohnheiten, insofern wir vergessen, daß die Leute damals früher den Morgen begannen und den Abend zeitlicher schlossen als wir. Zwei kaiserliche Offiziere gingen sporenklirrenden Trittes vom Stockimeisen zur Goldschmiedgasse hinab, ein paar schmucke Männergestalten, stramm und straff von Haltung, rüstig von Gang und Geberde, keck von Blick und Miene. Der Soldat jener Tage war ein ächter und rechter Kriegsmann; seit vollen anderthalb Jahrzehnten hatte es ja keine Ruhe in Deutschland gegeben, niemand glaubte, daß es jemals wieder Frieden werden könnte, und so war's kein Wunder, wenn der Soldat sich einbildete, der liebe Herrgott habe die Welt um seinetwillen allein geschaffen, weßhalb er selbst nichts besseres thun könne, als mit Leib und Seele seinem Beruf zu gehören. Der eine der zwei Offiziere war ein schon ältlicher Herr; seinen spannenlangen Schnurrbart hatte bereits der Silberschmied von Genua in den Händen gehabt, um ihn mit weißen Drähten zu durchziehen, und sein stattlich gewölbter Bauch zeigte ein starkes Streben nach dem Friedensstande, wo Ruhe und Behaglichkeit walten. Der andere dagegen stand in der Manneskraft vollster Blüthe. Schwarz glänzten Haar und Bart, die dunkeln Augen sprühten gefährliche Flammen, auf den bräunlichen Wangen lachten die Rosen der Gesundheit, und in allen Zügen lag es noch wie Spuren jugendlichen Gepräges, obschon er über die Tage der Jugendlichkeit schon eine gute Weile hinausgekommen.

Bei der Goldschmiedgasse standen die beiden still, um Abschied zu nehmen. — „Ich wünsche dem Herrn Oberst eine gute Unterhaltung,“ sagte der Jüngere, worauf der andere: „Der Herr Oberstwachtmeister hat recht, mir so etwas besonders anzuwünschen. Gar zuviel wird eben nicht herausschauen.“ — „Ei, dann hätte ich die Einladung gar nicht angenommen, Herr Graf,“ meinte der Oberstwachtmeister; „sind wir denn nach Wien gekommen, um uns sogar noch bei Tische zu langweilen, nachdem wir des Verdrusses ohnehin genug finden?“ — „Mein wackerer Clary,“ erwiderte der Oberst, „Er hat keine Verwandte und braucht also keine Rücksichten auf alte Basen und Muhmen zu nehmen,

wie Unsereins. Ich muß Schanden halber einmal bei der Boisrobert speisen. Aber noch eins, bevor wir für heute scheiden: war Er denn beim alten Fürsten?" — „Ich bin nicht vorgekommen." — „Das wundert mich. Der Oberstwachtmeister Clary steht bei Hofe gut angeschrieben; ich weiß es gewiß. Ein Regiment kann ihm nicht entgehen, wenn er's gescheit anfängt." — „Was nennt der Herr Graf gescheit anfangen? Etwa daß ich stundenlang im Vorsaal herumlungere? Dazu bin ich nicht gemacht. Der höllische Feind hat mich nach Wien geführt. Weil ich einmal da bin, habe ich gesagt, so will ich zuschauen, ob ich bei Hofe etwas herausschlage. Aber es ist nichts damit, wie ich merke. Ich thue keinen Schritt, ich rege keine Hand mehr. Ohnehin sieht es der Friedländer nicht gerne, wenn seine Offiziere in Wien die Schranzen spielen." — „Herr Kamerad," unterbrach ihn der Oberst sehr ernsthaft, „wir sind des Kaisers Offiziere, so gut wie der Generalissimus selber." — „So?" sagte Clary gedehnt; „und wer vergibt denn alle Stellen im Heere?" — Mit leiser Stimme antwortete der Oberst: „Da liegt just der Hase im Pfeffer. Gerade das soll anders werden, muß anders werden. Bei Hofe ist von nichts anderem die Rede. Wer klug ist, mein Freund, sieht sich bei Zeiten vor. Komme der Herr morgen früh in mein Losament, da will ich ihm mehr sagen."

Mit trutziger Miene nahm Clary Abschied von seinem Vorgesetzten, indem er zu sich selber sprach: „Ich merke wohl, aus welcher Ecke das Windlein weht. Nachdem der Herzog den Karren aus der Versenkung gezogen, bilden sie sich ein, sie hätten weiter nichts vor sich als ebenen trockenen Weg, und da möchten sie denn das Leitseil wieder zur Hand nehmen, um selber hüst und hott zu rufen. Hol sie der Teufel! Ich will mit dem undankbaren Geschmeiß nichts zu thun haben. Der Friedländer macht mir freilich auch nicht alles zu Dank, und hat auch kein Wappen zu verleihen, indessen fahre ich immer noch am besten mit ihm. Am Ende wird er mir doch auch ein Regiment zukommen lassen, und dem Oberst kann der Hof den Adelstitel zuletzt nicht versagen. Wozu die Ungeduld? Vor wenigen Jahren war ich noch ein gemeiner Reitersmann, mein Ehrgeiz reichte nicht über den Wachtmeister hinaus, und jezt soll ich mich als Oberstwachtmeister nicht gedulden können? Sey gescheit, Soldat, halte aus bei deinem General und lasse die Schranzen Schranzen seyn!"

Zu derselben Frist murmelte der Oberst auch etwas in seinen Bart, aber das lautete viel anders. „Wie Kletten hängen sie am Friedländer, diese Emporkömmlinge," sagte er, „und es ist schier nicht möglich, sie loszureißen. Den Clary aber, den reiße ich doch noch los, den muß ich haben um jeden Preis. Ich habe freilich im Regiment zu befehlen, aber wo es auf guten Willen ankommt, da gilt ein Wort aus seinem Munde mehr als tausend von mir, und wenn ich sie mit Brief und Siegel gäbe. Ich muß ihn haben und werde ihn wohl auch zu fangen wissen. Wie wirds anstellen, bedarf freilich noch sehr des guten Rathes."

In solchem Selbstgespräch erreichte der Oberst die Wohnung seiner Base, der Frau von Boisrobert. Die alte Dame und ihre verblühende Tochter empfingen den geehrten Gast mit gebührender Höflichkeit, die er als ein wohlerzogener Cavalier gehörig erwiederte und sogar noch zu überbieten versuchte. So geht es immer, wenn es den Leuten nur um diejenige Höflichkeit zu thun ist, wovon das Herz nichts weiß. Und wie sollte hier das Herz etwas davon wissen? Die gegenseitige Freundschaft war nur heraldischer Natur. Die Edelfrau hielt den Einfluß ihres Vetters bei Hofe nicht für bedeutend genug, um etwas für sie zu erwirken, wenn er auch zufällig sich deßhalb bemühen wollte. Sie unterschäzte sogar noch sein allerdings nicht sehr bedeutendes Gewicht, weil sie von den geheimen Zettelungen gegen den Generalissimus, den Friedländer, nichts wußte, welche damals lebhaft genug betrieben wurden. Nur des Anstandes halber hatte sie so tief in ihren magern Geldbeutel gegriffen, um dem Verwandten ein Gastgebot auszurichten, oder was sie dafür hielt. Der Kriegsmann dagegen fand sich in ihrer und Adeles Gesellschaft nicht hinreichend dafür entschädigt, daß er nicht an einer fröhlich lauten Tafelrunde theilnahm. Satt wurde er freilich; der Capaun, das Spanferkel und der Strudel legten einen guten Grund. Auch Durst brauchte er nicht zu leiden; an Wein, und zwar an einem recht wackern Tropfen war kein Mangel; wo aber waren die lustigen Gesellen mit ihrem ermunternden „ich bring's dem Herrn?" Sich selber zuzutrinken verstand er nicht, und so blieb er so zu sagen nüchtern, was seinen Begriffen nach überaus langweilig war. Indessen hatte es das Schicksal doch besser mit ihm vor, als er sich eingebildet, und auch die Edelfrau sollte finden, daß sie keinen Grund habe, sich die Auslage für den Schmaus gereuen zu lassen. Das aber fügte sich also.

Als der Nachtisch aufgesezt war und des Tafeldeckers aufwartender Diener sich in das Vorzimmer begeben hatte, um sich in einen aufwartenden Galan zu verwandeln, fand Adele einen mehr oder weniger schicklichen Vorwand, die Mutter mit dem Grafen allein zu lassen. Sie flüchtete sich vor Scherzen, welche der Soldat für überaus fein und zierlich hielt, während sie der Edeljungfer gar zu grob vorkamen.

„Fräulein rühr' mich nicht an!“ lachte der Oberst. — „Der Herr muß dem jungen Ding schon etwas zu gute halten,“ sagte die Dame entschuldigend; „auf unserem Gehöft daheim leben wir wie in einem Kloster.“ — Jung? Nun ja, jung ist sie noch, aber heirathen dürfte sie schon, denn ein Kind ist sie nicht mehr.“ — Die Mutter seufzte. Der Vetter fuhr fort: „Die edle Frau braucht keine Angst zu haben. Verpaßt ist die Zeit noch immer nicht.“ — „Der Graf Trautmannsdorf hat mir heute auch etwas dergleichen gesagt,“ antwortete die Boisrobert.

„Der Pepi?“ fiel der Oberst ein. „Ei, der ist zwar nicht mehr jung, aber wenn ich die edle Frau wäre, so griffe ich mit beiden Händen zu.“ — „Sey der Herr Vetter gescheit,“ rief die Boisrobert,“ davon war gar keine Rede. Die Jungfer, sagte der gnädige Herr, ist ein Soldatenkind und muß einen Soldaten nehmen. Wäre schon recht, sagte ich darauf, zum Heirathen ist ohnehin niemand da, wenn nicht ein Soldat; aber die Adele hat nichts als ihren edlen Namen. Als ob das nicht genug wäre? meinte er; wir werden alleweil von Offizieren überlaufen, die einen Wappenschild begehren, und bei einer liebsamen Person würde seine Majestät sich gerne herbeilassen, den Adel der Braut auf den Bräutigam zu übertragen. Damit konnte ich gehen.“

Der Oberst ergriff in seltsamer Aufregung ihre beiden Hände, sah der Erstaunten mit sonnenheller Lustigkeit in die Augen und sprach hastig: „Ich habe einen Kameraden, einen tapfern Mann, schön und jung, der aber keinen Namen hat. Ich gehe heute noch zum Pepi hin. Wenn es so gemeint ist, wie die Worte klingen, so haben wir den Mann in der Tasche.“ — Die Dame rieb sich die Stirne wie eine Träumende. Der Graf aber setzte ihr auseinander, wer derjenige sey, von welchem er gesprochen, nämlich der Oberstwachtmeister Clary, ein Wallone von Herkommen der von der Pike auf gedient. — „Wie unser Landsmann, der Aldringer,“ bemerkte die Dame. — „Ganz recht,“ antwortete der Graf. „Die Lorbeeren des Landsmannes lassen den Clary nicht schlafen. Der Aldringer ist in seiner Jugend ein Lakai gewesen; jetzt ist er General, führt ein Wappen mit der neunzackigen Krone und kann es etwa noch bis zu einem Herzogshut bringen. Das Wappen ist es, was den Clary am meisten wurmt, obschon er kein Wort davon schnauft. Er spricht immer nur vom Regiment, das er haben möchte; aber ich kenne ihn, und zwar vielleicht besser, als er selbst sich kennt.“ — In seinen Gedanken fügte der Oberst hinzu: „Wenn ich dem Clary seines geheimsten Wunsches Erfüllung als Köder hinwerfe, so beißt er sicherlich an. Dann kann ich dem Hofe getrost sagen, daß ich meiner Leute sicher bin, und alles übrige geht an der Schnur.“

Die Frau von Boisrobert erkundigte sich in mehr als nur verzeihlicher Wißbegierde nach den näheren Verhältnissen des Mannes, der zu ihrem Schwiegersohn angeworben werden sollte. Die Auskunft fiel befriedigend genug aus. Das Vorurtheil der Geburt hatte sich in jenen Tagen bedeutend gemildert. Die Sprößlinge der ältesten Adelsgeschlechter wurden mit überzeugender Gewalt daran erinnert, daß ihres Hauses Ehren von kriegerischem Glücke herstammten. Auch waren die Beispiele von solchen nicht selten, welche damals Emporkömmlinge hießen und deren Nachkommen heutzutage nicht weniger vornehme Herren sind als alle andern Fürsten und Grafen. Der große Friedländer selbst nannte sich einen Emporkömmling; freilich war er von Hause aus zu Schild und Helm geboren, aber vom Hermelin war ihm bei der Wiege nichts gesungen worden. An der geringen Herkunft des tapfern Offiziers nahm also die wallonische Edelfrau keinen Anstoß. Dagegen gefiel ihr, daß der Oberstwachtmeister ihr Landsmann war, noch mehr aber, daß er als ein kluger Wirth einen Grund zu künftigem Wohlstand gelegt. Er hatte nämlich seine Kriegsbeute nicht ganz verjubelt und verspielt, sondern einen Theil davon in Grund und Boden angelegt. Die Ländereien waren zwar nur wüste Einöden, auf den Aeckern wucherten Disteln und Dornen, die Wiesen mahnten an Wasen und Heiden, und in der verödeten Gegend fehlte es an Händen, das Feld zu bestellen. Der Käufer aber hatte auch nur „ein schlechtes Geldlein“ dafür gegeben, und jedenfalls mehr Vortheil von dem ruhenden Kapital, als wenn er's nach Soldatenart durchgebracht.

„Wenn der Herr Vetter die Sache einzufädeln sich berufen fühlt,“ sagte die Boisrobert, „so will ich nichts dagegen haben. Ich hätte schon längst gern einen Mann für die Adele. Ist sie einmal unter der Haube, so kann ich meine alten Tage gemächlich zu Hause beschließen.“ — „Ich begreife,“ sagte der Oberst; „wegen des täglichen Brodes braucht die edle Frau nicht zu sorgen, und sie hat die ländliche Einsamkeit nur mit dem Rücken angesehen, um die Jungfer nicht versauern zu lassen.“ — „Ich hätte auch noch ein paar kleine Forderungen einzutreiben,“ fügte die Dame hinzu; „mein seliger Herr hat etliche Rechnungen beim Hofkriegsrath zu gut.“

Der Oberst lachte. „Liebste Frau Base,“ sagte er, „ich will mich umthun, daß Sie eine Gnade erlangt. Ich bin sicher, daß Sie ein kleines Jahrgeld herausschlagen wird; für Ihr gutes Recht jedoch gebe ich

keinen Pfifferling. Gnaden sind zu erlangen, aber mit dem Eintreiben von Forderungen sieht's verdammt windig aus."

Die Edelfrau seufzte schwer. Der Vetter schenkte sich ein Wasserglas voll Wein ein, leerte es auf einen Zug und hob dann wieder an: „Jetzt noch ein vernünftiges Wort im Vertrauen. Wenn mir's gelingt, die Sache in Richtigkeit zu bringen, so verpflichte ich mir den Hof und verspreche mir große Vortheile davon." — „Ich verstehe den Herrn Vetter nicht." — „Ist auch nicht nöthig. Wenn die Eier gelegt sind, wird Sie's schon innewerden, und was Sie allenfalls nicht selber merkt, soll Ihr erklärt werden, daß kein Fleckchen dunkel bleibt. Vor der Hand genügt zu sagen, daß es unbillig von mir wäre, auf der edlen Frau Unkosten eine Angelegenheit zu betreiben, die mir größeren Nutzen bringt als Ihr. Darum muß Sie mir schon vergönnen, daß ich meinen Beitrag leiste." — „Was für Unkosten sollen denn dabei auflaufen?" fragte die Dame.

Rasch war die Antwort bei der Hand. Der Oberst kannte die Wohnung, worin vor der Dame aus den Niederlanden ein guter Kamerad gehaust; er wußte, in welchem erbärmlichen Zustande sich Wände und Holzwerk, Thüren und Fenster befanden. In solchen Räumlichkeiten ließ sich ein Besuch nur empfangen, wenn sie entweder gründlich hergestellt oder wenigstens zur Noth aufgeputzt waren, wie im gegenwärtigen Augenblick. Zu einer Herstellung war keine Zeit übrig, wenn man auch sonst etwa Lust gehabt hätte, dem Herrn Dietmayr sein Haus auszuflicken; demnach mußten die Tapeten, Teppiche und Vorhänge des Tafeldeckers an Ort und Stelle bleiben, wozu die Einwilligung des Meisters Hörl nur dann zu gewärtigen stand, wenn man die Kost täglich von ihm nahm, Mittags und Abends, was eine nicht unbedeutende Ausgabe verursachen mußte.

Die Frau von Boisrobert hatte schon beim ersten Wort hinlänglich verstanden, wo hinaus der Vetter eigentlich wollte. Sie war auch keinen Augenblick in Zweifel darüber, ob sie die angebotene Aushülfe annehmen solle, und that nur um des lieben Anstandes willen ein wenig verschämt. Der Oberst, meinte sie in ihrem Herzen, sey reich genug, daß eine arme Wittwe wie sie eine Hand voll Dukaten von ihm annehmen dürfe. In unsern Tagen würde besagte Aushülfe in der Form eines Darlehens gereicht worden seyn, damals aber war dieses Mäntelein für eine Reiterzehrung noch nicht erfunden.

Während in solcher Weise die Edelfrau anzunehmen zögerte, was nicht fahren zu lassen sie doch so fest entschlossen war, wehrte sich die Zofe ohne Ziererei in allem Ernste gegen ein Anerbieten, das an ihrer Stelle hundert andere ohne weiteres, und wiederum hundert mit durchsichtig falschem Sträuben gutgeheißen hätten. Franz verlangte sie zum Tanze zu führen, und hatte eine Art von Recht, sich des günstigen Bescheides zu versehen, da er nicht mit der Thüre in's Haus fiel, sondern seine Bitte fein manierlich vorbrachte und kein unbescheidenes Wort von seinen Liebesflammen sprach, ohne jedoch seines Herzens stille Wünsche in Worten geradezu zu verleugnen. Er hielt die Ablehnung um so weniger für ernstlich gemeint, als Agnes bisher recht unbefangen freundlich ihm Rede und Antwort gegeben. Darum ließ er nicht ab mit Bitten und Vorstellungen, die in demselben Verhältniß dringender wurden, in welchem die klare Stirn und die heitern Augen der schönen Jungfer sich verdüsterten.

„An mir braucht sich doch keine zu schämen," meinte Franz endlich mit gekränkter Miene;" ich bin ehrlicher Leute Kind, sauber angelegt und kein Krüppel." — „Ein Krüppel?" sagte die Zofe; „wo denkt der Fügenschuh hin? Er ist wohl gewachsen und hat ein Gesicht wie Milch und Blut. Eines Grafen Sohn könnte damit vergnügt seyn." — „Und dennoch bin ich der Agnes nicht sauber genug?" — „Da irrt sich der Franz. Ich wüßte beim Tanz mir keinen auszusuchen, der mir besser gefiele." — „Nun, da möchte ich wissen, was mir noch abgeht. Zweifelt Sie etwa an meinem redlichen Gemüth?" — „Darauf könnte ich sagen, daß sein Gemüth mich nichts angeht."

Sie stockte; er warf ihr einen vorwurfsvollen Blick zu; sie besann sich ein Weilchen und fuhr dann gesenkten Blickes und flammendes Roth auf den Wangen mit kaum vernehmbarer Stimme fort: „Just weil er mir gar so ehrlich vorkommt, trage ich billige Scheu, den Franz am Narrenseil zu führen." — Er riß die Augen weit auf. „Heißt das am Narrenseil geführt," rief er, „wenn die Agnes mit mir zum Tanze geht? Tanzen ist doch ein unverfängliches Vergnügen." — „Ich würde schon gerne mit ihm tanzen," fiel sie ihm in's Wort; „aber wer mich zum Tanze führt, kann nur mein Liebster seyn. Das ist der Unterschied." — „Ich verlange es ja nicht besser, als Ihr Liebster zu seyn," sagte er nicht minder rasch; „ich habe nur zuerst vom Tanzen gesprochen, um fein in der Reihe zu bleiben. Mein Herz gehört Ihr schon lange zu."

Sie unterbrach ihn abermals: „Der Franz hat mich nicht recht verstanden, oder will mich nicht verstehen." — „Soll das vielleicht heißen, daß Sie schon einen andern hat?" brummte er. — „Vielleicht," antwortete sie in klarer Ruhe, zu der sie durch den Entschluß gelangt war, den Bewerber ein für allemal ab

und zur Ruhe zu weisen. — „Ich glaub's nicht," fuhr er fort. — „Und warum nicht?" — „Weil ich etwas davon wissen müßte. Die Agnes wird sich doch nicht einbilden, daß ich mich nicht schon lange ihretwegen auf die Lauer gelegt habe?"

Sie zuckte die Achseln. „Die Welt ist weit," sagte sie; „und damit wir's kurz machen, so höre Er: mein Liebster ist ein Reitersmann und steht im Feld." — „Heute noch auf hohen Rossen," spottete Franz, „morgen durch die Brust geschossen." — „Desto schlimmer für mich," sagte Agnes, „dann bleibe ich eben übrig." — „Ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen," fuhr der Junggesell in seinem verdrießlichen Spotte fort; „die Soldaten sind unbeständige Zugvögel, die jedem saubern Gesicht —"

Die Rede wurde ihm durch den Eintritt des Obersten und der Damen abgeschnitten. Der Herr hatte sich gegen die Höflichkeit der Damen vom Hause zu wehren, die ihm das Geleit zur äußern Thüre geben wollten, was er übrigens zuletzt doch über sich ergehen lassen mußte. — „Wir sehen also den Herrn heute auf die Nacht wieder?" fragte die Boisrobert. — „Die edle Frau kann sich darauf verlassen," antwortete der Vetter und stolperte die dunkle Wendelstiege hinab. Adele rief die Dienerin in's Zimmer. Betroffen schaute Franz der Forteilenden nach. Er hätte für sein Leben gern noch mehr mit ihr geredet, um den fernen Reitersmann bei ihr aus dem Sattel zu heben. Jetzt war's aus damit und der Himmel mochte wissen, wann sich wieder einmal eine so günstige Gelegenheit ergab, wie sie jetzt unvermuthet rasch abgeschnitten worden. Doch was die Gelegenheit betraf, sollte er sich schnell genug getröstet sehen. Die Edelfrau befahl ihm, die Fahrnisse an Ort und Stelle zu lassen, auf die Nacht einen Braten mit Salat zu bringen und den Meister zu verständigen, daß sie mit ihm ein Uebereinkommen wegen der vollständigen Verköstigung für die Zeit ihres Aufenthalts zu treffen wünsche.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Schleswig-Holstein.

III.

Schleswig ist eine Stadt der Sagen, wie wenige andere. Steigen wir, vom Thiergarten zurückkehrend, über den rasenbewachsenen Bergrücken nordöstlich vom Schlosse Gottorp, wo 1844 das große Sängerfest gefeiert wurde, nach der schönen Lindenallee hinauf, mit welcher die Bürger einen der reizendsten Spaziergänge der Welt geschaffen haben, und folgen wir dem schattigen Gange bis zur Irrenanstalt, so werden wir über den Zaun weg am Wege von Schleswig nach Kappeln ein hübsches Dorf und nicht weit davon einen kleinen, zum Theil mit Gebüsch eingefaßten See erblicken. Es ist der Brautsee. In alten Zeiten lag neben ihm ein großer Bauernhof. Die Tochter des Besitzers war sehr schön, aber auch sehr hochmüthig, und als ein braver junger Mann um sie anhielt, wußte sie ihn durch schnöde Reden so bitter zu kränken, daß er hinging und sich in den See stürzte. Als die Eltern dem Mädchen darüber Vorwürfe machten, schwur sie bereuend keinen andern zu heirathen. Bald nachher jedoch änderte sie ihren Sinn, und schon stand sie mit ihrem Bräutigam im Begriff zur Kirche zu gehen, als der Teufel kam und sie in den See holte. In jeder Pfingstnacht aber steigt ein Stein aus der Fluth, darauf sitzt die Braut und kämmt ihr Haar, bis gegen Morgen eine Stimme aus dem See ruft und der Stein wieder mit ihr versinkt. Vielleicht war auch diese Erscheinung ursprünglich eine Gottheit.

Ich bezeichnete im Vorigen Schleswig wiederholt als eine stille Stadt, und ich meine, daß niemand, der dort gewesen ist, dem widersprechen wird. Aber einmal

in jedem Jahre bricht es wenigstens auf einige Stunden die Stille. Knaben schreien auf den Gassen, Männer eilen mit Flinten über die schmalen Trottoirs, als ob sie etwas zu versäumen fürchteten. Man könnte meinen, es sey eine Revolution im Werke und man gehe darauf aus, die Dänen aus der Stadt zu verjagen. Man fragt und erhält von den Hastigen die kurze Antwort: „Mövenpriis!"

Der Mövenpriis ist ein Festtag, der namentlich von der niedern Volksklasse in Schleswig mit einem Eifer begangen wird, als wäre eine religiöse Pflicht zu erfüllen. Ich erwähnte jener kleinen, der Stadt gegenüber in der Schlei gelegenen Insel, welche nach den vielen Seemöven, die auf ihr nisten, der Mevenberg heißt. Diese Vögel sind bis zu einer gewissen Zeit gleichsam Gäste und Schützlinge Schleswigs. Sie kommen alljährlich am Gregoriustage von der See hieher und bauen in dem hohen Grase, womit jenes Eiland bedeckt ist, ungestört ihre Nester. Die Stadt bestellt ihnen unter den Fischern des Holms einen Hüter, welcher den Titel „Mövenkönig" führt. Haben sie aber zweimal Junge gebrütet, und ist die dritte Brut eben aus dem Ei gekrochen, so gebietet ein altes Herkommen, sie der jagdlustigen Bevölkerung preiszugeben, und daraus entsteht eine Lustbarkeit, die ich im Folgenden schildern will.

Es fehlte noch eine reichliche halbe Stunde an der Zeit, wo das Schießen seinen Anfang nehmen sollte, als sich unten am Holm bereits Schaaren von Menschen, meist der halb erwachsenen Jugend angehörig, zum Theil mit Jagdtaschen, Vogelflinten, alten Infanteriegewehren bewaffnet, zum Theil mit Netzen und Körben versehen, eingefunden hatten. Eine Flottille von vierzig bis fünfzig Booten lag am Ufer, um die Theilnehmer an dem Vergnügen nach der Insel hinüberzuführen, wenn es Zeit wäre. Zeit aber war es nach der Meinung der Fischer, die in Stiefeln steckend, zu denen unzweifelhaft die Haut eines ganzen Rindes verarbeitet worden war, am Hintertheil ihrer Fahrzeuge standen, nicht eher, als bis das Boot zum Umsinken voll Mitfahrender war. Mit der Ruhe Charons, der sicherlich sich nicht rührt, wenn nur einzelne Personen übergesezt seyn wollen, blickten sie auf das Krimmeln und Wimmeln der Lehrjungen, die ihrem Meister aus dem Hause gelaufen waren, um den Spaß mitzumachen. Sie hatten für ihren Obolus, wollte sagen ihren Schilling, das Recht erkauft, Spektakel zu machen, den Fährmann zu verspotten und übergefahren zu werden. Das Wann aber war Sache des Bootführers, und der sah nicht so aus, als ließe er sich durch ihr unaufhörliches „Nu man to! Nu man to!" in seinen Absichten stören. Die Ungeduld der jungen Herren stieg immer höher. Sie prickelte ihnen in allen Gliedmaßen; sie ließ das Boot schaukeln und schwanken und löste mit geschicktem Griff das Tau von dem Pfahle am Ufer. Charon sah phlegmatisch zu. Kaum legte er mit einem „laaet man sin" ein Veto gegen das Trampeln und Zappeln der Rangen ein, welches das Fahrzeug bei einem Haare umgeworfen hätte, und der kühne Griff hatte keine andere Folge, als daß der Schlingel, der ihn gethan, mit schweigsamer Gelassenheit am Kragen bei Seite gezogen und das Tau dem Pfahle wieder umgelegt wurde.

Endlich schlug die Glocke drei Viertel. Mehrere Boote, die so gefüllt waren, daß ein Theil der Passagiere die Beine über den Rand hängen zu müssen glaubte, steuerten unter dem Jubelruf der Menge auf die Linie zu, welche in einiger Entfernung von der Insel vermittelst grünbelaubter Bäumchen abgesteckt war. Der Fischer des unsern warf noch einen Blick auf die Häupter der Lieben in demselben, überschlug, wie viele Schillinge sie repräsentirten, und überlegte, ob nicht noch Platz für einige mehr da sey. Nein, es war keiner mehr, es konnte kein Apfel zur Erde — und mit Halloh ging es nun ebenfalls dem Ziele so vieler sehnsüchtiger Augen zu. Von allen Seiten kamen andere Boote. Aber alle mußten sich innerhalb der gegebenen Grenze halten. Noch ward auf der Insel niemand zugelassen, außer dem Mövenkönig, der schon die ganze vorhergehende Nacht hier Wache gehalten hatte, und einem Commando dänischer Soldaten, die Sr. Majestät als Garde zur Verfügung gestellt waren.

Ein weiter Kreis von Booten hatte sich allmählig in der Entfernung eines Pistolenschusses um den Mövenberg gebildet. Wie eine ungeheure weiße Wolke schwebten die bisherigen Bewohner derselben, aufgeschreckt von der Menschenmenge, über dem Eilande, an das sie, wie es schien, durch einen Zauber gebannt waren. Bisweilen kam einer der Vögel herabgeschossen, um bald darauf weherufend wieder aufzufliegen — gewiß eine Mutter, die ihre noch nicht flügge gewordenen Kinder vergeblich mitzunehmen versucht hatte.

Die Ungeduld der Jagdliebhaber war nahe daran, die Schranke zu durchbrechen. Kaum waren die Insassen einzelner Boote noch abzuhalten, den Sturm auf die Insel zu beginnen. Da endlich rief's von allen Seiten: „Paß man up! Kiek, da is he! Hurra, da kömmt he!" Langsam, wie es sich für Boote schickt, welche Männer von Amt und Würden tragen, kam ein Boot heran geschwommen, in welchem zwei Forstbediente mit Gewehren saßen, während am Bugspriet, angethan mit einer blauen goldgestickten Uniform, einer

majestätischen Meerschaumpfeife feierliche Rauchwolken entlockend, der Hardesvogt, Kammerjunker von Staffeld stand. Es war ein großer Augenblick. Der Hardesvogt war der Priester, welcher der Ceremonie die gesetzliche Weihe geben sollte, die Meerschaumpfeife sein Räucherfaß. Sie stiegen an's Land. Der Forstbeamte feuerte rasch nach einander drei Schüsse ab — und „Nu man to! Nu man to!" ertönte das Feldgeschrei von allen Booten. Jeder Fischer sezte eine Ehre darein, der Erste am Ufer zu seyn. Die Passagiere schrieen, als ob sie dadurch den Lauf der Fahrzeuge beschleunigen könnten. Die Boote rannten an einander. Einige der Ungeduldigsten sprangen über Bord und wateten an's Ufer, schüttelten sich wie nasse Pudel und eilten den andern voran durch Ried und Schlamm, um die erste Hand bei dem nun beginnenden Ausrauben der verlassenen Nester zu seyn. Schüsse krachten auf der Insel und auf dem Wasser, und als ich — einer der lezten — an's Land stieg, hatten bereits manche Dutzend Möven das Zeitliche gesegnet, und allenthalben begegnete ich schon Glücklichen, die ihre Netzkörbe mit zurückgebliebenen noch lebenden Jungen gefüllt hatten. Wie kläglich sperrten die armen Dinger die rothen Schnäbel auf und piepten um Erbarmen! Wie traurig sah es aus, wenn der Schwarm droben bald von einem Schuß auseinander stob, bald sich wieder verdichtete, bald weit in die Ferne flog, bald, wie getrieben von unüberwindlichem Heimweh, wieder auf die Insel zu geschwebt kam!

Es mochten gegen vierhundert Menschen seyn, die auf dem Eilande im hohen Grase nach Jungen suchten. Selbst die dänischen Musketiere suchten, auf ihre Gewehre gestüzt, fleißig mit. Sogar anständig gekleidete Herren thaten ein paar Schüsse und ließen sich auslachen, wenn sie fehlten. Ueber Allen aber stand erhaben der Hardesvogt mit seinem Meerschaumrauchfaß, ließ es dampfen und machte eine so würdevolle Miene dazu, als hätte er zu dem rohen Gemetzel den Segen zu sprechen.

Es scheint in der That ein Gemetzel ohne Zweck. Man ißt die Möven, nachdem sie etliche Stunden in Salzlauge und Petersilie gekocht worden sind; eine Delikatesse ist der thranige Braten aber schwerlich, und die Jagd ist somit nichts als eine Befriedigung des Blutdurstes, sagen sanft gestimmte Gemüther.

Leute, welche die Geschichte kennen, sagen nicht so. Die Möven sind König Abels Leute, die ihm bei der Ermordung seines Bruders halfen. Sie starben sämmtlich eines elendiglichen Todes. Der eine ward beim Spiel erstochen, der andere brach den Hals auf der Jagd, der dritte wurde gerädert u. s. w. Nach ihrem Tode aber wurden sie und die zwanzig Ritter, die mit dem bösen König den Reinigungseid schwuren, in Möven verwandelt, die, wie viel man sie auch verfolgte, nicht von der Insel lassen konnten, wo Abels Schloß gestanden haben soll. Nur wenn einmal der Mövenkönig sie nicht beschüzt und sie in der Zeit vor dem Mövenpriis keine Ruhe haben, brauchen sie in sieben Jahren nicht wieder zu kommen. Dieß ist einmal in diesem Jahrhundert geschehen, wo sie in einem bösen Kriegsjahr gestört wurden. Aber erst wenn ihnen dreimal nach einander ein Gleiches geschieht, man also binnen einundzwanzig Jahren gegen die alte Sitte verfährt, werden sie von dem auf ihnen lastenden Fluche frei. Das aber wäre ein Unglück für die Stadt Schleswig; denn — weßhalb weiß man nicht zu sagen — an sie ist das Gedeihen der Stadt geknüpft, und so wollen wir hoffen, daß der Mövenpriis noch recht lange bestehen möge.

Die Sinnesart der Bewohner Schleswig-Holsteins ist eine vorwiegend verständige, nüchterne, vom Außerordentlichen abgewendete. Weit mehr wird man auf sie durch eine auf ihre Urtheilskraft berechnete Darstellung, als durch einen Appell an ihre Leidenschaft oder ihre Phantasie wirken. Dennoch würde man sehr fehlgreifen, wenn man ihnen eine rege Phantasie absprechen wollte. Schon die Fülle von Sagen, die hier noch leben — freilich nur unter den Alten und den Kindern, und ohne daß man an die übernatürlichen glaubt — spricht dafür, daß jene poetische Kraft nicht allein vorhanden, sondern sogar in reicherem Maße vorhanden ist, als in manchen andern Strichen Deutschlands.

Die alten Göttersagen sind entweder erloschen, oder aus den Göttern sind Riesen oder Zwerge, bei einigen auch der Teufel geworden. Nur in einem oder dem andern Ortsnamen ist die Erinnerung an sie aufgehoben. Hadersleben mag an Höder, das Dorf Bollerslev, sowie das Dorf Bioldrup an Balder, Tondern an den deutschen Thonar, Thorsbek, Thorsilde und Taarsted an den skandinavischen Namen des Gewittergottes, Wonsild und Wonsbek (vergl. dazu Wandsbeck) in Nordschleswig an Wodan mahnen. Tyrstrup und Tiislund bei Hadersleben zeugen von dem blutigen Tyr oder Tiu, ja der Name des leztgenannten Ortes deutet sogar darauf, daß hier ein Hain dieses Gottes gestanden hat. Endlich ist auch der Verleiher des Ackersegens Freir oder Fro mehrfach, z. B. in Froslev und Frörup, vertreten.

Es ist ein Grenzland, von dem wir sprechen, und wie hier die dänische und die deutsche Sprache namentlich jenseits der Schlei in einander greifen, dänische und

deutsche Sprichwörter sich mischen, so auch nord- und südgermanische Mythenreste. Es ist daher mindestens unvorsichtig, vielleicht unehrlich, wenn Kopenhagener Gelehrte deßhalb, weil Sagen und mythische Gebilde, die das Volk in Jütland und Seeland bewahrt, auch in Schleswig vorkommen, die Behauptung aufgestellt haben, letzteres sey ein durchaus dänisches Land. Man könnte mit der Mehrzahl dieser Reste eines alten Glaubens ebenso gut den Beweis führen, die Bevölkerung zwischen Eider und Königsau sey eigentlich schwäbischen oder thüringischen oder bayrischen Stammes. Sitzt in einem Hügel bei Moyeltondern Holger Danske, so ist nicht zu vergessen, daß sechs Meilen davon, ebenfalls hoch oben im Norden Schleswigs, ein Berg sich erhebt, in welchem der Paladin Karls des Großen Roland wohnt, und läßt die Sage vom Nertofer Hollunder an die Esche Ygdrasil und den letzten Kampf der Asen mit den Riesen denken, so steht auf dem Walserfelde in Südbayern ein Birnbaum, an den sich dieselbe Mythe knüpft. So ist es mit den meisten übrigen Sagen. Es sind hin und wieder andere Züge, oft andere Namen, fast überall aber dieselben Grundvorstellungen, und wenn die Dänen dieß nicht sehen, so sind sie entweder ebenso unwissend oder ebenso verblendet, wie der Verfasser von Nr. 6 der „Antischleswig-holsteinischen Fragmente," der, nachdem er das Vorkommen von Sprichwörtern, wie: „Wer nichts wagt, gewinnt nichts" — „Rom ist nicht an Einem Tage erbaut" — „Wie man sich bettet, so liegt man" — „Neue Besen kehren gut" — „Ein Thor kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten" — „Nicht alles ist Gold, was glänzt," unter den Schleswigern nachgewiesen hat, damit dargethan zu haben sich schmeichelt, diese Schleswiger seyen Dänen.

Lassen wir indeß diesen unerquicklichen Streit. Dänemark ist nun einmal der Vogel Strauß, der den Kopf in den Busch steckt. Man beruhigt seine Angst vor der herannahenden Auflösung des dänischen Volksthums mit Trostgründen, die man der eigenen Eitelkeit entnimmt, man belügt sich selbst mit Vorspiegelungen, an die im Grunde Keiner glaubt. Man klammert sich an das nebelhafte Alterthum, da die Gegenwart der Existenz des bereits allenthalben verdeutschten, in seiner Sprache, seiner Wissenschaft, seiner Kunst, seiner Landwirthschaft, seinem Handel von Deutschland abhängigen, seit Jahrhunderten von deutschen Königen beherrschten, nur durch deutsche Staatsmänner (Struensee und Bernstorff) aus der Barbarei emporgehobenen, fast nur von Mitgliedern der schleswig-holsteinischen Ritterschaft regierten Volkes so überaus ungünstig ist. Lassen wir sie bei ihrer Einbildung, und lassen wir der Natur ihren Lauf. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, und der Frosch, der Stier seyn will, bläst sich so lange auf, bis er platzt, und — wer zuletzt lacht, lacht am besten, sagt ein Sprichwort, welches jener Gelehrte in seiner Sammlung ebenfalls hätte anführen können.

Sehr reich an Sagen ist Dithmarschen und Friesland. Die auf den Inseln lebenden verrathen eine gewisse Melancholie, wie auch der dortige Hexenglaube weit grauenvoller und dämonischer ist, als der auf dem Festlande. Unter den Angeln scheinen sich nicht viele dieser Reste der Vorzeit erhalten zu haben, und die, welche man dort erzählt, beziehen sich großentheils auf böse Adelige. Man muß einst schwer von diesen mißhandelt worden seyn. In Nordschleswig herrschen Gespenster- und Zaubersagen, so wie Erzählungen von Hauskobolden und Riesen vor. Besonders häufig sind allenthalben die Sagen, welche eine Erinnerung an die niedere Götterwelt in sich schließen. Zahllos sind die Häuser, in denen der Nissepuk, ein Hausgeist, dessen rothe Mütze ihn als ehemaligen Herd- und Feuergott bezeichnet, in Stall, Küche und Keller herumhuscht, allerlei Possen treibt, aber auch, ganz wie ähnliche Kobolde im inneren Deutschland, das Vieh besorgt und sein Gedeihen befördert. Ueberall, namentlich aber auf den Heiden und in den Hügeln, treiben Zwerge unter der Erde ihr Wesen, halten Gelage, Hochzeiten und Wochenbetten, zu denen sie die Menschen einladen, und sind wiederum bei diesen zu Gaste. Sie sind geschickte Schmiede, und verspätete Wanderer hören sie häufig im Innern der Hügel mit Hammer und Feile arbeiten, ja bisweilen erhebt sich der Berg und steht auf glühenden Säulen, so daß man sehen kann, was sie drinne treiben. Mancher hat in alten Zeiten Gold und Goldgeräthe von ihnen bekommen. Manchem haben sie auch ein schönes Kind mit einem häßlichen Kielkropf vertauscht. Eben so wenig fehlt es an Geschichten von Schätzen, von verwünschten Geistern, von Zauberbüchern, mit denen man böse Mächte beschwören konnte. Alles so, wie in Dänemark, sagen die Dänen. Alles ganz genau und oft wörtlich so, wie in Hessen und in der Mark, in Westphalen wie in Thüringen, können wir hinzufügen.

Sagen von Riesen sind ebenfalls ziemlich häufig, und auch zu diesen liefern unsere Sammlungen aus dem innern Deutschland zahlreiche Vergleiche. Die Riesenmädchen, welchen der gesammelte Sand aus einem Loche in der Schürze läuft, der Riese, der einen Stein meilenweit nach einer neu erbauten christlichen Kirche schleudert, ohne sie zu treffen, der andere, der seinem Kameraden den Hammer zuwirft, den beide gemeinschaftlich besitzen — es sind ganz dieselben Gesellen,

welche an der pommerschen Küste wie in den Bergen an der Weser, im Elsaß wie im Harz vor Zeiten ihr Wesen trieben. Auch der Teufel ist überall derselbe, selten siegreiche, häufig geprellte Bursche, als der er in deutschen Sagen auftritt.

An Kirchengebäude, Glocken, Taufbecken, Kelche und andere heilige Geräthe knüpft sich eine große Anzahl von Erzählungen, die über die Entstehung derselben oder über die Strafe derjenigen berichten, welche sich an gottesdienstlichen Orten und Dingen versündigt haben. Der am meisten hervorstechende Zug an diesen Sagen ist die Wendung des Volksglaubens, nach welcher er das Heilige gerade durch unheilige Kräfte ausführen läßt, welche ihre Hülfe in der Hoffnung gewährt haben, Christenseelen damit zu verderben, aber in ihrer boshaften Berechnung getäuscht, ohne Lohn haben arbeiten müssen. Dieser Zug wiederholt sich mit fast stereotyper Genauigkeit überall in Deutschland, ja er liegt sogar der Erlösungstheorie in einer Schrift Luthers zu Grunde, die Christi Tod als Köder ansieht, womit die Hölle betrogen wird.

Außerordentlich reich ist das Land auch an historischen Sagen, und hier ist es besonders das südliche Ufer der Schlei, welches dem Sammler eine Fülle von Stoff bietet. Die Menge von geschichtlichen Erinnerungen, die sich an diese Gegenden knüpfen, scheint den sagenbildenden Sinn wacher erhalten zu haben, und daher mag es ebenfalls kommen, daß die Erzählung oft prächtiger und nicht in so einfacher Gestalt wie anderwärts auftritt. Die Schlei war eine Zeitlang der Graben, das Dannewerk die Mauer, welche den Dänen vom Deutschen trennten. Hier wurden die blutigsten Schlachten geschlagen, hier verewigten sich die Namen König Dans und Sigurd Falles, Thyra Danebods und der schwarzen Margarethe. Hier war der Brennpunkt des Ringens zwischen Norden und Süden, bis das scandinavische Wesen dem deutschen das Feld überlassen mußte.

Nach diesen Vorbemerkungen möge der Leser mich auf einem Ausfluge über die Schlei nach dem oft genannten Dannewerk begleiten und einige von den Sagen hören, die in den Dörfern längs dieses alten Bollwerks erzählt werden. Schon auf der Fahrt vom Holm nach Haddeby hinüber könnte uns der Fährmann mit einer Geschichte unterhalten, welche vor Jahren einigen seiner Vettern von der Fischerinnung passirt ist. Die Königin Margaretha, welche das Volk wegen ihrer dunkeln Gesichtsfarbe „die schwarze Grete" nannte, ist in der Geschichte als ein willensstarkes Mannweib bekannt, welches in schwierigen Zeiten das Reich mit Energie und Klugheit regierte. In Dänemark weiß die Sage trotz dem nur wenig von ihr, desto mehr aber in Schleswig, dem Hauptschauplatze ihrer Thaten. Doch hat sich hier, ganz wie mit König Abel die Erinnerung an Wodan, mit ihrem Bilde mancher Zug gemischt, der an eine Göttin der Heidenzeit mahnt.

Als solche ist sie in der folgenden Sage aufzufassen. Zwei Schleswiger Fischer hatten eine ganze Nacht umsonst ihre Netze ausgeworfen und wollten traurig nach Hause fahren, als sie plötzlich vom Selker Noor her über die Schlei eine Frau in einem schwarzen Kleide, mit Perlen und Edelsteinen geschmückt, auf sich zukommen sahen. Es war die schwarze Grete. Sie sprach zu den beiden im Boote: „Werft eure Netze noch einmal aus; ihr werdet einen guten Fang thun; den besten Fisch aber, den ihr bekommt, sollt ihr wieder schwimmen lassen." Sie versprachen das und thaten, wie ihnen geheißen, und siehe da, der Fang war so reich, daß ihr Boot ihn kaum fassen konnte. Einer der Fische aber hatte goldene Münzen statt Schuppen, Flossen von Smaragd und auf der Nase Perlen. „Das ist der beste Fisch," sagte der eine und wollte ihn wieder in's Wasser setzen. Der andere aber wehrte es ihm und versteckte den Fisch unter die andern, damit die Grete ihn nicht sähe. Dann ruderte er rasch drauf los, um an das Ufer zu gelangen, denn ihm war bange. Aber wie sie so hinfuhren, fingen die Fische im Boote an zu glitzern und zu leuchten wie eitel Gold, und der Kahn ward immer schwerer, so daß er endlich in die Tiefe versank und den habgierigen Gesellen mit sich hinabzog. Mit genauer Noth entging der andere demselben Schicksal.

Anders tritt die schwarze Grete am Dannewerk selbst auf, nach welchem wir über Haddeby und die Stelle gelangen, wo sich, jetzt völlig mit Gras, Gestrüpp und Wald überwachsen, die Burg der einstigen deutschen Markgrafen erhob.

Das Dannewerk ist ein mit Rasen bewachsener hoher Wall, der sich in der Entfernung einer starken Viertelstunde südlich von Schleswig erst in der Richtung von Osten nach Westen und dann von Nordosten nach Südwesten etwas mehr als zwei deutsche Meilen hinzieht, einst, indem er den Durchgang zwischen der Schlei und der Treene sperrte, ein starkes Bollwerk gegen die Deutschen war und noch jetzt mehrere militärisch vortheilhafte Stellungen einem von Süden heranziehenden Feinde gegenüber darbietet. Ein Theil desselben, der östlich gelegene nämlich, wurde, den fränkischen Annalen zufolge, vom König Gottfried, der zur Zeit Karls des Großen herrschte, angelegt. Die westliche Hälfte dagegen wurde von den Königen Waldemar I. und Knud VI. erbaut und von den Königinnen Thyra

Danebod und Margaretha durch Nebenwerke verstärkt. Der Volksmund schreibt die Erbauung der Osthälfte der schwarzen Grete zu und behauptet, die Soldaten hätten die Erde dazu in ihren Helmen herbeigetragen.

Betrachten wir das Dannewerk genauer, so bemerken wir, daß es in mehrere Theile sich gliedert. An seinem östlichen Ende, wo das Haddebyer oder Selker Noor eine weitere Fortsetzung unnöthig machte, befinden sich die Reste der Veste Oldenburg, ein halbkreisförmiger Wall von 30 bis 40 Fuß Höhe und gegen 5000 Fuß Länge, welcher nicht sowohl eine eigentliche Burg, sondern vielmehr ein befestigtes Lager zum Schutze der im Noor ankernden Kriegs- und Kauffahrteischiffe gebildet zu haben scheint. Eine Stadt dürfte schwerlich hier gelegen haben. Der Raum innerhalb des Walles, wo einst die Blockhäuser und Lagerhütten gestanden haben mögen, ist jezt ebenso wie viele Strecken des Walles selbst in Getreidefelder und Gemüsebeete verwandelt.

Bei der Oldenburg nun beginnt das eigentliche Dannewerk. Seine erste Abtheilung erstreckt sich bis an den vom Bustorfer See zurückgebliebenen Sumpf. Anfangs nur ungefähr zehn Fuß hoch, erhebt sich der Wall weiter westlich bis zum Vierfachen dieser Höhe, so daß er dem auf der Rendsburger Chaussee Herankommenden schon in beträchtlicher Entfernung sichtbar wird. In der Krone desselben ist hier ein etwa vierhundert Fuß langer Einschnitt in der Form einer Brustwehr zu bemerken, in welchem während der Schlacht bei Schleswig Kanonen und Scharfschützen postirt waren. Weiterhin wird die Schanze wieder niedriger, und die Straße führt hindurch.

Von der Landstraße ab trägt die Schanze den Namen Reesendamm, den sie auch auf der andern Seite des Sees auf eine Strecke von 2500 Fuß hin behält. Ein 800 Fuß langer, durch den ausgetrockneten Theil des Bustorfer Sees gehender Wall, welcher Moordamm heißt, von dem aber nur noch schwache Spuren vorhanden sind, trennt die beiden Hälften des Reesendamms. Er ist vermuthlich erst angelegt worden, als das Wasser jenes kleinen Sees verschwunden war. Anfangs hatte der Wall hier auf der Südseite einen tiefen Graben; derselbe ist jedoch jezt zugepflügt. Auch das Bollwerk selbst ist von dem Landmann zum Theil in Felder verwandelt und mit Hecken bepflanzt worden. Der an der Westseite des mehrgenannten Sees sich hinziehende Arm des Reesendamms ist über einen Hügel geführt und hat dadurch eine beträchtliche Höhe.

Derjenige Theil des großen Schanzenwerks, der sich, gegen 2000 Fuß lang, beim Dorfe Dannewerk befindet, wird der Doppelwall genannt. Er ist an der südlichen Seite mit einem kleineren Erdauswurfe und einem Graben verstärkt. Die Sage läßt ihn von der Königin Thyra Danebod, die im zehnten Jahrhundert lebte, durch ein Pfahlwerk befestigt seyn. An der Westseite war er durch ein Kastell vertheidigt, welches die Thyrenburg genannt wurde. Der Raum, den diese Citadelle einnahm, war nicht bedeutend, und es sind von ihr, da die Gebäude vermuthlich bloß aus Holz waren, keine andern Reste übrig, als zwei Wälle auf der Nordseite, die in einem stumpfen Winkel zusammenlaufen.

Von dem Doppelwalle lief, an den nördlichen Theil der Thyrenburg stoßend, nach Nordosten hin ein anderer ziemlich hoher Erdwall. Er zog sich zwischen einem Teiche und dem Dannewerker See bis in die Gegend, wo gegenwärtig die Pulvermühle steht, und wurde wahrscheinlich zu dem Zwecke angelegt, um den Rückzug zu decken, wenn die Thyrenburg und der Reesendamm vom Feinde genommen wären.

Fast in gerader Linie mit dem Doppelwalle an der entgegengesezten Seite des Dannewerker Sees erhebt sich ein waldbewachsener Hügel, der von Wällen und Gräben umgeben ist. Er soll ebenfalls von der Königin Thyra befestigt worden seyn. Der innere Raum dieser Hügelschanze hat ungefähr achtzig Schritt im Durchmesser, und die dem See zugekehrte Wand, welche auf dem Ende des daran stoßenden Hauptwalles steht, mag etwa siebzig Schritt lang seyn. Der Hauptwall, welcher die Bezeichnung Burgwall führt, zieht sich, ebenfalls mit Buschwerk bewachsen, in zwei Biegungen um eine Bucht des Sees und strebt dann in gerader Linie auf Rothenkrug zu, wo das Thor Oster-Kahlegatt gewesen seyn soll, und wo jezt die Landstraße von Rendsburg nach Flensburg die Verschanzung durchschneidet. Hier erhob sich einst der Sage zufolge ein starker Thurm aus Bohlen, die im Feuer gehärtet waren. Später sollen kaiserliche Kriegsvölker an dieser Stelle eine Sternschanze erbaut haben. Der Burgwall, einer der Theile des Dannewerks, welche sich am besten erhalten haben, gewährt einen stattlichen Anblick. Seine Höhe beträgt fast durchgängig 36 Fuß, und an der südöstlichen Seite läuft ein Graben, vor dem sich wieder ein Erdauswurf befindet, so daß der andringende Feind hier auf eine zweifache Vertheidigungslinie stieß.

Beim Oster-Kahlegatt begann in alter Zeit eine Mauer, welche Waldemar I. auf Anrathen des Bischofs Absalon in einer Länge von ungefähr 1200 Ruthen von gebrannten Steinen ausführen ließ und im Jahr 1180 vollendete. Sie hatte eine Breite von 7 und eine Höhe von 20 Fuß, ist aber gegenwärtig von den

umwohnenden Bauern abgefahren und in die Häuser der benachbarten Dörfer verbaut worden. Der Wall, der ihr als Grundlage diente, ist noch vorhanden und heißt die Waldemarsmauer. Beim Anfang des Hauptwalles und seines Grabens befindet sich eine Art Vorwall, der an dieser Stelle keinen Graben hat, aber weiterhin bei Kurburg mit einem solchen versehen ist. Ueber diesen Vorwall führen neun ziemlich breite Uebergänge, die im Anfang 1000, weiterhin aber nur 150 Ellen auseinander liegen. Man nimmt an, daß hier vormals mehrere Thürme und Kastelle gestanden haben, die auch in isländischen Sagen erwähnt werden. Diese Thürme waren von Holz, und der Plan Olaf Trygvasons, den Wall zu verbrennen, konnte darum sehr wohl in Ausführung gebracht werden. Auch stößt man in dem Walle noch auf Haufen verkohlten Holzes, die, da sich Kohlen bekanntlich sehr lange halten, möglicherweise aus jener Zeit stammen.

Sanct Landolin.

1.

Aus fernen Landen über's Meer
War Landolin daher gekommen.
Er trug des Heilands holde Lehr'
Durch Berg und Thal zu allen Frommen,
Und endlich auch des Schwarzwalds Gau'n
Durchzog er eines nach dem andern,
Und wollte, müd vom langen Wandern,
Ein ruhsam Hüttlein sich erbau'n.

Tief in des Waldes finstrer Nacht
Wählt er den Platz mit Gottvertrauen.
Er hat sich's nie bequem gemacht,
Fing jezt auch an im Schweiß zu bauen.
Den Meister hat er stets im Sinn,
Der's auch wohl besser konnte haben,
An Süßigkeit der Welt sich laben,
Und trug doch still sein Kreuz dahin.

Wer ihn da siehet früh und spat
Die Bäume fällen, hau'n und sägen,
Die Balken zimmern schnurgerad,
In saurer Arbeit stets sich regen,
Der spricht wohl: Alter, gönn' dir Ruh'!
Hilft ihm die starren Knorren spalten,
Den Stein behau'n, das Richtmaß halten,
Und trägt ihm Trank und Speise zu.

Und wer ihm hilft bei seinem Thun,
Da bleibet keiner ohne Segen.
Das fromme Herz kann nimmer ruhn;
Muß stets zu Gottes Preis sich regen.
Und mitten in der Arbeit Müh'
Fließt ihm der holden Botschaft Kunde
Andächtig vom beredten Munde,
Die Seelen labend, spät und früh.

Die süße Rede gleicht fürwahr
Dem Wunderborn, dem heilkraftvollen,
Um den sich drängt der Kranken Schaar,
Wo er dem Felsen kommt entquollen.
Kopfschüttelnd tritt wohl mancher hin;
Doch hat er erst davon getrunken,
Ist er bewegt in's Knie gesunken
Und preist den Herrn mit frommem Sinn.

Doch wie nun wächst der Gläub'gen Zahl,
Die um den heil'gen Mann sich drängen,
Wird bittrer nur des Hasses Qual
In Herzen, die am Alten hängen;
Am bittersten in Giskos Brust,
Des stolzen Haupts der wilden Rotte,
Die hohngelacht dem Christengotte
Von Anfang her in troz'ger Lust.

„Verdammt der gleißnerische Greis
Mit seinen Fabeln, seinen Lügen!
Wie er im Heuchelscheine weiß
So schlau das Volk uns zu betrügen,
Daß sie ihm Knechtesdienste thun,
Hofiren und den Wanst ihm stopfen!
Den Braunrock einmal durchzuklopfen, —
Die Lust, fürwahr, läßt mich nicht ruhn.

„Verödet steht der heil'ge Hain,
Dumpf grollt es in den alten Eichen.
Erschrillt Musik zum Festesreih'n,
Sieht man das Volk von dannen weichen.
Der Gaukler dort versteht es gut;
Die kind'sche Menge lockt das Neue,
Sie fällt vom Glauben, von der Treue.
O bittre Schmach! Das fordert Blut!

„Das Mark verdorrt in unsrem Stamm!
Sie schlagen sich die Brust und knieen,
Und beten an das blöde Lamm,
Wenn wir zu Jagd und Fehde ziehen.
Und mit der Kraft erstirbt die Scham,
Am Kreuz duckt sich die feige Rotte.
Zu buhlen mit dem neuen Gotte,
Verläßt die Braut den Bräutigam.

„Der Heuchler sagt, ein sanftes Joch
Leg' er nur auf des Volkes Nacken: —
Das sanfte Joch, wie bald wird's doch
Das Volk als ehrne Klammer packen!
Rührt sich die Scham in andern nicht,
So will doch ich's nicht länger tragen.
Liegt der Verführer erst erschlagen —
Laß sehn, ob nicht der Wahn zerbricht!"

So spricht er sich in finstre Wuth
Und irrt, vom Rachegeist getrieben.
Ihn dürstet nach des Frommen Blut —
Und länger will er's nicht verschieben.
Zum alten Götterhain empor
Sieht er den Greis am Abend gehen.
„Ha!" ruft er, „willst dir wohl ersehen
Auch hier ein Bäumchen? — Sieh dich vor!"

Der Alte drauf: „Aus diesem Hain
Befahl der Herr mir Holz zu holen
Zum Bau für seinen heil'gen Schrein.
Mir ahnt, warum er mir's befohlen.
Den Sinn erleuchten soll ich dir,
Den finstern Geist in dir ertödten;
Und kann ich's nicht, so wirst du röthen
Mit meinem Blut den Boden hier."

„Höhnst du mich?" braust da jener auf;
„Mir willst den Sinn du, mir erhellen?
Gib andern deine Mähr' zum Kauf,
Und laß bei mir das Vogelstellen!
Dein Gott gefällt mir nicht, du Thor!
Der Schächer, den — wie sie mir sagen —
Sein eigen Volk an's Kreuz geschlagen,
Und zog ihm einen Mörder vor!"

„Du lästerst ihn, den du nicht kennst,"
Spricht Landolin in frommer Eile;
„Du weißt nicht, wie du selber brennst
In bangem Durst nach seinem Heile." —
Da blitzt die Axt in Giskos Hand:
„Nimm das für deinen Spott zum Lohne!
Geh hin — sag's ihm an seinem Throne:
Ich that's, wozu er dich gesandt!"

Der Alte sinkt, zum Tode wund,
Und faltet zum Gebet die Hände,
Küßt noch das Kreuz mit bleichem Mund,
Und spricht: „Herr, deinen Engel sende,
Das Werk, das ich umsonst versucht,
An dieser Seele zu vollbringen!
Doch du — laß dir zum Herzen dringen
Sein Wort: Ich segn' ihn, der mir flucht!"

Wie nun das Blut verrinnet dort,
Verfliegt der Zorn in Giskos Seele,
Gern spräch' er noch ein freundlich Wort —
Der Ton erstirbt ihm in der Kehle.
Zu Boden finster stiert er jezt.
„Mord!" ruft's. Wer ist's? Wer wagt's, zu fragen:
Den Unbewehrten zu erschlagen,
Wer hat zum Richter dich gesezt?"

Und finstrer bohrt im Blut sich ein
Sein Aug'. Da bricht das Aug' des Frommen,
Und sieh! es blüht ein Glorienschein
Um's bleiche Antlitz still erglommen.
Den Blick abkehren will er schnell,
Ihm ist's, wie in die Sonne schauen.
Es faßt ihn übermächtig Grauen —
Im Aug' erstirbt des Sehens Quell!

2.

Greis.

Wo sind wir, Knabe? Lichtet sich der Tann?
Die Stirn umspielt mir's lieblich, Vögel singen,
Nach langer Oede hör' ich dann und wann
Der Menschenstimme Ton zum Ohre bringen.
Zur todten Wurzel hier in ew'ger Nacht
Kann nie das holde Licht den Weg mehr finden.
Du bist mein Auge: — sag' dem armen Blinden,
Ob hier nicht frei das Land als Garten lacht?

Knabe.

Ja, Vater, endlich öffnet sich der Pfad,
Den wir durch Wald und Fels herabgeklommen.
Hier duften Matten, golden wegt die Saat,
Warm kommt die Luft von unten auf geschwommen.
Mit Stadt und Dorf in bunter Reih' besät,
Dehnt sich ein üppig Land zur Augenweide;
Ein Strom durchzieht's als blitzendes Geschmeide,
Und drüber hin die Sonn' in Gold zergeht.

Greis.

Hier laß uns ruhn! Es schwindet mir die Kraft.
Vielleicht ist's hier, wovon mir ward verheißen:
Mir wird mit eins nach langer Pilgerschaft
Die ehrne Binde vor den Augen reißen;
Noch einmal werd' ich sehn die schöne Welt,
Und werd' in seinem Glanz mit Wonnegrauen
Den Gottessohn, der sie erlöset, schauen,
Worauf der müde Leib in Staub zerfällt.

Knabe.

Ja, setz dich, Alter, auf der Bank von Stein
Hier bei den Pilgern an des Klosters Pforten!
Geschäftig gehn die Brüder aus und ein,
Und schöpfen Wasser von dem Brünnlein dorten.
Es scheint ein Segensborn voll Wunderkraft,
Um den die Kranken sich begierig drängen.
Laß dir die blinden Augen mit besprengen!
Vielleicht, daß dir auch Heil die Quelle schafft!

Greis.

O Kind! Aus andrem Quell ward mir zu Theil,
Was nimmer kann ein ird'scher Born gewähren:
Dem Geiste Licht, der kranken Seele Heil;
Das war fürwahr ein himmlisches Bescheeren!
Gefrevelt hab' ich, hab' mit Mord versucht
Mich an dem Herrn, dem diese Glocken klingen,
Dem sie mit Inbrunst Dank und Preis hier singen; —
Er aber segnet den, der ihm geflucht.

Knabe.

Hier ist die Stelle, Vater, wo dein Stab
Den Boden rührt — hier ward der Mann erschlagen,
Der diesem Land zuerst die Kunde gab
Von ihm, der seiner Brüder Schuld getragen.
Noch sieht man's leise durch den Stein sich ziehn
Wie rothe Adern, wo sein Blut geflossen;
Aus seinem Blut hat sich der Quell ergossen,
Der Segensquell des frommen Landolin.

Greis.

Ha! Sprichst du wahr? So schöpft mir von dem Quell!
Schöpft mir davon! Ich habe Reu getragen.
Ein Engel führte wohl mich hier zur Stell'.
Benezt mein Aug'! Ich bin's, der ihn erschlagen! —
O wunderbar! O Grau'n! Die Binde reißt,
Die Welt vor mir in Purpurgluth zerflossen,
Der Himmel golden drüber aufgeschlossen! —
Die Hülle sinkt! O Herr, nimm meinen Geist!

E. Reinhold.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Herbst. — Die Besucher der Ausstellung

Wenn der Frühling von den Freunden der Gemeinplätze lauter gepriesen, und von den Poeten, welche die tausendmal widerlegten Ueberlieferungen des Parnasses in abgetragenen Reimen wieder auflegen, vorzugsweise in Liedern verherrlicht wird, so ist wohl hier, wie überall, die farbenreiche Nachlese der schönen Sommerzeit in den Erntetagen der Rebe und der schmackhaften Baumfrüchte den wahrhaft poetischen Gemüthern der liebste Theil des Jahres. Hat sie weniger Glanz als die Morgen des Lenzes, so ist ihr buntes Schauspiel in weit tiefere Gluth getaucht, und wie alles, was verschwindet, mäßigt und verklärt sie die übrigen Elemente ihrer Schönheit mit dem Reize der Schwermuth. Hier, an der Seine, besitzen diese Ausläufer der heißen Monate eine ganz besondere Anziehungskraft; zu den lezten Gaben der alternden Natur gesellt sich stets der erste Schimmer winterlicher Pracht, und heuer kommt dazu noch der gewerbliche Theil der Weltausstellung. Anfangs in unentwirrbarem Durcheinander befangen, gewinnt sie in ihrem lezten Stadium jeden Tag an Ordnung und Klarheit, theilt sich von Woche zu Woche besser, übersichtlicher ein, rückt die Erzeugnisse, deren innere Bedeutung durch ihre Abkunft aus der magischen Ferne sich erhöht, mehr und mehr dahin, wo sie am schnellsten und besten in's Auge fallen, gibt auf der andern Seite den gemeinnützigen Erfindungen, welche die Provinz gesendet, immer günstigere Pläze, und wie die herbstliche Nachhut des Sommers oft zauberischer wirkt, als der lenzige Vortrab desselben, so hat die Ausstellung in den Stunden ihrer Agonie ein jugendlicheres Ansehen als in der Aera ihrer Jugend.

Es ist daher begreiflich, daß viele der Gäste, welche in diesem Jahre so viel zahlreicher als sonst nach Paris gezogen waren, sich länger, als sie vorhatten, an der Seine zurückhalten ließen. Für uns Pariser ist dieß eine gute Gelegenheit, dieses menschliche Allerlei zu betrachten und zu behorchen. Die Engländer begegnen uns in den Straßen und in den Cafés mit derselben Miene, Haltung und Gestalt, die sie überall und jeder Zeit zur Schau tragen. Da ist nichts Neues zu sehen, nur eine dichtere Masse; die Männer sind so stämmig und so gesezt, wie die ganze Welt sie sich denkt, und die Frauen so hager und dabei so ungelenk, wie wir alle sie gesehen. Asiaten, von den Ufern des griechischen Mittelmeers bis zu den Ländern jenseits des Himmalaya, begegnen einem bloß in vereinzelten Exemplaren und nehmen sich wie Masken aus. Die Theater, die ich zu besuchen pflege, räumen ihnen Freipläze ein, und man kann sich leicht denken, daß es nicht gewichtige Tragödien sind, was sie vorzugsweise anzieht, sondern daß Possen, in denen viel gesprungen wird und die Grimassen die Oberhand haben über die Worte, die mächtigste Lockung für sie sind. Auch verschmähen sie die Musik, welche die Bewegung der Zerrgestalten begleitet, keineswegs, und ein belustigender Schwank, halb Legende des Mittelalters, halb Anspielung auf die Mitwelt, gefällt diesen Fremdlingen ganz besonders. Es ist der „Sire de Framboisy," der als Kreuzritter in das heilige Land gezogen ist und schon an die sechzehn Jahre seine liebenswürdige Gattin im alten, festen, einsamen Schloß auf seine Rückkehr harren läßt. Dieser muß, obgleich sie mit einer Schwester von unverwüstlichem Frohsinn lebt, am Ende vor lauter Warten die Zeit etwas gar zu lange werden, und sie muß sich also nach Mitteln umsehen, dieselbe möglichst zu kürzen. Sie legt sich daher, wie ihr gerathen worden, auf das Studium des Fortschritts und der verschiedenen Welten (monde, demi-monde, grand monde), in welche die Gesellschaft zerfällt, lernt Polka tanzen, die neuesten Singspielweisen und die italienischen Novitäten trillern, läßt sich ein altes, gemüthliches Menuet einleiern und übt dazu das schickliche Geberdenspiel wie der Füße maßvolle Regung ein. Diese Mischung von Musik aller Art und von Pantomime ist es, was jene weitहergekommenen Pilger vorzüglich ergözt; ihre freudige Aufmerksamkeit läßt auf die Erquickung ihres Innern schließen, und sie sind bei solchen Vorstellungen am Ende die komischsten Gestalten. Und nicht allein den fremdartigen Menschen in den sonderbaren Trachten, auch den europäisch civilisirten Besuchern der Ausstellung schmeckt dieses närrische Zeug ganz besonders, und nebst dem Sebastopolgepränge ist von ihnen nichts so sehr gesucht als derlei toller Spuk. Die Provinz, die der kleineren Gemeinden zumal, die in ihren engen Kreisen von solchen zwerchfellerschütternden Thorheiten keine Ahnung hatte, nimmt den lebhaftesten Antheil an diesem Getümmel ausgelassener Heiterkeit und Erfindung. Dagegen behaupten sie, was in Paris den Gaben ihrer Heimath weit nachstehe, das sey Essen und Trinken. Dieses finden sie in Paris nicht bloß theurer, sondern auch schlechter als zu Hause. So lauten namentlich die Klagen des provinziellen Bürgerstandes; die höher Gebildeten, die Herrn Anwälte, Richter und Geistliche zumal, versagen ihre werkthätigen Huldigungen den Leckereien, wie den ausgesuchten Flüssigkeiten der mit allen Kostbarkeiten gesegneten Hauptstadt keineswegs. Sie werfen zwar den Parisern vor, von dieser ganzen Herrlichkeit sey nichts auf dem sumpfigen Boden

Lutetias gewachsen, fast alles sey aus der verachteten Provinz bezogen. Allein der Pariser Witz erwiedert ihnen, die großen Genies haben von jeher die kleinen Producenten geplündert, deren Einfälle zu ihren Gedanken verwandelt und so zu ihrem Eigenthum umgeschaffen. Paris, hieß es, ist das große Genie, das die Säfte und Kräfte der übrigen Welt an sich zieht und etwas Außerordentliches daraus bereitet, etwas, womit sonst nichts sich messen kann. Und fragte ich dann, wer das große Genie sey, dem man Paris vergleiche, so ward weder Dante noch Shakespeare, die beide auch mit fremdem Stoff den Reichthum ihres eigenen Marks vermehrt haben, sondern der schöngeistige Wunderthäter des heutigen Frankreichs genannt, der unermüdliche Alexander Dumas, der Vater. Wenn in der That irgend ein Urtheil den Geschmack der Pariser, wie er heutzutage durch ein Labyrinth von Umständen, Ueberlieferungen und Beispielen geworden ist, in seinem wahren Wesen kennzeichnet, so ist es diese kleinbürgerliche Schwärmerei für den Verfasser des Monte Christo und des Fräuleins von St. Cyr. Das ästhetische Bedürfniß der Pariser Mittelklasse befriedigt so ziemlich vollständig der gefeierte Eugen Scribe; aber Lamartine, Musset, Augier und ihre Genossen haben auf die Leute nicht ganz umsonst gewirkt; sie haben ein Verlangen nach wenigstens etwas Poesie verbreitet. Man impfe nun dem Geiste Scribes ein paar Tropfen Poesie ein, und der Dumas ist fix und fertig. Seine Dramen und Erzählungen waren den Gästen aus der Provinz keineswegs völlig fremd, und gar viele derselben hatten mehr als eines seiner Stücke im Osten oder Westen, im Norden oder Süden gesehen, sey es in dem Schauspielhause einer Präfekturstadt, sey es auf der Winkelbühne eines Markts, wo der Friedensrichter und der Steuereinnehmer eines Verwaltungsbezirks dritten Rangs den Vorsitz führen. Was sie davon in Paris zu sehen und zu hören bekamen, war ihnen daher nichts neues, aber es mundete ihnen ganz anders; sie fanden es, so zu sagen, viel besser gekocht und angerichtet.

Bei Gelegenheit des neuesten Sand'schen Dramas, Maitre Favilla, und der Besprechungen, die es veranlaßte, habe ich eine Figur kennen lernen, die mich unwillkürlich an einen Charakter des Shakespeareschen Hamlet erinnerte und mir zeigte, mit welcher Bravour der Wahrheit und Lebendigkeit der englische Dichter in einem höfischen Typus einen Inbegriff des Mittelbürgerthums, wie es zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorkommt, uns veranschaulicht hat. Die Herrn Maires und Gemeinderäthe haben in künstlerischen Dingen, von der Bühne an bis zur Plastik in der Ausstellung, kein sehr unabhängiges Urtheil, und es mußte ihnen also daran gelegen seyn, die Aussprüche sachverständiger Personen zu vernehmen, um mit denselben in ihre Heimath, wo sie etwas Rechtes sind, zurückzukehren und sie daselbst als Aeußerungen ihrer Ansichten, mit dem Siegel ihrer amtlichen Würde versehen, unter die Leute zu bringen. Was der Herr Maire über Paris aussagte, das konnte nicht geleugnet werden, und jede Widerrede mochte als eine Kundgebung wühlerischen Ungehorsams angesehen werden. Da aber manche dieser Herrn die Sache gewissenhaft angreifen wollten, so beschlossen sie auf verschiedene, ihnen als spruchfähig bezeichnete Geschworene der schöngeistigen und künstlerischen Welt zu horchen und deren Worte auf die eben angedeutete Weise zu benutzen. Solch ein provinzialer Würdenträger hatte sich nun zu diesem Ende mit einigen Feuilletonisten in Verbindung gesezt, die eben so gut über Bildhauerkunst, von der sie gar nichts, als über Poesie, von der sie sehr wenig verstehen, in den untern Stockwerken ihrer Zeitungen sich verbreiten. Der Würdenträger aus Berry befragte nun einen dieser Literaten über das Stück der Sand, das er zwar gesehen, aber nicht begriffen hatte. Er meinte, um derlei Dinge ohne Beihülfe zu fassen, müsse man studirt seyn, und das sey von einem Pariser Federmann, nicht aber von einem schlichten Maire zu fordern. Er hörte die Meinung des Kunstrichters gläubig an und wiederholte sie zuversichtlich. Derselbe hatte ihm versichert, es sey ein treffliches Bühnenstück, und er vertheidigte dieses Votum in der Gesellschaft auf's lebhafteste gegen Widersacher, die sich bei der Aufführung des fraglichen Dramas gründlich gelangweilt hatten. Der Maire sah zu seinem Verdruß Lacher und vernünftige Leute gegen sich. Da ward er von einem minder ursprünglichen Landsmann einem andern Feuilletonisten empfohlen, der zwar nicht mehr versteht, als der andere, aber was in stimmfähigen Kreisen hin und her geflüstert wird und zulezt vorwiegt, besser zu erhorchen weiß. Dieser war auf die Dichterin, den Stolz des Berry, und namentlich auf ihre lezten Werke, aber vor allem auf Meister Favilla lange nicht so gut zu sprechen als der erste. Er machte die Sache nicht, wie jener, in allgemeinen Winken ab, sondern ging auf das Kleine ein, ohne das Große zu versäumen. Dieß leuchtete dem gelehrigen Maire so vollkommen ein, daß er die Meinung des ersten Feuilletonisten und seinen gestrigen Streit völlig vergaß und in derselben Gesellschaft die Ansicht des zweiten gravitätisch vortrug. Steht hier nicht, zwar unter andern Verhältnissen, aber persönlich, Zoll für Zoll, der leibhaftige Polonius vor uns da, und ist es nicht deutlich, daß der Dichter des Hamlet, indem er die Schwächen seiner Epoche und seines Landes treu wieder gab, die Schwächen anderer Nationen in ferner Zukunft mit denselben Strichen gezeichnet hat?

Daß übrigens die Provinz keineswegs so geistig arm ist, als die Pariser sich einbilden, davon konnten sie sich, wenn sie anders wollten, während der Ausstellung vollkommen überzeugen. Sie führte eine Menge unterrichteter Männer hieher, welche als Vertreter der in den kleineren Mittelpunkten des französischen Reichs fortwährend steigenden Bildung gelten konnten. Namentlich fanden die Pariser Herrn bei manchen Advokaten aus der Provinz gediegenere Kenntnisse und die Früchte eines engeren und stetigeren Verkehrs mit der Menschenwelt, als bei den Pariser Sachwaltern, die durch den Glanz einer oft

hohlen Beredtsamkeit sich einen Ruf für die Zeit ihres Wirkens erwerben, aber in den Augen unbefangener Beobachter ihren Standesgenossen in verschiedenen, namentlich östlichen Provinzen, was den Gehalt der Leistungen betrifft, nicht gewachsen sind.

Auch die Geistlichen, die im Monat August in hellen Haufen aus allen Sprengeln der französischen Kirche hieher kamen und wenigstens auf dem linken Seineufer allenthalben gastliche Aufnahme fanden, obgleich auch auf dem rechten ihnen viele Thore und Thüren offen standen, sezten den gastfreundlichen Parisern mit gebildeter Heiterkeit in den Worten, mit zuweilen etwas bäurischem Humor in Mienen- und Geberdenspiel, eine Menge großentheils lustiger Geschichten vor, und der vergnügte, manchmal schalkhafte Ton dieser ländlichen Chroniken schien ein munteres Widerspiel zum finstern Ueberwurf, den sie auch in diesen Tagen der Ferien nicht ablegen durften. Wenn sie die kanonischen Quellen, über die sie verfügen, zur Erheiterung weltlicher Gemeinden benuzen dürften oder wollten, sie hätten namentlich über die Weiber unendlich mehr und ungleich interessantere Sachen mittheilen können, als die Advokaten; aber nicht ein einziger mißbrauchte, meines Wissens, das heilige Vertrauen, das eine unerschöpfliche Fundgrube von Geheimnissen werden muß. Was ihnen dagegen durch ihre Beziehungen zu den weltlichen Obern, durch ihr bequemes Verhältniß zu so vielen Haushaltungen, durch ihren natürlichen Zutritt zu Groß und Klein zukommen mochte, das gaben sie in weder zu laxem noch zu wichtigem Ton auf's liebenswürdigste preis. Dieser Ton und daß sie dem aufheiternden Rebenblut, womit man ihre fröhliche Erzählerlaune belohnte, ohne Geziertheit, allein auch mit Mäßigung zusprachen, gefiel dem Pariser wohl und war für ihn ein Zeichen, daß seine geistlichen Gäste keine Fanatiker sind.

Der Herbst rückt rasch vor, man ißt bereits bei Lampen- oder Kerzenlicht zu Mittag und die Winterconversation beginnt sich vor dem Camin einzuleiten. Die vornehmsten Gegenstände sind Sebastopol, die Nachfreuden der Gewerbeausstellung, die jezt durch Festgelage ihr buntes Leben noch anziehender macht, eine Rückschau auf das Weltmuseum der Statuen und Gemälde, die bevorstehenden Lustbarkeiten des Winters, und vor allem das Theater. In den höchsten und niedersten Ständen ist das Schauspiel das Thema der lebhaftesten Gespräche, und wird auf den vornehmen Sammtkissen der Gräfin oder der Rothschildin die Ristori, die bereits in das Stadium einer verjährten Modekönigin übergegangen, halb gähnend besprochen, so klingen in den geselligen Cirkeln der untern Schichten die schmeichelnden Melodien der komischen Oper wieder, welche im vorigen Winter in der Mode war.

Vom Mittelrhein, Oktober.

Zwei alte Lustschlösser.

I.

Einen Theil meiner Knabenzeit habe ich in Speyer und an der dortigen Schule verlebt. Das geht jezt schon stark in's vierte Decennium zurück, aber die Erinnerung an jene Tage ist noch frisch und lebendig, ja sie scheint, wie alles, was in die Kinderzeit fällt, mit steigenden Jahren immer lebendiger zu werden. Es ist, als ob die alternden Bilder einen neuen Firniß und damit neuen Farbenglanz erhielten. So stehen noch frisch die Maifeste vor mir, und die bescheidenen Ausflüge, die wir alljährlich mit unsern Professoren machten, wenn der Mai in's Land eingezogen war, so schön, wie er jezt, mein' ich, gar nicht mehr ist, just wie die Kirschen jezt gar nicht mehr so gut sind, wie damals.

So weit, wie in unsern Tagen, konnte man natürlich vor dreißig Jahren in den sechzehn Stunden eines Maitages nicht ausfliegen; darum wurde unser jährlicher gemeinsamer Spaziergang auf irgend einen Punkt der näheren Umgebung beschränkt, und aus dieser tauchen vor allen zwei Lustschlösser vor mir auf, die wir vorzugsweise gern als Ziel der bewußten Freudentage vom Rector oder dem Professorenrath bestimmt sahen. Waghäusel und Schwezingen heißen sie, beide über dem Rhein auf badischem Boden gelegen, das leztere drei, das erstere nur zwei Stunden von Speyer entfernt. Dabei gab's immer eine kürzere oder längere Wasserfahrt, denn die Stadt war damals noch nicht einmal durch eine fliegende Schiffbrücke, wie jezt, mit dem badischen Ufer verbunden. Langsam ging es mit der Fähre hinüber, die weidlich stromab getrieben wurde und jenseits noch langsamer wieder aufwärts steuern mußte. Ja nach Schwezingen gab es sogar eine förmliche Wasserpartie zwei Stunden lang, wenigstens zu Thal, während der Heimweg zu Fuß zurückgelegt wurde.

Diese zwei Punkte nach einer langen Reihe von Jahren einmal wieder zu sehen, dazu drängte es mich, als ich in diesem Jahre wieder einmal nach Speyer kam und dort so manches anders, freilich auch schöner geworden

sah, vor allem den Dom, von dessen gegenwärtiger und künftiger Herrlichkeit wir uns in jener Zeit nichts konnten träumen lassen. Mein erster Gang nach außen war der nach Waghäusel, wo es uns einst so wohl war in der traulichen grünen Einsamkeit. Es war ja dort nichts zu finden, als das kleine Schlößchen, ein kleines Kloster mit einer Wallfahrtskirche und zwei oder drei Häuser, darunter das Posthaus, in dem die Professoren und etwa noch die Herren Lyceisten zu Mittag aßen, während wir andern, freilich eine ansehnliche Schaar, für die im Hause nicht Raum war, unter Himmelblau und frischem Grün fouragirten und uns den Wein oder jenes antediluvianische Dünnbier, vor dem man sich heute schütteln würde, in einer Weise schmecken ließen, die im gewöhnlichen Gang der Dinge als hochnothpeinliches Verbrechen betrachtet und mindestens mit ein paar Tagen Carcer, wo nicht gar mit Entlassung geahndet worden wäre.

Es überkommt mich heute noch ein süßer Schauer, wenn ich mir zurückrufe, mit welchem Gefühl ich als Knabe in den prächtigen Wald hineinschaute, an den das Schlößchen sich gleichsam lehnte, oder vielmehr gegen den es mit der Eingangsseite gekehrt war. Denn vom Gitterthore des grün beschatteten Hofes oder von der Freitreppe des Gebäudes aus sah man weit in diesen Wald hinein bis dahin, wo die Perspective des schnurgeraden Weges aufhörte und die beiderseitigen Bäume ganz nahe zusammen rückten. Das Schlößchen selbst war damals unbewohnt, aber ganz wohl erhalten, wie es der letzte Fürst-Bischof von Speyer, der seit 1802 mediatisirte Graf Wilderich von Walderdorf, ein paar Wochen vor seinem 1809 erfolgten Tode verlassen hatte. Dazu noch das stille Klösterchen mit seinen kühlen Gängen, in denen nur noch ein einziger Pater, der den Kirchendienst zu versehen hatte, und ein Laienbruder umher wandelten; daneben die Kirche, von alten hohen Linden beschattet, und unter ihr ein Grabgewölbe, in das man von außen durch eine vergitterte Oeffnung hinabschauen und die Gräber zählen konnte. Das alles gab zusammen ein Bild, nicht eben sonderlich schön und landschaftlich reizend, aber anheimelnd durch die friedliche Stille, fast geheimnißvoll, besonders für eine Knabenphantasie.

Damit ich doch auch das wenige Geschichtliche und Sagenhafte berühre, das ich von diesem Waghäusel weiß, nur Folgendes. Die Volkssage erzählt, ein Schäfer habe an der Stelle, wo die Kirche steht, ein Muttergottesbild in einem alten hohlen Baume gefunden und es mit sich nach Hause genommen; am andern Morgen aber sey das Bild verschwunden gewesen und offenbar wieder an seine frühere Stelle zurückgekehrt, denn dort habe es der Mann wieder angetroffen. Das Mirakel gab den Anlaß zur Erbauung einer Wallfahrtskapelle und später eines Klosters. Das Schlößchen verdankt seine Entstehung dem drittletzten Fürstbischof von Speyer, dem Cardinal Damian Hugo Philipp, Grafen von Schönborn, demselben, der das Schloß zu Bruchsal erbaute, wohin schon sein Vorfahrer die Residenz verlegt hatte, weil er mit dem evangelischen Rath der Stadt Speyer in stetem Hader lebte und das Schloß zu Philippsburg mit der dortigen Festung durch die Franzosen zerstört worden war. Ueberhaupt richtete sich dieser Fürstbischof Damian von Schönborn mindestens ein halbes Dutzend solcher Lustschlößchen auf beiden Seiten des Rheins her. Sein zweiter Nachfolger, der Reichsgraf von Limburg-Styrum, bekannt als Wiederhersteller des Doms, hat Waghäusel mit besonderer Vorliebe zum Sommeraufenthalt erkoren und deßhalb das Schloß und zugleich die Wallfahrtskirche des Kapuzinerklosters vergrößert. Der letzte Fürstbischof von Speyer, Graf Wilderich von Walderdorf, wurde 1802 mediatisirt, sein Sprengel auf dem linken Rheinufer dem des Bischofs von Mainz einverleibt, sein Land auf der rechten Seite ging an Baden über. Mit einer Pension von 42,000 Gulden lebte er zurückgezogen auf seinem vorbehaltenen Schlößchen Waghäusel bis zu seinem 1809 erfolgten Tode. Von dort an wurde dasselbe nur selten von Gliedern des badischen Fürstenhauses auf kurze Zeit bewohnt, vielmehr besucht, und vor etwa zwanzig Jahren an den Fürsten Karl v. Wrede, der damals Regierungspräsident zu Speyer war, auf einige Jahre vermiethet.

Das Gebäude selbst, nicht eben groß, bildet ein Achteck und ist von vier uniformen Häusern umstellt, in denen seiner Zeit die kleine Hofhaltung untergebracht war. Aus dem Dache des ziemlich niedrigen Achtecks ragt ein kuppelartiger Bau von ähnlicher Form heraus, dessen Inneres nur einen einzigen Saal bildet, der unter dem Namen der Eremitage bekannt ist. Er ist nämlich ganz al fresco gemalt und stellt das Innere einer Einsiedelei mit allen Geräthen und Utensilien eines armen Klausners vor. Diese Einsiedelei galt uns seiner Zeit als non plus ultra von Schönheit, als ein Heiligthum, in das wir mit leisen Tritten und mit angehaltenem Athem traten. Zudem bildet sie ein sogenanntes Flüstergewölbe, das dem diagonal Gegenüberstehenden das leise in die Ecke geflüsterte Wort vernehmlich zu Ohren trägt, während der von der Wand Entfernte nichts vernimmt; eine Eigenschaft, die uns Knaben Staunen und Bewunderung abnöthigte.

Dieses Waghäusel also war kürzlich das Ziel meines ersten kleinen Ausfluges von Speyer. Ich durfte nach allem, was ich seither darüber gelesen, nicht hoffen, es noch in seinem früheren Zustande, in der alten heimeligen Stille und klösterlichen Einsamkeit zu treffen, denn seit einer Reihe von Jahren herrscht dort ein lautes, bewegtes Leben und Treiben. Es ist diesem einsiedlerischen, zur ernsten Meditation wenigstens recht geeigneten Bischofssitze ergangen wie so manchem andern Fürsten- und Herrenschlosse, die alles bewältigende Industrie hat sich seiner bemächtigt und treibt ihr rastloses Wesen darin. Schon von weitem sah ich die hohen Schlote über den Rhein herüber ragen, und als ich näher kam, welch ein ganz anderer Anblick als vor dreißig Jahren! Da hinten lag



zwar noch der dunkle Wald, aber das liebliche Grün um das Lustschloß her war verschwunden. Auf kahlem, baumlosem Felde erheben sich hohe Fabrikgebäude in reicher Zahl, die das Schloß überragen und verdecken. Zwar ist dieses mit seinen vier Nebengebäuden noch unversehrt vorhanden, aber statt des kleinen Breviers haben große Kassabücher in demselben ihren Platz. Verschwunden ist auch das Klösterlein, aber Kirche, Post- und Wirthshaus stehen noch. Kurz, die ganze Scene ist eine völlig andere geworden und in ihrer jetzigen Gestalt wohl von größerem Nutzen, von größerer Schönheit aber keineswegs.

Hier steht jezt die größte Zuckerfabrik im ganzen deutschen Zollvereinsgebiete, ja wohl auf dem ganzen Continent. Von dem Bankierhaus Haber seiner Zeit begründet, hat das Etablissement eine schwere Zeit zu bestehen gehabt, und während es jezt in hohem Grade rentabel ist, würde es vor Jahren zu Grunde gegangen seyn, wäre der badische Staat nicht als gewichtigster Actionär in die Gesellschaft getreten. Es ist hier, wie anderwärts zum östern, der Beweis geliefert worden, wie der Staat durch rechtzeitige Beihülfe bedeutende Unternehmungen vor sonst unvermeidlichem Ruin bewahren und zu seinem eigenen Vortheil wieder heben kann. Wäre das ausgedehnte Geschäft in ungünstiger Zeit zu Grunde gegangen, so wäre dadurch nicht nur den Betheiligten ein schwerer Schlag versezt worden, auch die entgangenen Vortheile für das Land umher müßten als bedeutender Verlust beklagt werden. Und zöge der Staat jezt keine andere Rente aus diesem Geschäft, der Vortheil für die Landwirthschaft und die ärmere Bevölkerung allein wäre hinreichender Ertrag. Man muß durch diese verschiedenartigen Gebäude und ihre Räume wandern und die vielfältige Thätigkeit dieser Masse von Arbeitern betrachten, man muß namentlich in der Herbstzeit das bewegte Leben sehen, wie ich es gerade gesehen habe, wo endlose Wagenzüge mit Zuckerrüben herangezogen kommen, um einen rechten Begriff davon zu bekommen, was da alles in einander greift.

Zahlen beweisen immer am deutlichsten, darum vergönnen Sie mir, solche hier beizubringen, wenn sie sonst auch als trockene Kost erscheinen. Die ganze Anstalt ist darauf eingerichtet, anderthalb Millionen Centner Rüben alljährlich zu verarbeiten, die freilich nur selten in solcher Zahl geliefert werden können, weßhalb statt der 3000 Arbeiter, die beschäftigt werden könnten, manchmal nur 12 bis 1600 in Thätigkeit sind; immerhin schon eine beträchtliche Zahl. Mehr als 250 Gemeinden sind beim Rübenbau für Waghäusel betheiligt und liefern ihr Produkt theils unmittelbar hieher, theils auf die Filialtrockenhäuser zu Eschelbach, Grötzingen, Bretten, Zeuttern, Mosbach und Speyer, von wo es zerschnitten und getrocknet hieher gebracht wird. Wird das volle Quantum geliefert, so ergeben sich daraus 80,000 Centner Melis, Kandis, Farin und Stampfmelis und 60,000 Centner Melasse, aus der 5000 Ohm Spiritus gewonnen werden. Die von der Brennerei absließende Schlempe geht in die Pottaschesiederei über und liefert 25,000 Centner Pottasche und 1300 Centner Salze, nämlich Chlorkalium, schwefelsaures Kali und Soda. Die sonst als Dünger benuzten Rübenschnitze werden nun ausgewaschen und gepreßt, um als gutes Viehfutter verbraucht zu werden. Eine besondere Dampfmaschine sezt zu diesem Behuf zwei große Pumpwerke und sechs Pressen in Bewegung. Bei vollständiger Benutzung aller Rübenrückstände könnten gegen 10,000 Rinder damit genährt werden.

Faßt man die Geldsummen in's Auge, die hier zur Verwendung kommen, so tritt uns eine jährliche Ausgabe von mehr als zwei Millionen Gulden entgegen, von denen zwei Drittheile unmittelbar dem Landbau, den Gewerben und der Arbeit zukommen. Ueber 600,000 Gulden werden für Ankauf der Rüben, 400,000 für Arbeits- und Fuhrlohn, 300,000 für Steinkohlen und Coaks, 250,000 für sonstige Materialien verwendet, und die Rübensteuer allein beträgt die Summe von 525,000 Gulden. Welche Zahl von Händen beschäftigt ein solches Etablissement, wenn man von der Steinkohlengrube und dem Rübenfelde an die Arbeit bis zur Verpackung und Versendung des fertigen Fabrikats verfolgt!

Es ist interessant, durch diese verschiedenen Räume zu wandern, hier über ganze Hügel von Rohzucker zu steigen, dort die großen Kessel voll siedenden braunen Saftes zu sehen, und weiter, wie die beispiellos schnell rotirende Centrifugalmaschine die flüssigen Theile auswirft und in wenigen Sekunden den dicken Syrup in weißes Zuckermehl verwandelt. Hier die großen Oefen, in denen die Brode oder Hüte, deren täglich nahe an dritthalbtausend fertig werden können, getrocknet werden, dort die Räume, in denen die gefüllten Formen mit der noch weichen Masse stehen, und die andern, in denen die bräunlich gebliebenen Spitzen abgedreht oder die fertigen Hüte zu tausenden aufgestellt werden. So recht appetitlich ist es da troz aller Süßigkeit freilich nicht, denn es klebt und pappt allenthalben; aber all dieses Getriebe, alle diese Manipulationen mit anzusehen, die darauf ausgehen, der Welt das Leben zu versüßen, das ist immerhin und für jeden interessant.

Diese großartige Thätigkeit und ihr weithin reichender Nutzen hat mich denn auch mit dem Gedanken versöhnt, die poetische Stille der bischöflichen Einsiedelei gänzlich verscheucht zu finden. Was aber meine Stimmung trübte, das sind die dunkeln Flecken, welche das Jahr 1849 bei Waghäusel zurückgelassen hat. Gerade hier war ja der Platz des blutigsten Kampfes zwischen den Freischaaren und den Preußen. Aus dem nahen Walde flogen die Kugeln jener und streckten manchen braven Soldaten zu Boden; da auf offenem Felde wehrten sie sich mit einem Muthe, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre; an dieser und jener Ecke der Gebäude verhauchten so manche ihr junges Leben, wie sie meinten, für Freiheit, Gleichheit, Wohlstand und Bildung für

alle. Es ist keine der erträumten Früchte aus der blutigen Saat aufgegangen, nur das Weh, das jener Tag bereitet, zuckt in vielen Herzen noch nach. Die Maschinen, die damals auf kurze Zeit stille standen, gehen längst wieder ihren alten Gang bei Tag und Nacht; ihr Aechzen, Stöhnen und Zischen hat längst das Geräusch des Kampfes und das Röcheln der Sterbenden übertönt; nur droben am Flüstergewölbe der Eremitage gemahnen die Töne bisweilen noch wie verhallende Seufzer.

Aus dem Jura, Oktober.

(s. Nr. 31.)

VI.

Nach dem Westabhang des Gebirgs.

Der Reisende, welcher von La Chaux de Fonds aus die Ufer des wilden Doubs zu besuchen wünscht, möge sich hüten, seine Bekannten wegen des dahin einzuschlagenden Weges um Rath zu fragen, denn jeder wird ihm seinen Lieblingsweg empfehlen, und da drei Straßen und wenigstens ein halbes hundert Fußpfade, welche sämmtlich ihre eigenthümlichen Vorzüge und besonderen Reize haben, dem Flusse und der französischen Grenze entgegen führen, dürfte der Fremde leicht ungewiß werden, wie er sich aus einem solchen Labyrinthe von Rathschlägen heraushelfen soll. — „Da Sie die Schrecken des Münsterthals gesehen haben," hieß es hier, „werden Sie sich wohl nicht durch die Felsschluchten von Moron drängen wollen; wenn Sie meinem Rathe folgen, gehen Sie bis la Maison Monsieur hinab, nehmen dort einen Kahn und fahren dem Sprunge des Doubs" (le Saut du Doubs ist der hier allgemein geltende Name des berühmten Wasserfalls) „gerade entgegen, so daß er Ihnen in seiner ganzen Pracht und Fülle zu Gesicht kommt." — „Die Fahrt flußaufwärts," läßt sich's dort vernehmen, „ist langweilig, an manchen Stellen, wo der Fluß sich ungestüm durch die Felsen Bahn bricht, sogar gefährlich; schlagen Sie jenseits Bel-Air den ersten Fußpfad zu Ihrer Linken ein; er führt von einer sanften Anhöhe zur andern, durch grüne Alpenthälchen, an stolzen Felsgruppen vorbei, und da Sie den Donner des „Sprunges" schon aus weiter Ferne hören werden, können Sie über die Richtung nicht ungewiß seyn, welcher Sie zu folgen haben." — „Man hat Ihnen," äußerte sich mein guter Freund, der alte Maître horloger, welcher, nebenher bemerkt, auf das benachbarte le Locle nicht gut zu sprechen war, in seiner gutmüthigen Polterlaune, „ohne Zweifel den Rath gegeben, über le Locle und les Brenets zu gehen? Ganz gut! Jeder Schneidergeselle, der ein paar Wochen oder Monate hier arbeitet, schlägt, bevor er auf seiner Scheere weiter reitet, diesen Weg ein, um, wie man hier zu sagen pflegt, am Doubssprunge den Teufel Mehlbrei kochen zu sehen. Ich wüßte nicht, was an le Locle und dem Col des Roches und der Roche fendue so schauenswerthes wäre. Le Locle ist eine Vorstadt von La Chaux de Fonds, eine unserer Commanditen und Factoreien, wie wir deren nicht nur im Jura und im Seelande, sondern bis Salins, ja bis Besançon hinüber in großer Anzahl haben; was aber den Col des Roches, welchen eines Ihrer neuesten Handbücher für Reisende in der Schweiz wunderlicherweise in „Cul de Roches" umgetauft hat, und die Roche fendue betrifft, so mochten dergleichen Felsdurchbrechungen ehedem für Sehenswürdigkeiten gelten, während in unsern Tagen die Eisenbahnen weit schwierigere Arbeiten nöthig machen. Nein, Herr, der Pfad über den Pouilleret ist ohne Frage der belohnendste; man hat auf diesem Klippenvorsprunge eine wundervolle Aussicht nach Norden und Westen und erreicht mit wenigen tüchtigen Sprüngen das Ufer des Doubs und das gute, „zum Saut" benannte Wirthshaus."

Da alle diese Vorschläge »pasture da pigliar occhi« etwas anziehendes hatten, beschloß ich, jedem, so weit dieß möglich, sein Recht widerfahren zu lassen, und nahm in dem ersten nach le Locle abgehenden Omnibus Platz. Die Gegend war so morgenfrisch und lachend wie die Wangen und Augen meiner Nachbarin, in welcher ich eine Bekanntschaft von Bel-Air fand. Ihr anmuthiges, unbefangenes Geplauder ließ mir kaum Zeit, auf die belebte Straße, die wechselnde Scenerie, die freundlichen Dörfchen und die vielen hübschen Gebäude das Auge zu richten, welche, je näher man le Locle kommt, um so zahlreicher und geschmückter den Weg säumen. — „In wenigen Jahren," sagte meine Nachbarin, „wird eine ununterbrochene „Allee" von Häusern le Locle mit La Chaux de Fonds verbunden haben, denn schon jezt sind die Zwischenräume selten und von dem Weiler Sur le Cret an glaubt man in le Locle

selbst zu seyn; allein die Eisenbahn, deren Bau die beiden Fabrikorte bereits beschlossen haben, und welche der Richtung dieser Straße nur auf einer kurzen Strecke wird folgen können, dürfte die Baulustigen von hier ab und in ihre unmittelbare Nähe locken." — Manche dieser „Cottages," welche bald aus dunkeln Fichtengruppen blickten, bald von hoch emporgezogenen Rosenzweigen, oder dem bereits purpurn sich färbenden Laub der wilden Rebe umrankt waren, hatten ganz das Aussehen, als gehörten sie der Aristokratie von le Locle an. Das Dämchen belehrte mich jedoch eines bessern; sie sind, wie ich erfuhr, größtentheils von Uhrmacher- und Spitzenklöpplerfamilien bewohnt, und ihre schmucke Umgebung, die hellen Fensterscheiben, die sauber gekleideten Kinder, welche in den Vorgärtchen spielen, lassen gewahren, daß der Segen des Himmels mit den genügsamen, fleißigen und frommen Bewohnern dieser Hütten ist.

Obgleich le Locle, das kaum halb so umfangreich und bevölkert ist, wie La Chaux de Fonds, gleich diesem in einem hohen Bergthale liegt, hat es doch mancherlei Vorzüge vor letzterem Orte. In dem von Wald und Fels malerisch umgrenzten Wiesengrunde, durch welches sich das Silberband des Bied windet, sich hinziehend, hat es ein jugendfrisches, belebtes, fast kokett geschmücktes Aussehen, sorgfältig unterhaltene Gassen, gesundes Trinkwasser in Fülle, und, wie es mir schien, eine heitere, ziemlich leichtblütige Bevölkerung, die das Geld nicht als „der Güter höchstes" betrachtet und auf welche die Luft des „zwei Schritte" entfernten Frankreichs nicht ohne Einfluß geblieben seyn mag; wenigstens zeugt von einem solchen Einflusse der Geschmack und die Eleganz der Kaufläden, besonders die der Gold- und Silberarbeiter, deren Erzeugnisse mittelbar — über Paris und Lyon — und unmittelbar nach Venedig, Konstantinopel und Alexandria wandern. In Wohlthätigkeitsanstalten wetteifert dieser Marktflecken — denn le Locle, das überhaupt nicht in so radikaler Färbung auftritt, wie La Chaux de Fonds, läßt sich den Namen »bourg« recht gern gefallen — in rühmenswerther Weise mit seinem nördlichen Nachbarn, so wie er mit Recht auf mehrere seiner Söhne stolz ist, deren Namen in der Kunstwelt mit Auszeichnung genannt werden und unter denen ich nur Louis Grosclaude nennen will, welcher allgemein als einer der ersten Genremaler unserer Zeit anerkannt ist, und dessen kecken und doch so feinen Pinsel ich hier bei einem seiner Freunde zu bewundern Gelegenheit hatte. Mit lebhafter Theilnahme hört man in diesem Orte, wo jetzt alles auf Wohlhabenheit und rasch fortschreitendes Gedeihen hindeutet, der ärmlichen Mittel gedenken, mit welchen ein Hirtenknabe aus der Umgegend den Grund zu dem großartigen Industriezweig legte, der jetzt in allen Thälern dieses Gebirges blüht. Der Weiler la Sagne, der kaum drei Viertelstunden von le Locle, hinter dem niedlichen Dörfchen Saluze in dem nach Neuenburg führenden Thale halbversteckt liegt, ist der Geburtsort Daniel Jean Richard Bressels. Er begann, wie nicht wenige Schweizer, die sich in ihren späteren Jahren mit Ruhm und Ehre bedeckt haben, seine Laufbahn als „Geisbube," der seine einsamen Stunden in den hohen Thälern mit Schnitzwerk aller Art hinbrachte und sich auf diese Weise zu den Mitteln verhalf, seine kleine Sammlung von Werkzeugen zu vermehren und seine schwachen Versuche zu vervielfältigen. In seinem fünfzehnten Jahre führte ihn der Zufall mit einem Viehhändler aus le Locle zusammen, welcher eine „kranke" Uhr hatte und sich in dem Gebirg vergeblich nach einem Heilkünstler umgethan haben mochte; er drang in Richard, sein Glück zu versuchen; die Uhr wurde wiederholt zerlegt und wieder zusammengesetzt, bis es dem unermüdlichen Geisbuben gelang, in das Geheimniß einzudringen, in welcher Weise und nach welchen Grundsätzen der todten Maschine Leben und Bewegung mitgetheilt wurde. Die kleine Patientin wurde vollkommen hergestellt und Richard begann nun, über die Mittel nachzudenken, welche ihm die Anfertigung einer Uhr zu ermöglichen schienen. Der Geishut entsagend, verschaffte er sich seinen Unterhalt durch das Beschaffen kleiner Sägemühlen, wie wir sie in einem früheren Abschnitte geschildert haben, und durch künstliche Holzschnitzereien aller Art, während er seine freien Stunden dazu verwendete, die verschiedenen Werkzeuge zu fertigen, welche ihm nöthig dünkten, um eine Uhr zu Stand zu bringen. Angeborener Scharfsinn, grenzenlose Geduld und Ausdauer, vieljährige Uebung in mechanischen Arbeiten halfen bald über alle Schwierigkeiten hinweg, und der Jüngling hatte in seinem siebzehnten Jahre — 1681 — die Freude, seinen ländlichen Freunden und Bekannten zu la Sagne das erste von ihm gefertigte Kunstwerk vorzuzeigen. Verbesserungsversuche jeder Art folgten; auch machte er sich allmählig mit den Erfindungen der Engländer und Franzosen in dem Bereiche seiner Kunst bekannt, bis er sich in seinem fünfunddreißigsten Jahre im Besitze der Mittel sah, unter Beihülfe seiner zwei Söhne und Jakob Brandts aus La Chaux de Fonds zu le Locle eine regelmäßige Werkstätte zu eröffnen, wo er durch Lehre und Beispiel den Grund zu dem Betrieb des Industriezweiges legte, welchem jetzt viele Tausende im Jura Unterhalt und Wohlstand verdanken.

Mit Ausnahme des bereits erwähnten Felsdurchbruchs — Roche fendue — an welchem man über achtzig Jahre gearbeitet hat, während in unsern Tagen nicht minder schwierige Unternehmungen im Verlaufe weniger Monate zu Ende geführt werden, bietet der Weg von le Locle bis an die Ufer des Doubs kaum irgend etwas, das der Erwähnung werth wäre; um so mehr überraschte mich von der Höhe eines Felsklumpens, welchen ich erklettert hatte, der Anblick des „Brenetsthales;" denn wie die Themse unterhalb London in einzelne »reaches« (Strecken) zerfällt und jede solche Strecke ihre eigene Benennung hat, so gibt man auch einzelnen Strecken des ungestümen und launenhaften Doubs nach den vorragenderen Ortschaften, welche er bespült, besondere Namen. Meine Ueberraschung hatte ihren Grund weniger in der

wilden Felsenscenerie, welche sich plötzlich vor mir eröffnete, als in der Ausdehnung und der ruhigen Spiegelfläche dieses Flusses, den ich früher in Frankreich an mehreren weit getrennten Stellen in stürmischer Hast und unter wüthendem Getöse durch seine Klippenufer hatte brechen sehen. In der Tiefe, von Fels und Buschwerk fast versteckt, lag das hübsche Dorf les Brenets — man muß in diesem Theile der Welt sich die stets wiederkehrenden »le,« »la« und »les« schon gefallen lassen; man findet kaum einen Weiler oder einen Meierhof, der sich nicht eines solchen Artikelvorschlags rühmte und ihn mit einer Art Titelstolz betonte —; vor mir, zur Rechten und Linken, so weit die überhangenden Felsen die Umschau gestatteten, zog sich der Fluß, zu einem kleinen See ausgebreitet, in seinem wilden Klippenrahmen dahin, fast bis an das französische Ufer hinüber eine kaum merklich geriefte Spiegelfläche, welche durch die schwarzen Schlagschatten der dort sich aufthürmenden Felsen und die dunkelgrünen Föhrengruppen, die sich aus den Schluchten drängten, wunderbar gehoben wurde. Nichts unterbrach die heimliche Stille dieser zauberhaften Scene, als das gelegentliche Anschlagen einer Welle an das tief unter mir liegende Felsenufer, oder der Anruf eines Hirten, der seine Ziegen zur Heimfahrt an sich lockte, oder ein hohles, dumpfes, dem fern rollenden Donner ähnliches Murren, das stärker oder schwächer thalauf drang, je nachdem der laue Nordostwind seine Flügel hob oder senkte; es war das Brüllen des „Saut du Doubs.“

Ich kam zu les Brenets noch zeitig genug an, um einen Spaziergang durch das Dörfchen und am Doubs hinauf zu machen. Les Brenets soll noch vor wenigen Jahren ein malerisch zwischen Fels und Buschwerk halb verstecktes Dorf gewesen seyn; eine vom Nordost genährte Feuersbrunst legte in kaum sechs Stunden fast den ganzen Ort mit seinem alten Kirchlein und dem Glockenthurm in Asche, und bei dem Wiederaufbau war man bemüht, Fels und Buschwerk zu beseitigen und auf dem geebneten Terrain die Häuser und Hütten prosaisch gleichförmig in Reih und Glied zu bringen, so daß jetzt das Dörfchen nur vom Doubs aus gesehen ein anmuthiges Bild darbietet. — Dieser Doubs ist einer der originellsten Flüsse auf der weiten Erde; denn erstens scheint er wie „des Gesanges Wellen“ in der That aus bisher „unentdeckten Quellen“ zu strömen, denn je mehr Karten vom Jura man zur Hand nimmt, desto zweifelhafter wird man, wo der Ursprung dieses Wassers zu suchen ist. Träufeln seine ersten Tropfen aus den grünen Felsklumpen, welche man den großen Risson nennt? Schleicht er aus den Sümpfen, welche sich in der Nähe von Bonnevaux ausdehnen? fließt er aus dem Teiche, in welchem sich die Kapelle des Dörfchens Beaume spiegelt? oder wirft er sich aus dem kleinen St. Pointsee in eine föhrenumhangene Schlucht und eilt sprudelnd und lärmend dem Drujon entgegen, um mit diesem vereint seine abenteuerliche Reise durch das Gebirg anzutreten? Sodann zeichnet er sich durch seine Launenhaftigkeit, die von der Originalität unzertrennlich scheint, in auffallender Weise aus. Stundenlang stürmt und braust er über Felsenstücke fort, die er mit seinem weißen Gischt bedeckt; dann säumt er wieder, „ganglet furt un furt,“ wie die Schweizer sagen, um ein gedankenvolles oder auch gedankenloses Weiterbewegen auszudrücken, versteckt sich in einer schwarzen Schlucht, in der man ihn nur mit Lebensgefahr aufsucht, und sonnt sich nun wieder in einem breiten grünen Thal, wo er mit den duftigen Blumen an seinen Ufern buhlt; jetzt singt er leise vor sich hin, dann tönt seine Stimme wie wilder Donner; da lauscht er dem „geeysede“ (hellen, durchdringenden) Ruf eines Wasserfalls, der sich ihm aus schwindelnder Höhe in die Arme wirft; dort fällt er mit vollen Orgeltönen in das Harfenspiel des Windes ein, der durch die riesenhohen Tannen streift. Endlich ist der excentrischen Bahn zu gedenken, welche er durchläuft; wenn nämlich meine jurassischen Freunde, die nicht am Risson, sondern in der Nähe von St. Point seine Quelle suchen, recht haben, so scheint er in der ersten Zeit seiner Bestimmung, sich mit der Saone zu vereinigen, bewußt zu seyn und sich derselben auf dem nächsten Wege nähern zu wollen; plötzlich aber beugt er nach Norden, selbst nach Nordosten ab, gewinnt Geschmack an der Industrie des Jura und wird bei Glashütten, Eisenhämmern, Sägmühlen und ähnlichen Werken thätig. Die Ausläufer der Vogesen zwingen ihn jedoch, seinen Weg nach Norden kurz abzubrechen, und er wird nun der Verwirklichung einer großartigen Idee, der Verbindung der Nordsee und des mittelländischen Meers, dienstbar, ohne daß er seinem ungestümen Gebirgscharakter je ganz entsagt. Auch scheint es ihn stets seinen heimathlichen Höhen entgegen zu drängen, so daß der wackere alte Ebel ganz recht hat, wenn er sagt, der Doubs scheine nach einem Umwege wieder zu seiner Quelle zurückkehren zu wollen. Die Liebe zu dem Jura, seiner Wiege, ist jedenfalls unverkennbar, denn er weilt und zögert, windet und wendet sich in seinem von den hohen Kalkfelsen umschlossenen Bette, bis er das Gebirg nach seiner ganzen Länge durchströmt hat und ihm kein anderer Ausweg mehr bleibt, als der, sich dem Westen zuzuwenden; stets aber behält er die blauen Umrisse seiner Heimathberge im Auge, und mehr denn einmal scheint er alles Ernstes entschlossen, sich ihnen wieder zuzuwenden, bis er die blauen Wellen der Saone tanzen sieht, und nachdem er die Runde um das nach ihm benannte Departement gemacht hat, sich dem lustigen Reigen anschließt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 45. 4. November 1855.

> Die Uebelwollenden zu ganzen Schaaren,
> Die Mißverstehenden zu ganzen Haufen,
> Und wenn ich alles insgesammt erwähne,
> Der Krittler freche, wenn auch stumpfe Zähne.
>
> Platen.

Fragmente über Lessing aus dem Schwarzwald.

I.

Die Stellung der Gegenwart zum Dichter Lessing.

Es sind nun über zehn Jahre her, daß diese Blätter, anknüpfend an Lachmanns Gesammtausgabe von Lessings Werken und die Schriften, die damals über Lessing, zum Theil durch die neue Ausgabe hervorgerufen, erschienen sind, einen „Beitrag zum Studium Lessings" geliefert haben. Heute ist es die neue und gediegene Bearbeitung der Lachmannschen Ausgabe durch Herrn von Maltzahn, neben der populären Ausgabe der deutschen Classiker, ist es zugleich neben andern Schriften besonders Danzels und Guhrauers Leben Lessings, die den Schreiber dieses veranlassen, mit Einigem über Lessing gerade jezt hervorzutreten. Doch, um dieß gleich hier zu sagen, Vollständigkeit überhaupt, oder gar literarische Vollständigkeit insbesondere, wollte ich in diesen Fragmenten weder erreichen, noch konnte ich es „auf dem Schwarzwald." Als ich begonnen hatte, sie niederzuschreiben, erfuhr ich von einem Concurrenten. Aber „Lessing ist noch lange nicht ausgeschrieben," war der Trost, der sich mir bot, und so mögen denn die Gedanken, die ich über ihn schon so lange in Kopf und Herzen bewege, veröffentlicht werden.

Es ist nicht der Kritiker Lessing, über den ich reden will. Sein Dichterberuf vielmehr ist es, für den ich zunächst mich erhebe. Der Dichter Lessing tritt immer mehr hinter den Kritiker, die Minna hinter die Dramaturgie, Nathan hinter den Antigöze zurück. Ja, man spricht in unserer wieder so theologischen Zeit weniger vom Aesthetiker Lessing, als vom Theologen, geschweige daß der Dichter Lessing viel in Rede käme. Und doch gab es Jahrzehnte, wo selbst die, welche meinten Lessings Ideen sich zu eigen gemacht zu haben, wähnten, Schleiermacher sey die Vollendung der theologischen Reformbestrebungen Lessings, wie Hegel in der Absolutheit des sich durch seine eigene Bewegung zum System abschließenden Begriffs die aphoristischen Andeutungen Lessings, die der streng philosophischen Form völlig entbehrten, gänzlich absorbirt zu haben schien. Doch darüber ein andermal.

Wenn es nun aber kein geringeres Unrecht gegen

Lessing wäre, zu glauben, seine Poesie sey durch Schiller und Goethe, oder gar durch die Epigonen überwunden, als wenn man auf die Bedeutung seiner Aesthetik — ich sage mit Vorbedacht so, denn Lessing hat ein ästhetisches System — von der Höhe der Spekulation aus herab sah, während es andererseits auch nur von wenigen wird gebilligt werden, wenn man vom Standpunkt des wieder gewonnenen Glaubens aus dem Theologen Lessing den sittlichen Ernst absprechen will, oder gar — wie es in Zarnkes Centralblatt geschah — Strauß deßwegen Lessing vorzieht, weil Strauß ehrlicher seine Ueberzeugung bekannt habe als Lessing? Als hätte Lessing die Ansichten eines Junghegelianers haben können oder müssen! — Also es könnte immerhin ein Unrecht gegen Lessing seyn, den Dichter über dem Philosophen zu vergessen. Und wenn es vollends ein größeres Unrecht gegen die Nation wäre, den Dichter Lessing zu verkennen als den Kritiker?

Den Dichter Lessing kann das ganze Volk sein Eigenthum nennen, den Kritiker nur ein Theil. Die Kritik Lessings unterliegt zudem in ihren Ergebnissen vielfachen Mängeln. Der ewig wahre Inhalt darin muß erst geläutert werden von den Schlacken, ehe er als reines Gold in die Münze wandern kann. In seinen Dramen dagegen tritt die ewige Wahrheit der ethischen Ideen — wenn man absteht von der religiösen Auffassung, die allerdings an rationalistischer Flachheit leidet — in plastischen Gestalten vor unverdorbene Augen.

Von diesen Dramen nun will ich jezt sprechen, und zwar zunächst von der Emilia Galotti, wie mein Vorgänger in diesen Blättern.

Guhrauer sagt: „Vielleicht ist es selbst heute noch zu früh, die Summe aller Kritik seit drei Menschenaltern über dieses Trauerspiel zu ziehen.“ Guhrauer wenigstens hat die Rechnung nicht ausgerechnet, sondern nur den Stoff zusammengetragen, wie er überhaupt seinem Vorgänger in der Biographie und im Sterben an Schärfe und Tiefe der Gedanken nachsteht. Man sage nicht: wozu etwas beweisen wollen, was keines Beweises bedarf? Wenn auch Danzel und Guhrauer, wenn auch Gervinus gewissermaßen Lessing den Dichterberuf zusprechen, man sehe nur die Masse der Literaturgeschichten, der Blumenlesen durch, aus denen so viele ihre Urtheile schöpfen, und man wird bei gar vielen finden, wenn sie auf Lessings Dichterbegabung, auf seine poetischen Leistungen zu sprechen kommen, da ist es, wie wenn sie nur Pietät, nur Schonung abhielte, über den unsterblichen Dichter ein verdammendes Wort zu sprechen. So sagt z. B. Weber, nachdem er dem Dichter einige Brocken von Ueberlegenheit über die Zeitgenossen u. dgl. hingeworfen: „Da jedoch Verstand und Urtheilskraft über die Phantasie gingen, so beschränkte er sich auf solche Dichtungsgattungen, die weder hohen Flug der Begeisterung, noch tragisches Feuer erfordern.“ Und auch Scholl meint: „Hätte Lessing deutsche Vorbilder gehabt, so wären seine dramatischen Leistungen freilich nicht gar hoch anzuschlagen. — — Die Fabeln in ungebundener Redeweise sichern Lessing einen schönen Platz unter den epischen Dichtern, und als Lyriker bietet er uns in epigrammatischer Weise manche artige Kleinigkeit.“

Wie schonend, wie rücksichtsvoll ist alles dieß! Aber diese Pietät, diese Gnade, diese Schonung, wer unter allen Sterblichen würde sie sich, hätte er sie voraus sehen könnnen, mehr verbeten haben, als gerade Lessing?

II.

Emilia Galotti und die Kritik.

Der bitterste der Gegner der Emilia Galotti, die sie nach wissenschaftlichen Grundsätzen angreifen, ist in neuester Zeit Chovelius.* Er findet für's erste gleich die Reflexion, welche die Emilia zu jener schrecklichen Bitte an den Vater treibt, nämlich ihre Furcht, nicht vor physischer Gewalt, sondern vor der Macht der Verführung auf ihr Blut, durchaus verwerflich. Ich auch, nämlich sittlich, aber ästhetisch finde ich alles vortrefflich. Die Bitte folgt ja aus dem Charakter der Emilia und ihres Vaters in der Situation, in die sie der Dichter versezt hat, mit Nothwendigkeit, ohne daß deßwegen diese Charaktere ethische Ideale zu repräsentiren brauchen. Diese Behauptung, glaube ich, läßt sich beweisen.

Es ist zunächst unrichtig, zu meinen, Lessing denke nur an die Macht der Verführung auf das Blut, auf die abstrakte Sinnlichkeit. Emilia fühlt vielmehr für den Prinzen eine Neigung in sich aufkeimen. Das hat Goethe, gewiß ein Experter und Kenner in solchen Dingen, gesehen, und es ist unbegreiflich, wie man das jezt noch verkennen kann. Freilich tadelt Goethe Lessing darüber, daß er es nur subintelligiren lasse in der Art, wie sie den Prinzen anhöre, wie sie nachher in's Zimmer stürze, wie sie es dann ausgesprochen, aber ungeschickt, in ihrer Furcht vor des Kanzlers Hause. Aber wer das Stück aufmerksam verfolgt, wird es denn doch herausfühlen, und Rötscher hat schon darauf hingedeutet,

* Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Momenten. 2 Thl. Leipzig 1854.

warum Goethe nicht nöthig hatte, die Emilia deßwegen „ein Luderchen" zu nennen, indem er in einer Charakteristik des Prinzen die Gefährlichkeit solcher Naturen für die weibliche Leidenschaft zeigte. Er ist in dieser Hinsicht eine Don Juannatur.

Metaphysische Sätze über Sündenfall und dergleichen aus Lessings späteren Schriften herbeizuholen, wie der ungenannte Verfasser eines sonst durchdachten und gelungenen Aufsatzes in diesen Blättern und neuerdings Hölscher thut, dazu, sagt daher Guhrauer mit Recht, liege kein Grund vor. Einmal hat Lessing die Erbsünde im paulinischen und biblischen Sinn nirgends und niemals gelehrt. Zudem, faßt man die Erbsünde als den Widerspruch zwischen der Idee des Sittengesetzes und ihrer Erscheinung auf, dann ist sie die Idee, die der Emilia zu Grunde liegt, deßwegen nicht, weil sie in diesem Falle jeder Tragödie zu Grunde liegt, also nicht der Emilia vorherrschend oder gar ausschließlich vindicirt werden könnte.

Ferner, wenn man sagen wollte, die ansteckende Kraft, welche in der schuldvollen Sinnlichkeit des Prinzen der Emilia gegenüber liegt, leide eine Anwendung des theologischen Begriffs der Erbsünde, so gilt hier nun eben jene Bemerkung Rötschers. Die ansteckende Kraft, die der Prinz über das Mädchen ausübt, läßt sich erklären, ohne daß man sich auf das Mysterium jener Lehre zu berufen braucht, da eine solche ansteckende Kraft der Sünde das Wesen der Erbsünde nur streift, keineswegs mit ihr verwechselt werden darf.

Ueberdieß liegt der Mittelpunkt des Dramas gar nicht darin, daß Emilia von der Sünde des Prinzen angesteckt wird, sondern darin, daß sie sich im Bewußtseyn ihres nicht mehr ganz reinen Herzens lieber den Tod geben will, ehe sie die aufkeimende Lust zur vollendeten That werden läßt. Was auch jener Artikel in diesen Blättern behauptet, das muß stehen bleiben: Emilia hat allerdings die Reinheit ihres Gemüths einzubüßen angefangen. Denn, wenn die Motive des von der Emilia erbetenen, von Odoardo ausgeführten Mords sittlich völlig gerechtfertigt wären, wo bliebe da die tragische Schuld der Heldin des Stücks? Man könnte sagen wollen: der Mord selbst ist ihre Schuld und ihre Strafe zugleich; und diese Schuld fällt auf Emilia, weil sie ihren Vater im Grunde zwingt, ihr den Tod zu geben. Und man hätte, wollte man dieß behaupten, nicht so ganz Unrecht. Denn nennt Odoardo nicht seine That selbst ein Verbrechen, den Dolch, mit dem er seine Tochter ermordet, den blutigen Zeugen seines Verbrechens? Ein solches Wort wiegt schwer in einer Tragödie, wo die Worte auf so genauer Wage gewogen sind, zu schwer, als daß man Emilias Worte, womit sie den Mord entschuldigt, als daß man die Hinweisung auf den ewigen Richterspruch für Hindernisse ansehen dürfte, welche diese Auslegung verböten. Jenes sagt Emilia vor der That, wo sie die Einwände gegen dieselbe abweist und in sich selbst zurückdrängt; Odoardo aber sagt dieses, weil er glaubte, daß sein Verbrechen durch den Richterspruch auf dieser Welt werde gesühnt werden, das Verbrechen des Prinzen — das sittlich viel größere — jenem Richter zu ahnen vorbehalten bleibe. Aber gleichwohl begeht eben Emilia den Selbstmord nicht, sondern ihr Vater tödtet sie. Das Gewicht ihrer Schuld fällt nicht auf den Mord, sondern darauf, daß sie, an ihrer sittlichen Kraft verzweifelnd, zu diesem allerdings auch an sich für das moderne, christliche Bewußtseyn nicht zu rechtfertigenden Mittel schreitet.

Ihre Schuld liegt in den Worten ausgesprochen: „Aber daß fremdes Laster uns wider Willen zu Mitschuldigen machen kann!" Wie ihr Vater sagt, Unschuld sey über alle Gewalt erhaben, antwortet sie: „aber nicht über alle Verführung." Das ist sicher nicht in Lessings eigenem Sinne gesprochen; das ist aus der Emilia Seele heraus gedacht, aus der Emilia, in welche die Verführung schon einen Funken geworfen hat. Also der Tod ist nicht bloßes Verhängniß, das über sie, die völlig Reine, hereinbricht; denn solches Verhängniß, solches Unglück wäre gräßlich. Wie aber konnte der Verfasser der Dramaturgie in seinem ersten poetischen Produkt nach dieser so gegen seine eigene Regel verstoßen, welche das Gräßliche, und zwar gerade in diesem Sinne, aus der Tragödie verweist?

Er soll selber reden. Er sagt im 82sten Stück der Dramaturgie: „Der Gedanke ist an und für sich selbst gräßlich, daß es Menschen geben kann, die ohne all ihr Verschulden unglücklich sind. Die Heiden hätten diesen gräßlichen Gedanken so weit von sich zu entfernen gesucht als möglich, und wir wollten ihn nähren? wir wollten uns an Schauspielen vergnügen, die ihn bestätigen?" — Und, fahre ich fort, und der Mann, der dieß schrieb, hätte selbst eine solche Tragödie machen können? Und dieser Mann war Lessing, der, wie die Gegner selbst sagen, ein Exempel dramatischer Algebra in diesem Stück geliefert hat! Endlich — damit man nicht etwa sage, einen augenblicklichen Rechnungsfehler könne Jeder machen, — auch nach Vollendung des Stücks wies Lessing, als sein Bruder, auf das Gerücht hin, Lessing habe die Katastrophe geändert, um diese Umänderung für die neue Auflage bat, jene Bitte mit der Frage ab: „Was will man denn, daß ich daran ändern soll?"

Aber, höre ich sagen, Emilia ist eben nicht die

Heldin, geschweige die einzige Heldin des Dramas; am Prinzen vollzieht sich der Spruch der poetischen Gerechtigkeit. Will ja doch Guhrauer noch mit Ramler am Schluß der Tragödie sagen: »Et nunc reges intelligite, erudimini, qui judicatis terram.« Allein der Prinz ist für Lessing, der in derselben Nummer der Dramaturgie, wo er den ganz Unschuldigen verwirft, mit demselben Nachdruck gegen den sittlich verworfenen Verbrecher als Held der Tragödie eifert, auch unfähig, ein solcher zu werden. Freilich, das könnte man nicht ohne vielen Schein einwenden, der sonst so klare Verstand Lessings sey sich hier über die Intention seines Stücks nicht ganz klar geworden; jedenfalls habe er nicht ganz deutlich ausgesprochen, was doch in der Katastrophe liege, wie Lessing sie gewendet. Allein, wären wir nicht verwöhnt von der Redseligkeit der modernen Reflexionspoesie, welche in selbstgefälliger Geschwätzigkeit ihre Motive aus einander zu legen pflegt, wir hätten vielleicht den Eindruck, als spräche Emilia Galotti ihr erwachendes Gefühl für den Prinzen, ihre aufkeimende Schuld gerade so weit aus, als sie sich ihrer bewußt ist. Ich erinnere nur noch an die Antwort der Emilia auf die Frage ihrer Mutter, wen sie, als sie sich in der Kirche umwendete, gesehen habe, an jenes „Ihn selbst."

Ich zweifle nicht daran, wäre die Emilia von Sophokles oder Euripides geschrieben, die Philologen würden die Feinheit bewundern, mit der all das angedeutet ist. Warum aber hier tadeln, was man dort bewundern würde?

Maubillon, von dessen Recension Guhrauer sagt, daß sie vielleicht auch später nicht werde übertroffen werden, griff unsere Tragödie deßwegen an, weil man nicht wisse, wer die Hauptperson sey, während er gleichfalls behauptete, man wisse nicht, was das Stück lehre. Wenn ich nun diesen letzteren Einwand factisch damit widerlegt zu haben glaube, daß ich zu zeigen suchte, an Emilia vollziehe sich die Strafe für eine tragische Schuld, so würde schon durch diesen Nachweis der erste Einwand den Boden verlieren und in sich zerfallen, da, hat Emilia eine solche Schuld, niemand mehr zweifeln kann, wer die Hauptheldin der Tragödie ist, der Prinz überdieß als Held einer solchen schon oben abgewiesen wurde, Odoardo endlich gewissermaßen gezwungen handelt. Daher, wenn Lessing über diese Recension wirklich gesagt hat, Mauvillon habe nach seinen Grundsätzen geurtheilt, muß man hinzufügen: Ja, aber er versteht das Stück nicht und wendet sie deßhalb falsch darauf an.

In Emilia keimt eine Neigung zum Prinzen auf. So, in ihrem Herzen nicht mehr ganz rein, verfällt sie in den Mangel an Offenheit und Aufrichtigkeit gegen sich selbst und nach außen, und ihr verhängnißvolles Schweigen ist es, was das Gelingen des schändlichen Plans des Marinelli allein ermöglicht. Wie er gelungen ist, erscheint Emilia wieder in ihrem Charakter als Heldin der Tragödie gewahrt, weil sie nicht, gleich der römischen Virginia, ein willenloses Opferlamm von ihrem Vater geschlachtet wird, sondern sich den Tod erbittet. Dieser Tod ist das einzige Mittel, sie zu retten, und weil er es ist, zugleich ihre Strafe, eine Strafe, die zwar gemäß dem Kanon der Lessingschen Aesthetik inniges Mitleiden für Emilia in uns erweckt, aber denn doch nicht völlig unverdient und darum nicht gräßlich ist. Und erscheint nun das nicht als eine Feinheit des Dichters, daß Emilia sich nicht selbst den Tod gibt, sondern daß Odoardo es thut, also eben das, was als unübersteigliches Hinderniß dem Unternehmen im Weg zu stehen schien, statt des Vaters die Tochter zur Heldin der Tragödie zu machen? Scheint es jezt doch, während in der Sage die Tochter nur leidend erscheint, als vollführe der Vater nur deßwegen die gräßliche That, damit die Tochter nicht die Schranken, welche die moderne Zeit einer schönen Weiblichkeit zieht, überschreite, damit sie nicht im wirklich ausgeführten Selbstmord neben unserem ästhetischen Gefühl auch unsern moralischen Sinn beleidige. Wie schön hebt sich vielmehr die charaktervolle Emilia neben der phantastisch schwärmenden Orsina ab! Orsina führt den Dolch mit sich, aber sie *redet* bloß, freilich in einem Humor der an Wahnsinn grenzenden Verzweiflung, den kein Romantiker je erreicht hat: Emilia *handelt*, sie sezt es durch, daß der Dolch aus einem theatralischen, phantastischen Spielzeug zum Werkzeug eines entschlossenen Willens wird.

Aber „der Prinz und seine Bestrafung," wird man mir entgegen halten, wie ist hier der Dichter gegen einen dramatischen Fehler zu vertheidigen? Chovelius wieder macht Lessing den Vorwurf, er habe die Tragödie der geschichtlichen und politischen Größe, welche sie im wirklichen Leben oder vielmehr in der Sage hat, beraubt. Allein ich berühre nur mit Einem Wort den Umstand, daß Lessing schon als fünfundzwanzigjähriger junger Mann in seiner theatralischen Bibliothek einen Auszug gab aus einem Drama des Spaniers Augustino de Montiano y Luyando, der die Sage ließ wie sie war, freilich aber so auch alle Fehler, wie Mangel an Einheit der Hauptperson, Schuldlosigkeit der Virginia u. s. w., also alle Fehler, die Lessing nach der hier vorgetragenen Ansicht so glücklich vermieden, in seine Tragödie aufgenommen hat, eben weil er glaubte, die Sage, wie sie ist, beibehalten zu dürfen. Ich rede nicht davon, daß schwer anzunehmen ist, der Mann, der so

stetig von Stufe zur Stufe bis zum höchsten Gipfel aufstieg, werde einen Mißgriff gethan haben, als er den Entwurf zu einer Virginia, den er schon als Jüngling gemacht, als Mann mit dem seiner Emilia vertauschte. Also, um von all diesem nicht zu reden, ist es denn nicht eben einer der genialsten Griffe Lessings, daß, anstatt des Volkstribunen, ein Prinz die Frevelthat begeht, anstatt eines republikanischen Tyrannen, von dem wir nur aus Livius wissen, ein Despot, wie sie besonders die Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts, das für Lessing die Gegenwart war, hie und da reif werden ließen? Und ist es denn nicht tausendmal besser, als wenn Lessing eine republikanische Revolution in Folge der That an Virginia vor unsere Augen geführt, was überdieß den Schwerpunkt der Tragödie wieder von der Emilia weg in den Prinzen gelegt hätte — ist es denn nicht tausendmal besser, daß er uns ahnen läßt — und diese Ahnung drängte sich gewiß schon damals jedem auf — daß der Geist, der Emilia und Odordo lieber das Aeußerste ergreifen als einen unsittlichen Mißbrauch der Gewaltherrschaft dulden heißt, daß dieser Geist jenem Mißbrauch der Gewalt ein Ziel setzen und bessere Zeiten einer gesetzlichen Freiheit und eines gesetzlichen Gebrauchs der Macht heraufführen werde? Also durch diesen Geist, der sich in uns erhebt, ist der Prinz gerichtet; dieser Geist gibt uns die Gewißheit, auch wenn Lessing nicht ausdrücklich darauf hinwiese, daß dieser Mensch Einer von den Vielen ist, welche der Christ neben sich in äußerem, scheinbar ungestörtem Glück ihre Frevel verüben sieht, ohne daß ihn dieß in seinem Glauben irre machte. Sagt nicht Emilia: „Dieses Leben ist ja Alles, was die Lasterhaften haben?" Beruft nicht Odoardo den Prinzen vor einen höheren Richter? Während Odoardo noch in dieser Welt seine Strafe findet, findet sie der Prinz in jener, und sein äußeres Glück ist nur ein Blendwerk, hinter dem sich der innere Unfriede, das Produkt seiner That, verbirgt. Während Odoardo die Strafe für seine That durch den weltlichen Richter findet, erreicht sie den Prinzen durch den ewigen. Warum soll diese Verweisung auf das Jenseits im Drama nicht gestattet seyn, wenn sie so motivirt ist wie hier? Warum das Christliche im christlichen Dichter suchen und da, wo es ist, verkennen, wie auch Herder, wie neuerdings, entsinne ich mich recht, auch Chovelius wieder gethan hat?

Und Marinelli? Er ist in Ungnade. Er hat den Zweck seines Lebens in die Gnade seines Fürsten gesetzt, er hat nahe am Gipfel seiner Wünsche einen Fehltritt gethan, weil er sich in der Kraft eines sittlichen Willens verrechnet, und ist gestürzt. Was sollen wir uns um dieses Werkzeug weiter bekümmern? Er hat seinen Lohn dahin, schon das wäre genug; aber Lessing war es nicht genug, Marinelli so zu geben. Auch sein Charakter ist viel tiefer angelegt; auch seine Geschichte hat eine viel innerlichere Katastrophe. Und diese Katastrophe enthüllt sich in einem einzigen Wort, in jenem „Wehe mir!" Der Mord Appianis liegt in seinem Plan, sein Tod erfüllt ihn mit Freude. Emilias Tod lag nicht darin, und ist doch eine Folge seiner Thaten, seine That. Daher sein „Wehe." Der Sünder bricht in sich zusammen.

(Schluß folgt.)

Neue Stücklein aus dem alten Wien.

Von des Aldringers Schwester.

II.

Der Oberstwachtmeister Clary hatte am selbigen Mittag ebenfalls von Meister Hörl Kost und Wein genossen, gleich denjenigen, welche bei Schüssel und Becher aus demselben Gewölbe das Loos über seine Zukunft geworfen, nur war seine Gesellschaft viel lustiger gewesen. Sie hatte aus den Offizieren bestanden, zu deren Bedienung der Tepser Hans mit seinen handfesten Gesellen bestellt worden. Nach der Tafel, die fast über Gebühr lange gewährt, war Clary in's Freie geritten, um den Weindunst in der frischen Luft verfliegen zu lassen, was ihm leidlich gelungen. Jetzt schlenderte er am frühen Abend durch die Gassen, welche düster im Sternenlicht dalagen, wo nicht etwa der gelbliche Schimmer aus einem Fenster ohne verschlossenen

Laden einen matten Schein verbreitete, oder Fackelträger verschiedener Art, wie Läufer vor Herrschaftkutschen, Lakaien mit Windlichtern vor Reitern und Fußgängern und gemiethete Fackelbuben, durch qualmende Pechflammen die herrschende Finsterniß gleich flüchtig einherhuschenden Irrwischen unterbrachen, damit sie hernach desto schwärzer erscheine. Von Laternen wußten die Straßen damals noch nicht; diese sind erst um vieles später (im Jahr 1688) unter der Verwaltung des Grafen Jörger eingeführt worden, wobei ein besonderer Umstand zu merken ist. Die nächsten Vorfahren Jörgers waren der protestantischen Lehre zugethan und Führer der Umsturzpartei gewesen, so daß der Enkel der rebellischen Grundherrn, welche das Licht der alleinseligmachenden Kirche auszulöschen getrachtet, einen Theil des Frevels dadurch sühnte, daß er den leiblichen Augen der Wiener ein Licht aufsteckte. Zur Zeit jedoch, von welcher hier die Rede, wandelten die Jörger noch in der Finsterniß des Geistes, die Wiener aber im unerhellten Dunkel der Nacht, und gleich ihnen auch ihr Gast, der Oberstwachtmeister, ein tapferer Streiter für Gottes Altar und des Kaisers Thron.

Indessen fragte der rüstige Soldat nicht sonderlich viel nach dem Mangel an Beleuchtung. Scharf von Sinnen und gewohnt, dunkle Pfade bei Nacht und Nebel zu betreten, fand er das Licht der Sterne vollkommen ausreichend. Er fühlte sich sogar ganz behaglich und seine Einbildungskraft versetzte ihn in eine frühere Zeit zurück, in das Lager, wo er die ersten Handgriffe des Waffendienstes erlernt, nachdem er, seines friedlichen Geschäfts überdrüssig, von des Kaisers Werbern Handgeld genommen und zur Standarte geschworen. Aus dem lustigen Treiben des Lagers und aus dem blutigen Getümmel der ersten Feldschlachten führte ihn aber die Erinnerung unvermerkt in das eintönige Besatzungsleben nach der fernentlegenen Festung Luxemburg, und ein süßes Bild lächelte ihn dabei holdselig an.

Unter solchen Gedanken war er in die Gegend von St. Peters Freithof gelangt, zum alten Zeughaus, vor dem ein Ziehbrunnen stand, der seiner zierlichen Einfassung halber der schöne hieß. Der Brunnen ist seitdem längst verschwunden, doch lebt sein Andenken noch im Namen des Schönbrunner Hauses fort. Clary lehnte sich an das kunstreich zierliche Geländer, und von zärtlichen Erinnerungen bewegt, sprach er, fest in den Mantel gewickelt: „Er war doch ein glücklicher Junge, der Gefreite, wenn er so am Brunnen stand und auf seine Liebste wartete. Hab ich sie doch auch am Brunnen kennen gelernt, wo die Dirnen zu plaudern pflegen wie die Bursche in der Schenke. Welch ein liebliches Kind sie war, noch keine sechzehn Sommer alt! Und wie hatte sie mich lieb, so recht von ganzem Herzen! Der niederländische Boden hat nie eine holdseligere Blume und nie eine so wackere Liebe getragen, heiß wie die Hölle und dennoch rein wie der Mond. Was mag wohl seitdem aus dem hübschen Rischen geworden seyn? Ist sie rechts gegangen und jetzt eines Schneiderleins oder eines Schusters ehrsame Hausfrau, die Mutter eines Häufleins unerzogener Schreihälse, oder hat sie den Weg zur Linken erkoren? Gott weiß es, und die alte Zeit kehrt doch nicht wieder, in der ich reich war, wenn ich zehn Stüber in der Tasche hatte. Damals flog mein Ehrgeiz nicht bis zum Cornet, geschweige denn darüber hinaus. Ich erblickte mich in meinen schönsten Träumen mit einem grauen Bart als Wachtmeister, als Nachfolger unseres alten Jan Hendriks, und für die ganz alten Tage sah ich mich mit einer Sinecure auf den Bollwerken der heimischen Festung versorgt. Wenn eine Zigeunerin mir damals prophezeit: du wirst noch Offizier und dazu einer von den obern, ich hätte sie ausgelacht, und wenn der heilige Rittersmann Georg selber mir gesagt: du wirst ein hoffährtiges Begehren nach goldenen Sporen tragen, ich hätte ihn für närrisch gehalten. Und dennoch war ich glücklicher als jetzt. Ich fühlte mich zufrieden mit meinem Loose, und mein Herz war erfüllt von Zärtlichkeit für meine Liebste. Fürwahr, ich gäbe viel, wenn ich einen Tag, einen Abend nur mich wieder zum gemeinen Reiter machen könnte. Mein väterliches Erbtheil hatte ich in Albertusthaler verwandelt; mit knapper Noth reichten sie aus, zwei friesische Rosse und des Dragoners Rüstung zu bestreiten. Aber ich war mir vornehm genug mit zwei Pferden und einem Jungen. Ich möchte mich wieder einmal so fröhlich fühlen, wie damals; ich möchte nur eine Stunde in derselben frischen Laune auf der Bank einer Schenke sitzen; vorher aber möchte ich hier am Brunnen so recht aus vergnügter Seele schäkern und kosen."

Da schlug vom Petersthurm die sechste Abendstunde und erklang das Gebetläuten. Die vorübergehenden Männer nahmen ihre Hüte ab, um ein Ave Maria zu sprechen. Gleich darauf ward es lebendig. Aus den Häusern der Umgebung kamen die Mägde herbei mit Krügen und Kübeln, um Wasser zu holen. Das sah schier wie eine Verabredung aus, doch war es etwas, das noch mehr gilt, wie jegliche Verabredung: ein Herkommen, dessen Ursprung sich ohne Mühe erklären ließ. Ein dunkler Drang der Furchtsamkeit hatte die Mägde gelehrt, zu einer und derselben Zeit die nächtliche Straße zu betreten, um sich gegenseitig dadurch zu beschirmen, daß sie die Einsamkeit belebten; späterhin waren aus der Verbindung zu Schutz und Trutz

die Annehmlichkeiten geselligen Verkehrs erwachsen. Die Stelle zeigte sich so recht zu einem Mittelpunkt für eine weitverzweigte Nachbarschaft geeignet, und war deßhalb wohl mit dem Brunnen versehen worden. Die Straßen bildeten dort, wie heute noch, zusammenlaufend einen dreieckigen freien Platz, auf dessen Mitte der Brunnen ein Bollwerk gegen Roß und Wagen darbot. Vom Westende des Hohen Marktes, wo die Schranne stand, ziehen sich die Tuchlauben aufwärts, um sich vor der breiten Stirnseite des alten Zeughauses — jezt Schönbrunner Haus — gabelförmig auszuzweigen, links gegen St. Peter hin, rechts zur Spenglergasse, deren oberes Ende damals noch ein Thorbogen mit einem Thurm verwahrte. In der nächsten Umgebung münden dazu ein paar kleine Quergassen aus.

So schien es natürlich, daß es bald von Mägden wimmelte. Sie drängten sich zum Brunnen, doch ohne sich die Gottesgabe streitig zu machen. Keine von allen hatte sonderliche Eile; auch diejenigen, welche zuerst ihr Gefäß gefüllt, dachten nicht daran, das Feld zu räumen. Wenn jemand in der nächsten Stunde sich die Mühe gegeben, von Haus zu Haus nachzufragen, er hätte von jeder Frau richtig den Bescheid erhalten: „Meine Dirne hat auch heute wie immerdar zu allerlezt ihr Wasser bekommen, nachdem die übrigen insgesammt versorgt waren."

Der Weißmantel am Eisengitter sah oder hörte vielmehr nicht ohne stillen Neid dem lustigen Geschnatter zu. Er fühlte fast eine Art Beschämung darüber, daß er, der Herr Oberstwachtmeister, es nicht wagen durfte, eine Einladung zum goldenen Schuh oder zur blauen Flasche ergehen zu lassen. Der tapfere Reitersmann war nahe daran, in seiner Stimmung sein Kriegsglück geradezu zu verwünschen, so daß er, den doch sonst hochstrebender Ehrgeiz trieb und stachelte, sich plötzlich allzuhoch gestiegen fand.

„Zum Teufel alle Vornehmigkeit!" dachte er eben, als seine Aufmerksamkeit sich von einer Gestalt angezogen fühlte, deren Zierlichkeit und Anmuth gleichsam durch das Dunkel leuchtete. So kam es wenigstens dem Offizier vor, obschon er troz dieses vermeinten Leuchtens die Züge des Antlitzes nicht zu unterscheiden vermochte. Diese aber mußten nothwendig von großem Reize seyn, um zu dem lieblichen Wuchse zu passen, welchen der Himmel unmöglich geschaffen haben konnte, um ihn zu verunzieren, statt zu vollenden. Die Dirne war mit ihrem Kruge raschen Schrittes gekommen, trat Clary gegenüber zum Brunnenrande, wo es kein Gedränge mehr gab, und begann den Eimer aufzuziehen, ohne daß eine hülfreiche Hand sich ihr zum Beistande bot. Unwillkürlich faßte der Offizier die Kette, zog tapfer an, sagte dazu: „Mit Vergunst, schönes Kind," und als der Eimer zur Stelle war, ergriff er ihre Hand mit einem Gefühl, wie er seit Jahren nicht mehr gekannt. Er fühlte, wie das Mädchen heftig zusammenfuhr und bebte. Sie war offenbar über alle Maßen erschrocken. Dann schien es einen Augenblick, als wolle sie verweilen, unmittelbar darauf riß sie sich jedoch mit ungestümer Gewaltsamkeit los, murmelte halblaut ein Sprüchlein, das eben nicht zärtlich klang, eilte auf eine Hauspforte zu und huschte gleich einer Eidechse die Stiege hinauf.

Das Wort hatte den Zudringlichen gebannt; nicht etwa durch seinen Inhalt: durch spröde und schöne Redensarten aus schönem Munde läßt sich nicht einmal ein Schreiberlein einschüchtern, geschweige denn ein erprobter Kriegsmann. Aber die Laute, welche er eben vernommen, waren nicht am Donaustrande erlernt, sondern stammten aus der fernen Heimath vom Gestade der obern Mosel. Selbst aus dem Ton der Stimme, obschon er sich nicht klar ausgesprochen, klang eine tief erschütternde Erinnerung. Das war es, was den dreisten Soldaten plötzlich an den Boden bannte, als wäre vor seinen Füßen eine Granate geplazt. Doch hatte er darum nicht die Besonnenheit eingebüßt, und mit gutem Vorbedacht prägte er sich die Wahrzeichen fest in's Gedächtniß, um das Haus wiederfinden zu können, in dem das Mädchen verschwunden. Dieß war nicht allzuschwer, denn obschon der Oberstwachtmeister sich noch nicht gar lange in Wien befand, so kannte er die Stadt doch hinlänglich, um selbst in der Dunkelheit die Peterskirche nicht mit einer andern zu verwechseln. Damals stand noch das alte Gotteshaus in seiner ursprünglichen Form, wie acht Jahrhunderte zuvor Karl der Große es aufgeführt. Am Nachthimmel zeichnete sich hochemporgestreckt der viereckige Thurm mit seinen gleichfalls viereckigen Thürmchen an den Kanten, eine Strecke abseits vom Kirchendach. Zwischen den Strebepfeilern der Kirche klebten gleich Schwalbennestern die steinernen Verkaufshütten, worin den Tag über Kässtecher, Obstler, Schnürmacher, Schuster, Flickschneider und andere Gewerbsleute ihr Wesen trieben, und die darum ein besonderes Wahrzeichen abgaben, weil sie sich an eine Wachtstube reihten; denn Buden gab es an jeder Kirche; erst unsere Zeit hat sie weggeräumt, nämlich zu Wien, sonst aber finden sich im deutschen Vaterlande bis zum heutigen Tage noch viele altehrwürdige Gotteshäuser mit derlei Mauslöchern für Handel und Wandel.

Zu derselben Frist, als Clary draußen des Orts Gelegenheit auswendig lernte, hätte ihm billiger Weise das linke Ohr klingen müssen wie von hundert Rollschellen. Agnes schalt ihn in ihren Gedanken tüchtig

aus, und da sie sich nur mit großer Mühe der Versuchung erwehrte, in thränenreichen Jammer auszubrechen, so zog sie eben nur desto unerbittlicher los, um durch den künstlich gesteigerten Grimm die gelockerten Schleußen zu verwahren. Sie hatte ihren Liebsten wieder erkannt, um in ihm, dem sie seit so vielen Jahren die Treue bewahrt, einen Treulosen zu entdecken; denn daß er in seiner Untreue sich an sie selber gewendet, rechnete sie ihm nicht zu seinen Gunsten an, und zwar mit Recht, und daß sie von ihm nicht erkannt worden, deß war sie gewiß. „Wenn er mich auch nur eine Stunde lang jemals zum zehnten Theil so lieb gehabt, wie er bis zum jüngsten Tage mich zu lieben hoch und theuer sich vermaß, wie mochte er — — Und am Brunnen war es ja, wo wir uns kennen lernten! Er hat keinen Funken Ehre und Gewissen im Leibe! Zeigt er doch, daß ich für ihn nichts besseres war, als jede Dirne, mit welcher der Soldat scherzt, um sie zu vergessen, sobald die Trommel ihn von dannen gerufen.“ Es dauerte geraume Zeit, bis sich die Wogen ihrer Aufregung so weit legten, daß sie ihrer Herrschaft zur Noth ihr gewöhnliches Gesicht zeigen konnte.

Der Mann im weißen Mantel hatte sich indessen das Haus sammt der Umgebung recht genau betrachtet und dabei die Entdeckung gemacht, daß über der Thüre ein Busch von grünen Reisern hing. Im Erdgeschoß wurde also hinter den verschlossenen Fensterblenden Wein geschenkt. Clary fühlte eine starke Neigung, einzutreten, um beim Wirth oder bei der Kellnerin über die Hausheiden Kundschaft einzuziehen. Indessen zögerte er, weil es gar so still drinne zuging, und nach einer Weile wandte er sich zum Gehen, entschlossen, erst am andern Morgen nachzufragen. In diesem Augenblick ward es hell. Ein Herrendiener mit einer lodernden Pechfackel lief vorüber, gefolgt von einem Reiter. Zu gleicher Zeit kam von der andern Seite ein Mann, dessen Gesicht dem Oberstwachtmeister nicht ganz fremd schien. Der Ankömmling seinerseits kannte ihn; denn er nannte ihn beim Namen und fügte hinzu: „Grüß Gott, Camerad. Was zögerst du? Hier ist es schon, das rechte Haus.“ — „Guten Abend, Drickes, alter Kriegsgesell,“ erwiederte Clary; „ich freue mich, dich zu treffen. Komm mit mir.“ — „Wir sind an Ort und Stelle. Laß uns eintreten.“ — „Hier?“ — „Nun ja, warum nicht?“ — „Hier ist's so still wie in einem Nonnenkloster.“ — „Ich dachte mir, da ich dich vorhin so nachdenklich stehen sah, du suchtest die Schenke des Meisters Hebenstreit bei der goldenen Schelle,“ sagte Drickes und fügte kaum vernehmbar hinzu: „Bei der goldenen Schelle werden des Friedländers Posten hin und her ausgerichtet. Oder gehörst du etwa auch zu denen, welche den Mantel nach dem Winde hängen, der vom Hofkriegsrath weht? Da thätest du Unrecht; nur vom Herzog ist etwas rechtschaffenes zu holen. Bist du aber von ihm abgefallen, so ziehe im Frieden. Von dir fürchte ich keinen Verrath; mein Wachtmeister von ehedem mag geworden seyn was immer, ein Blaustrumpf ist er sicherlich nicht.“ — „Ei was,“ unterbrach ihn Clary, „ich bin des Friedländers Reitersmann. Friedland, dir leb' ich, Friedland, dir sterb' ich! Geh voran, ich folge dir!“

Gleich darauf saßen die beiden in der Zechstube des Meisters Hebenstreit. Die wenigen Gäste waren ruhige Bürgersleute mit runden Gesichtern und dicken Bäuchen; ohne Lärm verzehrten sie Selchfleisch, Knödel, Sauerkraut, ungarischen Schafkäs oder sonst etwas Feines und Zierliches, und tranken dazu edles Gewächs von Kloster Neuburg, das selbst seine Hochwürden Gnaden der Herr Prälat nicht verleugnet hätte.

Bald lenkte sich Clarys Neugier auf das Aussehen des Cameraden, der ihm seit Jahren aus den Augen gekommen. Die Musterung fiel nicht besonders tröstreich aus. Das Aeußere des ehemaligen Dragoners mahnte an das unfreundliche Sprüchwort: junger Soldat, alter Bettler. Zum Bettler war der Drickes freilich noch nicht herunter gekommen, doch schien es nicht sonderlich gerathen, die Hand dafür in's Feuer zu stecken, daß er kein Lump sey. Auf seinen ergrauenden Locken in ihrer verwahrlosten Fülle saß ein schäbiger Filz, der seine Krempe schwermüthig hängen ließ wie ein kranker Staar die Flügel; der fadenscheinige Mantel fiel in mattherzigem Faltenwurf über ein abgetragenes Wamms, aus welchem eine leiblich weiße, aber ziemlich grobe Hemdkrause sich auf die Schultern heraus legte. Bei aller Armseligkeit war indessen das Gewand immer noch so beschaffen und gehalten, daß der Träger desselben nicht darnach aussah, als pflege er den Tag über an der Kirchthüre, auf dem Eckstein oder beim Brückengeländer zu sitzen. Wenn er etwas heischte, so war's augenscheinlich nicht das Almosen des Bettlers, nicht das Viaticum des Studenten in Wind und Wetter, sondern die Reiterzehrung, wie sie im Vorgemach der Großen und Vornehmen verabreicht ward. Zur Tracht paßte in dieser Beziehung das Gesicht mit seinem ruhig breisten Ausdruck und den gedunsenen Zügen, welche des raschen Wechsels von hungrigem Elend und maßloser Schwelgerei gewohnt schienen.

„Mein Lieber,“ sagte Clary, „du hast keine Seide gesponnen, wie mich bedünken will.“ — „Noch nicht,“ lautete die Antwort, „aber wir sind beim Haspeln. Bei dir sieht's besser aus, wie Figura zeigt. Du magst dein Schäfchen etwa im Trocknen haben. Du siehst

mir darnach aus, als müßte ich Er zu dir sagen, oder vor den Leuten dich wenigstens Ihrzen." — „So lange wir nicht im Dienste reden," meinte Clary, „können wir's ohne weiteres beim Du lassen, wie wir's gewohnt sind." — „Mit dem Dienst hat's einstweilen gute Wege, nämlich schlechte," antwortete Drickes. „Ich war eine Zeitlang oben auf; als Parteigänger hatte ich die besten Geschäfte gemacht; ich zog mit zwei Knechten und einem Jungen, mit zwei Hengsten und etlichen Gäulen zu Felde. Da ritt mich der Teufel des Ehrgeizes. Ich legte meine blanken Dukaten an, ein Fähnlein aufzubringen, um Herr Hauptmann gescholten zu werden. Richtig führte ich dem Friedländer ein Fähnlein Fußknechte zu. Da will das Unglück, daß ich eine blaue Bohne schlucke und dabei sonst noch ein paar Hiebe und Stiche als Zuwage bekomme. Ich bleibe für todt auf dem Platze, nackt und bloß wie das Kind im Mutterleibe. Mitleidige Hände nehmen sich meiner an; mein Leben wird gerettet, aber ich liege Jahr und Tag hart darnieder, und als ich aufstehe, ist ein Soldat an mir verdorben. Unterdessen hatten sie zu Regensburg den Friedländer vom Regiment weggebissen; meine Leute waren mit andern kaiserlichen Völkern nach Wälschland geschickt worden, um Mantua zu behaupten; jezt lauf' nach!"

„Armer Schelm!" sagte Clary. „In Wien hast du natürlich vergebens dich um Ersatz bemüht. Die Herren werden dich wegen der Abrechnung zum Herzog geschickt haben." — „Hätten sie's nur gethan!" brummte Drickes; „aber das konnten sie nicht, weil sie meine Leute dem Friedländer weggeführt hatten, während ich auf dem Stroh lag. Hätten sie mich wenigstens kurz und gut zum Teufel gehen heißen, so wär's erst nicht gar zu übel gewesen. Warum? Ich wäre gen Prag gezogen und hätte mich an die Großmuth des gnädigen Herrn gewendet, die noch keiner vergeblich angerufen, der im Feld ihm ehrlich gedient hat."

„Du hättest es wenigstens thun sollen," meinte Clary, „als er wieder im Lande umschlagen ließ." — „Das wollte ich auch," antwortete Drickes; „aber was geschieht? Just zu selbiger Zeit machen sie mir ein Gaukelwerk vor. Meine Sache werde erledigt, heißt es, und ich solle mein Geld bei Heller und Pfennig auf einem Brett heraus bekommen. Ich bin der gute Kerl und warte drauf. Wenn ich mit voller Tasche zum Friedländer komme, denke ich, so gibt er mir die Bestallung für ein Regiment, und wenn ich auch zum Parteigänger verdorben bin, den Obersten kann ich immer noch spielen. Aber mit dem Zahlen war's nichts und mit dem Hoffen und Harren die Zeit schändlich verdorben." Der Oberstwachtmeister fiel ihm in die Rede: „Noch ist nicht aller Tage Abend. Setze dich zu Pferd und reite dem Böhmerlande zu. Wenn du kein Geld hast, ich gebe dir aus alter Cameradschaft zwanzig Dublonen. Weißt du, wie du mir einmal mit vier Albertusthalern ausgeholfen hast, da ich auf trockenem Sande zappelte? Soldat, willst du geborgen seyn, so geh getrost zum Wallenstein!" — „Narr," flüsterte Drickes, „ich bin ja schon bei ihm. Sein Gold klimpert in meiner Tasche, und wenn ich jezt nicht damit raßle, so geschieht's, um einstweilen keinen Verdacht zu erregen. Doch wird die Heimlichkeit nicht mehr lang währen." — „Desto besser für dich, wenn du des Geldes nicht bedarfst," lachte Clary und griff zum Kruge. — Während er trank, raunte Drickes ihm zu: „Die zwanzig Dublonen kannst du mir deßhalb doch geben; ich möchte dich nicht vor den Kopf stoßen." — „Sey unbesorgt, ich nehm's nicht übel." — „In acht Tagen erstatte ich dir das Geld zurück. Für jezt bin ich allerdings in einiger Verlegenheit."

Das Benehmen des Cameraden kam dem freimüthigen Reitersmann einigermaßen verdächtig vor, wenn er auch nicht recht wußte, wohin er den Argwohn richten sollte. Er war deßhalb nicht gleich einig mit sich, welchen Endbescheid er ertheilen sollte, und fühlte sich zufrieden, daß er dieser Mühe überhoben ward, denn draußen auf dem Flur sagte eine bekannte Stimme: „Setze dich hinein da und nimm eine Kanne Wein zu dir!" Gleich darauf öffnete sich die Thüre. Herein trat ein Mann, in der Hand eine noch qualmende Fackel, die er draußen eben abgelöscht hatte. Hinter ihm stand ein Herr, der einen Blick müßiger Neugier in die Zechstube warf, in der Absicht, gleich darauf den Fuß weiter zu setzen. Aber diese Absicht ward unvermuthet vereitelt. Der Herr war kein anderer als Clarys Oberst, und wie er seines Oberstwachtmeisters ansichtig ward, legte er die flache Hand an die offene Thüre, damit die Schnur mit dem Gewicht sie nicht zuziehe, und sprach dazu: „Wie lieb ist mir's, daß ich den Herrn antreffe! Wäre Er nicht so gut, ein wenig heraus zu kommen?"

Der Oberstwachtmeister folgte und die zwei Offiziere gingen auf den Petersfreithof hinaus. — „Kennt der Herr Camerad den Nachbar, bei dem er eben gesessen?" fragte der Oberst. — „Wir haben mit einander als Dragoner gedient," antwortete Clary, „und eben war der arme Schelm daran, mir seine trübseligen Begegnisse zu erzählen." — „Das will heißen," erwiederte der Oberst, „den Herrn Cameraden tüchtig anzulügen. Der Kölner ist ein Erzschelm; er wäre wegen unsauberer Zettelungen schier in Untersuchung gezogen und dann zweifelsohne mit Schimpf und Schande zum

Teufel gejagt worden, hätte nicht der Friedländer abtreten müssen, während Drickes im Spital lag." — „An den Wunden, die er empfangen, wie er sagt." — „Will abermals heißen: womit er prahlt, denn von solchen Wunden, wie er sie in Wahrheit trug, macht keiner ein Rühmens. Zum Glück für ihn wurden seine Knechte mit anderem Volk über die Alpen geschickt, und geriethen die Briefe und Zettel der Compagnie darüber in Verlust. Darum behauptet er, ihm sey bitterlich unrecht geschehen, darum verlangt er noch Gelder heraus, Gott weiß wie viel, und—" fügte der Oberst leise hinzu — „weil ihm überall die Thüre gewiesen wird, gibt er sich jezt gerne für einen friedländischen Sendling aus, obschon er in der That nichts ist, als einer, der sich gern durch Kundschafterdienste bei des Herzogs Leuten wohl daran machte. So wird der saubere Bursche vielleicht heute noch, oder spätestens morgen früh, nichts eiligeres zu thun haben, als zu einem gewissen Herrn spornstreichs hinzurennen und ihm flugs zu erzählen, wie fein er den Oberstwachtmeister Clary überredet und gewonnen. Und davor will ich den Herrn Cameraden in guter Meinung gewarnt haben."

„Mich bestens für die freundliche Meinung zu bedanken," sagte Clary ruhig. — „Die Ränkeschmiede stehen unter scharfer Obhut, wenn sie auch nichts davon merken," fuhr der Oberst fort; „ich habe einen Vogel pfeifen hören, daß sie nächstens inneliegen werden." — „Ist's denn ein Verbrechen in Wien," fragte Clary mit derbem Spott, „des kaiserlichen Generalissimus guter Freund zu seyn?" — Der andere zuckte die Achseln. „Mit dem Herrn Cameraden ist darüber schwer zu reden. Dem General des Kaisers hold und gewärtig zu seyn, das wäre eines rechtschaffenen Offiziers verdammte Schuldigkeit und sonst nichts; aber der Generalissimus bedürfte keiner geheimen Helfershelfer zu Wien, wenn es sich nicht um ein schnödes Ränkespiel handelte." — „Er will seinen Platz gegen Ränke behaupten," meinte Clary; „wer mit Minen angegriffen wird, muß Gegenminen graben." — „Die Nothwehr gegen Neider und Feinde ließe ich gelten," fuhr der Oberst fort; „aber wenn der Friedländer so weit geht, seinen Herrn und Kaiser selbst zu pfänden, um den Oberbefehl zu behalten, so ist das keine Nothwehr, sondern Verrath." — „Pfänden? Was will der Herr damit sagen?" — „Daß Wallenstein Böheim zum Pfande nimmt, und daß er schwerlich gesonnen ist, selbiges Pfand jemals in Güte wieder herauszugeben, das will ich damit sagen." — „Eine harte Anklage auf Leib und Leben!" — „Ganz recht, auf Leib und Leben. Doch lassen wir das für heute. Ich werde dem Herrn ein andermal die Beweise stellen, sobald ich sie für solch einen unglaubigen Thomas greifbar zur Hand habe. Reden wir einstweilen von Seinen eigenen Angelegenheiten, womit ich mich heute mehr befaßt habe, als der Herr sich träumen läßt."

Clary drückte seine Neugierde aus, und der Bescheid ließ sich nicht lange erwarten. Und es war ein verlockendes Lied, was der Oberst sang. Er sprach von Besuchen, die er am Nachmittag bei ein paar vornehmen Herrn gemacht, von denen er die Ueberzeugung heimgetragen, daß der Hof bereit seyn werde, dem tapfern Kriegsmann nicht nur eine Bestallung als Oberst zu geben, sondern ihm auch den Freiherrntitel zu verleihen, wenn er eine verwaiste Soldatentochter von Adel heirathe, welche man gerne versorgt sähe, ohne Geld dafür hergeben zu müssen. Ferner verhehlte er nicht, daß die rechte Jungfer gefunden sey, insofern der Offizier ihr und sie ihm behage.

Die Weise gefiel dem aufmerksamen Hörer über alle Maßen. Sie schmeichelte seinen hochfliegenden Wünschen; dazu hatte die Verdächtigung des Friedländers ihn stutzig gemacht, wie das, was er über den Kölner erfahren, ihn beschämte. Es ärgerte ihn, in solcher Gesellschaft betroffen worden zu seyn, auch wenn der andere vielleicht die Farben unziemlich grell aufgetragen, was wahrscheinlich genug war, da selbst der böse Feind kaum so schwarz ist, als er meistens gemalt wird. — Unter solchem Gespräch hatten die beiden die Peterskirche rings umkreist und wieder das Dietmayrhaus erreicht. Zu Clarys Erstaunen trat der Oberst ein. „Wir könnten wohl eine andere Schenke aussuchen," meinte der Oberstwachtmeister; „beim Hebenstreit wird noch der Drickes sitzen und meiner harren." — „Der soll mit meinem Knecht trinken, so lang er mag," antwortete der Graf; „wir gehen hinauf zu meiner Base Boisrobert. Wir finden ein gutes Nachtessen, und der Herr lernt diejenige kennen, welche leicht seine Zukünftige werden kann. Nirgends macht sich eine Bekanntschaft so gut als Abends bei Tische."

Clary ging herzhaft mit. Er befand sich in einer Stimmung, die ihn den Absichten des Obristen noch geneigter machte, als er es ohnedem war. Zudem wußte er ja, daß das Fräulein aus dem Lande stammte, dessen Sprache ihn eben erst so süß und schmerzlich zugleich angeheimelt. Nur an Eines dachte er seltsamer Weise gar nicht, obschon seine Gedanken so zu sagen darüber stolperten: es fiel ihm gar nicht bei, daß er bei der Boisrobert schwerlich weit zu suchen gehabt hätte, um die feine Magd zu finden, deren niederländische Aussprache ihn bewegen, sich das Haus so genau zu betrachten und die Wahrzeichen zu merken.

Die feine Magd hatte seiner um so weniger vergessen. Sie stand eben mit dem Franz in der Küche neben dem Vorgemach, um den Braten warm zu halten, als die Herren draußen anklopften. Dienstfertig nahm der Gesell die Lampe und öffnete. So geschah es, daß Nischen, selber ungesehen, ihren Treulosen eintreten sah. Aus der höflichen und zugleich vertraulichen Art, womit der Oberst seinen Begleiter behandelte, merkte sie ohne sonderliche Mühe, daß Clary es viel weiter gebracht als zum Unteroffizier, worüber sie keine außerordentliche Freude empfand, da diese Wahrnehmung den Rest halb bewußter Hoffnung auf eine mögliche Versöhnung, die sie gehegt, vollends in ihr vertilgte.

Die Offiziere warfen ihre Mäntel ab und traten durch die Thüre des Wohnzimmers, welche Franz ihnen öffnete. Während dieser wenigen Augenblicke ging in Nischen eine schnelle und seltsame Veränderung vor sich. Ihre trübselige Schwermuth ward zu verzweifelter Lustigkeit, ihre Neigung zum Weinen, welche sie eben noch mit solcher Mühe zu bekämpfen gehabt, schlug in einen Lachreiz um, den zu dämpfen ihr oft unmöglich fiel, und der gute Franz fühlte sich in den siebenten Himmel verzückt, weil er — wie jeder andere an seiner Stelle auch gethan hätte — die auffallende Umwandlung ohne weiteres der unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit seines werthen Ichs zuschrieb.

Der Jungfer in der Stube ergings in diesem Stücke ungefähr eben so wie dem Junggesellen draußen. Sie schrieb unbedingt auf Rechnung ihrer Reize, was doch vorzüglich Wirkung und Folge besonderer Umstände, einer ungewöhnlichen Stimmung und zum Theil sogar nur der nordwestlichen Redeweise war. Damit soll nicht etwa gesagt werden, das Fräulein von Boisrobert dem Oberstwachtmeister nicht auch an und für sich hätte gefallen können; im Gegentheil, in Adeles sanften blauen Augen mit dem seelenvollen Blick, in dem friedlichen Ernst der Züge, in dem zugleich gemessenen und doch so unbefangenen Benehmen lag ein anmuthiger Zauber, für welchen schon um seiner Seltenheit willen der Kriegsmann nicht unempfänglich bleiben konnte. Derlei war in der Welt niemals besonders häufig, und namentlich pflegt der Soldat in Kriegszeiten nicht damit übersättigt zu werden.

Die kleine Gesellschaft ging sehr zufrieden auseinander, nachdem die neunte Stunde — dießmal gar zu schnell — seit einer geraumen Weile bereits geschlagen. Franz gab den beiden Herrn das Geleit bis zum unteren Flur, wo des Grafen Diener mit der Fackel sich auf des Gebieters Pfiff einstellte. Im Weitergehen erkundigte sich der Obrist nach dem Eindruck, den Adele auf den Herrn Cameraden hervorgebracht. — „Ich bin ihr nicht abhold," versezte Clary; „ich wüßte gar keine bessere auszusuchen, um eine Vernunftheirath zu schließen. Sie scheint sanften Gemüthes und gelassenen Sinnes, und weiß den Werth sichern Besitzstandes zu schätzen, ohne dem Laster des Geizes ergeben zu seyn, weil sie nicht sowohl im Besitz als in der geeigneten Verwendung von Geld und Gut das Mittel erkennt, in der Welt die gebührende Stelle zu behaupten. Sie denkt vernünftig, sie drückt sich klar aus, sie weiß vor allem im adeligen Landleben Bescheid und ist immerhin noch recht hübsch. Jünger dürfte sie allenfalls schon seyn, doch diesen Mangel wiegen die Vortheile auf, welche die Verbindung mir verheißt, und wenn ich der Jungfer gefalle, wie sie mir, so geben wir nächstens ein Paar." — „Ich werde die Mutter aushorchen," sagte der Oberst. — „Ach ja, und recht bald, nicht wahr?" — „So schnell als es die Schicklichkeit gestattet." — „In unsern Verhältnissen dürfen wir die Zeit nicht vergeuden, Herr Graf." — „Das weiß ich, aber einige Tage müssen wir doch verstreichen lassen, nur Tage statt der sonst üblichen Wochen. Ich lasse mich für den Samstag bei der Boisrobert zum Essen ansagen; Sonntags gehen wir mit einander hin; am Montag erfolgt die vorläufige Anfrage; die Woche wird zur Aufwartung verwendet; am Sonntag darauf ist der Verspruch; dann betreiben wir unser Geschäft bei Hofe und feiern acht Tage später die Hochzeit des Obersten Freiherrn von Clary-Boisrobert mit der Erbin meines seligen Vetters."

Zu derselben Frist mußte Nischen mit anhören, wie beim Auskleiden die Frau von Boisrobert ihre Tochter mit dem Galan neckte, den sie an ihren Triumphwagen gespannt. Mit ruhigem Lächeln hörte Adele die Scherzreden an, und erst als die Mutter Miene machte, vom Gegenstand der Unterhaltung abzuspringen, kam die Antwort. — „Ich sehe nicht ein," sagte das Fräulein, „warum der Oberstwachtmeister mir nicht eben so genehm seyn sollte, wie jeder andere? Einige Jahre lang bildete ich mir freilich ein, ich müßte mich dem ledigen Stande für Zeitlebens verloben." — „Wie kindisch!" rief die Mutter; „weil du den nicht haben konntest, welchen du dir in den Kopf gesezt —" — „So wollte ich gar keinen, aber ich seh ein, daß es nichts unvernünftigeres gibt, als aus Liebesharm unter die alten Jungfern zu gehen." — In plötzlichem Uebergang wandte sie sich zur Zofe: „Lasse dir's gesagt seyn, Nischen, denn wenn ich nicht irre, liegst du im selben Spital krank."

Agnes that sich alle Gewalt an, um vernehmlich und ohne Thränen zu antworten. „Ich bin geheilt." — „Desto besser für dich," bemerkte Frau von Boisrobert,

„und wenn sie dir zu Wien den Kopf zurecht gesezt, habe ich nichts dagegen einzuwenden, so du etwa den Wunsch hegen solltest, an einem Sonntag Nachmittag zum Tanze zu gehen. Des Tafeldeckers Knecht hat bei mir deßhalb angefragt und ich habe ihm geantwortet, daß du selber Bescheid ertheilen würdest. Den Urlaub gebe ich dir von der Vesper bis zum Rosenkranz."

Nischens Fassung reichte gerade noch aus, ihr abendliches Geschäft ohne einen Ausbruch lauten Jammers zu vollenden. Kaum hatte sie aber die Kammerthüre hinter sich geschlossen, als die seit Stunden gedämmten Thränen unaufhaltsam hervor quollen. Von Schmerz bewältigt, warf sie sich auf ihr Lager, barg das Gesicht in das Polster und überließ sich widerstandslos der Verzweiflung. Es war noch ein Glück im Unglück, daß die Gebieterinnen nicht noch einmal nach ihr riefen; aber damit hatte es keine Noth; diese hatten sich noch vielerlei zu sagen, um Kartenhäuser und Lustschlösser zu bauen.

Agnes kam allmählig dazu, in die Verwirrung und den Aufruhr ihrer Gefühle einige ordnende Gedanken zu bringen. „Welch ein herbes Loos," sprach sie, „das Kleid der Dienstbarkeit zu tragen! Und daß ich's thue, daran ist Jan, mein Bruder, ganz allein schuld. Ich war ein ganz kleines Ding, aber meine Zukunft schien gesichert. Vater und Mutter waren todt, die Blutsfreunde wollten nichts von der Waise wissen, aber Jost, der reiche Bauer, nahm sich meiner an. Er gab mir die Gänse auf der Weide zu hüten. — Wenn du brav bist, Dirne, sagte er, so mache ich dich bald zur Jungemagd, und im Lauf der Jahre kannst du Großmagd werden. Da bist du auf zeitlebens versorgt, wenn du deinen Lohn fein zusammensparst, sey es nun, daß du ledig auf dem Hofe bleibst wie die alte Miedje, oder daß du einen Häusler bekommst wie die Trine, die Aalje und so manche andere, welche meine Alte und ich ausgeheirathet haben. — Ich nahm mir des Bauern Wort zu Herzen, aber was geschieht? An einem Sonntag Morgen kommt mein Bruder Jantje nach Aldringen geritten, um mich dem guten Jost wegzunehmen. „Ich bin Lakai geworden," sagte er, „und gehe mit den zwei Junkern nach Paris, wo sie die Hochschule beziehen. Ich denke dort auch ein paar Brocken Weisheit aufzuschnappen; Lesen und Schreiben kann ich ja. Die alte Edelfrau will das kleine Mädchen zu sich nehmen und zu einer rechtschaffenen Dirne erziehen, die hernach bei jeder Edelfrau Kammermensch werden kann." Der Bauer wollte nichts davon hören. Es sey ein recht thörichter Ehrgeiz, meinte er, Herrenbrod essen zu wollen; aber der Bruder sprach allerlei von Bauernhochmuth und dergleichen, und endlich sezte er mich zu sich auf's Pferd. Ich weinte, er redete mir liebreich zu. „Der Mensch muß allezeit aus der Niedrigkeit empor streben," sagte er; „wer nicht gleich ein Herr werden kann, muß Herrendienst suchen, um in einem hübschen Hause zu wohnen, sauberes Gewand zu tragen und niedliche Kost zu essen. Der Bauer liegt auf der Streu und lebt wie ein Stück Vieh. Er nennt sich frei, bleibt aber von der Wiege bis zum Sarge der härtesten Arbeit mühbeladener Sklave, und selbst der Jost, der größte Bauer von Aldringen, muß ein Leben führen, wie es dem lezten Stalljungen eines adeligen Haushaltes zu grob wäre. Noch schlimmer haben es auf dem Lande die Weiber und Mädchen. Eine Küchenmagd trägt in der Woche feineres Gewand, als die Frau Bäuerin Sonntags in der Kirche, und die Zofe geht Sonntags wie eine Edeljungfer einher." Ich ließ mich beschwichtigen. Der Bruder brachte mich zur alten Frau auf ihr Schloß. Leider starb sie schon im zweiten oder dritten Jahr. Eine andere Edelfrau nahm mich zu sich und später mit nach Paris. Dort fragte ich fleißig nach den zwei jungen Herren und ihrem Diener. Nach vieler Mühe brachte ich heraus, sie seyen längst schon über alle Berge nach Spanien oder Wälschland. Wir gingen zurück nach den Niederlanden und wohnten in Luxemburg. Von Jan war nichts mehr zu hören noch zu sehen. Zu erwarten stand noch weniger, denn schon wüthete seit Jahren die Kriegsfurie im ganzen Reich, so daß alles drunter und drüber ging. In Luxemburg lernte ich meinen Reitersmann kennen, den treulosen Schalk. Dann kam ich zur Frau von Boisrobert —"

Hier stockte wieder der Gedankengang, welcher kaum in solcher Ordnung die alten Erinnerungen an einander gereiht hatte, und nichts wollte der Verlassenen klar werden, als daß sie mit aller Macht sich bemühen müsse, aus dem Hause zu kommen, um dem Verräther nicht mehr zu begegnen. „Ich will ihn der Jungfer ja herzlich gern lassen," dachte Nischen; „aber mit ansehen kann ich nicht, wie mein Unglück ihr Glück wird. Auch wäre es ja leicht möglich, daß ich in meinem Schmerz mich und ihn verriethe, und dann wäre der Unfrieden fertig. Sie hat mir allezeit nur Liebes und Gutes erwiesen, und es wäre schwarzer Undank von mir, wenn ich ihr das Leben verbittern wollte. Fort muß ich, und zwar in kürzester Frist!"

Das war nun leichter gedacht als gethan in der wildfremden Stadt, wo sie keine Seele kannte. Endlich fiel ihr ein, daß der Franz wohl eine alte Base oder dergleichen haben möge, wo sie für Geld und gute Worte Unterstand erhalten könne, bis sich ein anderer Dienst gefunden. An Geld fehlte ihr's ja nicht; sie

besaß einige Geharnischte, eine Handvoll Brabanterthaler und sonst noch etwelches Silbergeld, so daß sie nöthigenfalls im Verborgenen recht gut abwarten konnte, bis Clary mit seiner Neuvermählten die Stadt verlassen. Von dieser beruhigenden Vorstellung eingewiegt, schlief Agnes ein, und wenn ihre Träume auch nicht die friedlichsten waren, so hätte Franz — sofern er davon gewußt — doch keinen Grund gehabt, sich über den Inhalt zu beschweren; er spielte darin die Rolle eines Schutzengels.

Spaziergänge durch Newyork.

Wie die Schlangen und andere Monstra und Nichtmonstra der Thierwelt ihren Winterschlaf halten, so kann man sagen, daß Newyork seinen Sommerschlaf hat, der mit nicht geringerer Regelmäßigkeit als jener alljährlich wiederkehrt. Der Sommer tritt hier keineswegs früher, ja oft später ein als im nördlichen Deutschland, und gewöhnlich läßt man sich bis in den Mai hinein gern ein Feuer im Kamin gefallen. Dann aber macht die Natur einen plötzlichen Sprung vom Winter zum Sommer; in wenigen Tagen grünt und blüht, was bis dahin kaum Knospen zeigte, und mit Verwunderung besinnt man sich darauf, wie so ganz anders die Welt eben noch aussah. Dieser Zeitpunkt kann als das Signal zu einem allgemeinen Aufbruch betrachtet werden. Unter der großen Zahl reicher und wohlhabender Leute gibt es wohl wenige, die sich freiwillig zu einem Sommeraufenthalt in der Stadt verurtheilen möchten, und unaufhaltsam zerstreut sich die Gesellschaft nach den Landsitzen, den Bädern, ja selbst nach Europa, um vor dem Herbst nicht wiederzukehren.

In der That hat Newyork im Sommer wenig Anziehungskraft. Geselligkeit, Concerte, Ausstellungen, Vorlesungen, alles hört auf, selbst manche Theater werden in der Mitte des Sommers auf mehrere Wochen geschlossen, und der vergnügungslustige, neugierige Beobachter könnte sich aus dem Strudel der Wintergenüsse auf einmal in eine Einöde versetzt glauben. Eine andere Entbehrung entspringt aus dem gänzlichen Mangel an Spaziergängen innerhalb der Stadt, wo man sich nach vollbrachtem Tagewerk in der Abendfrische ergehen könnte. Schwerlich findet man, Neapel, Lissabon und Constantinopel etwa ausgenommen, eine große Seestadt, welche sich in der Schönheit ihrer Lage mit Newyork vergleichen könnte. Auf allen Seiten bieten die umliegenden Inseln, unter ihnen besonders Staten-Island, welches die Bai von Newyork gleich einer Perle schmückt, so wie stromaufwärts die bezaubernden Ufer des Hudson, als Ziele kleinerer und größerer Ausflüge dar die reizendsten Punkte, die alle leicht und in kurzer Zeit zu erreichen sind; aber nichts, gar nichts findet sich im Innern der Stadt, kein Ort, wo man sich etwa auf eine Stunde Erholung und Erfrischung suchen könnte, ohne gleich halbe Tage daran zu setzen. Freilich sind die „Squares," die mit Rasenstücken, Alleen und Wasserbassins versehenen Plätze zahlreich genug in der ganzen Stadt vertheilt, und werden besonders als Spiel- und Ruheplätze für Kinder und Ammen benützt; allein keiner derselben ist groß genug, um Raum zum wirklichen Spazierengehen zu bieten, und nachdem man sich in einigen melancholischen Vergleichen mit den Vorzügen europäischer Hauptstädte, etwa dem Garten der Tuilerien, den Champs elysées oder dem Jardin des Plantes, der Brühl'schen Terrasse und allem was daran hängt, dem Alsterbassin in Hamburg, ja vielleicht gar mit dem trotz seiner Mücken und seines Staubes doch mit stiller Neigung geliebten „Dierjarten" und den Linden erschöpft, und allenfalls noch einen Stoßseufzer als auslösenden Schlußaccord in die blaue Luft emporgesendet hat, hat man unvermerkt schon den ganzen Umkreis des Platzes beschrieben und ist wieder an der Stelle angelangt, von wo man ausgegangen. Fragt man nach dem Grund dieses Mangels, so wird gewöhnlich der unverhältnißmäßig hohe Preis des Bodens in Newyork angeführt; allein im Stillen bin ich der Meinung, daß die Amerikaner die Entbehrung gar nicht fühlen, da sie im Ganzen sich wenig aus der Natur machen und das Verlangen nach Spazierengehen, das wir empfinden, fast nicht kennen, daß sie sich aber schämen, solches den Fremden einzugestehen. Sie fürchten, man möchte es als eine »deficiency« ansehen, gerade so, wie die Masse affektirt Sinn und Geschmack für Kunst zu zeigen, um sich nur vor den Europäern keine Blöße zu geben, und vor allem, um der Mode zu folgen.

Bedenklicher ist während des Sommers die gänzliche Stockung in so vielen derjenigen Erwerbszweige, auf welche ein großer Theil der ärmeren Bevölkerung ausschließlich angewiesen ist, in Folge deren eine Arbeitslosigkeit und Noth eintritt, welche in nichts hinter den Schilderungen zurückbleibt, welche in dieser Beziehung von Paris und London gemacht werden, und grell mit den Erwartungen und Vorstellungen contrastirt, mit welchen man von jenseits des Oceans herüber zu blicken pflegt, und denen zufolge selbst die Verständigeren und besser Unterrichteten zwar nicht mehr wie in früheren Zeiten das Geld in den Straßen, sondern allerdings Mühseligkeiten und Entbehrungen, aber doch wenigstens fortwährende und zureichende Arbeit zu finden glauben. Tiefer im Innern des Landes ist dieß auch an vielen Orten der Fall, allein in Newyork und den andern größern Städten des Ostens erweisen sich selbst so bescheidene Hoffnungen als Chimären. Concurrenz, Ueberfluß an Arbeitskräften, und wie die Uebel alle heißen, an denen unsere socialen Zustände kranken, üben ihren verderblichen Einfluß hier so gut als drüben. Die Zahlen, welche als der gewöhnliche Tagelohn für Arbeiter angeführt werden, und nach denen unsere europäischen Proletarier so sehnsüchtig herüberblicken und sich dadurch so oft zur Auswanderung verleiten lassen, sind zwar an sich selbst richtig, und man kann annehmen, daß ein gesunder Mann selbst bei niedriger grober Arbeit gegen einen Dollar täglich verdienen kann; allein was ist das in einer Stadt, wo die unentbehrlichsten Lebenserfordernisse, wie Miethe, Fleisch, Brod und Kartoffeln gegenwärtig eine Höhe der Preise erreicht haben, daß dagegen selbst das Leben in England wohlfeil erscheint! In den schlechtesten, „Boardinghäuser“ genannten Herbergen für Handwerksgesellen und andere Arbeiter, wo dieselben zu zwei in einem Bett und zu sechs bis acht in einem Zimmer schlafen, beträgt der Preis für Miethe und die elende Kost gewöhnlich drei bis vier Dollars wöchentlich, und es folgt daraus, daß die geringste Unterbrechung des Verdienstes, sey sie durch Krankheit, Arbeitslosigkeit oder ein anderes Mißgeschick herbeigeführt, nothwendig sogleich Mangel und Elend zur Folge haben muß. „Von der Hand in den Mund,“ ist auch hier die Losung des Arbeiters, und zwar ist seine Existenz verhältnißmäßig noch weniger behaglich als etwa in Deutschland. Bei den erwähnten, seit den lezten zwei Jahren zu solcher bisher unerhörten Höhe gestiegenen Preisen, im Verhältniß zu denen der Verdienst nicht gestiegen ist, sondern eher abgenommen hat, kann man behaupten, daß, mit Ausnahme der Begünstigten, für welche die Geldfrage ein- für allemal nicht existirt, Jeder hier nach Stand und Stellung weit schlechter lebt, und sich weniger Annehmlichkeiten verschaffen kann, als in den nicht gar zu armen Theilen von Deutschland, und man wundert sich im Anfang nicht wenig, Familien aus dem besseren Bürgerstand, welche man dort gewohnt ist in geräumigen Häusern und in der größten Behaglichkeit zu finden, hier bei mehr als doppelter Einnahme ohne Dienstboten in zwei bis drei engen Zimmern zusammengepreßt zu sehen, von denen das eine, mit einem Kochofen versehen, im Winter zugleich als Küche, Wohn- und Eßzimmer dient. Ist die Zeit des Einheizens vorüber, so tritt an die Stelle des Kochofens eine große Kohlenschüssel, »furnace«, von den des Englischen unkundigen Deutschen aber unabänderlich „Firniß“ genannt, auf welcher entweder im Kamin, oder nach Umständen auf Zigeunerart wohl gar unter freiem Himmel im Hof gekocht wird.

Tritt unter solchen Verhältnissen noch ein Winter wie der verflossene ein, in dem strenge Kälte, Theurung und eine Geschäfts- und Geldkrisis, die Stillstand und Arbeitslosigkeit mit sich brachte, zusammen trafen, so kann man sich nicht mehr wundern, daß das Elend vorzüglich unter den deutschen und irischen Einwanderern den höchsten Grad erreicht hat und daß in Newyork Menschen im buchstäblichsten Sinn, laut „Coroners Verdict,“ erfroren und verhungert sind.

Eine besonders unglückliche Classe bilden hier so gut als in Europa alle jene armen Frauen und Mädchen, welche auf den Ertrag von Handarbeit angewiesen sind. Wie die tausende von unglücklichen Geschöpfen, welche hier als Weißnäherinnen, Stickerinnen, Zeugstiefel-, Herrenröcke- und Beinkleider- oder Westennäherinnen leben, es angreifen, um während der in jedem Sommer für drei bis vier Monate eintretenden Stockung nicht zu verhungern — wofern sie nicht andere Hülfsquellen haben — ist mir ein unauflösliches Räthsel. Selbst in der sogenannten guten Zeit kann der Ertrag kaum für die nächsten Bedürfnisse hinreichen, und doch ist dieß für den Augenblick der einzige Weg, der Anfangs selbst unterrichteten und fähigen Ausländerinnen offen bleibt, um ihr Leben zu fristen. Ich kannte hier eine junge Dame, welche troz vielseitiger Fähigkeiten durch eine unglückliche Verkettung von Umständen, deren Opfer der Neuling so leicht wird, ebenfalls zu diesem Ausweg gezwungen war und mir später mittheilte, wie sie während des Sommers, troz sechzehn- bis siebzehnstündiger Arbeit nicht mehr als 3 bis 3½ Schilling oder 15 Silbergroschen täglich zu erarbeiten vermochte, die gerade hinreichten, eine schlechte Dachkammer, für welche sie wöchentlich einen Dollar gab, ein Talglicht jeden Abend, eine Tasse Kaffee am Morgen und die nöthigste Wäsche zu bestreiten. „Von

einem Mittagessen," sagte sie, „konnte dabei nicht die Rede seyn, und zwei Cents für Brod, zwei andere für ein Quart Buttermilch war alles, was ich mir gestatten konnte, wenn ich noch eine Kleinigkeit für unvorhergesehene Ausgaben, wie etwa ein Paar Stiefeln zu flicken, übrig behalten, und besonders meine Lage vor meinen Freunden geheim halten wollte. Ein hartes Stück ist es indessen immer, zu dem Heroismus gehört, und nur das Ehrgefühl, der unerschütterliche Entschluß, keine Schulden zu machen und von niemand Wohlthaten anzunehmen, konnte mich in Stand setzen, diese vier Monate auszuhalten. Sie und wir alle wissen nicht, was es heißt, so lange Zeit täglich nagenden Hunger auszustehen, bis man es aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat!" Zum Glück änderten sich in diesem Fall bald die Verhältnisse; allein wer hat unter solchen Umständen noch den Muth, die armen Geschöpfe zu verurtheilen, welche, ohne den Muth und Heroismus im Entbehren zu besitzen, der mit wenigen Ausnahmen ein Ergebniß der Bildung ist, ohne höhere Fähigkeiten, mit der Aussicht, eine solche, Körper, Geist und Jugend zerrüttende Lebensweise ein ganzes oder halbes Daseyn lang fortzusetzen, auf Abwege gerathen und dem Verderben verfallen!

Wie in andern großen Städten hat das Elend in Newyork seine eigenen Quartiere, in welche sich selten jemand verirrt, den nicht ein specielles Interesse dazu treibt. Bereits ist der Ruf der »five points« bis nach Europa gedrungen, und es gibt viele Leute, welche es beim bloßen Namen kalt überläuft; und die Dinge davon fabeln, so ungeheuerlich, banditenmäßig und blutig, daß die Geschichten der Pariser cour de miracle dagegen farblos erscheinen. — Nach den Berichten dieser Blut- und Mordkrämer wäre es einem Selbstmord gleich zu achten, wenn man sich dort, wenn auch bei hellem Tage, nur blicken ließe; jeden Abend sollten dort Mordthaten in Masse vorfallen u. s. w. Die Uebertreibung liegt hier am Tage, und ich selbst habe in meiner Eigenschaft als neugieriger Reisender und treuer, nur nach eigener Anschauung urtheilender Berichterstatter die five points mehrmals ganz allein durchmessen, ohne daß man, obgleich ein anständiger Anzug dort allerdings zu den Seltenheiten gehört, mich einer besonders beifälligen oder mißfälligen Aufmerksamkeit gewürdigt hätte. Blutige, selbst tödtliche Schlägereien und Messerstiche sind unter den Bewohnern der dortigen Schlupfwinkel indessen keine Seltenheit, und in den umfangreichen monatlichen Polizeiberichten über die in Newyork vorfallenden Morde, Todtschläge, und wie die Attentate gegen das Leben noch genannt werden mögen, ist die Summe der bei den five points Erstochenen, »stabbed at the five points«, noch immer eine stehende Rubrik.

Im untern Theile der Stadt, nur wenige Schritte von Chathamstreet, einer der lebhaftesten Straßen, wo vorzüglich der Trödelmarkt blüht, der hier von vielen Hunderten deutscher Juden in gleicher Vollkommenheit, aber in zehnmal größerem Maßstab betrieben wird als auf dem neuen Steinweg zu Hamburg, gelangt man nach Crosstreet, einer engen, schlecht gepflasterten Straße, mit zwei Reihen Barracken eingefaßt, deren Eingänge einen in der That so bedrohlich angrinsen, daß man lieber davon absteht zu untersuchen, ob sie wohl zu jenen Pforten der Ewigkeit gehören, welche den vorwitzigen Eindringling zwar hinein, aber nicht wieder heraus lassen. Der Schmutz liegt hier zu einer fabelhaften Höhe in der Mitte der Straße aufgehäuft, an manchen Stellen den Weg förmlich versperrend, und erfüllt die ganze Region mit einer Ausdünstung, daß der an solche Düfte nicht gewöhnte Besucher ängstlich nach Luft schnappt und mit Grauen daran denkt, wie es den armen Parias der Gesellschaft, die in diesen Höhlen zu leben, oder vielmehr zu vegetiren verurtheilt sind, wohl ergehen möchte, wenn die Cholera hier einmal wieder ihre Opfer suchen sollte. Die bevorzugten Bewohner dieses Viertels, welche einige Wäsche aufzuweisen haben, hängen dieselbe höchst ungenirt in der Mitte des schmalen Trottoirs zum Trocknen auf und bieten dem Beobachter damit ein reiches Feld für Flick- und Lumpenstudien. Viele der Gestalten indessen, welche hier augenscheinlich heimisch sind, verrathen deutlich genug, daß sie an jenen wegversperrenden Trocknungsanstalten durchaus keine Schuld tragen; ein flüchtiger Blick genügt, um uns zu überzeugen, daß die schmutzigen Lumpen, die sie am Leibe haben, ihr ganzes Besitzthum sind.

Auch hier, wie überhaupt in Newyork, wenn es sich um's Elend handelt, scheinen die Irländer die Mehrzahl zu bilden. Halbnackte Kinder spielen im Rinnstein, oder wühlen vergnügt in der erwähnten Schmutzhügelreihe, welche sich gleich einem fortlaufenden Misthaufen die ganze Länge der Straße entlang zieht. Aus halb verfallenen Hausthüren sehen unheimliche Gestalten alter und junger Männer und Weiber hervor, gezeichnet mit allen jenen Stempeln, welche Elend, Hunger, Verworfenheit und Trunksucht ihren Opfern aufdrücken, oder man sieht sie auch schwere Lasten Holz oder Steine schleppen, die sie beim Einreißen irgend eines Hauses erobert haben. Man pflegt hier das Abbrechen von Gebäuden häufig armen Leuten zu überlassen, welche die Ausbeute an Holz, Steinen u. s. w. als einen genügenden Lohn für ihre Mühe betrachten. Alt und Jung, Männer, Weiber und Kinder strömen dann

herbei und gehen mit der Geschäftigkeit der Ameisen an's Werk, so daß von einem großen Gebäude nach wenigen Stunden kaum mehr eine Spur aufzufinden ist. Nicht selten aber wird diese beabsichtigte Wohlthat ein Anlaß zu Unfällen; bei der Eile, mit der das Niederreißen betrieben wird, und bei dem Mangel an Aufsicht, ereignet es sich wohl, daß eine unvermuthet einstürzende Mauer die Geschäftigen unter ihrem Schutt begräbt.

Wenn man Croßstreet verfolgt, kommt man auf einen kleinen Platz, die eigentlichen »five points,« so genannt, weil hier fünf Straßen, augenscheinlich nahe Verwandte von Croßstreet, zusammenlaufen, und hier war es, wo in einem alten Gebäude, genannt »the brewery,« noch bis vor wenigen Jahren jene Rowdies hausten, welche dieses ganze Quartier so unsicher machten und den five points ihre unheimliche Berühmtheit erwarben. Damals müssen dieselben in der That der cour de miracle wenig nachgestanden haben; allein was anderswo die Polizei und die fortschreitende Kultur, das haben hier theilweise die frommen Vereine vollbracht, welche die brewery niederreißen ließen und auf dem Platz, wo dieselbe gestanden, so wie auf einem gegenüber liegenden zwei methodistische, von Missionären geleitete Schulen errichteten, in denen arme, zum Theil ganz heimathlose Kinder ohne Unterschied der Farbe umsonst unterrichtet werden. Die gute Absicht bedarf keiner näheren Erläuterung, und die Erfolge, welche dadurch bereits erzielt worden sind, können selbst vom freigeistigsten Standpunkt nicht abgeleugnet werden. Allein bei alledem erfüllt es mit tiefem Bedauern, zu sehen, daß ein Einfluß, welcher in den Händen aufgeklärter, freidenkender Menschen eine Quelle von unermeßlich viel Gutem werden könnte, hier benuzt wird, um den freien Menschengeist in die beengenden Schranken eines licht- und denkfeindlichen Sektenwesens zu bannen. Schon aus der Ferne tönt einem aus den Schulhäusern das abgeschmackte Geschrei und Geplärr entgegen, mit dem die Methodisten in ihren Kirchen und bei ihren andern religiösen Versammlungen die Musik lästern. Diese erbauliche Uebung wird, wie ich beim Eintreten sah, mit lächerlichen Bewegungen begleitet, welche die Lehrerin den Kindern vormacht, die dann im Takt, wie die Hampelmänner, wenn man unten den Faden zieht, die Arme aufheben, ausstrecken und nach vorn und hinten ausschlagen. Der Anblick hat etwas unbeschreiblich Albernes, und man muß sich alle Greuel der alten brewery vormalen, um das Gute, das verbunden mit so herabwürdigenden Elementen auftritt, nicht mit diesen unbedingt zu verwerfen. Eine Korbflechterei, welche mit der Schule verbunden ist, war das einzige, was uns von den Arbeiten der Schüler gezeigt wurde.

Noch wenige Schritte weiter, und man kommt zu dem Punkt, wo Croßstreet in Centresstreet ausläuft. Hier fängt eine andere Welt an. Verschiedene Eisenbahnlinien laufen in einem großen Depot zusammen, in zahlreichen Fabriken brausen die Dampfmaschinen, die schweren Passagier- und Güterwagen sausen über die Schienen; allein wie ein Alp bleibt die Erinnerung an die five points haften, und wird nur nach und nach durch neue lebhafte Eindrücke abgeschüttelt.

(Schluß folgt.)

Gebirgsmorgen.

Fern aus purpurnen Wellenhügeln
Hebt sich der Gott, sein weißes Gespann
Treibt er mit den schimmernden Zügeln
Rasch zu muthigem Laufe an.
Die ambrosischen Locken sind
Von der Flut des Meers noch gefeuchtet;
Leis durchspielt sie der singende Wind,
Und das blühende Antlitz leuchtet.

Um der Berge riesige Hüften
Fließen die grauen Nebelflöre,
Bis zum Wipfel der lezten Föhre
Wallen sie aufwärts aus den Klüften;
Schweben und streben, um sich zu finden,
Sich zu heben und zu verbinden,
Wollen das ruhige Aetherblau,
Tiefgefaltete Felsenstirnen,

Blumige Matten, blitzende Firnen
Neidisch hüllen in tiefes Grau.

Goldene Sonne vollende den Sieg!
Mit den weithin treffenden Pfeilen
Suche den tückischen Feind zu ereilen,
Der der sickernden Schlucht entstieg!
Auf den schroffen, rissigen Zinken
Laß ihn stürzen und niedersinken;
Auf der Felswand dürstenden Moosen,
Kletternder Ziegen kärglicher Weide,
Lieg' er gebettet, als Thaugeschmeide
Hell umfunkelnd die Alpenrosen!

Denn sich hebend aus nächtlichem Sitz
Trägt er hinauf mit schädlichem Wollen
Bergerschütterndes Donnerrollen
Und den wipfelzündenden Blitz,
Schwellt mit schlammigen Regengüssen
Silberner Bäche friedliches Fließen,
Daß sie tosend zu Thale schießen,
Gleich den flammigen Lavaflüssen,
Wild aufrauschend, herunterspringend,
Hütten zerstörend, Saaten verschlingend,
Hohe Tannen vom Ufer haschend,
An zerbröckelnden Felsen waschend,
Bis sie krachend zur Tiefe jagen,
Mit der Heerde den Hirten erschlagen.

Mächtiger steigst du und höher empor,
Goldene Sonne, der Nebelflor
Zittert leise herab und sinkt,
Bis ihn die durstige Matte trinkt
Und das schrundige Felsgestein.

Goldene Sonne, der Tag ist dein!
Eines Wanderers Frühgesang
Und der Sennen helles Frohlocken
Preisen bei läutenden Heerdenglocken,
Deinen erdumwandelnden Gang!

Feodor Löwe.

Literatur.

Der moderne Roman.

Seit dem Erscheinen der „Deutschen Bibliothek" war uns das, was wir mit dem lebhaftesten Interesse verfolgten, der Gang, den mit ihr der Roman, der historische Roman insbesondere, nehmen werde. Nicht sowohl um die einzelnen Romane, ob sie gleich meist aller Beachtung werth waren, haben wir uns bekümmert, als vielmehr um die allgemeine, in ihnen sich kundgebende Entwicklung. Daß die Zeit der alten Unterhaltungslektüre mit ihren heillosen Ritter- und Liebesgeschichten, die Zeit der Van der Velde, Blumenhagen u. s. w. vorüber sey, darüber konnte kein Zweifel seyn. Es wird kein Roman mehr auf Beachtung Anspruch machen können, der nicht einem höheren Gesetz unterthänig ist, in dem sich nicht einerseits wirklich poetisches Produciren kund gibt, der von der andern Seite nicht den ernsteren Zwecken der historischen, der ethnographischen, der psychologischen Belehrung dient. Dieß ist offenbar ein großer Fortschritt, dessen sich nicht nur der Belletrist, sondern jeder erfreuen wird, der für die Bewegung der Cultur im Zusammenhang ihrer einzelnen Momente, insbesondere also der Poesie und Geschichte, Interesse und Verständniß hat. Diesen Fortschritt haben wir nirgends bewußter und ausgesprochener wahrgenommen, als an dem „Sonnenwirth" von H. Kurz und an dem neuesten Roman, dem „Ekkehard" von J. V. Scheffel. Beide Dichter haben die Ansichten, von denen sie sich in Beziehung auf die Verbindung des Historischen und Poetischen leiten lassen, in Vorreden, in eigentlichen theoretischen Programmen ihren Werken vorangestellt, und man kann leicht sehen, wie sie sich allen Ernstes darum bemühten, dieser ästhetischen Theorie auch in der Ausführung nachzukommen. Ueber Kurz haben wir schon früher berichtet, wir wollen uns daher zunächst mit Scheffel beschäftigen, dessen Ekkehard nach unserem Dafürhalten nicht nur an sich eine anmuthige, interessante Lektüre, sondern namentlich ein für die Geschichte des Romans epomachendes Buch ist.

„Ekkehard, eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert?" — mußte allerdings auch ich ausrufen, als ich die

Ankündigung las; „da hat sich der lustige Trompeter von Säckingen ein schwieriges Stück gewählt, das er ohne mehrfache falsche Läufe nicht wohl wird durchspielen können." Zu diesen Besorgnissen der Kritik wird der Verfasser nicht scheel sehen können, wenn er bedenkt, was wir alles schon unter der Aufschrift „Mittelalter" dahin nehmen mußten. Diesen Erscheinungen gegenüber wird er sich wohl auch unter die Kritiker stellen, und zwar unter die unbarmherzigen, deren Ausspruch dahin geht, daß fast alles, was wir von romanhafter Schilderung dieser Zeiten bisher zu lesen bekamen, entweder ein sentimentaler oder ein waffenklirrender, fluchend-polternder Unsinn war. Um so besser für ihn und uns, wenn die Kritik über seine Arbeit ein anderes Urtheil zu fällen das Recht hat, wie dieß denn auch in der That der Fall ist. Es ist immer mißlich, man läuft stets Gefahr, in das kokett Geistreiche zu verfallen, wenn man Bezeichnungen von andern Gebieten auf die Poesie überträgt; da aber die neueste Literaturgeschichte einmal auf die Schilderung mittelalterlicher Zustände den Ausdruck „Düsseldorfsche Zeichnung" anwendet, so werden wir wohl im Bilde bleiben und sagen dürfen, daß die Umrisse des „Ekkehard" eher Kaulbach'sche sind.

Schon die Entstehungsgeschichte dieses Romans ist so merkwürdig und lustig, daß sie mitgetheilt werden muß. Der Verfasser hatte, um seiner poetischen Existenz eine solid bürgerliche Unterlage zu geben, die löbliche Absicht, sich als Docent bei der juristischen Fakultät in Heidelberg zu habilitiren. Um sich sein Heft über deutsche Rechtsgeschichte anzulegen, machte er seine Studien bei Schmeller, Grimm, Pertz u. s. w. Aber — naturam expellas furca — aus dem Collegheft ist ein Roman geworden. Denn „den Poeten ereilt ein eigenes Schicksal, wenn er sich mit der Vergangenheit genauer bekannt macht. Aus ihren Denkmalen wachsen ihm Gestalten empor, erst von wallendem Nebel umflossen, dann klar und durchsichtig, und sie umtanzen ihn in mitternächtigen Stunden und sprechen: Verdichte uns!" — In diesen Worten ist allerdings das richtige Verhältniß, die rechte Genesis ausgesprochen, wie sich die poetischen Gestalten des Romans aus dem historischen Stoff zu sublimiren und dann wieder zu condensiren haben. Auf diese Weise läßt uns denn hier der Dichter, dessen Augen sinnend zwischen den Zeilen schweifen, aus den St. Gallischen Klosterchroniken die anmuthigen Gestalten der Herzogin Hedwig von Schwaben, ihrer griechischen Zofe Praxedis und ihres gelehrten Hauscaplans Ekkehard mit den übrigen, sie in würdigem Chor umstehenden Nebenfiguren herauswachsen.

Die Fabel des Stücks wollen wir nun nicht versuchen hier im Auszug wieder zu geben und eben so wenig einzelnen Charakteren, Situationen und Wendungen mit der kritischen Sonde zu Leibe gehen. Die Erzählung, so interessant sie auch an sich ist, kann doch bei einem poetischen Kunstwerk, was ja der höhere Roman gewiß ist, nie für die Hauptsache gelten. Diesen Satz, den man uns wohl nicht wird bestreiten können, wollen wir voraus-schicken, wenn wir, statt uns mit kritischer Untersuchung des Einzelnen zu beschäftigen, an die Beantwortung einer allgemeinen Frage, an die Erledigung des Haupteinwurfs gehen, den man dem „Ekkehard" und mit ihm dem höheren historischen Roman überhaupt ohne Zweifel machen wird. Es ist dieß die Frage, in wie weit das, was man gewöhnlich „Spannung" heißt, absolut nothwendig sey, um einen Roman interessant zu machen.

Da entsteht dann aber die Vorfrage: was ist spannend? Man wird darunter wohl nichts anderes verstehen, als die Schürzung des Knoten und seine Lösung, die auf eine scharfe dramatische Spitze gestellte Peripetie. Es gibt nun Romane, welche gar nichts als Spannung sind, deren Interesse durchaus weder psychologischer noch historischer Natur ist, sondern deren ganze Bewegung in dem Umschwung des Glücksrads besteht: „was unten stand, muß oben stehn." Daß ihnen die lebhafteste Theilnahme des lesenden Publikums zufällt, ist eben so bekannt als natürlich. Auch der minder kritische Leser merkt zwar leicht den Theatercoup; er ist es aber zufrieden, weil seine Einbildungskraft angenehm beschäftigt worden, weil er sie, unbehelligt von den Schranken der Kunst, in's Blaue hinein sich ergehen lassen konnte. Als Beispiel, wie auch für den besseren Roman die „Spannung" gefährlich werden kann, wäre eines der besten Stücke der deutschen Bibliothek, der Roman Mügge's zu nennen. Jeder Leser wird einverstanden seyn, daß hier die Lösung rein äußerlich, ein rechter deus ex machina, eintritt, daß die Ansätze, von denen man am meisten erwarten zu dürfen glaubt, nicht weiter entwickelt sind, daß der natürliche Gang, das wirkliche Interesse vielfach einem künstlichen aufgeopfert ist. Gleichwohl wurde diese Lektüre allgemein als eine höchst anziehende anerkannt, weil man dem Spannenden am liebsten etwas nachsieht, und in diesem Fall, bei den unläugbaren anderweitigen Vorzügen des Buchs, auch mit Recht nachsehen konnte.

Diesem Verlangen nach Spannung lag also immer die Voraussetzung zu Grunde, daß der Roman in dramatischer Weise componirt sey, daher sein Interesse in der Verwicklung und Lösung liegen müsse. In neuerer Zeit hat man sich nun aber gerade wieder mehr auf die epische Natur der Romandichtung besonnen, und unser Verfasser insbesondere spricht sich über die Aufgabe des historischen Romans auf's klarste dahin aus: er soll seyn, „was in blühender Jugendzeit der Völker die epische Dichtung war, ein Stück nationaler Geschichte in der Auffassung des Künstlers, der im gegebenen Raume eine Reihe Gestalten scharf gezeichnet und farbenhell vorüberführt, also daß im Leben und Ringen und Leiden des Einzelnen zugleich der Inhalt des Zeitraums sich wie zum Spiegelbild zusammenfaßt." — Nicht um einzelne pikante Situationen, sondern um ganze Gestalten, um ihre stetige Entwicklung im Zusammenhang mit dem ganzen Culturleben eines Zeitraums handelt es sich also hier, so daß von Spannung im obigen Sinn nicht wohl die Rede seyn kann. Im vorliegenden Roman z. B. ist

das Hauptproblem dieses: wie und unter welchen Umständen kommt ein Mann im zehnten Jahrhundert dazu, epischer Dichter zu werden? Dieses Problem ist zunächst ein psychologisches, dann aber wesentlich auch ein historisches; nach beiden Seiten fordert seine Lösung also eine stetige, genetische Behandlung. Wäre diese Lösung nun auf bloß äußerliche Weise herbeigeführt, durch historische Notizen und Schilderungen, ohne daß der Held selbst in Aktion käme, so würde man allerdings sagen müssen, es fehle der Geschichte an Spannung. Da wir aber die Gestalt des Ekkehard überall unter den passendsten Umgebungen, in der lebendigsten Handlung erblicken, da alles, was wir sonst über diesen Zeitraum aus authentischen Quellen erfahren, an diesen Crystallisationspunkt so natürlich anschießt, „also daß im Leben, Ringen und Leiden des Einzelnen zugleich der Inhalt des Zeitraums sich wie zum Spiegelbild zusammen faßt," so hat der Dichter ohne Zweifel seiner Aufgabe Genüge gethan; mehr Spannung wäre vom Uebel gewesen. Für den Leserpöbel, der nur an dem Stofflichen seine Freude hat und weniger poetisch ergözt oder historisch belehrt als phantastisch beschäftigt seyn will, wird es freilich immerhin weniger ein Buch seyn. Auf solchen Pöbel, wenn er auch noch so sehr die Majorität bildet, darf aber keine Rücksicht genommen werden. Der Schriftsteller hat, was man auch von Popularität sagen mag, immer nur das, nicht zwar speciell und fachmäßig, aber allgemein gebildete Publikum in's Auge zu fassen, und für dieses wird es dem Ekkehard nicht an Anziehendem fehlen. So sehr seine Aufgabe außerhalb des gewöhnlichen novellistischen Kreises zu liegen scheint, so ist er doch nicht im entferntesten ein Literaturroman in dem exclusiven Sinn, wie z. B. viele der Tieckschen Produktionen. Die ganze Darstellung ist so, daß sich ihrer jeder im weiteren Sinn Gebildete erfreuen kann; für den höher Gebildeten liegt überdieß in der historischen Dokumentirung noch ein besonderer Reiz.

Diese gelehrten Noten, über die wir, als über den zweiten Hauptpunkt, noch ein weiteres Wort zu sprechen haben, sind etwas so durchaus Neues, daß der erste Eindruck, den sie auf uns machen, ein ganz unsicherer und schwankender seyn, daß unser Geschmack eben so eifrig für als wider sie Partei nehmen, unser Urtheil darüber erst nach und nach sich bilden und abklären wird. Was man zuerst über sie empfindet, wird ein Wohlgefallen seyn, die Befriedigung, hier urkundliche Beweise für die Aechtheit des Inhalts vor sich zu haben. Gerade je leichtfertiger sonst Romane mit der Geschichte umzugehen pflegen, desto erfreulicher wird dieser Contrast in die Augen fallen. Aus demselben Grunde wird dann aber auch bald die entgegengesezte Erwägung sich einstellen, ob denn so ernsthafte Noten für ein so heiteres Werk nicht doch eine unpassende Beigabe seyen, ob nicht durch den Anblick des historischen Gerüstes der reine poetische Genuß beeinträchtigt werde. Und noch gewichtiger scheint uns die Kehrseite dieses Einwurfs. Wo die Anmerkungen zum Text in unmittelbarer, direkter Beziehung stehen, da bringen sie oft den stärksten burlesken Eindruck hervor. Wenn wir z. B. zu des gefangenen Cappan Vermählung mit der langen Friderun die ernsthafte Note lesen: Ungar baptizatus uxorem duxit, filios genuit. Ekkeh. IV. casus S. Galli c. 3., so muß das nothwendig unsere Heiterkeit erregen. Ist aber, was häufiger der Fall, der Zusammenhang kein so unmittelbarer, zeigen uns die Citate mehr, mit welcher poetischen Freiheit der Dichter seine Quellen benuzt, was seine schaffende Phantasie aus diesem todten Material herausgebracht hat, so werden wir ja gerade in die Kluft zwischen diesen Quellen und ihrer Verarbeitung hinein gestellt, wir sehen zu viel hinter den Coulissen und der unmittelbare Eindruck des poetischen Kunstwerks wird uns dadurch gestört. Wir merken bald, daß die Art von historischer Wahrheit, die wir hier haben, doch eine ganz andere ist, als was die meisten Leser gewöhnlich meinen, wenn sie eine wahre Geschichte verlangen. Es ist allerdings von der einen Seite die Gewissenhaftigkeit anzuerkennen, mit welcher der Verfasser die Geschichte behandelt; eben so groß als diese historische Treue ist aber andererseits auch die poetische Freiheit, mit der er das gegebene Objekt umwandelt, so daß es, wenn er auch die officielle Identität durch Codices und Chroniken, durch verba ipsissima belegen kann, in Wahrheit doch etwas ganz anderes und neues, von dem alten himmelweit verschiedenes geworden ist. Da fragt es sich nun, ob es wohlgethan ist, diesen poetischen Proceß vor aller Augen bloßzulegen, ob das Publikum gebildet genug ist, um diese poetische Alchymie zu würdigen. Für eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert haben wir ohnehin mehr ein literarisches und historisches Interesse, als ein eigentlich romantisches; wird nun das erstere durch einen gelehrten Apparat noch übermäßig genährt, so muß das leztere, welches ja im Gegentheil einer besondern Stärkung bedürfte, ungebührlich zurücktreten. Wie in dem Dichter, so entsteht in dem Leser gerne die Stimmung des Humors, welche bei aller Liebe zu den Gestalten der naiven Geschichte sich seiner überlegenen Einsicht doch zu sehr bewußt ist, um ihnen nicht einen doppelten Sinn zu unterlegen, sie gründlich zu metaschematisiren, wie es Hamann nannte.

Gerade diese Noten sind das, was uns für die Geschichte des Romans von so besonderer Bedeutung scheint. Sie sind allerdings, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, in gewissem Sinn Nebensache und man braucht sich in sie nicht weiter zu vertiefen; sofern sie aber für das Verhältniß, in welchem hier Dichtung und Wirklichkeit zu einander stehen, und in dem sie in dem historischen Roman überhaupt stehen sollen, Zeugniß ablegen, sind sie auch wieder sehr die Hauptsache. Als eine solche Probe, daß der Roman nicht bloß Fabel und müßige Erfindung enthalten müsse, daß er, wenn er höhere Ansprüche machen will, kein leichtsinniges Spiel mit den Thatsachen treiben dürfe, werden sie uns nun in diesem speciellen Fall höchlich willkommen seyn; die historische Gewissenhaftigkeit, der

ernstliche Fleiß, welcher bei Scheffel dem freien poetischen Schaffen keinen Eintrag thut, sondern demselben zu um so schönerer Folie dient, ist den Romandichtern gewöhnlichen Schlags sehr nachdrücklich zur Nachahmung zu empfehlen; auf der andern Seite aber ist davor zu warnen, daß diese hier originelle und geniale Methode nicht zur Manier werde, damit der Schleier, welcher über der Verbindung von Wahrheit und Dichtung als einer eigentlichen unio mystica liegen soll, nicht hinweggezogen und ihre Geheimnisse nicht in der Nacktheit natürlicher Funktionen blosgestellt werden.

Fassen wir nun den Eindruck, den dieses neueste Werk auf uns gemacht hat, zusammen, so müssen wir sagen, daß uns dasselbe in der Ansicht bestärkt, die wir schon aus dem Trompeter von Säckingen gewonnen hatten. Scheffel ist ein Mann von eben so gründlicher und feiner Bildung als bedeutender poetischer Begabung. Der Ernst, mit dem er die Gegenstände erfaßt, befähigt ihn gerade besonders, sie mit jenem ächten Humor zu behandeln, welcher sich nur deßwegen mit Freiheit über die Objekte erheben kann, weil er so liebevoll sich in sie versenkt hat. Wir sehen seinen künftigen Leistungen mit großer Theilnahme entgegen, weil wir die Ueberzeugung haben, daß er uns nie etwas Mittelmäßiges bringen wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Oktober.

Das Concordat. — Die verschwundene Schranne. — Der Lotterie- Perissutti †.

Das Concordat Oesterreichs mit dem heiligen Stuhl ist bekanntlich zum vollen Abschluß gediehen und steht seiner amtlichen Verkündung entgegen, die vielleicht bereits erfolgt seyn wird, bevor dieses Schreiben an sein Ziel gelangt. Der Inhalt ist in seinen wesentlichen Zügen bekannt und scheint von den Vereinbarungen des Oberhauptes der Kirche mit andern katholischen Staaten in den wahrhaft erheblichen Punkten nicht abzuweichen. Die Regierung hat eine Handlung der Gerechtigkeit vollzogen, indem sie der Kirche, welche die große Mehrheit des Volks umschließt, dieselben Unabhängigkeit der innern Verwaltung und des Unterrichts gewährt, deren sich sogar die nur geduldeten Bekenntnisse erfreuen. Seltsamerweise aber murren diejenigen am meisten dagegen, welche in Bezug auf die Bekenntnisse der Minderzahl auch jede Oberaufsicht des Staats beseitigt

Die Stadt ist um ein nützliches Zinshaus reicher, aber um eine geschichtliche Erinnerung ärmer geworden. Das ehemalige Schrannengebäude am Hohen Markt hat seinen Altan weggeschoren, sein Erdgeschoß in Kaufläden (sogenannte Gewölbe) getheilt, seine Amtsstuben und Gefängnisse in Miethwohnungen umgestaltet. Wo ehedem der Blutbann gehegt ward, schalten nun Handel und Wandel, für die ohnehin die innere Stadt schon viel zu enge geworden, so daß in den belebteren Gassen bereits die ersten Stockwerke zu Verkaufsbuden herhalten müssen. Natürlich ist es, daß die Umgestaltung der Schranne die Theilnahme an ihrer düstern Vergangenheit besonders lebendig gemacht hat. Die Form, in welcher zum Theil von den hiesigen Zeitungen dieser Theilnahme Nahrung zugeführt wird, haben diese Blätter durch die „Neuen Stücklein aus dem alten Wien" angeregt. Man beschwörte in langer Reihe alle die armen Sünder herauf, welchen auf dem furchtbaren Söller jemals der Stab gebrochen worden. Der Stoff ist dankbar genug und bietet der Erfindung hinlänglich freien Spielraum, ohne daß diese eben nöthig hätte, der geschichtlichen Wahrheit geradezu in's Gesicht zu schlagen. Dennoch geschieht auch das, und so mußten denn die guten Wiener neulich sich erzählen lassen, daß auf der Schranne das hochnothpeinliche Halsgericht gegen den abwesenden Marquis von Aronches gehegt worden sey. Wer auch nur oberflächlich mit der Vergangenheit bekannt ist, weiß hinlänglich, daß Aronches, der Botschafter des Königs von Portugal in Wien, eines Mords beschuldigt wurde und vor der Volkswuth die Flucht ergreifen mußte. Aber Kaiser Leopold I. hatte jedes gerichtliche Einschreiten gegen den fremden Gesandten untersagt und die Anklage nach Lissabon verwiesen. Nicht minder bekannt ist, daß der Marquis von dem Gerichtshof zu Lissabon freigesprochen wurde. Wenn er also auch aller Wahrscheinlichkeit nach den Grafen Ferdinand von Hallwyl umgebracht haben dürfte, so ist nicht minder gewiß, daß kein irdischer Spruch ihn verurtheilt hat, am allerwenigsten aber in Wien. Die Angelegenheit hatte ihrer Zeit eine gewisse Bedeutung für Oesterreich, weil Aronches von Geburt ein Fürst von Ligne war und das Haus der Ligne zu den ausgezeichnetsten großen Lehensträgern Habsburgs in den Niederlanden gehörte.

In diesen Tagen hat der Tod den bekannten Großhändler Perissutti weggenommen, von dem ich seiner Zeit

schon gemeldet, daß man ihn scherzweise den Kyselak der Glücksgöttin zu nennen pflegte. Sein Name war in allen Zeitungen, an allen Straßenecken in großer Schrift unter Lotterieankündigungen zu lesen, wie vor drei Jahrzehnten an allen Burgmauern und Felswänden der Name jenes unschuldigen Narren, welcher sich ein bischen Unsterblichkeit aus dem Töpfchen mit schwarzer Oelfarbe geholt.

Vom Mittelrhein, Oktober.

Zwei alte Lustschlösser.

II.

Waghäusel und Schwetzingen, nur ein paar Stunden auseinander gelegen, bildeten wohl vor Zeiten schon in gewisser Beziehung Contraste und waren sich doch wieder so ähnlich. Heute ist das anders, der Contrast ist um vieles größer geworden. Ueber jenem lag jahraus, jahrein die tiefste klösterliche Stille, die nur an Wallfahrtstagen durch Litaneien und andere heilige Gesänge merklich unterbrochen wurde; dieses war auch ziemlich still, aber es hatte doch sein Landstädtchen und darin sogar eine Kaserne voll Dragoner, die von Zeit zu Zeit genug Lärm machten; ab und zu fuhren und gingen die Reisenden und die lustigen Heidelberger Studenten, Sonntags vergnügten sich hier nicht selten die Bewohner der nahen Städte, besonders die Mannheimer, und wenn gar der Pfingstmontag kam, waren die Gasthäuser nicht groß, die Alleen im Schloßgarten nicht breit genug, um die zudringende Menge zu fassen. Es soll an diesem Tage zwar noch recht belebt dort seyn, aber selbst der ehrsame Philister, der sich einst das ganze Jahr hindurch auf das Rosenfest in Schwetzingen freute, strebt jezt weiter und fährt auf der Eisenbahn nach Heidelberg. Es ist schon viel, wenn er dem Schwetzinger Garten ein kleines Stückchen jenes Tages widmet, ein Wunder, wenn er ihn ganz dort zubringt. Die Dragoner sind auch fort, und was von Militär noch geblieben, gehört, so viel ich weiß, zu den Invaliden. Kurz, während es in Waghäusel unendlich lebendiger, ist es in Schwetzingen noch todter geworden, obgleich die Zahl der Touristen sich in's Riesenhafte vermehrt hat und es auch nicht an solchen fehlt, die im Flug einen Abstecher hieher machen, um mit der Beschreibung in der Hand den einst hochgepriesenen Wundergarten zu durchlaufen. Die Zeit ist eine andere geworden, und wir wollen es keineswegs tadeln, daß ihre Kinder mehr Gefallen an den Werken der Natur, als an denen der Kunst finden, wie sie hier gewaltet hat. Können wir es doch überhaupt heutzutage, wo man Berge und Höhen wieder aufsucht und selbst alte Burgen wieder aufbaut, nicht mehr fassen, wie es eine Zeit geben konnte, in der man ein Heidelberg nebenan setzen mochte, um eine Sandebene zum Aufenthalt zu wählen und darin sein Paradies nach französischem Schnitte zu schaffen. Wer weiß aber, ob nicht Jahre kommen, in denen man nicht wird begreifen können, wie wir lieben und thun, loben und preisen mochten, was uns jezt als liebens- und lobenswerth erscheint. Fast möchte ich mit Zuversicht behaupten, daß diese Zeit nicht ausbleiben wird.

Indessen läßt sich die spätere Ausschmückung des Schwetzinger Schlosses und Gartens denn doch noch erklären, um nicht zu sagen entschuldigen. Soll doch schon inmitten des vierzehnten Jahrhunderts ein Schloß daselbst gestanden haben, das Kurfürst Rudolph II. erkaufte und als Jagdschloß benüzte. Jedenfalls bestand ein solches schon in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts und muß den Kurfürsten kein unlieber Aufenthalt gewesen seyn, da Karl Ludwig, den die unglückliche Ehe mit der Prinzessin Charlotte von Hessen zu der schönen Louise von Degenfeld getrieben, diese seine Geliebte und spätere Gemahlin im Jahr 1657 vom Hof zu Heidelberg nach dem Schlosse Schwetzingen bringen ließ. Der holden Raugräfin zu Liebe hat selbst jener sparsame Fürst einiges Geld auf diesen Aufenthalt verwendet; aber von seinen Gartenanlagen, so wie von denen seiner nächsten Nachfolger ist wenig oder nichts geblieben, als Karl Theodor sich hier eine ständige Sommerresidenz zu schaffen begann. Ein Versailles im Kleinen sollte es werden, und klein ist allerdings das Schloß mit seinen beiden, gegen das Städtchen offenen Flügeln, vor denen zwei viereckige Thürme von bäurischem Werke Wache halten. Indessen hat Karl Theodor es für sich und seinen Hofhalt wohnlich einzurichten gewußt, dazu ein Theater und nach der Gartenseite zwei niedere Flügel im Halbzirkel gebaut, um einerseits Spiel- und Speisesäle, andererseits ein nach damaligen Begriffen hübsches Orangeriehaus zu gewinnen. Das ganze Schloß, wiewohl noch in alter Weise gut eingerichtet, steht jezt leer und empfängt nur selten fürstlichen Besuch. Ueberall tiefe Stille.

Diese tiefe Stille wehte mich an, als ich nach langen Jahren wieder einmal durch das eiserne Gitterthor in den verödeten Hof und durch die niedrige, gewölbte Thorhalle in den Garten trat. Es war just, als ob hier ein Zauber waltete, in Folge dessen Alles eingeschlafen sey und seit hundert Jahren ruhe in unveränderter Gestalt; doch nicht so, als habe sich Staub darauf gelegt und Spinnwebe darüber gezogen, vielmehr war alles blank und rein, die breiten Wege und Alleen des weiten Zirkelgartens sauber gefegt, die Rasenplätze mit ihren Blumenbeeten wohl gepflegt, und die Gold- und Silberfische schwammen noch lustig in dem klaren, smaragdgrünen Wasser der Bassins. Also doch ein Zeichen des Lebens, wenn man auch sonst hätte leise flüsternd rufen mögen: Pan schläft, oder gar: der große Pan ist todt! Es war freilich ein Werktag und die zwölfte Stunde, in der die Wasserkünste nicht spielen, Delphin und Schwäne ihre Strahlen nicht in die Luft werfen und die Hirsche ihr Wasser nicht in ewig gleichem Bogen speien. Der bronzegrüne Arion saß trocken auf seinem Delphin, eben so die Kinder auf ihren Schwänen. Aber die Linden- und Kastanienalleen warfen noch den alten dichten Schatten.

Ich war einst als Knabe mit tiefem Respekt in den Schwetzinger Garten getreten. So viele der Gestalten, mit denen Ovids Metamorphosen die Phantasie des Knaben füllen, waren mir hier verkörpert entgegen getreten, die ganze antike Mährchenwelt hatte sich hier mit ihrem Zauber aufgethan. Der steife französische Styl der mittleren Gartenanlage störte mich damals nicht, und da ich andere Werke der antiken Kunst, namentlich der Plastik, noch nicht gesehen, so war dieser Garten für mich der Inbegriff aller Kunstherrlichkeit. Man sollte in späteren Jahren nicht wiederkommen und sich das alte Bild verderben, das die Jugend mit ihrem Duft überkleidet und verklärt hat. Man verliert nur, ohne etwas dafür zu gewinnen. Da, wo ich früher respektvoll gestaunt, habe ich mich dießmal des Lächelns nicht immer erwehren können. Ein solches hat mich überkommen beim Anblick der neu aufgefrischten Perspektive, dort wo die blechernen Vögel oben im Kreise umher sitzen und Wasser auf die Eule niederspeien. Die armen Thiere sind mir alle so mager vorgekommen, als wären sie in der Mause. Zudem ist es dort noch einsamer geworden als vor Zeiten. Ich sah keinen Goldfisch mehr im Bassin und in den großen Bauern nur noch einen einzigen melancholischen Canarienvogel, ihm gegenüber zwei arme Turteltaubenpaare, die, wie es scheint, um die alte Zeit wehklagen. Den Tempel des Apollo fand ich frisch mit Oelfarbe angestrichen und die Sphinxe vor demselben kamen mir ordentlich modern vor, da sie Mantillen um die Schultern tragen, just wie die Damen von heute.

Doch ich möchte nicht ungerecht werden gegen diesen Garten, um so weniger, als er auf seinen 210 Morgen gar manche Partie von wirklich hoher Schönheit aufzuweisen hat, dessen gar nicht zu gedenken, was der Botaniker, der Blumist und der Pomolog in demselben finden, und was alles von tüchtiger wissenschaftlicher und technischer Behandlung Zeugniß gibt. Schön sind schon die Baum- und Strauchpartien gleich rechts und links hinter den zirkelförmigen Gängen von Lattengitter, wo man hier den Tempel der Minerva, dort Galatea im Bade und Pan auf einem Felsen findet. Auch der Hain beim Apollotempel ist schön, schöner noch sind die westlichen Partien um den See her nach dem Merkurtempel und der Moschee hin.

Was die Architektur betrifft, so sind verschiedene Style durch größere und kleinere Bauten vertreten; der griechische durch den Tempel der Minerva mit seiner korinthischen und durch den des Apollo mit seiner ionischen Säulenstellung, der römische durch den Tempel des Merkur, als Ruine nachgebildet, so wie durch eine andere römische Ruine, an die sich die verwitterten Bogen einer Wasserleitung anschließen. Die Moschee mit ihren hohen Minarets und dem vierseitigen Säulengange repräsentirt den sarazenischen Styl. Wohin ich das Badehaus rangiren soll, weiß ich freilich nicht, und der Tempel der Forstbotanik ist gar eine eigenthümliche Spielerei, da diese Steinrotunde den Strunk eines dicken Eichstammes mit narbiger Rinde darstellt. Einen Blick in sein Inneres ist indeß das Badhaus schon werth, da es ein Deckengemälde von Guibal, mehrere Landschaften von Kobell, einen Porzellanlustre aus der ehemaligen Frankenthaler Fabrik, dazu ächt chinesische Tapeten und allerlei Schmuck von Marmor und Alabaster enthält.

Am reichlichsten ist die Plastik vertreten, freilich nicht häufig in excellenter Weise: Reliefs, Urnen, Büsten, Statuen und Thiere in Sandstein, Marmor und Blei in großer Zahl. Unter den Vasen zeichnen sich vier aus pfälzischem Marmor durch ihre trefflichen Basreliefs aus. Sie sind vom Florentiner Carabelli. Die Büsten sind meist nach guten Antiken gearbeitet. So Alexander und Antinous, ersterer zweimal, dann Mithridat, Hadrian und Domitian, sämmtlich vom Ritter Verschaffelt, der sich bekanntlich in jener Zeit auch als kurpfälzischer Architekt hervorgethan. Hier begegnet man ihm zum öftern. Von ihm ist die Apollostatue aus cararischem Marmor, von ihm sind die sandsteinernen Kolossalgruppen Rhein und Donau am See, so wie die vier Statuen, welche die Elemente versinnbildlichen. Auch die pfälzischen Bildhauer Link und Lamine haben ihren Tribut geliefert; der erstere den seinen am besten durch die Gruppe der Kinder, die mit einer Ziege spielen, der letztere durch die Panstatue auf dem träufenden Felsen. Ein anderer Pfälzer, Egell, hat den Lycischen Apoll einer Antike nachgebildet, aber glücklich gewiß nicht. Besondere Beachtung aber verdienen die Werke zweier im vorigen Jahrhundert nicht mit Unrecht berühmten Meister, nämlich Crepello's und Baccas. Vom ersteren ist nicht nur die Statue der jungfräulichen Göttin im Minervatempel, sondern auch noch eine andere nackte Pallas und eine dritte, so wie eine Nemesis, ein Merkur und vor allen die schöne Marmorgruppe, Galatea von einem Triton im Bade

belauscht. Leider fängt die schöne junge Nymphe, hier unter Gottes freiem Himmel nackt und bloß, auch zu altern an, wenigstens ist der zarte, nach Norden gewendete Rücken bereits sehr schwarz und rostig geworden. Indeß die Statue ist gut gearbeitet, und jedenfalls das anziehendste Sculpturwerk im Garten. Andreas Vacca hat einen ziemlich gelungenen Bacchus und eine sterbende Agrippina geliefert. Die broncirten Bleigüsse in den Bassins, so wie der von zwei Hunden angefallene Eber über der Quelle am Apollotempel rühren aus dem Nachlasse des edeln Stanislaus Lesczinski her.

Doch genug vom Schloßgarten, der schon etwas lebendiger geworden war, als ich ihn verließ. Die stille Mittagsstunde war längst um, die künstlichen Wasser rauschten wieder, die Fontainen ließen ihre hohen Strahlen in der Sonne spielen und wie wehende, perlengeschmückte Schleier niederrauschen, und als ich in den Gasthof trat, waren auch schon einige Fremde angefahren, die den Nachmittag all den Siebensachen zu widmen gedachten. Ich suchte einen andern noch weit stilleren Garten auf, den Kirchhof, auf dem der rheinländische Hausfreund, der werthe alemannische Dichter Hebel begraben liegt. Ich erinnere mich, daß vor einigen Jahren schon in diesen Blättern vom völlig vernachlässigten, um nicht zu sagen vergessenen Grabe die Rede war. Es ist unterdessen wohl noch tiefer eingesunken und immer noch nichts dafür geschehen. Daß es eine Schande ist, brauch ich nicht erst zu sagen. „Man ist daran, man hat's im Sinn, ein Denkmal zu errichten," sagte mir der Wirth. Ich glaube fast, man wird's noch einige Zeit im Sinn behalten und zuletzt gar aus dem Sinn verlieren.

Erst als ich Schwetzingen schon einige Stunden im Rücken hatte, fiel mir noch ein Lebender ein, der sich seit Jahren dort aufhalten soll. Es ist der bekannte Naturforscher und Dichter Karl Schimper. Was der Mann wohl in Schwetzingen thut? Will er langsam dort hinsterben? Es wäre doch schade um so viel Geist und ein so reiches und tiefes Wissen, wenn sie sich im Schwetzinger Sande verlieren sollten.

Aus dem Jura, Oktober.

(Schluß.)

VI.

Nach dem Westabhang des Gebirgs.

Am nächsten Tage, »all in the morning betime,« wie Ophelia singt, ruderte mich ein rüstiger Bursche über das fast unbewegte Wasser der französischen Seite zu. Weißgraue Nebelstreifen verschleierten die Höhen, so daß von den seltsamen Auszackungen und wundervollen Umrissen derselben nichts zu sehen war. Nach einer kurzen Viertelstunde landeten wir vor einer von farbigem Gebüsch überhangenen Felsenschlucht; der Schiffer bezeichnete mir genau die Pfade, welche ich zu verfolgen hatte, und zehn Minuten später war ich auf der Höhe und inmitten des ziehenden Nebelqualms. Der Pfad lief an der Hand eines singenden Bächleins thalab und ich folgte; in der Tiefe warf sich unser Wasserstrahl und ein zweiter, der von der entgegengesezten Höhe kam, unter lautem Jubel in einen Felsenkessel, aus dem sie vereint ihren Weg zum Doubs verfolgten, während mein Pfad sich wieder durch Felsklüftungen emporhob. Dieses „bergaufe und bergabe" mochte sich drei- oder viermal wiederholt haben, als ich ein grünes Alpenthälchen erreichte, das im Glanz der endlich Dunst und Nebel durchbrechenden Morgensonne lag. Zwei patriarchalische Sägemühlrädchen klapperten lustig an dem Bache, der durch den schmalen Wiesenstrich rieselte, während die westliche mit prachtvollen Tannen bedeckte Höhe von den Schlägen der Axt widerhallte; bald wurde auch eine kleine Gruppe von Hütten sichtbar und in einer derselben ließ sich das Schrillen des Meißels vernehmen. — „Das sind meine Jurassier!" dachte ich: „Sägemüller, Holzhauer und Uhrmacher! Die Industrie ist des Jura's Antheil, das Kind des Gebirgs, mag man es zur Schweiz oder zu Frankreich rechnen." — Ein altes Mütterchen, der ich einen Trunk frischer Ziegenmilch mehr als anständig bezahlte, gewann es über ihren Sohn, mich auf den Chaumont zu begleiten. Ich hätte keinen besseren Führer finden können. Er war erst seit einigen Monaten aus Algier zurück, wo die Kugel „einer langen Flinte" seinen linken Arm gelähmt hatte, und sprach ein verständliches französisch. Das Patois der ehemaligen Franche-Comté hat mehr fremde Elemente in sich aufgenommen, als irgend eine andere Mundart des weiten Landes, und ist im Laufe der Zeit mit diesen Fremdlingen noch schonungsloser umgegangen als mit der Nationalsprache; an lächerlichen Mißverständnissen kann es sonach nicht fehlen: man hört z. B.

nicht ohne Staunen, eine „Ulme" renne wüthend im Dorfe herum; ormeau heißt aber hier „ein junger Stier;" oder ein „Mädchen" sey vom Dach gefallen; ancelle ist aber nicht nur ein Mädchen, sondern auch eine Schindel.

Während wir unsern Pfad verfolgten, löste ich meinem »bouèbe« (Bube, junger Bursche) mühelos die Zunge. — „Das Leben in diesen Wäldern, unter diesen Felsen," bemerkte ich, „muß dem einförmig, wenn nicht langweilig vorkommen, der so viel von der Welt gesehen hat." — „Jeu! Jeu! (Jesu!)," rief Pierre, „der Herr kennt das Sprichwort vom Vogel und seinem Nest. Meine erste heitere Stunde in Afrika war die, in welcher ich die blauen, unsern Bergen ähnlich ausgezackten Höhenzüge des Atlas zu Gesicht bekam, und meine erste wahrhaft glückliche Stunde nach dem Abschied von hier war die, in welcher ich meine Wälder und Felsen wieder sah, der Freunde natürlich nicht zu gedenken. Diese prachtvollen Tannenwälder, welche zwei Drittheile des westlichen Abhangs des Jura bedecken, sind ein Nahrungsquell für Tausende, die das Holz fällen, die Bäume den Wegen entgegen schleifen und dann in das ebene Land hinab führen. Diese Arbeiten im Walde haben einen eigenthümlichen wilden Reiz, und selten wird einer unserer Wäldler sich entschließen, am Fuße des Gebirgs bei dem Ackerbau oder der Pflege des Weinstocks hülfreich zu werden. Die Waldarbeit fordert aber einen kräftigen, abgehärteten Körper, und es ist nicht jedermanns Sache, eine hundert Fuß hohe Tanne, während vielleicht der Sturm sie schüttelt und aus der Wurzel zu heben droht, zu besteigen, um sie zu entästen, oder einen dieser Riesen aus dem Dickicht schleifen zu helfen, wo jeder Ruck mit einem Beinbruch oder einer Armquetschung droht. Wer daher nicht in den Wald taugt, beschäftigt sich mit Uhrmacherarbeit, mit Schnitzwerk, mit Spitzenklöppeln, mit Alpenwirthschaft und Viehhandel; der Ackerbau steht, wenigstens so weit die Waldregion reicht, ziemlich im Hintergrunde, theils des ungünstigen, quellenarmen Bodens wegen, theils weil wir nicht wohlhabend genug sind, um Monate und länger auf eine Einnahme in baarem Geld warten zu können." — „Wilddieberei und Schmuggelei stehen natürlich ganz im Hintergrunde?" fragte ich. — Pierre lachte. „Nun, Herr," antwortete er, „möglich, daß zuweilen ein Reh, das durch eine der schönen Lichtungen dieser Wälder streift, weggeblasen wird und auf den Markt zu La Chaux de Fonds wandert; was aber das Schmuggeln betrifft, so ist dieses Gewerbe so gefährlich, daß nur noch Leute, welche Freiheit und Leben für nichts achten, dazu greifen; die Augen sind nicht zu zählen, die an der Grenze Wache halten." — Ich entgegnete Pierre, wie bis zu diesem Augenblick niemand von meinem Eintritt in das „Kaiserreich" Notiz genommen. — „Der Herr glaubt das?" rief Pierre lächelnd; „obben, ich will keinen Sou an dem Tage in der Tasche haben, an welchem ich den Kukuk zum erstenmal wieder rufen höre" (d. h. „die bitterste Armuth sey mein Loos," eine sprüchwörtliche Redensart in der Franche Comté), „wenn man nicht in les Brenets schon wußte, wer Sie sind und was Sie in unserem Lande zu suchen haben. Vielleicht kennt man diesseits den Inhalt Ihrer Reisetasche so genau wie Sie selbst; vielleicht bedurfte es nur eines Winks von Seiten des Burschen, der Sie über den Fluß ruderte, um den Grenzwächter in seiner Felsgrotte zu benachrichtigen, daß er sich nicht zu bemühen brauche."

Ohne große Anstrengung erreichten wir endlich die nackte, eisgraue Kuppe des Chaumont; die Aussicht war all des Lobes werth, das man ihr am Doubs gespendet hatte. Rechts die lichtblauen Zacken der Vogesen, links die den Doubs einschließenden Felsenköpfe und vor mir das grüne, vom Wind sanft bewegte Meer der Tannen bis zu dem „Wein- und Kirschenlande hinab," wie Pierre sich ausdrückte, um den vier bis fünf Stunden entfernten Fuß des Jura zu bezeichnen, an dessen Saum sich die Heerstraße von Besançon nach Lyon hinzieht und wo unter andern der köstliche Arboiswein wächst. „Der höchste und rauhste Theil des Jura," sagte mein Führer, „fiel der Schweiz zum Loos; einer steilen Felswand gleich stürzt er nach Osten ab, während er sich, wie der Herr hier sieht, fast unmerklich nach Westen hin abdacht und aus der Waldregion, welche hier der große, tiefer unten der kleine Jura oder die Joux genannt wird, zu den freundlichen Berghalden führt, welche mit der Rebe bekleidet sind. Dort blitzt ein weißer Streifen aus dem dunkeln Grün der Tannen; es ist die große Straße, die über Salins nach Besançon leitet; dieß ist zugleich die Richtung, welche die von La Chaux de Fonds und Locle nach jener Stadt führende Eisenbahn nehmen wird, denn wir Wäldler wollen auch eine Eisenbahn haben, da wir das unsrige zu diesen Verkehrsmitteln in den übrigen Theilen Frankreichs beitragen." — Von Eisenbahnen hatte ich im Jura so viel sprechen hören, daß ich Pierre kurzab fragte, ob er mich bis Morteau begleiten wolle; nach einigem Zögern willigte er ein, bis zu einer gewissen „Ferme" mit mir zu gehen, vor welcher sein heimathliches Thal auslief und wo der Weg an den Doubs nicht mehr zu verfehlen sey. Nach getroffener Uebereinkunft ging es rasch dem Walde zu, welcher den südlichen Abhang des Chaumont in seine düstern Schatten hüllt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 46. 11. November 1855.

Dank's deinem Engel!
Unwissend zog er dich zurück vom Abgrund. —
— Ich weiß nicht, was du meinst. —
Ich will's dir sagen.
Schiller.

Choose thou thy husband, and I'll pay thy dower!
Shakespeare.
All's well that ends well.

Neue Stücklein aus dem alten Wien.

Von des Aldringers Schwester.

III.

Im Verlauf des nächsten Vormittags hatte der Oberst nichts eiligeres zu thun, als sich persönlich bei Frau von Boisrobert zum Samstag anzusagen und dabei zu bemerken, er werde bei Tische allerlei Gründe vorzulegen haben, um für Clary eine Einladung zum Sonntag zu erwirken. Das übrige ließ er errathen. Wie schnell und leicht es errathen wurde, konnte er sich einbilden; zur Noth hätte es ihm Nischen sagen können, die mit eigenen Ohren anhörte, was Mutter und Tochter darüber sprachen. Zugleich erhielt sie den Auftrag, beim Tafeldecker für den Samstag ein stattliches Essen und zum Sonntag einen ganz auserwählten Schmaus mit Wildpret und Fischen und venezianischem Wein „anschaffen" zu lassen. So wußte denn die Zofe ganz genau, wie lang oder vielmehr wie kurz die Frist, welche ihr gegönnt war, um dem Ungetreuen aus dem Wege zu gehen.

Der Sonntag kam; die Gäste blieben nicht aus; sie fanden auch richtig den Tisch gedeckt und die Schüsseln in Bereitschaft, so wie die edle Frau sammt der Jungfer gehörig aufgeputzt. Dennoch war nicht alles im Hause, wie es eigentlich hätte seyn sollen. Die Mutter machte ein verdrießliches Gesicht, dessen Verstimmung sie mit eitler Mühe unter dem Schleier der Freundlichkeit zu bergen strebte; die Tochter schaute trübselig darein, und wenn sie sich auch nicht zwingen mußte, denjenigen anzulächeln, welcher demnächst ihr erklärter Bewerber werden sollte, so war sie doch nicht im Stande, den Ausdruck des Verdrusses wegzulächeln. Der Oberst hob an, als sie bei Tisch saßen und nachdem er einen Becher Wermuthwein getrunken: „Meiner Treu, mich will bedenken, als hätten die Hühner der Frau Base das Brod gefressen, und dem feinen Töchterlein, scheint es, ist die Petersilie verhagelt." — „Die verehrten Gäste mögen uns nicht zürnen," entgegnete die Boisrobert; „wir können eben nicht ganz und gar einen Streich verwinden, der uns aus wolkenlosem Himmel getroffen." — „Was ist vorgefallen?" fragte der Oberst voll Theilnahme. „Sind schlimme Posten aus den Niederlanden eingelaufen? Ist der edlen Frau das Haus abgebrannt? Hat eine Ueberschwemmung die Felder mit der Wintersaat verwüstet? Ist eine Seuche im Rinderstall ausgebrochen?" — „Nichts von alledem," unterbrach ihn die Base;

„und damit der Herr Graf sich nicht länger den Kopf zerbricht, will ich's ihm geschwind sagen, daß uns nur ein häuslicher Verdruß betroffen hat, einer von den kleinen, wie sie dem Fremden und Unbetheiligten geradezu spaßhaft erscheinen. Unsere Dienerin ist uns plötzlich durchgegangen." — „Die blonde Luxemburgerin?" fragte der Oberst. — Clary wurde aufmerksam; er gedachte der Begegnung beim Brunnen und damit erwachten auch wieder die alten Erinnerungen in ihm. — „Dieselbe," erwiederte die Dame. — „Und hat sie viel mitgenommen?" fragte der Oberst weiter. — „Mitgenommen? Was meint der Herr Graf damit?" — „Nun, Geld, Geldeswerth und Plunder." — „Was fällt dem Herrn Vetter ein?" rief Adele lebhaft dazwischen. „Eine Diebin ist sie nicht. Sich selbst hat sie gestohlen, sonst keines Hellers Werth, und wir werden lange warten dürfen, bis wir wieder ein so zierliches, kluges und ehrliches Mädchen finden, wie unser Nischen war."

„Nischen?" platzte Clary heraus, so heftig, daß die Jungfer schier erschrack; „Nischen von Luxemburg?" — Adele gab keine Antwort, statt ihrer fragte die Mutter ziemlich spitzig: „Hat der Herr Oberstwachtmeister vielleicht zu Luxemburg sein Herz einer Agnes in Verwahrung gegeben?" — Der betretene Clary blieb den Bescheid schuldig; der Oberst nahm das Wort: „Meines Wissens ist der Herr Camerad seit zehn Jahren nicht über den Rhein gekommen." — „Der Herr ist ganz recht berichtet," sagte Clary; „ich habe der Heimath als gemeiner Reiter den Rücken gekehrt und bin seitdem nie in jene Gegenden gekommen." — „Womit alles nöthige gesagt seyn wird," fuhr der Oberst fort, um alsbald die Unterhaltung in andere Bahnen zu lenken. Es gelang ihm allerdings, doch nicht ganz nach Wunsch. Die Verstimmung, welche die Gäste im Hause vorgefunden, war durch Clarys unbedachte Frage, oder vielmehr durch den Ton besagter Frage noch schwerer heilbar gemacht worden, besonders da er nicht mit gebührendem Ernste daran ging, seinen Verstoß wieder gut zu machen. Billigerweise wäre nämlich von einem Freier, der in möglichst kurzer Frist zum Ziele gelangen wollte, zu erwarten gewesen, daß er sich angelegen seyn lasse, fortzufahren, wie er an jenem Abend begonnen, als er zum erstenmal in die goldene Schelle gekommen; statt dessen erwies er sich einsylbig wie ein blöder Damon oder ein schüchterner Myrtill. Und wo er etwa einmal lebendiger ward, verdarb er mehr als er gut machte, denn seine Zunge rührte sich nur mit Eifer, sobald die Rede auf die alten Tage in der fernen Heimath kam. Mehr als einmal war er nahe daran, mehr zu plaudern, als sich für die Umgebung ziemte; stets kam jedoch zu rechter Zeit des Obersten Fußspitze angerückt, um die vereinte Wirkung der nordwestlichen Erinnerungen und des südöstlichen Weines abzuleiten. So ging das Essen wenigstens ohne offenbare Störung glücklich vorüber, Dank dem Obersten, der sich auch noch das besondere Verdienst erwarb, die Sitzung abzukürzen, statt sie, wie ursprünglich in seinem Plan gelegen, zu verlängern.

Auf dem Graben nahmen die Herren von einander Abschied. Mit vorbedachter Einfalt sagte der Oberst: „Wie schade, daß den Frauen just heute der Unfall begegnen mußte! Indessen morgen werden sie getröstet seyn, hoffe ich, und ein vernünftiges Wort mit sich reden lassen. Sehe ich den Herrn Cameraden heute Abend bei Lobkowitz?" — „Ich bin zum Spiel dort eingeladen," erwiederte Clary, „und denke hinzugehen." — „Wenn Er vielleicht Abhaltung fände," fuhr der Oberst fort, „so komme Er wenigstens morgen zu mir zu Tische. Ich werde ein paar Herren einladen, deren Beistand wir brauchen können. Auch muß ich dem Herrn Oberstwachtmeister Bescheid geben, was ich in der goldenen Schelle ausgerichtet. Ich fürchte sehr, daß die heutige Geschichte uns zurücksezt."

Mit diesen Worten ging er. „Ich fürchte schier dasselbe," murmelte Clary mit einem bedeutsamen Blick hinter ihm her. „Die heutige Geschichte, wie's der Herr Camerad nennt, hat mich ganz irre gemacht. Sicher wäre alles gut, wenn ich das Mädchen nur gesehen hätte. Gewiß ist sie nicht m e i n e Agnes, sondern eine ganz andere. — — Sehen sollte ich sie freilich um jeden Preis, dann wäre mir sicher wieder leicht." — Er unterbrach den Lauf des Selbstgesprächs, um demselben eine ganz andere Richtung zu geben. — „Das sind thörichte und frevelhafte Gedanken. Ich bin kein junger Fant mehr, und für mich ist die Liebe doch wahrlich nicht mehr die Hauptsache auf dieser Welt. Das Nischen von ehedem dürfte heute leibhaftig am Brunnen stehen, müßte ich sie nicht in Gottes Namen stehen lassen? Ich bin ja nicht der Dragoner von damals, der Milchbart mit dem leichten Sinn; ich bin ein Mann, der es bereits zu weit gebracht hat, um auf halbem Wege stehen zu bleiben. Ein Oberstwachtmeister von vierunddreißig Jahren muß Oberst werden und dann General; auch will ich ein Wappen haben, eines edlen Hauses Stammvater werden. Meine Enkel sollen bei Grafen und Herren sitzen als Gleiche unter Gleichen. Dazu kann mir kein Nischen helfen. Fort also mit den alten Liebesträumen!"

Mit solchen Gedanken beschäftigt erreichte er seine Herberge, das altberühmte Haus zum Matschakerhof,

wo Jahrhunderte zuvor schon der Ungarkönig Matthias Corvinus heimlicherweise die verhängnißvolle Einkehr gehalten, um mit hochverrätherischen Gesellen seine Ränke gegen den Kaiser zu spinnen. Auch jezt saßen drei Ränkeschmiede in der Zechstube, und obschon es sich bei ihnen nicht darum handelte, Wien den Magyaren in die Hände zu spielen, so wären doch ihre Köpfe verspielt gewesen, wenn ihre Gedanken und Anschläge kund geworden. Der eine davon war Drickes, der Kölner, der andere ein Mann, welcher in Art und Wesen zu ihm paßte, braun von Haut, schwarz von Haaren, doch diese schon stark mit Grau gesprenkelt und gestreift, im übrigen keck von Ausdruck, Geberde und Wort, so wie stark und rüstig von Gliedmaßen. Der dritte im Bunde, welcher sich vor den Augen der Kellnerin und der Gäste nur ganz zufällig zu den beiden andern gefunden, war schöner Leute Kind, ein junger Mann im blauen Mantel von feinem Tuch und einem saubern Hut. — „Dort geht er," sagte Drickes, mit den Augen nach dem Fenster winkend, durch das Clary zu erblicken war, wie er eben über den Hof dem Thürmchen mit der Wendelstiege zuschritt. — „An's Werk also!" sagte der im blauen Mantel; „wenn dieser Streich mißräth, sind hundert Ducaten verspielt." — „Das sage der Herr dem da," brummte der Kriegsmann, auf Drickes deutend; „ich nehme kein Geld von Euch und Euresgleichen." — „Bst!" rief der Kölner; „der Herr Rittmeister war auch gar nicht gemeint. Die Kremnitzer sind für mich allein. Jezt aber verliere der Herr keine Zeit: sprenge er davon, daß das Erdreich hinter ihm über die Dächer fliegt. Was ich zu thun habe, weiß ich."

Ohne eine Antwort abzuwarten, huschte er hinaus und schräg über den Hof der Stiege zu. „Traut der Herr dem Kerl?" fragte der Rittmeister den Blaumantel. — „Heute ohne weiteres," lautete die Antwort; „und der Anschlag ist gut, wenn er mit gutem Bedacht durchgeführt wird." — „Aber verdrießlich bleibt es doch," meinte der Soldat, „mit solchen Schelmen unter einer Decke zu stecken." — „Wenn der Herr Waldauer den Fuchs hezt," antwortete der andere, „so nimmt er Hunde dazu, und zum Mäusefang bedient er sich der Katzen. Reite Er in des Himmels Namen. Gute Verrichtung! Ich bleibe einstweilen noch da. Auf die Nacht komme ich bei der goldenen Schelle mit dem Drickes wieder zusammen."

Waldauer ging, bestieg sein Roß, das draußen im Hofe angebunden stand, und ritt spornstreichs davon, während der im blauen Mantel sich eine frische Halbe einschenken ließ und die Kellnerin befragte, wer denn die zwei „Cavaliere" gewesen, deren Gesellschaft er eben genossen habe? — „Unser Herrgott und der heilige Niklas werden sie wohl kennen," beschied die Dirne; „ich weiß nichts von ihnen, als daß sie den besten Zug im Halse haben."

Clary war nach Hause gegangen, um sein Pferd satteln und vorführen zu lassen, und hatte sich dann in sein Zimmer verfügt, um Geld zu sich zu stecken, damit er Abends unter den vornehmen Edelleuten und Offizieren nicht eine allzu demüthige Rolle spiele, wenn ihn etwa das Glück im Stiche ließ. Eben hatte er den wohlgespickten Beutel eingesteckt und war noch beschäftigt, den Mantelsack wieder zuzuschnallen, als es von außen an die Thüre klopfte und Drickes eintrat, ohne nur das Herein abzuwarten. — „Was begehrt Ihr?" fragte Clary barsch genug den unwillkommenen Gast. — In seinen Gedanken sprach der Ankömmling: „Also Ihrzt es sich heute? Auch gut." — Laut ließ er sich vernehmen, indem er mit Geld in der Tasche klimperte: „Ich würde Euch Eure Dublonen zurückbringen, aber diese Mühe habt Ihr mir zum voraus erspart. Hoffentlich seyd Ihr mir nicht aufsäßig darum, daß ich anfangs mich geweigert, das freundschaftliche Darlehen anzunehmen." — „Von einem Darlehen war keine Rede," unterbrach ihn der Offizier; „ich bin kein Jude, der Gelder ausleiht. Da Ihr keiner Reiterzehrung bedurftet, drängte ich sie Euch nicht auf; das ist alles. Wenn Ihr mir sonst nichts zu sagen hattet, so ist's schade um die Mühe." — Drickes nahm den Laufpaß nicht an; im Gegentheil, ganz gemächlich sezte er sich auf eines der zwei Betten, welche im Zimmer standen, kramte sein Rauchzeug aus und begann sich eine Pfeife zu stopfen. Erstaunt sah der andere ihm eine Weile zu, und wenn er den Eindringling nicht sofort zur Thüre hinaus warf, so raunte ihm sein Gewissen heimlich den Grund in's Ohr. Er hatte zum alten Bekannten gesagt: „Friedland dir leb ich, Friedland dir sterb ich!" und dennoch war seitdem weder vom Leben für den großen Wallenstein und noch viel weniger vom Sterben bei ihm die Rede mehr gewesen.

Dem Kölner kam des Oberstwachtmeisters Betragen nicht unerwartet; obschon er selbst von jeher ein Schelm gewesen, so wußte er dennoch ganz genau, wie einem Biedermann um's Herz ist, wenn er einmal nicht ganz klar aufrichtig und fest handelt und sich deßhalb vor einem schämen muß, den er — um es höflich auszudrücken — nicht für seines Gleichen hält. So befestigte sich denn vollends die Zuversicht, welche der eben so dreiste als pfiffige Bursche schon ziemlich fertig mitgebracht. Ruhig schmauchte er ein Weilchen fort und hob dann in gleichgültigem Ton an: „Jeder ist sich selbst der Nächste, seine eigene Haut

hat für ihn den höchsten Preis, und so kann der Soldat gar nichts besseres thun, als seinem unmittelbaren Vorgesetzten blindlings gehorchen, womit er sich jeglicher Verantwortung überhebt." — „Sehr weise gesprochen," antwortete Clary spöttisch, „ganz nach dem Spruche Salomonis: nenne die Weisheit deine Schwester und die Klugheit deine Freundin! Ihr habt unter dem Kriegsvolk gelernt und Euch trefflich gemerkt, daß die Pike nicht denken und die Muskete nicht nachsinnen soll. Aber mein Witz begreift nicht, weßhalb Ihr Euch bemüht, solche Weisheit vor einem Soldaten auszukramen, der seit mehr denn zwölf Jahren Pulver gerochen? Solche Lehren pflegt man für Neugeworbene zu sparen." — „Ich wollte Euch damit nur sagen," fuhr Drickes bedachtsam fort, „daß Ihr die Sache besser versteht als Euer Oberst, obschon Ihr um ein gutes Stück jünger seyd wie er." — „Jezt begreife ich Euch noch weniger." — „Das heißt, Ihr wollt mich nicht begreifen. Ihr deckt Euch den Rücken, indem Ihr unbedingt Eurem Obersten gehorcht; der aber ist bei weitem nicht so gescheidt, denn er spricht den Vorschriften seines Generals offenbar Hohn." — „Da seyd Ihr übel berichtet. Mein Oberst handelt genau nach des Aldringers Weisungen. Johann von Aldringen ist sein General und hat den allenfallsigen Ungehorsam gegen den Generalissimus ganz allein zu verantworten."

Der Kölner schien nachdenklich mit einem Entschluß zu kämpfen, bevor er mit halber Stimme sagte: „Wenn Ihr mir erlauben wollt, mich neben Euch zu setzen, will ich Euch ein hochwichtiges Geheimniß offenbaren, natürlich gegen das Versprechen strengster Verschwiegenheit." — Der Oberstwachtmeister winkte ihm, näher zu kommen, leistete das Versprechen „auf Cavaliersparole" und erwartete die Eröffnung. „Wenn ich mir nicht an den Fingern abzählen könnte," hob Drickes an, „daß der Oberst mir übel bei Euch gedient hat, so würde ich böse auf Euch geworden seyn und Euch blindlings in's Verderben rennen lassen. Der Herr Graf ist mir aufsässig; wenn ich mit meiner Sache beim Hofkriegsrath, oder besser gesagt, beim Friedländer durchdringe, so kommt zu Tage, daß sein Ohm, den er kürzlich beerbt hat, meine Compagniegelder geschluckt, und dann muß er ohne Gnade die Hauptsumme sammt den Zinsen herausgeben." — „Das wird erst zu erhärten seyn," meinte der Oberstwachtmeister. — „Ich werde es beweisen," fuhr der andere fort; „wenn Ihr in mein Losament kommen wollt, könnt Ihr meine Schriften durchsehen und Euch von meiner Angaben Richtigkeit überzeugen. Einstweilen genügt zu wissen, daß ich's Euch nicht verdenken kann, wenn Ihr den Worten des Herrn Obersten mehr traut wie mir. Ich verlasse mich auf die Zukunft, die mich auch vor Euern Augen rechtfertigen wird, so gut wie vor aller Welt. Um Euch nun zu zeigen, wie wenig ich Euch nachtrage, was nicht Eure Schuld ist, so bin ich gekommen, um Euch im Vertrauen zu eröffnen, daß Aldringer an Euern Oberst den Befehl gesendet hat, sein Regiment unverzüglich in Budweis zusammenzuziehen und damit nach Eger zu rücken." — „Träumt Ihr oder seyd Ihr betrunken?" fiel ihm Clary in's Wort. „Der Aldringer war nicht in Pilsen und will —" — „In Pilsen war er freilich nicht," unterbrach ihn der andere; „aber Wallenstein und er haben sich seitdem verständigt. Der Herzog hat ihm sonnenklar bewiesen, daß des Kaisers Majestät selbst mit ihm einverstanden ist und die Hofpartei an der Nase führt, bloß um die geheimen Anschläge aus den feinen Herrn herauszulocken. Aldringer ist ein eben so gescheiter Kopf, als er das Herz für den Kaiser auf dem rechten Flecke trägt."

Dem biedern Clary wurde schwindlig; er trug zwar ebenfalls ein treues Herz auf dem rechten Fleck, aber ein Hitzkopf war es, der ihm auf den Schultern saß, und das scharfe übersichtliche Nachdenken war nie seine Sache gewesen. Wie sehr jedoch alles, was Drickes bisher gesagt und was er noch in ausführlicher Entwicklung hinzufügte, des Oberstwachtmeisters Sinn und Gedanken in Gährung brachte, dennoch legte der Menschenverstand ihm folgende Antwort auf die Zunge: „Das ist ja offenbar erlogen! Wenn der Oberst eine wichtige Botschaft bekommen, so hätte er mir doch etwas davon gesagt. Er hätte mich sogar fortgeschickt, um das Regiment, wenn nicht nach Eger, doch herwärts und allenfalls über die Donau zu führen." — „Er hat einen Reitenden fortgeschickt," sagte Drickes ganz gelassen, „um das Regiment nach Krems führen zu lassen; es sind aber schon Anstalten getroffen, um den Boten aufzufangen, bevor er Purkersdorf erreicht." — „Und woher wollt Ihr armer Schelm die Wissenschaft von so hochwichtigen Händeln haben?" fragte Clary. — „Je nun, auch die blinde Henne findet zuweilen ein Körnlein," antwortete Drickes, indem er sich erhob und die Asche aus seiner Pfeife klopfte. „Wenn Ihr mir nicht glaubt, so laßts immerhin bleiben. Ich an Eurer Stelle würde, statt um eitler Hoffnungen willen eine alte Jungfer heimzuführen, lieber mit des Aldringers Boten auf und davon reiten und mich an die Spitze des Regiments setzen, um es dann als Oberst zu behalten." — „Aldringers Bote? Wer ist sein Bote?" — „Habt Ihr nicht gesehen? Ein friedländischer Rittmeister ist's, der im großen Zeisig beim Krabatendörfel liegt. Seine Gesellen hat er fortgeschickt, um Eures Obersten Briefschaften abzufangen. Er selbst wartet

nur auf eine Post, die ich heute Abend ihm bringen soll, um in der Nacht von dannen zu reiten.“ — „Wie heißt er?“ — „Waldauer.“ — „Ei, den kenne ich ja.“ — „Wenn Ihr ihn kennt, so fragt ihn selber aus. Einstweilen nichts für ungut, bis die Zeit herangekommen, die Euch belehrt, wie sehr Ihr mir zum Danke verpflichtet seyd.“

Mit diesen Worten ging der Kölner ohne weitere Umstände seines Weges. Als er im Hofe am Fenster der Zechstube vorüberkam, strich er sich den Bart und zwinkerte mit den Augen. Sein Zeichen blieb nicht unbemerkt, denn kaum war er in der goldenen Schelle angelangt, als auch der im blauen Mantel eintrat und sich zu ihm sezte. — Inzwischen hatte Clary sein unscheinbarstes Gewand angelegt, war zu Pferde gestiegen und hatte, mögliche Fälle in's Auge fassend, zu seinem Leibdiener gesagt: „Vielleicht, aber nur vielleicht mache ich heute Abend einen kleinen Ausflug. Sobald es dunkel geworden, schicke den Jungen mit dem Rappen zum großen Zeisig beim Krabatendörfel hin. Der Rappe muß vollkommen feldmäßig aufgeschirrt seyn, mit Waffen, Zeug und Plunder. Du bleibst ganz ruhig im Matschakerhof liegen, bis ich selber komme oder dir eine Post schicke. Geld hast du noch?“ — „Drei bis vier Gulden.“ — „Hier sind zehn Dukaten für den Nothfall; die Pferde wollen fressen und die Knechte nicht Durst leiden. Gott befohlen! Wenn ich heute Abend nicht wiederkomme, was immerhin möglich, so hörst du in spätestens acht Tagen von mir.“

Der Oberstwachtmeister ritt zwar nicht auf dem kürzesten, wohl aber auf dem bequemeren und darum minder langwierigen Wege zum Kärntnerthor und über die Esplanade seinem Ziele zu. Was er vernommen, lag ihm schwer auf dem Herzen, und vor allem drückte ihn wunderlicherweise am ärgsten, was eigentlich das Unwesentlichste war, nämlich das boshafte Wort von der alten Jungfer. Aber so geht es immer in der Welt; wenn einer freien will und es ist irgend etwas nicht ganz in Richtigkeit bei dem Gegenstande seiner Wahl, so meint er, die Leute würden nichts davon merken; aber diese Täuschung schwindet, sobald ihm einer einen Spott auf die Waare legt, und durch das Schwinden der Täuschung wird ihm nur gar zu leicht die Sache selbst verleidet.

Agnes war gut berathen, als sie sich an Franz Fügenschuh um Hülfe wandte. Der wackere Knabe war schöner Leute Kind und erfreute sich einer stattlichen Sippschaft. Seiner Mutter Bruder, der Meister Christian Pobenberger, seines Zeichens ein Zimmermann, besaß Haus und Hof auf der Laimgrube. Des Zimmermanns Buben befanden sich auf der Wanderschaft, die Töchter waren zum Theil verheirathet, zum Theil dienten sie in fremden Häusern, nach der Sitte jener Zeit, welche auch wohlhabenden Bürgerskindern vorschrieb, eine Zeitlang die Füße unter anderer Leute Tische zu stecken. Ein solcher Dienst stellte für die Dirnen gleichsam die Wanderjahre vor. — An diese Verwandten dachte Franz zu allererst, als Nischen ihm ihr Leid klagte, daß sie den Dienst heimlich verlassen müsse und doch keine Zuflucht wisse. Als Beweggrund sagte sie kein unwahres Wort, ohne doch die Wahrheit vollkommen zu entdecken; sie berichtete, der Freier Adeles habe ihr beim Brunnen nachgestellt und sie wolle sich ihm aus den Augen rücken, um keinen Unfrieden unter den künftigen Brautleuten zu stiften, oder etwa gar den Verspruch zu hindern. Mehr brauchte der Franz nicht zu vernehmen, um vollkommen von der unabweislichen Nothwendigkeit schleuniger Flucht durchdrungen zu seyn. Die Angelegenheit ward ohne weitere Schwierigkeit geordnet. Frau Kathi Pobenbergerin zeigte sich zur Stelle bereit, die Fremde gastfreundlich bei sich aufzunehmen und zu beherbergen, bis die Herrschaft aus dem Dietmayrhause abgereist seyn würde; dann sollte Umfrage nach einem neuen Platz für Nischen gehalten werden. Die gute Frau ließ auch nicht unbemerkt, daß der Franz seine besonderen Absichten bei dem Handel haben möge, und dagegen hatte sie nichts einzuwenden, weil er als ein gar zu naher Blutsfreund ohnehin für keine ihrer eigenen Töchter paßte.

Am Sonntag saß Nischen im Kreise der versammelten Familie, die der hübschen Ausländerin aufrichtige Theilnahme und anständige Aufmerksamkeit bewies, als Franz eintrat und alsbald die Frage vorbrachte, die sich in Wien so ziemlich von selbst verstand, wie und wo der Nachmittag am vergnüglichsten zu verbringen seyn möchte. Verschiedene Vorschläge wurden von verschiedenen Seiten gemacht und verworfen. Da sprach der Meister: „Ihr wißt, ich habe beim großen Zeisig vergangenes Jahr den Dachstuhl aufgesezt. Zu Lichtmeß haben wir abgerechnet, der Wirth und ich. Ein rechtschaffenes Stück Geld habe ich dabei verdient; jezt muß ich mich auch einmal bei ihm sehen lassen und eine gehörige Zeche machen. Heute ist Musik beim Zeisig; da gehen wir hin und hauen tüchtig auf.“

Die Töchter jubelten und Nischen mußte sich fügen. Ohnehin fand sie die Sache auch nicht gar zu schlimm; sie tanzte ja im Grunde durchaus nicht ungern, und da sie mit Franz nicht allein ging, so legte sie sich dadurch auch keine Verbindlichkeit auf, wovor sie eine gewisse Scheu trug, obschon aus andern Gründen als früher. Sie ahnte wohl, daß sie eines schönen

Morgens dem hübschen Knaben mit Leib und Seele zufallen könnte, und dennoch begriff sie nicht die Möglichkeit, jemals einem andern zu gehören als dem treulosen Reitersmann.

Der große Zeisig ist dem heutigen Geschlecht kein unbekannter Name. Das Haus, welches ihn trägt, steht, zwischen andern Gebäuden eingepfercht, unfern der kaiserlichen Stallungen am Spittlberg. Sein geräumiger Saal von bescheidener Höhe versammelt im Fasching die schöne Welt der südwestlichen Vorstädte zu heiteren Tanzbelustigungen, und in der rauheren Jahreszeit, in der nicht öffentlich getanzt wird, zu musikalischen Unterhaltungen, die wöchentlich einmal der Tanzkönig Johannes II Strauß gibt. Vielleicht besitzt die Wirthschaft auch sonst noch der Annehmlichkeiten mancherlei; jedenfalls aber hat sie nichts als den Namen mit der Herberge gemein, die vor zwei Jahrhunderten dort zwischen Gärten und Weingehegen stand, ein weitläufiges niederes Gebäude, ziemlich abseits vom Verkehr der Hauptstraße und schier mehr ein Bauernhof als ein Wirthshaus, insofern von der Einkehr die Rede war. An Zechgästen jedoch fehlte es dem Zeisig nie, und am Sonntag kamen viel ehrbare Leute, besonders zur schönen Sommerszeit, wo sich's unter dem dichten Schattendach der alten Nußbäume in dem geräumigen Garten gar anmuthig sitzen und trinken ließ. Vorzüglich laut und lebhaft aber ging es im Zeisig an jenem Sonntag zu. Es war zur lustigen Faschingszeit, im Februar, und man schrieb die Jahreszahl 1634. Die Unterstube und die Küche wimmelten von Gästen, nicht minder der Tanzboden im ersten Stock mit seinen Seitengelassen, die in ruhigeren Zeiten den wenigen Einkehrgästen als Schlafkammern dienten. Nur zu einer dieser Kammern fand heute die Menge keinen Zutritt; ein fremder Reitersmann und sein Knecht lagen darin als Besatzung. Auf dem Gerüst im Tanzsaale spielten Dudelsack und Strohfiedel in Begleitung einer Handtrommel zum Reigen, zum Hopser und zum Landlerischen auf, wobei die Paare sich so lustig drehten, als ob kaiserlicher Majestät eigene Stoßpfeifer, Lautenschläger und Pauker selbst auf der Bühne ständen. Wer gern tanzt, dem ist ohnehin leicht gepfiffen, und die Ohren waren damals nicht verwöhnt.

Als Clary anlangte, fand er die Lustbarkeit in vollem Zuge. Schon in der Vorlaube beim Hofe saßen auf Bänken und Klötzen Männer und Weiber von reiferen Jahren, eifrig beschäftigt, allerlei Geflügelwerk zu vertilgen und dem Braten goldene Ströme nachzugießen. Auf dem Hofe lungerte zwischen allerlei herrenlosem Gesindel, das einen Bissen vom Ueberfluß zu erschnappen suchte, die liebe Jugend aus der Nachbarschaft, welche mehr aus Neugier als aus Hunger dem Schauspiel zugelaufen. Der Ankömmling gab sein Pferd dem erstbesten halbgewachsenen „Strawanzer" zu halten, der sich ihm dienstfertig angeboten, und trat in's Haus. In der Stube und in der Küche fand er dasselbe Schauspiel von schmausenden Zechern und zechenden Schmausern. Dem leichten Volke war im Augenblick nichts von der Noth des blutigen Krieges anzumerken, welcher seit einem halben Menschenalter die Fluren verwüstete, die Aecker brach legte, die Heerden fraß, Städte und Dörfer mit Feuer ansteckte, Handel und Wandel verdarb, die junge Mannschaft vom Pflug und von jeder nützlichen Arbeit wegnahm, um sie aus Ernährern zu Verzehrern zu machen. Im tiefsten Frieden, in den sieben fetten Jahren Pharaonis hätten die Gäste nicht üppiger leben mögen.

Der lebensfrische Soldat nahm an dem Schlaraffenthum keinen Anstoß; es verdroß ihn nur, insofern es ihn hinderte, den gesuchten Kriegsgesellen gleich herauszufinden. Fragen mochte er nicht, indessen hatte er sich kaum in ein paar Stuben umgesehen, als ein Reiter zu ihm trat, der sich den Knecht des Rittmeisters Waldauer nannte und ihn aufforderte, ihm in seines Herrn Kammer zu folgen.

Der Oberstwachtmeister erfreute sich keines sehr liebreichen Empfangs bei seinem alten Cameraden. „Mir scheint," sprach Waldauer mürrisch, „daß der Oberst sich noch in der eilften Stunde eines Klügeren besonnen hat. Besser spät als niemals. Aber bevor der Herr den Mund aufthut, lasse er sich Eines gesagt seyn: auf Unterhandlungen lasse ich mich nicht ein. Wenn der Oberst Ihn sendet, um zu sagen: Es geschehe nach des Aldringers Wort! so ist's gut; will Er aber Flausen machen und wälsche Practiken einfädeln, so spare Er seinen Athem. So, jetzt sage Er, was er zu sagen hat."

Clary schloß aus diesen Worten, daß der Kölner nicht gelogen. „Alter Kriegsgesell," sagte er, „ich komme in niemandens Auftrag. Reicht mir die Hand und laßt uns eins plaudern. Kennt Ihr mich nicht mehr?" — Die Hände auf den Rücken legend antwortete der andere so mürrisch wie zuvor: „Ich kenne Euch schon. Wir haben mit einander Pulver gerochen und sind noch allein übrig von vielen, vielen guten Gesellen, denen längst kein Zahn mehr weh thut. Auch weiß ich, daß Ihr's weiter gebracht habt wie ich und noch höher steigen wollt. Ich würde Euch gutes Glück dazu wünschen, wenn ich nicht eine Staffel Eures Emporkommens abgeben müßte." — „Was wollt Ihr damit sagen, Waldauer?" — „Meiner Treu, für so dumm werdet Ihr mich doch nicht halten, daß ich nicht

merken sollte, weßhalb Ihr gekommen? Aber auf Eines mögt Ihr Euch verlassen, ich werde mein Leben theuer verkaufen, und die wälschen Schranzen bekommen mich nicht lebendig in ihre Krallen."

„Es gibt Beschuldigungen," hob der Oberstwachtmeister mit Ruhe an, „welche einen ehrlichen Kerl nur lachen machen. Dazu gehört vor allen der Argwohn, den Ihr mir eben in den Bart geworfen. Wenn ich Euch gefangen haben wollte, so hätte ich's dem Rumorhauptmann gesagt. Ich bin aber gekommen, um von Euch zu erfahren, welche Post Ihr vom Aldringer gebracht?" — „Fragt Euern Oberst," rief Waldauer verdrießlich; „er mag Euch den Brief des Feldzeugmeisters lesen lassen, wenn Er's für gut findet." — „Von Euch begehre ich's zu erfahren." — „So fragt man die Bauern aus." — „Seyd gescheidt, alter Camerad, der Drickes hat mir alles schon gesagt." — „Dann braucht Ihr's ja nicht mehr zu erfragen." — „Der Drickes ist mir eben kein Evangelist. Die Kölner gehen allesammt mit Ränken und Schwänken um, und nennen's Klüngel. Ich begehre nichts, als für ganz gewiß zu erfahren, daß der Aldringer den Herzog nicht für einen Verräther hält." — „Was!" fuhr Waldauer auf; „wenn der Friedländer ein Verräther ist, so will ich ein Schelm seyn. Wißt Ihr, was der Wallenstein einzig begehrt? Er will den Kaiser zum Herrn und Gebieter im deutschen Reich machen. Von Lothringen bis zur Türkei, von der Eider bis zum Po soll nur Ein Wille herrschen, Ein Wort gebieten. Des Reiches Lehenträger sollen sich fürder nicht des Regiments anmaßen. Ihre Unterthänigkeit soll sich nicht bloß darauf beschränken, daß sie am Krönungstag zu Frankfurt den Braten auf den Tisch setzen, den Becher füllen und den Hafer in's Maß streichen. Sie müssen wiederum der Krone hold und gewärtig seyn lernen, wie sie es in den Tagen Karls des Großen gewesen. Dazu bedarfs eines strengen Lehrmeisters, der ihnen den Daumen gehörig auf's Auge drückt. Der Meister ist da; er heißt Albrecht Wallenstein, und hat für widerspänstige Schüler hunderttausend Zuchtmeister mit eisernen Ruthen. Das weiß der Kaiser recht gut, und die boshaften Maulwürfe in der Burg werden's bald erfahren." — „Aber der Feldzeugmeister Graf von Aldringen?" fragte Clary, welchem bei Waldauers Worten das Herz vor Freuden hüpfte. „Der Aldringer ist für mich der Hauptmann. er hat mir zu befehlen. Wenn Ihr mir beweist, daß der Oberst meinem General den Gehorsam versagt —" „Wie könnte ich's?" unterbrach ihn Waldauer; „die Briefschaften habe ich abgeliefert. Euer Oberst mißachtet den Befehl. Dem General wird nichts übrig bleiben, als den Stab Eures Regiments links liegen zu lassen und an die Rittmeister zu schreiben, daß sie einzeln ihre Fähnlein gen Eger führen. Damit geht freilich die beste Zeit verloren."

Er wurde nun seinerseits von Clary unterbrochen, der ihm auseinander sezte, was der scheinbar so aufmerksame Hörer auswendig wußte. Der Oberstwachtmeister war nämlich troz seines untergeordneten Ranges in seinem Regiment der eigentliche Befehlshaber; für ihn wären alle, vom Rittmeister bis zum lezten Troßbuben, blindlings durch's Feuer gelaufen, und wenn er es unternahm, die Reiterschaar dem Friedländer zuzuführen, so war's schier so gut, als flatterten die Fähnlein schon zu Eger, gleichviel, ob es dem Oberst und den andern Oberoffizieren genehm war oder nicht.

Aldringers vorgeblicher Bote gab allmählig die Maske des Mißtrauens auf und verstand so meisterlich seine Rolle durchzuführen, daß der arglose Clary vollends in die Falle ging. Die lezte Bedenklichkeit schwand vor Waldauers Versicherung, daß sie den Feldzeugmeister selbst unterwegs, vielleicht in St. Pölten und spätestens in Budweis antreffen würden. So wurden sie denn Handels eins, mit einander noch am Abend fortzureiten, und zwar auf der Linzer Straße, um erst bei Mölk über die Donau zu gehen. Diese Richtung hatte ihre guten Gründe; sie gewährte außerdem noch dem Oberstwachtmeister die bequemste Gelegenheit, in ihren Winterquartieren einige Offiziere aufzusuchen, auf deren guten Willen er sich ganz besonders verlassen durfte.

Nachdem Ort und Zeit zum gemeinsamen Aufbruch bestimmt und sonst noch alle nothwendigen Verabredungen getroffen waren, ging Clary, um seinen Knecht aufzusuchen. Eben verließ ein Theil der Gäste das Haus. Eine munter schwatzende Gesellschaft ging vor ihm her, und als er sie einholte, glaubte er in einem der Männer den Knecht des Tafeldeckers zu erkennen, den er im Hause der Damen gesehen. Er wandte sich nach ihm um; da stieß das Mädchen am Arm desselben einen Schrei aus. „Nischen!" rief der Oberstwachtmeister mit schallender Stimme, sprang auf sie zu und umfing sie, die sich vergebens sträubte, mit starken Armen. „Aber die Keckheit!" brummte der Zimmermeister, schrien die Mädchen; Franz zerrte den Offizier am Mantel und rief ihm zu: „Lasse der Herr die Jungfer aus! Geh' er zu seiner Braut! Wir sind hier nicht im Lager, sondern im Frieden des Weichbildes unserer Stadt zu Wien, und wenn der Herr keine Ruhe gibt, so schreie ich um Bürgerhülfe!"

Er sezte noch mancherlei hinzu und hatte gut reden; Clary hörte nicht auf ihn und gab ihm also noch viel weniger Antwort, sondern sprach eifrig zu Nischen in einer Mundart, welche die Zeugen des Auftritts

nicht verstanden, obschon sie schier wie deutsch klang. Was Clary sagte oder vielmehr sprudelte, hätte auch ein Hörer aus den Niederlanden kaum den Worten nach verstanden und möglicherweise hie und da sogar für Unsinn erklärt. Wir unternehmen es nicht, zu übersetzen, was er vorbrachte und was Agnes erwiederte; und es bedarf ja auch wohl kaum der Uebersetzung, um sich Verlauf und Ausgang der leidenschaftlichen Verhandlung lebhaft vorzustellen.

Inzwischen hatte sich Meister Pobenberger so weit gesammelt, daß er ein Wort darein zu reden vermochte, natürlich ein vernünftiges, weil der Zimmermann in seinen reiferen Jahren stets einen nachdenklichen Verstand besitzt. Sein Weib und die Töchter, welche allerlei durcheinander schnatterten, hieß er schweigen, den Franz zog er am Arm zurück und zum Offizier sprach er: „Es wäre nicht übel, wenn der Herr deutsch reden möchte. Er ist derjenige, so viel verstehe ich, wegen dessen die Agnes ihrer Frau und Jungfer durchgegangen ist, um den Verspruch nicht zu stören. Aber ich begreife nicht, was er der Dirne noch zu sagen haben kann. Die Agnes ist eine ehrliche Jungfer, der Herr begehrt sie nicht zur Ehe, also —" — „Wer sagt dem Meister, daß ich sie nicht zur Ehe begehre?" unterbrach ihn Clary. — „Ei, will der Herr zwei Weiber nehmen?" fragte Pobenberger. — „Mein Oberst will mir seine Muhme zum Weibe geben," erwiederte Clary; „ein stattlicher Köder hängt am Hacken, aber ich mag nicht mehr anbeißen. Seit ich Nischen wiedergefunden, begehre ich keine andere."

Völlig mit ihrem Ungetreuen versöhnt, schmiegte sich Agnes zärtlich an ihn. Franz schlug vor Entsetzen die Hände über dem Kopf zusammen, die Weiber rissen vor Erstaunen die Augen weit auf, dem Meister versagte die Sprache. „Was steht ihr denn da, als wäret ihr zu Salzsäulen erstarrt wie Loths Weib?" hob Clary wieder an. „Helft mir lieber meine Sache richten. Ich brauche einen Pfaffen, und zwar auf der Stelle, denn in einer Stunde Frist muß die Angelegenheit abgemacht seyn. Auch sollte ich einen Wagen, zwei Pferde und einen Knecht haben, um mein Weib gleich mitzunehmen."

Mehr wollte Franz nicht hören. Er drehte sich um und rannte davon, um sich in die Donau zu stürzen. Zum Glück war der Weg hinlänglich weit, daß er Muße gewann, sich eines bessern zu bedenken. Allmählig milderte sich seiner Schritte Hast, und statt in die Donau zu stürzen, gerieth er in eine gemüthliche Kneipe am Ufer, wo er sitzen blieb, bis die Feierabendstunde schlug, worauf er nach Hause schwankte, um mit dem Weindunst zugleich den Liebesrausch auszuschlafen.

Vor der Stadt draußen standen damals neben einer kleinen Kirche eine große Herberge, ein bescheidenes Häuschen für den hochwürdigen Herrn Expositus und etliche Gehöfte, umgeben von Rebgeländen, Aeckern und Wiesen, zwischen denen von Obstbäumen beschattet die Linzer Straße hinzog. Jezt reiht sich dort Haus an Haus zu langgedehnten Gassen, und was damals Land war, ist heutzutage Stadt. Die Herberge, zum Pfau geschildet, diente vorzugsweise den Frachtfuhrleuten zum Unterstand; dorthin hatten Clary und Waldauer sich bestellt, um von da die nächtliche Reise anzutreten.

Eben hatte es acht Uhr geschlagen. Der Rittmeister saß bereits in der überfüllten Zechstube unter Kärrnern und Waldbauern, als Peter, sein Knecht, zu ihm trat, um ihm zu sagen: „Just ist der Pfaff gekommen." — „Wo war er denn so lang?" fragte Waldauer. — „Er hatte einen Speisgang, aber jezt ist's richtig. Wenn der Herr Rittmeister zur Kirche kommen will —" — „Wär' schade um den Wein da. Der verliebte Narr soll sich ohne mich trauen lassen." — „Aber ich möchte gern zuschauen." — „Thu's in Gottes Namen, wenn sonst alles in Ordnung." — „Es fehlt sich nichts. Die Pferde halten vor dem Hause; wir brauchen nur aufzusitzen." — Mit diesen Worten ging Peter hinaus und eilte der Kirche zu, um zuzusehen, wie der Oberstwachtmeister Clary mit seiner Liebsten getraut ward. Wenn heutzutage der Geistliche ein Paar zusammengeben soll, so bedarf er dazu einer Masse von gestempelten Papieren; damals war's anders. Wenn ihrer zwei, ein Männlein und ein Weiblein, den Segen der Kirche zum Liebesbund begehrten, so waltete der Kirchendiener ohne Umstände seines geweihten Amtes. Was etwa nicht in Richtigkeit war, ging die beiden allein an, und wenn Verdrießlichkeiten daraus erwuchsen, so hatten sie selber zuzuschauen, ob und wie sie sich heraus wickelten. In England, in Italien und in Spanien werden die Ehen noch bis zu dieser Stunde nicht anders geschlossen.

Während der Knecht zur Kirche lief, wo das Brautpaar und die Pobenbergersche Familie sich bereits mit dem hochwürdigen Herrn befanden, langten von oben herunter einige Reiter vor der Herberge an, rüstige Männer, allem nach Soldaten auf trefflichen Pferden. — „Hier ist der Pfau," rief einer derselben. — Die Reiter zogen die Zügel an. Einer der vordern, ein Mann in den Vierzigen, sagte zu einem jüngeren an seiner Seite: „Der Oberst kann noch nicht zur Stelle seyn, nicht wahr?" — „Gewiß nicht, Herr Feldzeugmeister," war die Antwort. „Des Herrn Feldzeug-

meisters Bote hatte von Purkersdorf her keine Stunde Vorsprung und wird den Herrn Oberst vielleicht auch nicht gleich gefunden haben." — Sie stiegen ab. Der General sagte indessen: „Der Graf würde, wenn er schon da wäre, unter der Einfahrt meiner harren, wie ich ihn gebeten. Jezt muß einer von uns auf ihn warten. Schaut indessen zu, daß der Wirth ein Zimmer aufsperren läßt. Sie sollen ein gutes Feuer anzünden und ein rechtschaffenes Nachtessen auftragen." — „Will der Herr Graf nicht inzwischen in die Wirthsstube treten," fragte der jüngere, „bis unser Gemach warm geworden?" — „Ihr andern mögt es thun, ich lasse es fein bleiben. Ich liege ja krank in Böheim und darf also zu Wien nicht gesehen werden. Wenn aber einer nicht gesehen werden will, dann wird er nur gar zu leicht verkundschaftet. Ich bleibe einstweilen hier außen. Schaut nur recht auf die Pferde. Um Mitternacht spätestens müssen sie wieder im Zeug seyn, denn der Morgen darf uns nicht mehr diesseits von Purkersdorf treffen."

Der Feldzeugmeister blieb allein, ging in seinen Mantel gewickelt nachdenklich auf und ab und sprach zu sich selbst: „Dieser Ritt gen Wien ist ein verdammt keckes Stück. Wenn der Herzog davon erfährt, geht mir's an den Hals. Ohnehin stehe ich schwarz genug bei ihm angeschrieben. — Aber schau, da ist's ja hell in der kleinen Kirche. Es wird mir auch nichts schaden, wenn ich einen Rosenkranz bete. Heute ist Sonntag und ich habe keine heilige Messe bekommen." — Mit diesen Worten wandte er sich dem Gotteshause zu.

Die Trauung war vorüber. Die Neuvermählte empfing die Glückwünsche der Familie, die sie so gütig aufgenommen; Clary belohnte den Geistlichen mit freigebiger Hand und wollte Abschied nehmen. „Mit Vergunst," sagte dieser, „ich muß ja die Namen wissen, um sie einzuschreiben. Die edle Frau hat mir nur den Taufnamen gesagt." — „Nischen," wandte sich Clary lachend zu seiner Frau, „ich kenne dich seit zehn Jahren und dennoch bei keinem andern als deinem Taufnamen." — „Ich habe auch keinen andern," erwiederte sie. „Bei uns daheim auf dem Dorf brauchen die Leute keinen Schreibnamen, schon weil sie nicht schreiben können." — „Aber einen Spitznamen führen sie doch," meinte der Geistliche; „der eine wird von seinem Hof genannt, der andere von seinem Vater, der dritte von seiner Kunst." — „Ich verstehe, was der hochwürdige Herr meint," sagte Agnes; „mein Vater hieß der Ruderstangen-Klaus, und mich nannten meine Gespielen des Ruderstangenklausen Nischen."

„Von Aldringen?" rief vom Eingang her eine Stimme laut und hastig, und auf die Neuvermählte rannte sporenklirrenden Tritts mit großem Ungestüm ein Mann zu, der im Laufen Hut und Mantel von sich warf; „nicht wahr, aus Aldringen?" — „Feldzeugmeister Aldringer!" rief seinerseits Clary. — „Grüß Gott, Oberstwachtmeister," wandte sich Aldringer zu ihm: „Seine Frau ist meine Schwester."

Agnes ließ ihn nicht weiter reden. Sie hatte den General aufmerksam betrachtet, und obschon sie ihren Bruder seit fast zwanzig Jahren nicht gesehen und er indessen aus dem Jüngling ein Mann von vierzig und einigen Herbsten geworden, so zweifelte sie dennoch nicht an ihrem Glück und glaubte mithin auch die theuren Züge wieder zu erkennen. Mit dem Ruf: „Jantje, mein Bruder!" flog sie ihm an den Hals und versiegelte ihm den Mund mit Küssen.

Als der General endlich zu Worte kommen konnte, sagte er: „In allen Ecken habe ich dich vergebens gesucht, und jezt muß ich dich finden, wo ich fürwahr eher den Großmogul erwartet hätte wie dich. Aber du hättest dich wohl auch ein wenig nach mir umthun können. Hast du denn meinen Namen nie vernommen?" — „Wie konnte ich mir einbilden," erwiederte sie, „daß der Graf Aldringer des Ruderstangenklausen Jantje sey? Der Klang des Namens heimelte mich an, aber meinen Bruder hätte ich nicht dahinter gesucht."

Aldringer reichte Clary die Hand. „Wenn ich die Wahl gehabt," sagte er, „ich hätte mir keinen bessern Schwäher auszusuchen gewußt, als den Herrn Cameraden." — „Der Herr Feldzeugmeister weiß sich zu trösten," lächelte Clary; „ein Glückspilz wie ich —" — „Was bin denn ich?" rief der Aldringer. „Wir sind Fortunas verzogene Jungen, du wie ich, Camerad. Ist's nicht auch ein besonderes Glück, daß wir uns hier treffen?" — „In der That," meinte Clary, „vor St. Pölten hätte ich mir das Vergnügen nicht geträumt. Der Rittmeister behauptete sogar, wir würden Euch erst jenseits der Donau zu sehen bekommen." — „Welcher Rittmeister?" — „Nun, der Waldauer, den Ihr an meinen Oberst gesandt." — Nach diesen Worten wandte sich Clary der Seite zu, wo Waldauers Knecht kurz zuvor gestanden, und rief: „Peter, sage deinem Herrn, daß der Feldzeugmeister angelangt ist. Er möge doch gleich herüber kommen." — Der Peter aber hatte solche Neuigkeit bereits gehörigen Orts gemeldet und Waldauer sie gerade so aufgenommen, wie sein Schildknappe es erwartet; ohne sich Zeit zu gönnen, seine frisch gefüllte Kanne zu leeren, war er hinaus gerannt, zu Roß gestiegen und von dannen geritten, als wären die Kroaten hinter ihm her.

Statt des vergeblich begehrten Waldauer sah Clary

seinen Oberst eintreten, welcher den General anredete: „Der Bote des Herrn Feldzeugmeisters hat mich zum Pfau heraus beschieden." Der Oberstwachtmeister rieb sich die Stirne. Er begriff, daß von einem andern Boten die Rede seyn müsse, als von Waldauer, aber mehr verstand er nicht. Indessen sollte die Ungewißheit nicht lange währen und Clary einsehen, daß er in der That, wie sein Schwager gesagt, zu der Glücksgöttin verzogenen Jungen gehöre. — „Finde ich die Nischen hier?" redete der Oberst die Neuvermählte an; „wie kommt Sie denn hieher?" — „Das wünsche ich auch zu erfahren," sagte Aldringer, „und wir reden hernach beim Nachtessen davon, wozu ich alle Anwesenden insgesammt und den hochwürdigen Herrn noch ganz besonders eingeladen haben will. Komm, Schwester! komm, Schwager!" — Der Oberst machte eine unbeschreiblich alberne Miene, als der General die beiden Neuvermählten bei der Hand nahm und mit ihnen hinaus ging.

Bei Tische lösten sich die Räthsel. Clary erkannte die wahrhaft wunderbare Fügung, durch welche der Himmel, indem er den Feldzeugmeister im rechten Augenblick eintreffen ließ, ihn abgehalten, sich in den offenen Abgrund des Verderbens zu stürzen, in den der lügnerische Waldauer ihn beinahe verlockt hätte. Wenn Clary das Regiment nach Eger führte, so war sein Kopf verwirkt; das sah er ein, sobald er aus Aldringers Mund vernommen, was kurz darauf die ganze Welt erfahren sollte.

Wenige Tage später ward der große Wallenstein zu Eger ermordet. Viele seiner Anhänger verfielen dem Richtbeil; auch Waldauer war einer von denen, welche ihr Haupt auf den Block legten. Die Besitzungen des Friedländers kamen zum großen Theil an seine Widersacher. Aldringer erhielt Teplitz, das mit seinem übrigen Vermögen von ungeheurem Umfange zum Erbtheil seiner Schwester ward, von welcher das Haus der Fürsten Clary-Aldringen stammt.

Fragmente über Lessing aus dem Schwarzwald.

(Schluß.)

III.

Ob Lessings Genius, als er die Emilia schrieb, auf Krücken ging?

Es wird niemand mehr wundern, wenn ich nach dem Bisherigen die Behauptung wage, selbst wenn meine Beweisführung nicht in allen Stücken richtig seyn sollte, müsse man in der Emilia Galotti eine wirklich große Tragödie erblicken. Gervinus hat die meisterhafte Feinheit in der Composition des Stücks noch am meisten erkannt und am besten angedeutet, wie denn überhaupt seine Darstellung Lessings, wenigstens des Kritikers Lessing, der Glanzpunkt seiner Geschichte der deutschen Dichtung seyn möchte. Aber auch Gervinus will jenes berühmte Wort in der Dramaturgie, wo Lessing selbst sich den Dichtergenius abspricht, unterschreiben. Und hier nun komme ich auf die Beantwortung der zweiten Frage, einer Frage, von der man es kaum für möglich halten sollte, daß sie nach Beantwortung der ersten noch aufgeworfen werden könnte, ich komme auf die Erörterung der Frage, ob der, welcher dieses poetische Meisterstück geschaffen hat, ein Poet gewesen ist? Allein man fürchte keinen gleich langen Abschnitt. Alles — die Schwierigkeit wie der Umfang der Frage, und insbesondere die zum voraus beschlossene Beschränkung auf das besprochene Stück — nöthigt, diesem Abschnitt noch mehr den Charakter des Fragmentarischen zu lassen als den früheren.

Man hat sich zum Beweis dafür, daß Lessing kein ächter Poet gewesen, besonders auch darauf berufen, daß seinen Versen alles Musikalische abgehe. Aber wenn man auch für das Drama zugeben wollte, daß Musik in die Sprache desselben gehöre, warum hat man deßwegen das Recht, dieses Musikalische als ein Haupterforderniß, als die conditio sine qua non für einen Poeten zu bezeichnen? Ich kann dem nicht beistimmen; im Gegentheil, ich halte das für einen Irrthum unserer Zeit, die nach meiner Ueberzeugung allzu musikalisch geworden ist, wie ich glaube, nicht zum Vortheil scharfen Denkens und entschiedenen Handelns, und auch einer wahrhaft künstlerischen Plastik.

Allerdings, es gibt Verse, die musikalisch seyn müssen, die Verse nämlich, die gesungen werden wollen. Die Verse der antiken Tragödie sind es nicht im Dialog, sie sind es aber in den Chören, die gesungen wurden, in den Chören, die aus dem heutigen Drama verschwunden sind, und doch wohl in Folge jener Scheidung der Gattungen, für die Lessing mit so scharfen und glänzenden Waffen gestritten hat. Also die Verse einer Tragödie brauchen nicht musikalisch zu seyn; ja selbst die Prosa wird dabei fast allgemein gestattet werden. „Aber nur eine musikalische Prosa!" höre ich wieder rufen. Ich gebe zu, daß die saloppe Prosa mancher modernen Tragödie abscheulich, im höchsten Grad unpoetisch ist; aber ich verlange keine musikalische, sondern eine rhythmische Prosa, und ich bin barbarisch genug, noch heutzutage eine solche Prosa fast über Verse zu stellen, weil nun einmal niemand im wirklichen Leben, dessen Abbild das Drama ist, in Versen redet, während die Sprache, wenn sie der Ausdruck eines gesteigerten Seelenzustandes ist, allerdings von selbst in einem stets wechselnden Rhythmus diese bald steigende, bald sinkende Erregung spiegelt, die nicht bloß der Rhythmus des Verses, sondern auch die Prosa wiedergeben kann. Dieser Rhythmus ist die Musik des Dramas, und nichts von Musik gehört in das Drama als eben er. Alles andere führt zuletzt zur Aufhebung der Scheidewände zwischen den Dichtungsgattungen, die Lessing wieder so bestimmt gezogen hat, so daß ich nicht begreife, wie Guhrauer Lessings Ideen von einer Verbindung der Poesie und Musik den Sinn unterschieben kann, in dem diese neuerdings verlangt wird. Alles andere führt zuletzt — und der Himmel bewahre uns davor — zu dem Wagnerischen Kunstwerk der Zukunft.

Diesen Rhythmus hat nun aber Lessing in seiner Gewalt, wie die Alten, und zwar den der prosaischen wie den der poetischen Rede, jenen Numerus, von dem die griechischen und römischen Rhetoren so oft sprechen, den die Alten so gut anzuwenden verstanden und den die Neueren so wenig kennen. Indem ich nun aber so die Sprache Lessings mit der der Alten vergleiche, habe ich einen Punkt berührt, über den man mir einige Worte gestatten wird.

Nicht nur die Sprache Lessings, die ganze Kunstform seiner Tragödie ist antik. Es ist eine Plastik darin, die mit geringen Mitteln das Höchste leistet. Da sind keine modernen Episoden, die einen andern Zweck haben, als den, zur Exposition der Haupthandlung oder zur Klärung derselben beizutragen, keine abschweifenden Reflexionen, kein überfließender Idealismus, da ist nirgends ein Zuviel noch ein Zuwenig; nein, alles in sich abgerundet, auf sich selbst ruhend, alles ein einiges Kunstwerk im strengsten Sinne des Worts.

Ich würde sagen, es fehle die Wärme, die feine Nuancirung des modernen Colorits, hätte nicht schon J. A. Wolff, den Jacobs den Fürsten der Philologen nennt, die mit so fester Hand gezeichnete Charakteristik, die complicirte, aber consequent durchgeführte Handlung als das Eigenthum einer neuen Zeit bezeichnet, das keinen Vergleich mit den Leistungen der Alten zulasse. Doch wird man nicht Unrecht haben, wenn man, unbeschadet des Unterschieds von Poesie und Malerei, mit den Bildern eines Mengs, Wächter, Schick eine Parallele zieht und an ihr strenges Maaß in Bewegung, Zahl der Figuren und Colorit erinnert, nur daß das Drama Lessings, des Mitbegründers jener Winkelmann'schen Kunstperiode, sich zu jenen Gemälden verhält, wie das Werk des Meisters zu dem des Schülers.

Bekanntlich hat Fr. Schlegel geistreich gesagt, Emilia Galotti sey ein gutes Exempel der dramatischen Algebra, ein in Schweiß und Pein producirtes Stück des reinen Verstandes, wobei man frierend bewundern und bewundernd frieren möge, das in's Gemüth nicht dringe, weil es nicht aus dem Gemüth gekommen sey. Aber nicht bloß Schlegel hat Solches gesagt, es war oder ist vielmehr heute noch eine weit verbreitetete Ansicht. Und das alles wäre nicht so bedenklich, wenn es nicht fest stünde, daß Lessing sich selbst den poetischen Genius abgesprochen hat. Sagt er doch am Schluß der Dramaturgie, er sey weder Schauspieler noch Dichter. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nehme und Farben verquiste, sey ein Maler. Die ältesten seiner dramatischen Versuche seyen in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie halte. Das Erträgliche in seinen neueren verdanke er einzig der Kritik. „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. — Ich bin immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichle mir, daß ich durch sie etwas erhalte, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann. Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Ort zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: so auch die Kritik 2c."

Es scheint also, will ich meine Behauptung auch

jezt noch festhalten, muß ich Lessing zum Troz ihn für einen Dichter erklären, den Kampf mit dem Riesen selbst aufnehmen. Allein so gefährlich ist es nicht. Warum immer nur auf jene Stelle alles Gewicht legen? Man erwäge doch auch hier, in welcher Absicht Lessing dort die ganze Schärfe seiner Kritik gegen sich kehrt, man erwäge, daß er dieß in dem Werke sagt, wo er der studirten Regelmäßigkeit der Gottschedianer wie der kraftlosen Ueberladenheit eines Weisse den Krieg macht; daß er gegen sich selbst über alle Maßen streng ist, um das Recht zu haben, es auch gegen andere zu seyn; daß jedes Genie Momente hat, wo es an sich verzweifelt. Man bedenke endlich, daß Lessings Sätze überhaupt nirgends schlechthin δογματικῶς zu nehmen sind — man müßte ihn ja sonst wahrhaftig den Mann der Widersprüche nennen — und urtheile dann, ob man das Recht hat, für jene Behauptung sich auf diese Stelle zu berufen. Schon Engel ward unwillig darüber, daß der Mann, der so sicher Genie hat, uns bereden will, er habe keines, wenn andere, die so sicher keines haben, uns durchaus wollen glauben machen, sie hätten welches.

Das ist der Punkt. Der, welcher poetische Meisterwerke schreibt, soll kein Dichter, nur ein Kritiker seyn, während so viele, die keine geschrieben haben, noch je schreiben werden, für poetische Genies gehalten seyn wollen. Ihren Reigen führen die Schlegel. Sie sind die Väter jener poetischen Genies, jener Dichter, die nicht dichten können. Ich aber und mit mir gewiß viele werden der Ansicht huldigen, daß, so gewiß der kein Dichtergenius ist, der kein poetisches Meisterwerk hat schaffen können, eben so gewiß der einer ist, der ein solches hervorgebracht. Allerdings, „man kann von der Kritik etwas erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt," aber auch nur dieß; „zu einem Läufer kann die Krücke den Lahmen nicht machen." Das sieht man eben an den Leistungen jener Schlegel, dem Jon, dem Alarkos, wie schon Guhrauer bemerkt hat; das sieht man an so vielen Produkten aus der Zeit der Originalgenies, an den Meisterwerken von so manchem neueren und neuesten poetischen Genius und Messias der Poesie. Aber Lessings Emilia Galotti kann kein Lahmer gemacht haben. Sie ist ein Werk, das nur der, den der Flug seines Genius auf die höchsten Höhen der Menschheit und aller Poesie getragen hat, erschaffen konnte. Allerdings, es fehlt hier jene moderne Reflexion, jene Selbstbespiegelung, es fehlt die überstrudelnde Fülle von abstrakten Gedanken ohne ideellen und plastischen Gehalt, es fehlt die Genialität jener Phrasen, die, ohne selbst etwas zu sagen, von Allen gesagt werden. Da ist nirgends ein Wort, das einen andern Zweck hätte, als den, die Entwicklung, den Fortschritt der Handlung vor unsere Augen zu stellen.

Wie kann man da aber von dem reden, „der nur die Farben verquistet," wo durch wenige Pinselstriche, wie durch jenes gräßliche „recht gerne" des Prinzen, jenes „wehe mir" Marinellis, wie durch jene Ausflucht Rotas: „nun hab' ich es doch wohl nicht mitgenommen," mit einem mal ein ganzer Mensch vor unsere Augen tritt? Man erinnere sich noch der Feinheit, mit der Lessing, seinem Kanon gemäß, in die Schilderung von Emilias Gestalt und Kleidung so ungezwungen Handlung bringt; man erinnere sich der durch und durch poetischen Gestalt der Orsina, jenes antiken Menschen, des Odoardo, der gleichwohl den modernen Boden des Dramas nicht verläugnet; man erinnere sich nebenbei auch jener schönen Phrase, die, wenn nicht weltschmerzgetränkt, doch plastisch und schön ist: „Sie haben eine Rose gebrochen, eh' der Sturm sie entblättert," und man wird mit mir einstimmen in den Saz: so richtig Alles ist, was Lessing über das Unvermögen der Kritik zur wahren Poesie an jener Stelle sagt, so unrichtig ist die Anwendung auf ihn selbst.

Allerdings, der Prosaiker Lessing steht über dem Poeten, der Kritiker über dem Dichter. Wenn der Deutsche diesen Mann im Reich der Aesthetik kühn neben Aristoteles stellen darf, neben den Begründer der ästhetischen Kritik im Alterthum ihren zweiten Vater in der modernen Zeit, so muß er sich bescheiden, im Gebiet der schöpferischen Poesie Lessing noch nach manchen andern Geistern als Homer zu nennen. Aber nicht nur als Kritiker, auch als Poet verhält er sich zu seinem modernen Nachwuchs, der zum Theil eben so sehr den Fußstapfen des Kritikers zu folgen, als auf den Poeten herabsehen zu können wähnt, wie der Meister zu seinen Schülern, wie der rüstige Wanderer zum Lahmen, der auf Krücken geht.

Man bewundert Lessings Kritik, man wähnt sie zu besitzen, und schilt doch den weisen Gebrauch, den der Poet von ihr gemacht hat. Man schmäht auf die moderne Reflexion, als die Verderberin der ächten Poesie, und darum hört man immer wieder das Feldgeschrei: Shakespeare, und man hört immer wieder die Urkraft des Genius preisen. Statt daß der, der zuerst auf Shakespeare hinwies, wie es zu gehen pflegt, übertrieben hätte, übertreiben die seine Vergötterung, die schon lange wieder das rechte Maß hätten finden können. Nicht die Reflexion schadet der Poesie, das sieht man an Schiller, sondern das, daß sie so oft nicht tief genug geht, und statt in die Sache einzudringen, auf die Person, welche reflektirt, in oberflächlicher Selbstgefälligkeit sich zurückwendet. Man studire wie Lessing die Alten,

und man wird sehen, wie sie studirt haben, wie tief die Kunstform dieser Tragödien durchdacht ist, die in dieser Form denn doch wohl über Shakespeare stehen; man dringe philosophirend ein in die Fragen, die unsere Zeit erregen, und ringe nach ihrer Lösung, und man wird sehen, daß man Unrecht hat, bloße Lust und Leichtigkeit für Genie zu halten, und sie dem abzusprechen, der zwar langsam, aber sicher, weil an der Hand einer tief dringenden Philosophie, die sonnenbestrahlten Höhen der Poesie erstiegen hat.

Spaziergänge durch Newyork.

(Schluß.)

Sind die five points inmitten der lebhaftesten Stadttheile gewissermaßen eine Insel, auf der Verderbniß und Armuth ihren Wohnsitz aufgeschlagen, so bilden dieselben einen Continent im sogenannten kleinen Deutschland am östlichen Ende der Stadt, in der Mitte zwischen dem nördlichen und südlichen Theil derselben. In den Querstraßen, welche die erste Avenue und die Avenuen A. B. und C. verbinden, und etwa von der ersten Straße bis zur sechsten haust das arme, das unglückliche, aber auch das verworfene und ausgeartete Deutschland. — Diese Avenuen, die langen, von Süden nach Norden laufenden Hauptstraßen — der gewöhnliche Deutsche sagt mit eiserner Consequenz „die Evenn" — sind noch anständig, und größtentheils dem Kleinhandel gewidmet. Die Aushängeschilder sind meistentheils deutsch, und all die Müller und Schulze, Piper, Katzenmeier und Tipke, welche hier als Bäcker, Klempner, Apotheker, Schuster, Detailhändler und Krämer hantiren, bilden ein abgesondertes Philisterdeutschland. Leider kann ich nicht sagen „ein einiges;" es ist Thatsache, daß die Masse der Deutschen die politische Zersplitterung Deutschlands in's Privatleben, und was schlimmer ist, in die Oeffentlichkeit, auf das Gebiet des Journalismus überträgt, wo oft Kämpfe ausgefochten werden, zu denen die Federn nicht in Tinte, sondern in Schmutz getaucht sind.

Vor allen andern Geschäften floriren in Kleindeutschland die Bier- und Branntweinschenken, und wenn ich sie zuletzt erwähne, so geschieht es, weil sie zu zahlreich und vorherrschend sind, um nicht besonders angeführt zu werden. In keiner Straße und in keiner Stadt der Welt findet man wohl verhältnißmäßig so viele Kneipen beisammen; jedes dritte Haus trägt ein Schild, auf dem irgend ein Johann Märtens auf sein deutsches Lagerbier aufmerksam macht, oder Lebrecht Gotthelf Schmadecke sich als dealer in wines and liquors ankündigt. Die Zahl der Kneipen im kleinen Deutschland wird zu mehr als zweitausend angegeben, und ich halte diese Schätzung für keine übertriebene. Das Mäßigkeitsgesetz, welches trotz aller Gegenbestrebungen in der gesetzgebenden Versammlung des Staates Newyork wirklich angenommen worden und vom 5. Juli an dem Namen nach in Kraft getreten ist, hat hier keine Macht, so wenig als sonst irgendwo in Newyork, und die wenigen Versuche, die in den ersten Tagen gemacht wurden, haben die Unmöglichkeit der Durchführung deutlich genug bewiesen. Die Polizeibeamten, in deren Bereich die Uebertretungsfälle gehören, erklären sich für incompetent und verweisen dieselben an den allgemeinen Gerichtshof; aber dieser will eben so wenig davon hören, und in Folge davon muß dieses unrepublikanische, die persönliche Freiheit beschränkende und nur durch den Einfluß einiger Fanatiker durchgesetzte Gesetz sich mit einer papierenen Geltung begnügen. Uebrigens ist es auch eine großartige Albernheit, zu glauben, daß 7000 Schenkwirthe, welche Newyork zählen soll, sich von 1000 Polizeiofficianten würden controliren lassen, die Gott danken, wenn die vielen Diebstähle, Schlägereien und andere gegen die persönliche Sicherheit verübten Attentate ihnen Zeit lassen, sich mitunter bei einem umsonst verabreichten Glas Bier oder Branntwein zu erholen.

Nachdem wir uns hinlänglich in den Avenuen und unter ihren Bewohnern umgesehen, wenden wir uns in eine der Querstraßen, und sogleich bietet sich uns ein anderes Bild dar. Wenn die Armuth hier auf den ersten Blick weniger unheimlich, weniger roman- und fratzenhaft auftritt, als bei den five points, so rührt es daher, daß dieser ganze Stadttheil jüngeren Ursprungs ist, folglich die Straßen gerade, breiter und

lustiger, die Häuser größer, gleichmäßiger und von besserem Ansehen sind. Allein das ist nur die Außenseite, und nähere Betrachtung zeigt, daß diese Häuser, vom Volk „Casernen" genannt, gewöhnlich drei bis vier niedrige Stockwerke hoch, welche allenfalls Raum für vier bis fünf kleine Familien bieten würden, oft mehr als hundert Personen beherbergen, die dort ungefähr wie in den berüchtigten Familienhäusern in Berlin leben, und es gibt hier ein Quadrat, in dem nach einer zuverlässigen Mittheilung nicht weniger als 3000 Menschen existiren sollen. Neben der Hausthüre führt gewöhnlich ein enger finsterer Durchgang zu einem schmutzigen Hof, wo sich, wie in den Hamburger Armenvierteln, ein ganzes Labyrinth elender Behausungen befindet. Auch hier liegt der Schmutz zu einer bedenklichen Höhe aufgethürmt, die Wäsche wird zwar nicht auf der Straße selbst aufgehängt, verziert dafür aber in langen Reihen die Fenster, oder bildet auch in den Höfen, zwischen den Mauern der Häuser bis in die höchsten Stockwerke hinauf, lustige Festons. Schmutzige, baarfüßige Kinder toben schaarenweise in den Straßen, trotz Noth und Entbehrung vergnügt und wohlbehaglich, gleich Enten in der Pfütze.

Wie sich aber trotz aller entgegenwirkenden ungünstigen Einflüsse dennoch die Eigenthümlichkeiten eines Volks oder Individuums nie ganz verwischen, so konnte selbst der äußerste Mangel den gemüthlicheren und poetischeren Sinn der Deutschen, im Gegensatz zu dem ganz auf das Materielle gerichteten der Amerikaner, nicht ganz auslöschen, und dieß zeigt sich selbst in diesem abgelegenen, berüchtigten Stadttheil, wo die Sorge für das tägliche Leben und die harte Arbeit wahrlich wenig Raum für andere Gedanken und Beschäftigungen lassen. Vor den nackten, gardinenlosen, oft fast scheibenlosen Fenstern sah ich zuerst wieder Blumen, Rosen, Levkoien, Nelken, gepflegt in alten Kisten, zerbrochenen Kochtöpfen und Schüsseln, nachdem ich zwei Jahre lang an den Fenstern und in den Häusern der reichen Amerikaner umsonst darnach gesucht hatte. Eine ganze Reihe heimathlicher Vorstellungen wird dadurch geweckt, und nur wer sich, wie ich, gründlich von aller Sentimentalität befreit hat, ist wohl ganz gegen einen Anfall von Heimweh geschützt. Auch die Hunde, so oft die einzigen treuen Gefährten der Freundlosen, die einzige Freude ihrer Kinder, sind hier häufiger als sonst irgendwo in Newyork, wo man oft straßenweit gehen kann, ohne einem einzigen Hund zu begegnen, und — wer in Deutschland diese Zeilen liest, mag immerhin lachen — mit einer Art von Vergnügen ließ ich mich einmal wieder anbellen.

Bei jedem Schritt stößt man in Amerika auf Contraste, aber daß sich gerade in diesem armseligen Viertel eine der stattlichsten Kirchen Newyorks erhebt, an welche sich ein Nonnenkloster schließt, kann nicht als ein solcher, oder als eine besondere Eigenthümlichkeit angeführt werden, da man nur an europäische Zustände zurückzudenken braucht, um dieß ganz in der Ordnung zu finden. Aber ein eigener Anblick ist es, wenn man in einer fast durchaus so übervölkerten Gegend auf eine größere noch unbebaute Stelle stößt, die man nicht nur benutzt hat, um kleine Kohl- und Kartoffelfelder anzulegen, sondern wo arme Leute sogar, wie dieß auf dem Lande so häufig geschieht, kleine Shantys aus rohen Brettern und Theilen niedergerissener Häuser aufgeführt haben, in denen sie mit Weib und Kindern hausen, bis die Verhältnisse sich günstiger gestalten, oder der Eigenthümer seinen Boden reclamirt. Selbst Schusterwerkstätten und Schmieden werden mitunter auf diese Weise improvisirt, und thun wenigstens im Sommer ihre Dienste so gut als andere.

Es haben sich düstere Farben in mein Bild gemischt. Um mit einem heitern Eindruck zu wechseln, wollen wir uns mit einem Sprung über die ganze Stadt nach dem äußersten Westen derselben, an den Northriver versetzen, wo wir gerade zeitig genug ankommen, um dem Abgang eines der riesigen Oceandampfer zuzusehen. Hier ist es, wo Newyork sich von seiner heitern, schönen, großartigen Seite, als wahre Empire City zeigt. Der herrliche breite Strom, der Wald von Mastbäumen, der die Stadt von allen Seiten umgibt, die zahllosen Fahrzeuge jeder Art, die sich nach allen Richtungen hin- und herbewegen, der Blick hinunter auf die Bai, alles vereinigt sich, um uns das heiterste und lebendigste Bild der Hauptstadt eines großen Seestaates zu geben, einen Anblick, zu anregend, um einen noch an sich selbst und seine Angelegenheiten denken zu lassen.

Wir haben das Ende von Canalstreet erreicht; vor uns liegt der breite Pier, der die Inschrift trägt: »United States mail,« und in einer halben Stunde wird der Dampfer sich in Bewegung setzen. Obgleich dieß nun ein Schauspiel ist, welches man hier jede Woche mehr als einmal genießen kann, verursacht es doch jedesmal eine Bewegung und einen Zusammenlauf, als wenn es sich um das erste Dampfschiff handelte, das jemals den Ocean gekreuzt. Der Pier ist gedrängt voll Menschen und Fuhrwerken, und nur mit Mühe bahnt man sich den Weg zu dem Dampfer, welcher mit seinem mächtigen Körper, seinen drei Masten und den ungeheuern Schornsteinen alle andern Fahrzeuge gleich einem Riesen weit überragt. Das Verdeck ist mit Menschen überfüllt; das ist ein Kommen und Gehen, ein

Summen und Schreien und Rufen, um den Neuling zuerst ganz irr und wirr zu machen, bis man nach und nach herausfindet, daß in dieser scheinbaren Unordnung im Grunde doch die vollkommenste Ordnung herrscht. Wer jemals in Europa dem Abgang eines Auswandererschiffes zugesehen, wird unwillkürlich daran zurückdenken und finden, daß er hier die heitere, lachende Kehrseite des Schauspiels vor Augen hat. Statt der Hunderte von Menschen, welche dort, meistens vom Mangel, nie aber durch Glück und Ueberfluß getrieben, einem ungewissen Schicksal entgegen in die Weite gehen, hier eine Masse geputzter, vergnügter Leute, die drüben Abwechselung, Zerstreuung und Genuß suchen. Statt der herzbrechenden Trennungen auf Tod und Leben, wobei die Zurückbleibenden auf ewig Abschied von den Fortgehenden zu nehmen pflegen, hier ein leichter Händedruck, ein lächelndes „auf Wiedersehen!“ Statt des dumpfen niedrigen Zwischendecks mit allen seinen Schrecken an Schmutz und Widerwärtigkeiten hier die behaglichen state rooms, die reichen, mit allem Luxus eines eleganten Hotels versehenen Salons. Ein solches Dampfschiff ist in der That einer schwimmenden Festung zu vergleichen, und es erfordert Zeit, um mit all den Wegen, Räumen und Verbindungsgängen bekannt zu werden; und wie viel gibt es da nicht zu sehen! wozu aber jetzt keine Zeit ist. Nur bei einem ungeheuern Berg aufeinander gethürmter Säcke wollen wir uns einen Augenblick aufhalten. Man könnte dieselben auf den ersten Blick für Mehlsäcke halten; allein bei näherer Betrachtung zeigt sich, daß sie von weißem Leder und die Beutel sind, in denen die europäische Post hinüber gefördert wird: Seufzer, Thränen und Lächeln, die Spiegelbilder aller Spielarten des Daseyns sackweise gesammelt.

Da ertönt eine Glocke, als Zeichen für die Zurückbleibenden, die ihren Freunden das Geleit gegeben, sich nunmehr zurück an's Land zu begeben. Sehr vorsichtige Leute ziehen sich schon jezt zurück, andere verweilen noch etwas länger, aber bald drängt man sich zu Hunderten über die Verbindungsbrücken dem Lande zu. Der Pier füllt sich mehr und mehr, und man klettert auf Gerüste und Wagen, um den möglichst weiten Ueberblick zu genießen. Endlich hat der ganze Strom sich zurück ergossen und nur die Reisenden füllen noch das Verdeck; die Verbindungsbrücken werden aufgezogen, die Stricke gelöst. Es ist zwölf Uhr, die allgemeine Abgangsstunde für Oceandampfer; der Dampf steigt aus den Schornsteinen, der Capitän in der Uniform der Vereinigten Staaten erscheint über dem Räderkasten auf seinem hohen Commandoposten, die Räder setzen sich in Bewegung, und langsam macht der Riese einige Schritte vorwärts. Jezt zwei Kanonenschüsse zum Abschied, die vom Land aus erwiedert werden, und dann vorwärts! Vom Schiff und auf dem Pier wehen die Taschentücher, der Steamer gleitet den Strom hinunter. Glückliche Reise!

Ein Anlaß, bei welchem sich das kindische Wesen der Amerikaner in ganz besonders hellem Licht zeigt, ist die Feier des 4. Juli, des Jahrestags der Unabhängigkeitserklärung, welcher um so größere Bedeutung hat, da es in Amerika eigentlich wenige Feiertage für das Volk gibt, indem der Sonntag seiner streng kirchlichen Färbung wegen so wenig Spielraum für eigentliches Vergnügen läßt. Aber selbst zur Feier dieses größten Feiertags wissen sie nichts zu erfinden als Soldatenspiel, Feuerwerk und Schießen, wahnsinniges Schießen. Nur wer den tollen Spektakel einmal in Newyork mitgemacht, hat den Gipfelpunkt der Raserei kennen gelernt.

Schon zwei, drei Tage vorher prasseln Schwärmer, steigen Leuchtkugeln und knallen die Gewehre in steigendem Maße, bis endlich am Abend des dritten Juli das Peletonfeuer keine Sekunde mehr schweigt; die Schwärmer werden in die Omnibusse, ja den Vorübergehenden auf die Kleider geworfen, Pistolen und Gewehre ihnen vor der Nase abgeschossen, und ängstliche Leute wagen sich nicht mehr auf die Straße. Alle alten rostigen Gewehre, Musketen, Büchsen, Pistolen und Böller werden hervorgesucht, gleichviel ob sie noch einen Schuß aushalten oder nicht. Ohne eine Anzahl zerschossener Gliedmaßen, sey es in Folge des Springens der schlechten Feuerwaffen, sey es daß sie mit Schrot oder Steinen geladen gewesen, geht es ein für allemal nicht ab, und regelmäßig bringen die Blätter am fünften eine lange Liste der Getödteten und Verwundeten. Uebrigens darf man sich nicht vorstellen, daß etwa nur Straßenjungen, Loafer oder höchstens Handwerksgesellen sich mit dem Schießen abgeben; nein, alte ehrenfeste Leute, nüchterne Philister in Amt und Würden schießen aus kleinen Kinderkanonen mit einem Eifer, daß es eine wahre Lust ist, während andere sich damit belustigen, aus einer andern ferntreffenden Waffe Wasser auf die Vorübergehenden zu spritzen.

Der Lärm steigert sich die ganze Nacht hindurch mit jedem Augenblick, bis er am Morgen des vierten Juli einen solchen Grad erreicht, daß keine Steigerung mehr möglich ist. Kein Mensch darf heute verhaftet werden, und hätte er einen Mord begangen, jede Willkür, jede Zügellosigkeit ist gestattet, und wie es hergeht, kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß die Hefe fast aller Nationen sich hier vereinigt findet. In der Frühe rückt das gesammte Bürgermilitär aus, den buntscheckigsten Anblick von der Welt bietend. Da

jede Compagnie sich nach ihrem eigenen Geschmack uniformirt und das Soldatenspiel ein für allemal eine Hauptpassion der guten Newyorker Bürger ist, so findet sich hier eine Musterkarte von Uniformen zusammen, die nicht ihres Gleichen in der civilisirten Welt findet. Französische Grenadiermützen, preußische Pickelhauben, österreichische Schleppsäbel u. s. w. finden sich hier vertreten, und dasselbe Bataillon hat oft alle Waffengattungen aufzuweisen.

In kleinem Maßstab hatte ich denselben Spektakel ein Jahr vorher in Wisconsin erlebt. Auch dort in der kleinen Stadt knallten Gewehre und Schwärmer, fliegen Raketen und Leuchtkugeln; auch dort zog die Compagnie Feuerleute mit der einzigen Spritze, welche die Stadt besizt, so wie die Militärcompagnie durch die Straßen, begleitet von Weibern und Kindern, welche sich an diesem Tage für nichts in der Welt das Vergnügen nehmen lassen, neben den Zügen herzulaufen, bis auf den public square, wo von deutschen und englischen Predigern und Beamten schlechte auf den Tag bezügliche Reden gehalten und dazwischen von der Schuljugend Lieder abgeplärrt werden, von denen man zum Heil musikalischer Ohren nicht viel hört. Indessen gab es doch auch hier Einen glänzenden Moment. In allen Orten der Union wird am 4. Juli in einem öffentlichen Gebäude — in Newyork in Cityhall oder dem Stadthause — oder auf einem öffentlichen Platze die Unabhängigkeitserklärung der dreizehn damals vereinigten Staaten abgelesen, dieses herrliche Manifest einer selbstbewußten, freien Nation, welches in seiner einfachen Großartigkeit einen die ganze Kleinlichkeit und Kleinstädterei der Umgebung vergessen machen kann und sie zurücktreten läßt vor dem wach gerufenen Andenken an eine große Vergangenheit.

Der in die hiesigen Zustände noch nicht eingelebte Europäer ohne näheren Anhalt fühlt sich unter dieser tobenden Masse leicht einsam; es ist einer der Tage, wo einen leicht das Heimweh überschleichen könnte. Aber Newyork ist eine Weltstadt, wo der, welcher zu suchen versteht und nebenbei ein wenig Glück hat, so gut Repräsentanten der höchsten europäischen Bildung finden wird, als sonst irgendwo in der Welt. Am jenseitigen Ufer des Hudson, in Hoboken, auf einer Anhöhe, von welcher man des prachtvollsten Ueberblicks über Newyork und den herrlichen Wasserspiegel genießt, in einem Hause, in welchem noch vor wenigen Jahren ein berüchtigter Bandit und Rowdie wohnte, dessen Andenken noch durch Spuren von bei einer Art Belagerung eingedrungenen Kugeln erhalten wird, lebt seit kurzem eine ausgezeichnete Familie, in Deutschland wohl bekannt und geliebt; und dort, in kleiner, ausgewählter Gesellschaft, hoch über flachem Amerikanerthum und dem Toben der Masse, wurden am lezten 4. Juli Gespräche geführt, sprühten Geistesblitze, wie sie nur unter der Elite europäischer Civilisation möglich sind. Die Landschaft glänzte bei einer Wärme von 27 Grad Reaumur in der ganzen Farbenpracht der südlichen Färbung, und am Abend gewährten die Tausende von Leuchtkugeln, welche über Newyork aufstiegen, den herrlichsten Anblick, bis es nach und nach stiller wurde und endlich nur noch Mond und Sterne die Gegend erhellten. Der Schlag eilf ist das gesetzliche Zeichen für das Ende der Feier, doch schon früher haben sich die wilden Massen, erschöpft vom mehrtägigen Jubel, größtentheils zerstreut. Um Mitternacht lag Todtenstille über den Straßen Newyorks; der vierte Juli war vorüber.

Das lezte Gebet der Maria Stuart.

Dieses vielsagende Gebet, das die geistig und körperlich hochbegabte Königin selbst auf Latein in ihren lezten Stunden gedichtet, lautet also:

Domine Deus,
Speravi in te,
O care mi Jesu,
Nunc libera me!

In dura catena,
In misera pena
Desidero te;
Languendo, gemendo
Et genuflectendo
Adoro, imploro,
Ut liberes me!

Der Freiherr v. Vincke in seinen 1853 zu Dessau erschienenen „Rosen und Disteln" (Poesien aus England und Schottland) hat es in den nachstehenden deutschen Versen wiederzugeben versucht:

O Gott, mein Gebieter,
Stets hofft' ich auf dich!
O Jesu, Geliebter,
Nun rette du mich!
In hartem Gefängniß,
In schlimmer Bedrängniß
Ersehnet' ich dich;
In Plagen dir klagend,
Im Staube verzagend,
Erhör', ich beschwöre,
Und rette du mich!

Der Versuch ist nicht gelungen. — Eine schwedische Uebersetzung vom Jahr 1852 lautet so:

Min Gud och min Herre,
Jag hoppats pa dig,
O Jesu, beskydda,
Befria du mig!
Med bojar belastad,
Jag längtar till dig;
Jag suckande böjer
Mitt knä och jag böjer
Min stamma till dig:
O frälsa du mig!

Nicht übel, aber die dritte Zeile ist verfehlt, denn beskydda (beschütze) ist überflüssig, weil nicht im Texte vorhanden, oder eigentlich falsch wiedergegeben, weil das care nicht verstanden ward.

Der erste, der Marias Gebet übersezt hat, war Dr. K. J. Clement, dessen Uebersetzung von 1850, auch bereits veröffentlicht, folgendermaßen lautet:

Herr Gott, o ich habe
Gehoffet auf dich;
Mein Jesu, herzliebster,
Befreie nun mich!
In Ketten und Jammer,
In grausamer Kammer
Begehr' ich nur dich.
In gramvoller Lage
Ich knieend dir klage
Mein Wehe und flehe:
Erlöse du mich!

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, November.

Weinernte. — Industrieritter. — Wintersaison am See. — Jenny Lind.

Vier Jahre sind kaum verflossen, seit an den östlichen Gestaden des Leman das in gutes waadtländisches Französisch übersezte jauchzende „Evoe" vieler tausend Bacchusjünger im „elbenen" Frack und dunkeläugiger, leicht geschürzter Bachantinnen die Gläubigen in Schaaren selbst aus dem nebelreichen Albion und dem fernsten Thule herbei lockte zum fröhlichen Feste des freudenspendenden Gottes, welches ihm seine getreue Stadt Vevey zu neuer Verherrlichung bereitete. Vier Jahre kaum sind seit dem lustigen Winzerfeste dahin geschwunden und schon scheint der thyrsusschwingende Herrscher vergessen zu haben, wie man ihm hier huldigte, und wie hier tausend und aber tausend Hoffende seiner Gnadengeschenke harren, die er spendet im flüssigen Gold von Lacôte und Lavaux. Auch den schönen Ufern des Genfersees ist so wenig wie dem benachbarten Burgund oder dem Weingelände am grünen Rhein die Erfahrung erspart worden, daß die Rebe selbst in ihren urältesten Culturſitzen, wo sie seit mehr als einem Jahrtausend die herrlichsten Früchte spendete, seit Jahren dahin siecht und nicht mehr gesunden will troz aller Recepte, die die modernste Wissenschaft, Agricultur und Chemie im Bunde, verschreiben mag. Nicht daß wir hier in den lezten Jahren völlige Mißernten gehabt hätten; aber doch blieb der Ertrag weit hinter früheren Herbsten zurück und der Wein, in unsern Gegenden auch dem ärmsten Tagarbeiter wenn nicht ein nothwendiges, so doch ein angeerbtes Lebensbedürfniß, erreichte Preise, die ganze Classen von seinem Genuß nach und nach auszuschließen drohten. Besser waren die Aussichten in diesem Jahr; theilte man auch nicht überall die rosenfarbenen Ansichten waadtländischer Blätter, die eine Ernte von 65,000 Chars erwarteten, so überzeugten doch die sinkenden Preise sowohl wie ein Spaziergang durch einen Rebhügel, daß es an einem „trinkbaren Tropfen" nicht fehlen könne. Indessen

wurden die Hoffnungen der Trinker mehr noch als die der Weinbauern — denn diese hatten trotz des geringen Ertrags ihrer Grundstücke bei den hohen Preisen sich immer noch erträglich gestanden — durch den ausgesucht trübseligen Oktober bedeutend herabgestimmt. Der andauernde Regen, so wie die feuchte Kälte hinderten die Sonne, die lezte Hand an ihr Sommerwerk, die gereifte Traube, zu legen und sie mit ihren milden, herbstlichen Strahlen zu jener aromatischen Süßigkeit zu „kochen," die auch am Genfersee zu einem wirklich guten Jahrgang unerläßlich ist. Nichts desto weniger dürfen wir im Vergleich zu den lezten Jahren zufrieden seyn und die Preise werden sich in einer Höhe halten, daß auch der ärmere Taglöhner noch immer seinen demi-pot Landwein wird trinken können.

Jupiter Pluvius hat wohl selten so viel Klagen und Jammern in allen Sprachen der gebildeten Welt an den Ufern unseres schönen Sees zu hören bekommen, als in den lezten drei Wochen. Denn an solchen, welche unter diesem endlosen Regen, dieser winterlichen Kälte zu leiden hatten, fehlte es nicht; schien sich doch die spät begonnene Saison dieses Jahr weit in den Herbst hinausdehnen zu wollen, und waren doch alle Gasthöfe und Pensionen rings um den See, selbst die früher weniger besuchten auf der savoyischen Küste von Evian bis Meillerie, noch bis um die Mitte Oktobers mit Fremden aus aller Herren Ländern überfüllt. Besonders die Wochen, welche unmittelbar dem Pariser Sommerfasching der neuesten Völkerverbrüderung, wie ein mißgelaunter Freund die Festlichkeiten an der Seine zu Ehren des englischen Besuchs nannte, folgten, führten einen goldenen Regen in die Taschen unserer Gastwirthe, Uhren- und Bijouteriehändler, Fremdenführer u. s. w. Indessen ist nicht zu übersehen, daß die ungeheure Masse der Touristen bei dieser Befruchtung des hiesigen Verkehrslebens das Beste thun mußte; die meisten Engländer, besonders jene zahllose Classe der Gentlemen épiciers aus London, Edinburg, Manchester, Bristol u. s. w., die sich gern Mylord schelten lassen, dagegen einen angeborenen Widerwillen gegen ein lordsmäßiges Reisebudget und die hiernach gewöhnlich bemessenen Gasthofsrechnungen an den Tag legen, zeigten sich dieses Jahr ganz besonders „knauserick und knickerick," wie mir ein großer Hotelbesitzer, der sich auf sein bischen Deutsch etwas zu gute thut, mit spöttischer Miene anvertraute. Um so zufriedener ist man mit den deutschen Reisenden, die sich in den Gasthöfen an den etatsmäßigen Mahlzeiten von Frühstück, Mittags- und Abendtafel nicht genügen lassen, sondern ihren hiesigen Aufenthalt im Weinland, und so nahe an der Grenze von Burgund, zu gründlichen önologischen Studien nach der reichen Weinkarte unserer großen Hotels benutzen, wobei sie dann freilich oft die Erfahrung machen, daß man in der Kunst der Weinbereitung hier zu Land eben so weit vorgeschritten ist wie in der Hauptstadt der Intelligenz an der Spree.

Daß sich unter dieser Menge fremder Gäste, welche diesen Sommer aus allen Weltgegenden der Schweiz zuströmten, auch manche Ritter vom Stegreif höherer Gattung, Gauner mit aristokratischen Manieren, Spitzbuben in Frack und Glacéhandschuhen einfanden, kann nicht auffallen; ist es doch auch in den rheinischen Bädern, und wo sonst immer Fahrende aus allen Herren Ländern zusammentreffen, nicht besser, trotz der bestorganisirten Sicherheitsanstalten. Sonderbar aber ist es, daß diese modernen Gauner, welche die Hochstraße, Wald und Busch mit dem Salon vertauscht haben, in der Schweiz sich so leicht, zwar nicht gerade bis in die höchsten, aber doch immer in die höheren Kreise der Gesellschaft, besonders bei den Damen unseres schweizerischen demi monde einzudrängen wissen. Man erinnert sich vielleicht noch, wie vor zehn oder zwölf Jahren in einer Stadt am Zürcher See ein preußischer Schneidergesell die Rolle eines deutschen Grafen so geschickt spielte, daß er bald eine „gesuchte Partie" wurde, und daß eine Nachbarstadt, die mit dem Schauplatz der Thaten jenes nadelfertigen Don Juan in Fehde lebte, die Geschichte auf ihr Theater brachte, was A. Ruge, der sich damals mehr mit ästhetisch kritischen und literarhistorischen Studien als mit thronvernichtenden Umsturzplanen beschäftigte, bewog, an diesem Beispiel irgendwo nachzuweisen, wie er sich die Entstehung eines volksthümlichen satirischen Lustspiels der Gegenwart denke. Nun, zwei ähnliche Lustspielstoffe, in welchen der satirische Sittenschilderer Anhaltspunkte genug finden würde, lieferten diesen Sommer die beiden Hauptstädte am schönen Leman, Genf und Lausanne, und beide Fabeln entbehren keineswegs der pikantesten Beimischung. — Es war schon im wunderschönen Monat Mai, als zu Genf ein stattlicher junger Mann mit feinen Manieren in einem der ersten Gasthöfe einkehrte. Er kam aus Turin und gab sich für einen österreichischen Offizier, Neffen des höchstcommandirenden greisen Helden in der Lombardei, aus. Er habe, hieß es, wegen eines unglücklichen Duells flüchten müssen, sey dann auch in Turin verfolgt worden und suche nun hier in Genf ein Asyl. Selbst Turiner Blätter, in denen von der Geschichte die Rede war, schienen diese Angaben zu bestätigen. Der junge Mann hielt sich Bediente und Wagen und fand, mit dem Empfehlungsbrief einer eleganten Tournüre versehen, Zutritt in einer unserer reichsten Familien des gewerbtreibenden Standes. Die Tochter, eine junge Dame von „Bildung," der sogar Herr Emil Souvestre einen seiner Romane gewidmet hat, widerstand nicht lange der Liebenswürdigkeit des Fremden, über dessen früheren Schicksalen ein geheimnißvolles, die Phantasie nur noch mehr reizendes Dunkel lag. Der gute Papa, der sich bisher nur um seinen Uhrenhandel en gros, der bis nach China, Australien und Californien verzweigt ist, gekümmert hatte, wurde erst gefragt, als Madame und Tochter seiner Einwilligung zur Verlobung der lezteren unumgänglich bedurften; zu väterlichen Einwendungen war es jezt zu spät. Die Hochzeit verzog sich wegen der fatalen Verspätung einiger Legitimationspapiere; da erschien plötzlich eine junge Französin vor dem ungetreuen Geliebten, der

hier eben ein neues Bündniß schließen wollte und vergessen zu haben schien, daß er jener nicht nur mit ihrem armen betrogenen Herzen, sondern auch mit einer sehr bedeutenden Baarsumme durchgegangen war. Leider mischte sich nun die prosaische Polizei in die romantische Geschichte, und da fand sich denn, daß unser Held ein vielfach steckbrieflich verfolgter Gauner aus der Lombardei ist, der unter andern hier in Genf den berühmten Namen, welchem er verwandt zu seyn vorgab, dazu zu mißbrauchen gewagt hatte, nicht nur das eben erzählte Bubenstück in einer leider allzu leichtgläubigen Familie zu begehen, sondern auch bei verschiedenen Gastwirthen, Kleider- und Juwelenhändlern u. s. w. eine Schuld von 30,000 Francs zu contrahiren. Der Schlußakt der Tragikomödie wird bei nächster Assisensitzung im hiesigen Gerichtssaal zu Ende gespielt werden.

Der Schauplatz der zweiten Gaunerei, die auch in deutschen Blättern erzählt wird, war Lausanne. Dort traf, nachdem er bereits in verschiedenen deutschen Schweizer Städten nicht wenig Aufsehen gemacht hatte, um die Mitte des Sommers ein junger Mann ein, der sich Prinz Brahhen-Bellegdlabhi aus Georgien nannte. Er pflegte sich in reichem Nationalkostüm zu zeigen und zog dadurch, sowie durch sein gewandtes Benehmen und schönes Aeußere, als interessantes Räthsel die Aufmerksamkeit besonders der Damenwelt auf sich. Er erhielt Zutritt in höheren geselligen Kreisen, wo er sich als ehemaliger türkischer Offizier, der durch Omer Paschas Empfehlung in Lord Raglans Generalstab aufgenommen worden, vorstellte. Da wurde in einem Hause, in dem er öfter verkehrte, die Summe von 2000 Franken vermißt. Die aufmerksam gewordenen Behörden verhafteten den interessanten Fremden, der auch überführt wurde. Er wurde am 23. Oktober vom Criminaltribunal zu Lausanne in öffentlicher Sitzung, der ein zahlreiches Publikum beiwohnte, zu achtzehnmonatlicher Haft verurtheilt. Die Identität des Verbrechers ist nicht ganz aufgeklärt, doch scheinen in dieser Beziehung seine Angaben nicht geradezu erlogen; er war wenigstens im Besitz einiger militärischen Papiere mit der Unterschrift des englischen Oberbefehlshabers. Wahrscheinlich hat diese Geschichte, die viel Lärmen und böses Blut in der frommen und sonst so vorsichtigen Stadt Lausanne gemacht hat, mit dazu beigetragen, daß die waadtländischen Polizeibehörden strengere Maßregeln in Betreff des Legitimationswesens der Fremden getroffen haben: die alte Geschichte von dem Bauern, der den Stall schloß, als die Kuh gestohlen war. Und dann scheinen die schweizerischen Behörden trotz hundertfacher Erfahrung noch immer nicht zu wissen, daß die schlimmsten Gauner „höheren Rangs" gewöhnlich die besten Legitimationspapiere bei sich führen. Besser wäre es, wenn die gute Sitte statt der Polizei die bürgerliche Ordnung in dieser Richtung zu schützen vermöchte.

Auch die Wintersaison verspricht am See glänzend zu werden. Zwar hat man sich hier in Genf vergebliche Hoffnung gemacht, die verwittwete Königin Marie Amalie von Frankreich nebst ihren Söhnen und Schwiegertöchtern und Enkeln in unsern Mauern ihren Winteraufenthalt nehmen zu sehen. Dagegen hört man vom östlichen Seeufer, daß die Gasthöfe und Pensionen in und bei Montreux, Clarens, Veytaux, Verner, les Bassets u. s. w. auch für den Winter zahlreiche Gäste haben werden, und daß in jener, kaum anderthalb Quadratmeilen umfassenden Gegend, dem schweizerischen Nizza, dermalen noch gegen 1500 Fremde weilen, unter denen besonders Rußland und Norddeutschland die zahlreichsten Vertreter zählen. — Aus eigener Erfahrung mitleidig gestimmt, wünschen wir dieser zahlreichen Gesellschaft von Herzen einen schönen, trockenen Winter. So herrlich auch die Natur im sommerlichen Gewande in jenen Gegenden lacht, so reizend auch der Herbst und seine Weinlesefreuden in immer wechselnder Anregung zum idyllischen Genuß einladen, so trübselig schleichen die Tage dahin, wenn sich bleischwer der graue Novembernebel über den blauen Leman legt, wenn strömender Decemberregen uns in den allzu engen Raum der „Pension" bannt. Unglücklicher, der du dann vielleicht nicht im voraus daran gedacht hast, daß du hier auf alle höheren geselligen Freuden verzichten mußt; der du nicht vorher mit deinen Ansprüchen an den heitern Lebensgenuß in größerer socialer Vereinigung, wie sie dir deine Heimath bietet, vollständig abgeschlossen hast! Vergebens siehst du dich nach irgend einem einigenden Mittelpunkt der doch so zahlreich anwesenden Gesellschaft um, vergebens nach einem Casino, Conversationshaus, Theater, Concert, Ball oder dergleichen, vergebens auch nach einer ausgewählten Lektüre, vergebens selbst nach einem erträglichen Kaffeehaus mit einer einigermaßen auch nur urzuständliche Ansprüche befriedigenden Auswahl von Zeitungen. Hast du nicht deinen Koffer voll Bücher mitgebracht oder besitzest du nicht die beneidenswerthe Kunst, dich wochenlang in deinen vier Wänden mit dir selbst zu unterhalten, so bleibt dir nichts übrig, als dich nach einer Schach- oder Lhombre- oder Whistpartie in deiner Pension umzusehen, und du kannst noch von Glück sagen, wenn du unter den oft leidenden und darum bei schlechtem Wetter verstimmten Pensionsgästen eine solche zusammenbringst. So wenigstens war es noch vorigen Winter. Gott bessere es!

Doch in Einer Beziehung ist bereits eine Besserung eingetreten: in der vermehrten Dampfschifffahrtsverbindung. Wird es den guten Leuten dort in Clarens, Veytaux oder Montreux gar zu langweilig, so ist ihnen wenigstens jetzt Gelegenheit geboten, in wenigen Stunden und zu verschiedenen Tageszeiten trockenen Fußes und in wohlgeheizter Kajüte nach Genf überzusiedeln und sich an den Genüssen zu zerstreuen, die das schweizerische Kleinparis zu bieten vermag. Ein Einigungspunkt für die fremden Gäste ist hier von einer Aktiengesellschaft unter dem Namen »Cercle des étrangers« im neuen prächtigen Hotel James Fazy's am Quai du Montblanc gegründet. Der Fremde, der das geräuschvolle Kaffeehausleben nicht

liebt, findet dort gegen ein mäßiges Eintrittsgeld schöne, comfortabel eingerichtete Säle mit einer großen Auswahl von englischen, deutschen, französischen, italienischen und andern Zeitungen u. s. w. Auch für anderweitige Unterhaltung ist Sorge getragen. Ebenso verspricht unser Theater gerechte Ansprüche eher zu erfüllen, als letzten Winter. Die Direktion hat mit einem ganz neuen Personal am Anfang dieses Monats ihre Vorstellungen wieder begonnen. Weiter findet im Lokal der Société des Arts eine Art permanenter Kunstausstellung von neuen Schöpfungen unserer jüngeren Maler statt, auf die wir ein andermal zurückzukommen uns erlauben werden.

Was die musikalischen Unterhaltungen betrifft, so ist für diese die Wintersaison mit den classischen Concerten von Ernst würdig eröffnet. Leider wird uns derselbe jetzt für einige Zeit verlassen; aber mit seinem Abschiedsconcert hat er uns eine Erinnerung hinterlassen, die uns über einige Wochen der Entbehrung leichter hinübertragen wird. Hiemit sind wir bei dem großen Ereigniß des Tages, das noch heute unsere Kunstwelt in lebhaftester Aufregung erhält, angelangt, bei dem Auftreten Jenny Linds in diesem Abschiedsconcert am 27. Oktober. Die große Künstlerin, die mit ihrem Gatten auf einige Zeit ein Landhaus bei Vevey bewohnt, hatte den dringenden Einladungen Ernsts sowohl, als hiesiger hochgestellter Kunstfreunde nachgebend, sich bereit finden lassen, sich hier wie in Lausanne hören zu lassen. Das allgemein verbreitete Gerücht, daß Jenny Lind eine große Abneigung hege, vor einem französisch redenden und an französische Musik gewöhnten Publikum zu singen, spannte die Erwartung nur noch höher. Wenige Stunden nach der Ankündigung waren bereits alle Billets (à zehn und fünfzehn Francs) zu dem Concert vergriffen. Wir können den Eindruck, den die „nordische Königin des Gesangs" auf ihr gewähltes Publikum machte, nicht besser wiedergeben, als wenn wir einige Stellen aus dem Feuilletonbericht der „Revue de Genève" hersetzen.

„Fortuna hat ihre seltsamen Launen; Genf erhielt von dieser eigenwilligen Göttin eine Gunst, welche sie Paris und manchen andern Städten ersten Rangs verweigerte. Es war dem kunstsinnigen Publikum unserer Stadt vergönnt, jene große Sängerin zu hören, welche einen allgemeinen Ruf erlangt hat, ohne jemals vor dem einzigen competenten Richterstuhl zu erscheinen, ohne jemals in Frankreich oder Italien gesungen zu haben (der eitle, eingebildete Franzose verleugnet sich auch im Genfer Kritiker niemals). Ich meine Jenny Lind, die man die Nachtigall des Nordens genannt hat, ohne daß sich jemals eine Nachtigall mit dieser Stimme vergleichen könnte. — — Der große Saal des Casinos bot Sonnabend Abends einen eben so seltenen als glänzenden Anblick: er war buchstäblich ausgefüllt von einer Versammlung, in der Schönheit und Reichthum sich um den Vorrang stritten. — — Jenny Linds Eintritt konnte nicht besser vorbereitet werden, als durch den zauberischen Bogen Ernsts. Endlich erschien sie, begrüßt von dem rauschenden Beifallssturm von achthundert Zuhörern. Sie ist groß, blond, blaß. Ihr Gang, ihre Haltung, ihre Kleidung sind einfach, wie es einer großen, ernsten Künstlerin geziemt. Man möchte selbst sagen, daß diese Einfachheit bis zu einem gewissen Sichgehenlassen gesteigert ist, welches im gewöhnlichen Sinn einem weniger großen Talent eher schaden würde. Jenny Lind ist nicht schön und hat nicht mehr den ersten Glanz der Jugend; aber was ist die Schönheit der Züge gegen diesen Ausdruck, der von ihrem Antlitz strahlt? Wenn sie schweigt, ist ihr Gesicht nur sanft und lieblich; wenn sie singt, leuchtet die Begeisterung aus ihrem feuchten, tiefen Auge; ihr Kopf ist der einer Muse. Ich wage es nicht, ein solches Talent nach einmaligem Hören zu beurtheilen. Ihre Stimme ist das, was man einen dramatischen Sopran nennt, begabt mit einer prächtigen Fülle und staunenswerthen Ausdehnung. Doch gestehe ich, daß ihre tiefen Töne mir nicht mehr jene Festigkeit und Energie zu haben schienen, welche früher eine der charakteristischen Eigenschaften dieser berühmten Sängerin gewesen seyn soll. Jenny Lind hat nichts, um mich so auszudrücken, vom »coup de gosier italien.« Ihr Gesang ist ruhiger, ernster, gewissermaßen philosophischer. Alles in ihrem Gesang ist gefühlt und überdacht, einfach, groß und natürlich: wir sehen in ihr den Unterschied der deutschen und italienischen Musik."

Hiemit haben Sie ungefähr das Urtheil, welches sich über Jenny Lind unter unserem Publikum ausspricht. Wir bemerken noch, daß die gefeierte Künstlerin eine Arie aus Bellinis Beatrice di Tenda und Mozarts Figaro, so wie eine Reihe von Mazurkas von Chopin sang, welche letztere durch ihre Originalität sehr ansprachen.

Es bliebe noch übrig, einen Blick auf unsere politischen Verhältnisse zu werfen. Doch gestatten Sie mir wohl, hier ganz kurz zu seyn. Die Massen der Bevölkerung befinden sich gegenwärtig in jener seit acht Jahren regelmäßig im stürmischen Monat November wiederkehrenden Aufregung, für welche unsere Presse den sehr bezeichnenden Ausdruck „Wahlfieber" erfunden hat. Es handelt sich um die Neuwahl der obersten executiven Behörde, des Staatsraths. Die Radikalen bieten alles auf, James Fazy und seine Freunde wieder an's Staatsruder zu bringen, und es ist ihnen gelungen, einstweilen die Parteileidenschaften bis auf den tiefsten Grund aufzuwühlen. Mit welchem Erfolg, werden wir in zwei Wochen wissen; die Wahlen sind auf den 12. November angesetzt. Wie dieselben aber auch ausfallen mögen, so ist doch wohl schwerlich an eine dauernde Beruhigung des Kantons zu denken. Haben die Radikalen doch erst vor wenigen Tagen alle Versöhnungsanträge der herrschenden Partei von sich gewiesen.

London, November.

Pensionate. — Bankerotte.

Die Wiedereröffnung der Schulen und Pensionate nach den Ferien kündigte sich dießmal mit einem so marktschreierischen Lärm an, daß man im ersten Augenblick glauben konnte, es handle sich um die Eröffnung von neuen Läden bei herannahender Messe. Im Grunde genommen sind aber die Pensionate auch weiter nichts als Boutiken, nur daß die Waaren, die man dort verkauft, nicht sichtbarer, handgreiflicher Natur sind, und daß man dieselben auf's bloße Wort, auf die bloße Anzeige hin kaufen muß. Von Garantie kann hier keine Rede seyn; jedem steht es frei, einen solchen Laden, ein solches Pensionat zu eröffnen, dasselbe durch die Times im vortheilhaftesten Lichte ankündigen zu lassen, und es dann auf geschäftsmäßige Weise rentabel zu machen. Es lohnt sich auch der Mühe, die Columnen der Times anzusehen, in denen sich diese Pensionate den Markt streitig machen und Kinder und Eltern durch die herrlichsten Versprechungen an sich zu ziehen suchen. Die Leichtgläubigkeit und Unwissenheit der Eltern muß sehr groß seyn, um sich durch solche Marktschreiereien verführen zu lassen. Merkwürdig aber, wie die Vorsteher der Pensionate auf dem Standpunkte des Geschäfts sich an andere Geschäftsleute wenden, und ihre Kundschaft durch Anerbietungen von Gegendiensten zu gewinnen suchen. So finden sich Dutzende von Anzeigen, die einzig und allein an Grocers und Spezereihändler gerichtet sind. Da heißt es: so viel Latein und so viel Griechisch gegen so viel Zucker und Kaffee. Man verlangt kein Geld von den Eltern der jungen Epiciers, um diesen Künste und Wissenschaften und Sprachen, und Gott weiß was alles beizubringen. Nein, die Zahlung soll in Lieferungen von Colonialwaaren bestehen; die Eltern haben die Schule mit Kaffee und Zucker zu versorgen, und die Schule versorgt dafür die Kinder mit einem entsprechenden Quantum von Sprachkenntnissen, Wissenschaften, Musik und Malerei. Auf gleiche Weise wird für die Metzgersöhne das zu liefernde Fleisch in die Wagschale gebracht gegen die zu liefernden Kenntnisse. Dieses neue System von Waarentausch ist in lezter Zeit so oft in Anwendung gekommen, daß selbst Punch nicht umhin konnte, es auf seine Weise zu besprechen. Was Punchs Aufmerksamkeit nicht weniger auf sich gezogen hat, das ist das interessante, ausländische Thier, das sich die Pensionate eigends zum Besten der Schüler halten und sorgfältig füttern, um es am Leben zu erhalten. Dieses fremde Thier, das in der Zoologie der Pensionate eine so große Rolle spielt, und das man nie unterläßt in den Anzeigen mit großen Buchstaben hervorzuheben, ist der »resident native,« der im Pensionat eingestellte geborene Deutsche oder Franzose, an dem die jungen Engländer ihr Deutsch oder Französisch zu probiren oder zu lernen haben, und der gehalten ist, alle ihre Fragen, in welcher Tonart und in welcher Form sie auch an ihn gerichtet werden mögen, zu beantworten, im reinsten Deutsch, im reinsten Französisch, mit seinem eigenen, ihm angeborenen Dialekt. Dieser »resident native,« heißt es, überhebt die Eltern der Unlust, ihre Kinder nach Deutschland oder Frankreich zu schicken. Die Vorsteher haben dafür gesorgt, daß alle lebenden Sprachen in lebendiger Gestalt, in einem Käfig verschlossen, an Ort und Stelle zu finden sind. Ferner ist zu bemerken, daß sobald die Eltern einmal ihre Söhne in einer dieser Anstalten untergebracht haben, sie sich um ihr ferneres Wohl oder Fortkommen gar nicht mehr zu bekümmern haben. In den Anzeigen heißt es ausdrücklich, die jungen Gentlemen werden nicht allein educated and boarded, d. h. sie erhalten nicht nur Unterricht und Kost; in dem auf's allerbilligste gestellten Preise ist sogar die Kleidung begriffen. Unterricht, Beköstigung und Kleidung sollen ihnen auf's reichlichste verabreicht werden, so daß ein junger Gentleman, nachdem er drei oder vier Jahre in einem solchen Institute gekleidet, genährt und unterrichtet worden, sofort aus demselben, und ohne das elterliche Haus auch nur zu betreten, in eine Schreibstube der City als erster Clerc, als Correspondent oder Buchhalter mit 200 oder 300 Pfund Sterling eintreten kann. Soll sich der Sohn der „gelehrten Profession" widmen, um als Advokat, Arzt, Offizier oder Gesetzgeber (member of parliament) zu glänzen, so haben die Eltern bloß ihre Willensmeinung in dieser Hinsicht zu erkennen zu geben, und der junge Gentleman erhält im Institut alle nöthigen Vorkenntnisse, um sofort aus demselben zur Universität oder in das Offizierscorps überzutreten. Und wie werden die jungen Leute die ganze Zeit über beköstigt, gekleidet, gebildet! »Food« (das Futter) ist »unlimited;« der Rostbeef wird massenhaft aufgetragen; die Kleidung wird vom besten Schneider besorgt und das ausländische Thier, der resident native, steht den jungen Leuten zu jeder Stunde des Tages zu Gebote.

Der große Straham'sche Bankerott hat immer noch nicht ausgetönt. Er macht sich in diesem Augenblick gerade der Mittelklasse fühlbar. Wenn wir auf dem Wege nach der City durch Ludgate-Hillstraße gehen, kommen wir, gerade wo der Weg nach St. Pauls-Kirche geht, an einem ungeheuren Laden von Nouveautés vorüber, vor dem wir eine ungewöhnlich große Anzahl von Menschen versammelt sehen. Der Laden ist mit Waaren aller Art vollgepropft und an den Fenstern und Mauern sind eine

Menge riesiger Anschlagzettel angeheftet, alle mit den Worten anfangend: „Der schmähliche Bankerott" – (shamefull bankruptcy), und weiter heißt es dann, wie in Folge dieses Bankerotts Tausende von Familien in's Unglück gestürzt worden, und wie auch der ehemals glückliche Besitzer dieses Ladens von den Folgen desselben nicht verschont geblieben. Er bietet seine Waaren zu den geringsten Preisen an, zu Preisen, die dem Käufer selbst zu bestimmen freigestellt ist, obgleich der den Waaren angeheftete Preis bereits so gering ist, daß es kaum möglich scheinen möchte, unter demselben ein Gebot zu thun. Ein Mann im kahlgebürsteten schwarzen Anzuge, dem das Unglück auf der Stirne geschrieben steht, der aber dabei immer noch „respektabel" aussieht, geht vor dem Laden auf und ab und ladet die versammelte Menge ein, vom Unglück und Bankerott zu profitiren und ihre Einkäufe zu machen. Der Unwille des Volks gegen die Bankiers im Allgemeinen thut sich dabei auf alle mögliche Weise kund und die Illustrationen im Punch und im Punchinello müssen nicht wenig dazu beitragen, diese gereizte Stimmung noch mehr zu steigern. Im letzteren Blatte sehen wir einen Mann, der vor einem Tische sitzend über einem Buch zu brüten scheint, das wie ein Album aussieht. Eine Frau, über die Schulter des Mannes gelehnt, scheint mit vielem Interesse alle seine Bewegungen zu beobachten. Das Album des Mannes ist das »Checkbook.« Man weiß, daß in England Niemand sein baares Geld im Hause behält, sondern dasselbe irgend einem Bankier ohne Verzinsung übergibt, der dagegen alle Rechnungen und Zahlungen bis zu den kleinsten Summen, bis zu einem Pfunde herab besorgt. Der Mann, der sein Geld deponirt, erhält von seinem Bankier ein Buch, das man »Checkbook« nennt, und so wie seine Frau einen Hut braucht, oder sich ein neues Kleid kaufen will, geht sie zu ihrem Manne und bittet ihn, ihr aus seinem Checkbook einen »Check« für den betreffenden Betrag auf seinen Bankier zu geben. Baares Geld fordert die Frau nie; das Checkbook ist gleichsam die Geldbörse des Mannes, mit der er die laufenden Ausgaben bestreitet. „Ah, ah," sagt nun die Frau in der vorliegenden Illustration, „du hast dein Checkbook vorgeholt. Lieber Mann, bitte, gib mir einen Check für eine Mantille; du weißt, daß ich so lange schon nach einer trachte." — Auf dem Checkbook nun ist in großen Buchstaben der Namen Straham zu lesen, und im Augenblick, wo der Mann sein werthlos gewordenes Checkbook mit Rührung ansieht und seinen Verlust berechnet, geht seine theure Hälfte ihn um eine Mantille und um einen Check an. Die Frau hat gar keinen Begriff davon, daß ein solcher Check, mit dem sie seit Jahren so leicht und so schnell ihre Zahlungen bewerkstelligt hat, und der sie der Mühe des Zählens von baarem Gelde überhob, auf einmal werthlos seyn soll. Sie ist ganz erstaunt über die Freigebigkeit des Mannes, der sich erbietet, ihr drei, vier Checks, so viel sie will, und für jeden beliebigen Betrag zu überreichen. Die Frau in ihrer Freude überhäuft ihren Mann mit Küssen und Zärtlichkeiten, die natürlich später, wenn die Frau die Wahrheit erfährt, zurückzunehmen sind, gerade wie die Checks, die sie bei ihrer Modehändlerin und Kleiderhändlerin anbringen will.

Wie sehr übrigens Bankiers und Banken dem allgemeinen Mißtrauen verfallen sind, ist vortrefflich durch ein anderes Bild im Punch beleuchtet. Dasselbe stellt zwei „junge prosperirende" Stiefelputzer vor, die im ernsten Gespräch mit einander begriffen sind. — Man muß nämlich wissen, daß sich seit einigen Jahren eine Art Erziehungsanstalt für Knaben gebildet hat, die dazu abgerichtet werden, als Stiefelputzer auf der Straße ihren Lebensunterhalt zu verdienen. An der Spitze der Gesellschaft steht ein Lord, der den Knaben ihr Arbeitswerkzeug — englische Wichse und Bürsten — gratis verabreicht, während die Gesellschaft dafür Sorge trägt, daß die Knaben mit einer passenden Uniform — rother Jacke und schwarzen Beinkleidern — ausgestattet werden. Die Knaben sind an allen Ecken der Hauptstraßen stationirt, und es ist eine Freude, dieselben so rüstig auf eigene Rechnung arbeiten zu sehen. Freilich haben sie die Hälfte ihres Verdienstes der Gesellschaft abzugeben; aber über die andere Hälfte können sie frei verfügen. Die Knaben, wie gesagt, machen glänzende Geschäfte. — Dem herzlichen Einverständnisse mit den Franzosen haben es die Engländer zu verdanken, daß ihre frühere Abneigung, stehen zu bleiben und ihren Fuß und Stiefel auf öffentlicher Straße preiszugeben, um gewichst zu werden, überwunden haben, und so sehen wir Hunderte von Engländern, die, wenn sich nur das geringste Stäubchen auf ihren Stiefeln zeigt, sich ein Vergnügen daraus machen, ihren Fuß einem Jungen hinzuhalten und ihm einen Penny zu verdienen zu geben. Die Jungen verdienen also viele Pence, und was sollen sie mit der ihnen verbleibenden Hälfte derselben machen? In der Anstalt, wo sie den ersten Unterricht empfangen, haben sie Oekonomie gelernt und erfahren, daß man sein Geld nicht besser als in einer Bank unterbringen könne. „Ja, ja," sagt auf dem Bilde des Punch der eine „prosperirende" Stiefelputzer zum andern, „ja, sie sollen mich nicht mehr dran kriegen, daß ich mein Geld in einer von diesen Banken deponire. Ich habe ein Haar darin gefunden." Also der Bankerott hat sich bis zum Stiefelputzer hinunter fühlbar gemacht. Wer wird nun noch behaupten, derselbe sey nicht populär geworden?

Aus der Franchecomté, Oktober.

Von Straßburg nach dem innern Frankreich.

Mehr als zwölf Jahre waren es her, daß ich nicht mehr nach Straßburg gekommen war. Die Vorstellungen, die ich zum dritten- oder viertenmal mit eigenen Augen von der alterthümlichen Zweivölkerstadt mir erworben hatte, waren nach und nach verwischt und nur durch zerstückte Gespräche mit Leuten von dorther halb und halb im Gedächtnisse erhalten worden. Vieles hatte seitdem sich verändern, manches sich verlieren und Neues entstehen müssen. Ein anderes Geschlecht war herangewachsen, und wäre mir nicht in Paris während der lezten drei bis vier Jahre so oft das Gegentheil versichert worden, ich hätte aus dem natürlichen Gange der Dinge einen namhaften Fortschritt französischen Wesens und französischer Sprache hergeleitet.

Ich kam vor dreizehn Jahren aus Italien, dießmal gleichfalls, aber nicht über Mailand, den Lago Maggiore, den Gotthard und die in der Herbstsonne glänzenden Vogesen entlang, das hübsche Oberelsaß herunter, sondern durch das winterliche Tirol, über München, wo ich kaum zu mir selbst kam, über das alterthümliche, doch immer noch junge, kräftige Nürnberg, durch das heitere heimische Würzburg, mit ein paar Wartstunden in Frankfurt, wo uns ein Miethkutscher, allem Anschein nach morgenländischen Bluts, zu allen Merkwürdigkeiten des Hauses Rothschild und des Hauses Israel gewaltsam hinführte, dann über das flotte, dichterisch burschikose Heidelberg und so weiter bis zur Rheinbrücke zwischen Kehl und dem französischen Ufer. Ich verließ die Eisenbahn mit zahlreichen Gefährten aus Elsaß und Baden, ließ mich mit einem Theile dieser Gesellschaft in einen altmodischen Wagen schlecht und gerecht pferchen, überschritt den vielbestrittenen Fluß, und nachdem es eine Weile in gutem Trabe vorwärts gegangen war, hielt man an und ich ward ausgepackt.

Der kleine Bau, vor dem der Wagen seinen Lauf unterbrach, sah einem großen Schilderhause gleich, und ein hagerer, langgestreckter Mann kam aus demselben hervor. Er hatte in seinem Anzug einige Abzeichen amtlicher Stellung, in seiner Haltung den Ausdruck amtlichen Wesens, und bald ward es auch klar, daß er zur Einsichtnahme unserer Pässe beordert war. Er redete jeden der Ausgestiegenen sanft und höflich an, erst französisch, und wenn die Antwort nur eine halbe Minute auf sich warten ließ, so ersezte er freundlich das Französische durch das Deutsche. Er sprach es ganz regelrecht, nur mit merklich elsässischer Betonung und entledigte sich seines Geschäfts, das nicht immer und nicht überall zum Vergnügen der Reisenden verrichtet wird, gegen die meisten mit der größten Höflichkeit, und nie habe ich einen Grenzbeamten in Ausübung dieser unbequemen Pflicht so entgegenkommend gefunden. Nur ein paar Straßburger Mittelbürger, die sich einige Ausflüge in's Badener Land zur Erheiterung des Decemberlebens gestattet und zu einer so unbedeutenden Vergnügungsreise sich mit den üblichen Papieren zu versehen für unnöthig erachtet hatten, gaben ihm zu etwas strengeren Aeußerungen Anlaß. Der eine hatte sich in der Zerstreuung bis auf das Hansagebiet verirrt und wurde, seiner Aussage zufolge, nirgendwo in ganz Deutschland mit Ausweisen seiner Identität behelligt. Da er einen in Straßburg bekannten Namen trug und seine Unschädlichkeit von zwei dem Paßbeamten persönlich bekannten Mitreisenden verbürgt wurde, so begnügte sich der Beamte mit einem anständigen Verweise wegen so beispielloser Vernachlässigung der vorgeschriebenen Maßregeln. Etwas straffer schon wurden die Saiten an der Mauth angezogen. Der Fiskus nimmt es genauer als die Polizei, und die Regierung, die in der Wache über Halunken und Demokraten mit der Zeit nachlässiger wird und erschlaffen mag, hält billigerweise auf den Wegen der Finanzen stets mit derselben Strenge ihre Zügel. Es ward, statt Eines Inquirenten, wie am Paßhaus, eine ganze, bunt durcheinander summende, rennende und stöbernde Rotte von Grünjacken auf das Gepäck, das die Reisenden zu öffnen und zu schließen hatten, in raschem Sturme losgelassen. Es war nicht sehr leicht, mit ihnen auszukommen, da sie die ländliche Mundart der Provinz zu idiomatisch redeten, als daß die erprobtesten Kenner des Französischen und Deutschen aus dem Zigeunerwälsch hätten klug werden können.

Die alte Reichsstadt ist, seitdem ich sie nicht mehr sah, eine recht schmucke Provinzialstadt geworden. Die Leute haben besser französisch gelernt, aber das Deutsche darum nicht verlernt. Sie schienen mir im Gegentheil richtiger, klarer und geläufiger zu sprechen, als es früher der Fall gewesen. Der mit französischen Brosamen barbarisch gemischte, seit zweihundert Jahren geknetete Teig hat im Munde des Mittelstandes einem völligen Neudeutsch, das ich durch Fremdrednerei nicht übermäßig verunstaltet fand, Platz gemacht. Ich trat in viele Buden, deren Bewohner ich französisch ansprach und französisch antworten hörte; aber häufig kam ein Diener oder eine Dienerin herein, um etwas zu erfragen oder zu bringen; Ladenherr oder Ladenherrin, vom dienstbaren Geist deutsch angeredet, erwiederte in recht leidlichem Deutsch, worauf ich dann ebenfalls das Wort in dieser Sprache ergriff, was mit einem freudig anerkennenden Lächeln aufgenommen und in möglichst gutem Deutsch bei dem weiter laufenden Gespräch berücksichtigt wurde. Es sey hiemit durchaus nicht gesagt, daß ich in Straßburg deutschen Sympathien begegnet

wäre. Die deutsche Sitte fand ich gesund und aufrecht, aber von Sehnsucht nach einem Rückfall an Deutschland vermochte ich während der halben Woche, die ich in der Münsterstadt verbrachte, keinen Schatten zu bemerken. Die Männer der deutschen Zukunft, die ich seitdem hierüber gesprochen, erklärten dieß aus der geringen Zugkraft, welche bei den jetzigen deutschen Zuständen der Gedanke an eine Vereinigung mit Deutschland auszuüben im Stande sey; andere, die an den Ueberlieferungen der Vorzeit kleben, sehen in diesem Doppelwesen Straßburgs und des übrigen Elsaßes einen Sieg der Jahrhunderte über die Gewaltthaten, über die Zufälle der neueren Zeiten, die sie mit Ludwig dem Vierzehnten beginnen, und erblicken in diesem Verhältniß gleichsam einen Triumph des Münsters über die Präfektur. Ich bin nicht so mittelalterlich gesinnt, und obgleich die unvergleichliche Grazie des Doms in seiner Erhabenheit wie eine Vision aus einer besseren Welt mich erquickt und aufwärts trägt, sehe ich mit Freuden, wie viel Straßburg von den Erfindungen der Gegenwart sich allmählig aneignet und genießt; es that mir wohl zu sehen, daß es geräumiger und reinlicher geworden, daß es freundlichere Straßen und hübsche Plätze gewonnen. Die Denkmale hatte ich, bis auf das Guttenbergstandbild, früher schon in Augenschein genommen; ich spähte daher so viel als möglich nach dem Lebendigen, nach den Beziehungen der verschiedenen Bestandtheile des Straßburger Volks zu einander, und statt einen klaffenden Zwiespalt sich abstoßender Elemente zu gewahren, fand ich zwischen Einst und Jetzt, zwischen diesem und jenem Stamm, zwischen der einen und der andern Sprache, zwischen Glauben und Glauben — in dem letzten vielleicht weniger als im übrigen — einen Herd der Versöhnung und eine erfreuliche Art ausgleichenden Zusammenseyns.

Minder günstig waren die Eindrücke, die wir auf der angeblichen Schnellfahrt nach Mühlhausen erhielten. Wir waren im December, aber das Wetter schien uns nicht übermäßig rauh und die Temperatur wäre bei schleunigerem Fortkommen recht gut zu ertragen gewesen. Allein eine solche Eilpost auf Schienenwegen ist mir noch auf keiner meiner Streifzüge vorgekommen. So lange der Zug sich in Bewegung hielt, hatten wir wenigstens den Trost, den in früheren Zeiten der Schlendrian des gewöhnlichen Postwagens uns gewährte; aber man macht sich keinen Begriff davon, wie oft unser Schneckendampfer mit seinen sechs bis sieben ziemlich bejahrten Wagen nicht bloß an den Stationen, sondern auch mitten auf der Bahn Halt machte. Diese Unterbrechungen des regelmäßigen Fortschritts, der von den Eisenbahnen gefordert werden kann, hatte meist die Dauer der Zwischenakte in den Pariser Theatern.

Der Himmel war bedeckt, die Vogesen, die ich im Jahr 1843 in verklärendem Sonnenlicht fast die ganze Fahrt hindurch mit den Schlössern auf dem Gipfel oder an den Abhängen gesehen hatte, waren ganz verhüllt und nur durch das Fernglas der Einbildungskraft ließ sich in den Nebeln der westlichen Höhen von Zeit zu Zeit etwas halb und halb Umrissenes entdecken. Gegen den Rhein zu war die Luft heller, und ließ sich auch der Schwarzwald nicht erreichen, so konnten wir uns doch am heitern Panorama der elsässischen Landgemeinden laben, die längs dem staaten- und völkertrennenden Strome wie freundliche Herbergen hingesät sind. Sie dienten uns als Entschädigung für die Unbequemlichkeiten unserer nächsten Umgebung, die weder in einem gut geschlossenen, mit den nöthigen Wintergeräthen ausgestatteten Wagen, noch in einer nur annehmbaren Gesellschaft bestand. Die Mitfahrenden verminderten oder vermehrten sich auf jeder Station, aber die Gattung blieb sich so ziemlich gleich. Bauern und Bäuerinnen, die an einem Haltpunkte einstiegen, um an einem andern auszusteigen, Hausirer, wie sie das Landvolk braucht, Vermittler des Kleinhandels zwischen Altkirch und Straßburg, zwischen Altkirch und Mühlhausen, die großentheils orientalischer Abstammung schienen, waren in beständiger Ablösung unsere häufigsten Gefährten. Aus Kleidung und Benehmen ließ sich übrigens entnehmen, daß, je mehr wir uns Mühlhausen näherten, die Handlungsdiener in Kaufherrn, die Ackersleute in Grundbesitzer und die Schacherer mit allerlei Nothdurft in fashionable Sendlinge gewerblicher Unternehmungen sich verwandelten. Von all diesem hohen und niedern Trosse stach gewaltig ein weibliches Wesen ab, einer Klasse angehörig, von der ich bis dahin und seitdem kein Exemplar gesehen hatte. Es war eine Barmherzigkeitsschwester protestantischen Bekenntnisses, eine sehr eingezogene und schweigsame Person, die sich weder in deutscher noch in französischer Sprache geläufig, aber in beiden regelrecht und anständig ausdrückte. Sie sah leidend aus, schien nichts weniger als glücklich, und ihr Aussehen bestätigte ihre Aussage, daß sie an ihren Bestimmungsort, eine protestantische Bildungsanstalt in Mühlhausen, wo sie einerseits als Lehrerin auftreten, andererseits eine Jüngerin im Ertheilen von Unterricht und Erziehung werden sollte, nur mit Widerstreben sich begebe. Aber ihre Eltern wollten es so haben, sagte sie, obgleich sie erst vom Krankenlager aufgestanden. Hartherzige Eiferer mußten das seyn, daß sie das arme, noch nicht genesene Kind im rauhen Winter auf die Reise hinaus stießen, und noch dazu mit ungenügendem Schutz gegen die Unbill der Jahreszeit. Man sah es ihr an, wie sie fror, denn sie verbarg umsonst, wenn auch muthig, den Frost, den sie empfand, sprach nur nach langen Unterbrechungen von ihrem Loos und ihrer Aufgabe, ließ nur von Zeit zu Zeit ein paar fromme Worte fallen, aber man hörte es diesen wenigen an, daß sie aus dem tiefsten Herzen kamen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 47. 18. November 1855.

— If not divine,
Yet let her be a principality,
Sovereign to all the creatures on the earth!
Shakespeare.

Novelle.

Every thing is beautiful seen from the point of intellect, or as truth; but all is sour, if seen as experience.
Emerson.

Ich war achtzehn Jahre alt und eben erst Student geworden. Das ist ein Uebergang im Leben wie wenige. Man ist mit einem Schlage aus einem ungewissen Wesen ohne Bedeutung zu einem Manne mit Titel, Rang und gegründeten Ansprüchen umgeschaffen; man hat Geld zu seiner Verfügung, kann arbeiten, wann und wie man will, und darf den Genuß des Lebens von den Bäumen pflücken, wo ihre Früchte am lockendsten aus dem Laube leuchten.

So griff ich das Leben an. Ohne kopfhängerische, einsiedlerhafte Neigungen war ich ein vergnügter Student und wußte nur von Hörensagen, daß es eine Zukunft gebe; die Vergangenheit aber war mir ein unbekanntes Land geworden, zu dessen Ufern die Erinnerung niemals zurückkehrte.

Was konnte ich Größeres verlangen? Ein Palast, um darin zu studiren, berühmte Gelehrte, die uns „meine Herren" anredeten, die mit wunderbarer Höflichkeit Kenntnisse und Eifer bei uns voraussetzen, eine große Stadt, in der es sich frei und unbehelligt lebte, freie Abende, Nächte (wenn wir wollten), Theater — für einen Studenten gibt es keine unerfüllten Wünsche.

Doch gerieth ich keineswegs in das sogenannte wüste Treiben, ich lebte bei aller Betrunkenheit der Seele ziemlich nüchtern und verständig, und hatte neben vielen guten Freunden, mit denen ich toll und ausgelassen dahinstürmte, auch Familien, in deren Kreise ich nichts als ein gesitteter junger Mann war. Unter meinen Verwandten schien mir der liebenswürdigste mein Vetter, ein Cavallerielieutenant, ein halbes Dutzend Jahre älter als ich und, soviel es ihm seine Mittel gestatteten, mein guter Genius.

Meistentheils bestieg ich Abends mit meinen Genossen den Olymp und schaute aus der erhabenen Höhe auf die Wunder Shakespeares hinab. Doch gab es auch Tage, an denen mich mein Vetter erwartete und in seinem Cabriolet mit sich in das Schauspielhaus oder die Oper führte. Dann erstiegen wir nur Eine Treppe, gaben unsere Mäntel einem Manne mit weißer Cravatte und himmlischer Freundlichkeit und lehnten uns gegen rothen Sammt mit Goldleisten. Mir war

eines so lieb wie das andere. Ueberall fühlte ich mich behaglich, und wenn ich Morgens bei einem Freunde auf dem Sopha erwachte, statt in meinem Bette, hätte ich nicht mit dem Schach von Persien getauscht (der nun einmal der Mann ist, mit dem man in solchen Fällen nicht zu tauschen einwilligt), der nicht, wie ich, mit einer Reihe Seinesgleichen Arm in Arm die Linden herabgehen konnte und die Morgensonne nicht in den Bäumen funkeln sah, wie wir, die wir eine fröhliche Melodie auf den Lippen oder im Herzen trugen.

Eines Abends war ich so mit meinem Vetter im Schauspiel. Romeo und Julie ward gegeben. Ich hatte das Stück mit einer Schwärmerei gelesen, deren man nur in meinem Alter fähig ist. Was ich nun erlebte, übertraf alle Erwartung und Phantasie. Ich war hingerissen, bezaubert. Ich bemerkte nicht, daß Romeo von einem gewöhnlichen Menschen gespielt wurde, nicht, daß man Scenen ausgelassen und stümperhaft verändert hatte, hörte nicht, daß oft so deklamirt wurde, als gäbe es weder Prosa noch Verse mehr auf den Brettern, sondern nur ein bald murmelnd, bald brüllend, bald rasend schnelles, bald unerträglich langsam weinerliches Geräusch von Worten; ich fühlte nur den Geist, der trotz aller Anstrengung, ihn zu vertreiben, dennoch über seiner Schöpfung schwebte; in einer neuen Welt war ich, jedes Wort drang in mein Herz und mein Verstand wagte nicht die Augen aufzuschlagen.

Waren nun auch die andern mittelmäßig, so wog diesen Mangel die Darstellung Juliens völlig auf. Es war kein sterblicher Mensch, der so spielte, es war der Geist der Zärtlichkeit, den ich sah und hörte. Ihre Worte klangen so rein, so wahr, so treu, als wäre es unmöglich, daß ein anderer sie gedichtet hätte, als würden sie vor meinen Sinnen hier zuerst empfunden und gesagt. Jede Bewegung war lieblich, ihr Blick, ihre Arme, ihr Gehen, Stehen, alles aus Einem Geiste.

Ich war nicht allein so befangen. Die gesammte Menschenmenge um mich schien ein gezähmtes, lauschendes Ungeheuer, vom Accent jeder Sylbe durchschauert. So begierig war es auf die süßen Laute, daß der Beifall nur als leises Murmeln durch den Saal flog, dann und wann; zuletzt aber erfolgte ein Applaus, wie ich niemals einen ähnlichen erlebte.

„Wenn du sie kennen lernen willst," bemerkte mein Vetter beim Nachhausefahren, „so ist das eine Kleinigkeit." — Ich lehnte sein Anerbieten ab. Es widerstrebte mir, ein Wesen, wie diese Julie, in Verhältnissen wieder zu finden, die irdisch waren und sie zu mir herab zogen. Sie schien mir eine Heilige, mein Traum war mir zu theuer. Ich sah Shakespeares Gestalt lebendig, was lag mir am übrigen? — Das währte einige Zeit; meine Schwärmerei fing allmählig an sich mit der Neugier zu vertragen, diese gewann gleichen Antheil, Oberhand, und trieb mich schließlich zu meinem Vetter, welchen ich an sein Versprechen erinnerte.

Es war Spätherbst. Der Tag wollte sich eben in den Abend hinüber schleichen. Wir beschlossen auf der Stelle hinzugehen. Ich gerieth in dasjenige Erwartungsfieber, dem einige mehr, andere weniger unterworfen sind. Das Haus, in welchem sie wohnte, war ein ansehnliches. Wir standen an der Klingel und nannten unsere Namen. Wir wurden beide angenommen. Er ließ mich zuerst eintreten, statt jedoch bei mir zu bleiben, hörte ich seine Stimme hinter mir: „Fräulein Julie, mein Vetter Georg, Student, achtzehn Jahre, enthusiastisch entzückt von Ihnen; ich empfehle mich, denn ich muß in die Caserne." Die Thüre schlug hinter mir zu und ich stand allein im Zimmer. Am liebsten wäre ich wie Faust aus Auerbachs Keller hinter meinem Vetter her meinetwegen zur Hölle gefahren. Es war, als wäre mein Körper eine große Kehle und die Welt eine große Faust, welche sie zuschnürte. Unter meinen Füßen fühlte ich einen weichen Teppich, vor mir sah ich eine Verwirrung prächtigen Geräthes im halben Dunkel des Abends zusammenfließen, seidene Vorhänge vermehrten die Dämmerung. Uebrigens herrschte Stille um mich her. Ich fing an die Hoffnung zu nähren, daß ich noch allein sey und vielleicht unbemerkt umkehren könnte, als plötzlich aus einer dunkeln Ecke ein glockenhelles Gelächter erklang, unter dessen Tönen mein Muth nicht größer wurde.

„Fürchten Sie sich?" rief nun die Stimme, welche ich sogleich erkannte. Es lag so viel ermunternde Freundlichkeit in ihr, daß ich zu mir kam und einen Schritt wagen wollte, als sie aus der Tiefe eines Divans selbst auf mich zukam, zu mir trat und sich neben mich an die Wand stellte. Im Gehen sank ihr Shawl herab, und als sie dicht bei mir unter meinen Augen war, konnte ich mit Einem Blick den Reiz und die Grazie auffassen, die sie umgaben.

Sie sah mich von der Seite an und lachte. „Da Sie nicht zu mir kommen, muß ich wohl zu Ihnen kommen," sagte sie. Wir blickten in den hohen Spiegel vor uns. Da standen wir beide lächerlich genug neben einander, mit dem Rücken gegen die Thür. Es durchflog mich mein altes Vertrauen und meine Natürlichkeit kam zurück; wir lachten beide zusammen und gingen als die besten Freunde auf einige Sessel zu, welche einladend genug dastanden.

Unsere Unterhaltung war sehr einfach. Sie hüllte

sich in ihren Shawl und stützte das Kinn in die Hand, dann lockte sie eine kleine weiße Angorakatze mit langen weißen Seidenhaaren herbei; wir spielten mit dem Thier, das die beste Erziehung genossen zu haben schien. Unser Gespräch handelte weder vom Theater noch von Shakespeare, wir sprachen nur über das Wetter, über den Herbst, über das Land, die Stadt, Feld und Wald; aber wie ein frischer Quell auch die werthlosesten Kiesel, über die sein Wasser fließt, glänzend und farbig schimmern läßt, so war alles bedeutend, was sie sagte und mich sagen ließ. Denn in merkwürdigem Maße besaß sie das Geheimniß, andere förmlich zu zwingen, daß sie fein und geistreich wurden, wie sie selbst war. Sie legte ihnen unbemerkt in den Mund, was sie zu sagen hatten und was ihnen wohl stand. Jeder ward zu ihrer Creatur, gelenk und behaglich, und erschien sich selbst im vortheilhaftesten Lichte.

Ich merkte gar nicht, daß die Zeit verging. Ein Mädchen setzte die Lampe auf den Tisch und warf einen bedeutsamen Blick auf die prächtige Uhr, welche dastand. „Ich muß Sie fortschicken," sagte sie; „wenn Sie Lust haben wiederzukommen, so kommen Sie. Diese Zeit ist mir die liebste." — Sie reichte mir die Hand und warf mir mit der andern unversehens die kleine Katze in den Hut, den ich in der Hand hielt. Ich rief: „Die nehm' ich mit, als Andenken!" und eilte zur Thüre, sie lief mir nach, um mich zu halten; ich war aber schon auf der Treppe und brachte meine Beute unter dem Mantel glücklich nach Hause.

Als ich ankam, fand ich Licht auf meinem Zimmer und einige gute Freunde um den Tisch, welche sich bei mir installirt hatten und in der besten Laune waren. Sie bemerkten im Nu das arme Thier, das mir vom Arm sprang und sich verstecken wollte. Alle hinterher. Das kleine Stück Thierreich machte rasende Sprünge, ward aber zuletzt gefangen und auf den Tisch gesetzt. Ich wollte es nicht leiden, allein man that ihm nichts böses an. Auch beruhigte es sich allmählig mit den andern und lag bald ruhig in einer Ecke des Sophas. Später jedoch fing die Neckerei wieder an; es setzte sich zur Wehre und machte einen Buckel, was ihm bei seinen langen Haaren außerordentlich lächerlich stand. Nun suchten wir es auf alle Art zu dieser Stellung zu reizen und setzten es mitten auf den Tisch. Wir standen in Hemdärmeln umher und der älteste von uns zählte höchstens neunzehn Jahre.

Da klopft es an die Thür und ein Bedienter tritt ein. Der Mensch ging ruhig auf den Tisch zu und griff nach dem Kätzchen. Holla! schrie die ganze Versammlung und nahm eine so drohende Miene an, daß er wieder nach dem Ausgang retirirte. Sein Benehmen kam uns höchst unpassend vor. Es war unter meinen Freunden ein Landjunker vom reinsten Wasser, der jüngste von uns allen, dessen reicher Vater das ganze Haus voll Bedienten hatte. Dieser trat mit seinem leichten Stöckchen in der Hand vor den Bedienten hin und fragte barsch: „Von wem kommen Sie?" — „Ich wünsche die Katze zu holen." — „Bei wem dienen Sie? Antwort!" Dabei schlug er auf den Tisch, daß dem Stock die Spitze abflog. Der Mensch sagte nun: „Der Graf von — hat mich geschickt und verlangt die Katze." — Ich wollte reden. — „Sagen Sie dem Grafen," rief jener, „er möge selbst kommen, wenn er seine Katze haben wolle." — Ich war kälter als er, aber auch geärgert. Wer war der Graf? Was ging ihn die Katze an? — „Machen Sie dem Herrn Grafen meine Empfehlung, und ich hätte seine Katze nicht."

Der Mensch ging. Wir sahen zum Fenster hinaus. Unten hielt eine Equipage, an welche er heran trat. Bald darauf öffnete sich der Schlag, und ein junger Mann stieg aus, den wir nach kurzem bei uns eintreten sahen. Er war ein schöner Mann, jung, aber älter als wir, und vornehm von Kopf bis zu Füßen. Er blieb in der Thür stehen, faßte an seinen Hut und sagte: „Ich habe die Ehre bei Herrn v. D. zu seyn?" Ich trat vor und antwortete. — „Sie haben bei einer jungen Dame das Thier dort mitgenommen," fuhr er fort und lockte das Kätzchen, welches heranschlich. „Würden Sie meiner Bitte, es mir zu überliefern, unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellen?" Er accentuirte seine Worte mit spöttischer Höflichkeit. — „Gewiß, gewiß nicht," sagte ich. — „Ich thue es also hiemit. Er bückte sich, nahm das Thier auf, erhob den Hut einen Zoll hoch über den Kopf, während er uns alle nach einander ansah, und wandte uns den Rücken zu. Wir waren alle still, denn jeder fühlte sich auf dem Felde geschlagen, wo er am empfindlichsten war. Die dummste Unwissenheit einem Professor gegenüber hätte uns nicht so kleinlaut vor uns selber gemacht.

Ich war verlegen, wie ich mich wieder bei meiner Dame zeigen sollte; allein als ich nach einigen Tagen das Wagstück unternahm, schien sie die Angelegenheit im besten Lichte zu sehen und ließ sich den Hergang noch einmal vortragen. Sie war allerliebst, aber durchaus nicht nieblich, nichts Soubrettenhaftes klebte ihr an; keinen Augenblick verläugnete sie die Julie. Zugleich aber lag in ihrem Wesen eine Ungezwungenheit, die mich unglaublich anzog. Sie war älter als ich, wenn auch nicht viel. Sie liebte Schmuck und Pracht; ihr Salon war im einfachsten Geschmack, aber kostbar

eingerichtet. Sie trug gern brillante Steine an ihren schlanken, schmalen Armen. Sie hatte blondes, plastisches Haar. Nie war es in Ordnung. Bald fiel es ihr hier, bald dort über die Wange hinab, oder wenn sie plötzlich aufspringend etwas holte oder der Katze nacheilte, fiel ihr der Kamm herunter, und das nicht geflochtene, nur leicht gewundene Haar rollte ihr über den Nacken.

Mit dem vorrückenden Winter trat das Dunkel immer früher ein, und da ich stets um dieselbe Stunde kam, geschah es, daß ich sie fast nur in der Dämmerung, bei Lichte oder im Theater sah, und sie so für mich all den Reiz des Geheimnißvollen behielt, welchen ich zuerst ihr nähertretend für mich zu zerstören fürchtete. Sie bewies mir das größte Zutrauen. Wie oft legte sie ihre Hand auf meinen Arm oder ihren Arm in den meinen, wenn ich Abschied nahm und sie mich an die Thür begleitete! Nie jedoch war diese Vertraulichkeit getrennt von der innern Zurückhaltung, welche ihr in aller Zwanglosigkeit so großen Reiz verlieh. Mir kam es niemals in den Sinn, als könnte man sich in sie verlieben.

Fremde sah ich zu dieser Stunde nie bei ihr, obgleich ich wußte, daß sie sonst nicht abgeschlossen lebte. Ich bekümmerte mich nicht darum, es machte mich nicht neugierig. Auch erwähnte sie des Grafen niemals, von dem man erzählte, daß er ihr begünstigter Verehrer sey. Ich war ganz ausgefüllt von ihrer Gegenwart. Oft fragte sie mich nach meinem Urtheil über ihr Spiel, und wir sprachen lange über ihre Rollen. Sie drang tief in die Dichtungen ein, doch gab sie wenig auf das Individuelle und hob das Allgemeine hervor, dem sie aber die eigenthümlichste Betonung verlieh. Sie deklamirte oft vor mir. Wir saßen zusammen vor dem Kamin, da sprang sie manchmal auf und fiel mitten in die Scenen hinein. Ich, ohne mich zu rühren, hörte sie, sah sie in der Dämmerung und glaubte in einem fernen Lande zu seyn, wo Palmen wuchsen.

Es stand da auch ein Flügel. Ich erinnere mich nicht, daß sie ein Stück von den Noten oder eines auch nur von Anfang bis zu Ende gespielt hätte. Sie unterbrach sich gewöhnlich mitten im Spiel. Sie glaubte keine Künstlerin auf dem Instrument zu seyn, aber sie begleitete ihr Gespräch gern mit Musik. Es klang da alles durcheinander, eine Art Improvisation unendlicher Reminiscenzen. Sie konnte Momente haben, wo ihre Musik rasend wurde; trat ich hervor, so sah sie mich lächelnd an, ließ die Hände immer langsamer und leiser die Tasten rühren, bis sie sich mit einem male wieder in alle Donner stürzten. Es war eine unbestimmbare Laune, der sie sich in allem hingab. Wer kann wissen, ob der Schmetterling nach rechts oder links hinflattern wird? Er weiß es selbst nicht, er vertraut sich der sonnigen Luft, und wir fühlen die feinen Strömungen der Atmosphäre nicht, welche ihn locken oder forttreiben.

So verlebten wir den Winter. Ihr Umgang übte auf mich den vortheilhaftesten Einfluß aus. Ich empfing von ihr, was mir sonst vielleicht lange Jahre nicht gegeben hätten. Zu Weihnachten schenkte sie mir eine Börse von blauer Seide, welche sie selbst gehäkelt hatte. Sie war wie meine Schwester, so ruhig, so liebevoll; Gott weiß, was uns so unschuldig an einander kettete. Hie und da ließ sie sich von mir guten Rath geben, doch besprach sie sich sonst niemals über ihre Angelegenheiten mit mir. An der Börse waren die Ringe von Gold und in jedem ein kleines Carneol; der eine trug den Anfangsbuchstaben ihres Namens, der andere den des meinigen. Ich hatte lange nach einem Geschenke meinerseits gesucht; sie schien alles zu besitzen. Es war in der That erstaunlich, was sich bei ihr zusammengefunden hatte an Broncen, Porzellan, Gold und Silber in den reizendsten Gestalten, und dennoch schien kein Sächelchen zu viel und überflüssig, sondern alles an seinem Platze, wo es stand. Endlich schenkte ich ihr ein kleines Sammtbändchen mit einem Diamantknopfe als Halsband für die Katze. Es stand dem Thiere allerliebst, allein am andern Tage erschien es ohne dasselbe. Es hätte es nicht an sich leiden wollen, sagte sie.

Im Theater war ich, so oft sie spielte. Ihre Kunst ward immer größer und die Begeisterung des Publikums stieg von Tag zu Tag. Eines Abends trat sie als Desdemona auf. Ich war unwohl gewesen und hatte sie fast acht Tage lang nicht gesehen. Niemals strömte solches Feuer aus ihren Worten. Ihre Leiden, ihre Demuth, ihr trauriges Geschick lockten Thränen aus aller Augen. In der Scene, wo sie sich entkleidet, sang sie das Lied nach Rossinis Melodie »al pode d'una salice,« der schönsten, welche er geschrieben hat. Sie sang es mit voller, durchdringender Stimme. Nie vergesse ich, wie ich ganz erstarrt im Hören und Sehen, wie mechanisch meine Blicke an ihre schneeweißen Arme klammerte, in denen ihre Harfe ruhte, und wie sie den Nacken so schmerzlich gebeugt hielt. Wie mußte der erst zu Muthe gewesen seyn, die das in Wahrheit einst erlebte, wenn sie, die es nur spielte, solche Verzweiflung in ihre Töne legte! Eine Ahnung allen Unheils klang heraus, das jemals eines Menschen Herz erschüttert: man sah es herannahen unausweichbar, wie die Fluthen des Meers unbarmherzig wachsen und versinken lassen.

Ich war außer mir. Ich mußte sie noch diesen Abend sehen, und ging zu ihr. Es war im Februar und eiskalt. Als ich in ihre Hausthüre trat, kam eine verhüllte Gestalt mir entgegen und rasch an mir vorüber. Es war der Graf, ich erkannte ihn auf der Stelle. Ich dachte: es ist besser so, als wenn du ihn oben getroffen hättest, und ließ mich bei ihr melden. Doch dessen bedurfte es nicht, ihr Mädchen ließ mich ohne weiteres eintreten.

Die Lampe stand auf dem Tisch. Ich sah Julien zuerst nicht, dann aber ihr Gewand; sie lag auf dem Teppich, vor einem Sessel knieend, in welchem sie ihr Gesicht verbarg. Ich trat näher. Sie erhob ihr Antlitz und einen Moment nur sah ich ein himmlisches Lächeln darauf, augenblicklich aber — sie schien mich erst jezt zu erkennen — wechselte es mit einem so verzweiflungsvollen Ausdruck, daß mir das Blut in den Adern erstarrte. Sie stieß einen Schrei aus und verbarg ihr Gesicht wieder. Dann sprang sie auf. Ihr Anblick war wild, um es mit Einem Wort zu sagen. Sie sezte sich, sah mich an und ordnete mit zitternden Fingern ihr Haar zu beiden Seiten. Dann sah sie mich wieder an, als wäre ich eben erst vor ihre Augen getreten, und sagte: „Guten Abend, Georg. — Ich erwartete Sie nicht," fügte sie hinzu und versuchte zu lächeln.

„Ja, das scheint," antwortete ich freimüthig, aber, einen Anflug tiefen Mitleids abgerechnet, ohne eine Ahnung, was ich fühlen und denken sollte.

Sie sah mich wieder mit großen Augen an, dann zog sie die Füße zu ihrem Sitze auf, umschlang die Knie und legte die Stirn darauf nieder.

Das Kätzchen kam heran; es kannte mich sehr wohl und machte sich durch kleine Neckereien bemerklich. Da ich es aber nicht wie gewöhnlich streichelte und mich nicht mit ihm einließ, wandte es sich zu seiner Herrin, zu der es aufsprang und der es leise über die Hand fuhr mit dem Pfötchen. Sie blickte auf. „Thu das Thier fort, Georg!" Es war fast ein Schrei. Sie verließ ihre Stellung und lehnte sich an den Ofen, dem sie die flachen Hände andrückte, als fröre sie. Ich berührte sie, sie waren eiskalt. „Soll ich gehen, Julie?" fragte ich. — „Nein, bleiben Sie," antwortete sie. Ich nahm wieder meinen Siz ein und versank in ein beobachtendes Stillschweigen. Sie schritt langsam durch's Zimmer und schien mich nicht mehr zu bemerken.

Ich hatte einige Fertigkeit im Clavierspiel und sezte mich an's Piano. Es lagen da die Noten des Liedes der Desdemona. Ich las sie zuerst durch und spielte sie darauf, ohne an etwas anderes als das Lied zu denken. Es war nur die Begleitung, meine Erinnerung ersezte den Gesang. Als ich zum zweitenmal begann, hörte ich aus einer Seite des Zimmers Juliens Stimme einsezen. Ich fuhr fort, ich schien ihr die Töne von den Lippen zu nehmen. Aber es war kein Gesang, es war der Schmerz, die Schönheit einer Seele, die in tausend Stücke zerspringt, als löste sie sich auf und verginge in den Tönen. Wie meine Finger spielten, weiß ich nicht. Ich sah auf, es zwang mich etwas; sie stand am Ende des Flügels mir voll zugewendet und sang; ihre großen dunkeln Augen, ihre feinen, lieblichen Lippen seh' ich noch und die Gestalt, die wie der zarteste Marmor sich vom Dunkel um sie her ablöste.

„Spiele weiter!" rief sie, als wir am Schlusse waren. Ich gehorchte und begann von neuem; ich sah nur auf sie. Alles kam auf mich ein und erdrückte mich, ich konnte kaum vorwärts, und als ich dießmal zu Ende war, weinte ich wie ein Kind. Ich sprang auf und fern von ihr trocknete ich meine Augen, denn ich schämte mich. — Ich hörte am Rauschen ihres Kleides, daß sie sich neben mich sezte.

„Wissen Sie, wer eben gegangen war, als Sie kamen?" fragte sie leise. — „Ich begegnete ihm unten," antwortete ich. — „Wissen Sie, was er hier that, Georg?"

Ich sah sie fragend an. — „Er —" Sie stockte. Ich gab kein Zeichen. „Er sagte mir," nahm sie das Wort auf, „daß er nicht mehr kommen würde." — „Warum?" fragte ich leise, wie sie gesprochen. — „Warum? Was liegt daran, wenn er nicht mehr kommt? Der leichteste Grund ist da so gut wie der gewichtigste."

„Wissen Sie seine Gründe?" fragte ich weiter. — „Ja, ich weiß sie, und würde sie billigen, wenn ich sie so ruhig bedenken könnte — wie er. Ich hörte sie kaum."

„Sagen Sie mir," rief ich aus und sah sie an, „ist es —" Ich stockte, aber die Frage mußte heraus: „Ist es eine Infamie, wenn er Sie verläßt?"

Sie war blaß gewesen bis dahin und glühte plözlich auf wie eine Rose; es gibt kein anderes Bild, zu zeichnen, wie ihre Wangen sich rötheten.

„Sie wissen doch, daß ich eine Schauspielerin bin —" sie sah in den Schooß — „können Sie es da nennen — wie Sie es nennen?" — Ich ward irre. „Ist es denn der zweite, dritte, der Sie verläßt?" rief ich.

„Georg," antwortete sie sanft, „was ich sagte, sollte nur mildern, was er gethan hat, und nicht mich anklagen vor Ihnen, der Sie schon böse genug von mir denken werden."

„Böse denken von Ihnen?" rief ich im Feuer.

„Weil er Sie betrog und verläßt, und Sie ihn vertheidigen? Julie!" Ich ergriff ihre Hand und wollte ihr sagen, daß ich ihre Ehre retten wollte, wenn es in meiner Macht stände.

Ein leises Geräusch kommender Schritte hörte ich hinter mir und sah den Grafen dastehen, der uns betrachtete und lächelte, aber gutmüthig. Julie hatte die Augen zu Boden geheftet. Jetzt blickte sie auf, stieß einen leisen Schrei aus — nie hörte ich einen lieblicheren Ton — und wieder überflog sie das, was so reizend und so glücklich war. Sie erhob sich und machte eine Bewegung, als wollte sie zu ihm hin, aber mitten drin hielt sie sich zurück und stand da wie Psyche, welche zu stürzen glaubt und inne wird, daß sie auf sanften Flügeln getragen wird.

Ich sah bald ihn an, bald sie. „Störe ich?" fragte er, ganz einfach und ohne den Ton vornehmer Ueberlegenheit, mit dem er mich zuerst angeredet hatte. Dennoch war ich scharfsichtig genug, um zu wissen, daß er nicht kam, um wieder gut zu machen, was geschehen war, ehe ich eintrat. Ich weiß nicht, hatte ich als Mann ein Gefühl von der Treulosigkeit unseres Geschlechts, das sich nie zu einem verlassenen Herzen zurückwendet; genug, ich wußte, wie Julie mit ihm daran war, und ihre Täuschung seiner Ruhe gegenüber erbitterte mich.

„Herr Graf," begann ich, „Sie unterbrachen uns allerdings. Fräulein Julie erzählte mir, ihrem treuesten und jetzt vielleicht ihrem einzigen Freunde — doch der Eine genügt für viele — wie Sie von ihr fortgegangen sind und wie Sie sie verlassen haben." — Ich betonte das wie. — „Es freut mich, daß Sie zurückgekommen." Ich war damals so kräftig als ich heute bin und stand meinen Mann auf dem Fechtboden.

„Wenn Fräulein Julie ihren Vertrauten und Vertreter bereits gewählt hat, so ist es mir lieb, diesen auf dem kürzesten Wege kennen zu lernen," erwiederte er. „Sahen wir uns nicht bereits einmal?" fügte er hinzu — es klang mir wie ironisch — und wies mit seinem Stöckchen auf die Katze, welche sich uns dreien genähert hatte und mit klugen Augen zu uns aufsah.

„Ja wohl," rief ich, „kennen wir uns. Damals sahen Sie mich so ziemlich wie ein Kind; es soll mich freuen, wenn Sie mich bei anderer Gelegenheit anders zu nehmen haben." — „Georg!" rief Julie und erhob den Arm zwischen uns beiden, als wollte sie uns scheiden. Noch immer schien sie zu hoffen und zu zweifeln.

Er wandte sich zu ihr. „Hier ist der Ring, welchen Sie verlangten; ich wollte das Etui draußen abgeben, allein da ich von dem Besuche hörte, trat ich ein."

Jetzt wußte sie, woran sie war. Ihre Arme sanken an ihr herab, ihr Kopf auf ihre Brust, so stand sie und rührte sich nicht. Der Graf ging; ich folgte ihm. „Wo treffen wir uns?" fragte ich ihn. — „Wo Sie wollen," antwortete er nachlässig. — „Alles reine Freundschaft?" setzte er hinzu. — Ich zitterte. „Ich werde die Ehre haben, meinen Vetter Herrn von — zu Ihnen zu schicken." Er nickte und ging, ich wandte mich zu Julien zurück. Sie war zusammengesunken und lag da. Ich war viel zu sehr aufgeregt, um jetzt darin etwas Außerordentliches zu sehen, und rief kaltblütig ihrem Kammermädchen. Auch dieses war nicht außer Fassung; wir hoben Julie auf einen Divan, ich wollte ein beliebiges Flacon über sie gießen, allein das Mädchen hatte schon die Eau-de-Cologneflasche bei der Hand, und ehe ich es dachte, kam sie wieder zu sich.

Nicht lange, so hatte sie sich so weit erholt, daß wir ruhig zusammen dasaßen und Thee tranken. Sie bat mich, nicht fortzugehen; ich blieb gern. Das Vorgefallene hatte uns so sehr erschöpft, daß wir für alle dabei auf's höchste angespannten Gefühle keinen Sinn mehr hatten, und dasaßen, beinahe als wäre nichts geschehen. Das Kätzchen sprang zwischen den Tassen herum, sie fuhr ihm gedankenlos durch die seidenen Haare und spitzte ihm die Lippen zu. Das konnte ich doch nicht vertragen, nahm es und setzte es unter den Tisch.

Die Sterne funkelten eiskalt vom Himmel, als ich Nachts ihr Haus verließ. Bei meinem Vetter war noch Licht, ich nahm einen Schneeball und warf gegen sein Fenster. Seine Stimme klang scharf durch den Frost herab, dann öffnete er mir das Haus. Ich theilte ihm alles haarklein mit; es war nicht bloß als Juliens Ritter, sondern für meine Person, daß ich mich beleidigt fühlte. Mein Vetter fühlte auch gleich, daß die Hauptsache nicht die sey, um welche wir uns der Form nach schlagen wollten. Er hoffte dennoch die Sache auszugleichen; bei einer persönlichen Zusammenkunft jedoch endeten wir, statt uns zu versöhnen, mit der genauesten Verabredung von Ort und Zeit, und eines Morgens sah ich mich meinem Gegner gegenüber und fühlte den Griff der Pistole in meiner Rechten.

Wir waren in ein Gehölz nahe bei der Stadt gefahren und standen auf dem freien Platze, wo der Schnee ein wenig zur Seite geräumt war. Eben wollten wir unsere Position einnehmen, als Schritte näher kamen und Julie auftrat. Sie ging auf mich zu und forderte die Waffe von mir. Sie redete mit einer eindringlichen Beredtsamkeit, von mir, meiner Zukunft, meinen Eltern, von Gott, von ihren ewigen Gewissensbissen, daß ich mich endlich ihren Worten zu unterwerfen

begann. Sie wandte sich an alle Anwesenden; es war rührend zu sehen, wie die Angst aus ihr sprach. Den Grafen übersah sie, als wäre er leere Luft. Er warf hie und da ein Wort in die Diskussion ein, aber sie schien es nicht zu vernehmen. Ich erklärte zuletzt, daß ich meinerseits nicht auf dem Duell bestände und dem Grafen anheimstelle, ob wir uns schießen sollten. Statt aller Antwort schoß er die Pistole in die Luft, grüßte uns kalt und ging mit seinem Sekundanten davon, während sich unsere Aufmerksamkeit einer armen Krähe zuwandte, welche vom Schusse getroffen herabgefallen war und flügelschlagend den Schnee mit ihrem Blute färbte.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Schleswig-Holstein.

IV.

(s. Nr. 44.)

Den Kenner der Geschichte, der das Dannewerk besucht, beschleicht ein eigenthümliches Gefühl, wenn er zwischen diesen Resten des Alterthums hinschreitet und die düstern Wälle nach der Haide hinab drohen sieht, wo so viel Blut geflossen ist. Aber auch das Volk muß eine ähnliche Empfindung haben; denn an keinem Orte in den Herzogthümern spucken so viele und so grausige Gespenster, wie hier. Besonders ist es die schwarze Grete, die hier die Menschen schreckt. Sie hat nämlich nach der Meinung der Bauern das Dannewerk mit Hülfe des Teufels gebaut und ist überhaupt ein ruchloses Weib gewesen. Dafür hat sie nun keine Ruhe im Grabe und muß in jeder Nacht über den Wall, den sie aufgeschüttet hat, hinreiten. Viele Leute haben sie gesehen. Bisweilen erscheint sie auch bei hellem Tage in der Mittagsstunde zwischen zwölf und ein Uhr. Sie trägt stets ein schwarzes Kleid, reitet auf einem weißen Rosse, das Dampf und Flammen schnaubt, und wird von zwei andern Gespenstern begleitet. So sprengt sie auf dem Dannewerk hin von Haddeby bis Hollingstedt. Mit besonderer Ungnade vermerkt sie es, wenn man auf dem Walle, den sie zu Kriegszwecken erbaut hat, Getreide- oder Gemüsefelder anlegt, oder gar Häuser hinsetzt.

Einmal war ein Magd ausgeschickt worden, um auf dem Dannewerke Kartoffeln auszugraben. Es war Mittag und die Glocke hatte eben zwölf geschlagen. Da kam das Mädchen auf einmal in der größten Angst nach Hause gerannt und schrie, die schwarze Grete sey an ihr vorbei gesaust und ihr Gefolge auf sie zugeritten. Da habe sie den Kartoffelsack im Stich gelassen und wäre, hast du nicht gesehen, davon gelaufen. Als man hinging und die Sache untersuchte, fand man die Kartoffeln umhergestreut und zertreten. Man wußte, daß es „de Greet“ gethan hatte, welche die Felder dort nicht haben mag.

Noch in der Neujahrsnacht von 1844 geschah es, daß Kinder der Leute, die bei Kurburg am Krummwalle wohnten, als sie in der Geisterstunde aus der Nachbarschaft nach Hause zurück kehrten, plötzlich oben auf der Schanze das weiße Pferd daher traben sahen. Es war mit einem weißen Laken behangen, hatte „grote Klunker“ an den Ohren, ein Licht am Kopfe, spie Dampf und Feuer, und darauf saß eine schwarze Gestalt; zwei andere Geister kamen zu Fuß hinter ihr her. Es war die Grete. Die Kinder liefen, so rasch sie ihre Beine trugen, in's Feld hinein, aber die weißen Gestalten verfolgten sie und die Kleinen geriethen in große Noth. Eines von ihnen stolperte und fiel und blieb halb todt vor Furcht liegen, die andern kamen davon. Als die Eltern jenes heimholten, konnte es kein deutliches Wort reden, sondern stammelte nur immer: „Dat witte Perd! Dat witte Perd!“ Noch mehrere Tage redete es irre, und als der Vater diese Geschichte erzählte, ward ihm wieder todesangst und es hielt die Hände vor die Augen, ließ sich auch durchaus nicht bewegen, das Erlebniß selbst mitzutheilen.

Auch die Königin Thyra läßt sich bisweilen auf dem Dannewerk sehen, doch ist sie auf die Westseite beschränkt, wo sie besonders in den Wällen der nach ihr benannten Burg spuckt. Ringsum ist alles dürre rostbraune Haide, hier aber werfen grüne Buchen ihren Schatten und der Rasen ist voll blühender Vergißmeinnicht. Der Ort ist ganz geeignet zur Wohnung eines Waldgespenstes. Als solches tritt die verwünschte Königin auch auf. Oft hat man sie hier in der Dämmerung des Spätsommers auf einem goldenen Stuhle sitzen und sich ihr langes Haar kämmen sehen. Wenn

sie es in Flechten gelegt hat, verschwindet sie. In der Johannisnacht besonders ist sie, wenn es gegen Morgen ging, häufig erblickt werden, und zwar war sie, was sonst bei solchen Geistern nicht der Fall zu seyn pflegt, von vielen Menschen umgeben. Wer sich ihr dann nähert, den zieht sie mit in ihr unterirdisches Reich hinab — ein Zug, der an Frau Venus im Hörselberg und die mit dieser identische Frau Holle erinnert.

Weil man weiß, daß sie große Schätze besitzt, so haben einmal drei Bauern in der Johannisnacht angefangen in der Thyrenburg nachzugraben. Sie wurden jedoch in Einem fort mit Ruthen so heftig über das Gesicht geschlagen, daß sie genöthigt waren die Arbeit aufzugeben. Das nächste Jahr faßten sie neuen Muth und fingen wieder mit Graben an, aber es ging noch schlimmer; denn jezt begannen die hohen Buchen so gefährlich an zu wackeln und zu wanken, daß die Schatzgräber dachten, sie würden den Augenblick über ihnen zusammen fallen, und über Hals über Kopf davon liefen.

In alten Zeiten ist es geschehen, daß die Prinzessin — so wird sie auch genannt — da unten eine große Hochzeit gehalten hat. Dazu braute sie so viel Bier, daß alles Wasser in ihrem Burggraben aufgebraucht wurde und er seitdem trocken ist. Von dem Gebräu hat sie aber noch eine Menge Fässer übrig behalten, und Leute, denen sie wohl will, können davon bekommen. So lebte im Dorf Dannewerk ein Bauer, von dem es hieß, daß er sich alle Jahre sein Bier zur Roggenernte von der Thyrenburg hole. Er mußte der Sage zufolge am Johannismorgen zur Stelle seyn, wo sie vor der Burg zu sitzen und sich zu kämmen und zu sonnen pflegte. Dann erhielt er so viel als er verlangte und brauchte ihr nichts dafür zu geben, als ein kleines weißes Lamm.

Eine andere Sage von der Prinzessin Thyra betrifft einen Zug aus deren Leben, der einer Erzählung von der Königin Margaretha gleicht. Zu Thyra nämlich kam einmal ein fremder Prinz, der wollte sie heirathen. Er war aber so häßlich, daß ihn kein Mensch leiden konnte. Die Prinzessin wollte ihn auch ungern nehmen, sie konnte es ihm aber nicht abschlagen. Zulezt fiel ihr ein Rath bei. Als die Hochzeit bald seyn sollte, nahmen sie einen Spazierritt vor, den alten Wall entlang nach Hollingstedt, da ging dazumal noch eine Bucht von der Westersee (so heißt hier allenthalben die Nordsee) herein. Dahin ritt sie mit ihrem Bräutigam. Als sie nun wieder zurückreiten wollten, ließ sie mit einem mal ihre Schürze fallen, als ob der Wind sie ihr weggeweht hätte. Da sagte der Prinz: „Prinzessin, Sie hat Ihre Schürze verloren, will Sie die nicht mitnehmen?" — Da antwortete sie ihm: „Wenn Er ein rechtschaffener Cavalier wäre, junger Herr, so würde Er selber absteigen und mir die Schürze aufheben." Da stieg er ab und bückte sich nieder. Sein Schwert aber war an seinem Sattel festgemacht. Da ritt die Prinzessin hinzu, zog das Schwert aus der Scheide und schlug ihm den Kopf ab. Als sie nun nach Hause kam, sollte sie sagen, wo ihr Bräutigam wäre. „Ach!" sagte sie, „wir ritten den alten Wall entlang, da kamen die Unholden hinter uns her. Die haben ihn zu fassen gekriegt und ihm den Kopf abgeschlagen. Ich aber ritt weg." Da wurde der Todte aufgesucht und in einen Riesenberg gelegt auf dem Esperstorfer Felde. Das pflegt man nun in den drei Bergen zu nennen.

Diese Sage ist unzweifelhaft mit der folgenden verwandt, die sich an den nicht weit von der Thyrenburg entfernten Hügel Dronningshoi knüpft. Hier nämlich soll die „swarte Margret" einmal einen andern Fürsten erschlagen haben. Als sie, im Kriege mit diesem begriffen, sah, daß es nicht gut gehen werde, schickte die alte hinterlistige Frau zu ihm und ließ ihm sagen, es sey doch unrecht, daß so viele tapfere Leute um ihretwillen sterben sollten. Besser wäre es, wenn sie und er allein den Streit ausmachten. Der Fürst meinte, mit der Frau werde er wohl fertig werden können, und nahm das Anerbieten an. Als sie nun eine kleine Weile mit einander gefochten hatten, bat die Königin, er möge ihr doch einen Augenblick Zeit geben, sie wolle nur ihre Sturmhaube ein wenig fester binden. Der Fürst war geneigt, ihr das zu erlauben. Sie aber sagte, sie könne ihm nicht trauen, wenn er sein Schwert nicht bis an die Parirstange in den Erdboden stecke. Auch das that der Fürst bereitwillig. Da aber ging sie (derartige Züge von verrätherischer Heimtücke sind auch in der dänischen Geschichte nichts Seltenes) auf ihn los und schlug ihm den Kopf ab. Er ist nun im Hügel Dronningshoi begraben, und die Leute, die dort in der Nachbarschaft wohnen, haben ihn oft sitzen sehen vor einer silbernen Tafel mit einem silbernen Theetopf, einer silbernen Milchkanne und einer silbernen Tasse. Er ist vielleicht derselbe, der im Krummwalle wohnen soll.

Auch im Krummwalle nämlich liegen große Schätze verborgen. In Kurburg leben noch jezt mehrere alte Leute, die davon wissen, daß hier sich früher alle sieben Jahre eine silberne Tafel, besezt mit kostbarem Geschirr, sehen ließ. Sie stieg herauf und blieb eine Weile stehen. Ehe man aber hingelangen konnte, war sie wieder in den Erdboden versunken.

Der Kuhhirte von Klein-Dannewerk weidete eines Morgens seine Kühe in der Nähe jenes Theils der

Verschanzung. Da sah er, daß der Wall sich plötzlich aus einander that, so daß man hinein gehen konnte. Es war ein vollkommener Saal unter der Erde. An den Wänden hingen viele goldene und silberne Kostbarkeiten, vorzüglich aber eine erstaunliche Menge Brüllhörner. Der Hirt bekam Lust, sich eines davon zu holen. Er lief hinein, und schon streckte er die Hand aus, als er nicht weit von sich einen großen feurigen Mann auf einem eisernen glühenden Stuhle sitzen sah. Da entsetzte er sich und floh. Als er sich umschaute, klappte der Wall wieder zusammen und der Eingang war verschwunden. Weil der Hirt sich aber die Stelle gemerkt hatte, ging er später mit guten Freunden hin, um nachzugraben. Da guckte auf einmal wieder der Kopf des feurigen Mannes hervor, „mit Augen so groß wie ein Schillingstopf." Seit der Zeit ließen sie das Nachgraben seyn, aber der Ort, wo sie es damals versucht haben, ist noch zu sehen.

Von dem Riesenberge oder Hühnenbette bei Niederselk, welches Könsee genannt wird, und wo die Alterthumsforscher den König Sigurd Falle begraben seyn lassen, der bei Schleswig mit den Söhnen Lodbroks eine große Schlacht lieferte, geht eine Sage, die von jener geschichtlichen Thatsache nichts weiß. Man sagt nämlich, vor uralten Zeiten habe hier ein König geherrscht, der gegen die Bauern sehr hart und grausam gewesen sey. Er legte ihnen schwere Schatzungen auf, und wenn sie nicht bezahlen konnten, ließ er ihnen das Brod vorm Munde wegnehmen. Da standen die Bauern auf und fingen ihn, und zur Strafe mauerten sie ihn bis an den Bauch in große Felsensteine fest, dann hingen sie über ihm ein Brod auf. So mußte er eines qualvollen Todes sterben. Lechzend hatte er die Zunge ausgestreckt, und da er mit ihr das Brod eben berühren konnte, ein großes Loch hineingeleckt. Als er todt war, schüttete man den großen Hügel über ihm auf, darin stecken jene Felsensteine noch.

Endlich soll nach Einigen auch der alte mythische König Dan hier begraben seyn. Ein Bauer in Kurburg erzählte dem Candidaten Arndt Folgendes darüber. „König Dan war der erste König in Dänemark und er hat in Schleswig gewohnt. Er hat früher auch noch immer im Kalender gestanden; ich weiß nun gar nicht, warum sie ihn da heraus gelassen haben. Dazumal waren hier noch Heidenmenschen, die pflegten ihre Todten zu verbrennen, und die Asche thaten sie in Töpfe und setzten sie im Riesenberge bei. König Dan aber hatte sich gewünscht, man sollte ihn nach seinem Tode nicht verbrennen, sondern er wolle sitzen auf seinem königlichen Stuhle und sein gesatteltes Pferd nebst andern Kostbarkeiten bei sich haben. Als er nun todt war, wurde es auch so gehalten. Das Grab ist mit Felsen ausgesetzt. Da sieht man noch die Löcher, wo die Bauern die Steine heraus geholt haben. Dieser Riesenberg liegt bei Kurburg dicht am Kograben. Neben ihm befindet sich ein anderer Grabhügel, darum heißen sie „de Twybargen." In dem andern Berge soll „ein Provinz" liegen. Was das aber ist, das kann ich nicht sagen," schloß der Bauer seine Mittheilung. Nach andern ist der zweite Todte ein Präsident, der seine Orden in einem grauen Topfe neben sich hat.

Wieder andere endlich wissen, daß König Dan gar nicht hier, sondern bei Tönningen in Eiderstedt begraben ist. Dort befindet sich ein kleiner Hügel mit einer Höhle, darin sitzt der alte Dänenkönig mit hunderttausend Mann, und alle schlafen. Vor einer Reihe von Jahren war ein Soldat zum Tode verurtheilt worden. Da schenkte ihm der König das Leben unter der Bedingung, daß er in den Hügel ginge und ihm vom Könige Dan Nachricht brächte. Der Soldat versprach das und ging wirklich in die Höhle. Da sah er den alten König vor einem Tische sitzen. Er hatte den Kopf auf den Arm gestützt und schlief, sein Bart aber hing ihm unter den Tisch, und die andern standen alle um ihn herum. Als der Soldat eintrat, erwachte er und fragte nach seinem Begehr. Der Soldat antwortete, er sey von seinem Könige hereingeschickt und solle Nachricht von König Dan holen. Der Alte erwiederte, er solle nur seinem Könige sagen, daß er an ihn denken möge, wenn er einst in Noth wäre; dann werde er ihm mit allen seinen Leuten zu Hülfe kommen, die Feinde verjagen und ihm zur Herrschaft über die ganze Welt verhelfen. König Friedrich der Sechste (den nämlich meint die Sage) muß nun nicht zur rechten Zeit an seinen Vorgänger und Nothhelfer im Hügel bei Tönningen gedacht haben; denn statt zur Herrschaft über die Welt zu gelangen, verlor er Norwegen, und statt die Feinde siegreich zurückzuschlagen, ließ er sich von ihnen seine Flotte entführen und seine Hauptstadt in Trümmer schießen.

Auch im schleswig-holsteinischen Kriege hat König Dan keine Gelegenheit gefunden, Wunder zu verrichten. Die Tage von Eckernförde, von Kolding und von Schleswig wenigstens lassen ihn vermissen, und selbst bei Idstedt wären die Truppen seines Nachfolgers auf dem Throne geschlagen worden, wenn ein Haudegen wie Horst, der Sieger bei Stolk, oder besser noch, wenn ein kühner und zugleich überlegsamer Geist wie der unvergessene „Vater Bonin" statt eines Pedanten wie Willisen den Oberbefehl geführt hätte, ganz abgesehen von dem Benehmen seines Adjutanten Wynneken, für das man wenigstens in Schleswig-Holstein kein anderes Wort als „Verrath" hat, und ganz abgesehen

davon, daß ein sehr urtheilsfähiger Mann mir auch vom Obergeneral sagte: „Wenn er die Schlacht gewonnen hätte, so hätte er sie wider seinen Willen gewonnen.“ Möge man diese Aeußerung deuten, wie man wolle; ich habe bloß zu referiren. Soviel scheint indeß festzustehen: die Herren hatten kein rechtes Herz für die Sache, der sie dienten, und daher kam es, daß sie ihr so schlecht dienten.

Es verstand sich von selbst, daß ich das Schlachtfeld von Idstedt besuchte. Es liegt ungefähr eine Meile nördlich von Schleswig, zu beiden Seiten der nach Flensburg führenden Chaussee, auf der Grenze, wo die flachen, kahlen, zum Theil sumpfigen Heiden der hohen Geest in das waldige, von Knicks durchschnittene Hügelland zwischen der Schlei und der Flensburger Föhrde übergehen. Die Dänen zogen über die Ebene von Norden heran. Die schleswig-holsteinsche Armee hatte eine vortreffliche Stellung inne. Ihr rechter Flügel stand an der Straße, die von Missunde nach Flensburg führt. Das Centrum war durch den schmalen, anderthalb Wegstunden langen Langsee und ein Gehölz gedeckt. Der linke Flügel endlich hatte auf der Hügelkette, die sich am Rande eines andern Holzes bis nach der Chaussee hinzieht und auf die theilweise sumpfige Heide hinabblickt, so wie auf dieser Heide selbst Posto gefaßt. Es war im Ernste weder eine Durchbrechung noch eine Umgehung zu befürchten. Die Armee Schleswig-Holsteins war allerdings um einige tausend Mann schwächer als die dänische, aber was ihr an Zahl fehlte, war durch ihre Tüchtigkeit ersezt. Wenn die Bataillone, welche Idstedt zu nehmen bestimmt waren, dabei in Unordnung geriethen und zurückgewiesen wurden, so lag die Schuld an dem Obergeneral, der den Leuten erst wenige Tage zuvor eine neue Organisation und Offiziere gegeben hatte, die sie nicht kannten. Die übrigen Truppentheile, namentlich die Artillerie und die von Horst geführte Infanterie thaten ihre Schuldigkeit mit einer Bravour, welche selbst der Feind anerkennen mußte. Dennoch ging die Schlacht verloren. Sie ging verloren, nachdem dänischerseits schon der Befehl zum Rückzuge ertheilt war, und ehe der rechte Flügel auch nur ernstlich am Gefechte theilgenommen hatte.

Abercron, der Befehlshaber auf der Rechten, ein ältlicher Offizier, tapfer, aber ohne jenen Blick, der zu geeigneter Zeit den Angriff gebietet, auch wo er in der Instruction nicht steht, unterließ es, sich auf die Dänen zu werfen, wo er ihren ganzen einen Flügel hätte vernichten können. Horst griff mit großer Kühnheit an und siegte troz der Uebermacht, die ihm gegenüber stand, vollständig. Der Stoß, den er ausführte, ging der feindlichen Armee mitten in's Herz hinein aber er blieb ohne Unterstützung, und so mußten die Sieger umkehren. Willisen endlich brach die Schlacht ab, im Unmuthe über die Bataillone, welche Idstedt nicht nehmen konnten, und in der Befürchtung, sein linker Flügel könnte bei Hollingstedt umgangen werden. Diese Befürchtung war dem Urtheil von Sachverständigen zufolge eben so ungerechtfertigt, als jener Unmuth. Der General verlor die Schlacht, weil er sie zu verlieren fürchtete. Hätte er den moralischen Muth besessen — am physischen mangelte es ihm durchaus nicht — den Befehl zum Rückzug noch eine Stunde aufzuschieben, wäre er aus der Defensive noch einmal nachdrücklich in die Offensive übergegangen, so hätte er einen Sieg erfochten, statt eine Niederlage zu erleiden. Aber umsonst baten ihn auf dem Hünengrabe, von wo er die Schlacht beobachtete, die anwesenden Leiter der Erhebung, vergeblich wandte auch der Herzog von Augustenburg, der gleichfalls zugegen war, alle seine Beredtsamkeit auf, ihn zu jenem Aufschub zu bewegen. Er hatte das Vertrauen zur Sache verloren, als sie nicht ganz genau so sich entwickelte, wie er sie sich berechnet hatte, und so blieb er bei seinem Entschlusse, der es den Dänen später gestattete, sich eines Sieges zu rühmen, den sie nur halb erfochten hatten.

Ich besuchte das Schlachtfeld mit einem Candidaten der Theologie, der wie die meisten seines Fachs die Feldzüge von 1848 bis 1850 mitgemacht hatte und bei dem Sturme auf das Dorf als Lieutenant betheiligt gewesen war. Wir gingen die Landstraße entlang, an dem geöffneten Hünengrabe im Westergehege, einem herrlichen Buchenwalde, vorüber, nach dem Idstedter Kruge, wo der Wald sich öffnet, und eine Heidegegend so trübselig und öde, wie wenige von denen, die ich bis dahin besucht, sichtbar wird. Man geräth sofort in die Stimmung, welche eine Wahlstatt erweckt. Das Heidekraut hat eine Farbe, als ob es von geronnenem Blut starrte. Einzelne Hügel erheben sich auf der Fläche — es können Todtenhügel seyn. Raubvögel fliegen hin und her, als ob sie Leichen witterten. Da und dort weidet ein Pferd — es könnte so eben erst seinen Reiter verloren haben. Ich sah nach den Baumwipfeln, ob sich noch Kugelspuren entdecken ließen, denn die dänischen Zwölfpfündrr hatten hier arg gewüthet. Aber die Natur hatte die Wunden geheilt und neue Zweige verdeckten mit ihrem Laube die Stellen, wo die alten vom Stamme gerissen worden waren. O daß auch die Wunden, welche die Schlacht der deutschen Eiche geschlagen, so rasch heilen wollten, daß auch ihr die beiden schönen Zweige wieder gegeben würden, die der von Norden kommende Feind ihr abgerissen hat!

Es war der 25. Juli, der fünfte Jahrestag der Niederlage. Drinnen in Schleswig hatten die Dänen zur Feier des Tages ihre Dannebrogs aufgezogen, große Parade abgehalten und dazu den „Tappern Landsoldat" aufgespielt. Damit das ganze Land es wisse, hatten sie — ich glaube es war in Rendsburg — sogar mit Kanonen Freudensalven gegeben. Es war ihnen eben nicht zu verdenken, obwohl es schwerlich zur Beruhigung der Gemüther dienen kann, wenn den Schleswigern fortwährend durch solche Demonstrationen in's Gedächtniß zurückgerufen wird, daß ihr Herzogthum eine eroberte Provinz ist.

Es war der fünfte Jahrestag der Niederlage. Sie hatte viel Unheil, viel Leid und viel Mißhandlung über das Land gebracht. Aber sie hatte nur gebeugt, nicht gebrochen. Wir durften uns das sagen, als wir vor dem Hügel standen, von dem das verhängnißvolle Wort „Rückmarsch nach Süden" gekommen war. Wir durften hoffen, daß vielleicht keine weiteren fünf Jahre vergehen werden, bevor der Mißgriff von 1850 durch einen kühnen Griff wett gemacht ist und die rothen Fahnen mit dem weißen Kreuze nur noch jenseits der Königsau wehen.

Auch das niedere Volk hofft dieß, auch der Bauer, der die Conjuncturen der Politik nicht kennt, ahnt es, und seine Ahnung läßt ihn diese bessere Zukunft in Gesichten schauen. Es ist im innern Deutschland vielleicht nicht so bekannt, wie es seyn könnte, daß die Heiden Schleswigs ganz eben so wie die in Schottland ihre Seher haben. Das »second sight« ist hier eine Gabe, die nichts weniger als etwas Seltenes ist, wenn sie auch nicht so häufig mehr angetroffen wird, als vordem. Man sieht namentlich Hochzeiten, Leichen und Feuersbrünste voraus; bisweilen ist es auch ein bloßes Vorherhören. So hörte man z. B. in einem Winter zu Büsum in der Marsch jede Nacht ein Horn blasen, und das ging so im Dorf herum, als wenn ein Hirt sein Vieh sammelte. Als darauf der Herbst kam und mit ihm eine Springfluth, zeigte sich's, was das nächtliche Blasen verkündigt hatte; denn da ertranken den Bewohnern des Orts über hundert Schafe. Ferner erzählten Eiderfischer, daß sich an einer bestimmten Brücke in Rendsburg häufig ein Wimmern hören lasse gleich dem eines kleinen Kindes. Zuweilen schlagen da auch Flämmchen auf, und immer ist das ein Zeichen, daß der Eider ein Opfer bevorsteht. In Bergenhusen sahen die Mägde, wenn sie des Morgens auf die Weide zum Melken sich begaben, einen großen feurigen Mann auf einem der Häuser des Dorfs stehen. Von da trat er mit einem weiten Schritt auf das Dach des daneben befindlichen; dann verschwand er. Dasselbe wiederholte sich am folgenden und am dritten Morgen, und siehe da, in der dritten Nacht brannte zuerst das eine und hierauf das andere Haus nieder.

Ein Bauer zu Nordballig in Angeln beherbergte eines Abends einen armen Mann, der ein solcher Seher war. Am Morgen sagte dieser zu seinem Wirth: „Nimm den Balken da aus deinem Hause und lege ihn auf's freie Feld." Der Bauer wollte ungern daran, aber jener blieb dabei und sagte: „Thue das ja, denn es wird dich vor Unheil bewahren." Da nahm der Bauer endlich doch das Holz heraus und legte es als Steg über einen Bach. Als nun einige Zeit nachher die Leute aus der Kirche nach Hause gingen, war der Steg verbrannt. Da merkte der Bauer, daß der arme Mann es hatte „vorher brennen" sehen, und dankte ihm im Stillen für die rechtzeitige Warnung.

An einem andern Ort wollte ein Zimmermann einen Balken zu einem Hause behauen, da flogen bei dem ersten Hiebe, den er that, Funken aus dem Holze. Der Zimmermann besah die Stelle, ob etwa ein Stein oder ein Nagel in dem Baumstamme säße, fand aber nichts. Er arbeitete weiter, und siehe da, es gab abermals Funken. Da rieth er dem Bauherrn, den Balken ganz bei Seite zu legen. Der aber wollte nicht und das Holz kam in's Haus. Kaum war dieses nun fertig, so brannte es ab und das Feuer fing gerade da an, wo der Balken eingefügt war.

Besonders häufig waren einst solche Visionen in Owschlag, einem Dorfe an der Grenze zwischen den Hüllener Bergen und der Kroppheide bei Schleswig. So war da auch ein Mann, der sagte den Leuten alles Mögliche, Leichenzüge, Bräute u. s. w. voraus. Er wachte, wenn solches des Nachts an seinem Fenster vorüber ging, auf und es trieb ihn aufzustehen und zuzuschauen. Blieb er einmal zu lange im Bette, so zwang es ihn, so lange nachzulaufen, bis er den Zug oder den Wagen eingeholt hatte. Die seltsame Gabe war ihm dadurch geworden, daß er als Knabe aus Versehen einem heulenden Hunde auf den Schwanz getreten und zwischen den Ohren durch geblickt hatte. Anfangs machte ihm diese wunderbare Eigenschaft Vergnügen und er freute sich, den Leuten ihr Glück oder Unglück prophezeien zu können. Als er aber älter wurde, hatte er nur Verdruß davon und wäre sie gern wieder los geworden. Er ward indeß nicht eher frei davon, als bis er ein ganzes Jahr lang sein Hemd verkehrt getragen hatte.

Auch in Nordschleswig finden sich viele Beispiele solcher Hellseherei. Ein Pfarrer in Angeln erzählte mir, daß ein Knecht seines Vaters ein solcher gewesen sey. Der Vater, ein Bauer, hatte sich zum Vergnügen neben

seiner Landwirthschaft mit Tischlerarbeiten beschäftigt und unter andern auch Särge gemacht. Da er sie billiger geliefert, als eigentliche Meister, waren oft Bestellungen eingelaufen. Der Knecht aber hatte dieß stets vorher gesagt, und darüber befragt, hatte er nach einigem Zögern geantwortet, er sähe dann jedesmal „den Wirth" (so wird der Hausherr hier noch bisweilen vom Gesinde bezeichnet) des Nachts nach dem Balken gehen, wo er Hobel und Säge verwahrte, und dieses Handwerkszeug herunterholen.

Ein derartiger Seher ist nun auch in Idstedt. Es ist ein schlichter Käthner, der früher Schullehrer gewesen. Von ihm wurde mir aus glaubwürdigem Munde erzählt, daß er ein ganzes Jahr voraus gewußt habe, es werde bei dem Dorfe eine heiße Schlacht geben. Er hatte des Nachts mehrmals aufstehen müssen, war, nachdem er seine Frau geweckt und gefragt, ob sie nicht den schrecklichen Kanonendonner und das Kleingewehrfeuer höre, hinaus gegangen und hatte nun im Holze wie auf der Heide beides genau da vernommen, wo es später in der Wirklichkeit statt fand. Eine Täuschung wäre nicht möglich gewesen, sagte der Freund, der mir's mittheilte; der Mann habe es ihm wenige Tage nach dem Spuck erzählt, also fast zwölf Monate vor der Schlacht selbst. Sonderbarer aber ist es, daß derselbe Seher im Mai dieses Jahrs, d. h. 1855, wieder zu ihm gekommen war und ihm gesagt hatte, er höre dasselbe Schlachtgetümmel nun schon seit mehreren Nächten, aber es sey noch viel schrecklicher, und jezt vernehme es auch seine Frau.

Noch auffallender endlich wird Freunden des Wunderbaren die Bemerkung seyn, daß dieß kein vereinzelter Fall ist, sondern daß auch in andern Gegenden häufig ein nächtliches Getöse gehört wird, welches man auf einen demnächst wieder ausbrechenden Krieg deutet. Ein kleines Mädchen in Wedelspang war gewöhnt, Abends dem von der Arbeit heimkehrenden Vater entgegen zu gehen. Eines Abends, es war im Sommer 1854, ging sie auch, kam aber sehr bald ganz verstört und ohne den Vater wieder. Die Mutter fragte nach der Ursache, aber das Kind wollte sie nicht sagen, bis es endlich gestand, es sey draußen am Berge ein so grausames Schießen und das ganze Feld stehe so voller Soldaten in weißen Röcken, daß es sich nicht weiter getraut habe.

Eben so erschienen anderwärts Soldaten in rothen Hosen, und noch an einer andern Stelle sah man eine Menge Husaren in grünen Pelzen, die Gesichter nach Norden gewendet, vorbei ziehen. Es wurden mir wenigstens ein Dutzend Beispiele von solchen Visionen namhaft gemacht, und an einem Orte sollte sogar die Behörde die Sache untersucht haben und strafend eingeschritten seyn, weil ein Bauer deutlich gesehen haben wollte, wie die schwarzrothgelbe Fahne auf dem Kirchthurm seines Dorfes wehte.

Als mir diese Geschichten mitgetheilt wurden, waren wir eben am Gryder Holze, wo die Schlacht eine Zeitlang am heftigsten gewüthet hatte. Ich hörte den Kukuk rufen, und ich fragte ihn im Geiste, wie viele Jahre es wohl noch dauern könne, ehe diese Spiegelungen einer von der Hoffnung angeregten Phantasie sich erfüllten und Fleisch und Bein gewännen. Er antwortete ein, zwei, fünf, zehn, zwanzig mal, bis ich's endlich aufgab, weiter zu zählen. Ein böses Omen; „aber," meinte mein Begleiter, „der Kukuk weiß den Kukuk von der Politik, und überdieß, wüßte er auch was Günstiges, so sehen Sie ja an den Farben seines Gefieders, welcher Partei er angehört."

Ueberdieß bin ich begreiflicherweise so weit wie jemand davon entfernt, derartigen Gesichten und Träumen einen Werth beizulegen. Immerhin aber sind sie Zeichen für die Stimmung des Volks auch der untern Schichten, und so lange diese Stimmung sich erhält, ist die Hoffnung nicht aufzugeben, daß „die Holsten sich noch einmal ihr gutes Recht mit dem Schwerte vorbitten werden." Möge es ihnen dann so wohl gelingen wie das erstemal im Jahr 1225. Die Verhältnisse sind beinahe ganz dieselben wie in jener glorreichen Zeit. Da hatte die schwarze Margarethe fast ganz Holstein erobert und ihm auf der Burg zu Segeberg einen Vogt und Hauptmann gesezt. Nur die Marschleute — damals von anderem Schlage als jezt — waren noch frei, und zu ihnen hatten sich viele Edelleute aus andern Gegenden geflüchtet. „Denn die Dänen," sagt der Presbyter Bremensis, „wollten das ganze Land zu Holstein sich und ihrem Rechte unterthänig machen, daß das Holstenrecht ganz und gar vertilget werden und das Lovboke richten sollte. Deß beklagten sich die Holsten hoch, daß man sie ihrer gewohnten und von Alters her gebrauchten Rechte berauben wollte, und daß sie sich eines ihnen unbekannten Rechts bedienen sollten, also daß sie dem Hauptmanne, der auf Segeberg saß, begannen unter den Augen zu knurren und sagten, sie wollten ihres eigenen Holstenrechtes gebrauchen. Da antwortete der Hauptmann: „Ihr weiset mir euer Recht aus eurem eigenen Kopfe, aber unseres, das dänische Recht, ist geschrieben. Nach der Schrift kann ich euch und mich regieren. Euer Recht weiß ich nicht (wörtlich so sprechen sich jezt Flensburger Appellationsräthe aus), und geschrieben ist es auch nicht, und errathen kann ich es auch nicht. Ich muß einen Hund herbringen, der euch eure Rechte bellen kann. Darum berathet

euch, was für ein Recht ihr haben wollt, und benamt mir auf einen bestimmten Tag euer Recht."

„In der Zeit aber war kein Herr im Lande zu Holstein, sondern man sagt, daß da eine edle Frau in der Kremper Marsch bei Itzehoe gewesen ist, von der Burg Kellingdorp, mit Namen Frau Deest van Kellingdorpe. Dieselbige zog zu dem Grafen von Schauenburg und bat ihn, daß er ihr und dem Lande zu Holstein wollte geben einen von seinen Söhnen zu einem Herren und Regenten. Der Graf gab ihr einen mit Namen Aleff. Denselben nahm die genannte Frau mit sich in ihr Vaterland und führte ihn hinein als einen Herrn mit großer Freude. Aus desselben Zukunft entstand den Holsten, die in der Marsch Itzehoe waren, und die auch unter der Gewalt der Dänen standen, eine große Vertröstung und Fröhlichkeit."

„Die Holsten versammelten sich zu dem Hauptmanne und Vogte zu Segeberg und begehrten wieder, daß man ihnen möchte Holstenrecht werden lassen. Der Hauptmann antwortete und sagte: „Was erwählt ihr für ein Recht in eurem Vaterlande?" Da zogen die besten und ältesten Edelleute des Landes zu Holstein ihre Schwerter heraus, schüttelten sie und riefen mit unerschrockener Stimme: „Unse gewohnlike Recht willen wy beholden und mit dem Schwerde vorbitten (vertheidigen)." Von der That ward ein gemeines Sprüchwort im Lande zu Holstein, und man sagt noch heutzutage: „Unse Recht vorbitten wy mit dem Schwerde." Da der Hauptmann aber der Holsten übergroße Kühnheit sah und wußte, daß sie einen andern neuen Hauptmann und Herrn erwählet hatten, fürchtete er sich und begab sich auf die Flucht, und die Holsten verfolgten ihn und schlugen ihn todt. Darnach erhoben die Holsten wieder ihr Haupt und führten ihren Grafen Aleff von Schauenburg hervor, der noch ein junger Herr war, und erholeten sich, also daß sie wieder zu ihren vorigen Kräften kamen, und mit göttlicher Hülfe beschirmeten sie freimüthig sich und ihr Vaterland (in der glorreichen Schlacht bei Bornhöved 1227) und jagten die Dänen mit der Zeit aus ihren Grenzen."

„Denn der allmächtige und barmherzige Gott," fügt der Presbyter hinzu, „lett einen Bemoieden (Gebeugten) nicht stedes bemoien, sunder lett ene biwilen thom Athem wedder komen."

Briefe über die bildende Kunst.

(s. Nr. 41.)

VIII.

Der Baustyl als Ausdruck des Zeit- und Volksgeistes (C. Die christliche Welt.)

Als Rom den Erdkreis unterworfen und die Völker äußerlich vereinigt hatte, zerfiel der religiöse Glaube und die gute Sitte der alten Zeit, und es wäre der Untergang der Menschheit hereingebrochen, wenn nicht in Christus ein neues Lebensprincip erschienen wäre. Durch die Sünde war unser Geschlecht mit seinem Eigenwillen aus dem göttlichen Willen herausgetreten und hatte dadurch das Bewußtseyn der Liebeseinheit in Gott verloren; kraft des göttlichen Geistes stellte der Heiland dieses Ebenbild und Urbild der Menschheit wieder her, und in der Ueberwindung der Sünde sprach er, des Menschen Sohn, das Wort: Ich und der Vater sind Eins, und verkündete er die Kindschaft aller Menschen, die durch die Wiedergeburt, durch den Sieg über die Selbstsucht und die Hingabe an Gott als die dargebotene Erlösung und Versöhnung zugleich errungen und bethätigt werden sollte. An die Stelle des Chaos und der Nacht, daraus nach heidnischen Theogonien sich das Daseyn entwickelt hatte, an die Stelle des blind waltenden Schicksals, das diesen Entwicklungsproceß und die Götter und Menschen beherrschte, trat der eine selbstbewußte Gott als der schöpferische Urquell alles Lebens, in dem wir erstehen, weben und sind, und der Wille seiner Liebe, der als Vorsehung über allem waltet und alles wohl macht. Darin, daß Gott selber Mensch geworden, war alles Menschliche befreit und geheiligt, und wie es heißt, daß das Wort Fleisch ward, so begann jetzt auch die Kunst nicht mehr mit dem Leibe, um ihn zur Schönheit zu gestalten, sondern mit dem Geiste, um ihn in äußerer Erscheinung zu verkörpern,

mit dem Unendlichen, um es im Endlichen zu offenbaren. Das Geistige, die Innerlichkeit, die Welt des Gemüths ward jezt für sich ausgebildet, um dann von innen heraus sich eine neue Form zu bereiten. Die Subjektivität, die Persönlichkeit ist Anfang und Ende, im Weltall die göttliche, in Staat, Kunst und Wissenschaft die menschliche, die von der göttlichen Maß, Kraft und Weihe empfängt. Die subjektiven Künste überwiegen deßhalb jezt die objektiven, in der Poesie herrscht das lyrische Element vor dem epischen, die Musik findet jezt erst ihre vielstimmig harmonische Vollendung und die Malerei gibt der Architektur und Plastik etwas von ihrem eigenen Gepräge.

In der Geschichte ist Christus der reine Held, der in der Scheidung der Völker das Bewußtseyn von der gleichen Brüderlichkeit aller Menschen wiederherstellt, und den Unterschied von erwähltem Volk und Barbaren, von Sklaven und Freien in der gleichen Freiheit der Kinder Gottes aufhebt. In Einigkeit des Glaubens stehen die christlichen Völker auf gemeinsamem Lebensgrunde, die Nationalitätsschranken sind zwischen ihnen gefallen, sie verstehen einander, sie wirken auf einander, und so ist auch die Baukunst eine ihnen gemeinsame, nur leise modificirt nach den besondern Volkseigenthümlichkeiten.

Im Heidenthum selbst lag eine tiefe Sehnsucht nach Erneuung und Wiederherstellung, und wie die Propheten der Juden den Messias verkündigten, so hatten auch Inder und Perser, Griechen und Römer weissagende Mythen von einem Erlöser und Friedebringer; ich habe sie in meinen „religiösen Reden und Betrachtungen" im Abschnitt: „Christus in der Vorzeit" zusammengestellt. Und Christus als der Ersehnte der Völker gestaltete die Welt nicht äußerlich um, sondern er erschien in Knechtsgestalt, er wollte in das Gemüth aufgenommen seyn, aus dem wiedergeborenen Innern sollte allmählig das äußere Leben seine neuen Formen erzeugen. So ergriff auch in der Kunst der christliche Geist zunächst die Formen der alten Welt, wie sie durch das Griechenthum geschaffen, durch Rom über die Erde verbreitet, aber schon ihrem innern Zusammenhang entrissen, gelockert und äußerlich angewendet waren. Das Christenthum steht aber nicht außerhalb der Continuität der Weltgeschichte, sondern Christus ist ihr persönlicher Mittelpunkt.

Die griechische Baukunst war eine Architektur des Aeußern gewesen und hatte dessen Herrlichkeit entfaltet, während das Innere ein kleiner Saal für das Götterbild oder ein Säulenhof war; der Innenbau des Salomonischen Tempels war in mehrere Räume getrennt, nicht gegliedert, und ein Vorhang schied das Allerheiligste vom Volke ab. Der geistige Gottesdienst des Christenthums erforderte für die ganze Gemeinde einen innern geschlossenen Raum, und bei Christi Tod war der Vorhang im Tempel zerrissen, Gott war den Menschen offenbar geworden, das ganze Innere mußte offen für das Auge und nach den Bedürfnissen des Cultus eingerichtet werden. In der antiken Baukunst herrschte die Horizontallinie, die sich auf der Erde ausbreitet, in der christlichen waltet die Höhenrichtung und mit den hinanstrebenden architektonischen Gliedern der Kirche schwingt sich das Gemüth zum Himmel empor. Im antiken Tempel lagerte die Schwere des Architravs auf der Kraft der Säulen, die sie wie die Menschen das Schicksal trugen; in der Kirche ward die Last fortschreitend überwunden, bis sie wie ein sichtbares Gottesreich aus lauter frei emporstrebenden, wechselwirkenden Gliedern erbildet war.

Wie das Christenthum sich innerhalb der alten Lebensformen entwickelte und sie ganz allmählig umbildete, so bedienten sich auch in Rom die ersten Gemeinden, nachdem die Verfolgungen ein Ende hatten, der bestehenden Versammlungshallen für Handel und Gericht, die von Athen her die königlichen oder Basiliken hießen, weil der zweite Vorsteher des Staats, der Archon Basileus, in ihnen waltete. In Rom hatten sie gleich den Tempeln an der Schauseite eine säulengetragene Vorhalle, und im Innern war ein breiterer Mittelraum von zwei schmäleren Seitenräumen durch zwei Säulenreihen der Längenrichtung nach unterschieden. Vom Architrav dieser Säulen liefen Deckenbalken nach der Mauer, während über demselben sich eine zweite Säulenreihe unter das Dach der Mitte erhob und zwischen sich den Durchblick gestattete von dem zweiten Stockwerk der Seitenräume aus in den Mittelraum. Dieser erweiterte sich am Ende in eine halbkreisförmige Nische, die durch mehrere Stufen erhöht war; hier saßen die Richter. Die christliche Basilika hatte gewöhnlich einen quadratförmig ummauerten Vorhof mit dem Brunnen der Reinigung in der Mitte. Sie behielt dann die Vorhalle bei für solche, denen der geweihte Raum versagt war. Für Pilger, Fremde, Katechumenen und Büßer diente der schmale Raum zunächst der Eingangsmauer von ihr bis zu den Säulen, die nun wieder in der Längenrichtung den Bau theilten. Die Seitenschiffe haben die halbe Breite und Höhe des Mittelschiffs, das zweite Stockwerk über den Seitenschiffen wird weggelassen und über den Säulenreihen die Mauer emporgebaut, daß sie die Dächer der Seitenschiffe überragt und mit Fenstern durchbrochen wird, die von oben her den Bau beleuchten. Der Dachstuhl des schräg ansteigenden Daches bleibt gewöhnlich sichtbar. Durch die

Erhöhung des Mittelschiffs über die Seitenschiffe tritt innen und außen die Höhenrichtung wie die Gliederung des innern Raumes klar hervor, ebenso die Längenrichtung, da die ganze Länge dem Auge bleibt, während die Breite durch die Säulenreihen getheilt ist, ohne daß der Raum abgeschlossen würde. Bögen, welche statt des Architravs eine Säule mit der andern in der Längenrichtung verbinden, leiten in dieser das Auge des Eintretenden zu dem Altar hin, hinter welchem die halbkreisförmige Nische mit dem Bischofssitz das Ganze ernst und feierlich abschließt. Zwei Kanzeln für den Vortrag der Evangelien und Episteln sind an Säulen in der Mitte des Mittelschiffs errichtet; um sie ist ein Ort für den Chor der Geistlichkeit durch Schranken bezeichnet. Die Säulen und ihre Kapitäle waren von verschiedener Art, wie man sie gerade von andern Gebäuden gefunden hatte, und auch im Aeußern war das Gebäude schmucklos. Dennoch war eine neue Architekturform geschaffen, indem durch eine Gruppe von Räumlichkeiten das Innere eben so großartig angelegt als wohl gegliedert erschien und zugleich in mehrfachem Aufschwunge die Höhenrichtung hervortrat. Die Kirche (Kyriake, Haus des Herrn) entsprach dem Geist und Bedürfniß des Christenthums, und war in ihrer schmucklosen Einfalt ebenso der keimkräftige Ausgang einer reichen Entwicklung, als ein Bild der schlichten Glaubensinnigkeit der ersten Christengemeinden.

Während das weströmische Reich durch die Germanen erobert und zerstört ward und durch diese neuen Völker voll Muth und Gemüth ein frisches Lebensblut in die alternde Welt, der Geist persönlicher Selbstständigkeit und individueller Freiheit in die Geschichte kam, erhielt sich unter den Stürmen der Völkerwanderung und der Bildungszeit der neuen Staaten ein Theil der alten Welt, als das oströmische Reich in Byzanz oder Konstantinopel. Seine tausendjährige Geschichte zeigt mumienhafte Erstarrung und ceremoniösen Prunk bei Zerfall und Verwilderung; doch war sie nothwendig, da die Menschheit eine Schatzkammer der Kunst und Wissenschaft des griechischen Alterthums für die Zeiten bedurfte, wo sie solche annehmen konnte, ohne das eigene neue Leben zu beeinträchtigen, und den vielheitlichen Organismen des Abendlandes stand hier stets eine in sich geschlossene Einheit von Staat und Kirche ergänzend zur Seite. Das Princip der Einheit und Centralisation zeigt der byzantinische Baustyl. Er schließt sich dem Rund- und Kuppelbau an, den die Römer in den Rotunden ihrer Bäder, in den Vestatempeln und dem Pantheon begründet hatten, und entwickelt ihn und seine Wölbungen weiter. Die Basilika hatte die Längenrichtung nach dem Ziele des Altars und der Chornische, aber es fehlte ihr ein Mittelpunkt; die Byzantiner gehen von einer Centralstelle aus und gestalten den Bau nach ihr, aber sie opfern die gegliederte Längenrichtung. Der Mittelraum wird mit einer Kuppel überwölbt, die aber nicht mehr auf einer Mauer emporsteigt, sondern von vier oder acht mächtigen, durch Bogen mit einander verbundenen Pfeilern getragen wird. Rings um den Mittelraum legen sich nun Vor- oder Seitenhallen, indem an jede Linie des Mittelquadrats, das die vier Pfeiler bezeichnen, sich ein neues Quadrat anschließt und dadurch das griechische Kreuz gebildet wird mit seinen gleich großen Flügeln, oder indem um das durch die acht Pfeiler bezeichnete Achteck sich eine concentrisch erweiterte Umfassungsmauer erstreckt. Die Wölbung der Kuppel über dem Mittelraum überragte weit die Höhe der Seitenräume und ließ von oben das Licht in das Innere strahlen. Durch ein kunstreiches System von Curven war das Ganze um das Centrum fest herangezogen und verhielt sich in seinem complicirten und technisch schwierigen System zu der Einfachheit der Basilika wie die byzantinische Dogmatik in ihrer schulgelehrten Entwicklung zu der Glaubensinnigkeit der ersten christlichen Jahrhunderte. Das Centrum des religiösen Geistes hat die Welt an sich herangezogen und strömt ihr Kraft und Licht zu, aber die Macht seiner Einheit ist überwältigend und läßt die Freude und Freiheit des mannigfaltigen individuellen Lebens nicht aufkommen.

Als die Germanen verjüngend in die Weltgeschichte eintraten, fanden sie die Culturformen der Vorzeit als ein Erbe und das Christenthum als eine Erfüllung und Vollendung ihrer eigenen Natur vor. Sie hatten sich mit beiden zu vermitteln, sie mußten erzogen und geschult werden, und die Zeit dieses Processes ist das Mittelalter. Theoderich, Karl der Große, Scotus Erigena stehen als schöpferische Träger dieses Geistes da; aber es galt, den neuen Lebensorganismus auf die freien Persönlichkeiten zu begründen, und er mußte daher allmählig von unten auf erwachsen. Die heroische Kraft der Männer fand dabei ihre Sittigung in der Verehrung für die Frauen, in der Minne. Die Einzelnen schaarten sich nach Ständen und Berufskreisen corporativ zusammen und das Volk erbildete sich aus vielen Einzelgruppen, die zugleich alle durch die gemeinsame Religion verbunden waren. Diese selbst aber stand in der Kirche den neubekehrten Nationen, die sie erst in das eigene Herz aufzunehmen hatten, priesterlich gegenüber, und wie ihre Cultur auf der Grundlage des Alterthums ruhte, so brachte sie die im Anschluß an dasselbe bereits entwickelten Architekturformen zu den Völkern des Abendlandes, und namentlich die Basilika

ward der Ausgangspunkt der weiteren Ausbildung, deren eigentliche Grundlage und rechter Kern, während doch auch der byzantinische Kuppelbau herüber wirkte. Ich nenne nur den Dom zu Aachen, die Markuskirche in Venedig, die Kirche St. Front zu Perigueux in Frankreich.

Die mittelalterliche Architektur führte zu einer Verschmelzung beider Principien, der Gliederung des Innenraums in der Längenrichtung und der Centralisation, indem sie zum Grundriß das lateinische Kreuz nahm. Sie setzte ein Quadrat als Mittelpunkt, wiederholte dasselbe an drei Seiten einmal, an der Seite des Eingangs mehrmals, legte an das so entstehende Langhaus vom Portal bis zu den Kreuzflügeln Seitenschiffe von der halben Höhe und Breite des durch sie verstärkten Mittelschiffs und gab dem Ganzen an der dem Eingang gegenüber liegenden Seite einen halbkreisförmigen oder polygonen Abschluß wie im Alterthum, während man das Centrum, die Kreuzungsstelle, mit Thurm oder Kuppel bekrönte, und eben so an der Schauseite der aufstrebenden Macht des Ganzen in einem oder zwei Thürmen den vollsten Ausdruck gab.

Dieß dürfte wohl als das gemeinsame Schema gelten. Aber wie im Mittelalter neben den germanischen Nationen, welche die deutsche Sprache bewahren, die romanischen stehen, welche die lateinische umbildend annahmen, so finden wir auch einen romanischen und germanischen oder sogenannten gothischen Baustyl theils nach, theils neben einander.

Die romanische Architektur erhöhte den Raum für Altar und Chor und legte unterhalb desselben eine Krypte oder Gruftkirche an. Während in der Basilika die Säulen nur in der Längenrichtung verbunden waren und schwach für die Mauer über ihnen scheinen konnten, machte sie viel stärkere und weiter abstehende Pfeiler aus denselben, und schlug ihre Bogen auch nach rechts und links und kreuzweis wölbend hinüber, so daß nicht bloß vorwärts, sondern auch seitwärts und aufwärts ein ästhetischer Fortgang sich entfaltete und keine horizontale Decke mehr auf Mauern und Pfeilern lastete, sondern das sich selbst tragende Gewölbe wie eine Ausweitung und Ausbreitung der Pfeilerstämme selber sich darstellte. Auch die Außenwände erhalten durch regelmäßige Fenster und durch Lissenen mit Bogenfriesen eine regelmäßige Gliederung, erscheinen aber doch noch massenhaft und schwer. Indeß deutet eine reiche Façade die Herrlichkeit des Innern dem Beschauer einladend an; der Bogen über dem Portal verkündet die Wölbung im Innern, und vor den Seitenschiffen das Hauptschiff einrahmend ragen die Thürme von der Erde zum Himmel empor. Doch ist die Form des Bogens für die Wölbung im Innern wie für die Bekrönung von Thüren und Fenstern der Halbkreis, und dieser leitet das Auge wohl aufwärts, aber wieder auf der andern Seite herab, während im Spitzbogen zwei aufstrebende Kräfte in einem Scheitelpunkt zusammenkommen und dadurch sich selber emporhalten, und dieser mußte darum zum Princip einer organischen Construktion gemacht werden, wenn der dorische Tempel im gothischen Dom sein volles, ebenbürtiges, ja sieghaftes Gegenbild finden sollte. Die Pfeiler im Innern werden schlanker, und wie eine Gruppe leichter Säulen schwingen sie sich empor und entsenden allwärts sprießende Zweige, einen nach dem andern hin, so daß diese auf halbem Wege sich treffen und zu Trägern, Gurten und Rippen des schirmenden, frei schwebenden Daches sich zusammenschließen. Den Pfeilern im Innern entsprechen Strebepfeiler und Strebebogen von außen, so daß die Starrheit und Massenhaftigkeit der Mauer gänzlich verschwindet und diese nur ein füllender Rahmen für die großen Fenster zwischen den Strebepfeilern wird, die sammt den Fenstergiebeln die Horizontallinie des Daches überall durchbrechen und mit ihren Spitzen überragen. Nirgends waltet die Last eines senkrechten Drucks, sondern überall frei emporstrahlende Kraft; jeder Stein trägt, indem er getragen wird, und das Ganze ist durch die Vereinigung einer Fülle kühn emporstrebender Glieder gebildet. Die Idee und Form des Innern hat nun auch das Aeußere sich gleich gemacht, und während in den romanischen Werken über dem tief begründeten Zusammenhang einer einfach strengen Gesetzlichkeit die Willkür des Lebens phantastisch in abenteuerlichen Ornamenten spielt, ist in dem gothischen das feste Maß der nothwendigen Glieder selbst anmuthvoll ausgebildet, und dient der Schmuck derselben, mäßiger angewendet als dort, dem Auge ihre architektonische Bedeutung zu versinnlichen.

Wie unsere Nationalliteratur nach der karolingischen Zeit in den Händen der Geistlichen war, so daß die Thier- und Heldensage in lateinischen Versen bearbeitet wurde, so trug vom Anfang des Mittelalters bis gegen das zwölfte Jahrhundert hin auch die Architektur ein hierarchisches Gepräge, und hatte wie die Literatur in den Klöstern ihre Pflanz- und Pflegestätte. Dem entsprechend sieht mit geistvollem Blick Schnaase in den stämmigen Pfeilern und kreisrunden Bogen der romanischen Architektur die Weisheit der Kirche niedergelegt, welche ihre Grundwahrheiten mit eiserner Consequenz festhält, und im Dämmerlicht dieser Hallen fühlt er das fromme strenge Walten des Beichtigers und das ruhige, streng verkettende Denken des scholastischen Lehrers. Dagegen entspricht die gothische Baukunst der durch die Kreuzzüge erblühenden ritterlichen Cultur und dem

erwachenden Bürgerthum in den freien Städten, und der germanische Geist, der von da an in deutscher Sprache das Volksepos vollendete und auch aus Laienmund von göttlichen Dingen liebliche Lieder sang, errang in ihr seine volle Selbstständigkeit. Geistiges und Weltliches haben sich vermählt, Himmel und Erde sind versöhnt. Und wie ich schon anderwärts (Ueber den Entwicklungsgang und die Gliederung der christlichen Kunstgeschichte, im historischen Taschenbuch 1853) gesagt habe: Die Masse ist geformt worden, wie das Volk durch die Priester, so im romanischen Styl die Materie durch den Künstler. Aber das christliche Volk soll nicht Masse seyn, der Einzelne, jeder Einzelne soll als selbstbewußtes Glied im Gottesreiche dastehen, die tiefere Poesie des Wissens, die Macht des eigenen Denkens erwacht in der Mystik, in der religiösen Philosophie, und diese Ueberwindung der Masse in selbstständiger Gliederung, in eigenthümlicher Lebensgestalt jedes Einzelnen, in innigem Zusammenwirken und wechselseitigem Erbauen aller Theile, dieser Aufschwung der Seele zum Unendlichen und diese Entfaltung des Gemüths im Reichthume der Welt hat im gothischen Dom die entsprechende Erscheinungsform gewonnen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, November.

Das landwirthschaftliche Fest. — Die Verlobung des Regenten. — Theater.

Das fallende Laub, das der Wind über die Wege jagt, die geräumten Felder, wenn wir vor die Thore gehen, mahnen uns, daß die Natur zur Ruhe kommen will. Wenn aber draußen die todte Jahreszeit naht, so fängt es innerhalb der Thore an lebendig zu werden. Bleibt es für den Fremden auch eine zweifelhafte Lebendigkeit, so laden wir ihn auf einen heißen Julitag in unsere Straßen, um ihn zum Geständniß zu bringen, daß in der Residenz kein Centralisationssystem geübt wird und sie nicht alle Vorzüge des Landes in sich vereinigt. Günstigen Ereignissen haben wir es heuer noch besonders zu danken, daß die Stadt sich festlich schmücken konnte und jezt noch auch ohne Schmuck in dauernder freudiger Feststimmung beharrt.

Ein landwirthschaftliches Fest, von dem Karlsruher Bezirksvereine hier abgehalten, ist mit lebhafter Theilnahme ausgeführt und aufgenommen worden und hat große Menschenmassen hier vereinigt. Wenn es auch auf geringere Dimensionen beschränkt war als das Cannstatter Fest, welches dem ganzen Lande gilt, so brachte es doch eine schön geordnete Ausstellung der trefflichsten Erzeugnisse zusammen, worunter bezeichnend die Kartoffel in lange vermißtem Reichthum und Frische durch die mannigfaltigsten Formen und Arten Zeugniß für ihre Wichtigkeit ablegte. Neben den Dörfern der Hardt prangte mit seinen Produkten der vom Staate dahier errichtete landwirthschaftliche Garten, der auf der Pariser Ausstellung für Einrichtung, Betrieb und Leistungen die goldene Medaille erhalten wird und für unser Land goldene Früchte trägt. Der Festzug, mit vielem guten Willen von den Landleuten ausgeführt und von den Städtern aufgenommen, hatte Charakteristisches genug, wenn auch Riehl weitere Bestätigung hätte dabei finden können, wie Stadt und Land sich nähern, wie der Bauer mit jedem Jahr ein Stück seiner Tracht und seiner Sitten und das ganze Gefühl seiner Eigenthümlichkeit einbüßt, und stolzer darauf ist, einen schlechten Städterrock als einen guten Bauernrock zu tragen. Auch in ihrer Absicht kamen beim Zuge beide ziemlich überein: während der Städter das Schauspiel für sich in Anspruch nahm, hatten die Bauern sich und ganze Wagen voll ihrer Weiber und Kinder aufgeladen und durch die Reihen der gaffenden Städter geführt, nicht auf Beschau, sondern selbst zur Schau.

Die freudigste aber und eine dauernde Feststimmung erregte hier im ganzen Lande die Verlobung des Regenten, Prinzen Friedrich. Wir begegnen noch täglich Abordnungen aus den verschiedenen Bezirken des Großherzogthums, welche die Dolmetscher dieser Stimmung sind, und die sie in Glückwünschen und Freudensversicherungen dem fürstlichen Bräutigam selbst ausdrücken dürfen. Der unmittelbarste Ausdruck dieser Empfindungen konnte ihm dargebracht werden, als er von Koblenz zurückgekehrt unvermuthet im Theater erschien. Ein donnernder Freudenjubel unterbrach lange die Vorstellung, und

kam erst zur Ruhe, nachdem die Gefühle durch die Weise des Volksliedes in geordnete Bahnen sich gesungen hatten.

Auch das Theater erweckt der nahende Winter zu erhöhter Thätigkeit. Die Kunst erstarrt, wenn ihr der belebende Handkuß des Publikums mangelt, und dieses holt sich gerne in der großen Natur wieder frische, unmittelbare Eindrücke. Im Winter finden sich dann beide wieder zusammen. Wenn sich aber ein ächter Kunsttempel erbauen soll, so darf die dramatische Kunst nicht einsam dastehen, so muß sie von ihren Schwestern unterstüzt, ergänzt werden. Die bildenden Künste nehmen auch durch die Neigungen unseres Regenten neuen Aufschwung; eine Kunstschule für Malerei ist neu geschaffen, der Baukunst wird eine beneidenswerthe Wirksamkeit von ihm geboten, der Musik bereitete er vor zwei Jahren ein großartiges Fest, und Vereine und Einzelne erbauen sich und größere Kreise durch den Vortrag ernster und gediegener Compositionen aller Zeiten. Im Cäcilienverein wurden Glucks Opern gesungen, ehe das Theater sie wieder aufgriff. Wenn die Theater der größeren Städte zu Grunde gehen, weil die Schaulust ihre Anforderungen nicht nach Gebühr bezahlen kann, so darf man es als eine Gunst der Hoftheater erkennen, die sie zu ihrer Hebung benuzen sollen, daß sie durch fürstliche Munificenz im Stande sind, noch Kunstanstalten zu seyn. Daß sich das hiesige unter der Direktion von Devrient diese Aufgabe, und sehr ernstlich stellt, ist keine Frage. Wie sie dieselbe erfüllt, eine Charakteristik davon zu zeichnen, möge vorbehalten bleiben, heute nur von einigen ihrer hervorragendsten Leistungen.

Die Oper beherrscht auch hier das Haus. Obgleich sie von der großen Menge bevorzugt ist, hatte es doch Anfangs das Ansehen, und schien auch aus den Antecedentien der Direktion geschlossen werden zu dürfen, daß diese das Schauspiel zum Kern der Bühne machen würde. Haben wir uns darin geirrt, oder ist es nur eine weise Benuzung der Nothwendigkeit, die wie der berechnende Feldherr in der Waffe die Entscheidung sucht, worin er die besten Truppen hat: Thatsache ist, daß die Oper überwiegt. Indessen findet dabei doch neben dem musikalischen auch noch das historische Interesse seine Rechnung. Vor den Theaterferien erschienen in naher Aufeinanderfolge Alceste, Zauberflöte, Hugenotten, Barbier, nach den Ferien Regimentstochter, Tannhäuser, Blaubart, — eine ganze Kunstgeschichte in wenigen Stücken, und eine eben so verschiedenartige Wirkung. Die Zauberflöte thut wohl, Blaubart erschüttert, Alceste erhebt, die Hugenotten greifen an, die italienische Oper gefällt, Tannhäuser ergreift. Wenn auch im Allgemeinen das Gefallen, die Unterhaltung, andern Eindrücken vorgezogen wird, so liegt doch im unbefangen zuhorchenden Publikum immer noch so viel gesunder Stoff, daß das poetisch Ergreifende gesucht wird und seiner Wirkung sicher ist. So oft Tannhäuser bei uns gegeben wird, findet er ein volles Haus. Der König von Hannover bei seiner neulichen Anwesenheit hat ihn zur Darstellung gewählt. Ich trachte nicht, die Tannhäuserfrage zu erledigen, wenn ich auch überzeugt bin, daß dieß nicht die Musik der Zukunft seyn wird, gerne aber ihrem Ernst eine Zukunft einräumen möchte. Dem Tannhäuser hilft die tiefpoetische Grundlage des Stücks, und seine Entwicklung im Ganzen wie im Einzelnen, die großartige Poesie der Empfindung, entnommen den ewigen Gegensätzen des menschlichen Herzens und der menschlichen Bestimmung, der sinnlichen Leidenschaft und der geistigen Beseligung. Eine Musik, welche die Eindrücke dieses Kampfes einigermaßen glücklich wiedergibt, kann keine ganz verfehlte seyn. Dadurch wird sie aber noch nicht zur nothwendigen und besten. Da die Musik nie einen bestimmten Gedanken, sondern nur Empfindungen ausdrücken, da sie nie sprechen, sondern nur singen kann, eine Empfindung aber immer über einen längeren Zeitraum sich erstreckt als die einzelnen Gedanken, welche sie begleitet, so ist auch die Melodie in der dramatischen Musik vollkommen berechtigt, neben dem rhythmischen Recitativ, welches den schnellen Gedankenwechsel auszudrücken hat. Da Wagner aber sogar im lyrischen Vortrage, in den Liedern Wolframs, im Sängerkriege — gewiß deßhalb dem schwächsten Theile der Oper — die Melodie meidet, so ist die Vermuthung verzeihlich, daß er aus einem Mangel einen Grundsaz gemacht. Wenn man eine Gluck'sche Oper, Armide, Alceste, neben Wagner hört, so kann man eine Aehnlichkeit der Absicht, der Behandlung nicht verkennen, und diese Verwandtschaft ist begreiflich, da die gleiche Lage beider Componisten sie zu gleicher Aushülfe gedrängt. Nach dem sinnlosen Getändel mit nichtssagenden Melodien, wie sie das vorige Jahrhundert in den Paccini und Genossen beklatscht hatte, sollte die Musik wieder nur der unmittelbare Ausdruck der Empfindungen und Gedanken seyn. So entstanden die ersten Opern von Gluck, in denen die abgeschlossene Melodie, gegen welche Reaktion gemacht wurde, gänzlich vermieden ist. Dem verdorbenen Geschmack an gedankenlosem melodischem Geleier, welcher der Reihe der modernen ini'e zujauchzt, tritt Wagner mit demselben Gluck'schen Grundsaze entgegen. Zu der erhabenen Einfachheit der Musik des Altmeisters zurückzukehren, ist ihm, dem Sohne der zerrissenen modernen Zeit, der Schöpferin der nervösen Empfindungen, nicht gegeben, noch erlaubt es ihm die unendlich fortgeschrittene instrumentale Technik. Gluck hat aber in der Fülle seines musikalischen Reichthums gezeigt, wie gerade mit der Melodie die tiefsten Empfindungen sich ausdrücken lassen und ausgedrückt werden müssen, und diese Seite seiner Meisterschaft ist es, deren weitere Ausbildung wir in seinen Nachfolgern am höchsten bewundern. Wagner ist in der Tendenz Nachahmer Glucks: wünschen wir, daß ihm auch ein Mozart folge, und sey er auch dem ächten um so viel untergeordnet, als Wagner es Gluck ist.

Der trefflichen Darstellung auf unserem Theater dürfen wir einen großen Antheil an dem Erfolge der Oper nicht absprechen, obschon der wahre Tannhäuser nur in

Dresden gefunden werden soll. Die scenische Anordnung des romantischen Theils, was oberhalb der Erde spielt, das Sängerfest, die Pilgerzüge, das Treiben der Ritter, ist vortrefflich, so poetisch als ritterlich; der unterirdische Theil, dieses Gemisch von griechischer Mythologie und altdeutscher Sage, der schwächere in der Oper, ist es auch in der Anordnung, und Frau Venus mit aufgelöstem flatterndem Haare und langem, schlappendem rosenfarbenem Rocke hat nur noch die Farben der Liebesgöttin, während sie in der Form der Erscheinung schon mehr der nordischen Hexe gleicht.

Wenn wir nach dem enormen scenischen, dramatischen und musikalischen Luxus, welchen die Opern der Neuzeit dem abgestumpften Theaterbesucher bieten, einen Blaubart von Gretry sehen, so können wir nicht genug staunen über die Einfachheit der Mittel, welche genügten, um, getragen von einer eben so einfachen, durchsichtigen Musik, denselben, ja einen tieferen Eindruck im Zuschauer zurückzulassen, als heute Jüdin oder Prophet. Es ließe dieß eine ganze psychologische Untersuchung zu, denn die Erscheinung geht durch alle Erzeugnisse der Kunst, ob wir den alten Tristram Shandy mit den Pariser Mysterien oder Lessing mit Scribe oder Dittersdorf mit Auber zusammenhalten. Wer den rechten Nerv trifft, braucht eben nicht alle möglichen Nerven und alle Sinne zu erregen, um den ächten Eindruck hervorzubringen. Aber dieß zu können, darin liegt's eben. Der Lärm und Flitter ist Armuth unter dem Schein des Reichthums; eine Antike bedarf der prunkenden Gewänder nicht, und eine reizende Melodie kein Accompagnement von Tamtam und Ophykleide. Man schiebt alles auf das unschuldige Publikum, das wolle es so. Gebt ihm Gutes, so ist es befriedigt, ohne Flitter und Schnörkel. Blaubart hat hier entschieden eingeschlagen.

Aber, o Ironie des Schicksals! während ich für das Publikum einstehe, sitzt es schon in krampfhafter Spannung im Parterre vor dem geschlossenen Vorhange, hinter welchem einige neckisch angebrachte Kastagnettenschläge hervor tönen, und harrt, dießmal nicht einer Gluck'schen Oper, nein — Pepita wird tanzen. Sennora war etwas unwirsch bei uns angelangt, erzürnt, daß sie kein Wagen am Bahnhof erwartete und daß sie der Direktor dort nicht empfangen, und während sie sich täglich der gaffenden Menge vom Balkon des Gasthofs zeigte, so daß die vorbeiziehende Wachparade fast Schritt und Takt verlor, schmollte sie und tanzte nicht. Es bedurfte einer andern, eben so edlen Leidenschaft, um die erste zu überwinden. Sobald die spanische Tänzergesellschaft mit einer schönen Sennora Concepcion Ruiz ihre Künste entfaltete, war Pepita mit einem Sprunge vor den Lampen, und mit was für einem Sprunge! Dann blieb sie zwei Tage lang das Stadt- und Wirthshausgespräch, ob das Nationalität, ob es Natur, ob Kunst, ob Grazie sey; eine lustige Gesellschaft ließ in Reim und Bild satirische Späße über sie erscheinen, und jezt — ist sie dagewesen. Nun, Natur war jedenfalls viel bei dieser Kunst, und die Bewegungen gingen wohl auch über den beschränkten Kreis des Nationalen hinaus.

Nun aber, damit es nicht den Schein habe, als ob unsere Bühne nur zum Singen und Springen diene, noch zum Sommernachtstraum, der jüngsten Perle im Kranze Shakespeare'scher Dramen. Von den seltener gesehenen Lustspielen zählen wir bereits „Was ihr wollt," „die bezähmte Widerspenstige," „die Komödie der Irrungen," welche alle, trefflich ausgeführt, stets vom besten Erfolge gekrönt sind. Der Sommernachtstraum ist überall, wo er erscheint, ein Wagniß, und wenn es nicht gelingt, wird es meist nicht einmal klar seyn, woran die Schuld liegt, im Geben oder im Aufnehmen, oder in beidem. Es ist schwer zu packen, dieses duftige, spuckhafte, neckische, flüchtige, und dann wieder täppische, nüchterne, schmucklose, derbe Wesen, und das Alles bunt durch einander gemengt, närrisch wie ein Traum. Man muß die Unbefangenheit mitbringen, die sich einem Phantasiespiele unbeschränkt hingibt, und wieder scharfe Sinne, um die Spiele des Verstandes aufzufassen; fast ist die Aufgabe zu stark, dieselbe Seelenkraft zu brauchen und ruhen zu lassen.

Die Anordnung war sehr geschickt, frisch, poetisch und malerisch. Die drei mittleren Akte sind in einen vereinigt und spielen nach einander und auf demselben Boden, einer hügeligen Waldscene mit erhöhter Ferne und sinnig verflochtenen Baumgruppen, wo die Elfen bald oben, bald unten vorbeihuschen können, halb durch Bäume gedeckt, im Schatten des Mondes, in unsicherer Gestaltung. Auf den nach vorne auslaufenden Hügeln lagern die Schlafenden, Titania zuvörderst in einer schließbaren Laube, die Handwerker in der Mitte auf der nackten Scene. Dadurch wird Elferei und Liebelei und Spuck und Werkeltag in einander verwoben, ein wirres Getriebe, ein neckischer Spuck im Zwielicht des Mondes — ein Traum. Im lezten Akte dann sind Spuck und Traum verschwunden und Alle erwacht, und nur die die poetische Nacht überdauernde Handwerkerkomödie spielt ihren nüchternen, gutgemeinten Gang vor dem kaum erwachten Publikum.

Ueber dem Traum und Elfenspiel lag ein duftiger Hauch der Poesie; ihr phantastisches Getriebe war mit Phantasie und Humor aufgefaßt und gegeben. Daß darin Oberon mit dem Liliensteugel in Weiberhand erscheint, sind wir von der Oper her schon gewöhnt, daß aber der feenhafte Droll mit seinem Sopran von dort auch hieher versezt wird und als schalkhaftes Mädchen seine Neckereien ausübt, thut gewiß dem Charakter Eintrag. Lassen wir dem Droll seine Koboldgestalt, wie er in der nordischen Sage als neckischer Zwerg in Wäldern und Höhlen haust, so werden seine Scherze weit berechtigter und treffender erscheinen, als aus dem Munde einer lustigen Sylphide.

Der, man sollte denken minder schwierige, derbere

Theil der Aufführung, weit entfernt dem andern eine Folie zu geben, schadete offenbar durch verfehlte Auffassung und Darstellung und verdarb den Eindruck des mährchenhaften Gebildes. Die Handwerker spielten ihr Stück als gewandte, selbstbewußte Spaßmacher und stellten eine Satire auf schlechte Komödianten dar, so daß wir ein Seitenstück zu Kotzebues travestirter Kleopatra zu sehen bekamen. Schon ihr Aufzug, aus der Garderobe des Lumpenkönigs geholt, verrieth diese Absicht, goldpapierene Helme, braune enganliegende Löwentoilette mit enormem ausgepolstertem Schweife, die Wand im weißen Gewande mit aufgemaltem Mauerwerk und ähnlichem Kopfputze, und dergleichen. In dieser Bahn liegt selten Maaß und Selbstbeschränkung genug, um die schon gebotene Uebertreibung nicht zu arg zu übertreiben; denn wenn das beabsichtigte Lachen ausbleibt, so steigt man von Stufe zu Stufe, spreizt die Beine noch unnatürlicher, greift endlich über die Linie des Erlaubten hinaus, und während die obern Räume endlich jauchzen, wird der verständige Zuschauer immer ernsthafter. Die Komik wird hier nicht aus der Uebertreibung entstehen, sondern aus dem Contrast zwischen Zweck und Mittel, Tragik und läppischer Unbeholfenheit. Die Voraussicht von Gervinus ist auch hier eingetroffen, wenn er ausspricht: „Wo sollte in einem heutigen Schauspieler die Selbstverleugnung gefunden werden, daß er diese thörichtsten aller Thorheiten, statt ihre Uebertreibung noch einmal zu übertreiben, statt mit Selbstgefälligkeit auf's Lachen zu arbeiten und sich wohl gar selbst zu belächeln, mit der heiligsten und feierlichsten Wichtigkeit, wie im Schweiße des Ernstes darstellen sollte, ohne welche Eigenschaft der allernächste und gröbste Zweck dieser Scenen, daß sie lachen machen sollen, ganz unausbleiblich verloren geht."

Die Mendelssohn'sche Musik, welche jezt überall den Sommernachtstraum begleitet, wird sehr gerühmt, und ist auch wirklich, wie ich mich nun überzeugt, sehr schön. Aber sie nimmt für sich offenbar zu sehr in Anspruch, sie ist mehr als nur das Mittel, eine Stimmung zu erzielen, festzuhalten, fortzuträumen, sie ist zu selbstständig, zu wenig untergeordnet, zu wenig bescheiden. Ohne das Stück hätte ich mich ihrer gefreut, so aber mußte ich stets wechselnd ein anderes Register aufziehen, bald zum gesprochenen Wort, bald zum sprechen wollenden Ton.

So eben, wie ich mit meinem Briefe zum Schlusse gekommen, vernehme ich, daß das Theater auf eine eigenthümliche Weise wieder in den Besitz seines seither nicht ersezten Charakterspielers, des Hofschauspielers Haase gelangt ist. Derselbe hat bekanntlich vor kurzem seine Stellung in München, an Gewinn und Beifall reich, plözlich verlassen, um nicht wieder dazu zurückzukehren, weil er bei der, wenn auch ehrenvollen, aber geringen Beschäftigung, und vorzugsweise nur im höheren Drama, für seine eigenthümliche Aufgabe als Charakterdarsteller im feinen Lustspiele eine ungenügende Anwendung gefunden und dadurch ein Brachliegen seiner Kräfte fürchtete. Da er nun früher einen Contrakt mit dem hiesigen Theater eingegangen, der bisher nicht zum Vollzug gekommen, so klagte die Direktion des großherzoglichen Hoftheaters auf Erfüllung desselben, und das Stadtamt Karlsruhe verurtheilte Haase auch hiezu unter weiterer Verfällung in eine Conventionalstrafe von tausend Gulden. Da Haase sich hier vor Gericht gestellt und mit der Anerkennung dieses Forums sich zugleich als großherzoglicher Hofschauspieler zugestanden hat, so dürfen wir hoffen, daß er im Richterspruch keine peinliche Strafe, sondern nur den Weg zu einer erwünschten und wirkungsreichen Thätigkeit finden wird. Wenn man weiß, wie schwer es der Diplomatie wird, die Form zu finden, unter welcher alle Betheiligten in einer Sache, über die sie im Stillen einig sind, übereinstimmen können, so muß man ja die Jurisprudenz preisen, welche mit leichterer Mühe solche Wunder wirkt. Haase war schon vor einer Reihe von Jahren kurze Zeit am früheren Noththeater hier beschäftigt. Er kam von Prag und sein Name war damals unbekannt, aber in der ersten Rolle merkte man, daß hier das Zeug zu einer tüchtigen dramatischen Kraft sey.

Kaum sproßt' ihm dort der erste Flaum um's Kinn.
Jezt, hör' ich, soll der Kriegsheld fertig seyn.

Aus der Franchecomté, Oktober.

(Schluß.)

Von Straßburg nach dem innern Frankreich.

In Mühlhausen bei einbrechendem Winterabend angekommen, ward unsere barmherzige Schwester vom Anblick dieser Stadt nicht im mindesten behaglich überrascht. Es konnte auch dieses babylonische Durcheinander auf einem so beschränkten Raum einem so stillen und beschaulichen Gemüthe unmöglich anstehen. Da war erstens die Sprachverwirrung.

die französischen Laute, da und dort von einem furchtbaren Deutsch durchsägt. Eine ähnliche Wirkung machte auch die bunte Mischung der Schlöte und der nicht nach baustylistischen Grundsätzen, sondern nach den Bedürfnissen der gewerblichen Bestimmung sich erhebenden Dächer der Fabrikgebäude. Dazu kamen bei der Fahrt durch die Straßen der Aufenthalt an allen Ecken, wo nur ein wenig zu viel Fuhrwerk sich begegnete, das Gedränge nicht eben überhöflicher Arbeiter, das Sausen benachbarter Fabriken.

Als unser Gepäck in Ordnung war und wir uns des Moments, in dem der Postwagen nach Besançon abgehen sollte, versichert hatten, begaben wir uns, um ein Abendbrod einzunehmen, in ein empfohlenes, durch seinen Ruf ziemlich hervorragendes Gasthaus, dessen Namen ich vergessen habe. Ich wollte dem Zeitwort „vergessen" das Nebenwort „leider" beifügen, allein wenn ich an die kuriose Vermählung von deutscher Hausmannskost mit französischem Leckerwerk denke, bin ich nicht betrübt darüber. Da wir aber tüchtigen Hunger hatten, also im Style deutscher Wissenschaft sehr speisetüchtig waren, so verzehrten wir das Amalgam, ohne viel zu murren, und fuhren, bei längst schon eingebrochener Nacht, in einer keineswegs zierlichen, aber nicht eben unbequemen Postkutsche nach Besançon ab. Nicht sehr lange hörte ich das Traben der Rosse, der Peitsche Knallen und den welschen Lärm, der in dem hinteren, wohlfeilsten Raume, gleichsam dem Faubourg St. Antoine des Wagens, der sogenannten Rotonde, vernehmbar wurde. Ich gab mir zuerst einige Mühe, aus dem wirren Lärm etwas Verständliches heraus zu fischen, aber diese Mühe erhöhte mein Bedürfniß nach Ruhe und im besten Horchen nickte ich ein. Von Zeit zu Zeit jedoch, zumal beim Anspannen, ward ich aufgerüttelt und fand dann, daß es in der Hinterstube etwas friedlicher herging als Anfangs, aber doch immer noch geplaudert wurde. Da nur Einzelne sprachen, unterschied ich bald Deutsch von Französisch, und obgleich wir nach Aussage des Postillons schon im Doubsdepartement, also in der Freigrafschaft waren, wechselten doch deutsche und französische Bevölkerung und Sprache fortwährend mit einander. Wir hatten allerdings den Bezirk von Mömpelgard noch nicht verlassen, wir fuhren noch auf ehemaligem deutschem Reichsgebiet, aber da wir uns dem Bezirke von les Dames mehr und mehr näherten, also gegen einen der Striche Frankreichs vorrückten, wo sich das gallische Blut am reinsten erhalten hat, so konnten auch französische Klänge nicht fehlen. Wenn ich aus dem Schlafe fuhr, waren es bald französische Nasentöne, was ich hörte, bald heisere Kehllaute, welche deutsche Wörter aus dem tiefen Halse hervortrieben. Einmal wurde ich durch einen Pariser Gassenhauer, der sich in diesen Zonen verbreitet, aufgeweckt, ein andermal ward ich der Traumwelt durch ein Tirolerlied entführt; denn die Jodler, die dort in den Bergen zwischen den bayerischen Seen und dem Lago di Garda hausen, verirren sich, wie die andern Deutschen, in die ganze Welt. So ging es fort, bis wir etwa um zwei Uhr nach Mitternacht in eine ziemlich bedeutende Landstadt einrasselten und an der Postanstalt der Souspräfektur anhielten. Die ganze Bevölkerung der Hinterstube zerstreute sich um den Wagen herum und schwazte nach wie vor, deutsch und französisch durcheinander. Doch schienen einige sich zu entfernen und andere, frische Reisende sich anzumelden. Als es wieder vorwärts ging, hörte ich aus der Hinterstube keine deutsche Sylbe mehr; man sah, wir hatten die Sprachgrenze überschritten und das Deutsche konnte von nun an nur höchst sporadisch vorkommen.

Mit Anbruch des Tages wurden wir in eine weniger verwickelte, aber auch schlechter geschlossene Kutsche verpflanzt und bekamen vier starke, aber gelenke Rosse, wovon die Stangengäule wirklich kein gemeines Blut in den Adern zu haben schienen, zwar wieherten und stampften, aber diese Aeußerungen ungeduldigen Verlangens nach Bewegung durch eine gewisse Würde in Haltung und Stimme gleichsam adelten. Das minder schwerfällige Fuhrwerk, die rüstigeren, edleren Thiere, das höckerige Erdreich des Orts, wo wir uns befanden, die schärfere Luft, alles deutete darauf hin, daß wir an der Schwelle des Gebirgs waren, und nachdem wir eine gute Stunde bei hellem Morgen, bei röthlich gesflecktem Himmel und einem Thermometerstand, den ich seitdem zu Paris im Mai und selbst im Juni mehr als einmal zurückgewünscht habe, empor geklommen waren, thaten sich nach und nach, den hohen Ufern des Doubs entlang, die ersten Ausläufer des Jura, zum Theil bewaldet oder mit Waiden bekleidet, theils mit kahlem Haupt und nackter Brust, vor unsern Blicken auf. Wir waren bereits aus dem Zwitterlande heraus, das seit der großen Umwälzung von neunundachtzig in den Verwaltungsbezirk Montbeliard umgetauft wurde, und befanden uns durch den Uebergang auf das Gebiet des Bezirks Baume les Dames schon in der eigentlichen Freigrafschaft. Die Pferde wurden zwar mit energischen Zurufen vorwärts getrieben, aber diesem Mittel der Beschleunigung mit der Peitsche nur sanft und schonend nachgeholfen. Die Freigräfler, deren Alterthümler für ihre Landsleute den Ruhm rein gallischen Blutes in Anspruch nehmen, können durchaus nicht jenes Mangels an Thiersinn beschuldigt werden, welcher den vielen andern Franzosen, namentlich denen der mittleren Provinzen, von eifrigen Liebhabern der Zugthiere zur Last gelegt wird. Das Pferd ist in den meisten Bergstrichen der Freigrafschaft und in dem Departement des Jura gegen die Ebene zu, wie der Hund, ein Liebling des Menschen. Es ist, als ob seit der Araberzeit morgenländische Keime, die damals auf den noch kaum beackerten Boden der Gesellschaft gefallen, seitdem aufgegangen wären und heute noch Früchte trügen. In der That erinnert die Weise des Umgangs mit diesen menschenfreundlichen Haus- und Reisegenossen an die schriftlichen und mündlichen Sagen von der Pflege, welche die Bewohner der syrischen Wüsten ihren geliebten Rennern und oft Rettern angedeihen lassen. Auch in der

Freigrafschaft wird in vielen Haushaltungen das Pferd, das gewöhnlich den doppelten Dienst unter dem Sattel und an der Deichsel versieht, als ein Mitglied der Gruppe angesehen, die aus den nächsten Angehörigen besteht. Es waren ihm bis in die lezten Zeiten, so weit meine Erfahrungen reichen, auf vielen Landsitzen des wohlhabenden und dort vielfach noch patriarchalischen Mittelstandes Vorrechte eingeräumt, welche den Knechten und Mägden versagt sind. So hat das Pferd, das Vater, Mutter und den älteren Geschwistern zum Ausfahren, dem älteren Knaben zum Spazierritte dient und selbst die Kleinsten gutmüthig auf seinen Rücken nimmt, in das Gesellschaftszimmer oder in den Speisesaal Eintritt, darf aus der Hand seiner Herrin weiches Brod holen und aus einer Schüssel, die ihm eigens bestimmt ist, vom weißen, an manchen Orten natürlich schäumenden Rebensafte zaudernd einen Schluck schlürfen.

Wir trabten rüstig dem Doubs zu und kamen bald in einem weichlich abgestuften und ziemlich breiten Thale an, wo dieser Fluß, mit dem Rhone- und Rheinkanal in Verbindung gebracht, einerseits malerische, den Bergseen, die Farbe abgerechnet, vergleichbare, hie und da jedoch durch jähe Abschüsse und selbst senkrechte Fälle unterbrochene Wasserflächen bildet, andererseits, von stets wechselnden, aber, als wir vorüber kamen, selbst um Weihnachten nicht schneebekleideten Gebirgen umrahmt, immer höhere Ufer gewann. Die Straße, durch den Fluß von ihnen getrennt, diente den Bergen gleichsam zum Gürtel, und so hatten wir beständig das doppelte Panorama der Vorhut des Jura und des immer andern Doubs vor uns. Die Berge wiesen uns fast auf dem ganzen Strich bald an ihren Ecken, bald in ihrer Mitte, bald auf halber Höhe, bald auf dem Gipfel dieselben Spitzen und Erdaufwürfe, dasselbe Grün und dieselben Felsen; aber der Fluß, der jezt schmal wie ein starker Bach, dann majestätisch wie ein Strom wurde, bereitete uns von Viertelstunde zu Viertelstunde andere Ueberraschungen und schien uns ein lebendiges Bild menschlicher Geschicke zu entrollen, in denen gleichfalls Größe und Verkleinerung so rasch sich ablösen. So ging das dekorationsreiche Schauspiel bis Baume les Dames fort, wo unsere Reise von Straßburg in's innere Frankreich den Schluß erreichte. In dieser stillen, aber geistig rührigen Beamtenstadt, wo unter dem Schatten der mehr und mehr steigenden Berge ein Mittelding von Landleben und Vorstadt sich entwickelt, ist es mit dem Deutschen so gut als aus, und wenn auch einige tüchtige, des Deutschen gründlich kundige Männer, die ich schon als Jünglinge kannte und heute noch als gute Freunde liebe, in dieser Gruppe von bescheidenen Villen und stattlichen Hütten zu Hause sind, wenn auch wegen der Nachbarschaft deutscher Elemente das Deutsche weniger vernachlässigt wird als tiefer im Innern, so tönt hier doch kein deutscher Volkslaut mehr, der zugleich heimisch wäre. — Es ist nicht das erste, nicht das zweite mal, daß ich Ihnen von diesem eigenthümlichen, Freigrafschaft genannten Lande spreche; aber ich habe mich noch lange nicht ausgeredet und noch gar manches in meinem Felleisen, was ich Sie wissen lassen möchte. In dieser Reiseskizze ist jedoch kein Platz dafür; denn hörte ich jezt nicht auf, so wüßte ich gar nicht, wann und womit ich enden sollte.

Wien, November.

Ein neuer Belagerungszustand. — Meyerbeer zu unglückseliger Stunde. — Die Creditanstalt; der Fürst Adolf von Schwarzenberg. — Eine wohlgerathene Tochter.

Eine örtliche Begebenheit hat vor kurzem nicht nur die großen Welthändel in den Hintergrund gedrängt, sondern sogar die Finanzfrage, deren Entwicklung eben in eine neue Gestaltung tritt. Die zwei Hoftheater sind nämlich mit der Tagespresse in offene Fehde gerathen und von dieser in Belagerungszustand erklärt worden. Die Sache bedarf zu ihrem Verständniß einiger Erläuterungen, die ich hier folgen lasse. — Unter den fünf Theatern von Wien werden zwei vom Hofe aus unterhalten, das eine in der kaiserlichen Burg, das andere neben dem Kärnthner Thor, von welchen Standorten sie die Namen führen. Das leztere ist ausschließlich für Oper und Ballet bestimmt. In der vormärzlichen Zeit wurden vom Standpunkte der Censur aus die Leistungen der Hoftheater als amtliche Wirksamkeit k. k. Hofstellen, das Auftreten der Künstler in ihren Rollen als Verrichtungen k. k. Beamten betrachtet, mithin wurde ein Tadel derselben nicht zugelassen und selbst eine lobende Besprechung eben nur geduldet, weil der Graf Sedlnitzky (er ruhe in Frieden!) den Künstlern zu Liebe ein solches „Zugeständniß" machen zu müssen glaubte. Aus derselben Rücksicht auf die Zufriedenheit des eiteln Künstlervolks erhielten die Vertreter der Tagespresse freien Eintritt. Später veränderte sich der Standpunkt, man gönnte der Ansicht Raum, daß die Unterstützung des Kaiserhofes die Theater doch nicht zu Kettengliedern der Staatsverwaltung mache, und daß die Schauspieler, Sänger und

Tänzer der öffentlichen Meinung gegenüber für ihre künstlerischen Leistungen persönlich verantwortlich seyen. Seitdem war es kein Zugeständniß mehr, daß die Redaktionen freien Eintritt erhielten, sondern ein Recht. Unter den veränderten Umständen wurden die Vertreter der öffentlichen Meinung eingeladen, ihr Urtheil abzugeben, ohne daß man ihnen eine lästige Bedingung auferlegen durfte. Zu Neuigkeiten aller Art erhielt jede Redaktion zwei Sperrsitze. Manche Leute fanden sich schwer in diesen neuen Gang der Dinge; sie empfanden es übel, daß nicht nur die Bühne als ein ziemlich untergeordneter Gegenstand der öffentlichen Besprechung behandelt wurde, nachdem sie ehedem die Hauptsache vorgestellt, sondern daß auch hie und da der Tadel sich ganz unumwunden so aussprach, wie er in früheren Jahren nicht einmal ein Mitglied des entlegenen kleinen Thaliatempels in der Josephstadt hätte treffen dürfen. Bald entstanden Mißbehagen und Reibungen. Vor zwei Jahren schon entsagten in Folge derselben ein paar Redaktionen ihren Freikarten. Den übrigen wurden sie vor kurzem nun gekündigt. Sämmtliche Redaktionen (mit ein paar unbedeutenden Ausnahmen) vereinigten sich darauf zu dem Uebereinkommen: über die Leitung und die Künstler der beiden Hoftheater kein Wort mehr zu sagen, auch nicht zu dulden, daß in bezahlten Einsendungen derselben Erwähnung geschehe, und neue Stücke nur ihrem innern Gehalte nach ohne Rücksicht auf die Darstellung einer Beurtheilung zu unterziehen. Mit Einem Worte: die Tagespresse hat über die Hoftheater den Belagerungszustand verhängt. Dieß trifft die Künstler sehr empfindlich. Schon merken sie, daß es besser ist, sich zuweilen getadelt und angegriffen zu sehen, als unter der Last geringschätzigen Schweigens begraben zu liegen. Die Lehre ist ihnen übrigens sehr gesund, weil ja die endlosen Beschwerden einiger Darsteller die unliebsame Wendung herbeigeführt haben. Und da auch hier wie überall nicht für den Spott zu sorgen braucht, wer den Schaden hat, so wird das Mißbehagen des Zustandes durch allerlei unbarmherzige Witzeleien vergrößert; denn die öffentliche Meinung hat mit seltener Entschiedenheit und Einstimmigkeit für die Presse Partei genommen, und die Schadenfreude verdoppelt die Theilnahme, deren sich die Vorstadtbühnen rühmen können. Um die Mißlichkeit der herrschenden Spannung recht scharf hervorzuheben, fügt es der Zufall, daß Meyerbeer hier angekommen ist und die Aufführung seiner Oper „der Nordstern" im Kärnthnerthortheater vorbereitet. Die persönliche Anwesenheit des berühmten Tondichters und die bevorstehende Darstellung seines jüngsten Werkes hätten unter gewöhnlichen Umständen die Rolle von „Ereignissen" gespielt; jetzt gehen sie wenig beachtet ihres Weges. Das große Publikum hat sich im Verlauf weniger Jahre bereits so in die gedruckte Oeffentlichkeit hineingelebt, daß so zu sagen nicht vorhanden scheint, was die Blätter unbesprochen lassen.

Ich habe oben der Finanzen erwähnt und muß jetzt einiges hinzufügen, das an jener Stelle einzuschalten die verständliche Ordnung des Vortrages nicht zuließ. Unsere Geldzustände haben aufgehört, im Allgemeinen bloß Gefühlssache zu seyn; schon wendet sich ihnen das aufgeklärte Nachdenken zu. Noch vor nicht gar zu langer Zeit konnte man von sonst ziemlich klaren Köpfen die abgedroschenen Redensarten jener volkswirthschaftlichen Vorurtheile nachplappern hören, welche die Wissenschaft, auf lange Erfahrungen gestützt, freilich längst beseitigt hat, die aber in den unteren Schichten der Einsicht noch fortspuken wie der Glaube an Hexen und Gespenster. Jetzt hat endlich auch unter dem Mittelstand der Bildung die Ueberzeugung Raum gewonnen, die auf der lichten Höhe schon lange klar gewesen, daß Wohl und Wehe der Gesellschaft nicht von der Form abhängen, sondern vom richtigen Verständniß, womit der wirthschaftliche Theil des Gemeinwesens betrieben wird. Daher wendet sich die allgemeine Theilnahme, welche vor wenigen Jahren noch so fest an den Formen klebte, immer entschiedener dem eigentlichen Kern zu, so daß die großen Ergebnisse der Staatswirthschaftslehre bereits in der Masse Wurzel schlagen; daher die Aufmerksamkeit, womit alle Blicke dem Gang unserer Geldverhältnisse folgen; daher die lebendige Theilnahme, die — nachdem sie lawinenartig anwachsend den Schritten des Finanzministers Bruck gefolgt — das Auftreten der Creditanstalt begrüßt, als deren erste Begründer die glänzendsten Vertreter des Adels sich mit Rothschild und Haber vereinigen. Die Gesellschaft, deren bereits genehmigte Satzungen ihr in allen Zeitungen nachlesen könnt, fußt auf Grundsätzen, die, indem sie in das thatsächliche Leben wirksam eingeführt werden, nicht ermangeln können, sich allgemein geltend zu machen. Ich will nur Eines Punktes hier erwähnen. Die Gesellschaft ist bei ihren Darlehen auf Grund und Boden nicht an die sogenannten Wuchergesetze gebunden. Daraus folgt, wenn nicht die förmliche, so doch die thatsächliche Aufhebung der gesetzlichen Beschränkung des Zinsfußes auf fünf vom Hundert, bei welcher bisher niemand schlechter gefahren ist, als die Geldbedürftigen, indem zu fünf Procent kein Geld mehr zu erhalten ist und ein höherer Zinsfuß gesetzlich nicht bedungen werden darf, wenn auch der Grundbesitzer recht gern sich's gefallen ließe, sieben bis acht Procent zu zahlen. Das Gesetz hat durch sein Einschreiten das ohnehin theure Geld nur noch vertheuert, weil der Darleiher sich eine Prämie für die Gefahr bezahlen läßt, in die er sich stürzt, welche Prämie in neuester Zeit merklich gewachsen ist, weil gar zu viele Wucherprocesse vorgekommen sind. Wer Staatspapiere kauft, legt sein Geld ungefähr zu sieben Procent an, mithin wird er für ein Darlehen gegen Wechsel darüber erstens die Prämie für verminderte Sicherheit, zweitens den Versicherungsbetrag wegen der drohenden Strafe haben wollen. Diese leztere Vertheurung fällt weg, sobald dem Geldbesitzer die Strafe nicht mehr droht, und er wird sich ihr jezt schon mittelbar entziehen können, indem er Actien der neuen Gesellschaft erwirbt. Die natürliche

Folge aber dürfte die Aufhebung des Wuchergesetzes seyn müssen, wenn nicht etwa die Gesellschaft ein Monopol behalten soll, was nicht für wahrscheinlich gehalten wird. Man erwartet demnach, das Geld auf seinen den Umständen angemessenen natürlichen Werth zurückgehen zu sehen; auf einen Preis, zu welchem Grundbesitz und Gewerbfleiß es nehmen können, ohne sich zu verbluten, wobei es auf die Ziffer an und für sich nicht ankommt. Doch selbst die Ziffer muß herab gehen, denn sobald der Landwirth und der Gewerbsmann mit Gewinn arbeiten, vermehrt sich die Masse des Capitals und fällt der Zinsfuß. Das ist eine der Erwartungen, die sich an das Auftreten der neuen Creditanstalt knüpfen. Die Namen, welche an der Spitze stehen, werden um so freudiger begrüßt, als sie eine französische Nebenbuhlerschaft zu überwinden hatten. Das Unternehmen sollte nämlich vom Pariser »crédit mobilier« ausgehen. Herr Isaak Pereire, der im Verlauf des Sommers hier erschienen, hatte die Angelegenheit dem Abschluß ziemlich nahe gebracht. Unter den vaterländischen Namen der Gründer glänzt vor allen der des Fürsten Adolf von Schwarzenberg, auf dessen hohe Verdienste um die Landwirthschaft ich in diesen Blättern schon hingedeutet habe. In dieser großen Angelegenheit der Creditanstalt erwarben er und die andern Cavaliere an der Spitze sich noch nebenbei das kleine Verdienst, der Welt zu beweisen, wie auch in Oesterreich das alte Vorurtheil abgethan ist, daß der Adel sich die Hände beschmutze, wenn er Handel und Gewerbe als Mitglied der strebsamen Gilde befördert. Ein Schwarzenberg hat die Schlacht von Leipzig schlagen, ein Schwarzenberg den großen Gedanken der Einheit Oesterreichs ausführen helfen und einen noch größeren als unsterbliches Erbstück hinterlassen, und wieder ist's ein Schwarzenberg, den wir bei einem der großartigsten und folgenreichsten Unternehmen unter den Führern erblicken.

Unter den strafrechtlichen Fällen, die in jüngster Zeit zur Entscheidung gekommen sind, hat einer ganz besonders schmerzliche Empfindungen rege gemacht. Eine junge Dirne von sechzehn Jahren mußte einer schwereren Freiheitsstrafe überantwortet werden, weil der eigene Vater, den sie bestohlen hatte, ausdrücklich ihre Bestrafung verlangte, obschon er das Recht gehabt hätte, sie davor zu bewahren. Das klingt, als ob der starrköpfige Alte als Barbar gehandelt habe; man vermuthet, die arme Kleine habe aus Leichtsinn oder vielleicht, weil sie durch übertriebene Härte heimtückisch gemacht worden, irgend ein armseliges Stück Hausrath verschleppt. Zufällig aber hat die Sache eine andere Bewandtniß. Das Mädchen ersezt den Mangel der Jahre durch frühreife Verderbtheit. Einigemal dem Elternhause entlaufen, um sich einem Lebenswandel zu überlassen, der vielleicht schon zu stark bezeichnet ist, wenn man jede nähere Auskunft darüber verweigert, war sie von den Eltern immer wieder aufgenommen worden, und zwar liebreich wie der verlorene Sohn, obschon die verlorene Tochter von schlimmerem Elend wieder kam als vom Treberntressen. So war sie gleich nach dem Tode ihrer Mutter aus gesundheitspolizeilicher Pflege entlassen, vom Vater abermals in Gnaden aufgenommen worden. Dieser Vater, seines Zeichens ein Lohnbedienter, ist Tags über außer dem Hause beschäftigt. Das feine Töchterlein sollte ihm die Haushaltung führen. Als er aber eines Abends heimkam, fand er statt des Nachtessens eine saubere Bescheerung; das Mädel war verschwunden, und mit dem Mädel der Nachlaß ihrer Mutter, der hauptsächlich aus hübschen Kleidern und sonstigen Putzsachen bestand. Leinenzeug und andere Dinge waren ebenfalls mitgenommen worden. Geholfen hatte der dankbaren Tochter eine Freundin, welche den Seelenbund mit ihr im Spital geschlossen. Ein Comfortable (einspänniger Miethwagen) hatte die Flüchtlinge sammt dem Gepäck fortgebracht. Am nächsten Tage zogen sie seidene Kleider an, sezten Schleierhüte auf und verkauften den gestohlenen Plunder bei Trödlern, aber nicht etwa nach Diebsart um Schleuderpreise, sondern um den Marktwerth, der freilich auf dem Tandelmarkt kaum zwei Drittel des wahren Werthes zu erreichen pflegt. Die Tandler konnten mithin nicht auf den Argwohn gerathen, daß man ihnen gestohlenes Gut antrage. Die eine der „nobel" und „fäsch" „angelegten" Frauen sagte aus, daß sie in ein entferntes Land zu reisen habe und sich des überflüssigen Gepäckes entledige. Dergleichen kommt alle Tage vor. Indessen machte der Bestohlene die Anzeige, die Schuldigen wurden von der Polizei baldigst aufgefunden und vor Gericht gestellt. Bei der Schlußverhandlung, wo der Bestohlene zugegen war, wurde er vom Vorsitzenden des Gerichtshofs an sein Recht erinnert, als Vater seinem Kinde die gesetzliche Ahndung zu ersparen. Er aber fand, daß er der Nachsicht schon zu viel geübt, und schlug sich zur Fahne des Staatsanwalts, welcher seinen Strafantrag stellte. Die verlorene Dirne wurde verurtheilt. Sie nahm den Spruch in gelassener Frechheit hin. Als sie den Saal verließ, sagte sie schnippisch zu ihrem Erzeuger: „Küss' d' Hand, Herr Vater." — In ein paar Jahren wird das liebe Kind abgestraft in die Welt zurückkehren, vielleicht gebessert, möglicher Weise etwas pfiffiger, so daß sie wenigstens das Stehlen bleiben läßt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 48. 25. November 1855.

Anmuthig Thal, du immergrüner Hain,
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beste;
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein!

Goethe.

Thüringische Streifereien.

Ich richte meine Streifereien gern nach den noch minder betretenen Theilen des Thüringer Waldes, besser, den noch nicht beschriebenen; denn die Streiflust ist wohl schon überall hingedrungen. Aber unser Wald hat wenigstens vor dem Harz, der sächsischen Schweiz, der fränkischen und dem Riesengebirge den Vorzug, daß es Theile gibt, wo man noch die Fußtritte der ersten Wanderer im Grase entdeckt und an denen die Federn der Touristen und Reisebücherverfertiger sich noch nicht stumpf geschrieben haben. Daß die Itineraires über Thüringen noch verhältnißmäßig so mangelhaft sind, als die Wirthshauscultur und die Führerwirthschaft, ist mir ein Trost, und ich habe die kleine Hoffnung, daß dieß noch lange so bleiben wird, da unser Wald durchaus nicht das Revier ist für Hotels mit französischen Namen, Kellnerschwärme, ellenlange Speisekarten, Billardtische und Schaaren numerirter Führer, die über die Fremden wie Geier über die ihnen verfallene Beute losstürzen. Ich hoffe, mit Einem Wort, die Engländer werden hier noch lange nicht reisen, die Russen nie, und die deutschen Studenten und Schüler sich mit dem genügen lassen, was schon jetzt Mode ist, mit den brillanten Glanzpunkten, als Schwarzburg, Reinhardsburg, Eisenach-Wartburg, Inselsberg und Liebenstein. Der Gesammtwald aber bietet eben für Touristen, die nur in Hast das Pikante, Schroffe, Markirte, Ueberraschende absehen wollen und können, nicht genug Punkte, wo man mit Einem Ueberblick ein Bild fängt, das sich lohnt nach Hause zu tragen. Landschaftsmaler haben sich daher im Verhältniß sehr wenig mit Thüringen beschäftigt, und seine Berge, Thäler und Felsen haben für die Federzeichnung und den Stich am allerwenigsten das, was der Griffel erfassen und wiedergeben kann. Aber die sanften Schönheitslinien der Berge, die wunderbaren Schattirungen der gemischten Föhren- und Laubwälder, die nackten Wellenkuppen dazwischen, das Wiesengrün, das wie Gletscher sich hinauf zieht bis in's höhere Gebirg, die schroffen Schiefergelände der Thäler, die Pracht und Majestät der Edeltannen, wo sie sich noch erhalten haben, alles das bietet für das Auge wie für das Gemüth den wohlthätigen Zauber, welcher auch dann nicht schwächer wird, wenn man von den Wundern der Alpenwelt zurückkehrt. Ja ich möchte behaupten, man

lernt die bescheidenen Reize des Thüringer Waldes, die Mannigfaltigkeit in seinen Schönheitslinien erst dann recht würdigen und schätzen, wenn man aus einer höheren, an schroffen, pikanten und lichthellen Punkten reicheren Gebirgswelt dahin zurückkehrt. Um deßwillen behaupte ich, in der Jugend soll man andere Gebirge besuchen, die den Sinnen Imponirendes bieten, in reiferen Jahren sucht und würdigt man erst die Schönheit, die sich in gefälliger Ruhe ausprägt.

Ich rühme mich nicht, und ich beierge nicht, daß ich durch meine Streifzüge jenen glücklichen Mangel an Vollständigkeit in den Handbüchern ausfüllen werde; denn wenige Touristen werden mir nachstreifen, wenn ich ihnen voraus sage, es lohnt sich für sie nicht, auf die kahlen, waldumhegten Höhen zu steigen, die ich mir zuweilen aussuche, um den Charakter des Gebirgs kennen zu lernen. Der nördliche Abfall der langen Bergkette, des eigentlichen Waldes, einer Kette, die sich von Eisenach bis an die Saale zieht, ist nur ein großes, allmählig sich streckendes steiniges Hochplateau, das seine Reize erst durch die Thäler gewinnt, welche die kleinen, nach der Saale, Unstrut und Werra rinnenden Bergflüsse und Bäche sich gerissen haben. Auf einzelnen Hochpunkten dieses Plateaus hat man allerdings schöne Rundsichten, sie kommen indeß nicht in Vergleich mit denen auf den bekannteren Berggipfeln; nur die freie, reine, gesunde, stärkende Luft übt hier ihre Anziehungskraft. Das empfindet schon jeder Reisende, der vom Süden oder Norden auf einer der wenigen Straßen, die noch über diese Höhen sich ziehen — denn die meisten suchen jetzt die Thalwindungen — dahin fährt. Ich sprach Geistliche und Schullehrer, welche sich aus besseren Stellen und von weit schöneren Orten in den Thälern nach armen Höhendörfern versetzen lassen, nur dieser Luft wegen, die ihnen ihre Gesundheit wieder gebracht, was um so auffälliger erscheint, als die Wälder gerade auf diesen Höhenzügen fast gänzlich ausgerodet sind, die dürftigen Baumgruppen aber, welche um die Dörfer stehen geblieben, gegen die Stürme so gut wie keinen Schutz gewähren. Diese haben den Boden ausgetrocknet, und die Felder, dürftige Roggen-, ausgedehnte Haferäcker, zuweilen günstigere Kartoffelfelder, scheinen, von allem Humus entblößt, nur eben noch von dem zu leben, was Regen und Schnee dem verwitternden Kalkgestein, das sie bedeckt, ablockt.

Daß auch hier in der Vorzeit Alles Wald war, ist wohl unzweifelhaft; aber schon das Mittelalter scheint in seiner Blüthezeit diese Höhen verlassen, oder wenigstens sie nicht cultivirt zu haben. Wir finden hier nur ausnahmsweise Schlösser, Burgen, Städte, Klöster, Münster; alle die berühmteren und durch ihre Architektur ausgezeichneten, oder deren Ruinen, sind in Thalschluchten eingeklemmt. Dagegen hat es den Anschein, als ob in einer vormittelalterlichen Zeit diese Hochplateaus, wenn nicht, was wir cultivirt nennen, doch bewohnter, ein Sitz der mehr von Jagd und Viehzucht lebenden Bevölkerung gewesen. Beweise dafür zu finden, würde schwer halten, wir können nur Anzeichen folgen. Ein solches liegt schon in der Existenz der alten Straßen, die noch in Wirklichkeit, oder verwachsen, dem Namen nach, über die dürrsten Höhenstriche ziehen, wo jetzt kaum ein Holzwagen Räderspuren hinterläßt, ein Zugthier getrieben wird. Noch heute ist der Name des uralten Rennstiegs unerklärt, einer Straße, die zwar nicht über die Plateaus, die ich meine, aber über den ganzen Kamm des Waldes, bergauf, bergab, also noch höher, fünfzehn Meilen lang sich erstreckt. Möglich, daß er nur zu einer gewissen Zeit die Grenze zwischen Thüringen und Franken darstellen sollte (aber wo kommt es vor, daß man, um eine Grenze zwischen zwei Reichen abzustecken, eine Landstraße zwischen ihnen baut?); immerhin möglich, jedoch nicht wahrscheinlich, daß die alten Kaufleute und Fuhrleute sich diesen seltsamen Weg gewählt, um außer, das heißt über der Berührung mit den unten hausenden Burgherren und autonomischen Zöllnern zu bleiben (ein Wolkenstieg ist die Straße nicht, und die Schnapphähne konnten ganz gut in voller Rüstung durch die vielen Schluchten bis hinauf reiten); aber näher liegt die Erklärung, daß eine solche Commercialstraße über den Höhenzug zur Verbindung der auf den nächsten Hochabhängen wohnenden Bevölkerung nothwendig war. Der Wald bot Schutz und dem Jäger Nahrung; auch dürften unter seinen Wurzeln sich Quellen gezeigt haben, die jetzt versiegt sind. Alle diese Aecker auf den kahlen Flächen, die jetzt kaum bestanden sind, haben Namen, deßgleichen die einzelnen Hügel und Höhenstriche. Wer würde sich jetzt die Mühe nehmen, sie zu taufen?

Als die christlichen Bekehrer in Thüringens Wälder drangen, setzten sie allerdings ihre ersten Kapellen, Kirchen, Klöster, Münster in die Thalgründe und Bergkessel, wo der heidnische Götzendienst gefeiert worden, gleichwie, als das Ritterthum aufblühte, die Gauherren und Vögte ihre Schirm-, Zoll- und Raubschlösser an die Thalränder nestelten, wo neue Straßen sich bildeten, oder auf Bergkuppen, von wo sie eine weite Ausschau, einen Lug in's Land hatten. So sehen wir die uralte Liebfrauenkirche in Arnstadt (ein Terrain, das urkundlich zu Anfang des achten Jahrhunderts den aus Britannien erwarteten Heidenbekehrern geschenkt ward) an den Ausgang einer quellenreichen Thalschlucht gesetzt, die in ihrem obern Theile noch jetzt das Götzenthal

heißt, und in zwei, von der Natur gebildeten amphitheatralischen Kesselschluchten von selbst die Vorstellung erweckt, daß hier ein Tempel oder Heiligthum nordischer Heidenvölker gestanden. Hier sollte das hoch aufgerichtete Kreuz, hier der Glocken Klang die bösen Geister verscheuchen, und die Andächtigen, die zum alten Götzendienst herabstiegen, zum neuen Gottesdienst locken. Die Gläubigen und Furchtsamen kamen nicht aus den engen Thälern, sondern von den Höhen herab, vielleicht um jezt erst um die Dome und Burgen im Thale sich anzusiedeln. Es ist ein Punkt auf der sich abdachenden Hochebene in der Nähe von Friedrichsroda, wo Bonifaz zuerst gepredigt haben soll, und die Pietät seinem Andenken neuerdings ein Denkmal errichtet hat. Aber der Denkmäler aus jener Vorzeit erblicken wir gerade auf jenen kahlen Hochstrichen eine große Anzahl, über die freilich niemand eine Erklärung weiß und die Sage uns im Stich läßt, die aber gewiß nicht ohne Bedeutung waren und zum wenigsten dafür sprechen, daß damals nicht nur die Andacht, sondern die Cultur, oder doch die Bevölkerung in jenen Regionen zu Hause war. Ich meine die steinernen Crucifixe, die, von der rohesten Arbeit, von einem hohen Alterthum und in ihrer Lage davon sprechen, daß sie nicht, wie man annimmt, nur Erinnerungszeichen an hier vorgefallene Unglücksfälle und Mordthaten sind. Warum würden wir sie sonst immer an solchen Hochpunkten finden, wo man eine weite Aussicht hat, die Bergrücken eine Scheide bilden oder Wege sich kreuzen? Wir täuschen uns wohl nicht, wenn wir in ihnen die Werke der ersten Heidenbekehrer suchen, die aus dem Material, das sie vorfanden, und mit den rohen Kräften der ersten Bekehrten diese stumpfen Kreuze nicht meißeln, nur grob aushauen ließen und sie dahin sezten, wo die Masse des Volks wohnte, oder des Wegs zog, damit sie im täglichen Anschauen des Symbols auch täglich an die neue Weihe und Lehre erinnert würden. Wo schon Klostercultur war, also die Kunst gepflegt und zur Ausschmückung des Gottesdienstes zu Hülfe gerufen ward, hätte man sich nicht mit diesen rohen Steinen genügen lassen.

Wenn man das linke, nackte Felsufer der Gera zwischen Steinbrüchen erklimmt, trifft man auf dem kahlen Plateau zwei Dörfer, von denen man heute kaum begreift, wie Gemeinden, die von Ackerbau und Viehzucht leben, sich hier ansiedeln konnten. Beide, Espenfeld und Gossel, sind uralte Niederlassungen, gewiß älter als die Steinmauern ihrer Kirchen, über deren Ursprung wohl auch wenig zu ermitteln ist. Das niedriger und näher am Thalrande gelegene Espenfeld hat, vielleicht sein ältestes Monument, einen tiefen, in den Fels gehauenen und mit Steinen ausgebauten Brunnen, der, Quellen auffangend, auch in trockenen Jahren für Vieh und Menschen nothdürftig Wasser gibt. Das höher gelegene Gossel kann sich in schlimmen Zeiten dessen nicht rühmen. Und doch war es noch vor wenig über einem halben Jahrhundert ein vielgenannter und so wohlhabender Ort, daß man vom Uebermuth seiner Bewohner Geschichten erzählt. Seine steinigten Aecker konnten nicht der Quell seines Reichthums seyn, und es hat weder Wälder und Triften, noch Seen und Teiche ringsum, oder treibt lohnende Fabrikarbeiten, aber es lag an einer großen Handelsstraße, welche vom Paß des Thüringer Waldes bei Oberhof über Gossel nach Arnstadt, Erfurt und Leipzig führte. Hier war eine Etappe, eine Relaisstation, und die Gosseler Fuhrleute waren weit durch Deutschland bekannt. Seit die Gothaische Regierung in diesem Jahrhundert die Straße von Oberhof durch die romantischen Felskrümmungen des Ohrethales nach Ohrdruf und von dort nach Gotha geleitet hat, ist die Straße gänzlich verödet und Gossel verarmt, nur noch Handel treibend mit den behauenen Steinen, die es selbst producirt. Man muß den alten, halsbrechenden Weg sehen von Gossel bis in's Gerathal, der in einem halben Jahrhundert im Wesentlichen sich nicht sehr verändert haben wird, um einen Begriff zu haben, mit welchen Schwierigkeiten und Gefahren das Reisen und der Waarentransport noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts in vielen Theilen Deutschlands verbunden war. Und doch war es noch kein Uebergang über die schwäbische rauhe Alb, wie dieser vor der Eisenbahn und der Kunststraße beschaffen gewesen seyn mag.

Es fehlt auf diesen Höhen an Quellen, und doch kann ein Platzregen, der auf dem Plateau von Gossel sich entladet, in wenigen Minuten das Steingeklüft, mit welchem das Götzenthal anfängt, ausfüllen, und die schäumenden Wellen wälzen sich als Bergstrom an dem ältesten Theile von Arnstadt fort nach der Gera. Der Name dieses Bergstroms, „Weiße,“ so uralt als der Name der Stadt, oder irgend einer in der ganzen Gegend, denn er ist schon in der ersten über sie sprechenden Urkunde genannt, ist bezeichnend genug; der ganze improvisirte Strom ist ein weißer Wasserschaum. Wenn die Ursache vorüber, ist auch bald die Wirkung verschwunden. Die tobende Weiße macht einem trockenen Steingeröll Platz, in dem nur hie und da ein Tümpel, feuchte Stellen oder eine kleine Wasserrinne, der Erguß eines bescheidenen Quellchens, zurück bleibt Aber der germanische Göttercultus suchte Gegenden auf, wo solche überraschende Naturerscheinungen dem Wunderglauben zu Hülfe kamen; ein Beleg mehr zum

Namen Götzenthal, zu der Bergkesselformation und zu dem Umstande, daß den ersten Bekehrern hier die Erbauer der Liebfrauenkirche folgten, für den Beweis, daß wir auf einem besonders geweihten Boden der Heidenzeit stehen.

Auf dem höchsten Punkte eines Bergrückens, welcher das tiefere Espenfeld von Gossel trennt, mit dem noch unerklärten Namen Evanette, steht ein verhältnißmäßig großes Crucifix von Stein, grob behauen, uralt, mit dem Wetterkleide, das von einem Jahrtausend, oder darüber spricht. An einem Punkte steht es, den wohl schon dann und wann ein Reisender aus dem Gerathale erklettert, den auch die Umwohner besuchen, um sich der Umsicht und Aussicht auf das Gebirgspanorama zu erfreuen. Ich sagte vorhin, irgend ein Kunstcultus hätte sich mit diesen rohen Formen nicht genügen lassen. Dieses größere, wie die kleineren Crucifixe, an denen Thüringen so reich ist, gleichen mehr heidnischen Runensteinen, als den in der katholischen Welt herkömmlichen Abbildungen des am Kreuze hangenden Erlösers, so kurz sind die Seitenarme, so unbedeutend tritt der obere Schenkel aus dem Stamm heraus. Vielleicht wollte man den halbbekehrten eine ältere, heidnische Form, sey es des Runensteins, oder irgend einer halb Menschengestalt nachahmenden Säule, hinstellen. Von fern mag man immerhin an einen dastehenden Menschen oder Kobold denken. — Unsern von Gossel, ehe man es auf diesem Wege erreicht, finden sich wieder auf einem Höhenpunkt mit Aussicht vier kleinere Kreuze von derselben rohen Arbeit, an welche eine eben so unförmliche Sage eine Art Horazier- und Curiazierkampf knüpfen möchte.

Ich suchte von hieraus die erwähnte alte Commercialstraße nach Oberhof. Bis nach dem Dorfe Krewinkel schreitet man in ebener Richtung auf dem Plateau hin; aber wenn ich über der Arbeit des Gehens zum Denken Muße hatte, dachte ich an die ehemalige Lattenarreststrafe des preußischen Militärs. So sind die lezten Wagenspuren in das damals nasse Erdreich noch heut eingedrückt, und der Regen und die Stürme wie vieler Jahre haben die verhärteten Geleise nicht wieder verwaschen, nur die alten Steine, die vielleicht einmal verfahren gewesen, wieder mit ihren alten Kanten, Ecken und Spitzen auf die Oberfläche gelockt. Selbst die Vegetation hat da nicht geholfen, sondern nur die Löcher und Höhlungen hie und da trügerisch überdeckt. So wenig ist diese alte Straße benuzt, daß nicht einmal ein fest getretener Fußsteig sich nebenher gebildet hat. Ob dieses Krewinkel, hinter welchem die Wand des Hochwaldes sich erhebt, Kotzebue den Namen zu seinem Krähwinkel geliefert, oder ein anderer ähnlich benannter Ort, darüber ist, glaube ich, noch ein Streit, den ich nicht entscheiden will; dieses Oertchen macht aber in keiner Art Anspruch auf kleinbürgerliches Großthun. Als ich nach der alten Fahrstraße durch den Wald fragte, erhielt ich zur Antwort: „Da geht niemand mehr, Sie müssen gradaus nach Schwarzwald, und dann über die neue Chaussee durchs Ohrethal." Als ich meinen Willen erklärte, war man so fein städtisch, mich zu verstehen und zu lächeln: „So haben Sie wenigstens auf dem Wege uns gesehen, und werden nicht wieder kommen, um uns noch einmal zu sehen."

Die Straße wird von hier ab nur noch von Holz- und Kohlenwagen benuzt. Als ich aber auf der großen Straße, die durch einen Felsberg schneidet, fortwandern wollte, riefen mir wenigstens drei freundliche Stimmen vom Felde zu, es nicht zu thun, ich könne links ab über die Berge eine gute halbe Stunde „schneiden." — „Ist das die alte Straße?" — „Nein, die müssen Sie auch nicht gehen!" — Ich wollte sie aber gehen. Man schüttelte den Kopf, vielleicht aus Schamgefühl, daß die Vorfahren mit solcher Anstrengung nur eine solche Straße zu Stande bringen konnten. In die Kindheit des Straßenbaues glaubte ich mich allerdings geführt. Durch einen massenhaften Porphyrfels, hier der Steiger genannt, hat man einen krummen Weg gehauen, der Riesenkräfte beansprucht haben muß, da wahrscheinlich noch kein Pulver darauf verwendet werden konnte, mit ungefügen, senkrechten Wänden, die dreißig bis fünfzig Fuß über unsere Köpfe steigen, mit Föhren und Laubbäumen malerisch gekrönt, und der doch, troz der Krümmungen, so steil bleibt, daß ein Fußwanderer nur keuchend seine Höhe erreicht, und so schmal, daß zwei Wagen sich nicht wohl ausweichen können. Die Mittagshitze des Sommertages fing sich in diesen Laufgräben, so daß ich jenen warnenden Stimmen recht zu geben fast geneigt war, welche mich durchaus davon zurückhalten wollten. Hier mag man die Fortschritte studiren, welche der Wegebau in Thüringen im Lauf der Jahrhunderte gemacht hat. Es gibt nicht sanftere, bequemere und schönere Straßen als die jüngst über den Wald gebahnten, unter denen wieder die Gothaischen durch geschmackvolle Anlagen sich auszeichnen.

Aber wie sah es noch vor hundert und etlichen Jahren überall hier mit der Wegebaukunst aus! Da ist neuerdings am Ufer der wilden Gera ein Punkt entdeckt worden, der noch in keinem Reisehandbuch vorkommt, und doch zu den romantischsten oder romanhaftesten gehört. Die wilde Gera, hinter Gräfenrode, bietet in ihren Krümmungen Ansichten, die einen Maler entzücken und dem stumpfsinnigsten Betrachter Laute

unwillkürlichen Wohlbehagens entlocken. Worin dieses liegt, läßt sich aber mit Worten nicht sagen, noch mit Federstrichen beschreiben: wie lieblich hier die mit dichtem frischem Laubholz bestandenen Uferberge sich gruppiren, bei jeder Wendung neu, welche spitze, fast groteske Laubkuppen und Steinriffe da heraustreten, und wie ein Bach, eben nicht anders wie jeder Gebirgsbach, zwischen den grünen Wänden über sein Kiesbett rollt. Hinter der Schleuße, wo die Sieglitz einfällt, an einem der lieblichsten Flecke des ganzen Thals, steigen wir, oder klimmen bald eine der steilen Wände hinauf, in der Richtung nach dem Ekartskopf zu, einer der großen Kuppen oder Pics des Gebirgs. Wir wenden uns aber links davon nach einem der breiten Felskämme, deren vorspringende Riffe den Porphyrcharakter verrathen, denn man sagt uns, dahinter liege der Punkt, den wir suchen, der „gebrannte Stein.“ Aber wir stehen bald, nachdem wir, um die Höhe schneller zu erreichen, durch dichtes Haselgestrüpp, wo der Hirsch sein Lager macht, uns gezwängt, an einer Felsmauer, so schroff, so weit nach rechts und links gedehnt, daß die Schwächeren es aufgeben, auch noch darüber zu klimmen. Und doch liegt die Aussicht, um die wir uns die Mühe geben, jenseits. Doch da öffnet sich plötzlich der Stein, wir treten in eine Höhle, aus dieser in eine Höhlung, in einen Tunnel, und nach etwa hundert Schritten im Dunkeln, angehaucht von feuchten Schauern oder angeblasen vom Winde, der sich hier fängt, stehen wir jenseits, von der Mittagssonne angeglüht, vor einer der Gebirgsansichten, um die sich eben Reisen lohnen. Getrennt durch mehrere tiefe Schluchten und Thäler, liegt der große Gebirgskamm vor uns; auf dem Hochplateau, nur wenige hundert Fuß unter der Reihe der Gipfelberge, das malerisch hingestreute Gehlberg, und dahinter zählen wir die berühmten Kuppen, den Schneekopf mit seinem Thurme, den Bärberg, Finsterberg, den Göckelhahn, der jetzt auch mit einem Thurme gekrönt ist.

Das für sich, und für die Touristen; ich sprang mit meinen Lesern hier abseits, nur des Loches wegen, durch das wir kletterten. Es ist kein Naturspiel, wie so manches in der sächsischen Schweiz und anderwärts, und durch starre Porphyrgebilde bahnt die Natur nicht dergleichen eirunde Tunnelgänge, in derselben Proportion vom Eingang zum Ausgang, daß eine erwachsene Person bequem hindurchschreiten mag. Aber eben so wenig ist es irgend einem Menschen des vorigen, oder der vorigen Jahrhunderte in den Sinn gekommen, diesen Tunnel in der Wildniß der Bergkuppe zu bahnen, damit die Naturfreunde leichter zu einer schönen Aussicht kämen. Es ist mehr als Sage, Akten, die noch vorhanden seyn sollen, besagen es, daß ein Gothaischer Fürst den Stein durchbohren oder durchsprengen ließ (davon wahrscheinlich die Benennung „gebrannter Stein,“ obgleich wenig Sprengungsmale zu sehen sind), um — Wasser durchzulassen. Aber Wasser ist gar nicht da, und man begreift nicht, wo das Wasser herkommen sollte. Ein Schwarzburger Fürst, wird uns nun mitgetheilt, wollte es nicht länger dulden, daß der Gothaer Fürst sein Holz vom Oberlande auf dem jenem gehörigen Flüßchen nach seinem Unterlande flößen lasse. Das Gothaer Holz konnte also im Oberlande verfaulen, wenn der Eigenthümer nicht andere Mittel und Wege fand, es in's Unterland zu schaffen. Er dachte daran, wie der Schwede und auch einmal der Holsteiner daran gedacht, den Sundzoll zu umgehen, indem sie auf ihrem Gebiet einen neuen Sund gruben. Der Sund des Gothaers sollte ein Canal seyn, der, sein Wasser aus einem Teiche am Ekardskopf empfangend, bis zu dieser Stelle geleitet wäre, wo ihm der Durchweg durch den Felsen gebahnt werden mußte. Dieser letztere ist denn auch trefflich ausgeführt worden; wenn man aber die Lokalität ringsum betrachtet, die steilen Bergwände, neben denen der Canal erst hätte gemauert werden müssen, so begreift man leicht, daß das Werk in's Stocken gerieth, ehe es zur Ausführung kam. Und wenn es auch wirklich fertig und der Canal schiffbar geworden, so wäre er doch wahrscheinlich jetzt schon längst nicht mehr schiffbar, denn der Teich dürfte in den ersten Wochen oder Monaten versiegt seyn. Die Rivale des Sundes sind auch nicht zu Stande, der Gothaer Herr ist aber doch, und früher, zu seinem Ziele gekommen, als die, welche heut noch auf Erlösung vom Sundzoll harren.

(Schluß folgt.)

Novelle.

(Schluß.)

Nach einiger Zeit waren diese Vorfälle zwischen mir und Julie vergessen; wie jedes für sich darüber dachte, wußte jedes nur allein. Sie besaß eine ungemeine Herrschaft über sich selbst, ward bald wieder heiter, heiterer als zuvor, und mit dem eintretenden Frühling war sie glücklich wie die aufblühende Welt um uns. Mir kam die erlebte Katastrophe hinterher wie ein Glück vor, denn sie hätte verzögert und aufgeschoben nur zu noch Traurigerem führen müssen. Ich sah Julien seltener, allein unser Verhältniß war seit jener Zeit so innig und natürlich, daß ich nun alle ihre Angelegenheiten wußte und eine brüderliche Autorität für sie war.

Zu Ende des Sommers machte sie mir einen eigenthümlichen Vorschlag. Meine Ferien fingen an, ich konnte über meine Zeit frei verfügen; sie wollte ein Bad besuchen und ich sollte sie begleiten. Dieses Projekt war weniger abenteuerlich, als es den Anschein haben mag. War schon früher von Liebe zwischen uns nie die Rede gewesen, so war nach ihrem Bruche mit dem Grafen jeder Gedanke daran verschwunden. Niemals war mir dergleichen in den Sinn gekommen. Ich war noch zu jung, mich erfüllte noch zu vieles, oder — ich weiß die Gründe nicht; kurz, ich war stolz darauf, ihr nützlich und nothwendig zu seyn, und das war alles.

Ihre Idee war, daß sie als meine Schwester auftreten wollte. Sie vermied so, ihren eigenen, wohlbekannten Namen zu führen, und lebte ungenirter mit mir zusammen. Der Zufall, hofften wir, würde uns unvorhergesehene Verlegenheiten ersparen.

Wie bedenklich mich heute ein solcher Vorschlag gemacht hätte, um so eifriger ging ich damals darauf ein. Das Zusammenseyn mit ihr, das geheimnißvoll Romantische, der Reiz, selbstständig zu handeln und als ihr Beschützer aufzutreten, vereinten sich, mir diese Expedition in verführerischem Lichte zu zeigen. Wir verabredeten den Ort, wo wir zusammentreffen wollten; ich sah sie abfahren und nach einer Woche saßen wir neben einander im Coupé, sie als meine Schwester, und waren guter Dinge bis zum Uebermuth.

So erreichten wir das Bad, welches mit vielen andern in dem reizenden Winkel Deutschlands zwischen Rhein und Main gelegen ist. Unser Häuschen, ganz im Laube versteckt, hatte vier Zimmer, eines für mich, eines für sie, eines für ihr Mädchen, und ein gemeinschaftliches. Schon der erste Abend war himmlisch. Wir kamen in der Dunkelheit an, und während das Mädchen auspackte und den Thee besorgte, liefen wir durch den Ort, nur um einen Vorschmack zu gewinnen. Ich war so stolz, sie am Arm zu haben. Ich weiß noch, wie ich die Sterne durch die Bäume und zwischen den wunderlichen Dächern durchblitzen sah, während wir durch die Straßen gingen, die wir nie gesehen hatten. Die Welt war ein lebendiges Schattenspiel geworden. Das Wasser floß so dunkel geheimnißvoll unter den Brücken her und große heller schimmernde Felsblöcke lagen darin, zwischen denen es murmelnd fortarbeitete. Endlich erstiegen wir eine Anhöhe und sahen den Mond, wie er durch trübe, verfließende Wolkenstreifen aufschwebend seine matten Schleier mit sich zog. Unten lag der schweigende Ort, Lichter waren hier und da in Fenstern, der Horizont aber und das Land bildeten einen ungewiß schwärzlichen Kreis um uns, auf den die unzähligen Sterne alle hinab schauten. Ich war damals neunzehn Jahre alt.

Nun ging es wieder hinab. Wir waren so allein und ganz frei, der Weg war vom Regen ausgewaschen, der tiefe Risse in den Lehmboden gewühlt hatte. Ich stützte Julie, ich fühlte, wie sie sich an mich lehnte, und dann lachten wir in Einem Tone, wenn sie ausglitt und ich sie aufhielt. Sie lief einem Glühwürmchen nach, es war verschwunden und sie im Begriff in einen Graben zu gerathen. Wir waren wie die losgelassenen Kinder beide. Nun kamen wir bei uns an. Der Tisch leuchtete schneeweiß, die Glasthüren standen offen. Sie legte mir vor; es war hier ganz anders wie sonst. Ich sah mich um: nichts Bekanntes, keine Schranke, keine Neugier, nur Freiheit und ein fremdes Land; welch ein Reiz, in der Fremde und doch nicht einsam!

Am andern Morgen fand ich sie auf dem Balkon sitzend. Sie kam schon aus dem Bade. Ich hatte sie wirklich noch nie am Morgen früh gesehen. Sie saß da in ihrem einfachen Morgenkleide mit untergeschlagenen Armen, die Füße mit grünen goldgestickten Pantoffeln in eine Oeffnung der Balkonbalustrade gestemmt, und wiegte sich vor und rückwärts auf ihrem Stuhle,

während ihr Kätzchen mit der Pfote nach einigen goldenen Weinranken griff, welche tief genug herabhingen, daß ihr Schatten einen leichten, lichtdurchbrochenen Schimmer von Dämmerung auf Juliens Gesicht warf. Ich trat zu ihr. Man hätte sie für ein Kind halten können. Ich sehe ihr Lächeln, ihre Augen, ihre Wangen, ihren Hals, den ein gesticktes Krägelchen eng umschloß, mit einem diamantenen Knopf in schwarzer Emaille vorn zusammen gesteckt. Wir hatten den ganzen Tag für uns, und das so fort einen oder zwei Monate! Es war ein Reichthum, der nicht auszusprechen schien, eine Ewigkeit. Wir gingen zusammen aus, um ein Clavier zu miethen; sie sang dem alten Tischler, welcher sich mit diesem Geschäfte abgab, so unschuldig schmelzend in's Gesicht, daß der Mann in wahrer Verzückung dastand und uns am Ende Alles umsonst gegeben hätte. Dann gingen wir in den Wald; als wir zurückkamen, war es noch lange nicht Essenszeit. Ich holte meine Bücher hervor, wir ordneten einen Tisch zum Lesen und Zeichnen an; ich zeichnete ein wenig, sie keinen Strich, aber sie wußte bei den meinigen von jedem, ob er richtig oder falsch sey.

Nach einiger Zeit aber flog uns die Lust zu arbeiten allmählig davon in's Blaue. Unsere Gedanken wurden schläfrig und langsamer, wir nahmen keine Bücher mehr mit hinaus, wir schwiegen, wir gingen zusammen an einen sonnigen Abhang und sezten uns auf das mosige Gras. Sie konnte stundenlang so dasitzen und vor sich hin sehen, während ich lang ausgestreckt wie ein Hund zu ihren Füßen lag. Da sah ich zu ihr auf nach einem Haarstreifchen, das im Winde zitterte, wie die leiseste Luft mit den Fransen ihres Sonnenschirmes spielte, wie die Blätter der Aeste über mir in unmerklicher Bewegung zitterten, sich wandten und drehten, und der Himmel so unendlich sich darüber ausspannte. Ich sah nur, ich dachte an nichts, ich lag da wie ein Schaf in der Sonne, wie ein Apfel reifend am Zweige hängt, wie der Wald selbst um mich herum, der lebendig grün, ein sanfter Mantel, sich über die Hügel legte, aufsteigend mit ihren Höhen, sich senkend mit ihren Thälern und sanft schimmernd wie Sammt im warmen Athem der Sonne.

So vergingen die Tage, ohne daß wir sie zählten. Wir waren wie ein Schiff im Meere, immer zwischen denselben Wellen scheinbar, und erst am lezten Tage, wo das Ufer sichtbar wird, gewahrt man, wie rasch man vorwärts eilte. Ich erwachte plötzlich. Ich fing an die Zeit zu berechnen. Ich weiß noch, wie mir wieder der erste Gedanke daran kam. Eines Nachmittags gingen wir quer durch die Wälder; ein Bauer führte uns, es war ein enger, wenig betretener Weg, auf dem das hohe Haidekraut aufgeschlossen war, und uns die verschränkten Büsche in's Gesicht schlugen, wenn wir sie zu unsanft seitwärts bogen. Sie ging vor mir. Ihr Strohhut hing ihr lose im Nacken, in der Hand hatte sie Laub und Feldblumen, mit der andern wehrte sie die Zweige zurück. Wir erreichten einen freien Platz, wo wir das blaue Gebirge und die Ebene vor uns hatten. Wie viele Dörfer, an deren Kirchthürme die Sonne ihre Strahlen vertheilte, wie blinkend der Fluß fern am Horizont, von dem er, sich schlängelnd, herab kam, und wo ganz zart eine Linie entfernter Höhen sich hinzog, und über ihr noch blässer, leise, wie ein Hauch nur, eine fernere, höhere Kette von Bergen, bis zu denen hin manche lange Meile war!

Die Stelle des Waldes, die wir betreten, war ein erst kürzlich abgeholzter Schlag. Junges Gebüsch sprang neben abgehauenen Stumpen auf; einzelne kräftige Bäume waren stehen geblieben und bildeten um sich her Schatteninseln, auf denen es sich angenehm ruhen ließ. Wir sezten uns nieder, unsere Blicke schweiften so sorglos um uns her. Der Bauer stand etwas entfernt von uns und schnizte mir einen Stock zurecht, den ich unter dem gerade aufstrebenden jungen Holze ausgewählt hatte.

Julie und ich duzten einander, seitdem wir als Geschwister auftraten, und die Gewohnheit war zu süß, um sie nur vor den Leuten beizubehalten. Ich wandte mich gegen den Wald hinter uns und rief: Holla! Holla! Das Echo gab es zurück. „Sing' einmal," bat ich sie, „wie es klingt." — Sie sang einige Noten, aber der Widerhall verwirrte sich, als sie sich rascher folgten. Das Singen mußte sie gereizt haben, sie wandte sich wieder dem hellen weiten Lande zu, und auf einer der flachen Wurzeln wie eine Statue auf ihrem Piedestale stehend, breitete sie die Arme weit aus und begann den Monolog Iphigeniens:

„Hinaus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dicht belaubten Haines —"

Kein Meer lag vor uns, kein Feldgestade unter unsern Sohlen, aber sie, so einsam, so verlassen, ihre Stimme so gewaltig — ich hörte die Worte, ohne eigentlich auf den Sinn zu achten —, aber die Musik der Sprache, der Rhythmus allein machte mich unsäglich betrübt. Ich gedachte der Zeit hinter uns; es war nur ein Bliz, aber er genügte, um sein plötzliches, erschreckendes Licht über die Dinge zu werfen. Wie vernichtend brach die Wirklichkeit über mich ein. Julie verlassen, sie, in die ich mich eingelebt, wie ein

Nordländer in die warmen Lüfte Italiens, sie, die ich Morgens, den Tag über, Abends immer um mich hatte, der ich alle meine Gedanken in den Schooß warf! Ein Vorgefühl düsterer Einsamkeit lagerte sich über meine Seele und nahm allem, was ich sah, den zauberhaften Schein der Freude, den es eben noch besessen hatte.

Hatte sie es bemerkt? Sie kam zu mir, stellte sich vor mich, streichelte mit einem schwanken, sanft bewimpelten Grashalme meine Hand und fragte: „Was fehlt dir?" — Unsere Blicke begegneten sich. Aber es war kein elektrischer Schlag, wir sahen uns an und jedes dann wieder seines Weges.

„Wann müssen wir reisen?" sagte ich endlich. — „Das also war es, Georg? Oh, daran denken wir nicht vor dem lezten Tage. Komm!"

Sie schritt voran, ich folgte ihr, ich ward wieder aufgeweckt und heiter, aber der Gedanke an die Trennung kehrte wieder, und wenn er kam, drückte er mir das Herz. Jeder Augenblick der Freude, den ich vorher so hinnahm wie ein Kind die Kirschen, erhielt Gewicht für mich. Die Tage zählte ich ängstlich. Wenn der Morgen zum Mittag ward, dachte ich, daß der Tag halb vorüber, und wenn wir uns Abends trennten, vergaß ich niemals, daß der verbrachte Tag ein Kleinod weniger in meiner Schatzkammer sey.

Ich war nur bis zu einer bestimmten Frist Herr meiner Zeit. Wohin sie ging, wußte ich nicht; sie gab ausweichende Antworten, wenn ich fragte. Ich sah wohl, daß sie Briefe schrieb und in Empfang nahm. Immer schöner schien sie zu werden, die frische Luft, das ungestörte Leben, das Bad thaten gewiß das ihre dazu. Ich versuchte sie zu porträtiren. Es gelang mir niemals. Ihre Bewegungen wechselten im Nu, jeder Gedanke beinahe hatte seinen eigenen Ausdruck in ihren Zügen, die ihr willig folgten, wenn sie vom einen zum andern überging. Ihr Geist war kein sorgfältig gepflegter Garten, in welchem alles nach geordneten Reihen gepflanzt ist, sondern ihr Denken war wie ein Gang durch Gebirg und Wald, vom kleinsten Blümchen, das sie betrachtet, zum steilen Felsen abspringend, an dem sie aufblickt, daran eine unbedeutende Ranke, die der Wind wiegt, daran ein Schmetterling, der die Flügel leise bewegt, auf denen ein goldenes Pünktchen, und plötzlich abspringend von dem, schweift der Blick über die weite Ebene mit nebelverlorener Ferne, immer tiefer bis vor die eigenen Füße, wo die zerschlagenen Steine des Weges das Auge treffen; eine Bewegung, und es taucht in die Gewölke über ihm und verfolgt die Kreise eines Vogels, der dahin schwebt. So kettete sich Moment an Moment, jeder völlig und abgetrennt, keiner wie der andere, und doch ein Auge, daß sie alle erlebte. Es gab keine Ermüdung, sie zu hören und mit ihr zu seyn.

Noch drei Tage bis zur Abreise. Ich ging mit verschleierten Blicken umher, ich fühlte mich vernichtet. Ich mochte nicht gehen, nichts sehen, nichts thun, ich ließ die Speisen stehen und sah auf meinen Teller nieder. Und doch saßen wir noch allein im kleinen Zimmer, sie mir gegenüber, ich besaß sie noch, noch ungestört, noch mit jedem Blicke, jedem Athemzuge. Ich sah sie dennoch nicht an, sie mich nicht. Ich weiß nicht, was sie dachte. Der Tisch war abgenommen, wir standen auf dem Balkon; ich hätte ihre Hand ergreifen dürfen, ich that es nicht. Ich dachte, jezt ist es bald wieder Abend und morgen steigt die Sonne nicht langsamer. Wir gingen aus, um alle die Plätze zum lezten mal zu sehen, die wir zuerst betreten hatten, als wohnten wir immer da. Sie ging an meinem Arm, ich wußte es wohl, aber wir sprachen wenig und es ärgerte mich im Herzen, daß sie leise eine Melodie summte.

Der Tag neigte sich. Wir waren weit gegangen und ruhten am gelinden Abhange des Weges aus, der sich wie die bequemste Bank darbot. Hinter uns schien die tiefe Sonne durch die Weizenähren und mischte ihr Gold mit dem ihrigen. Es war noch warm, aber wir fühlten schon den kühlen Dampf des Abends, der aufstieg. Wir saßen da, es war unmöglich, Gleichgültiges zu reden. Mir ward es zu enge, ich stand auf. Sie blieb sitzen, da sezte ich mich wieder neben sie. Nun stand sie auf, ich blieb auf meinem Platze; sie stand vor mir, und als ich aufblickte, trafen sich unsere Augen. Ich wollte ruhig mit ihr weiter gehen, ich fühlte, daß ich das wollte. Aber that ich's? Ich sprang auf, schloß sie in meine Arme und fühlte ihre Wange an der meinen. Daß ich sie küßte, daß ihre Lippen lebendig waren auf meinen Lippen, ich weiß es nur zu gut; es war ein Feuer, ein Taumel aller Gedanken.

Worte fanden wir nicht; doch wozu die? Sie ging wie immer an meinem Arm zurück. Ich wagte es kaum, ihn leise an mich zu drücken. Zu Hause fanden wir das Mädchen mit Packen beschäftigt. Wir tranken den Thee so still, als wäre das traurigste geschehen, wir sahen uns kaum an, und als sie mir mit dem Leuchter in der Hand gute Nacht sagte, flüsterte sie leise und ich hörte kaum meine Antwort.

Ich schlief bald ein; ich erwachte am andern Morgen so glücklich, kleidete mich in Hast an und dachte, mein erster Blick sollte sie finden. Aber ihr Platz war leer; sie war fort. Das Mädchen stand da vor dem Koffer und versuchte das Schloß zuzuschließen.

Sie war undurchdringlich; ich fragte, drängte, bot ihr Geld; da endlich nannte sie eine Stadt, welche nicht zu weit entfernt war. Ich reiste auf der Stelle ab; kein Mensch wußte dort von Julien. Zurückeilend fand ich auch das Mädchen nicht mehr. Die Zimmer standen leer. Mein Kopf war wüst wie das Haus, das mich mit Schauder erfüllte. Die Bäume, die Blumen vor der Thür, von denen sie mir täglich eine in's Knopfloch steckte, alles tropfte mir Gift in's Herz. Mit niedergeschlagenen Augen verließ ich den Ort, den ich so glücklich betreten hatte.

Georg schwieg. Ihm zu Füßen lag dasselbe Städtchen, das er seit jenen Tagen zum erstenmal wieder sah. Jahre waren vergangen, wenn auch nicht so viele, um diese Erlebnisse zu einer fernen Erinnerung zu machen, keinenfalls zu einer, welche bittere Gefühle in seinem Herzen zurück ließ.

Troß dem lag etwas Ironisches in der Weise, wie er jetzt die Frage seiner Begleiterin beantwortete, welche zu wissen wünschte, ob er Julien wirklich nie wieder begegnet sey. Es war eine junge Frau, deren Bekanntschaft er im Bade gemacht hatte und mit der er manchen Weg gegangen war.

„Nein," sagte er. „Was läge auch daran?" — „Wie können Sie nur so gleichgültig reden!" erwiederte sie. „Man sollte meinen, diese Nachlässigkeit Ihres Accents sey eine absichtliche. In allem, was Sie mir erzählt haben, liegt doch nichts, was Sie berechtigte, mit Geringschätzung an Julie zu denken. Ueberhaupt —" Sie beendete den Satz nicht.

„Ueberhaupt?" fragte Georg. „Was wollten Sie weiter sagen?" — „Ueberhaupt, wie kommen Sie plötzlich jetzt darauf, mir diese lange Geschichte zu erzählen?"

Er lachte und blieb stehen, denn sie kehrten, während sie so sprachen, langsam zum Ort zurück. Die Sonne war im Untergehen. — „Sie haben einen scharfen Blick," antwortete er; „ein Mann hätte mir diese Frage so leicht nicht gethan. Sie fühlen gleich heraus, daß trotz des Endes doch noch ein Schluß dazu gehört." — „Da Sie es selbst eingestehen," erwiederte sie, „ersparen Sie mir die Beschämung, indiskret gefragt zu haben."

„Ich bin ihr heute begegnet," sagte er kurz. — „Begegnet?" nahm sie erstaunt sein letztes Wort auf. — „Im Kurgarten, heute Morgen."

Er hatte während dem eine Mücke beobachtet, welche sich auf dem Rücken seiner Hand ganz dick und roth getrunken hatte. Er schlug nun auf sie herab und bemerkte spöttisch: „Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen. Ja wohl, im Kurgarten sah ich sie, und in der besten Gesellschaft — in einer Toilette außerdem! und schön wie ein Teufel. Ich versichere Ihnen, ich fühlte es in meinen Knieen, als ich sie so plötzlich nur fünf Schritt von mir erblickte und sie mir in die Augen sah. Wir erkannten uns auf der Stelle. Aber der Blick, der Blick! so kalt, so eisig! Ich glitt darüber hin, wie man Winters über eine Stelle gleitet, an der man im Sommer beinahe ertrunken wäre."

„Sie irrten sich vielleicht," bemerkte sanft seine Begleiterin. — „Irrthum?" rief er heftig. „Ist das ein Irrthum, wenn man fühlt, daß sich das Herz zusammenzieht, das eben noch sich freudig ausdehnte? Liegt nicht zwischen Herz und Herz, wo es auch sey, ein unsichtbarer Telegraph, der niemals falsch schreibt? Was riß mich damals zu ihr hin, als ich nicht wollte? was zeigte mir heute den Abgrund zwischen mir und ihr, den ich nicht ahnte? Um es nur zu sagen, ich erkundigte mich: sie hat einen vornehmen, reichen Mann geheirathet, von dessen entzückend liebenswürdiger Frau ich schon oft hörte, ohne freilich zu wissen, wer es sey. Sie konnte mich mit einem Blicke verabschieden, wenn sie das wollte — ich hätte es ihr gerne verziehen — mir, mit einem Druck der Augenwimpern nur, zu verstehen geben: „ich darf dich jetzt nicht kennen, leb' wohl;" ich hätte sie verstanden. Aber das war es nicht: herzlose Kälte — ich war ihr unbequem. Sie dachte: fort mit ihm, so oder so! Ich erschreckte sie durchaus nicht, ich genirte sie nur. O, ich verstehe mich auf Blicke und auf Lügen und auf Falschheit!"

„Als Sie damals von Ihnen ging, dauerte es da sehr lange, bis Sie sich trösteten?" fragte die junge Frau.

„Mißverstehen Sie mich nicht," fiel er ihr fast in's Wort. „Ich war niemals in Julien verliebt. Es war keine Leidenschaft, die ich nachschleppte, es war für mich die liebste, schönste Erinnerung. Ich würde den, der sie besitzt, nicht beneiden, auch wenn ich sie ganz wie früher getroffen hätte. Ich war ein Kind damals. Aber ich hatte ihr das nicht zugetraut. Ich glaubte sie erkannt zu haben, und wenn ich seitdem unter kalten und lauwarmen Menschen war, dachte ich an sie und hielt meine Gesellschaft nur für einen unglücklichen Zufall, glaubte an eine bessere. Aber jetzt! Auch hier Falschheit und Berechnung! Denn ich irrte nicht; mein Herz hat mich noch niemals belogen. — Jetzt ist es nichts mehr als ein Abenteuer," fügte er wieder kühl und ironisch hinzu, nachdem er leidenschaftlich gesprochen hatte, „eine Geschichte wie tausend andere. Warum sollte ich sie verschweigen, Ihnen oder irgend jemand, wenn Sie Lust haben? Man denkt,

man würde die Dinge los, wenn man sie ausspricht. Verzeihen Sie, wenn ich Sie so zwangsweise zu meiner Vertrauten machte."

„Sie werden Sie vielleicht sehen und Alles sich aufklären," sagte sie nach einiger Zeit.

Er antwortete nichts. Sie setzten den Weg schweigend fort. Er begleitete sie zu ihrer Wohnung und ging allein weiter, ein Wirrwarr von Gefühlen in seinem Herzen streitend.

Trotz dieser Begegnung hatte der Gedanke an Juliens Anwesenheit einen zauberischen Einfluß auf Georg ausgeübt. Er hatte sich von ihr losgerissen, aber er sah sie doch lebhaft vor sich. Unwillkürlich mußte er sich der alten Zeit erinnern, wo er hier mit ihr lebte. Es lagen noch nicht so lange Jahre dazwischen. Wie oft waren sie Arm in Arm auf dieser Seite von den Bergen herabgestiegen und in angenehmer Müdigkeit durch die Gassen geschlendert! Sie war wieder da; die Luft umwehte ihn anders, die Wasser am Wege rauschten, als hätten sie die alten Stimmen wieder erhalten, die Lieder fielen ihm ein, die sie sang und die sie zusammen sangen, die Leute begegneten ihm, und er dachte daran, wie sie allen so freundlich guten Abend sagte. Es war fast Nacht. Da stand am Zaun des Gartens die unschuldige Bretterbank, auf der sie, nur wenige Schritte von ihrer Hausthür, oft ausruhte. Georg hatte es stets vermieden, an dem Häuschen vorüber zu gehen; heute führte ihn sein Weg dahin, als wohnte er dort. Die Fenster standen offen, ein junges Mädchen spielte Clavier. Oft hatte er so gestanden, ohne daß sie von ihm wußte, und sie heimlich gesehen und bewundert, wie sie hell im hellen Zimmer umherging, oder sich auch so zum Spielen niedersetzte. Die Jahre schwanden zwischen jetzt und damals, er kam wie träumend in seiner Wohnung an; nachdem er diese Gedanken längst vergessen und überwunden, mußte er nun gewahr werden, daß sie nur geschlummert hatten in ihm.

Wirklich lag da ein Billet. Er wußte, daß es von ihr kam; sie wollte ihn sehen, auch die bekannte Handschrift lag so wunderlich vor seinen Augen. Es war die Zeit, die sie bestimmt hatte; er ging. Wie schwebend ging er durch die Straßen, fand das Haus, nannte seinen Namen, und man öffnete ihm die großen Thüren eines Saales, in dem er allein war.

Ein Athemzug hier und er hätte gewußt, bei wem er war. Dieses leise Parfüm, diese Blumen: bei ihr dufteten sie anders als anderswo; dann die unzähligen kleinen Sächelchen, die Bronceu, die aufgestellten Bilder, die ihr selbst hieher gefolgt waren; die Bücher, welche in vornehmen Einbänden auf dem Tische lagen, das aufstehende Armband: ohne ein Wort zu wissen, ohne eines dieser Dinge je gesehen zu haben, würde er errathen haben, wem er nahe sey und welche Hand hier gewaltet.

Ein Wagen rollte sanft heran. Georg trat auf den Balkon, Julie war es. Er sah sie beim Scheine der Laternen, welche vor der Thüre brannten. Er hörte ihre Stimme draußen.

In diesem Augenblick, eben als er noch erwartungsvoll horchte, fiel ihm die Begegnung mit ihr wieder ein und ihr herzloser Blick. Wie ein einziger eisiger Winterhauch einen ganzen vorwitzigen Frühling zu Tode bläst, mit so tödtlich verwelkendem Gefühl ward er sich plötzlich dessen bewußt, was sie trennte. Kalt und peinlich ward ihm zu Muthe. Er wollte sie nicht sehen, er wollte hinaus, vorüber an ihr und das Gesicht abwenden; es kam ihm vor wie ein Hohn gegen seine Ehre, daß er hier stand, statt sie auf ihr Billet erst kühl zu fragen, warum sie ihn so verleugnet hätte.

Sie trat ein, reichte Hut und Mäntelchen dem Mädchen, das sie beide allein ließ, und kam auf Georg zu. Sie nannte seinen Namen und streckte ihre Hand aus. Er sah sie, schön, lächelnd, anmuthig, aber es sagte ihm etwas: „das ist alles gelogen!" und er verbeugte sich schweigend.

„Georg!" rief sie und ergriff seine Hand, die er auf den Tisch stemmte. „Warum bist du gekommen," fragte sie mit einer süßen Traurigkeit, „wenn du mich nicht mehr kennen willst?"

„War ich es, der zuerst nicht erkannte?" dachte er und machte seine Hand frei, während ihm immer kälter zu Muthe ward. „Ich kam," sagte er endlich — „es war ein Irrthum, daß ich kam — ich weiß nicht —"

Er stockte, er sah sie wieder an und konnte es nicht begreifen, warum ihr Anblick ihn so erkältete, und ihr Ton, der so herzlich klang, nur an Schauspielerei und Betrug erinnerte. Fort! dachte er, und so laut, daß er es aussprach und auf die Thür zuging.

Sie trat ihm in den Weg. „Du gehst nicht!" sagte sie. „Georg! verachtest du mich, denkst du schlecht von mir? Sprich es aus!" Sie sprach so rührend, so wahr, daß ihn die Stimme überwältigte, er wandte sich ab, um seine Thränen zu verbergen. „Warum hast du mich damals verlassen und heute nicht gekannt?" rief er aus.

„Ich durfte dich nicht kennen; es erschütterte mich so, daß ich verloren gewesen wäre," antwortete sie.

Das war nicht wahr, er hätte einen Eid darauf abgelegt. „Du lügst!" schrie er auf. „Kälte war es, daß du mich nicht kanntest, Kälte, daß du mich verließest, Kälte, daß du mich hieher riefst! Lebwohl! sey glücklich! Es ist aus zwischen uns beiden!"

Seine Stirne glühte, die ihre war bleich geworden.

„Georg," sagte sie, „jetzt bleibst du!" Er hatte sich wieder der Thür zugewandt: „Was willst du von mir noch?" — „Nichts, nur anhören sollst du mich eine kleine Weile. Vertheidigen will ich mich nicht." — „Wozu das auch?" — „Ich will's nicht, du hörst es. Aber, siehst du, wir treffen uns vielleicht nicht wieder. Wir glaubten uns einmal so genau zu kennen. Georg, du hast nie gewußt, wie ich bin. Willst du es wissen zu guter letzt? Vielleicht urtheilst du dann anders über mich; es wäre doch möglich."

Sie sprach anders, als sie jemals gethan. Fort war alle Süßigkeit des Klanges, der ihrer Sprache niemals fehlte und sie so verlockend machte. Sie redete mit einer trockenen Schärfe, aber so tonlos, daß sie ihm gespenstisch däuchte, etwa als wenn die Buchstaben eines Buches zu reden anfingen. Er konnte sich nicht enthalten, ihr das zu sagen.

„So hat mich noch keiner reden hören, ich glaube es wohl. Aber ich will gegen dich seyn, wie ich gegen mich bin, wahr und ohne Betrug. Du hattest ganz recht: es ist alles nur Schauspielerei." — Und das sagte sie, wie sie begonnen hatte, ohne allen Schmelz, ohne das Lächeln, das sonst ewig ihre Worte, die unbedeutendsten wie die wichtigsten, zu begleiten pflegte, jenen eine liebliche Wichtigkeit verleihend, diesen aber einen Klang gebend, als wäre alles leicht und nichts unmöglich. Es war die stumme Musik, dieses Lächeln, das alles begleitete, was sie that, und alle festhielt, die ihr nahe kamen.

„Setz' dich dahin," sagte sie und ließ sich neben ihm nieder. — „Wenn ich dich jetzt bäte," fuhr sie fort, „mich mir selbst zu zeigen, wie ich war und wie ich bin — könntest du das?" — Er sah sie an und schwieg. — „Nein, das könntest du nicht! Kein Mensch kennt mich, Georg. Vielleicht ist es gut. Sie würden mich alle mißverstehen, wenn sie mehr von mir wüßten. Und doch bin ich so, war so von Anfang an, und zuletzt war es doch der Himmel, welcher wollte, daß ich so seyn sollte."

„Ich will dir jetzt nicht schmeicheln, das merkst du wohl. Als ich dich damals in der Nacht hier plötzlich allein ließ — glaube mir, was mich das kostete, den Entschluß zu fassen, das spricht sich nicht aus. Du warst mein Ideal, mein Glück, mein Leben, in dir ruhte mein ganzes Wesen, wie mitten in der Sonne das Licht und mitten im Lichte die Wahrheit — ich las das neulich irgendwo — aber es trieb mich etwas von dir. Eine gebieterische Stimme hörte ich sagen, daß das dennoch keine Dauer haben würde, daß Tage kommen würden, wo ich diesen Taumel des Glücks verwünschte, daß ich dich und mich aufopferte und unglücklich machte. Diese Ahnung ward eine Drohung, eine Angst, ich stand mitten in der Nacht auf und machte mich zur Abreise fertig."

„Ich lauschte an deiner Thür, du schliefst. Ich klinkte leise auf und sah dich daliegen, küßte dich auf die Stirn und ging fort. Du hast es wohl nicht gewußt; was von Liebe je in mir wach war, drückten meine Lippen dir damals auf dein Antlitz. Doch ich wußte, es werde verschwinden, und es trieb mich fort. Kannst du dir das denken, diese Furcht, ein Gefühl könnte verschwinden, mitten in ihm? Bei mir ist die Welt alle Tage neu, jeden Morgen könnte ich ein neues Leben beginnen und es Abends durchlebt haben. Die Welt geht so langsam. Wenn ich Abends auftrete, werde ich zu der, die ich spiele. Ihre Leidenschaft erwacht in mir, rast vorwärts, wächst in unerhörter Schnelligkeit und sinkt zu Boden, wenn das Stück vorüber ist."

„Von meinem Leben wußtest du nie etwas. Ich hatte, als ich noch ganz jung war, schon ein Herz, von dem ein anderes sein Glück auf ein langes Leben erwartete. Und nun denke recht klar, denke dir ein Mädchen von siebzehn Jahren, schön — ich war das wohl — liebend, geliebt, und in dessen Herzen denke dir folgendes Gespräch: Liebe ich ihn? — Ja. — Werde ich glücklich mit ihm? — Nein. — Warum nicht? — Laß mich das Warum erzählen. Meine Eltern waren weder reich noch hochgestellt, in mir aber lebte eine rasende Sucht nach Reichthum und Vornehmheit. Mich konnte diese Welt schwindlich machen, wenn ich zufällig hineingerieth. Neben dem, den ich liebte, wirklich liebte, hätte ich nur ein stilles Leben geführt, in dem man das hat, was man braucht. Mich erdrückte der Gedanke an diese Zukunft. Ich sagte es ihm offen und brach ab. Wäre er reich und vornehm gewesen, so hätte ich mein Leben für ihn geben können. Nun kam ich auf irgend eine Weise auf den Gedanken, Schauspielerin zu werden. Man machte mir gleich sehr gute Anerbietungen und ich hatte Rollen zu spielen, in denen ich Beifall erntete. Siehst du, Georg, nie war ich so glücklich, als da ich diese Rollen zum erstenmal spielte. Der Leidenschaft, der Zärtlichkeit gab ich mich rückhaltslos hin. Das Gefühl, daß ich selbst sicher sey, daß ich frei war und mich dennoch so leidenschaftlich in Liebe, Haß und alle Gefühle stürzen durfte, die ein Menschenherz bewegen, war unaussprechlich wohlthuend. Ich war Julie, war Desdemona, ich konnte mich sklavisch einem Geliebten hinwerfen, und hernach hatte er und kein Mensch Ansprüche an mich, war ich frei und meine Herrin. Und dabei machte ich Aufsehen, ward verehrt und schön genannt. Ich verachtete es, aber

ich hörte es mit Entzücken. O, wie gemein ist diese Seite meiner Natur und wie unüberwindlich! Oft ekelte mich mein Leben an, aber der Erfolg, das Gedränge der jungen Männer um meine Schönheit — ich sog das wie die Luft des Paradieses ein. Ich nahm ihre Geschenke, gab mein Geld für Pracht und Ueberfluß aus und hörte lächelnd ihre Schmeicheleien. Georg, glaube mir, ich wußte, daß sie logen, aber der Trieb in mir war zu stark, ich konnte das sanfte Rauschen dieser Worte nicht entbehren."

„So lernte ich den Grafen kennen. Ich will nicht sagen, daß er geistreich war, aber er war schön, reich und von hohem Rang. Meinst du, ich hätte ihn fesseln wollen, um mich an ihn anzuketten für die Zukunft und so eine Carrière zu machen, wie ich jezt gethan habe? Ich dachte nicht an die Zukunft, ich liebte ihn, ihn, seine Stellung, seinen Reichthum, seine Schönheit, nenn' es wie du willst, daß das Alles vor mir zu Einem verschwamm. Ich will dir hier nur die Wahrheit sagen. Es gibt Frauen, die nur das Herz lieben, nur ein paar treue Augen wollen, der Rest ist Plunder und Lumpen für sie; mir nicht. Ich war so selig mit ihm, ich war wahnsinnig. Das war ich, als er mich verließ. Nicht mein Herz, das er brach, meine Existenz war es, die er vernichtete, alles mit Einem Riß. Das sahst du mir nicht an. Du glaubtest wohl, als du mich so kindlich liebreich trösten wolltest, ich sey ein armes Mädchen, das grausam getäuscht war, dessen Herz zum erstenmal erfuhr, was Untreue war. Was waren mir Treue und Untreue! Ich war eine Königin, der man Krone und Mantel abgerissen hat. Es war aus mit meinem Stolze, meiner Trunkenheit — wie ich es dir sage, klingt es so kalt und so gewöhnlich, aber es waren Königreiche, die ich besaß und die mir genommen wurden."

„Nun kam die Zeit, wo wir beide hieher kamen. Glaube mir, so ruhig glücklich, als ich hier mit dir lebte, fühlte ich mich nie zuvor und nachher. Aber das Gefühl verlor ich nie, daß alles nur vorübergehend sey, und eben deßhalb genoß ich es so völlig. Es war ein süßes Einschläfern des Gewaltsamen in mir; aber es mußte ein Erwachen folgen. Ich hätte mit dir nicht so still und treu in den Gedanken fortleben können. Es wäre gewesen, als hättest du einen Seehund auf dem Lande festhalten wollen. Der Tiger kann seine Flecken nicht abwerfen, du weißt das. Du hattest freilich keine Ahnung davon, daß ich mitten in unserer himmlischen Einsamkeit ferne das große Leben rauschen hörte und, schon treulos genug, in Gedanken die Zukunft hegte, die mich wieder mitten hinein führte. War es da nicht Verrath, wenn ich dein Herz ganz an das meine ziehend dich betrogen und vernichtet hätte, vielleicht? Hättest du mir damals geglaubt, was du jezt von mir hörst, auch wenn ich es dir noch so deutlich gemacht hätte? Nichts hätte dich gebändigt in deinem Irrthum, wäre ich geblieben; du hättest mich vielleicht in ihn hineingerissen. Deßhalb verließ ich dich in jener Nacht, und jezt, wo wir uns wieder sehen, ist es besser so, als hätten wir uns nicht getrennt."

„Du brauchst nicht Ja zu sagen," fuhr sie nach einer Pause fort, „ich will mich nicht vertheidigen, du sollst mich nur kennen lernen. — Als ich von dir fortging, nahm ich deinetwegen unter fremdem Namen ein Engagement an, allein dieses Leben ward mir bald zum Ueberdruß. Die Kunst war mir immer gleichgültig gewesen, ich hatte nur die Emotionen gesucht; jezt fingen sie an in dieser Fassung mir alltäglich zu werden. Ich lernte meinen jetzigen Mann kennen. Er ist sehr reich, sehr traitabel und findet wie ich Vergnügen an dem, was nun einmal jezt mein Leben ist. Er ist eitel darauf, daß ich schön bin, daß die Leute ihn beneiden, und unser Haus gesucht ist. Ich bin ganz offen gegen ihn gewesen. Er wollte mich heirathen, ich nahm das an. Wir leben recht gut zusammen. Was man in unsern Kreisen Liebe nennt, fühle ich für ihn. Betrunken hat er mich nie gemacht." Sie lächelte. „Das ist vorüber," sezte sie hinzu, stüzte den Kopf in die Hand und sah zu Boden.

„Und dir genügt das, Julie? du fühlst dich nicht einsam? du siehst nicht, daß deine Freunde hohle, leere Herzen sind, die dich verlassen würden, sobald du aufhörtest, ihnen das fortwährend vor die Füße zu werfen, was edel und gut an dir ist, und was keiner von ihnen versteht?"

„Es sind doch Menschen wie andere auch," antwortete sie düster, doch ohne Georg zu widersprechen oder ihn unterbrechen zu wollen.

„Gewiß," rief er, „aber siehst du in ihnen das, was sie zu Menschen macht, wie andere auch? Du reizest sie, dich zu belügen, du belügst dich durch sie, du mußt dich ja zwingen, zu vergessen, daß alles, was sie dir geistig darzubieten scheinen, nur dein Eigenthum ist, das sie zurückgeben. Ich kenne sie nicht, aber du schilderst sie selbst. Deine Marionetten sind sie; machen sie eine Bewegung, die du nicht hervorbrachtest und verlangtest? Geben sie dir, was sie vorher hatten, ehe du es ihnen schenktest? Und welches sind die Güter, die du erworben hast? Dein Namen, der Luxus um dich her, die bezahlte Bedientenunterthänigkeit, die verschwinden würde, wenn diese Menschen nur Einmal ihren Lohn nicht empfingen, der Stolz, in einer Equipage zu rollen, wo wir zu Fuße gingen

und glücklicher waren! Laß deinen Mann sein Vermögen einbüßen, ihn sterben, bekomme die Blattern, und dann sieh dich um. Wer von deinen jetzigen Freunden würde dich dann wieder erkennen?"

„Du redest von dem, was seyn könnte," antwortete sie milde. „Das habe ich oft bedacht. Weiß nicht jeder Matrose, daß sein Schiff einmal an eine Klippe stoßen und im Moment versinken kann? Bleiben wir bei den Dingen, wie sie einmal sind. Manche sind im Stande, über dem Gedanken an ihre geistige Stellung die weltliche zu vergessen und zu entbehren. Ich kann das nicht. Meine Natur liebt und verlangt, was du um mich her siehst, sie kann es nicht entbehren. Wohl empfinde ich von Zeit zu Zeit eine furchtbare Leere in mir, eine Einsamkeit um mich, die mich erstickt, als wäre keine Luft zu athmen mehr da; doch ich überwinde es. Ich weiß, daß die meisten von denen, die mich bewundern, kalt, geistlos und eitel sind, aber ich weiß es nur in Momenten, ich vergesse es dann wieder. Ich weiß wohl, daß mein Mann, der mich liebt und stolz auf mich ist, niemals einen Funken meines wahren Wesens sah. Es erschreckt mich manchmal, an ihn gekettet zu seyn; Nachts erwache ich, höre ihn athmen neben mir und weiß nicht, wo ich bin. Unendlich fremd komme ich mir vor und erinnere mich erst wieder, wer es ist und wie er an meine Seite kam."

„Aber alles das sind nur Momente. Ich bin nicht bloß ein Geist, ich bin ein Mensch. Ich kann nicht ewig auf den sonnengoldenen Spitzen der Gebirge sitzend auf die Menschen herab sehen und sie klein und nichtig fühlen unter mir. Ich muß herab zu ihnen, ihre Eitelkeiten müssen die meinen seyn, ihre Sorgen, ihre Lügen — nimm es, wie du willst: aber meinen Horizont bedarf ich. Bedurfte nicht Goethe seinen Hof und dessen Klatschereien, seine langweiligen Verehrer?" — Georg lächelte. — „Laß mich enden," sagte sie. „Ich will ihn weder herabziehen, noch mich durch den Vergleich lächerlich machen; ich will nur sagen, wenn ein so hoher Geist das nicht entbehren konnte, darf es da nicht eine Frau, auf die niemand sieht, von der Keiner etwas erwartet? Er sah wohl die Enge seiner Umgebungen, die Nichtigkeit dieser in sich selbst drehenden Eitelkeiten, aber er hing an ihnen, und kein Mensch verdenkt es ihm: und ich armes Wesen, an dem nichts verloren ist, das seiner Natur nachgeht, die es treibt und ihm Zwang anthut! Wir beiden, ich und du, Georg, allein und in Einsamkeit mit dem Vorsatze, uns zu lieben, uns zu genügen — was wäre daraus geworden? Momente vielleicht ungeheuren Glücks, aber lange Zeiten zwischen ihnen liegend, die wir kühl und in einer unbehaglichen Dämmerung zugebracht hätten, wo ich mich zur Zufriedenheit gezwungen und du unruhig und betrübt diesen Kampf durchgefühlt hättest."

Er schwieg. Es war ihm nicht mehr darum zu thun, Julien zu widersprechen. Sie ergriff seine Hand. „Verdammst du mich? War es nicht wirklich besser, daß die Dinge geschahen, wie sie geschehen sind?"

Er erwiederte den Druck ihrer Hand und es war keine Lüge, daß er es that. Was sie andern unähnlich machte, war nur die größere Energie, mit welcher sie dem nachging, was ihre Natur verlangte, und die Unschuld, mit der sie sich kein Geheimniß daraus machte. Er erhob sich. „Du gehst," sagte sie, „ich weiß es wohl, und du kommst nicht wieder. Hast du noch einen Vorwurf gegen mich auf dem Herzen? Laß mich noch das Letzte gestehen. Ich war wirklich ganz ruhig, als ich dich gestern sah, und erkannte dich deßhalb nicht, weil mir das das Bequemste schien."

Vom offenen Balkon drang der Blumenduft herüber. Die seidenen Kissen, die vergoldete Lampe, welche sie beleuchtete, die dunkeln Oelbilder mit den schweren blinkenden Rahmen, der Reichthum der ganzen Einrichtung — man läßt das freilich alles zurück, wenn man aus der Welt geht, aber man läßt auch Schönheit und Anmuth zurück. So dachte er, als er umher sah und dann die Blicke wieder auf Juliens vornehme und edle Züge lenkte. Die Frau gehörte zu dem Allen, sie bildete ein Ganzes mit ihm, das eine Berechtigung hatte, wie es existirte; aber zugleich fühlte er auch, daß er selber dem fremd sey.

„Nein, ich komme nicht wieder," antwortete er, „aber ich denke alles Gute von dir, Julie. Gott sey mit dir!" Sie sagte ihm Lebewohl und er verließ das Zimmer. Als er die Treppe hinab stieg, kam ihm etwas Weiches vor die Füße. Es war die kleine Katze, die sich mit den Vorderfüßen an ihm aufzurichten suchte, dann zurück und wieder auf ihn zusprang und ihm in jeder Weise Zeichen der Zuneigung gab. Er nahm sie auf und streichelte sie; sie trug das alte Sammtbändchen mit dem Diamant um den Hals, sein Weihnachtsgeschenk von ehedem.

Am andern Tag sah er sie dennoch wieder. Sie saß mit ihrem Manne im offenen Wagen. Sie war die Jugend und die Frische selbst. Georg trat zur Seite und ließ sie vorüber fahren, dann aber blickte er ihr lange nach und sah die Bänder ihres Hutes und ein Stückchen ihres Kleides im Winde fliegen, bis sie verschwanden.

Berlin, Oktober 1855.

Herman Grimm.

Briefe über die bildende Kunst.

(Schluß.)

VIII.

Der Baustyl als Ausdruck des Zeit- und Volksgeistes (C. Die christliche Welt.)

Die architektonische Schönheit beruht auf Gliederung und Verbindung der Masse, so daß das Gesetz der Construktion veranschaulicht wird und das statisch Bedeutende als Kern und Gerüste des Baues auch klar und anmuthig hervortritt. Die Sache bringt es mit sich, daß im Innern die das Ganze zusammenhaltende Kraft der Einheit überwiegt, und daher die Sonderung niemals schroff hervortritt und durch milde Uebergänge wieder verschmilzt; statt des Gegensatzes von Säule und Architrav haben wir die überleitende Bogenwölbung. Sodann wirkt hier das Licht und die Perspektive in eigenthümlicher Weise, die Durchsicht durch die Pfeiler gewinnt von verschiedenen Standpunkten einen stets wechselnden Reiz, es entwickelt sich ein anmuthiges Spiel von Licht und Schatten, von Helldunkel, das durch die Malerei der Fenster noch erhöht und durch die klaren, reinen Lichtfluthen, die sich von der über dem Mittelquadrat errichteten Kuppel oder Thurm, der sogenannten Laterne nach allen Seiten ergießen, zu einer zauberischen Kraft und Herrlichkeit gesteigert wird. Darum glaubte ich mich berechtigt, der mittelalterlichen Architektur einen malerischen Charakter zuschreiben zu dürfen, der auch im Aeußeren durch den Wechsel der vorspringenden Strebepfeiler und der Strebebogen mit den Fenstern in einem mannigfaltigen Spiel von Licht und Schatten und von verschiedenartigen Gruppirungen sich geltend macht. Aber er ist hier ein Zweites zu der Erfüllung der baulichen Gesetze, eine Zugabe zur rein architektonischen Schönheit.

In seinen Domen hat das Mittelalter den christlichen Kirchenbau vollendet, sie sind eine der größten Thaten, die es vollbracht; noch vor der Durchbildung des persönlichen Lebens und der ihm entspringenden Werke hat hier der Gesammtgeist ein Symbol seines Wesens großartig, ehrfurchtgebietend aufgestellt. Fragen wir dabei nach den feineren nationalen Unterschieden, so bleiben die antiken Reminiscenzen am sichtbarsten in Italien und Südfrankreich, das ja vorzugsweise die römische Provinz (Provence) genannt wird. Eine Fülle maurischen Schmucks zeichnet die stolze Grandezza spanischer Kirchen aus. Normannische Bauten entsprachen durch ein festungsartiges Gepräge dem kriegerischen Sinne dieses Stammes, verwoben sich aber in Sicilien mit antiken und muhammedanischen Formen, gemäß den Culturelementen dieser Insel. Nordfrankreich und Deutschland bildeten mit gründlichem Geist das Constructive am entschiedensten aus. Die Gothik Englands glänzt durch Reinheit und Zierlichkeit des Details; mehr noch als in ihr und der französischen, bei welcher die kreisförmige Rose des Portals und durchgreifende Horizontallinien hervortreten, hat sich in der deutschen die Höhenrichtung entwickelt. Wie die ritterliche Poesie, so ging auch der gothische Styl von Frankreich aus, um in Deutschland wie im Parcival und Tristan, so im Kölner Dom die schönste Vollendung zu finden. Von den venetianischen Palästen singt Platen:

> Die goth'schen Bogen, die sich reich verweben,
> Sind durch Rosetten überblüht, gehalten
> Durch Marmorschafte, vom Balkon umgeben:
> Welch eine reiche Fülle von Gestalten,
> Wo triefend von des Augenblickes Leben
> Tiefsinn und Schönheit im Vereine walten!

Gegen Ende des Mittelalters verließ die Gothik den strengen Zusammenhang des Ornaments mit der Construction, und verlor sich in ein üppiges Linienspiel der Verzierung. In der Welt aber trat an die Stelle des schwungvollen Idealismus, dem jener entsprungen war, ein realistischer Sinn, der sich bald im Trachten nach Erwerb, bald in einem Zug nach der Natur durch große Entdeckungen und Erfindungen, bald in der Hinwendung zu den staatlichen Interessen und der Begründung der Staatswissenschaft aussprach, und in der Kunst sich zunächst als das Studium des wirklichen Lebens noch innerhalb der religiösen Malerei geltend machte, bald aber aus der kirchlich mythischen Periode in eine neue, in die der Weltwirklichkeit hinüberführte. An die Stelle der Autorität und des organischen Zusammenhanges trat die Kritik und der Individualismus. Die Kirche war verweltlicht, die Reformation führte zu einer Spaltung und gab dem Geiste der persönlichen Selbständigkeit die religiöse Weihe. Dem Volksepos folgte der Roman, den Heiligenbildern das Genre, so auch in der Architektur dem kirchlichen Styl der weltliche.

Wie für Poesie und Wissenschaft, so ward auch für die Baukunst das Alterthum wieder erweckt, und der Styl der Renaissance empfing daher seinen Namen. So nothwendig indeß die Macht des Individualismus in der Geschichte und so groß seine Wirksamkeit auf andern Gebieten war, in der Baukunst, die ein Ausdruck gemeinsamer Ideen und Gefühle, ein Bild einheitlichen Volksgeistes seyn soll, konnte er am wenigsten Erfreuliches hervorbringen. Dem zufolge treten auch hier die Persönlichkeiten als solche hervor, an der Stelle der Werke von Jahrhunderten die Namen der Baumeister, die nun sich und ihre besondere Kunst zeigen wollen.

Die neue Richtung ging von Italien aus, wo man das römische Alterthum in seinen Ruinen immer vor Augen gehabt, und schloß sich demselben an. Sie theilte das Gefühl der alten Welt für Räumlichkeit, für Massengliederung und Massenwirkung, für glänzende Dekoration, und nahm eben so die griechischen Formen hiefür in einer äußerlichen, aber geschickten Weise wieder herüber. An die Stelle der Vertikalrichtung trat jezt die Horizontallinie, die nun in mächtigen Gesimsen die Gebäude in Stockwerke sonderte und den Bogen gern unter den Halbkreis verflachte. Da zeigte sich bei Meistern wie Brunellesco, Alberti, Bramante ein tüchtiger Sinn, ein kräftiger Zusammenhalt der Massen, und nur da, wo diese ihrem Zwecke gemäß sich gliedern, wie bei Portalen und Fenstern, treten antike Formen decorativ hinzu. Namentlich sind florentinische Paläste von höchst erfreulicher Wirksamkeit dadurch, wie die großen rauhen Mauersteine durch wenige schöne Linien ebenmäßig bewältigt erscheinen, und zu Venedig wird mit Glück und Geschmack das Detail der Balkone, der Fensterbogen statt in gothischem Styl jezt im Sinn des Alterthums gebildet. Für die Bedürfnisse des Lebens auf künstlerisch glänzende Weise zu sorgen, war die Aufgabe, welche mit vielseitigem Talent gelöst ward. Ein Rhythmus der Bewegung herrschte im gothischen Styl, jezt ward nach Kuglers Bezeichnung ein Rhythmus der Massen durchgeführt, eine neue Schönheit der Verhältnisse gewonnen. Schade nur, daß zu den Massen und Räumlichkeiten, die unsere Bedürfnisse erfordern, die antiken Formen nur als äußerliche Decoration herantraten und aus diesem Zusammenstellen keine organische Durchdringung von Inhalt, Zweck und Gestalt hervorwuchs. Vielmehr lag hier der Grund, daß die antike Architektur des Aeußeren jezt bald zu einer der bloßen Aeußerlichkeit ward, daß man die alten Formen ihres Wesens entkleidete und ihrer Bedeutung entsezte, indem man sie nur zum Schein und um des Scheines willen herüber nahm und zu einem der Sache fremdartigen Ornament machte. Darin liegt aber schon der Zopf, der Barockstyl, das Rococo, jene verwilderten Dialekte der Formensprache des Renaissancestyls, wie sie Burckhardt treffend geheißen. Die Säule z. B. ist tragend und raumöffnend, wenn man sie aber zwecklos an eine Mauer stellt, so ist sie nur zu müssigem Prunk da, und dieß reizt dann zum launenhaften Spiel spiralförmiger Windungen, zu Verschnörkelungen und Verkropfungen des Gebälkes über der Säule. Der Bogen soll tragen und verbinden, wenn man ihn aber an eine Wand bloß anheftet, so kann man ihn auch in der Mitte durchbrechen, und dann kann er weder tragen noch verbinden, und was soll er dann anders thun, als sich schneckenhaft drehen und winden? Die subjektive Willkür und das Streben nach malerischen Wirkungen konnte bei Michel Angelos genialer Begabung noch Ueberraschendes und Erstaunliches leisten; aber wenn Zwerge dem Riesen nachahmten, so konnte sich nur die innere Hohlheit durch äußerliche Ueberladung aufspreizen, und die Einheit des Ganzen mußte sich auflösen in lauter Mannigfaltigkeiten im Besondern, von denen jede dann wieder für sich bewundert seyn wollte und deßhalb sich eitel vordrängte. Den Hauptlinien wird dadurch alle Bedeutung entzogen, sie werden fortwährend gebrochen, aufgebauscht, in Schnörkel aufgelöst, und Nebenformen machen sich ungebührlich breit. Diese Manier in ihrer Willkürherrschaft überträgt die Moden der Perrücken und Reifröcke auf die Gebäude und veranschaulicht die Zeit und Weise jener französischen Maitressenwirthschaft und frivolen Willkür der geistreichen Liederlichkeit, während ein Künstler wie Schlüter auch damals durch innere wesenhafte Größe den Schein zu besiegen und den Zopf selbst der Tüchtigkeit des Charakters dienstbar zu machen verstand. Seine Werke stehen in der Kunst so achtunggebietend da wie der große Kurfürst und seine Nachfolger in der Politik.

Im Mittelalter hatte man Formen des Kirchenstyls auf Burgen und Häuser übertragen, in der Periode der Weltwirklichkeit baute man die Kirchen wie Paläste Gottes. Man gab ihnen eine Façade mit Säulenportalen und Hallen, die das Innere nicht aussprachen, man decorirte sie mit Werkstücken der Tempel des Alterthums, man machte die Pfeiler massenhaft schwer, die Mauern für das Tonnengewölbe massenhaft dick und gewann eigentlich nur durch die Kuppel den Eindruck des Imposanten, den man erstrebte. Der manierirtesten, überladensten, prunksüchtigsten Scheinwirthschaft machte sich damals der Jesuitismus in seinen Kirchen schuldig.

Nachdem auf den Rausch und die Ueberreizung

eine Entnüchterung und Ermattung gefolgt war, ist unser Jahrhundert zu neuem Leben erwacht. In der Poesie, in der bildenden Kunst, in der Wissenschaft waltet das Streben nach einem Idealrealismus, nach einer Versöhnung der streng stylistischen mit der naturwahren Auffassung und Behandlung, nach einem Zusammenwirken von Vernunft und Erfahrung. Man will Gott in der Natur und Geschichte, Natur und Geschichte in Gott erkennen und darstellen, man will die Menschheit als einen großen werdenden Organismus betrachten, und die Gegenwart soll als Erbe der Vergangenheit die Stoffe und Formen aller Zeit verstehen, genießen und zweckmäßig verwenden. Man kann diese neue Lebensperiode der christlichen Welt als die der gottinnigen Humanität oder der geschichtlichen Idealität in Bezug auf die Kunst bezeichnen. Aber noch ringt und sucht der Geist, vielfach umlärmt vom Kampf der Parteien, nach dieser Harmonie und Klarheit, und die Architektur konnte daher noch nicht der Ausdruck eines neuen Gesammtbewußtseyns seyn, weil dieses selber noch nicht allgemein gültig hervorgearbeitet ist. Aber sie hat das Hellenische, das Mittelalterliche wieder verstehen und sachgemäß verwenden gelernt, und steht in diesen Reproduktionen auf der Stufe, die ein Herder und Voß als Vorläufer Goethes und Schillers in der Literatur einnehmen. Sie hat wieder Sinn und Gefühl für organische Einheit und Durchbildung, für Zusammenklang des Innern und Aeußern, für eine die bauliche Funktion der einzelnen Glieder aussprechende Ornamentik gewonnen, und je mehr sie alles bloß Scheinsame vermeidet und den Bedürfnissen der Gegenwart einfach zu genügen sucht, um so näher kommt auch sie dem Ziele der freien Wahrheit, dem wir alle zustreben. Und hat unser Volksbewußtseyn in der Durchdringung von Glauben und Wissen, von Erfahrung und freiem Denken den Frieden, und sich selber in seinem Lebensgrunde, in Gott, wieder gefunden, dann wird auch die Architektur ihm in einem neuen Baustyl die sinnenfällige Veranschaulichung geben.

Moriz Carriere.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Anderson. — Smith's Volksclub. — Reformen der City. — Volksbühnen. — Nebel. — Bestandtheile der englischen Sprache. — Omnibus.

Wenn sich die Londoner — nämlich die, welche Geld haben — jezt nicht amüsiren, so ist es ihre eigene Schuld. Anderson, der „Zauberer des Nordens," wie er sich selber betitelt, schwingt im Lyceum seinen magischen Stab und wirkt Metamorphosen, die einen Ovid begeistern könnten, die aber leider nur von Penny-a-liners besungen werden; der, ich hätte fast gesagt geniale E. Smith, der Erfinder der billigen Oper, zeigt in Drurylane „das wahre Drama," das Jahrtausende lang in einer egyptischen Pyramide vergraben gelegen, und Jullien, der dritte im Bunde, der große Jullien, der König der Kapellmeister und der Kaiser der Marktschreier, sizt wieder auf seinem Throne in Coventgarden, und während sein feistes speckiges Gesicht von Selbstzufriedenheit und Siegesbewußtseyn strahlt, commandirt er allabendlich einen musikalischen* „Sturm," wie die Welt noch keinen gesehen, oder vielmehr gehört hat. Außerdem sind die meisten der übrigen Theater für die Season geöffnet, von einigen hundert Soireen, Ausstellungen, Unterhaltungen jeder Art und zu jedem Preise gar nicht zu sprechen. Kurz, es fehlt den guten Cockneys nicht an Gelegenheit, sich die Zeit zu vertreiben und den bösen Krieg mit seinen Plagen auf ein paar Stunden des Tages zu vergessen. Und im Ganzen sind sie nicht unempfindlich für die Lockungen des Vergnügens. Ich habe die Theater und Concertsäle nie so voll gesehen, wie diesen Herbst. Es ist, als ob sich die Leute mit Gewalt den drückenden Sorgen der Gegenwart entrücken wollten.

Der »Wizard of the North« ist ohne Widerrede eine der populärsten Persönlichkeiten in der Metropolis. Alt und Jung schwärmt für ihn; aber er verdient es auch. Er ist ein Virtuos in der Kunst des Puffs. Diese Anerkennung müssen wir ihm zollen. Er ist nicht umsonst in Amerika unter den »cute« (acute) Yankees gewesen. Mit welchem Geschick beutet er alle Launen, alle Thorheiten des Publikums aus! So überraschend seine Taschenspielereien sind, seine Maueranschläge, seine Zeitungsreklamen

* Er hat die Einnahme Sebastopols in Musik gesezt.

sind noch überraschender, noch effektvoller. Und er wiederholt sich nie, seine Einbildungskraft ist unerschöpflich, wie die Goldgruben Australiens. Mit solchen Talenten ausgestattet, konnte er hier Wunder wirken, und er hat es gethan. Er hat das Lyceum, auf dessen Brettern die komische Muse Charles Mathew's sechs mal bankerott machte, in einen »paying concern« verwandelt, und ist auf dem Wege, ein reicher Mann zu werden. Neuerdings hat er sich bekanntlich zum Vorkämpfer des Rationalismus gegen das „Geisterklopfen" aufgeworfen, und das war einer seiner glücklichsten »hits« (Treffer). Er forderte die Spirits, die in vielen, selbst vornehmen Häusern und Köpfen spuken, förmlich heraus und versprach ihnen hundert Pfund Sterling für jeden rap (Klopfer), den sie in seiner Gegenwart hervorbringen würden. Die Geister hielten es nicht für gut, den Handschuh aufzunehmen, obgleich sie, so weit wir sie kennen, ziemlich habsüchtiger Natur sind. Dadurch haben sie sehr in der öffentlichen Meinung verloren. Mancher „Gläubige" ist ihnen untreu geworden, und mancher, der schon vor der Thüre des Instituts von Bedlam stand, ist auf der Schwelle umgekehrt. Anderson behauptet, indem er die Spirits an den Pranger gestellt, habe er sich ein Verdienst um die Menschheit erworben. Mag seyn, gewiß ist, daß sein argumentum ad hominem erfolgreicher war, als das Raisonnement der Wissenschaft. Es gibt Krankheiten, die man homöopathisch kuriren muß. Das beste Mittel gegen den Humbug ist der Humbug. Honny soit qui mal y pense. Anderson ist ein ehrenwerther Mann, und ich will ihm seine Lorbeeren nicht von der Stirne reißen.

Seit mehreren Tagen finden wir in den Zeitungen ein neues Projekt des unermüdlichen E. Smith angezeigt. Er beabsichtigt dießmal einen „Volksklub" auf Aktien zu gründen, „ein Etablissement, welches das Angenehme mit dem Nützlichen vereinigt, und den Massen Gelegenheit gibt, für geringe Kosten den Comfort des Lebens zu genießen, und zu gleicher Zeit sich auszubilden." — »The peoples club« soll ähnlich wie die fashionabeln Londoner Clubs eingerichtet werden, und obendrein einen Saal für wissenschaftliche Vorträge, für Sprachunterricht u. s. w. enthalten. Die Kosten des Ganzen sind auf 15,000 Pfund Sterling veranschlagt. Das Gebäude soll 7000 Menschen fassen, und das Eintrittsgeld einen Schilling die Woche nicht übersteigen. Der Plan scheint mir nicht besonders glücklich. Die Arbeiter, Handwerker und kleinen Shopkeeper, auf welche Smith hauptsächlich rechnet, haben zu wenig freie Zeit, um sich dem dolce far niente des Clublebens hingeben zu können, und was die Ausbildung betrifft, so finden sie in unzähligen Institutions, Lecturehalls, scientific Halls, und wie die Anstalten dieser Art alle heißen mögen, reichlich Gelegenheit, ihren Hang darnach zu befriedigen. Worauf Smith vielleicht am meisten baut, das ist die Neugier des Publikums, und er verspricht demgemäß goldene Berge vom „Newsroom" seines Clubs, „der einem tiefgefühlten Bedürfnisse abhelfen wird." Leider ist dem tiefgefühlten Bedürfnisse bereits so ziemlich abgeholfen. Die hiesigen Kaffeehäuser, die den Besuchern der Weltausstellung solches Grauen einflößten, haben sich nachgerade bedeutend humanisirt, und ferner sind in den lezten zwei oder drei Jahren, namentlich im Westend, eine Menge von „Penny-Newsrooms" entstanden, in denen alle Londoner Journale und die wichtigsten Provinzialblätter und Revuen aufliegen. Eines dieser Lokale, das kürzlich in Leicestersquare eröffnet wurde, enthält gegen vierhundert englische und ausländische Zeitungen und Zeitschriften, und ist in jeder Weise musterhaft eingerichtet.

Die Aufmerksamkeit des Parlaments wurde voriges Jahr auf den notorischen Mangel an Fahrstraßen in der Metropolis, und besonders in der City gelenkt, und das Unterhaus sezte eine Commission nieder, die den Gegenstand untersuchen sollte. Die Commission hat ihre Arbeiten vor kurzem beendet, und ihr Bericht liegt gedruckt vor uns. Nach demselben gehen täglich 200,000 Leute zu Fuß, 15,000 mit den Dampfschiffen und 50,000 im Omnibus in die City; mit der Eisenbahn kamen (bloß in der City) vergangenes Jahr neunzehn Millionen Menschen an. Die Commission schlägt vor, die verschiedenen Bahnhöfe durch eine Eisenbahn zu verbinden, so daß die Passagiere weiter fahren können, die nicht in der City bleiben wollen, die bestehenden Straßen theilweise zu erweitern, und einige neue Straßen durchzubrechen. Das ist ganz gut, aber wann werden diese so nothwendigen Reformen ausgeführt werden? Die Herrn Aldermen haben eine sprichwörtliche Abneigung gegen Neuerungen, und es wird dem Parlament ohne Zweifel beträchtliche Mühe kosten, sie zur Vernunft zu bringen, oder wenigstens ihre Starrköpfigkeit zu brechen. Wie lange ist nicht der Zustand der Themse ein „schreiendes Uebel!" Und ist auch nur das Geringste zur Abhülfe geschehen? Die Haupt-Nuisance der City ist ihre Corporation; das Publikum fängt an, dieß zu begreifen, und die Stimmen werden immer häufiger, die ihre vollständige Abschaffung verlangen. Die weltberühmten Riesen Gog und Magog, die sonst bei der Lord-Mayorsshow eine so hervorragende Rolle spielten, sind bereits in die Rumpelkammer gewandert, die unvergleichliche Kutsche, in der so mancher Citymonarch seinen feierlichen Umzug hielt, ist in Trümmer zerfallen, und wer weiß, vielleicht ist der Tag nicht ferne, wo die „herrliche, altehrwürdige" Verfassung der City in den Staub sinkt, wo der lezte Lordmayor, umringt von den zwölf lezten Schildkrötensuppenvertilgern par excellence, auf ihrem Grabe blutige Thränen weint.

Ich schrieb neulich vom entsezlichen Ueberhandnehmen der Verbrechen. Die fortwährend steigende Theurung der Lebensmittel treibt die niedern Klassen zur Verzweiflung. Ins Gefängniß zu kommen ist ihnen eine Belohnung, nicht eine Strafe, und die Furcht vor der Schande, die den Armen anderswo mehr als die Furcht vor der Strafe vom Verbrechen zurückhält, besteht hier unter einem großen Theil der Bevölkerung nicht mehr. Bei den Costermongern

und den Hunderttausenden, welche die sogenannte »floating population« bilden, gilt ein Diebstahl für eine ruhmvolle Handlung, und ein kühner Räuber, der dem Gesetze wiederholt Trotz geboten hat, und der im „Unglück" dem Magistrat gegenüber eine kecke Stirne zeigt, ist ihnen ein Gegenstand der höchsten Bewunderung. Die Bücher, welche sie am liebsten lesen, sind die Lebensgeschichten Dick Turpins, Jack Sheppards, Paul Jones und anderer, celebrated highwaymen, und die Theater, welche sie besuchen, sind ausschließlich der Verherrlichung des Diebs- und Räuberhandwerks gewidmet. Es bestehen gegenwärtig in London sechs solcher Theater (die Penny Galls — kleinen Theater — nicht gerechnet), auf denen nichts als Räuberstücke aufgeführt werden. Eines derselben, das Queenstheater, das gegen zweitausend Menschen faßt, gibt seit drei Monaten eine Tragödie, betitelt: „der unglückliche Jack Sheppard," und hat fortwährend ein volles Haus. Ich wohnte neulich einer Vorstellung bei. Der Held ist zum Märtyrer bürgerlicher Vorurtheile gemacht, die Richter sind Ungeheuer oder Carrikaturen. Jeder erfolgreiche Streich des Heroen erfüllte die Zuschauer mit Enthusiasmus, und die Schlußscene, wo er das Schaffot besteigt, rührte sie zu Thränen. Aus dieser Sympathie mit dem Verbrechen, aus diesem Haß gegen das Eigenthum, den wir in den untern Ständen bemerken, erklärt sich zum großen Theil der unverhältnißmäßig stark entwickelte „Eigenthumssinn" der höheren Stände. Ein Extrem erzeugt das andere.

Den 17. November.

Gestern und vorgestern hatten wir einen jener famosen Nebel, welche die Londoner Kaufleute, wie der Punch einst an die Hand gab, als Ausfuhrartikel benutzen und in Fässer verpackt in das Ausland schicken könnten. Es war mitten am Tage so dunkel, daß man beständig Licht haben mußte. Auf der Straße sah man keine zehn Schritte weit. Der Dampfschiffverkehr war ganz eingestellt und die Wagen durften nur im Schritt fahren. Nichts desto weniger ereigneten sich viele Unglücksfälle. Zwei Männer wurden durch Ueberfahren getödtet und Dutzende mehr oder minder beschädigt. In den Docks ertranken sechs Arbeiter, die in der Dunkelheit ihren Weg verloren. Diese Nebel, die, beiläufig gesagt, nicht so häufig sind, als man auf dem Continent glaubt, entstehen bekanntlich in den ungeheuren Marschen westlich von London, und es wäre sehr leicht möglich, sie „abzuschaffen," wenn die Regierung nur etwa 100.000 Pfund Sterling für die Austrocknung der Sümpfe um Greenwich und Blackheath hergeben wollte.

Mr. C. Newenham Hoare, Dekan von Waterford, hat vor Kurzem eine interessante Broschüre über die Bestandtheile der englischen Sprache veröffentlicht (»english roots and derivations of words«). Nach ihm sind in modernen englischen prosaischen Werken durchschnittlich sechzig Procent der Worte angelsächsischen, dreißig lateinischen, fünf griechischen und fünf gemischten Ursprungs. Die Sprache der Zeitungen ist am meisten mit Fremdwörtern versezt. Die Gentlemen of the Press haben eine eigenthümliche Vorliebe für die langen ausländischen Wörter, eine Vorliebe, die wohl daher rührt, daß die Journalisten nach der Zeile bezahlt werden. In der Poesie herrscht das angelsächsische Element fast ausschließlich. Shakespeare hat ganze Seiten geschrieben, in denen fast kein Fremdwort vorkommt. Bei Milton sind 97 Procent der Worte angelsächsisch. Aehnlich ist das Verhältniß bei den neueren Dichtern, Byron, Burns, Cowper u. a. Tennyson, der Poeta laureatus, vermeidet Fremdwörter, wo er nur kann. Von den namhaften englischen Dichtern macht nur Einer eine Ausnahme, Dr. Johnson, und das ist bezeichnend. In seinen „poetischen" Werken sind von hundert Worten je dreißig lateinischen Ursprungs.

Vor einigen Wochen verbreitete sich hier das Gerücht, eine Pariser Gesellschaft habe sämmtliche Londoner Omnibus aufgekauft und wolle das Londoner Omnibuswesen einer zweckmäßigen Umgestaltung unterwerfen. Das Gerücht wurde mehrmals widerrufen und tauchte eben so oft von neuem auf. Ich weiß nicht, was Wahres an der Sache ist, aber ich kann versichern, als die erste Notiz in den Zeitungen erschien, athmete jeder froh auf, der dazu verurtheilt ist, viel im Omnibus zu fahren. Gegenwärtig sind die verschiedenen Compagnien ganz unabhängig von einander. Keine kümmert sich um die andere, die Fuhrwerke stehen nicht in wechselseitiger Verbindung und die Preise sind unmäßig hoch. Man begreift kaum, wie ein solcher Zustand so lange dauern konnte. Aber freilich, kein Mensch läßt sich so viel gefallen, als ein Engländer in England.

W. L.

Paris, November.

Eine Feuersbrunst. — Theater.

Der November hatte nachgerade seine Rolle im Ernst gefaßt, und mit Dünsten, mit Nebeln die ohnehin schon knappen Tage noch verkürzt. In manchen Zimmern, die nicht gegen Morgen oder Mittag liegen, ist zum Lesen und Schreiben und verwandtem Thun lange vor vier Uhr Abends Licht erforderlich. Eine plötzliche Helle aber brach

gestern in diese trübselige Verhüllung des Himmels und der Sonne, eine Helle, wie man sie in Paris seit vielen Jahren nicht gewohnt war und ich während meines siebzehnjährigen Hierseyns noch keine gesehen. Sonntag, den 18. Abends, nach sieben Uhr, als die Nacht schon ziemlich schwarz und dicht auf Thürmen und Dächern lag, kam ich mit meiner täglichen Gesellschaft von einem Besuche in der Vorstadt St. Marcel, die bekanntlich am südlichen Saume von Paris, mit starker Neigung gegen Westen, sich hinstreckt, und begab mich heimwärts, wozu ich den Garten des Luxembourg zu angenehmem Durchgang benützen konnte. Wir waren ihm schon nah und schlenderten behaglich auf einem Wege hin, der vom Garten der ausländischen Pflanzen zu dem des Luxembourg sich zieht. Da mit Einemmale entzündete sich, gleichsam vor und über unserer Stirne, ein ungeheurer Herd am bewölkten Himmel und in der Luft verbreitete sich eine Klarheit, als ob die Uhren um vier Stunden zurückgegangen wären. Wer mit uns desselben Weges ging, hob die Blicke zum unvorgesehenen Schauspiel empor, verrieth durch unwillkürliche Bewegungen die Unruhe und den Aufstand des Gemüthes, und erging sich in Vermuthungen, die keineswegs alle die Gränze des Natürlichen einhielten. Leute aus dem Volk erkannten in der Erscheinung ein Vorzeichen baldiger Weltereignisse, deren Schauplatz Paris seyn würde; ein wenig höher stehende Personen, die etwas von der Schöpfung und ihren Bestandtheilen, wie von ihren häufigen Ueberraschungen gelernt hatten, wollten ihr Wissen zeigen und stellten die Ansicht auf, es sey ein Nordlicht, und führten als Grund für diese Behauptung den Umstand an, daß der Flammenstrom wirklich von der mitternächtlichen Gegend der Hauptstadt herdrang. Aber die rothe Hölle war so nahe, gleichsam so handgreiflich nahe, und schoß uns in einzelnen Augenblicken beinahe über die Haare weg, die Gluth war so stofflich, so stark mit irdischem Gehalt versetzt, daß die Ueberzeugung, eine Feuersbrunst wüthe in Paris, ausgedehnte Gebäulichkeiten werden durch entfesselte Flammen verheert, bald die Oberhand gewann. Die Meisten eilten so schnell als möglich zu Hof und Herd; aber wo die Angst grassirt, da kann auch, besonders in Paris, der Humor nicht ausbleiben. Das himmlische Schauspiel war großartig und eben so erhebend als ergreifend, aber da es aus rohem Stoff, und, wie wir bald sehen sollten, aus einem Lager aufstieg, wo die Kohlen einen bedeutenden Platz einnahmen, so war das Blutmeer des Firmaments von einem dicken, russigen, aufbrausenden Roth, eine gährende Masse, und vom zarten Rosenflaum der Abendröthe unendlich unterschieden. Ein Maler, unser Begleiter, unterbrach die Jeremiaden weiblicher Bangigkeit mit dem barschen Ausspruch: „Das hat kein anderer als der Gudin gethan!" Er raffte in diesem Epigramm die Hauptvorwürfe zusammen, welche diesem energisch naturwahren, aber bis zur Uebertreibung auf die grellste Wirklichkeit versessenen Künstler häufig gemacht werden.

Ich ließ meine zitternden Frauen, so wie den Witzbold von der Malerzunft, begab mich in meine Wohnung, und nachdem ich mich überzeugt, daß dort Alles geheuer sey, ging ich raschen Schrittes dem Feuerherde entgegen. Alle Begegnenden wußten, wenn man sie hörte, wo der Schauplatz des Verderbens sey, aber folgte man ihrem Worte, so gerieth man sicher auf Irrwege. Da es mir unwidersprechlich schien, daß der Ausgangspunkt der entsetzlichen Röthe, die sich über Paris lagerte, an der Seine sey, so suchte ich den Quai durch kleine Gassen zu gewinnen. Dabei half ich mir auch durch kurze Fragen bei den Pförtnern und Eckenstehern nach, die mich meist nach Chaillot wiesen, das bekanntlich nicht weit von den Ausstellungsgebäuden liegt. Ich schlängelte mich durch längst nicht mehr betretene, aber noch immer bekannte Pässe, und eh' ich mir's versah, hatte ich den Brandplatz vor dem Gesicht und war kaum hundert Schritte weit davon.

Man war, als ich ankam, seit einigen Minuten des Feuers Herr geworden und das Schauspiel war minder großartig, als man sich nach der ungeheuren Flammensee, die über Paris wogte, vorstellen durfte. Auch vernahm ich um mich her allgemeine Enttäuschung. Der erste Laut der Ankommenden ließ sich, Eins ins Andere gerechnet, mit den Worten übersetzen: „Das ist Alles? (ce n'est que cela?)" Diesen Ausdruck habe ich mehr als zehnmal gehört; „Sie wollten uns also mit einem Feuerwerk foppen?" sprachen die Jungen, in deren Mitte ich mich wieder jung fühlte. Aus den einzelnen Späßen ward bald ein drolliges Gespräch, das die Schranken des Geziemenden nicht immer einhielt. Da hieß es plötzlich: das Feuer bricht wieder aus! und in der That lohte es von Neuem empor zu beträchtlicher Höhe. Es würde sich keine fünf Minuten so stolz gehalten und den neben stehenden, von der Flamme unberührten Häusern nicht den mindesten Schaden gethan haben; denn was braunte, war von einer vierfachen Batterie Spritzen wie von unüberwindlichem Geschütz umringt; aber trotzdem, weil einen Moment Gefahr vorhanden schien, wurden die Umstehenden zur Arbeit aufgerufen und Eimer vertheilt; indessen weniger an uns große Herren in mehr oder minder feinem Gehrock wandten sich die Beamten, als an die zerlumpten Jungen, die alsbald ihre lustige Unterhaltung erlöschen ließen, um etwas Wichtigeres zu löschen, was auch in einem Augenblinzeln, wie die Franzosen sagen, geschehen war. Der Eifer war um so größer, als es sich um die Brodkammern der Soldaten handelte. Sie waren mit Dampfmaschinen versehen, und in dem brennenden Mittelpunkt der Anstalt sah man die Formen dieser Maschinen hell aufflammen. Das war allerdings ein betrübender, aber auch ein fesselnder Anblick. Das berghohe, wie eine Felsenwand abspringende, gleichsam ein Vorwerk von Paris bildende Chaillot im Hintergrunde fügte den versöhnenden Zauber malerischer Größe der erschütternden Vorderscene bei, und verhinderte den Eindruck nicht tragisch zu seyn, ließ ihn aber nicht peinlich werden. Die magische Zeit der Dämmerung, die Nähe der Gewerbe- und Kunstpaläste, die so leicht ergriffen werden

konnten, die umrahmenden Hügel mit ihrem verblichenen Grün, der entflammte Himmel, die Ordnung des Widerstandes gegen das Element der Zerstörung und der Frohsinn der, wenn es seyn muß, thätigen Pariser Jugend — Alles das zusammengerechnet, habe ich einen solchen Gesammteindruck in Paris noch nie erlebt.

Seit den kirchlichen Zwillingsfeiertagen, die den Monat beginnen, sind die Wintervergnügungen in vollem Gang. Die leicht bewegliche Bevölkerung geht mit aufrichtiger Wehmuth und zerknirschtem Sinn am 2. November Morgens zum Mont Parnasse, wo Brüder, Schwestern, Freunde und Freundinnen begraben liegen, und Abends erscheint sie lustigen Muthes, gelenken Fußes auf dem Ball in der Nachbarschaft des Kirchhofs. Sie denkt durchaus nichts Arges dabei; sie zeigt nur ein Naturell, das in einer winzigen Spanne Zeit von der Tragödie zur Posse, vom Verkehr mit den Verstorbenen zu dem rein Irdischen übergeht. Das kleine Volk zieht es vor allem vor die Bühnen, wo die Heldenthaten der Franzosen am schwarzen Meer von eingeübten Turnern nachgeäfft werden, wo das, was auf tausend und aber tausend Punkten Frankreichs so viele Herzen mit Gram erfüllt hat, mit wohlstudirten Grimassen der geschmeichelten Eitelkeit zur Schau gestellt wird. Während dessen schleppen sich durch die nächsten Straßen verstümmelte Ueberreste des glorreichen Feldzugs, eines Arms oder selbst beider Arme beraubt, und oft nur mit Einem Fuße mühsam dahin. Auch für diese Träger ruhmvollen Unglücks regt sich der lustige Momus, und der sinnloseste Spuk ist für sie der beste Trost.

Eine dramatische Gattung, stark im Schwung, als die Romantik blühte, und stets in Flor, wenn geräuschvolle, aber nicht vernünftige Erfolge das literarische und bühnenfreundliche Paris beschäftigen, kommt wieder in Aufnahme. Ich meine die Parodie. Emile Augier hat in Gemeinschaft mit Jules Sandeau, der mehr als ein anderer der heutigen Schöngeister Frankreichs den sittlich gesinnten Mittelschlag des Publikums errathen hat, vor etwa fünfzehn Monaten auf der Bühne des Gymnase mit nicht geringem Glück ein bürgerliches Drama zur Aufführung gebracht. Das Stück war ein halb kritisches, halb versöhnliches Gemälde der Beziehungen zwischen dem reichen Bürgerthum und dem nicht verarmten Adel. Es war betitelt: „Der Schwiegersohn des Herrn Birnbaum" (le gendre de Mr. Poirier) und ist troß aller Einsprache der Feuilletons beim gemischten Publikum beliebt geworden. Aber gerade die Art dieses Beifalls und der Charakter derjenigen, die ihn spendeten, mißfielen den freigesinnten, launigen Schöngeistern, welche ihre Kritik in den muthwilligen Theaterblättern auszusprechen pflegen. Es war ihnen unangenehm, das bürgerliche Stück, die französische Tochter Ifflands, wenn ich so sagen darf, nicht um des dramatischen Werthes willen, sondern wegen der hausbackenen Sittenlehre besucht und beklatscht zu sehen. Es behagte ihnen nicht, daß gerade die Klasse, in der sie, was Ansichten und Empfindungen betrifft, mit Recht den Ausbund aller unverbesserlichen Prosa erkennen, das Stück am eifrigsten unterstüzte. Sie mußten aber auch gestehen, daß im Drama, dessen Grundgedanken und Moral sie so schwer verdauen konnten, die Hebel eines ächt theatralischen Interesses nicht fehlten und der Blößen für das Messer komischer Verdrehung nur wenige vorhanden waren. Indessen ward es ihnen zugleich auch klar, daß der Titel des Stückes allein hinreiche, um die lachlustigen Pariser gegen dasselbe zu gewinnen. Der Schwiegersohn des Herrn Birnbaum! Man brauchte nur einen andern Baum von gleicher Berühmtheit an die Stelle des Birnbaums zu setzen, um alle Zwerchfelle für sich zu bekommen, und so erschien das Vaudeville: „Der Schwiegersohn des Herrn Apfelbaum." Die Wirkung, welche diese Titelveränderung hervorbrachte, war unermeßlich.

Unterdessen fehlt es den Bühnen nicht an ungebrauchten, von der jüngsten Zeit frisch gebotenen Stoffen, die, geschickt behandelt und gespielt, die jüngst erlittenen Schlappen wieder gut machen würden. Es ist die Rede davon, es würden während des Winters von den Gästen aus der Provinz und dem Ausland, die Sommer und Herbst hindurch in Fleisch und Blut Paris belebt, aber auch gequält haben, die auffallendsten Exemplare in theatralischem Conterfei über die Bretter der kleineren Schauspielhäuser wandern und die Erinnerung an die Kunst- und Gewerbeschau in muntern Nachklängen, wie in ergözlichem Abglanz aus der in Paris so raschen Vergessenheit zurückrufen. Es heißt, wir werden Jeden mit seinem Kauderwelsch hören; der Gascogner werde sich bestmöglichst die Sitten und Manieren der Pariser anzueignen, aber von seiner wispernd gezogenen Mundart von Lot und Garonne vergebens sich loszumachen suchen. Auch der Deutsche, der mit »Gentillesse,« »Causerie,« Légéreté« nach einem Handbuch dilettirt, dürfte einigen Duodezbühnen als komischer Vorwurf dienen.

Troß aller Neuigkeitssucht ist in der Musik die alte halb belgische, halb französische Schule von Gretry, Lesueur, Monsigny und ihren Zeitgenossen wieder sehr beliebt, und die Theilnahme dafür ist noch immer im Steigen. Es ist eine ernste und doch erheiternde, gesunde und doch empfindungsreiche, behagliche und stärkende Musik. Man läßt dem Belgier Gretry die vollste Gerechtigkeit widerfahren, und was sie den Belgiern auch in der neuesten Zeit nachzusagen hatten, hindert die Franzosen nicht, die natürliche Wärme und sinnreiche Erfindungsgabe des flämischen Mozart laut und freudig anzuerkennen. Nur Boyeldieus weiße Frau ist in tiefere Schichten des französischen Gemüths eingedrungen und hat in einem weiteren Bette sich ergossen, als Gretrys Singspiele. Die im Staatswesen so wetterwendischen Franzosen bleiben sich überhaupt in ihrem musikalischen Geschmack getreu. Alle Ränke thätiger Nebenbuhler, alle Winke, welche die Spürhunde einer nach Schwächen lüsternen Kritik von Spuren des zunehmenden Alters fallen ließen, thaten dem lezten Singspiele Aubers nicht den geringsten Eintrag, und nachdem es wegen

Unwohlseyns eines Mitspielenden einige Wochen geruht hatte, ist es frischer und willkommener als zuvor wieder auf die Bühne zurückgekehrt. Mit ihm wurde auch anderes Mittelgut des Meisters wieder hervorgezogen und fand günstigen Empfang. Die kleineren Tonsetzer des Singspiels brachten ebenfalls gefällige Novitäten und thaten glückliche Griffe in den Vorrath ihrer vergangenen Jahre. So kommt es, daß die komische Oper fast jeden Abend eine andere, meist erquickliche und befriedigende Vorstellung bietet. Wenn aber die Opéra comique und vor allen Auber der musikalische Liebling der Pariser ist, so mögen in der Malerei Decamps, Delacroix, François, Troyon, Huet, Rousseau und noch etliche zwanzig, die sich nicht alle nennen lassen, viele und eifrige Verehrer haben, aber aus dem Herzen der Masse ist Horace Vernet ein für allemal nicht auszurotten, und namentlich seine Smala sizt im Volke fest. Auch diejenigen unter den Künstlern und Kennern, die sonst manches an ihm aussetzen, sprechen ihm die Eigenschaften nicht ab, wodurch er die Menge zwingt. Daß sich sein Name unter den ersten Preisträgern befand, erschien so selbstverständlich, als daß die Genossen seines Ruhms derselben Ehre theilhaftig wurden. Die Reibungen zwischen den verschiedenen Kunstsekten hörten vor der gemeinschaftlichen Belohnung plötzlich auf, und die ausschließlichsten Coloristen, die sonst nicht Groll und Schimpf genug gegen Ingres, den Meister der Zeichnerschule und dabei nicht immer Unrecht haben, vereinigten bei dieser Gelegenheit ihren freilich mäßigen und beschränkten Beifall mit den Huldigungen seiner Jünger und täglichen Bewunderer. Solche Momente, wo in der allgemeinen Zustimmung und dem unbewußten Jubel der Neid verschwindet und die aufrichtige Antipathie sich Schweigen auferlegt, haben in dieser von Eigensucht beherrschten Welt wirklich etwas Wohlthuendes.

Wien, November.

Urtheil in Sachen des Bahnunfalls. — Ein gutmüthiger Zug. — Johanniswürmchen. — Altweibersommer. — Kirchhofsbesuch. — Der dicke Tanzmeister †.

Im Sommer dieses Jahrs waren bekanntlich wiederholte Unfälle auf der Südbahn vorgekommen, so daß dieselbe zum Unterschied von der Nordbahn bereits die Mordbahn geheißen wurde. Im August verunglückte ein Sonderzug mit Soldaten. Damit war dem Faß der Boden ausgetreten. Die strengsten Maßregeln wurden ergriffen, sowohl im Verwaltungswege als auch durch gerichtliches Einschreiten. Vor einigen Tagen nun hat das Gericht in Sachen des Bahnunfalls vom 11. August ein Urtheil gefällt. Der Angeklagte war ein junger Bahnbeamter, welcher zur Ueberwachung des Zugs mit gesendet worden war, und statt seinen Auftrag dem Wortlaut nach zu erfüllen, die Führung übernommen hatte. Die Verantwortlichkeit, welche er sich dadurch auflud, war um so größer, als die kurz vorher vorgekommenen Unglücksfälle seine Sendung veranlaßt hatten, und er dennoch aus Uebermuth sich einer Verrichtung anmaßte, der er nicht vollkommen gewachsen, da ihm die Oertlichkeit für eine Nachtfahrt nicht hinlänglich bekannt war und er etwas zerstreuten Sinnes zu seyn scheint. Er fuhr, wie einige Zeugen behaupteten, mit übertriebener Geschwindigkeit und ließ die Warnungszeichen unbeachtet, welche von den Bahnwärtern ganz deutlich aus einer Entfernung wahrgenommen worden, von der aus, wenn der Zugführer sie nicht übersehen, jeder Gefahr ohne Mühe vorzubeugen war. Andererseits lagen indessen erhebliche Milderungsgründe vor, vor allem der, daß die sogenannte „Gepflogenheit" der Laternenzeichen auf den verschiedenen Haltplätzen der nothwendigen Uebereinstimmung entbehrt zu haben scheint, so wie auch die Bediensteten nur mangelhaft über dergleichen unterrichtet waren. Darum lautete das Urtheil bloß auf ein Jahr strenger Haft, und wäre muthmaßlich noch milder ausgefallen, wäre das Unglück nicht dadurch geschehen, daß der Urheber des Sprüchleins vergessen hatte: „Was deines Amtes nicht ist, davon lasse deinen Fürwitz." Nachträglich ist noch zu bemerken, daß der unbarmherzige Volkswitz gleich nach dem Unfall sagte, die bevorstehende Verminderung des Heeres sey auf der Eisenbahn begonnen worden. Wo es einen Spaß zu machen gilt, hat die Menge überhaupt kein Herz, wenn sie vielleicht auch sonst dergleichen besitzen sollte, was verschiedene Weltweise trotz der alten Sage von der „Gemüthlichkeit" in Abrede stellen. Ich selbst will lezterer Ansicht nicht unbedingt widerstreiten, aber gewiß bleibt dennoch, daß man zuweilen Zügen von gutmüthiger Aufwallung begegnet. Vor ein paar Wochen habe ich einen solchen mit angesehen. — Ein Wagen, schwer mit Holz beladen, fuhr vom Glacis zum Spittelberg hinauf. Vor dem Wirthshaus zum großen Zeisig konnten die Pferde auf dem abschüssigen Wege plötzlich nicht weiter. Der Kutscher fluchte wie ein Heide und hieb wie rasend auf die armen Thiere ein; vergeblich. Das dauerte eine geraume Weile. Die Leute blieben stehen und sahen zu; doch

ließen sie es nicht gar zu lange beim Zusehen bewenden. Plötzlich trat ein wohlgekleideter Herr an das Hinterrad und griff in die Speichen. Das Beispiel wurde schnell befolgt. Herren, Arbeitsleute, Wäschermädchen, Lehrbuben drängten sich zu den Rädern und an das Hintertheil des Wagens, ziehend und drückend. Das Fuhrwerk gerieth in Bewegung, die ermuthigten Pferde zogen an. Unter Gelächter und Geschrei ward die Last zur Höhe des gepflasterten Abhangs gebracht, „mit Dampf,“ wie die Leute behaupteten, weil die (mehr als vierzehn) Nothhelfer großentheils mit Cigarren bewaffnet waren.

Die Cigarre ist das vestalische Feuer der Straßen von Wien; wer Feuer für seinen nicotischen Stengel bedarf, geht keine zehn Schritte, ohne einem glimmenden Johanniswürmchen zu begegnen. Ohne Unterschied des Standes redet jeder jeden um „ein“ Feuer an, und zwar meistens nur durch die entsprechende Geberde. Die sinnreiche Erfindung, sich zum Feuer auch noch eine Cigarre auszubitten, ist auf den Straßen Wiens der Zeit nicht volksthümlich. Wenigstens habe ich noch nichts dergleichen erlebt oder gehört.

Der Winter tritt bereits in seine gesellschaftlichen Rechte, wenn auch St. Martin uns mit einem Altweibersommer bedacht hat, der noch jezt zuweilen an Gabriele d'Estrées, Hortense Mazarin oder gar an eine Ninon de l'Enclos erinnert. Ein deutsches Beispiel fällt mir nicht ein; unsere Frauen scheinen sich entweder überhaupt so lange frisch zu erhalten, daß einzelne durch so etwas nicht berühmt werden können, oder unsere Männerwelt legt keinen Werth auf wohlerhaltene Schönheit, da an jugendlicher nie Mangel eintritt. Die Feier des Abschieds von der schönen Jahreszeit durch eine Wanderung im Freien war auch dießmal der massenhafte Besuch der Friedhöfe am 1. und 2. November, den Tagen Allerheiligen und Allerseelen. Dießmal war der Eindruck aber noch ergreifender wie je, denn wenn auch die Menge der Waller nicht zahlreicher als sonst, was ja kaum möglich, so zeigten sich Trauergewänder, unvernarbtes Leid und frische Grabhügel in bei weitem reichlicherem Maße. Seit Jahr und Tag würgt ja die morgenländische Brechruhr in der Stadt; sie hatte einmal aufgehört, wie man sich eingebildet, aber es war kein Abschied gewesen, sondern nur ein Athemholen zur Vorbereitung neuer Wuth, und wenn jezt abermals ein Nachlaß eingetreten, so wagen wir kaum, dem schon einmal gebrochenen Frieden zu trauen. Im Ganzen machen sich freilich die Leute nicht sonderlich viel mehr aus der Krankheit, wie ich schon gemeldet; aber beim Anblick der ungeheuern Menge, welche die Grabstätten ihrer lieben Todten heimsucht, und der übergroßen Zahl von schwarzen Kleidern und rothen Augen zeigte sich doch eine mehr als gewöhnlich ernste Stimmung, und der Zudrang hatte nicht in demselben Grade wie sonst das Aussehen eines Staatsbesuchs, den man dem Herkommen zu Liebe abmacht, wie man zu Neujahr seine Karte, am Namenstag seinen Strauß bei Personen abgibt, die man mit leichtem Herzen auch unbegrüßt ließe, wenn's anginge. Nach Allerheiligen haben sich noch ein paar sonnenhelle Festtage sehen lassen und sind fleißig benuzt worden als eine Nachkirchweih, auf die man aber nicht gerechnet; namentlich war die Wallfahrt nach Schönbrunn bedeutend stark und ist es noch, besonders so lange der Hof draußen weilt. Der Weg ist der bequemsten einer, das ganze Jahr über fehlt es nicht an hin- und hergehenden Gesellschaftswagen, unterwegs und am Ziel winken vielbesuchte Erholungsörter, die zum Theil auch im Winter nicht schließen. So lange die Witterung es erlaubt, nehmen auch „die Viecher“ Besuche an, nämlich die Insassen des Zwingers von Schönbrunn, die Löwen, Tiger, Leoparden, Bären, Wölfe und andere Thiere, bei denen die Aufwartung stets sehr zahlreich ist. Aber die „Ausfälle“ selbst nach Schönbrunn sind nur noch Ausnahmen; das Volk pilgert wieder nach dem Lerchenfeld, die Schauspielhäuser überfüllen sich und die Jugend träumt bereits vom Fasching, der — wie man klagen hört — in diesem Winter nur vier Wochen dauern wird. Eine der Hoffnungen des Faschings ist übrigens zu Grabe gegangen, der dicke Tanzmeister Rabensteiner, ein Falstaff von Gestalt und an Lustigkeit, troz seiner ungeheuern Wucht rührig wie ein spindelbeiniger Pistol, „der über Stühle springt.“ Auf öffentlichen Bällen pflegte Rabensteiner den Blick und die Begabung eines Feldherrn zu bewähren. Seine gewaltige Stimme beherrschte hunderte von ungestümen Paaren, so wie hunderte an ihn hätten hinrennen dürfen, ohne mehr auszurichten, als die Brandung gegen den Felsen. Aber der unerbittliche Tod hat den Coloß von aufgeschwemmter Gebirgsart mit einem leisen Hauche umgestürzt. Erloschen ist die Stimme, die im Ballsaal das Getümmel beherrschte und im Zechstübchen die Lustigkeit zum Kubikmaß steigerte. Wien ist um eine seiner eigenthümlichsten Erscheinungen ärmer geworden.

Newyork, Oktober.

Die Rachel. — Musik. — Reformen im Unterrichtswesen. — Satirische Literatur.

Die Leser erwarten gewiß, daß ich mit Nachrichten über die Rachel Felix beginne. Unnatur und Künstelei waren mir stets zuwider, daher konnte ich nie den französirten Griechen und Römern Geschmack abgewinnen, welche die Rachel gewissermaßen aus den Gräbern heraus galvanisirt, in die sie mit der Zeit glücklich gekommen waren. Wann werden die Menschen aufhören, so kindisch zu seyn, das Rad des Geschickes aufhalten oder gar rückgängig machen zu wollen? Es hat doch stets die Pygmäen zermalmt, welche dieß versuchten. Nur der Umstand, daß sich bei dieser Gelegenheit unsere dramatischen Verhältnisse ein wenig beleuchten lassen, kann mich vermögen, mich auf diesen Gegenstand einzulassen.

Herr Felix, der Bruder der Mlle. Rachel, kam vor etwa einem halben Jahre hieher zur Vorbereitung des Terrains für seine Schwester. Er traf die nöthigen Abkommen mit verschiedenen Theaterlokalbesitzern und engagirte vor Allem die Presse, was ihm — nach der Meinung Bewanderter — ohngefähr 15,000 Dollars gekostet haben mag. Wir wurden tüchtig gefüttert mit vorauslaufenden Artikeln, die große Rachel betreffend; für Geld thut unsere Presse Alles. Sie kannte die Sprachunwissenheit unseres Publikums, seinen Mangel an eigentlichem Sinn für ächte Kunstleistungen; es war daher mit Sicherheit anzunehmen, daß Mlle. Rachels bei unserer Presse angelegte Tausende von Dollars schwerlich gut placirt seyn würden; indessen die Presse pufft für Geld auch die schlechtesten, verfehltesten Unternehmungen. Pochend auf das gelegte goldene Pflaster, trat Herr Felix im Kothurn seiner Schwester auf, als er mit derselben hier erschien, und that damit einen gewaltigen Fehltritt; denn wir — „lassen uns nicht imponiren!“ Die bezahlten Blätter posaunten natürlich fortwährend mit vollen Backen Lob, aber unsere Zeitungsschreiber pflegen gern mit einer Hand, die man bezahlt, zu streicheln, während die andere garstig kratzt, falls man nicht auch diese fortwährend besänftigt. Noch ehe die Vorstellungen begannen, ließ ein nicht bestochenes Blatt sich vernehmen: „Rachels Gefolge weiß so viel von diesem Lande und dem Geschmack wie der Neigung seiner Bewohner, als die Katze vom Werthe eines Blumengartens. Es ist anmaßend, unverschämt und beleidigend.“ Vermuthlich wurden hier Freibillets in gehöriger Menge verweigert, oder sonstige Sünden gegen die Preßbonzen begangen. — Darauf folgten beißende Kritiken wie: „Dieses Weib besitzt keinen Funken von Genie. Ihr Spiel besteht ganz und gar aus Bühnenpfiffen (stage-tricks).“ — Sie sehen, wie boshaft unsere gereizten Affen seyn können. Man greift in der Künstelei, im „Gemachten,“ die schwächste Seite der Künstlerin heraus, und außerdem wird das Publikum gerade so gepackt, wie es am nachtheiligsten auf die Einnahme wirkt. Ein Blatt, das obendrein sicher zu den bezahlten gehört, bemerkte nach dem überschwenglichsten Preis der Künstlerin, die Zuschauer haben nichts von ihrem Spiel gesehen, weil sie die Augen beständig auf Eselsbrücken, d. h. auf englische Uebersetzungen der Stücke, in denen die Rachel auftritt, geheftet gehabt hätten. Der Beifall sey an den unrechten Stellen erfolgt, man habe das schlechte (»musty«) Nebenpersonal eben so lebhaft beklatscht, wie die Künstlerin selbst u. s. w. — Mlle. Rachel hob die ihr am Schluß der ersten Vorstellung zugeworfenen herkömmlichen Blumensträuße, plumpen Andenkens, nicht auf und beleidigte dadurch geradezu den „jungen Riesen,“ unser souveraines Publikum, das allerdings mit dem Besuch des französischen Bühnenwunders ganz gerne paradirt; allein dafür von der elenden Presse geschulmeistert und genasenstübert zu werden, das schmeckt unserm Publikum so wenig, wie Schriftstellern Censoren- oder Redaktorenstreicherei. Meiner Ansicht nach würde die Rachel hier kein Glück machen, selbst wenn sie in englischer Sprache spielte. Unser Mann ist und bleibt Forrest mit seinen schauerlichen Verzerrungen. Herr Felix gewann unter seinen Glaubensgenossen leicht eine hinreichende Anzahl von Klatschern, allein das Publikum bemerkte bald, daß die »damn'd Jews« den Ton angeben wollten, und stellte sich immer weniger zahlreich ein, so daß endlich Preisherabsetzungen erfolgten, was fast immer als ein Fehlgriff erscheint und auch in diesem Falle »the failure« des Unternehmens vollständig machte. Als lächerliche Episode kam eine Empörung der Beifallspender hinzu, die nicht mehr für bloße Freibillete Dienste leisten wollten.

Amerikaverliebte träumen und schwatzen viel über die hiesigen Riesenfortschritte, auch auf der Bahn der Bildung, und citiren besonders gern — wenn es Deutsche sind — den günstigen Einfluß deutscher Musik, die allerdings immer mehr Mode wird, weil man sich durch öfteres Anhören daran gewöhnt. Ich mache mir aber keine Illusionen. Vom tiefen Gefühl, das in der deutschen Musik sich ausdrückt, kann bei den Amerikanern keine Rede seyn, schon weil sie nicht dazu erzogen sind; vielleicht ist sogar eigenthümliche Blutmischung nebst klimatischen Einwirkungen dabei im Spiel. Der englischen Sprache fehlt nicht umsonst das eigentliche Wort für Gefühl. Als die Sängerin Paradi kürzlich hier Concerte gab und das „Gebet“ aus dem Freischützen auf stürmisches Verlangen wiederholte, äußerten ein paar Beifall spendende, fashionable Angloamerikanerinnen sehr bezeichnend: »That air is very pretty, but I would prefer »old folks at home!« Old folks 2c.

ist aber ein beliebter Gassenhauer mit trivialem Texte und noch trivialerer Melodie.

Mit dem 1. Oktober begann in der Academy of Musik auch wieder eine regelmäßige Opernsaison. Mr. Paine, ein reicher Wallstreetmann, Sekretär der Aktionäre des Akademiegebäudes, hat es auf eigene Gefahr unternommen, „den Sündenbock alles liederlichen Gesindels“ zu machen, welchen Titel Callot-Hoffmann bekanntlich jedem Theaterunternehmer ertheilte. Unser deutscher Landsmann mit böhmischem Namen Max Maretzeck, hat die musikalische Leitung.

Von den Künsten zu den Wissenschaften übergehend, darf ich nicht unterlassen auf eine Erscheinung hinzuweisen, die in deutschamerikanischen Blättern sehr hervorgehoben und gepriesen wird. Es sind dieß die Anfänge von Universitäten nach deutscher Weise. Als Arnold Ruge vor einigen Jahren die Errichtung einer deutschen Universität in der Union betrieb, sprachen alle Erfahrene darüber als über eine verfehlte Idee, und hatten ganz recht. Dennoch war etwas Annehmbares am Vorschlag, wie sich jezt zeigt, wo Versuche gemacht werden, reformirte Colleges herzustellen, welche den deutschen Universitäten näher kommen, als bisher der Fall war. In St. Louis ist bereits ein solcher Versuch in's Leben getreten als »St. Louis college of medical and natural sciences.« Man will da zunächst das besser herzustellen versuchen, was am praktischsten erscheint, Aerzte. Statt des bisherigen einjährigen, oder höchstens anderthalbjährigen Cursus von je vier Monaten, will man auf die Fertigmachung von Doktoren der Medicin einen zweijährigen Cursus von je vier Monaten verwenden. Da es gänzlich an zweckmäßigen Vorbereitungsschulen fehlt, so wird da, meines Erachtens, nur etwas verlängerter Humbug getrieben werden, und Deutsche haben ihre Hände dazu geboten. Planer, früher erster Assistent Rokitanskys in Wien, Professor Hameraik, früher in Prag, Schiel, früher in Heidelberg, Hauck, früher Prosektor in Marburg, A. Hammer und C. Rau sind als Professoren neben zwei Angloamerikanern angestellt. Cincinnati, Philadelphia und Newyork wollen dem Beispiel folgen, wie versichert wird, und in Anbetracht, daß auch auf deutschen Universitäten mancher Humbug, besonders im Fache der Medicin, getrieben wird, kann man die hiesige Bewegung immerhin als ein Schrittchen des „jungen Riesen“ nach vorwärts und aufwärts ansehen. Bisher hatten wir nur im Staate Michigan eine, der Form nach auf deutschen Fuß eingerichtete Universität, deren Präsident, Tappan, kürzlich hier war und in der fünften Jahresversammlung der Gesellschaft für Entwicklung der Erziehung und des Unterrichts eine lange Abhandlung vorlas, worin er das Schul- und Universitätswesen Deutschlands aus eigener Anschauung so vortheilhaft schildert, daß ich mich schäme anzuführen, was er darüber sagte. Wäre alles so, wie Tappan sich einbildet es gesehen zu haben, dann hätte Deutschland wenigstens in dieser Beziehung seine ideellen Ziele erreicht, während uns doch nur zu gut bekannt ist, daß man auch dort noch sehr viel „mit Wasser kocht“ und taube Nüsse genug knackt. Herzlich freute mich dagegen, was Tappan über sein Vaterland, die Union, sagt. Der Demagog möge immerhin von der Ueberlegenheit Amerikas schwatzen, Amerika sey in nichts original. Das hiesige Common Law sey das Common Law Englands; die hiesigen Kirchenformen seyen europäisch, die Colleges einfache Nachahmungen der englischen. In der Volkserziehung sympathisire Amerika mit der deutschen, aber in Bezug auf höhere Bildung schließen sich die hiesigen Erziehungsmittel eng den englischen an und copiren die schlechtesten des Mittelalters. — Das ist derb genug auf die elenden Unterrichtszustände und die noch elendere Erziehung hingewiesen; denn das Sympathisiren sagt noch nicht, daß man etwas Gutes auch nachthue. Aus solcher bescheidenen Selbsterkenntniß kann sich eher etwas entwickeln, als aus dem stolzen Knownothingismus.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist in neuerer Zeit das Auftauchen einer Art satirisirender Literaturgattung. Voriges Jahr erschienen die »Potiphar papers« des geistreichen Curtis, wovon — wenn ich nicht irre — im „Auslande“ eine kurze Notiz gegeben wurde, und jezt liegt abermals ein ähnliches Buch vor uns: »Doesticks, what he says,« dessen talentvoller Verfasser ungenannt ist. Aus guter Quelle weiß ich, daß es ein gewisser Mr. Thomson ist. Meiner Ansicht nach sind diese literarischen Blätter so bedeutsam wie das Hervorbringen der Baumblätter im Frühling; freilich ist zum Verständniß derselben genauere Kenntniß des hiesigen Lebens erforderlich, als bis jezt jenseits des Oceans zu Hause seyn kann, wo oberflächliche Touristenschreiberei mehr Anklang beim Publikum zu finden scheint, als gründlichere Forschungen. Ich weise nur auf Eine Stelle im „Doestick“ hin. Er geißelt unsere vornehme Kirchengängerei sehr derb und sagt am Schluß: „Bull Dogge“ (sein Freund) suchte mich zu überzeugen, die Hälfte der Anwesenden (in einer fashionablen Kirche) denke, die fünfte Avenüe (fashionabelste Straße) laufe geradezu in den Himmel, und ihre Durchbillets (für die ganze Fahrt) so wie die Vordersitze seyen ihnen gewiß; müßten sie einmal diese Welt verlassen, so stehe eine Kutsche mit vier Pferden und zwei Livreebedienten bereit, sie geraden Wegs an die andere Seite des Jordan zu führen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 49. 2. December 1855.

— — Swearing, that we
Are mere usurpers, tyrants, and what's worse,
To fright the animals, and to kill them up
In their assign'd and native dwelling place. —
— And did you leave him in this contemplation? —
— We did. —

Shakespeare.

Die begrabene Flinte.

Von Berthold Auerbach.

Es ist uns vergönnt, im Folgenden einige Stücke aus Auerbachs neuester, nächstens erscheinender Schrift mitzutheilen, in der er für das Volk schreibt, das er bisher mit so großem Glück geschildert. (Schatzkästlein des Gevattersmanns. Ein Volksbuch von Berthold Auerbach. J. G. Cotta'scher Verlag. 1856.

* * *

Wie lange hat es gedauert, welche unsägliche Mühe hat es gekostet, um der Gewalt und Gewohnheit, die sich im heimlichen Gerichtsverfahren gefielen, die öffentlichen Schwurgerichte endlich abzuringen, und schon zeigt sich ihre unbestreitbare Wirksamkeit, so daß niemand mehr zu widersprechen vermag! Es bildet sich ein Rechtssinn in Geschworenen und Zeugen aus, und der Verbrecher muß sich einer Macht beugen, der man durch keinerlei Lügenkünste mehr entrinnen kann.

Im Wirthshause zur Rose in Waldenzell saß an einem Winterabend der Pfarrer mit mehreren Bauern. Man sprach von einem erschossenen Wilderer aus der Nachbarschaft, und daß der Forstbeamte, der ihn getödtet, in den nächsten Tagen vor das öffentliche Schwurgericht gestellt werde. Der Flurschütze und ein Gemeinderath, die als Zeugen vorgeladen waren, wußten viel von dem Getödteten zu erzählen: sein ganzes Wesen hatte durch die Wilderei eine rohe Uebermüthigkeit angenommen, die keine Grenzen mehr kannte. „Wenn Ich auf der Jagd bin, muß der Jäger heim, so will Ich's haben," hatte er oft geprahlt und war in seiner Entmenschung einmal so weit gegangen, daß er dem Förster in's Angesicht hinein sagte: „Die Leber von einem Wilde ist mir nicht mehr gut genug, ich muß einmal die Leber von einem Jäger fressen, den ich mir selber schieße."

So erzählte der Flurschütz und der Pfarrer sagte: „Nach dem alten römischen Rechte hat niemand ein Eigenthum an dem Wild im Walde; es gehört dem, der es erlegt." Die anwesenden Bauern nickten zufrieden bei dieser Kundgebung, aber der Pfarrer fuhr fort: „Es liegt etwas Unheimliches in der Mordgier der Menschen: zuerst beginnt sie am Kleinen, dann aber steigt sie immer höher und setzt sich endlich einen Menschen zum Ziel. Ich mag nichts davon hören, wenn man von edler Waidmannslust und Jagdfreude singt

und sagt: das ist nichts als aufgeputzte Sünde. Und daß es ehedem Menschen gegeben hat, die sich das Wild aus dem Walde haben in den Schloßhof treiben lassen, um es vom Fenster aus zu schießen und dabei zu lachen und zu scherzen, das war doch nichts als reine oder eigentlich unreine Mordlust. Wer eine Freude darin findet, ein Thier zu tödten, und es nicht aus Nothwehr oder zur Nahrung thut, der ist weit niedriger als ein Thier."

„O Gott, wie wahr sprechen Sie da!" sagte der Rosenwirth Philipp, genannt Philp, mit heiserer Stimme, die man von jeher an ihm kannte und die oft so krächzend war wie seine Sägmühle im Thale. „Ich will Ihnen erzählen, was ich selber erfahren und wovon ich mein Leben lang die heisere Stimme habe."

Alles rückte zusammen, und der Rosenwirth fuhr nach einer Weile fort:

Drei Stunden von hier bin ich daheim. Mein Vater hat mich kurz gehalten im Geld, aber sonst habe ich treiben dürfen, was ich gewollt habe. Vom Soldatenleben her habe ich gut mit der Flinte umgehen können. Mein Hauptmann hat mich zum Unteroffizier machen wollen, aber ich bin doch wiederum heim. Beim allgemeinen Scheibenschießen in Dornstett habe ich das Best gewonnen, und das war eine doppelläufige Jagdflinte, ein sogenannter Zwilling. Ich habe einen Strauß in die Läufe gesteckt, als ich heim ging; aber bald ist Anderes drein gekommen. Eben der Wilderer Veit, von dem vorhin erzählt wurde, eben der lauert mir eines Tages auf und will mir meinen Zwilling abkaufen. Ich geb' ihn aber nicht her, weil es ein Ehrenpreis ist, und wie ich so weiter darüber nachdenke, da fällt mir ein: Was der Veit kann, das kannst du auch; du hast dann Geld, brauchst nicht mehr Sonntags daheim zu hocken und Wasser zu trinken. — So geht mir's viele Tage im Kopfe herum und ich bin unlustig zu Allem; aber das böse Gelüst hat sich schon so stark in mir festgesezt, daß ich nicht den Muth habe, ihm geradezu den Marsch zu machen; im Gegentheil, ich habe mir anders helfen wollen und habe mir eingeredet, ich könne ein Lebendiges gar nicht auf's Korn nehmen. Hundertmal habe ich vor mich hingesagt: Wenn du auch beim Scheibenschießen den Nagel im Schwarzen getroffen, es ist doch etwas Anderes, auf ein lebendiges Geschöpf anlegen.

Im dümmsten Kerl ist das böse Gelüste auf einmal so gescheit wie siebzehn Advokaten, und Schliche kommen an Tag, die man gar nicht ahnen sollte. Der Jagdteufel hat sich bei mir gar unschuldig gestellt und hat mir gesagt: „Probir's einmal, das ist kein Unrecht, das ist nur für die Probe." Ich probir's also und schieße zuerst auf Lerchen, denn das ist ein sicherer Schuß, weil die Lerche immer grad aufsteigt und sich das Ziel nur nach Einer Richtung verändert; da geht dann der Schuß in gleicher Richtung nach. Und wie ich so zum erstenmal das kleine blutige Thier in der Hand hatte, das noch warm war, da ist etwas in mich gefahren wie ein Teufel und ich habe fast laut vor mich hingesagt: Jezt ist die Welt mein! — Nun habe ich sogar auf Schwalben geschossen und bald immer so genau vorgehalten, daß ich fast nie mehr gefehlt habe. Und zulezt bin ich in den Wald.

Es war mir Anfangs recht, daß der Veit so ein ausbündig berühmter Wilderer war; alles was geschehen ist, ist auf ihn gekommen, und die Leute haben viel davon gefabelt, wie sich der Veit unsichtbar und wieder doppelt machen könne; denn der Veit hat mir alles, was ich geschossen habe, verkauft. Ich habe freilich blutwenig dafür bekommen. Bald aber habe ich selbst meinen Ruhm und mein Geld vollauf haben wollen, und jezt hat's geheißen: der Veit ist nichts, der Philp, der ist Meister — und freilich, mein gezogener Lauf und meine Spitzkugeln haben weiter gereicht. Der Spritzenmacher von Hallfeld hat mir alles zum Kugelgießen gemacht und mir Blei verschafft, und ich habe ihm dafür mehr als ein Dutzend Hasen und den Fuchs gebracht, von dem er jezt noch die Pelzkappe trägt.

So habe ich's gegen zwei Jahre getrieben. Der Mond und ich, wir waren stets mit einander im Wald, und von Angst habe ich nichts mehr gewußt, und nach und nach bin ich auch am hellen Tag hinaus über die Grenze. Ich habe mir noch eine Flinte zum Auseinanderschrauben angeschafft, und die habe ich stückweise in meinen langen Rockflügeln und in meinen Taschen gehabt und dann im Walde zusammengeschraubt. Nichts war vor mir sicher, wenn's nichts Anderes gewesen ist, habe ich eine Amsel, ein Eichhörnchen vom Baum, die Lerche aus der Luft heruntergeschossen; erst später bin ich pulvergeizig geworden. Hasen waren für mich nur ein Spaß, am liebsten war mir, einen Fuchs zu schießen, aber ich habe auch einmal einen Luchs erlegt. Schonzeit hats für mich gar nicht gegeben.

Einmal, es war ein heller Samstag Nachmittag im Frühsommer — das Hochwild zieht sonst erst mit der untergehenden Sonne heraus, aber heute da kommt ein Hirsch, der mindestens ein Achtender zu werden verspricht, und er kommt mir schußgerecht just oben auf dem hohen Dobelberge. Ich halte ihm auf's Blatt, und losbrennen und einbrechen, das war Eins. Ich geh' nun drauf los, aber wie ich vor ihm bin, richtet er sich wieder auf; ich will ihm die zweite Kugel in den

Leib schicken, das thut aber kein rechter Jäger; ich setze also den zweiten Hahn in Ruh, ziehe meinen Nickfänger und greife dem Hirsch in's kolbige Geweihe. Er schlägt mich ab, ich stoße nach ihm, aber plötzlich richtet er sich mit aller Macht auf und ich hänge mit meinem Gewehrhalfter im Geweih. Ich habe noch Besonnenheit genug und schneide das Halfter durch, aber das Thier hat mich doch und wirft mich in die Luft und vom Felsen hinab in die Dobelklinge. Ich weiß nicht, war's Besonnenheit, daß ich fürchte, in meinen Nickfänger zu fallen, oder war's was anderes, kurz, ich werfe das Messer weit weg, und da liege ich nun mit zerschmettertem Schenkel auf einem Felsenvorsprung. Im Fallen habe ich eine junge Eiche zusammengeknickt und die Holzsplitter reißen mir in den Schenkel, daß ich meine, tausend Schwerter schneiden auf mich ein.

Wer nicht selber so etwas erfahren, der kann nicht wissen, wie's einem dabei ist. Es geschieht dir Recht! sagte eine Stimme laut; es war meine eigene Stimme, die es gesagt, aber ich wendete doch den Kopf, als müsse es mir ein anderer zugerufen haben. Ich knirsche die Zähne über einander und erhebe mich gewaltsam, aber ich kann mich nicht halten, auch meine rechte Hand ist wie gelähmt, und jetzt erst rolle ich den ganzen Berg hinab. Es war, als ob die Felsen mit mir Ball spielten, und es ist ein Wunder, daß noch ein ganzer Knochen an mir ist. Nur weil ich mich fallen lassen wie ein Stück Holz, bin ich noch am Leben.

Da liege ich nun in der tiefen Schlucht, mit dem einen Fuße im Wasser. Das Blut rinnt mir am Körper herab und Blut quillt mir aus Mund und Nase. Ich schließe die Augen und meine, jetzt kommt der Tod, aber ich öffne sie wieder und da sehe ich etwas blinken. Es ist meine Flinte, die vor mir herabgestürzt ist; mein ganzes Verlangen ist nach ihr, und ich meine, ich wäre wieder stark und unverletzt, sobald ich sie in der Hand hätte; aber dort liegt sie und blinzt immer wie ein Auge, das da sagen will: Komm her, warum sind wir jedes allein?

Von da an erinnere ich mich mehrere Stunden nichts mehr. Ich muß geschlafen haben, und als ich erwache, zittert schon das Abendroth durch die Bäume. Ein Fink jubelt in einer Tanne über mir, ein Goldammer pfeift seine langgezogenen Töne auf der Kronenspitze einer Erle, und nicht weit von mir streckt jetzt ein Fuchs seinen neugierigen Schelmenkopf aus seinem Bau. Seine Lichter sind gerade auf mich gerichtet und er schüttelt mit dem Kopfe, als wollte er sagen: Du bist noch nicht reif, ich muß schon noch ein paar Stunden warten, bis ich an dich komme. Ich brülle laut auf vor Qual, und wie ich meine Stimme höre, ist mir plötzlich, als wäre ich selbst ein Thier, nichts anderes. Der Fuchs verschwindet und ein Nußhäher kommt daher geflogen und wiegt sich auf den Zweigen und krächzt bald wie ein greinendes Kind, bald wie eine miauende Katze.

Seyd ihr schon einmal in der Nacht aufgewacht und es knappert eine Maus im Stubenboden? Das ist ein Gerassel, wie wenn's gar nicht von dem kleinen Thierchen kommen könnte. Richtet man sich auf, dann merkt man erst, wie es ist und wo. Es muß seyn, daß man im Liegen ganz anders hört, als wie im Stehen oder Sitzen. So ist mir's damals gewesen; es war alles viel mächtiger, aber es hat mich doch getröstet, daß ich alles noch ordentlich und deutlich unterscheide. Ich habe noch meinen Verstand, dachte ich, und ich muß schon wieder aus dem Elend herauskommen.

Jetzt höre ich im Dorfe das Abendläuten; es klingt ferne, weit. Im Boden, auf dem ich liege, ist ein seltsames Surren und Brummen, und das summt so fort; da raschelt etwas im Stechpalmenbusche, der gerade über meinem Kopfe ist, und mir ist's wie ein glückliches Zeichen, daß der Giftbaum mir so nahe. Wenn meine Qual nicht bald endet, kann ich ja durch ihn sterben, ich zernage dann den Busch mit den Zähnen. Aber welche Qualen muß ich dann noch dulden! Ist's nicht besser, so sterben?

Eine Hirschkuh kommt mit ihren Kitzen an den Bach und die Jungen spielen um sie herum und trinken. Mich ärgert die Frechheit des Wildes: alle sind gekommen, um mir zu sagen, daß ich ihnen nichts mehr thun könne; ich schreie laut auf, und verscheucht springen sie davon. Endlich wird es Nacht, aber der Mond scheint es gerade darauf abgesehen zu haben, in die Schlucht hineinzuschauen; meine Flinte und der Bach glänzen. Der Thau hat sich niedergesenkt auf Gras und Stein, ich lecke ihn begierig ab, aber er löscht meinen Durst nicht; ich will mich zum Bache niederbeugen, aber ich vermag es nicht und fürchte bei größerer Anstrengung mit dem Kopfe hineinzufallen. Mich schüttelt ein Fieberfrost und ich erwache aus einem fürchterlichen Traume, in dem mir alle Thiere des Waldes erschienen waren, alles was fliegt und kriecht, und sie sangen und schrien und höhnten und hackten auf mich los.

Es ist Tag geworden. Auf den hellen Buchen jagen die Eichhörnchen einander auf und ab und knurren dabei, und die Vögel singen so lustig, und zumal eine Drossel will gar nicht aufhören; ich versuche sie zu verscheuchen, aber es gelingt mir nicht, denn jetzt höre ich, daß meine Stimme heiser geworden. Auf meinem Fuße spielen Eidechsen und scheinen einander

zu haschen, und Ameisen kriechen mir über das Gesicht. In der Blutlache, die um mich herliegt, tummeln sich Mücken und Käfer, und eine kleine Schlange kommt herbei und erhascht von den blutgefüllten Thieren, und es zieht ihr durch den ganzen Leib, und sie wendet mehrmals ihren Kopf nach mir. Eine Gabelweihe wiegt sich in der Luft und stößt ihr krächzendes Freudengeschrei aus, und plötzlich schießt sie hernieder in die Thalschlucht; ich meine, sie sinkt auf mich herab, und schließe die Augen, aber sie hat ein Vogelnest in der Nähe entdeckt und bald höre ich es daraus winseln. Und wiederum, als ich die Augen öffne, schaut der Fuchs so morgenvergnüglich aus seinem Bau, als wollte er in mir sein künftiges Futter nochmals begrüßen. Was werden die Thiere zuerst von dir anfressen? spricht es in mir. Gewiß die Augen, die so oft nach ihnen ausgeschaut, nach ihnen gezielt; o, die werden ihnen munden! — Und mir ist's, als sprängen mir die Augen aus den Höhlen.

Jetzt höre ich es wiederum im Dorfe läuten und weiß, wie sie sich rüsten zur Kirche zu gehen, und Ich liege hier einsam und verschmachtend. Ich hatte sie ausgelacht, wenn sie mich fragten, wo ich wiederum diesen und jenen Tag gewesen, und ich hatte es mir verbeten, mir nachzuforschen. Niemand in der Welt ahnt mein Unglück, niemand ahnt, daß ich in Todesangst liege. — Jetzt treten sie in die Kirche, jetzt dröhnt die Orgel, jetzt singen sie, jetzt predigt der Pfarrer und jetzt läutet es wieder. Ich mache in Gedanken alles mit, was drin im Dorfe vorgeht. Andacht habe ich nicht, aber ich freue mich doch, daß es Sonntag Nachmittag ist, denn am Nachmittag gehen die Kinder in den Wald, um Erdbeeren zu suchen, und da kann es nicht fehlen, es muß mich Eines finden. Wenn ich nur hätte laut rufen können! Aber das ist das Fürchterlichste, daß mir die Stimme versagt. Wenn ich nur meine Flinte dort bei mir hätte! Ich habe ja noch Kugelbüchse und Pulverhorn; ich hätte Nothschüsse thun können, man mußte mich dann hören. Aber das treulose Werkzeug! dort liegt es jetzt, verläßt mich, läßt mich allein. Beim Gedanken an mein Pulverhorn fasse ich doch wieder einen Trost; ich hatte von meinem Großvater gehört, daß sie im Feldlager oft ihre Speisen in Ermanglung des Salzes mit Pulver gesalzen hatten. Es gelingt mir die Hand an den Mund zu bringen, und ich verschlucke eine Ladung, aber sie will nicht hinab; ich reiße Gras in meiner Nähe aus und verschlucke es mitsammt dem Pulver. Das belebt mich seltsam, aber bald überfällt mich ein unendlicher brennender Durst und ich ergebe mich drein, hier zu verschmachten. Der Mittag ist heiß, Alles so still, man hört nichts als die Käfer kriechen und hie und da von einem leisen Windzug einen dürren Ast vom Baume fallen.

Auf dem Ahorn über mir sitzt ein Waldspecht und wendet den Kopf hin und her und unter die Flügel, und pustet und schüttelt sich, und seltsam war's, was mir dabei einfiel, als ich dem Thierchen zusah. Wie das den Kopf bewegt und dreht und wendet, geschickter als der Mensch seine Hand! Es macht alles damit, und ich — ein Mensch, wie ungeschickt bin ich mit meinem Halse! Hände und Füße sind mir wie bleiern und gelähmt, mein Hals ist frei, aber ich kann mich nur wenig damit bewegen, meinen Kopf nur in wenig Wendungen bringen. Wenn der Mensch auch Hände hat, so ist das nur ein Ersatz für die Ungelenkheit seines Halses.

Das weiß ich noch ganz deutlich, daß ich das gedacht habe, und ich habe mich immer verglichen mit den Thieren: ich bin jetzt auch nicht mehr als eines von ihnen, und dazu noch das ungeschickteste und hülfloseste.

Der Schlaf will mich übermannen, aber ich wehre mich dagegen. Ich will es nicht versäumen, daß ich die Kinder rufen kann, die nun bald kommen müssen und Beeren suchen. Dort am Felsen hängen Himbeerranken übervoll, aber wer kann hinauf? Nur der Blattmönch, der da drinnen nistet.

Ein Gewitter steigt am Himmel auf, graue Wolken mit kupferfarbigem Rande; ein Theil des Berges liegt ganz im Schatten, um so heller und glitzernder aber ist alles gegenüber in Osten. Alles zeichnet sich mit den schärfsten Umrissen in den blauen Himmel, ein grellgelbes Licht fällt in die Tiefe. Alles ist jetzt noch stiller im Walde. Die Vögel fliegen lautlos heim. Wehe! jetzt kommen auch die Kinder nicht. Dunkel steht der Himmel über mir, und jetzt beginnt es zu donnern und zu blitzen. Wie, wenn nun ein Blitz mich tödtete? Mir wäre wohl. Blitz, ich rufe dich! Hier nimm mich! verzehre mich! — So spreche ich vor mich hin und in der Thalschlucht brüllt der Donner. So habe ich ihn noch nie gehört. Die ganze Erde zittert. Knall auf Knall kracht es, und es ist, als ob die ganze Welt zu Grunde ginge, und ich allein liege da am Boden und spüre das Zittern der Erde, wie ich so daliege, hülflos, unbeweglich auf ihr. Ich schütte mein Pulver aus, vielleicht lockt es den Blitz und verzehrt mich mit ihm; aber plötzlich rauscht der Regen hernieder und säuselt durch die Bäume, tropft in den Bach und klatscht auf die Felsen. Ich schlürfe begierig den Regen von den Gräsern. Durch und durch sind meine Kleider tropfnaß. Die Wunde an meinem Schenkel fließt auf's Neue, mit äußerster Anstrengung reiße ich mir mit den

Zähnen Stücke aus meinem Hemde und verbinde mir damit die Wunde. Ich habe die Kleider abgelegt, aber ich kann sie nicht mehr anbringen, und so liege ich fast entkleidet, blutend, lechzend, und warte auf den Tod. Von den Stechpalmenblättern über mir trinke ich frische Tropfen, indem ich die Zweige niederbeuge. Bald scheint die Sonne wiederum hell, Alles glitzert und schimmert, und ich sehe das Stück eines Regenbogens, der jetzt da draußen über der Welt am Himmel steht. Wie jubeln jetzt die Vögel wiederum so lustig, wie ist Alles so neu erquickt! Nur ich, nur ich muß verkümmern wie ein angeschossen Wild.

Bei diesem Gedanken fällt mir ein, mit welcher Gier ich alles Leben verfolgt, und wenn ich es auch nicht erschlagen, mich doch freute, ihm einen Treff gegeben zu haben. Da liegst du jezt, liegst da, bist selber nichts als ein angeschossenes Wild. Wer bist du, der du dich zum Herrn gemacht über Leben und Tod, der du aus dem Tod dir das Leben geholt? Da kommen die Raben und setzen sich still auf den Felsen mir gegenüber und schauen einander an. Wer weiß, was sie sich sagen? Und jezt putzen, zupfen und rupfen sie sich, und jezt fliegen sie wiederum auf und krächzen. Warum könnt ihr nicht zu den Menschen reden? Warum könnt ihr denen da unten nicht sagen, daß hier einer der ihrigen liegt und nach Rettung lechzt? Ihr kennt nur euch einander, ihr Thiere des Waldes, den Menschen kennt ihr nicht, und darum ist er euer Feind. Und dort schleicht jetzt der Vater Fuchs wieder und trägt ein Rebhuhn in seinen Bau, und drinnen hör' ich es rammeln. Hätte ich nur deinen Bau früher gekannt, ich hätte dir dein Handwerk gelegt! Und jezt höre ich im Dickicht eine Sau an Eicheln knarfeln. Die Jagdlust regt sich nochmals und macht mich fast froh, und läßt mich vergessen, wer ich bin und wo ich bin, bis endlich wiederum der Gedanke über mich kommt: du bist jezt nichts mehr als eine Beute der Thiere. Die Raben kommen, sie werden sich laben und sättigen und an dir ein Fest feiern, an deinem Aase, tausendmal fröhlicher als alle die Lust war, die du von ihrem Tode erobert hast!

Zum erstenmal in meinem Leben fürchtete ich die Thiere. Ich war das Wild, sie der Jäger. Ich weiß nicht, wie es kam, aber plötzlich mußte ich denken: wenn ich nur ein Baum wäre! Das ist doch das glücklichste Geschöpf auf der Welt, das steht fest im Grund, wächst und gedeiht und läßt sich was vorsingen in seinem Kopfe, und weiß nichts vom Sterben, bis plötzlich die Axt kommt, und dann bricht's zusammen. Wenn ich nur ein Baum wäre! Und wie ich mich so hineindenke in das Leben des Baumes, wie das in den Wurzeln saugt, durch Stamm und Zweige rinnt und hinaus zu den Blättern fließt — da auf einmal, es ist wie ein Wunder, und so ist's gewiß gewesen in alten frommen Zeiten, da sehe ich einen Brunnen vom Felsen rinnen, es tropft in gleichmäßigen Absätzen, und woraus? aus einer abgeknickten, wie mit dem Messer abgeschnittenen Ahornwurzel. Diese Wurzel ist gewiß durch das Felsstück, das mit mir herabgerollt ist, abgeknickt worden, und jezt kann der Saft nicht mehr hinauf in den Stamm und tröpfelt nieder, so hell, so perlklar. Es gelingt mir, mich der Wurzel zu nähern, und ich trinke ihren frischen Saft. Wie das labt! wie das kühlt! Aber es fließt bald gar spärlich, und ich fürchte, es versiegt; ich beiße mit den Zähnen noch ein Stück davon ab, und es fließt wieder reichlicher; aber bald kommen nur in langen Zwischenräumen einzelne Tropfen; ich harre still, bin aber oft, da ich mich schwer bewegen kann, so ungeschickt, daß ich den einzelnen Tropfen verschütte. Und doch fühle ich mich gestärkt durch den Saft aus der Wurzel des Baumes.

Wiederum läutet es im Dorfe und wiederum singt eine Goldammer ihren Abendsang, und die Nacht kommt und der Mondschein glitzert im Bach, auf den Gräsern und am Flintenlauf. In dieser zweiten Nacht thu' ich kein Auge zu. Ich will den Tod kommen sehen, er soll mich nicht im Schlafe überraschen, ich will ihm frei in's Auge schauen, wie ich es oft gethan. Ich höre die Eulen krächzen, fast bellen wie kleine Hunde. Ich höre das Jammergeschrei aus Vogelnestern, darin Wiesel und Marder ihren Raub begehen; ich höre den leisen Tritt des Fuchses. Ich sehe wiederum die Hirschkuh mit ihren Kitzen kommen; jezt scheuche ich sie nicht mehr. Vor mir steht's wie geschrieben: Mensch! du bist Nichts, nein, weniger als ein Thier, wenn die Mordgier deine Lust ist! Das Thier mordet nur, um seinen Fraß zu erhaschen; der Mensch aber mordet, weil ihm Morden eine Lust ist. Mensch! du bist weniger als ein Thier! — So wirbelt sich alles vor mir die lange bange Nacht.

Ich sehe den Morgen mit wachenden Augen herbeikommen. Zuerst ein leises fahles Dämmern und mit ihm einige Sonnenstrahlen; immer deutlicher wird alles. Ich höre endlich die Morgenglocke klingen und denke nur noch, wie sie läuten wird, wenn man mein nacktes Gebein findet und begräbt. Ich war ergeben. Um die Baumwurzel hat sich ein röthlicher Rost gelegt, sie tropft nicht mehr, so viel ich auch daran kaue und sauge. Ein Igel raschelt an mir vorüber, und sein Kopf ist wie ein Menschenkopf. Wie lange habe ich kein Menschenantlitz gesehen! Werde ich je eines wiedersehen?

Da, plötzlich, ein Schuß knallt. Es fällt und

kollert Etwas, es rutscht über die Felsen, es knackt und knistert durch die Gebüsche, ein Hirsch stürzt herab und gerade auf mich los; sein Haupt liegt auf meiner Brust, er zuckt noch einmal und verendet auf meinem Leibe. Mein Gesicht ist blutbespritzt, und als ich die Augen abwische, sehe ich in die offenen gläsernen Augen, die nach mir schauen, so barmherzig und so vorwurfsvoll. So liege ich, das todte Thier auf mir, und kann es nicht abwälzen. Wohl zwei Stunden liege ich so und denke: Nun mußt du sterben, und vielleicht ist es das angeschossene Thier, das dich jetzt tödtet. Wenn nur meine Kraft noch hält, bis der Jäger kommt, der das Wild geschossen! Er muß einen großen Umweg machen, um hier in die Thalschlucht zu kommen.

Endlich und endlich höre ich Schritte. Sie halten inne, da ich zu schreien versuche. Der Jäger kommt näher und zieht mich unter dem blutenden Thiere hervor und rettet mich.

Ich lag mehrere Wochen krank. Mein Fuß wurde heil und auch die Hand hatte ich nur verstaucht, aber meine Stimme habe ich nicht wieder bekommen.

Ich habe meine gerichtliche Strafe im Gefängniß erleiden müssen, trotzdem ich sie schon ganz anders, und ärger als Menschen strafen können, erlitten hatte. Man hat mir gesagt, ich könnte Einsprache erheben oder um Gnade bitten, aber ich habe meine Strafe ohne Widerspruch angetreten. Es hat mir fast wohlgethan, auch vor den Menschen büßen zu können.

Auch meine Doppelflinte hatte man gefunden und mir gebracht; aber als ich wieder rüstig war, trug ich sie hinaus in die Dobelschlucht, jetzt nicht mehr zum Jagen. Ich habe sie dort begraben, es wird sie kein Mensch mehr finden.

So erzählte der Rosenwirth Philp, und die Nachbarn, die fortgingen, drückten ihm still die Hand, der Pfarrer aber saß noch lange bei ihm.

Die Stellung der Frauen in der griechischen Poesie. *

I.

Die Stellung der Frauen in der griechischen Poesie bietet der Betrachtung eine doppelte Seite dar. Einmal nämlich haben wir zu erörtern, in welchem Maße und in welcher Weise Angehörige des weiblichen Geschlechts selbstthätig auf dem Gebiete der Poesie aufgetreten sind; sodann darzulegen, wie weit und in welcher Art die Dichtkunst das weibliche Geschlecht im Ganzen und einzelne Mitglieder desselben zu ihrem Gegenstande gemacht hat. Es würden beim zweiten Punkte dreierlei Arten zu unterscheiden seyn: rein sachliche Darstellungen, Lobpreisungen, und endlich Angriffe, scherzhafte wie ernst gemeinte. Indessen werden wir diese Eintheilung der folgenden Ausführung nicht zu Grunde legen.

Die durchgängige Aneinanderreihung des Gleichartigen würde ermüden, innerlich Zusammengehöriges müßte auseinander gerissen werden, wir kämen oft in Verlegenheit, ob wir einen Darsteller nicht vielmehr zu den Angreifern, oder auch zu den Lobpreisern zu rechnen haben, und endlich würden wir auf diesem Wege nicht zu den sittengeschichtlichen Ergebnissen gelangen. Wir ziehen es daher vor, das Einzelne in derjenigen Ordnung aufzuführen, in welcher es der Zeit nach auf einander folgt, um so mehr, als wir dadurch zugleich eine vollkommen passende Sacherdnung gewinnen.

* Das Nachfolgende ist ein Vortrag, welchen der Unterzeichnete — in einem Cyclus von Vorlesungen zum Besten der Armen — schon im Jahr 1853 vor einer gemischten Versammlung gehalten hat. Derselbe blieb liegen, weil der Verfasser fortwährend die Absicht hegte, ihn nach mehreren Seiten hin zu vervollständigen, durch dringendere Arbeiten aber an der Ausführung dieses Vorsatzes gehindert wurde. Inzwischen ist das gleiche oder ein ähnliches Thema auch von andern behandelt worden: „E. v. Lasaulx, zur Geschichte der Ehe bei den Griechen. München 1852, 108 S. 4. J. A. Mähly, die Frauen des griechischen Alterthums. Basel 1853. 36 S. 8. L. Wiese, über die Stellung der Frauen im Alterthum und in der christlichen Zeit. Berlin 1854. 32 S. 8. Von diesen Schriften wurde bei der ursprünglichen Ausarbeitung des Nachstehenden keine benützt, und auch bei der Durchsicht zum Zwecke der Veröffentlichung der Gebrauch derselben mit Absicht vermieden, da bei der Verschiedenheit des Plans und der Gesichtspunkte davon mehr Verwirrung als Nutzen zu erwarten war.

W. S. T.

Die griechische Literaturgeschichte hat nämlich die wunderbare, in ihrer Art einzig dastehende Eigenthümlichkeit, daß nie mehrere Dichtarten neben einander bestehen und betrieben werden, sondern immer eine die andere an einer ganz fest bestimmbaren Zeitgrenze ablöst, wie eine neue Generation die alte; eine Eigenthümlichkeit, die erst mit dem griechischen Geiste selbst erlosch. So ist die älteste Zeit der Griechen vom Epos beherrscht; auf den Schultern des Epos erhebt sich dann beim ionischen Stamme die Elegie und deren Kehrseite, die Jambik, etwas später bei den Doriern die chorische Lyrik, bei den Aeoliern die rein subjektive, individuelle Lyrik. Erst nach den Perserkriegen ersteigt die griechische Poesie ihren höchsten Gipfel mit der attischen Tragödie und Komödie.

Was diese verschiedenen Gattungen und Zeiten in Bezug auf unsern Gegenstand bieten, will ich nun in der durch die Fülle des Stoffs gebotenen Kürze vorüber führen.

Schon im homerischen Epos finden wir das weibliche Geschlecht auf einer hohen Stufe innerer Ausbildung und daher auch äußerlicher Werthschätzung. Wie die Helden, besonders der Ilias, an gesunder Kraft, Ehrlichkeit und Rohheit, so wie an Sucht nach Abenteuern lebhaft an die Ritter in der besten Zeit des Mittelalters erinnern, so gleichen einander beide auch in ihrer Verehrung der Frauen. Zwar ist sie in der homerischen Zeit frei von dem schwärmerischen, phantastischen Anstriche des Mittelalters, aber an Wärme und Zartheit der Empfindung steht der griechische Ritter seinem germanischen und romanischen Geistesverwandten nur wenig nach. Um die schöne Helena wieder nach Hellas zurück zu bringen und ihren Entführer zu züchtigen, haben sich ja alle die Schaaren von Rittern, Reisigen und Knappen aus allen Enden von Griechenland auf den Weg gemacht, und erdulden um dieses Zweckes willen die Mühsale eines zehnjährigen wechselvollen Kampfes. Und nicht minder ihre Feinde, die Troer: warum machen sie nicht aller ihrer Bedrängniß kurzweg ein Ende, indem sie Helenas Zurückgabe und die Auslieferung des Paris erzwingen? Die Macht der Schönheit hat auch sie besiegt, für sie stürzen sie sich freudig in Kampf und Tod. Flüstern doch selbst die greisen Räthe des Priamos, als sie Helena erblicken, einander zu:

'S ist doch nicht zu verdenken dem Danaervolk und den Troern,
Daß sie um solch ein Weib so lange sich schlagen und plagen!
Einer Unsterblichen gleicht sie fürwahr an entzückender Schönheit! *

* Ilias III., 156 ff.

Zwar fügen sie in ihrer greisenhaften Erhabenheit über solche romantische Gefühle alsbald hinzu:

Trotzdem schiffe sie nur, so reizend sie ist, in die Heimat,
Statt daß hier sie für uns und unsere Kinder ein Fluch wird!

Aber der edle Priamos, der selbst am meisten vom Kriege zu leiden und zu fürchten hat, denkt anders. Er ruft ihr entgegen:

Komm, lieb Töchterchen, näher und setze dich gegen mir über;
Nichts hast du mir verschuldet: die Schuld liegt nur an den Göttern,
Deren Geschick mich bestürmt mit dem traurigen Krieg der Achaier.

Dasselbe Motiv wiederholt sich bei dem eigentlichen Ausgangspunkte der Ilias. Ilion kann nicht erobert werden, weil Achilleus, aus Groll gegen Agamemnon, seine Mitwirkung am Kampfe den Griechen vorenthält. Die Ursache seines Grolls aber ist, daß Agamemnon ihm seinen Beuteantheil, die schönwangige, rosige Tochter des Briseus, gewaltsam entrissen hat; und er beharrt auf seinem Grolle, trotzdem daß man ihm zum Ersatz für die Eine Geliebte sieben auserlesene Sklavinnen anbietet (Ilias IX., 636 ff.).

Dieß zum Beweise des Werthes, welchen man den Frauen beimißt, der Wärme, womit man hier an ihnen hängt. Aber sie verdienen dieselbe auch durch ihre Reinheit als Jungfrauen, durch ihre Treue als Gattinnen. Von Jungfrauen bietet die Odyssee ein Bild von unübertroffener Lieblichkeit in Nausikaa. Der Gedanke an die nahe Hochzeit, an der sie selbst in glänzenden Gewändern erscheinen und die Theilnehmer damit ausstatten müsse, treibt sie vor Tagesanbruch vom Lager. Sie bittet sich vom Vater ein Gespann aus, um mit ihren Mägden am Ufer des Meeres Wäsche zu halten, und verbirgt dabei mit züchtiger Verschämtheit ihren eigentlichen Beweggrund hinter ihrer Besorgtheit für Vater und Brüder. Nachdem die Gewänder gewaschen sind, werden sie zum Trocknen am Strande ausgebreitet und die Gesellschaft vertreibt sich inzwischen die Zeit mit Gesang und Ballspiel. Nausikaa nimmt muntern Antheil am fröhlichen Treiben, aber weit ragt sie an Wuchs und edler Haltung hervor über die Schaar ihrer Dienerinnen, so weit wie Artemis über ihre Nymphen. Als nun der Ball, statt von der Dienerin aufgefangen zu werden, in's Meer fliegt, da schreien die Mädchen wie aus Einem Munde laut auf. Davon erwacht Odysseus, der im Strandgebüsch todesmüde von den überstandenen Gefahren schlummert, und geht den menschlichen Stimmen nach, trotz seines verwilderten Aussehens und seiner sehr mangelhaften

Bekleidung. Bei seinem Anblick stäuben die Dienerinnen auseinander, wie Hirsche vor dem Löwen; nur des Alkinoos Tochter bleibt ruhig stehen, denn von Furcht ist sie frei und das Gemeine kennt sie nicht; es findet in ihrem Innern keinen Anknüpfungspunkt, und arglos und offen kann sie daher dem fremden Manne in's Gesicht schauen, in dem sie augenblicklich einen Unglücklichen ahnt, der ihrer Hülfe bedürfe.

Noch reicher sind die homerischen Gedichte an Beispielen edler, treuer Frauen. Bekannt ist aus der Ilias Andromache, welche an ihren Gemahl die bekannten rührend einfachen und doch so tiefen und schönen Worte richtet:

Hektor, du bist Vater mir jezt und verehrete Mutter,
Bist mir Bruder zugleich und mein blühender Lagergenosse!
— Würd' ich deiner beraubt, so wäre mir besser zu sterben.*

Und aus der Odyssee brauche ich Penelope nur zu nennen.** Aber auch Helena bereut bitter den Leichtsinn, womit sie den Gemahl verlassen, nennt sich ein verworfenes, schändliches Weib, wünscht daß sie nie geboren wäre (Ilias VI., 344 ff.), und ruft ein ander mal (Ilias III., 173 ff.) aus:

Hätt' ich doch lieber dem Tod mich geweiht, als daß ich mit Paris
Hieher zog und die Freunde verließ und die bräutliche Kammer,
Auch mein einziges Kind und die holden Gespielinnen alle!
Ach, nicht also geschah's; drum muß ich in Thränen vergehen.

Und Arete, die Mutter der Nausikaa, übt sogar auf die öffentlichen Angelegenheiten Einfluß aus. Ihre Tochter sagt von ihr (Odyss. VII., 66 ff.):

— Alkinoos nahm sie zum Weibe,
Und er erweist ihr Ehre, wie Keine auf Erden geehrt wird
Unter den Frauen, die walten im Haus, nachstehend dem Manne.
Also ward sie von Herzen geehrt und wird es noch immer,
Wie von den eigenen Kindern, so auch von Alkinoos selber,
Und von dem Volk, das sie anschaut, als wäre sie Göttin,
Und sie mit Worten begrüßet, so oft in der Stadt sie umher geht.
Denn nicht fehlt es fürwahr ihr selber an wackerem Sinne:
Männern sogar, wenn sie freundlich gesinnt ist, löst sie den Hader.
Drum, ist sie dir im Herzen geneigt und freundlich gewogen,
Dann darfst Hoffnung du hegen, die Heimath wieder zu schauen.

* Ilias VI., 429 f. 410.

** Ueber diese vergl. besonders Lasaulx a. a. O. S. 17 mit Anm. 35.

Ueberhaupt hat die homerische Frau ihrem Manne gegenüber zwar eine naturgemäß untergeordnete, aber keineswegs eine unwürdige und unselbstständige Stellung. Warm schildert namentlich Odysseus das Glück einer einträchtigen Ehe, indem er zu Nausikaa dankend sagt (Odysseus VI., 180 ff.):

Mögen die Götter dir schenken, wonach dein Herz dir begehret,
Einen Gemahl und ein Haus, und dazu herzinnige Eintracht
Mögen sie spenden; denn nichts Werthvolleres gibt es und Beßres,
Als wenn einigen Sinnes und Herzens im Hause zusammen
Wohnet der Mann und die Frau, für die Feinde zum großen Verdrusse,
Aber zur Freude den Freunden; am meisten genießen sie's selber.

Einen starken Abstich von der idealen Herrlichkeit der Welt des Homerischen Epos bildet die derbe Wirklichkeit des Hesiodischen. Vertritt jenes den Standpunkt und die Auffassungsweise des Ritters, so dieses den des Bauern. Materielle Angelegenheiten und Sorgen bilden hier den Mittelpunkt des Gedankenkreises, und eine handfeste Rechtschaffenheit, daneben aber auch etwas selbstsüchtig Pfiffiges, ein allgemeines Mißtrauen gegen andere, insbesondere gegen alle Erfindungen der Cultur und Alles, was von den „Herren" ausgeht, etwas Herbes und Bissiges spricht aus dem ganzen Gedichte. Bei einem Bauern wäre es thöricht ritterliche Gefühle suchen zu wollen; man muß es daher ganz natürlich finden, daß bei Hesiod das weibliche Geschlecht übel wegkommt. Alles was über den allerdringendsten Bedarf hinausgeht, alles was in das Gebiet des Schönen hinüberspielt, ist ihm vom Uebel und ein Greuel in seinen Augen; er sieht daher in dem Schönheitstriebe des weiblichen Geschlechts, der in keinem Verhältnisse ganz auszutilgen ist, nichts als Verschwendung, lauter Verderben für den Mann und seine Habe, und hat dieß durch den Mythus ausgedrückt, daß Zeus das Weib (Pandora), mit allen Gaben der Anmuth und Verführung ausgestattet, den Menschen zur Strafe auf die Erde gesandt habe.* Diese seine Denkweise erreicht ihren Gipfelpunkt in dem Rathe:

Vom putzsüchtigen Weib nicht lasse den Sinn dir berücken,
Welches dich kosend bestrickt, nach dem Gelde dir spähend mit Habgier.
Wer auf Weiber vertraut, der traut dem hellen Betruge.**

* Werke und Tage 57 ff. Vgl. Theogonie V. 570 ff.

** Werke und Tage. 373 ff.

Um so mehr aber ist er entzückt von einem braven, d. h. sparsamen Weibe. *

Größeres Glück für den Mann gibts nicht, denn ein wackeres Weib ist,

sagt er, setzt aber dann gleich hinzu:

Aber größeres Unheil nicht denn ein schlechtes, Visiten
Nur nachjagendes; die brennt nieder dem fleißigsten Manne
Ohne ein Feuer das Haus und macht ihm bitter das Alter.

Die große Kluft, welche in dieser Beziehung zwischen Homer und Hesiod liegt, hat ihren Grund nicht nur in der Verschiedenheit der Stämme und Gegenden, welchen diese beiden Dichter angehören, sondern namentlich auch darin, daß zwischen beide hinein der Untergang der Herde hellenischer Ritterlichkeit fällt, das Erlöschen der alten Adelsgeschlechter, die Beseitigung der kleinen Höfe. Keine der Staatsformen, welche an die Stelle der patriarchalisch monarchischen traten, erwies sich in demselben Maße der Anerkennung des weiblichen Geschlechts günstig, nicht die Tyrannis, die mit ihrem Princip der Rechtlosigkeit und Gewalt auch die Familie berührte, noch die Demokratie, die dem Bürger, indem sie ihn in den Strudel politischer Thätigkeit hineinstürzte, weder Zeit noch Stimmung ließ, dem zarteren Geschlechte zu huldigen.

Weniger, als man es nach dem heutigen Begriffe von Elegie erwarten würde, beschäftigen sich gleich die elegischen Dichter der Griechen mit dem weiblichen Geschlechte. Die Elegie ist eben bei den Griechen nicht das weinerliche, süßliche Ding, das man jetzt darunter versteht, sondern eine kräftige, markige Gestalt. Bald rollt sie zürnend über den Häuptern des erschlafften Volks dahin, bald reißt sie, unwiderstehlich wie ein Bergstrom, es fort zu einem vorgesteckten Ziele. Sie ist die Trägerin der Gedanken von Männern, die mit Herz und Leben inmitten ihres Volkes stehen, mit ihrer Einsicht, ihrer Bildung und ihrem Willen aber über dasselbe hervorragen und ihre höhere Begabung dazu verwenden, ihr Volk für einen großen, edeln Zweck zu begeistern, bestehe dieser nun in heldenmüthigem Kampfe und freudigem Tode für das Vaterland oder in hingebendem Verzichten auf die eigenen Interessen zum Besten der Gesammtheit. Die Elegie ist die Sprache, in welcher der höher Gebildete zum Volke redet; sie steht in der Mitte zwischen der Herrschaft des Epos und dem Aufkommen einer schriftmäßigen Prosa; sie ist zwar noch Poesie, aber ihr Inhalt ist die Gegenwart, und sie verfolgt in dieser einen bestimmten praktischen Zweck; nur daß dieser ein großer idealer ist, denn nicht für kleine Anliegen seiner Person öffnet der Seher seinen gottgeweihten Mund.

So ist denn die griechische Elegie von Anfang an ausschließlich ethisch und politisch, mit den großen Interessen des Vaterlandes so vollauf beschäftigt, daß daneben die Angelegenheiten des Privatlebens keinen Raum finden. Der einzige unter den älteren Elegikern, der davon eine Ausnahme macht, ist Mimnermos; aber gleich dessen jüngerer Zeitgenosse Solon hat um so reiner und reicher den ursprünglichen Charakter dieser Dichtart durchgeführt. Mimnermos dagegen war der erste, der die Elegie verwendete zur Darstellung von Zuständen und Empfindungen des Privatlebens, insbesondere der Liebe. Es hatte dieß seinen Grund in den besondern Verhältnissen des Dichters und seines Volkes.

Mimnermos gehörte zum Volksstamme der Jonier, die, durch nordische Eindringlinge aus ihrer Heimath in Griechenland vertrieben, gen Osten gewandert waren, und an der Küste von Kleinasien sich ein neues Vaterland gegründet hatten. Durch die Ueppigkeit des Bodens und durch ausgedehnten Handel schnell reich geworden, versanken sie in Weichlichkeit, und wurden so eine Beute ihrer kriegerischen Nachbarn, der Lyder (unter Krösus und dessen Vorgänger). In diese Zeit der Knechtung seines Volks fällt nun das Leben des Mimnermos, und er kann selbst dazu dienen, uns diese Knechtung zu erklären. Während nämlich die früheren Elegiker die Noth des Vaterlandes in bekümmertem Herzen getragen und an ihrem Theile dazu mitgewirkt hatten, derselben, wo es möglich wäre, ein Ende zu machen, läßt Mimnermos das sich entfernt nicht anfechten. Er findet nicht, daß der Himmel seitdem weniger blau sey, er nimmt die Dinge, wie sie einmal sind, und sucht sich innerhalb derselben möglichst behaglich und vergnüglich einzurichten. Mimnermos ist ein treues Abbild der sittlichen Erschlaffung, welche den Untergang von Joniens Unabhängigkeit herbeigeführt hatte, der einseitigen Ausbildung des hellenischen Schönheitsgefühls. Er kennt nichts Höheres als die Schönheit und deren Genuß, die Liebe. Er ruft aus:

Was wär' Leben und Lust, wenn die goldene Cypria fehlte?
Todtseyn möcht' ich, wofern nimmer mit wäre vergönnt
Heimlicher Liebesgenuß und Umarmung und süße Geschenke.

* Werke und Tage. V. 702 ff. Vgl. Theog. 590—612.

Es stört ihn daher nicht, daß sein Volk unterjocht ist; im Gegentheil, nicht mehr in Anspruch genommen durch öffentliche Angelegenheiten, kann er sich jezt um so ungetheilter hingeben an das, was für ihn das Höchste ist. Desto mehr aber beengt ihn der Gedanke, daß das alles so kurz dauert, daß das traurige Alter und die grausige Hand des Todes diesem schönen Traume unfehlbar ein baldiges Ende macht. Dieser Gedanke wirft einen trüben Schatten herein in das freudenreiche Daseyn, es verkümmert und vergällt dem Dichter schon jezt, noch ehe das Gefürchtete eingetreten ist, allen Genuß, es hindert ihn an voller, rückhaltsloser Hingabe an das, was die Gegenwart Schönes bietet. So sagt er in einem Bruchstücke:

Alsbald rinnet den Körper hinab unsäglicher Schweiß mir,
Und nur zitternden Leibs kann die Gespielen ich seh'n,
Blühend und lieblich und schön. O daß es doch länger so bliebe!
Doch nur wenige Zeit dauert sie, gleich wie ein Traum,
Diese gepriesene Jugend, und jählings hänget das Alter
Ueber dem Haupt ihr da, lästig und häßlich zu schaun,
Allen verhaßt und verachtet; es macht unkenntlich den Menschen,
Legt sich um Augen und Geist, machet sie trübe und blind.

Dieses Gewinsel über die Kürze der Jugend, dieses Grauen vor dem Alter bildet überhaupt den stehenden Inhalt von Mimnernos Gedichten, so weit wir sie noch haben. Es wird berichtet, daß diese vorherrschende Richtung seiner Gedanken ihren Grund gehabt habe in persönlichen Erfahrungen des Dichters, sofern er nämlich aus der Gunst seiner Geliebten, der Flötenspielerin Nanno, durch jüngere Nebenbuhler verdrängt worden sey. Mag dieß richtig seyn oder nicht, jedenfalls werden wir in diesen Aengsten, diesem Alpdrücken, eine wohlverdiente Strafe für den Leichtsinn und die Gesinnungslosigkeit erkennen, womit der Dichter in schwerer Zeit kein ander Heil wußte als in rückhaltslosester Hingabe an die Sinnlichkeit.

Kein Dichter seines Volks folgte ihm auf dieser Bahn; wohl aber kam er, nach dem Untergange des eigentlichen griechischen Wesens und Lebens, in Alexandria wieder zu Ehren. Unter den kunstliebenden Ptolemäern sammelte sich dort ein Kreis von Männern, welche insbesondere die bequeme und doch elegante und anmuthige elegische Dichtungsart wieder aus dem Schlummer erweckten. Hofdichter, wie sie waren, und Dichter eines Hofes, der für sein Daseyn in diesem Lande kein anderes Recht hatte, als das des Schwertes, entbehrten sie der Stoffe aus dem öffentlichen Leben der Gegenwart, durch welche die Dichtungen der alten Elegiker so reichhaltig und werthvoll geworden waren. Dieser Epigonen Welt waren dagegen die Bücher, der Hof und ihre kleinen persönlichen Erlebnisse. Diese drei Gegenstände bilden denn den Inhalt wie aller ihrer Gedichte, so namentlich auch ihrer Elegien, die Elemente, welche nur in verschiedener Mischung bei ihnen immer wiederkehren. Auch wo sie sich selbst zum Gegenstande machen, eigene Gefühle darzustellen scheinen, ist es hauptsächlich das Gedächtniß, die Gelehrsamkeit, die Bücher, was aus ihnen redet. So wenn sie die Reize einer wirklichen oder geträumten Schönen zu schildern sich anschicken, plündern sie zu diesem Behuf die ganze Mythologie, und eben so wenig können sie irgend welche Verwicklung des Lebens, z. B. der Liebe, und die Stimmung, welche sie erregt, in der naturgemäßen Weise darstellen: Leben und Gelehrsamkeit fließen fortwährend in einander über, oder vielmehr die Gelehrsamkeit überfluthet und erstickt das Leben. Ein abschreckendes Beispiel dieser Art ist uns durch einen römischen Dichter erhalten, der das elegische Gedicht des Alexandriners Kallimachos „auf das Haar der Königin Berenike" frei übersezt hat, bei welchem Gedichte schon die Wahl des Stoffs charakteristisch genug ist.

Je weiter man sich aber selbst von der Natur entfernte, um so lebhafter wurde das Gefühl für das, was eigentlich das Natürliche wäre, und der Trieb dasselbe, wenigstens in so weit als die eigenen Kräfte es gestatteten, durch die Mittel der poetischen Darstellung in's Leben zu rufen: die Idylle ist ein Erzeugniß der alexandrinischen Zeit. Freilich brachte es selbst der bedeutendste dieser Dichter, Theokritos aus Syrakus, nur zu blassen Gestalten, ohne Blut und Leben, und lieferte den schlagendsten Beweis davon, wie tief die Verschrobenheit in diesem Kreise wurzelte, indem sie selbst da, wo sie eigens darauf ausgingen, natürlich zu seyn, vielmehr nur eine neue Species der Unnatur zu Tage förderten. Indessen würden wir dem Theokrit Unrecht thun, wenn wir nicht auch hinzufügten, daß er da, wo er sich von seiner Manier emancipirt, wo er einen Griff in das wirkliche Leben hinein thut, eine Meisterschaft bekundet, die es nur um so tiefer beklagen läßt, daß er sonst dem Trugbilde einer unwahren Idealität nachgestrebt hat.

Diese Meisterschaft verräth besonders Theokrits berühmteste Idylle, „die Weiber am Adonisfest." Um bei der öffentlichen Feier des lezteren zuzuschauen, holt eine Frau die andere ab und begibt sich mit ihr auf die Straße, wo dann der Festzug an ihnen vorüber geht und durch ihre Exclamationen und zungenfertigen Beschreibungen auch uns vor die Augen tritt, endlich

im Königspalast das Festlied mit angehört wird. Die Festfeier ist der eigentliche Zweck und Mittelpunkt des Gedichts, aber die Vorbereitungen zur Theilnahme daran und das Verhalten der Frauen auf der Straße selbst sind mit solcher Liebe ausgeführt, daß hiedurch der größere Theil des Raums und des Interesses in Anspruch genommen wird. Da ist mit köstlicher Anschaulichkeit und wahrhaft dramatischer Lebendigkeit ein großes Stück Frauenart bloßgelegt. Die Abholende trifft ihre Freundin noch über der Toilette, sie plaudern gemüthlich und raisonniren gelegentlich über ihre Männer, bis es ihnen auf einmal einfällt, daß sie ja eigentlich Eile haben, und nun die bei der Toilette behülfliche Dienerin angefahren wird, daß sie vor Bestürzung erst recht Alles verkehrt macht. Das Kleid ist endlich glücklich angezogen; die Freundin bewundert es und fragt nach dem Preise; auch der übrige Putz wird rasch angelegt, das unbequeme Kind, das sich von der Mutter nicht trennen will, mit Entschiedenheit abgeschüttelt: „Ich kann dich nicht mitnehmen, mein Kind. Huhu! die Pferde beißen! Weine so viel du willst: zum Krüppel darfst du mir nicht werden. Gehen wir! Phrygia, unterhalte den Kleinen, rufe den Hund herein und schließe die Hausthüre zu.“ So sind sie denn auf der Straße und wundern sich über die Menge Menschen und die gute Ordnung, die trotzdem herrscht. Da geräth die eine der Frauen durch die Pferde des Zugs in Angst und ruft ihrer Freundin zu: „Liebste Gorgo, was wird aus uns? Des Königs Schlachtrosse! Lieber Mann, tritt mich nicht! Der Goldfuchs bäumt sich! Ach, seht, wie wild er ist! Gott Lob und Dank, daß ich mein Kleines zu Hause gelassen habe!“ Gorgo beruhigt sie: „Fasse dich, Praxinoa, sie sind ihres Wegs gegangen und jezt weit von uns weg.“ Praxinoa faßt sich auch und versichert, daß Pferde und Schlangen ihr von jeher das Aergste gewesen seyen. Sie drängen sich in den Palast hinein und Praxinoas neues Kleid kommt dabei in Lebensgefahr, doch haben sie sich auch der Galanterie eines Mannes im Publikum zu erfreuen; einen andern, der sich über ihr störendes Geplauder beklagt und über ihren Dialekt sich lustig macht, trumpfen sie gehörig ab. „Seht doch, woher ist denn der Mensch? Was geht es dich an, wenn wir schwatzen? Willst du den Gebieter spielen, so kaufe dir jemand; wir sind Syrakusaner.“ Erst der Beginn des Gesangs bringt sie zum Schweigen. „Es wird gewiß schön werden,“ bemerkt Gorgo, „schon räuspert sich die Sängerin.“ Durch ihre ganze Haltung und viele kleine Züge erweist sich diese Idylle vielmehr als ein satirisches Sittengemälde, und liefert dadurch einen neuen Beweis von der nahen Verwandtschaft dieser beiden Dichtgattungen.

Noch größer und augenfälliger ist die Verwandtschaft mit der Satire bei derjenigen Dichtart, welche fast gleichzeitig neben der Elegie entstand, der Jambik. Eben so sehr wie die Elegie wurzelt auch die Jambik in der Gegenwart, aber es sind andere Gebiete der Gegenwart, welche beide behandeln, und beider Verhalten zu ihr ist ein verschiedenes. Während die Elegie an das Große und Allgemeine sich macht, sucht die Jambik sich geflissentlich das Kleine und Persönliche aus, und während die Elegie von dem idealisch aufgefaßten Allgemeinen ausgeht und dieses dem Einzelnen als Spiegel vorhält, als Ziel und Zweck hinstellt, ist dagegen die Jambik die kecke Kritik, welche der Einzelne übt, wie an allen Einzelnen, die ihm zu nahe kommen, so auch am Allgemeinen selbst, wenn es sich auf unangenehme Weise geltend machen will. Während daher die eigentlichen Elegiker größtentheils Männer von hoher Stellung im Staate waren, sind dagegen die Jambographen Männer, welche bei glänzender geistiger Begabung und dem lebhaftesten Bewußtseyn davon dennoch, theils in Folge unglücklicher Verhältnisse, theils durch eigene Verschuldung, es zu keiner öffentlichen Anerkennung und Geltung zu bringen vermochten, daher mit der ganzen Gesellschaft zerfallen sind und nun eine grausame Freude daran finden, überall Schwächen aufzudecken und Täuschungen zu zerstören.

Dadurch erhielt bei den Griechen „Jambos“ allmählig die Bedeutung von Schmähgedicht und machte sich gefürchtet bei Freund und Feind. Doch bestand die Gattung nicht lange, indem der Geist derselben in der Komödie bald einen reicheren und vollkommeneren Schauplatz für seine Entfaltung gewann und für seine persönlicheren Zwecke an der immer mehr zum Epigramm sich zusammenziehenden und zuspitzenden Elegie ein ganz ausreichendes und sogar bequemeres Werkzeug erlangte. Es sind daher hauptsächlich nur drei Namen, an welche sich die Geschichte der Jambik kettet, Archilochos, Simonides und Hipponax; alle drei aber haben sich in ihren Gedichten mehr oder weniger mit dem weiblichen Geschlecht zu schaffen gemacht.

Weitaus der bedeutendste unter diesen ist der älteste, Archilochos, ein künstlerisches Genie ersten Ranges, von übersprudelnder Schöpferkraft, einem Reichthum der Begabung und einer Lebendigkeit und Unruhe, daß es ihn gegen jede Schranke hintrieb, um sie zu überspringen oder zu zertrümmern. Er hat durch seine Genialität die griechische Poesie, welche nahe daran war, der Einförmigkeit zu verfallen und in conventionellen Formen zu erstarren, neu in Gang gebracht, hat ihr die Thüre geöffnet, daß ein frischer Lebensodem herein drang und der Strom der Poesie sich reich und

voll über alle Fluren ergießen konnte. Aber freilich ist es ihm in der Maßlosigkeit und dem Uebermuth der Jugend begegnet, daß er auch über solche Schranken hinweg setzte, welche nicht von gestern sind und nicht von der Willkür oder der Beschränktheit gezogen, hinter denen vielmehr dem verwegenen Springer ein Abgrund entgegen gähnt; und er hat dieß, erbittert durch persönliches Mißgeschick, namentlich dem weiblichen Geschlechte gegenüber gethan.

Archilochos liebte Neobule, die Tochter eines Lykambes, mit der ganzen Glut seines leidenschaftlichen Wesens, und der Vater sagte ihm ihre Hand zu, nahm aber später — aus uns unbekannten Gründen — sein Versprechen wieder zurück. Dieß versezte den heißblütigen Dichter in solche Wuth, daß er gegen Lykambes und dessen ganzes Haus die giftigsten Geschosse richtete und mit grimmiger Rücksichtslosigkeit in jedes Geheimniß des Lebens und der Liebe hinunter leuchtete. Nichts Gutes läßt er jezt weder am Vater noch an seiner einstigen Braut; er will jezt, wo er sie nicht bekommt, zu der Einsicht gelangt seyn, daß mit ihr das baare Unglück in sein Haus gezogen wäre, und entschuldigt gleichsam seine frühere Liebe mit ihrer Koletterie:

Der Myrte Blüthe trug sie in der Hand,
Der Rose duft'ge Blume, und ihr dunkles Haar
Floß reich hinab auf Hals und Schulter; selbst ein Greis,
Er wär' in Lieb' entbrannt.

So unbarmherzig, so vernichtend waren seine Angriffe, daß in späterer Zeit die Sage entstand, Lykambes habe sich in Folge derselben sammt seinen Töchtern erhängt.

Archilochos sezte nach dem Scheitern seines Versuchs, sich einen festen Herd zu gründen, nur um so mehr sein ruheloses, unstetes Wanderleben fort, auf dem er das Samenkorn der Poesie in ganz Hellas umher streute.

Indessen sind von den Gedichten des Archilochos nur Trümmer auf uns gekommen, da dieselben, nachdem sie ungefähr ein Jahrtausend lang allgemein gelesen worden waren, wegen gewisser allzu greller Zeichnungen unter den byzantinischen Kaisern systematisch vernichtet worden; Trümmer freilich, die auch noch in ihrer kläglichen Zerstücklung erkennen lassen, daß das Alterthum Grund hatte, wenn es den Archilochos zu den leuchtendsten Gestirnen an dem wahrlich an Glanz nicht armen Himmel der hellenischen Poesie zählte.

Während aber so das Geistvolle untergegangen ist, hat von dem zweiten der genannten Jambiker, von Simonides aus Amorgos, ein ziemlich werthloses Erzeugniß das Daseyn zu erhalten gewußt. Es ist dessen Schmähgedicht auf die Weiber. Das Gedicht hat die Einkleidung, daß die Frauen je nach einer hervortretenden Eigenschaft in Arten abgetheilt, und diese Arten je von einem entsprechenden Thiere abgeleitet werden. So stamme die gefallsüchtige von einem Pferde ab, die träge von einer Eselin, die fleißige von einer Biene, die häßliche von einer Aeffin, und mit welchem Thiere er in seiner Plumpheit vollends diejenige in genealogischen Zusammenhang gebracht hat, welche auf Ordnung und Reinlichkeit nicht streng hält, wage ich gar nicht zu sagen. So wenig dieser Grundgedanke Anspruch hat auf Feinheit, Tiefe oder Geistreichigkeit, so scheint doch sein Urheber davon sehr befriedigt gewesen zu seyn; wenigstens verfolgt er ihn mehr als hundert Verse hindurch mit schrecklicher Ausdauer. Einige Proben daraus:

Die eine stammt vom Meer; die hat ein Doppelherz:
Den einen Tag, da ist sie heiter und vergnügt,
Daß jeder Fremde, der sie sieht im Hause, spricht:
„Es gibt doch in der ganzen weiten Welt fürwahr
Kein beßres und kein schön'res Weib, als diese ist!"
Nicht auszuhalten ist sie schon am Tag darauf,
Nicht anzusehen, anzurühren; denn sie ist
Unfreundlich, widerwärtig gegen Jedermann.

Vom mähnenreichen Rosse stammt die andre ab,
Die Sklavendienste und die harte Arbeit flieht.
Die rührt euch keine Mühle an, nimmt nicht das Sieb
Zur Hand und kehrt den Staub euch nicht zum Haus hinaus;
Vom Herde bleibt sie fern, wo man nur rußig wird.
Zweimal des Tags, auch dreimal, wascht sie sich den Leib
Vom Schmutze rein und salbet sich mit duft'gem Oel.
Auch trägt sie allezeit den reichen Lockenschmuck
Kunstreich geflochten und mit Blumen hübsch durchwirkt.
Ein schöner Anblick ist ein solches Weib gewiß
Für And're, ihrem Mann jedoch ein bitt'rer Kelch,
Wofern er nicht ein Herrscher ist, auf Thronen sizt,
Und an dergleichen eben seine Freude hat.

Die andre von der Biene: glücklich ist der Mann,
Dem sie zu Theil wird; ihr nur darf der Spott nicht nah'n.
Die Habe dehnt und mehret sich durch sie,
Geliebt und liebend wird sie mit dem Gatten grau,
Umschaart von schönen und geprief'nen Sprößlingen,
Und unter allen Weibern ist sie hochgeehrt,
Von allen Göttern und von Menschen hochgeliebt.
Nicht gerne sizt die Reine in der Weiber Kreis,
Wenn sie zusammen schwatzen über Tanz und Putz.

Nur diese Eine Art läßt der Dichter gelten; im Ganzen aber ist sein Urtheil:

Das Schlimmste, was hervorging aus der Hand des Zeus,
Ist doch das Weib, und scheint es einmal etwas nütz,
So folgt dem scheinbar Glücklichen das größte Leid;
Denn nimmer bleibt in ungetrübter Heiterkeit
Den ganzen Tag hindurch, wer an ein Weib sich hängt;
Denn wo ein Weib ist, kann man kaum den alten Freund,
Der uns besucht, willkommen heißen in dem Haus.
Und immer die Frau, die besonders gut erscheint,
Die eben ist von allen noch die schädlichste.

An dieser Schilderung ist Lob wie Tadel gleich bezeichnend für den Standpunkt des Redenden. Es ist der der selbstgewissesten Spießbürgerlichkeit, welche schon darum gegen das weibliche Geschlecht eingenommen ist, weil sie durch dasselbe von Zeit zu Zeit aus ihrer stagnirenden „Ruhe“ herausgerüttelt wird, und welche vollends ganz außer sich kommt, wenn sie um der Frau willen in die Tasche greifen muß. Diese Spießbürgerlichkeit schüttet hier ihren Aerger aus in der Form von gewiß sehr oberflächlichen Beobachtungen, die ohne einen Anflug von Geist, Humor oder Leidenschaft in massivster Weise vorgetragen sind, nichts desto weniger aber oder eben deßwegen bei der Masse Anklang gefunden haben und in einem kurzen Auszuge, der sich an den Namen des Spruchdichters Phokylides anhängte, lange im Umlauf blieben.

An Geist nun zwar fehlt es durchaus nicht dem dritten unter den bedeutenderen Jambographen, dem Hipponax, von welchem der berüchtigte Ausspruch herrührt, daß das Weib nur zweimal in seinem Leben liebenswürdig sey:

„Am Tag der Hochzeit und an seinem Sterbetag.“

Wir werden dieses giftige Wort vollkommen begreifen und sogar verzeihen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Hipponax häßlich war, eine zwar nervigte, aber verkrüppelte Gestalt mit einer abscheulichen Fratze von einem Gesicht. Dadurch war er im Lande der schönen Form von vornherein gebrandmarkt, ausgestoßen, zum Kriege gegen alles Wohlgebildete und Schöne verurtheilt; und wenn er in seiner Erbitterung auch der Götter und der eigenen Eltern nicht schonte, weil sie sich um ihn so schlecht verdient gemacht, so werden wir nicht erwarten, daß er mit dem weiblichen Geschlechte glimpflicher verfahren sey, und durch jenen Ausspruch uns eher an die wegwerfende Aeußerung des Fuchses über die hochhängenden Trauben erinnert fühlen. Wenn ihm von einem schlechten Gewährsmann die Verse zugeschrieben werden:

Die beste Ehe ist für einen weisen Mann,
Ins Haus zu nehmen eine tugendsame Frau;
Denn diese Mitgift einzig hilft dem Haus.
Und wer auf Sparsamkeit bei Wahl des Weibes sieht,
Der hat statt einer Herrin eine Mitarbeiterin,
Voll Lieb' und Treue für die ganze Lebenszeit, —

so springt sogleich in die Augen, daß sie nicht von Hipponax herrühren können, sondern vielmehr von seinem Collegen, dem ehrenfesten Burger Simonides.

Haben wir bisher mit der Elegie und Jambik uns auf dem Boden des ionischen Stammes bewegt, so führt uns dagegen die Lyrik zu den beiden andern Hauptstämmen der Hellenen, den Doriern und Aeoliern, und zwar gehört die Dichtung für Chöre (die chorische Melik) dem dorischen Stamme, die für den Einzelgesang dem äolischen an. Wenn man nun an diese Dichtgattung mit der Erwartung herantreten würde, hier eine besonders ergiebige Ausbeute für unsern Gegenstand zu finden, so würde man sich zum Theil getäuscht finden; nicht nur weil die Zeit auf diesem Gebiete unbarmherziger als sonstwo gehaust und uns nur Haufen von Trümmern übrig gelassen hat, als Zeugen der vergangenen Pracht, sondern auch weil die Lyrik selbst von Anfang an sich nur in beschränktem Maße mit dem weiblichen Geschlechte befaßt hat. Bei der chorischen Lyrik liegt dieß in der Natur der Sache: diese hatte einen kirchlichen Zweck, sie war ein Bestandtheil des Gottesdienstes und behielt dieser ihrer Bestimmung gemäß immer einen ernsten, strengen und würdevollen Charakter. Es machte in dieser Beziehung keinen wesentlichen Unterschied, ob ein Lied bestimmt war, von einem Chore Männer oder Mädchen vorgetragen zu werden; nur einzelne Dichter, welche sich zu der Weise der subjektiven Lyrik hinneigen, hielten die Lieder für Jungfrauen-Chöre (Parthenien) in etwas weniger strengem Tone. So namentlich Alkman, der einem solchen Jungfrauenchor den naiven Wunsch in den Mund legt:

„Himmlischer Vater, o schenke mir den zum Gemahle!“

Verwandten Inhalts war auch das Lied des Stesichoros, Kalyke betitelt und gleichfalls von Jungfrauen gesungen. Es schilderte die unglückliche Liebe der Kalyke zu Euathlos, wie Kalyke züchtig zu Aphrodite flehte, daß Euathlos sie zur Frau nehme, und, von ihm verschmäht, sich vom leukadischen Felsen hinab stürzte; eben so desselben Dichters Lied auf das Liebespaar Rhadina und Leontichos, das von dem Tyrannen Korinths getödtet wurde, wie Stesichoros überhaupt unter den Dichtern der Liebe genannt wird. Zu diesen gehört in gewissem Sinn auch Ibykus von Rhegium, von dem z. B. ein Lied begann:

Eros blicket mich wieder mit schmachtenden Augen aus dunkelen Wimpern hervor an,
Und lockt mich mit allerlei Künsten hinein in der Kypris unendliche Netze.
Schon bebt vor dem Nahenden mir das Gemüth,
So wie ein siegegekröntes, im Joche gealtertes Roß auch Ungern in den Wettstreit geht mit dem raschen Gespann.

Wie Ibykos haben auch Anakreon und Pindaros sich vorzugsweise mit dem Preise männlicher Schönheit befaßt, wozu dem lezteren auch die Verherrlichung der Sieger in den öffentlichen Wettkämpfen Anlaß bot. Von Pindars jüngerem Zeitgenossen, Simonides von Keos, aber besitzen wir noch ein Lied, worin die Mutterliebe in unnachahmlich schöner Weise sich ausspricht. Er läßt nämlich Danaë, die mit ihrem neugeborenen Söhnchen Perseus von ihrem Vater Akrisios in einen Kasten geworfen und dem Meere preisgegeben worden ist, als die Wogen an ihren Behälter heranschlagen, mit feuchten Wangen den Arm schlingen um ihr schlummerndes Kind und sprechen: „O Kind, wie leide ich Pein! Und du schlummerst ruhigen Sinnes und schläfst in der unfreundlichen ehernen Behausung, hingestreckt in schwarzer Nacht! Daß dein Haar, von den Wellen gestreift, erstarrt, kümmert dich nicht, nicht das Sausen der Winde unter deiner Purpurdecke, holdes Antlitz! Wäre dir schrecklich das Schreckliche, würdest du hören auf meine Worte. So schlummere denn, süßer Kleiner; es schlummere auch das Meer und schlummere das unermeßliche Leid. Abhülfe erscheine, Vater Zeus, von dir! Daß kühnen Worts ich flehe, verzeihe mir um des Kindes willen!"

Unter den Dichtern für den Einzelgesang, den subjektiv lyrischen, wie sie bei den Aeoliern erstanden, ist Alkaios zu tief verflochten in die politischen Geschicke seiner Heimath Lesbos, und zu sehr Mann der Partei, als daß er oft die Sammlung und den Frieden in sich gefunden hätte, seine Leier der Liebe zu widmen. Neben den religiösen und den politischen Stoffen nehmen bei ihm die Freuden der Freundschaft und Geselligkeit den ausgedehntesten Raum ein; für die Liebe scheint nur ein bescheidenes Plätzchen übrig geblieben zu seyn. So läßt er ein liebendes Mädchen seufzen:

„O ich Arme, der von allem, was es Schlimmstes gibt, zu Theil ward!"

und einen Nachtschwärmer vor einer geschlossenen Thüre sehr beweglich bitten:

„O nimm mich Schwärmer auf, o nimm mich auf, ich bitte, bitte dich!"

Und an seine Landsmännin und Kunstgenossin Sappho richtete er die verlegene Liebeserklärung: „Veilchengelockte, keusche, süßlächelnde Sappho, ich möchte ein Wort dir sagen, aber Scheu verbietet mir's," worauf die Dichterin erwiederte:

Wenn du nach Gutem trügst und nach Schönem Lust,
Und nicht was Schlimmes hätte die Zunge vor,
Nicht würde Scheu das Aug' umfangen,
Sondern du sprächest heraus, was Recht ist.

Damit sind wir bereits der glänzendsten Erscheinung nahe getreten, welche das Alterthum hinsichtlich der thätigen Theilnahme des weiblichen Geschlechts an der Poesie aufzuweisen hat, der Dichterin Sappho.

Thüringische Streifereien.

(Schluß.)

Ich führe den Leser aus jener lachenden grünen Waldgegend mit den duftigen blauen Fernen auf mein Hochplateau zurück, das ich, durch jene Porphyrschlucht klimmend, hinter mir ließ, um — von ihm Abschied zu nehmen; denn folgen wird mir Keiner. Zwar ging ich von nun an durch einen Wald, aber drei Stunden durch einen Wald ohne Aussicht, ohne Abwechselung, ohne Dörfer, Forsthäuser, Hütten, ja ohne andere Ruinen als die schwarzgebrannten Flecke, wo Meiler gestanden. Die wenigen Holzschläger und Köhler, die mir, neben ihren Fuhrwerken hergehend, begegneten, sahen mich verwundert an, wie Jemand noch diesen alten Weg einschlagen könne, der ja ganz außer Mode und Gebrauch sey. Was ist selbst die verführerische Waldeinsamkeit, wenn keine Gruppen, Einschnitte, Wiesenflecken das Auge erquicken, wenn es ein monotoner,

finsterer Wald ist, dem man nicht nur die Pflege, sondern auch die Geburt durch die Cultur ansieht! Und zum Unglück wollte nicht einmal ein Wild mir entgegenspringen und kein Singvogel sich hören lassen.

Endlich war die Höhe erreicht, balsamische Luft wehte mir von den in hundertfältiger Farbenpracht blühenden Hochwiesen von Oberhof entgegen, und ich fühlte mich in der Freiheit, obgleich ich in dem Gitterwerk eines Wildparks war. Wenn jeder Fürst in Thüringen zur Verschönerung seiner Berggegenden dasselbe und im selben Sinne thäte, wie der Herzog von Gotha, und nächst ihm der Großherzog von Weimar, so wären die Thüringer Berggegenden bald ein lachender Park. Es ist vielleicht gut, daß es nicht so ist. — Oberhof mit seinen wettergrauen Holz- und Schindelhäusern, eingesenkt in duftige Wiesen, überlasse ich als Allgemeingut den Touristen. Aber die Straße, die von da ab nach der fränkischen Südseite hinunter tänzelt, ist dem Handel, den Fuhrleuten und der Post zwar wohl bekannt, aber von den Touristen noch wenig gewürdigt, in den Handbüchern kaum erwähnt. Das wird kommen. Ich rechne diese Bergstraße nach Zelle und Suhl zu den anmuthigsten, ja schönsten in Thüringen. Bei hellem Sonnenschein, bei lauer Luft, weht uns etwas von dem Zauber an, den die Meeresstraße zwischen Castellamare und Sorrento übt. Das ist kühn, vermessen gesprochen, denn wo bleibt das Meer, wo die Orangenwälder, wo Sonnenstrahl und Luft? Aber wo ist die Schönheit einer Gegend nicht relativ? Drehen wir es um. Nachdem ich andere Straßen in Italien gesehen, kam mir die von Sorrent, im Vergleich zu ihnen, wie diese nach Zelle und Suhl zu den früher in Thüringen gesehenen vor. Der Eindruck des Momentes ist noch keine Wahrheit. — Zu einer Beschreibung lasse ich mich nicht verführen; nur sage ich, daß der tiefe saftige Grund, der sich links von der hundertfältig gekrümmten Chaussee in die Tiefe senkt, um jenseits in dicht bewaldeten Laubbergen steil zum Himmel aufzusteigen, den bescheidenen Namen des Lupbaches (Laubbach) trägt. Bei Zelle öffnet sich rechts ein Bergcircus nach den hessischen Gebirgen, der eigenthümlich, ja einzig für den thüringischen Charakter ist. Lieblich ist der Eindruck nicht; wären die Berge ein tausend Fuß höher, könnte er unheimlich seyn. Imposant erhebt sich im Hintergrunde der große Ruppberg als unbestrittener Beherrscher der Gegend; seinen Linien nach zu schließen, ein ehemaliger Vulkan, nach der Sage die ehemalige Burg eines Riesengeschlechts. Maler hätten hier gerade nichts zu porträtiren, aber sie fänden Studien zu großartigen Landschaftsbildern. Als ich die Straße zog, war überall munteres Leben, angestrengte Thätigkeit; es galt die überreiche Heuernte an den paar heißen Tagen in einem nassen Sommer einzubringen. Freilich keine Weinernte, nicht jubelnde Alpenbewohner, nicht die Tarantella tanzende Italiener, aber wie gewinnt jede Landschaft, wenn man nur das Volk in Rührigkeit sieht! Dort Mähder, und neben den mächtigen Gespannwagen, die kunstreich hoch beladen wurden, tausende von kleinen Handkarren, vor welchen die Besitzer oder ihre Kinder sich spannten. Bis Suhl und darüber hinaus sind wir noch im thüringer Hochlande, wo der Korn-, Garten- und Obstbau wenig lohnt, und die weithin ausgedehnten, von Bächlein überrieselten Wiesen den Hauptertrag zum Leben der Bevölkerung liefern müssen. Wer denkt an die Armuth, wenn der aromatische Duft des Bergheus die ganze Luft schwängert!

Suhl ist eine Bergstadt, eigentlich nur eine lange Gasse, zwischen zwei Bergen eingeklemmt, die sich hie und da, wo die Berge zurück treten, etwas in die Breite erweitert; ohne alle Monumente, ja ohne Spuren eines Alterthums, etwas, was selten bei einer Bergstadt vorkommt. Die Fabrikthätigkeit war ihrer Zeit zu mächtig, um der Vergangenheit ein Plätzchen zu gönnen. Nach allen sprechenden Zeugen durfte man, nachdem die königlich preußische Gewehrfabrik zur Disposition gestellt war, jetzt nur bittere Armuth, verhungernde Gesichter erwarten. Aber der orientalische Krieg hat dem Ort, welcher sogar seine Gemüse nicht selbst erzeugt, sondern über die Berge aus den Thälern des nördlichen Thüringens holen muß, wieder aufgeholfen. Die Suhler Fabriken sind wieder in voller Arbeit, Miniébüchsen zu schmieden und Bestellungen für England anzunehmen, oder, wie es kommt, sogar ablehnen zu müssen. Solche Wohlthaten kann ein Kriegsjahr über Gegenden verbreiten. Man bedauert nur, daß, nach Aufhebung der früheren Fabrik, die besten Arbeiter sich nach Belgien und anderwärts hin verzogen haben. Suhl ist eine preußische Enclave in dem schon nach Franken zuneigenden Thüringen, und beide Länder haben eben wenig aufzuweisen, was an preußisches Wesen erinnerte; aber doch wird ein aufmerksamer Beobachter den preußischen Stempel bald in einem gewissen exakten Etwas hier heraus erkennen, das sich besser fühlen als beschreiben läßt.

Suhl ist ein ausgezeichnet schöner Punkt in Thüringen, aber wohlverstanden, nur ein Punkt. Dicht an der Stadt, nur von ihr getrennt durch den kleinen Lauterbach, erhebt sich eine steile, hohe, bewaldete Bergwand, der Domberg, welcher Suhl beherrscht, beschattet, sein Garten, Park, sein Kleinod und sein Alles ist. Man hat ihn gehegt und gepflegt; Treppen,

Bänke, Lauben, Alleen, Urnen, steinerne Inschriften, Gedichte, Mahnungen an die Naturfreunde und Humanisten, Gottes in der Natur eingedenk zu seyn, Gitterwerk, Bosquets bis oben hinauf, wo die steinigte Wildniß anfängt. Dem Wohlthäter, der zuerst diesen Felsen cultivirte, hat die dankbare Nachkommenschaft Votivtafeln errichtet; golden prangen die Inschriften auf den geglätteten mächtigen Porphyrwänden, und der Verschönerungsverein ist im Fortschreiten noch nicht bis zu dem Punkt gelangt, wo er vermeint, daß er, wie die Wissenschaft, umkehren muß. Unbequem mag freilich für manchen seyn, wenn er seinen nächsten, liebsten Spaziergang auf einer Leiter machen muß, denn viel mehr sind die in den Fels gehauenen Treppen nicht; aber wenn er nun die Ottilienhöhe erreicht hat, ist er für alle Beschwerden belohnt. Was er von dieser Felsenbrustwehr, diesem Porphyraltan, aus sieht, den man mit einem Tempelchen und einer Restauration geschmückt hat, hüte ich mich zu beschreiben. Es ist nur nur ein Punkt, aber eben einer, um den man weit herkommen wird, wenn man ihn erst kennt.

Noch hoch über die Ottilienhöhe wipfelt sich der Domberg, und wer sich an der Cultur gesättigt, findet wieder Waldwege, Heidekraut, Urbäume, in die nur hie und da eine empfindsame Hand den Namenszug der Geliebten schüchtern eingeschnitten hat. Was man erwarten sollte, daß hier eine alte Burg, ein Raubschloß oder eine Schirmvogtei gestanden, ist nicht der Fall; die Stadt Suhl hat sich ohne eine solche genügen lassen müssen. Dafür schießen gewaltige Porphyrblöcke aus dem grün übernarbten Boden trotzig in die Luft. Aber um den höchsten Felsen, der zwischen wildem Gestrüpp und finstern Tannen wie ein lezter Stein empor ragt, den ohnmächtige Titanenwuth gegen den Himmel geschleudert, witterst du wieder das Schaffen von Menschenhänden. Auch dieser Fels ist an zwei Stellen geglättet und trägt eine Inschrift — sogar ein Gedicht. Wie kommt dieser knabenhafte Ausdruck von Welt- und Liebesschmerz dazu, mit Lapidarschrift auf diese Porphyrplatte eingegraben zu seyn? — Es war ein Knabe, wenn ich recht gehört, ein fünfzehn- oder sechzehnjähriger Schüler, der im Jahr 1848 den furchtbaren Anachronismus beging, sich sterblich in ein junges Mädchen zu verlieben, und den noch größeren, so schüchtern zu seyn, daß er seine Gefühle dem geliebten Gegenstand nicht zu bekennen wagte. Sie soll erst nach seinem Tode davon erfahren haben. Weil er aber glaubte, daß seine Neigung nicht erwiedert werden würde, auch wenn er sie bekenne, verließ er in einer Winternacht den Ball, wo er sie zum leztenmal gesehen, stieg auf diese Höhe und machte durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende. In der Tasche des lezten Werther fand man ein Papier und darauf jene Verse. Ob sie, ob die That, wie die Werthers, und so, verewigt zu werden verdiente, möge jeder selbst mit sich abmachen; Verwandtenliebe aber hat dem Unglücklichen zum Denkmal die Verse in Stein graben lassen, für uns andere zum Zeichen, was in der deutschen Gemüthswelt noch möglich ist, auch wenn die Angeln der Erde schon von einem Weltbrande beben und krachen.

Ich führe die Leser nicht weiter mit mir zurück über den zweiten Hochkamm des Gebirgs, der, vom Lauterbach getrennt, fast parallel mit dem Rücken läuft, welcher die höchsten Kuppen des Thüringer Waldes trägt, den Bärberg, Schneekopf, die Schmücke, den Fürstenberg. Der höchst gelegene Ort darauf, Schmiedefeld, ist in jüngster Zeit zu trauriger Berühmtheit durch den Hungertyphus oder ähnliche Krankheiten gelangt. Wovon sollen die armen Leute leben, wenn auch die Kartoffel nicht geräth? Wovon sie vor den Kartoffeln gelebt haben, bleibt freilich ein ungelöstes Räthsel. Als man in den Höhlen lebte, oder was dem ähnlich sah, war doch vielleicht die ganze Menschennatur eine andere. Und das führt mich — mein Rückweg that es freilich auch — in wirkliche Höhlen, die noch heute da sind, wo die Leute noch heute erzählen, daß unterirdische Wesen darin gehaust, Zwerge, die hier ihre Schmiedewerkstätte gehabt, und die es erzählen, glauben es. Aber Reisende werden nicht dahin geführt, und der gebildete Thüringer lächelt darüber und hält es nicht der Mühe werth, die Berge darum zu erklimmen und hinabzuklettern in die Tiefen, wo, wenn auch nicht mehr Zwerge und Gespenster, doch Füchse und anderes Ungethüm ihr Wesen treiben. Es gibt, das ist das Faktum, in Thüringen nicht allein die verschiedenen Böhlerlöcher, die noch in Urkunden und Urbarien genannt werden — und man glaubt in den Böhlern ein unheimliches Gespenstergeschlecht der Vorwelt zu erkennen — sondern auch an mehreren Orten Felsgeklüfte, die verschiedene Namen führen, heimliche und unheimliche, aber so kunstvoll, curios und capriciös ausgebildet sind, daß man wirklich darin Menschenarbeit zu erkennen glaubt: Kämmerchen, gewölbte Gänge, hoch anstrebende Pfeiler, die sich wölben, Treppen; man möchte darauf schwören, die Natur könne ein solches Spiel nicht getrieben haben, denn die wunderbaren Sandsteingebilde in Adersbach und sonst wo erklären sich im Vergleich damit von selbst. Und das Volk sagt — das ist ebenfalls Thatsache — wenn auch nicht zu jedem Fremden, hier haben in alten Zeiten Zwerge gelebt, welche die Felsen so curios ausgebauen und ausgemeißelt haben, und hier

unten haben sie ihr Schmiedehandwerk betrieben. Wenn der kritische Verstand auch nicht daran glaubt, so möchte er doch gern eine Erklärung finden, da er wirklich eine Schmiedewerkstätte vor sich zu sehen meint, und träumt wohl von uralten Falschmünzerwerkstätten. Aber die Geognosten schlagen auch diesen Traum nieder: es sind Muschelkalkgebilde, und keine Menschenhand, nur die Zeit war die Baumeisterin dieser curiosen Paläste. Als im lezten Chaos die feuchte Masse sich sezte, waren weiche und harte Stoffe verbunden, aber die weichen schwanden, von der Luft getrocknet, und nur der Muschelkalk blieb gehärtet in den seltsamen Formen zurück, die nur der Druck der jezt verschwundenen Stoffe ihm gegeben. Was kümmert uns diese natürliche Erklärung! Wischt sie die Thatsache hinweg, daß man auch in Thüringen die in unterirdischen Werkstätten arbeitenden, kunstreichen Zwerge gekannt hat, und noch heut an ihre ehemalige Existenz glaubt?

Der Glaube muß sich allerdings in dem sehr rationalistischen Lande verstecken. Hie und da spukt er jedoch noch in den Winkeln auf recht seltsame Weise. Ich traf irgendwo im Walde auf ein verlassenes fürstliches Schloß, wo ehedem eine Seitenlinie einer kleinen Dynastie residirt hat. Das hohe Alter will ich dem Schlosse nicht absprechen, obschon es ihm bei der Renaissancisirung und Roccocisirung schwer anzusehen ist. Leer von oben bis unten, und weiß auch von oben bis unten angestrichen, sind nur einige Zimmer mit viel- und scharfkantigen Möbeln aus der Zopfzeit, oder der sogenannten etrurischen Periode besezt, die denn der sogenannte Castellan den Besuchern gern und willig zeigt, wenn sich ein Fremder her verirrt und sogar das Schloß zu besehen aus irgend einem Grunde sich veranlaßt findet. In jenen Zimmern wohnt Serenissimus, wenn ihn einmal die Jagd oder Langeweile herführt. In diesem Modejournal oder dieser Dorfzeitung, die auf dem Tische liegt, haben Durchlaucht bei Ihrer lezten Anwesenheit gelesen; es ist nichts seitdem verrückt worden. Wenn man nach Alterthümern fragt, wird auf irgend ein oder das andere Familienbild gewiesen, ein Prinz als Amor, eine Prinzessin als Schäferin. Dann bietet die ziemlich erhaltene Kapelle wohl noch mehrhundertjährige Erinnerungen, und in den Nebenkammern finden sich steife Lehnstühle, die bis in die Ritterzeit reichen mögen. Nimmt man daran lebhafteres Interesse, so erwacht auch im Kastellan das Interesse und der Stolz an der Sache, die er zu vertreten hat, und eine Erinnerung an uralte Zeiten steigt in ihm auf, vermuthlich noch aus seiner Ammenstube. Das Schloß war nicht immer ein Schloß im engern Sinne, mit einem von vier Seiten geschlossenen Wohngebäude; es hatte ehedem nur drei Flügel und die eine Seite mußte nach altem Reichsgesetz offen bleiben; aber seit der eine erlauchte Urahn Gegenpapst oder wirklicher Papst, oder etwas ähnliches gewesen, hat der vierte Flügel angebaut werden dürfen, und das Schloß ist seitdem fertig. Da entsinnt er sich vieler Embleme, Symbole, und zeigt uns Figuren, die wirklich noch am Portal, an den Pfeilern und Fenstern stehen, oder einmal dort gestanden haben können. Jenes Steinbild in der Mitte des Thorwegs ist der Ahnherr des fürstlichen Hauses. Als Kind in der Wiege hat ihn die Mutter in die Wange gebissen aus Liebe, und um ihn wieder zu erkennen, denn sie hatte aus der Burg fliehen müssen, weil sie ein zu frommes Leben geführt, und nachher war er von einem bösen Ritter entführt, aber von einem Köhler wieder befreit worden und in den heiligen Krieg in's Morgenland gezogen. Dort abermals, und zwar von den Saracenen gefangen, ward er durch eine saracenische Fürstentochter befreit, die er aus Dankbarkeit geheirathet und nach dem Abendlande mitgebracht, wobei er aber vergessen, daß er dort schon eine Frau gehabt. Nun hatte er zwei Frauen, die beide auch in Stein zu beiden Seiten des Thorwegs betend stehen, und das Merkwürdige ist, daß er nach jeder der beiden Frauen zugleich sieht; denn wenn man sich rechts zur deutschen, oder links zur saracenischen Frau stellt, glaubt man immer, daß der Ritter uns ansieht. Dieser Ritter hieß Turinga, und man meint, daß von ihm der Name Thüringen herkommt.

Ein Glaube, der so viel glaubt und so verschiedene Sagen vereint und verschmilzt, den Grafen von Gleichen mit Friedrich mit der gebissenen Wange, und der Himmel weiß wem sonst, und sogar Thüringen zu einem späten Produkt der Kreuzzüge macht, muß respektirt werden, um so mehr, da er so selten im Lande ist. Uebrigens hatte das steinerne Gesicht des Ritters Turinga allerdings etwas starr Unheimliches, daß man in ihm den Stammvater von unaussprechlichen Sagen wittern möchte. — Bechstein hat die thüringischen Sagen gesammelt; warum hat noch kein Reisehandbuch dieselben, mit der Lokalität verknüpft, aufgenommen, wie es Bädecker so geschickt mit den rheinischen Sagen gethan?

W. A.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, November.

Karlsruhe geschildert von einem Engländer.

Der Verfasser der folgenden Aufzeichnungen ist ein Engländer, ein vielgereister Mann und großer Freund der deutschen Sprache und Literatur. Derselbe hielt sich schon vor einer Reihe von Jahren einen Winter in der badischen Residenz auf, daher manche seiner Bemerkungen gegenüber dem Karlsruhe von 1855 ihre Geltung verloren haben, immerhin aber unterhaltend und selbst — trotz oder gerade wegen einzelner Züge englischer Anschauungsweise — nach mehr als einer Seite hin lehrreich genug seyn dürften, um eine Mittheilung, mit Weglassung des Außerwesentlichen, zu rechtfertigen.

Von Baden-Baden durch die climatischen Unannehmlichkeiten eines dortigen Winteraufenthalts vertrieben, wählten wir uns Karlsruhe für einen solchen. Bei unserer Ankunft fanden wir es bereits voll Fremder aus verschiedenen Weltgegenden und die an diese gewöhnlich vermietheten Häuser bereits besezt. Eine möblirte Wohnung ist selten zu bekommen; es gibt aber verschiedene „respektable Gentlemen hebräischer Confession," welche alles Erforderliche, auf ganz kurze Bestellung hin und gegen einen in der Regel dem Hausmiethzins gleichkommenden Kostenbetrag liefern. Für ein Stockwerk z. B., das zu fünf Louisd'or monatlich vermiethet wird, betrug die Möbelmiethe ungefähr eben so viel; und für zehn bis zwölf Louisd'or in Allem ließen sich acht bis neun ineinandergehende Zimmer nebst Kellerräumen für Wein und Holz und einer Wagenremise erhalten. Für schönere und noch geräumigere Gelasse betrug der Preis fünfzehn bis zwanzig Louisd'or.

Nach vielen Erkundigungen und mit Hülfe von Commissionären und Tagblattanzeigen mietheten wir endlich den zweiten Stock eines Hauses in einer der besten Lagen, das früher das Palais des verstorbenen Markgrafen Friedrich (eines Sohns erster Ehe des Großherzogs Karl Friedrich) gewesen war. Unser Nachbar gegenüber war der Markgraf Wilhelm von Baden (ein Sohn zweiter Ehe des Großherzogs Karl Friedrich). Obwohl ich durch meinen Wegzug von Baden einen heitern Ort, einige angenehme Bekanntschaften und einen vortrefflichen Lehrer im Deutschen geopfert hatte, fand ich doch, daß wir in jeder andern Hinsicht bei unserem Tausch gewonnen hatten. Wir hatten reichere Mittel für Lektüre, Oper, Schauspiel, und sahen wir auch weniger von unsern Landsleuten, so sahen wir desto mehr von den Deutschen. Selbst ohne die Eisenbahnen, welche jene über alle Zwischenpunkte wegzuführen und sie sogleich an ihr Reiseziel zu bringen anfingen, war Karlsruhe selten ein Ausruheplatz für sie.

Vom alten Karlsruhe, aus und unmittelbar nach der Zeit seines Erbaues, ist mit Ausnahme einiger Häuschen, eines Kirchleins, des Schloßthurms und eines kleinen Theils der sogenannten Cirkelarkaden kaum noch etwas übrig, um an die einstigen Holzgebäude zu erinnern. Die Arbeiten seiner späteren Architekten — Weinbrenners, Müllers, Arnolds, und ihrer Nachfolger, Hübsch und Fischer — haben die schönen öffentlichen Gebäude einer Hauptstadt den ersten sehr bescheidenen Anlagen seines Gründers hinzugefügt.

Die Einwohner haben sich nicht so reißend schnell modernisirt, wie ihre Stadt. In Karlsruhe, das als der Sitz eines Hofes und als ein bedeutender Durchgangsort für den Reisendenverkehr so weit vorgeschritten seyn müßte, wie die meisten bedeutenderen Städte in Deutschland, scheint alles, was in's häusliche Leben gehört, um ein Jahrhundert gegen eine englische Provinzialstadt zurück zu seyn. Selbst die, welche keine bestimmte Beschäftigung haben, halten ganz urzeitliche Stunden. Es ist ein Dorf in der nächsten Umgebung, wo die Leute mit der Dämmerung zu Bette gehen und mit dem Morgengrauen aufstehen, und wo Lichter ein unbekannter Luxus sind. Die Karlsruher der gebildeteren Classe stehen um fünf Uhr auf, essen um zwölf zu Mittag, nehmen eine Tasse Thee oder Kaffee um drei, ein leichtes Abendbrod um sieben, und um neun liegt die ganze Familie zu Bett. — In dem Kreise zunächst unter dem hoffähigen sind mir Fälle vorgekommen, wo die Eingeladenen um halb vier Uhr zu einer „Abendgesellschaft" zusammen kamen und tanzten, und um eilf Uhr aufbrachen, was die Frauen und Fräulein als eine Annäherung an vornehmes Spätthun ansahen.

Wie vertreibt man sich nun die Zeit in Karlsruhe? Nach dem Mittagessen gehen die Männer in ihren Club oder in ihr Lieblingskaffeehaus; die Frauen machen einen Spaziergang oder — auf eine oder zwei Stunden — einen Besuch bei Bekannten, wo gestrickt und über den lieben Nächsten verhandelt wird. Abends ist Theater, das in der Regel um neun Uhr zu Ende geht; und daß da die Frauen allein hin und heim gehen können, ohne irgendwie die geringste Unannehmlichkeit zu befahren zu haben, gereicht dem Sittenzustande der Stadt zu aller Ehre. Denn gibt's während der Fastnachtszeit Bälle und Maskeraden in allen den Clubs oder Vereinen; und in Karlsruhe hat jede Klasse ihren „Verein," vom Museum an, dessen Mitglieder der

Großherzog, der Adel, das Militär, die höhere Civilstandsdienerschaft u. s. w. sind, bis zu dem „Verein“ der bescheidensten Handwerker. Das Theater, mit seinem angenehmen Wechsel von Oper und Schauspiel, war für uns eine recht willkommene und — troß einer Kälte von nicht selten zwölf Grad R. außen — recht viel benuzte Quelle der Unterhaltung, wie es denn wirklich ein höchst „genießliches“ Vergnügen war. Zu noch einem, freilich materielleren Genuß, dem der Tafelfreuden, konnte unser damaliger Aufenthalt, wie wenig andere Orte, groß versuchen. Die Karlsruher Märkte waren in der Regel vortrefflich versehen, und mit Ausnahme des Brods, dessen beste Sorte, das Weißbrod, verhältnißmäßig theuer war, die Preise aller gewöhnlichen Verzehrungsgegenstände um mindestens die Hälfte billiger als in England. Dazu hielt für den Epikuräer „ein schlauer Italiener“ stets frischen Vorrath von Meerzungen, Salm, wälschen Hühnern mit Trüffeln, Kapaunen, Brester Poularden, Rebhühnern und aller Art Wildpret. Der Feinschmecker, der sich lange genug in Karlsruhe aufhielt, um „mit gehöriger Beachtung“ behandelt zu werden, wird dabei nicht leicht die Zubereitungen mit frischer Gansleber oder die köstlich ausgehäusten Schnecken vergessen, wahre Triumphe der deutschen Küche, die nur von solchen, welche diese Delikatesse noch nicht gekostet haben, verabscheuet oder verschrieen werden können. Die Kochkunst wird übrigens bei einem Volke, bei dem die (angenehme) Befriedigung der Eßlust klugerweise nie außer Acht gesezt worden ist, als ein so wichtiger Theil der Erziehung eines jeden Frauenzimmers unter dem höchsten Range betrachtet, daß die Töchter aus den achtbarsten Familien zum Unterricht in die Küche des Gasthofs, in dem wir öfters verkehrten, geschickt wurden; sie waren aber auf den Ort ihres Studiums beschränkt und unter der Obhut der Frau des Wirths. — Selbst die Kellner in solchen Gasthöfen sind meistens aus einer — dem Stande nach wenigstens — weit über den unsrigen stehenden Klasse. Anstatt sich, wie bei uns, aus den Hausbedienten oder verunglückten Bühnenaspiranten zu rekrutiren, sind sie häufig gutgezogene Söhne wohlhabender und selbst reicher Eltern, und bloß da, um ihr Geschäft zu erlernen, bis sie selbst ein ähnliches kaufen oder erben. Im Bewußtseyn dieser besseren Lebensstellung sind sie denn auch so schnell bei der Hand — und bisweilen wohl mit ziemlicher Insolenz — den verächtlichen Ton abzuweisen, den viele meiner jungen Landsleute annehmen, wenn sie zu einer Klasse von Personen reden, die in England gar selten die Beleidigungen eines gut Zahlenden ahnden.

Einige Nachwehen der Badener Thalnebel verhinderten uns, ein größeres Besuchsleben zu führen; doch sahen wir immer noch genug von der Karlsruher Welt bei Gesellschaften, wo Fürstlichkeiten die Polonaise anführten und Staatsminister Hombre spielten. In den Salons der Baronin von — trafen wir Alles, was zu oberst auf der gesellschaftlichen Stufenleiter stand, und ihre Partien wurden mit einem Geschmack und einer Liberalität gegeben, deren sich Paris und London nicht hätten schämen dürfen. Auch fehlte unter ihren Gästen jenes Element schimmernder Orden und glänzender Uniformen nicht, das so viel zu dem reichen und heiteren Ansehen eines Ballsaals beiträgt. Aber in einer Gesellschaft, die bloß den Ton der besten Cirkel in andern Hauptstädten wiedergibt, ist wenig zu bemerken. Hier war alles vollkommen und comme il faut, die Musik vortrefflich, und das Souper mit Geschmack und Fülle bestellt. Was allein bei diesen Gelegenheiten befremdend erschien, war — ein Flacon mit Rum als Zuthat des Theegeräths! Das nahm sich denn doch eigen aus! Eine englische Dame, die einen Winter in Wien zugebracht, hatte dort die nämliche seltsame Erscheinung beobachtet und meinte, das Rumfläschchen sey vielleicht eine Aufmerksamkeit für unsere Landsmänninnen, denen festländische Lästerzungen so ungerecht einen Geschmack für starke Getränke aufbürden wollen. Wie mich indessen ein deutscher Freund belehrte, ist der Gebrauch allgemein; zu erklären wußte er ihn aber sich und mir nur daraus, daß der Thee, weil er in der Regel so schlecht gemacht sey, die verstärkende Zuthat eines so gemeinen Ingrediens nicht entbehren könne. Der Comfort einer solchen Mischung in einem Klima, wo das Thermometer so häufig unter dem Gefrierpunkt steht, ist wohl wahrscheinlicher die eigentliche Ursache seiner Einführung.

War aber auch der Karlsruher Winter streng, so war er doch nicht lang. Die erste Woche im November hatten wir Schneefall und recht scharfen Frost. Das ging, mit dann und wann einer Woche Regen dazwischen, so fort bis Ende Februar, wo dann in wenigen Tagen das Wetter zum köstlichsten Frühjahr umwechselte. In der zweiten Märzwoche hörten wir mit Einfeuern auf, und hatten eine Sommertemperatur und unser Zimmer mit Veilchen durchduftet.

Unterdessen gingen unsere Vergnügungen fort. — Eine Stufe oder zwei tiefer hinab überzeugte mich, daß ich die Partien bei der Frau Baronin nicht als Maßstab für den allgemeinen Ton der Gesellschaft nehmen durfte. Mein nächster Besuch, ohne meine Familie, galt einem „Kränzchen.“ Es wurde in einem dem Club oder Verein gehörigen Lokal von etwa eilf Zimmern gehalten, von denen zwei zum Tanzen bestimmt und die übrigen mit Speisetischen versehen waren, die ein Restaurateur besorgte. Die Gesellschaft bestand aus Männern aus den „studirten Ständen,“ allerlei Angestellten und respektabeln Gewerbsleuten, mit ihren Familien. Die Herren trugen meist Fräcke vom veraltetsten Schnitt, die aussahen, als ob sie nie neu gewesen wären, und die Damen einen Staat von sehr gemeinen sowohl wie sehr ungemeinen Stoffen und schwarze Lederschuhe. Die Lieblingspartie des Abendvergnügens schienen die Speisetische zu seyn. Sie waren nicht zwecklos mit duftigen Schaumgerichten und unbefriedigendem Gefrorenen überladen, sondern recht behaglich mit saftigen und nachhaltigen Braten bestellt, oder mit rosigem fettem Schinken.

Hungrige Damen hören nicht gern,
Und stumm wird die Junge hungriger Herrn,

ist ein Spruch, dem die Anwesenden volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, die offenbar viel zu gescheidte Leute waren, als daß sie daran dachten, für ein Souper zu bezahlen, ohne es zu essen. Im Gegentheil, „sie aßen und tanzten, und aßen und tanzten, und aßen abermals;" und es sah grundkomisch aus, wenn so ein „wohlgespeistes" Paar plötzlich vom Tische auffuhr und sich beim fernen rufenden Klang der Musik in Schlangenwindungen durch ein halbes Dutzend mit andern Eßtischen angefüllter Zimmer fortwirbelte, bis es sich wieder in den Tanzsaal gewirbelt hatte. Dann erst das Tanzen! Die übelstehenden Toiletten der Damen, die eckigen Attitüden der Herrn! Welch ein Contrast gegen das graziöse Walzen der crême de la crême! Die Leutchen schienen aber seelenvergnügt; also müssen wir auch annehmen, daß der Zweck ihres Zusammenkommens erreicht war.

Was die Maskenbälle betrifft, nun, die sind allüberall einander gleich. Wo und wie in aller Welt sollten aber auch die Lebensgeister von einem Halbtausend oder Tausend Menschen in einer bestimmten Stunde, an einem bestimmten Abend, zu einem gegebenen Punkte beliebig sich steigern können? Das Glück setzt nie den Tag fest, an dem es uns zu besuchen vorhat. »Les plus heureux moments de la vie,« sagt die Philosophin von Coppet, »sont ceux qu'un hazard bienfaisant nous accorde.« Es nahm mich daher auch nicht Wunder, die Maskeraden in Karlsruhe just so langweilig zu finden, wie anderswo. Ja, ein Brauch dabei scheint noch ganz besonders auf eine Verstärkung dieser Wirkung berechnet zu seyn. Es muß nämlich jeder Besucher, der nicht im Maskenanzug oder Domino kommt, irgend ein Maskenzeichen tragen, das meist aus einer vorn an den Hut gesteckten Karte oder Nummer besteht. Da nun ein Deutscher in bürgerlicher Tracht sich nicht eben aristokratisch ausnimmt, so sehen die Herren mit ihren runden Hüten und den besagten Maskenzeichen ganz und gar wie Spezialkonstabler aus, die so eben von der Ortsbehörde am Morgen einer bestrittenen Parlamentswahl in Eid und Pflicht genommen und numerirt worden sind. Die bestgekleidete, wenn auch nicht lustigste Versammlung der Art war im Museum, von dem ich vermittelst Bezahlung eines monatlichen Beitrags von ungefähr 2 fl. 42 kr. rhein. ein „außerordentliches" Mitglied geworden war. Es hat eine reichhaltige Bibliothek, ein mit Zeitungen und Zeitschriften gut versehenes Lesezimmer, Billardzimmer, Zimmer für Conversation, Restauration u. s. w. dann eine Reihe sehr hübscher ineinandergehender Räume für die Wintervergnügungen u. dergl. Sein Ballsaal ist von bemerkenswerth schönen Verhältnissen; und wenn er, wie bei den Maskeraden, durch eine Menge prächtiger von der Decke hängender Kronleuchter beleuchtet ist, so macht das bunte Gedränge unter ihnen wirklich eine reiche Wirkung.

Was ich von Versuchen zu Maskendialogen hörte und verstand, schien mir der Witz dabei — anders als bei den Italienern — eher boshaft als sprühend.

Die geselligen Vereine nächst und nach dem Museum sind die „Lesegesellschaft" und die „Eintracht," letzteres ein etwas wunderlicher Name für ursprüngliche Schismatiker von der Lesegesellschaft. Unter den sonstigen Vereinen der Stadt ist auch ein „Gewerbeverein," in dem Mittheilungen über Verbesserungen im Maschinenwesen, in Fabrikationen u. dergl. m. gemacht werden. Die Tagesordnung für die Sitzung z. B., bei der ich hatte zugegen seyn dürfen und wollen, betraf Vorträge „über die Construktion der Dampfwagen," „über die Verbesserung der Wagenfedern" u. a. m., nebst „Mittheilungen aus verschiedenen gewerblichen Zeitschriften." Von Zeit zu Zeit veranstaltet der Gewerbeverein Ausstellungen seiner Modelle und Muster. Es ist eine Anstalt, die in jeder Beziehung ersprießlich wirken muß, sowohl unmittelbar auf die Beschäftigungen und Betriebe der Theilnehmer, als auch weil sie dadurch zu einsichtiger Leitung der Gemeindeangelegenheiten tüchtig gemacht werden.

(Schluß folgt.)

Newyork, Oktober.

(Schluß.)

Ein stehender Zeitungsartikel. — Ladies. — Wettrennen und Wettpflügen. — Einwanderung.

Es ist mir verdrießlich, daß ich immer wieder auf Dinge kommen muß, welche zu einer düsteren Anschauung der hiesigen Verhältnisse drängen; allein es gehört das um so mehr zu meiner Korrespondentenpflicht, als die Newyorker Zustände, wie schon mehrfach angedeutet, vielfach bezeichnend für den gesammten Gesellschaftskörper der

Bevölkerung Nordamerikas erscheinen. Nicht als ob es überall gleich schlimm bestellt war mit der Sittlichkeit und Anderem. Wo man nicht so dicht beisammen sitzt, mäßigt sich vieles; allein im Allgemeinen bleibt sich der Charakter des Lebens doch überall dermaßen gleich, daß Newyork als Ausdruck, wenn auch oft als starker, carrikaturähnlicher auftritt.

Statt des Folgenden könnte ich mich vielleicht begnügen, auf die Lokalberichte unserer Zeitungen zu verweisen, weil ohne Zweifel wenigstens einzelne Blätter derselben jenseits des Oceans umlaufen; indessen bekommen sicher viele Leser kein solches Preßerzeugniß zu Gesicht. Darum wollen Sie gestatten, daß ich aus einer auf Gerathewohl gewählten Nummer der hiesigen „Abendzeitung" einige Stellen anführe, mit der Versicherung, daß jede Zeitung täglich ähnliche Berichte zu enthalten pflegt.

„Unglücksfälle. Ein siebenjähriger Knabe, Namens Michael Eastern, ertrank Samstag Morgens im East River unweit der 35 Straße. Seine Leiche wurde von der Fluth entführt. Der Knabe spielte in einem, mit einem Seil am Pier befestigten Boote, als dasselbe mit einer Brigg zusammenstieß und umschlug. Der Knabe sank unter und kam nicht wieder zum Vorschein. — Am Staten-Island-Pier wurde am Samstag Morgen die Leiche eines unbekannten, etwa fünfzig Jahre alten Mannes aufgefischt. Die Leiche mochte etwa 24 Stunden im Wasser gelegen haben. — Ein Mann, mit Namen Jeremia Clark, wurde am Samstag auf dem Broadway in der Nähe von Amitystreet von einem Omnibus überfahren und schwer verlezt. — Ein Deutscher, Namens Winkle Schuler, fiel am Samstag Abend vom dritten Stockwerk eines Neubaus in Forsythstreet und brach ein Bein. — Ein fünfjähriges Mädchen, Namens Mary Mulligan, wurde am Samstag Abend in Olivestreet von einem Karren der zweiten Avenüeeisenbahn überfahren und schrecklich verstümmelt. — In der Samstag Nacht stürzten bei einem Brande in der 9 Straße drei Männer von einer Leiter, welche gebrochen war, und einer von ihnen, Namens Samuel A. Scherman, wurde schwer am Rücken verlezt. Die beiden andern Männer kamen mit unbedeutenden Quetschungen davon. — Ein vierzehnjähriger Knabe, mit Namen Ch. Mc Carty, wurde am Samstag Nachmittag in der Nähe des Fultonmarkts überfahren und stark beschädigt. — Als gestern Nachmittag ein Deutscher, Namens Höpfner (125 Ridgestreet) mit einem Kinde zu der vor Gillichs Brauerei befindlichen Camera obscura hinauf stieg, brach plötzlich die Treppe und Mann und Kind stürzten auf den Felsen herunter. Das Kind war nicht verlezt, der Mann aber hat sehr gefährliche Verletzungen davon getragen. Aerztliche Hülfe war bei der Hand, von dem Arzte, der dem Verwundeten den ersten Verband anlegte, wurde aber mit Bedauern bemerkt, daß Frau Gillich ihm nicht einmal etwas Leinenzeug dazu hergeben wollte. — Als am Freitag mehrere Arbeiter damit beschäftigt waren, ein altes Gebäude in Mercerstreet niederzureißen, stürzte der Boden des zweiten Stockwerks plötzlich ein und begrub mehrere Arbeiter unter seinen Trümmern. Einer derselben, Daniel Fooley, trug bedenkliche Verletzungen davon. — Ein Mann, mit Namen D. Condish, wurde am Samstag Morgen in Nr. 23 Baxterstreet von einem Kerl, Namens John Hamlin, während eines Streites mit einer Eisenstange mehrere male über den Kopf geschlagen und ernstlich verletzt. Hamlin wurde vom Richter Conolly unter Anklage des Mordangriffs in Untersuchungshaft geschickt. — Am Samstag kam ein Mensch, der sich John Brown nennt, in das Geschäft der Herren Rafferty and Leask an der Ecke von Chatam- und Pearlstreet und bot mehrere Stücke werthvoller italienischer Seide zum Kauf an. Herr Rafferty fragte ihn aus, wie er in den Besitz der Waaren gekommen sey, und fand die Antworten Browns so ungenügend, daß er, in der Ueberzeugung, daß die Seide gestohlen sey, einen Polizeimann herbeirief. Brown wurde vor den Richter Welsch geführt, der ihn zum Zweck weiteren Verhörs einsperren ließ. — Raufereien. Gestern Nacht gegen 2 Uhr kam es in einem Wirthschaftslokale in Greenwichstreet zu einer Rauferei, bei welcher mehrere Personen mehr oder minder ernstliche Verletzungen davontrugen. Ein Mann, Namens Th. Smith, wurde mit einer Champagnerflasche dergestalt über den Kopf geschlagen, daß er schwer verlezt zu Boden stürzte. Die Person, die den Schlag führte, war eine schlechte Dirne, Namens Mary Kilby, die schließlich nebst mehreren andern Nymphen und einem Mann, Namens Dascher, verhaftet wurde. Richter Welsch schickte die Verhafteten zum Zweck eines weiteren Verhörs in's Gefängniß. Der Verwundete ward nach dem New-York-Hospital geschafft. — Ein junger Kerl, Namens James Barnes, stach gestern während einer Rauferei mit James Mc Gowan, gleichfalls einem blutjungen Taugenichts, seinen Gegner in den Rücken. Der Verwundete ward nach dem Stationshause gebracht und dort von dem Arzte des Distrikts verbunden. Barnes flüchtete in seines Vaters Haus und versteckte sich dort in einem Kleiderschrank. Er ward indessen aufgefunden und nach Nr. Sicher gebracht. — Zwei Matrosen, Namens James Mc Gonigal und James Ray, lieferten sich gestern an der Ecke von West- und Morrisstreet ein Gefecht, das damit endete, daß Ray seinen Gegner mit einem Knüppel zu Boden schlug. Ray wurde verhaftet und beigesteckt. Mc Gonigal liegt im Hospital. — Muthmaßlicher Kindermord. Am Samstag Morgen wurde in dem zu den Gebäuden Nr. 58 und 60 Av. D. gehörenden Abtritt die Leiche eines neugeborenen Kindes aufgefunden. Bei der Coronerunterfuchung stellte sich heraus, daß dem Kinde der Kopf eingeschlagen worden und daß es in Folge davon gestorben war. Man hat keine Vermuthung, wer der Thäter ist. Die Jury gab einen entsprechenden Wahrspruch ab. — Unordentliches Haus. Die Polizei drang gestern in eine hinter Nr. 87 West 24 St. gelegene Spelunke und verhaftete sieben bis acht Vagabunden, die seit einiger Zeit zum Aerger der Nachbarn daselbst ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Der Richter sandte

fünf von den Verhafteten nach Blackwells Island (Gefängniß) und ließ die übrigen laufen."

Ich kann hiebei versichern, daß seit mehr als fünf Jahren, welche ich nun hier schon verlebt habe, jeden Montag mindestens eine solche Litanei, oft aber eine viel schlimmere in den Zeitungen enthalten war, und sodann jeden folgenden Wochentag die entsprechende Fortsetzung folgt. Die Blätter von Philadelphia, Baltimore und andern Großstädten enthalten fortwährend ähnliche Registraturen. Die weißen Amerikaner sind eben der Schule entlaufene Europäer, die wegen climatischer Einflüsse hier einer besonders vernünftigen Zucht und Schulung bedürften. Statt dessen gab ihnen eine Handvoll Illusionsmenschen volle Freiheit zur Entwicklung ihrer Willkür in Selbstsucht. Wer dem hiesigen Land wohl will, und wer nach der „alten" Heimath hin wahr zu seyn geneigt ist, der kann nicht laut genug solche Ergebnisse hervorheben, und je mehr ihm vernünftige Freiheit und Maßhalten in allen Dingen am Herzen liegt, um so verpflichteter ist er dazu. Nur Schmarotzer und Leichtfertige nehmen die Sache auf die leichte Achsel und tadeln sogar ernste Warner, indem sie nur von „Flegeljahren" hiesiger Bevölkerung wissen wollen, Großes in Aussicht für die Zukunft stellend, ohne diese Hoffnung irgend begründen zu können. Solche Advokaten unserer Zustände denunciren in europäischen Blättern die Kritiker hiesigen Unfugs, und einer nennt sie „Weltverbesserer," denen es nirgendwo recht gemacht werden könne. Die Allgemeine Zeitung brachte den Artikel sicher nur als audiatur et altera pars. Gründliche Beleuchtungen incommodiren freilich gar sehr unsere Dollarschnapper, die es bisher recht angenehm fanden, ganz besonders die Taschen von Mutter Europa plündern zu können, welches Business durch kritische Beleuchtungen des hiesigen Humbugs mindestens erschwert wird. Und wie von St. Petersburg aus in den vierziger Jahren literarische Sendboten, wie Gretsch u. a. ausgesandt wurden, um den durch mißliebige Schriftsteller gemachten übeln Eindruck zu verwischen, so ist man jezt hier bestrebt, ganz besonders in Deutschland den verhaßten Kritikern die Wege für fernere Wirksamkeit abzuschneiden. Man braucht Leute wie die Herren Dr. v. Raumer, Quentin, Wagner und Scherzer und dergleichen Lobeserheber unseres mit Freiheit gesegneten Landes, dessen Schattenseiten verschwiegen und vertuscht werden sollen, damit Mutter Europa ihre Tasche nicht etwa verschließe.

Doch lassen wir das; benützen wir die Gegenwart, um das Leben zu zeichnen, wie es uns und andern Kritikern desselben erscheint, deren einer neulich gegen mich äußerte: „Unser Unglück ist die Butter, welche Jedermann auf's Brod haben will!" Er meint damit das Entbehrliche und Luxuriöse, wofür hier alle Welt in der That Alles thut, Alles bis zur Selbstentwürdigung. Ein Newyorker Blatt hat berechnet, daß die Toilette der hiesigen Ladies — nicht die des weiblichen Geschlechts im allgemeinen — mindestens zwanzig Millionen Dollars jährlich kostet. Es sind dabei 5000 Ladies angenommen, deren Toiletterechnungen jährlich je 2000 Dollars betragen, 5000 zu 1000 Dollars; der Rest sind solche, die jährlich bis herab zu 200 Dollars für ihren Putz aufwenden. Wer weniger als 200 Dollars dafür verwendet, zählt bei den Vornehmeren nur als „Woman," obgleich die sogenannten unteren, nicht reichen Klassen wieder bedeutende Unterschiede unter sich machen. Zur Ladyschaft gehört eigentlich amerikanische Geburt, wie schon Mrs. Trollope in ihrem Buche über Amerika sehr richtig bemerkt. Diese vielfach scharfsinnige Kritikerin hiesiger „customs and manners" steht übrigens nicht allein; neben ihr verdienten schon früher Miß Eliza Leßlie und jezt Fanny Fern genannt zu werden. Beide sind — so viel mir bekannt — Angloamerikanerinnen, und Erstere geißelte unsere Gesellschaft namentlich in den kleinen Erzählungen „Mrs. Washington Potts" und „Mr. Smith;" dieselben sind in der 1852 unter dem Titel „Pencil Sketches" erschienenen Sammlung von „Outlines of character and manners" aufgenommen. Von Fanny Fern will ich hier eine kurze Schilderung unsrer fashionablen Kirchen folgen lassen. Was hier berührt wird, ist wirklich ein fauler Fleck der Gesellschaft, nicht bloße Flegeljahrenmanier.

„Ihr tretet in die Vorhalle der Kirche. Der stattliche Küster, mit seinen Daumen in den Armlöchern seiner Weste, begegnet euch an der Thür. Er blickt euch an: euer Hut und Kleid sind neu, daher geleitet er euch holdseligst zu einem angemessenen Sitze in der breiten Gallerie. Dicht hinter euch folgt eine arme, demüthige, einfach gekleidete Nätherin, befreiet von ihrer Tretmühle, um einen Tag von sieben an das Unsterbliche zu denken. Der Küster ist mit plötzlicher Blindheit geschlagen. Sie steht einen Augenblick verlegen da, dann ahnt sie die Wahrheit; sie lenkt ihre Schritte zurück und überschreitet wieder mit tiefem Erröthen die Thürschwelle, welche sie mit ihren plebejischen Füßen profanirt hat.* — Hört auf die Orgel! Es ist eine Passage aus „Norma," leichthin sabbathisirt. Nun kommen die Anbetenden nach einander herbei — Seide raschelt — Federn wehen — Satins glänzen — Diamanten strahlen — und Vierzigdollarschnupftücher lassen schockweise ihre parfümirten Düfte entströmen. — Welch eine Abgeschmacktheit, das Evangelium des demüthigen Nazareners solch einer Sippe zu predigen! Der Geistliche weiß Besseres zu thun. Er schätzt seine fette Besoldung und hübsche Person zu hoch. Darum geht er mit Sammetschritten rund um die zehn Gebote herum, legt die sanftesten Kissen unter des sterbenden Lasterhaften Haupt, und geleitet ihn mit Seraphsgesang in einen Upperten-Himmel." — Der Unbewanderte preist solche Freimüthig-

---

* Die Sitze in den Kirchen werden vermiethet, bis auf eine geringe Zahl, welche der Küster Personen anzuweisen pflegt, die nicht Kirchenstuhlinhaber sind, die er aber als Respektspersonen zu behandeln veranlaßt ist. In fashionablen Kirchen will man natürlich „unter sich" seyn.

kelt und ist geneigt, sie als Zeichen von Erkenntniß der socialen Krankheit anzusehen, worauf Heilung zu erwarten steht. Leider kann der tiefer Sehende nicht einstimmen; er weiß, daß es nichts ist als ein weiteres Zeichen von Frivolität. Das allgemein verbreitete Urtel, die Selbstsucht, wird nur bei einer Minderheit gerügt, die Goethe's Müllerburschen gleicht, an dem nichts mehr zu verderben ist. Der Mehrheit wird indirekt dadurch sogar geschmeichelt, und sie sinkt nur um so tiefer.

Vielleicht mehr als alles, was ich vorgebracht, möchte es den Leser befremden, wenn ich es wage, den Amerikanern den so allgemein hochgepriesenen praktischen Sinn abzusprechen. Nur durch schlagende Beispiele kann ich meine Behauptung erhärten, und deßhalb sey zunächst der „Republikaner" von Cincinnati angeführt, nach welchem einem neulich veranstalteten Wettpflügen nur etwa fünfzig Personen zusahen und der vom Direktorium der „Ackerbaugesellschaft" ausgesezte Preis für den besten Pflüger fünfzehn Dollars betrug. Dagegen sahen Tausende dem Wettfahren und Wettreiten der Ladies zu, wobei für 160 Dollars Preise den Siegerinnen bestimmt waren. An Preisvertheilungen für die besten Haushälterinnen und Erzieherinnen hat noch niemand gedacht; nur wer die meisten und fettesten Kinder ausstellen kann, wird belohnt. Auch auf der Onondaga-County-Fair zeigte sich dieselbe Erscheinung, wie oben angeführt. Eilf Reiterinnen rangen um neun Preise im Werth von 115 Dollars vor ungefähr 30,000 Zuschauern, während den Pflügern nur 35 Dollars ausgesezt waren und nur wenige zusahen. Man nehme von den Amerikanern die Dollarschnapperei, die Leidenschaft für Gewinn und Wagniß im Geschäft, so wird sich gänzlicher Mangel an „praktischem Sinn" zeigen. Es fehlt ihnen zu sehr die Freude am Erworbenen, Errungenen, als daß sie recht eigentlich praktisch seyn könnten.

Es wäre indessen ungerecht, das Vorhandenseyn verständiger Einzelner, klügerer und weiserer Minderheiten in Abrede stellen oder unerwähnt lassen zu wollen. Darum muß ich auch einer Rede gedenken, welche kürzlich der vorlezte Gouverneur des Staates Newyork, Seymour, hier hielt und worin er unter anderem sagte: „Was macht Newyork zum Emporium unseres Landes? Warum werden die Produkte jedes Theils der Union hieher gebracht, um gegen die Artikel anderer Länder und Klimate ausgetauscht zu werden? Hauptsächlich weil es der einzige Hafen dieses Continents ist, der Rückfrachten für seine nach auswärts bestimmten Schiffe hat. Hier allein sind die Kosten der Versendung unserer Erzeugnisse dadurch verringert, daß sie theilweise von den Einwanderern getragen werden, die unsere Küsten besuchen. Nehmt die Einwanderung unserem Lande, und ihr versezt dem Gedeihen dieser großen Stadt einen tödtlichen Streich. Wenn wir den ganzen Einfluß der Emigration auf jeden Zweig der Industrie in Betracht ziehen, sind wir erstaunt über die Verrücktheit, welche bestrebt ist, dieselbe irgendwohin zu verscheuchen, und beschämt über die Bigotterie und Unwissenheit, welche die Versuche dazu bekunden."

Aber nichts als eine Stockung, namentlich der Einwanderung aus Deutschland, wird der bornirten Masse die blöden Augen zu öffnen vermögen, was schon bis zum nächsten Frühjahr geschehen kann, und dann verfällt man sicher in's andere Extrem der Ueberschäzung. Diese Periode sollte man in Deutschland benuzen, um für spätere Auswanderung bessere Behandlung zu erwirken. Die natürlichen oder herkömmlichen Vertreter des Volks sollten hier für besondere Vertretung ihrer Auswanderer kräftig sorgen, da Consulate als unzulänglich erscheinen. Consuln hängen stets zu sehr mit der Geschäftswelt zusammen, um immer mit Nachdruck auftreten zu können. Ein vom Bundestag lediglich für den Zweck angestellter tüchtiger Agent würde hier sehr am Plaze seyn. Die energische Erklärung: wir geben keine Pässe mehr zur Auswanderung nach der Union, würde Wunder thun binnen kurzer Zeit, ja sogar schon jezt.

Turin, November.

Literatur.

Wenn wir auch für heute von dem ohnedieß kleinen Markte des literarischen Lebens nur wenig Neues berichten können, so hoffen wir doch später alles bedeutendere in kurzer Uebersicht vorzuführen. Es ist bekannt, daß seit Jahren die italienische Literatur, das wahre Abbild der italienischen Nation, sehr krank darnieder liegt, daß das sonst so blühende, an literarischen Talenten so gesegnete Neapel nun keinen einzigen Namen von Bedeutung aufzuweisen hat, Dank den politischen Verfolgungen, welchen jedes wissenschaftliche Streben unterliegt, daß die scharfe geistliche Censur in Rom keine Denker gedeihen läßt, und endlich daß im lombardisch-venetianischen Königreich das Streben, das Land zu entnationalisiren, etwas zu weit geht und einen nicht geringen Einfluß auf die Herzogthümer übt. Es bleibt somit auf der ganzen Halbinsel nur Piemont, wo die Literatur ganz freien Boden

hat; es begreift sich jedoch leicht, daß das Land zu klein, die Anregung zu gering ist, als daß die Literatur wirklich gedeihen könnte. Die politischen, religiösen und nationalen Bewegungen, welche Italien aufregen und die Gemüther krankhaft erfüllen, zeigen sich auch in den Literaturerscheinungen, welche hier das Tageslicht erblicken. Dazu kommt, daß das Publikum, verdorben durch den französischen Markt, jede ernste, anregende Lektüre verabscheut, in den seichtesten französischen Romanen schwelgt und die heimischen Schriftsteller zwingt, diese Vorbilder nachzuahmen, wenn sie Gnade vor ihm finden wollen. Das lesende Publikum Italiens, von den obersten Ständen bis tief zum Proletariat hinab, will nur den Reiz der Sinne befriedigen, eine den Geist anregende Darstellung ist ihm von Herzen zuwider. Da sehen wir in Romanen und Novellen jene schlüpfrigen Scenerien wiederholt, welche Deutschlands Leihbibliotheken in Claurens Werken den untersten Volksklassen boten, wir sehen jene Ritter- und Räubergeschichten, jene liederlichen Coulissenabenteuer, welche in Deutschland der gute Geschmack längst verdammt hat, in voller Geltung. Was nützen da die Bestrebungen einiger Verleger, unter denen wir namentlich die HH. Pomba und Comp. hervorheben, welche die besseren literarischen Kräfte für sich zu gewinnen suchen, um einen Aufschwung in die nationalen Bestrebungen zu bringen! Ihr Streben scheitert an der Gleichgültigkeit eines Publikums, das sich vom französischen Romanwesen einmal nicht entwöhnen will. Die »Rivista enciclopedica,« welche in diesem Verlage erscheint und nun bis zur zehnten Lieferung vorgeschritten ist, wird wahrscheinlich, trotz ihrer gediegenen wissenschaftlichen Aufsätze, wegen Mangel an Theilnahme mit Neujahr aufhören. Der Cimento gedeiht wohl besser, dringt aber doch nicht in das Volk ein, wie auch die Rivista contemporanea, welche sich nur in den gebildeteren Kreisen Eingang verschafft. Aus Florenz kommt uns ebenfalls eine Rivista (Il Spettatore) zu, allein sie hat nur einen geringen gewählten Leserkreis. Das »Panorama universale« von Perrin, das noch kein Jahr besteht, lavirt, um sich in der Lombardei Boden zu gewinnen; allein es bringt nichts Neues, kein Original, weder im Text, noch im Bild, eifrigst die Pariser, Londoner und Leipziger Illustrirten ausbeutend. Der Verlag Pombas hat die Pariser Idee einer Volksbibliothek aufgegriffen; allein die italienische Volksbibliothek schöpft nicht aus ihrem eigenen Born oder doch nur höchst mager, sondern bringt nur die Uebersetzung der Pariser und hie und da einzelne ältere italienischen Werke im Nachdruck.

Es liegen uns heute nur wenige Produktionen vor. Die »Storia militare del Piemonte« vom Aachener Frieden 1748 bis 1831, von Pinelli, ein ganz interessantes Werk, ist eine Fortsetzung der Militärgeschichte Piemonts von Saluzzo, das dieser in französischer Sprache in Paris herausgab. Pinelli entschuldigt sich seinen Lesern gegenüber, daß er das Werk nicht in französischer Sprache herausgebe. Uebrigens athmet das Werk viel nationales Gefühl, es spricht begeistert von den Thaten des militärischen Piemonts, ohne jedoch die schwachen Seiten der Geschichte zu verdecken. Ein Militär mag recht viel aus diesem Buche lernen. Bis jezt sind zwei Bände erschienen; der dritte Band soll die Geschichte bis auf unsere Zeit ergänzen. Er wird wenig Neues bringen, die neueste Militärepoche Piemonts hat ja schon so viele Berichterstatter gefunden, daß wohl keine Phase derselben unberührt geblieben ist. Ueberhaupt hat die italienische Revolution von 1848—49 die Militär- und Geschichtsliteratur merkwürdig geschwellt, ohne sie besonders zu bereichern. Fast nur die Eröffnungen Pepes sind von militärischem Werthe. V. Pverelli hat die Geschichte Venedigs, als Fortsetzung der Daru's, von 1798 bis auf 1849 zu geben versucht, durchdrungen vom nationalen Gefühle, das sich sträubt gegen das „fremde Element," das gleich einem Alp auf Italiens Nacken laste. Er, wie so mancher Italiener, gibt die Hoffnung auf eine Restauration noch nicht auf, ihm ist „Venedig noch nicht verloren." Leider besteht Italiens ganze Kraft nur in den Worten einzelner begeisterten Redner, in Wirklichkeit ist es furchtbar entnervt, und dieß beweist am besten ein Blick auf seine Streitkräfte. Die „Cenni über die Scharfschützen und Jäger der europäischen Armeen und ihre Waffen" führen uns so recht in das Zwitterwerk von Italiens Armeen ein; wir sehen da nur in Neapel und Piemont leidliche Armeen, sonst nur schwache Milizen ohne Halt, schlecht bewaffnet, schlecht exercirt.

Doch da liegen mir noch, wie verwaiste Kinder, Pverelli's »Zingara« und Bersezio's »il Novelliere« vor. Ersteres Buch erkennt sich leicht als Uebersetzung aus dem Deutschen („der Honved"); nur ist die Scenerie bunter aufgeputzt, um die Phantasie der Italiener mehr zu reizen; die Novelle ist dem hiesigen Bedürfniß angepaßt, sie reizt die Sinne. Der Novelliere Bersezios ist ein Cyclus von Novellen, und der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Liebe in ihren mannigfaltigen Kundgebungen auf den verschiedenen Stufen der Gesellschaft zu schildern, eine Lektüre, so recht für den Bonvivant, der mit der Havannasigare sich auf dem Sopha reckt. Die Vorrede erzählt uns, wie ein Fremder den Verfasser auf den Gedanken dieses Buches gebracht, und die Moral spielt die Hauptrolle in der Vorrede. Der ganze Brei ist ein Lehrbuch der Liebe in rein sinnlicher Darstellung, wie man sie hier zu Lande liebt. Es ist wohl der Mühe werth, ein andermal das Produkt näher zu betrachten, da sich die italienische Kritik sehr günstig darüber ausgesprochen hat. — Der bekannte Romandichter Giovanni Ruffini aus Taggia (Verfasser des Lorenzo Benoni) ist vor kurzem mit einem neuen Roman: „Doktor Antonio" aufgetreten. — Ueber die theatralischen Zustände, so wie über das gesellschaftliche Leben gedenken wir im nächsten Briefe etwas zu sagen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 50. 9. December 1855.

Fiddler, forbear! You grow too forward, Sir! —
Preposterous ass, that never read so far,
To know the cause, why musik was ordain'd!
Was it not, to refresh the mind of man,
After his studies, or his usual pain?

Shakespeare.

Hausmusik.

Von W. H. Riehl.

In diesen Tagen ist erschienen: Hausmusik, fünfzig Lieder deutscher Dichter in Musik gesezt von W. H. Riehl. Stuttgart und Augsburg, J. G. Cotta'scher Verlag, 1855. Wir behalten uns vor, in einem eigenen Artikel auf die Bedeutung dieser Erscheinung aufmerksam zu machen, und geben im folgenden einen Theil der Einleitung und eine Probe der Compositionen.

* * *

Des Tonsetzers Geleitsbrief.

„Weil ich schlicht bin, weil ich ehrlich bin, weil ich deutsch bin — verachtet darum meine Lieder nicht!" Mit dieser dem bekannten Wort des Paracelsus nachgebildeten Bitte gibt der Tonsetzer seinen Liedern das Geleit an seine Freunde.

Es bringt dieses Liederbuch nur schlichte, ehrliche deutsche Hausmusik, im Lauf der Jahre für das eigene Haus geschrieben und fleißig im Hause gesungen. Wollte man die Lieder im Salon singen, so würde man sie profaniren und den Salon langweilen. Nur im Heiligthum des Hauses und mit und vor den Freunden des Hauses sollen sie gesungen werden. Auf den Schimmer des äußeren Effektes sind sie gar nicht berechnet; desto mehr wünscht der Tonsetzer, daß ihnen die innere Wirkung einwohnen möge.

In meinem Buche über „die Familie" habe ich meine Ansichten über Hausmusik und ihre Bedeutung für Kunst und Gesittung der Gegenwart mehrfach ausgesprochen. Es verhält sich darum dieses Liederbuch zu jener Schrift, wie etwa ein Bilderatlas zu einem naturwissenschaftlichen Werke: was ich dort in Worten untersucht und dem Verstande vorgelegt, das wollte ich hier im Tonbilde veranschaulichen, ich wollte es Gläubigen und Ungläubigen in's Herz hinein singen. Ich glaube darum fast, wer meinen Büchern Freund ist, der wird es auch meinen Liedern werden und wer meine Bücher nicht leiden mag, dem werden, auch meine Lieder nicht gefallen; denn beide verkündigen ganz das gleiche Bekenntniß. Nur daß ich mich technisch sicherer weiß im Notenschreiben als im Bücherschreiben, früher und auch fast in strengerer Zucht der Schule zum Tonsetzer mich ausbildete als zum Schriftsteller; denn meine socialen und culturgeschichtlichen Studien sind erst hervorgewachsen aus meinen musikalischen.

Das Lied soll in diesem Liederbuch erscheinen, wie die Bleistiftskizze eines Malers. Ich gebe nur Umrisse, nicht ausgeführte Bilder, denn ich glaube, daß dieß wesentlich im Charakter des musikalischen Liedes überhaupt liegt. Auch als Dichtung sind unsere besten Lieder fast immer nur Umrisse und Skizzen: darum sind die köstlichsten Perlen unserer lyrischen Poesie zumeist ganz kleine Lieder. Davon kann man sich namentlich bei unserem größten Liederdichter, bei Goethe, überzeugen.

Schaut man die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte dieses Liederbuches an, so sieht das Ding schier aus wie ein kleines Compendium der Literaturgeschichte. Denn ich habe die Reihenfolge der Lieder nicht nach musikalischen Rücksichten geordnet, sondern nach den Gruppen und Schulen der Dichter. Aus meinen Liedern ist mir eben unter der Hand ein musikalisches Brevier der neueren deutschen Lyrik entstanden, ein „Album,“ wie man mit einem Modewort zu sagen pflegt, mit musikalischen Randzeichnungen, etwa in dem Sinne, wie Richter seine prächtigen Holzschnittskizzen zu deutschen Dichtern zusammengestellt hat, eine musikalische Hauspostille mit historisch-musikalischen Predigten über fünfzig Texte unserer besten Poeten, Predigten in Noten, die sich vor andern Predigten wenigsteos durch ihre Kürze vortheilhaft auszeichnen. Durch dieses Bestreben, einen musikalischen Commentar zu unsern besten Dichtern zu schreiben, kam ich denn auch dazu, so viele schon unzähligemal componirte Lieder noch einmal für mich zu componiren. Es gibt keine absolute Musik zu einem bestimmten Text. So viele Leute ein Gedicht lesen, so verschiedenartig wird die Auffassung seyn; warum soll sich dieses nicht auch musikalisch aussprechen dürfen? Gerade an einem berühmten, oft componirten Text erprobt sich's, ob der Musiker nicht bloß mit Formen zu spielen weiß, sondern ob er auch eigene Gedanken im Kopfe hat. Wenn z. B. Schubert aus dem „Erlkönig,“ im offenbarsten Widerspruch mit Goethe's Dichtung, eine dramatisch-deklamatorische Concertphantasie macht, die an sich hohen musikalischen Werth hat, aber eben doch keine Composition des Goethe'schen Erlkönig ist, warum sollte nicht ein anderer, in voller Hingebung an den einfachen, volksthümlichen Balladenton des Goethe-schen Strophenliedes, dasselbe noch einmal componiren dürfen? Die meisten Liedercomponisten haben gegenwärtig eine wahre Wasserscheu vor bekannten, d. h. guten Texten und fallen über jeden obscuren neuen Dichter her, um nur ja etwas „Neues“ zu componiren, was dann schon um des Dichters willen in der Regel so obscur bleibt wie der Dichter selber.

Doch mußte ich auch schon deßhalb vielfach bekannte Gedichte wählen, weil ich eben darauf ausging, mir die Dichter musikalisch abzuconterfeien. An ihren besten, d. h. eben an ihren bekanntesten Gedichten erkennt man aber die Dichter.

Bei diesem Beginnen nun hat der Tonsetzer den Culturhistoriker weder verleugnen können noch wollen. Wie ich die Dichter im Gewande ihrer Zeit anschaute, so kam mir ein musikalischer Zug, der die Zeit des Dichters charakterisirte, unbewußt auch in die Composition ihrer Lieder. Soll man ein Lied von Paul Flemming oder Simon Dach ganz in demselben Style setzen, wie ein Lied von Goethe? Ich glaube nicht. Der Zeichner wird auch eine Scene aus Shakespeare doch wohl in etwas anderem Style illustriren, als eine Scene aus Schiller. Nicht bloß das Costüm macht den Unterschied; ein Künstler, der Empfindung für das geschichtliche Leben hat, wird bei beiden Dichtern schon den Bleistift ganz anders ansetzen. Hat nicht auch die Musik eine gewisse Ausdrucksfähigkeit für den historischen Geist? Mir däucht, der Liedercomponist darf uns wohl in feiner, leiser Andeutung fühlen lassen, daß Flemming und Dach in einer Zeit dichteten, die der Epoche nahe lag und geistesverwandt war, in welcher Händel musicirte, daß Goethe nicht bloß Zeitgenosse, sondern auch künstlerisch der nächste Vetter von Haydn und Mozart gewesen, daß Clemens Brentano und Arnim nach verwandten Zielen rangen wie Carl Maria v. Weber. Nicht bloß dem Gedicht soll die Tonweise gelten, sondern auch dem Dichter. Die Aufgabe, „Dichter zu componiren,“ ist noch eine ziemlich neue und zugleich eine sehr reiche für den musikalischen Lyriker. Und wie wäre es, wenn auch der musikalische Dramatiker mit Vorsicht historisch zu stylisiren versuchte? Eine komische Oper z. B., deren Sujet in der Rococozeit spielt, könnte doch nicht reizender ausgeschmückt werden, als wenn der Componist auch in seinen Tonformen überall den Humor des ächten musikalischen Rococostyles leise durchklingen ließe, die Sprache der Zeit redend, die er schildert, und im Zopfstyle den Zopfstyl selber verspottend. Es versteht sich aber, daß der Tonsetzer bei den historischen Anklängen im Styl den eigenen Styl niemals ganz verleugnen darf, sonst wird ein widerlicher Eklekticismus daraus. Die musikalische Charakteristik soll man überhaupt immer nur im Allgemeinen und Ganzen nehmen, wie der Teufel die Bauern. In wie weit mir dieß bei den vorliegenden historisch musikalischen Liederskizzen gelungen ist, das mögen die Recensenten unter sich ausmachen.

Unter den Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts gibt es einige, die sich durch die biedere, schlichte bürgerliche Ehrenfestigkeit ihres Wesens auszeichnen, durch

jene auf sittlicher Würde ruhende Gravität, die selbst nachgehends bei manchen ächten Zopfpoeten noch nicht ganz verloren gegangen ist. Musikalisch hat sich der gleiche Geist am glänzendsten in den Werken Händels ausgesprochen. Auch bei Sebastian Bach tritt er häufig hervor, namentlich in vielen Einzelnummern seiner Kirchencantaten, die unserem Ohr eben nicht mehr recht wie Kirchenmusik, wohl aber wie die gediegenste Hausmusik klingen.

Jene Dichter, wobei ich namentlich an Paul Flemming, Andreas Gryphius und Simon Dach denke, lehnen sich auch in ihrer weltlichen Poesie häufig noch an das Kirchenlied der vorhergegangenen Periode; dann schmücken sie wieder ihren Gesang mit einzelnen kräftigen Tönen des deutschen Volkslieds; oder sie geben eine Fülle gesunder Gedanken und kernhaften Mutterwitzes in epigrammatisch didaktischen Formen. — Allen drei Momenten läßt sich ein musikalischer Gehalt abgewinnen. — —

In derselben Zeit, wo Goethe seine köstlichsten Lieder gedichtet, setzte Mozart, wenn's hoch kam, Verse von Hölty, Hagedorn, Weiße, Jakobi in Musik, und Haydn vollends plagte sich mit einem unbeschreiblichen Schofel von Reimereien der erbärmlichsten Zopfpoeten. Nur höchst selten und ausnahmsweise kamen die besten Meister der klassischen Zeit einmal über ein Lied der mit ihnen lebenden größten Dichter. Mehrere dieser zufälligen Begegnungen sind bezeichnend für die Wahlverwandtschaft der musikalischen und poetischen Geister. So verfiel Haydn auf die Composition eines kleinen Liedes von Lessing, des „Lobes der Faulheit": der größte musikalische Logiker und Dialektiker erkennt da gleichsam sich selber wieder in dem größten poetischen Dialektiker seiner Zeit. Das Gedicht ist ein Epigramm, dessen Witz auf dem Widerspruch beruht, daß Einer, von der Faulheit begeistert, die Faulheit besingen will, aber eben durch seine völlige Hingabe an die Faulheit das Lob der Faulheit selber wiederum nicht fertig bringen kann. Dieses Gedankenspiel hat der Componist mit wunderbarer Kunst in's Musikalische zu übersetzen gewußt. Harmonie und Melodie ersterben in ihrer eigenen Trägheit. Indem sich die einzelnen Gänge hymnenartig aufzuschwingen suchen, sinken sie sofort wieder in sich selbst zusammen. Die aufsteigenden chromatischen Gänge, in denen sonst die ringend vorstrebende Energie ihren besten musikalischen Ausdruck findet, spiegeln uns jezt ein kraftloses Dahinkriechen, und Accorde des Kirchenstyls, in denen sonst feierliche Begeisterung ausbraust, dehnen sich jezt zum Symbol schläfrigen Ermattens. Die poetische Dialektik ist vollständig auch zu einer musikalischen geworden, das Epigramm des Dichters ist nicht bloß componirt, sondern zugleich in ein wirklich neues Epigramm des Musikers verwandelt.

Aehnlich zeigt uns Mozart in seiner Musik zu Goethes „Veilchen" nicht bloß, welcher Goethe'sche Geist in ihm, sondern auch, welcher Mozart'sche Geist in so vielen der reizendsten kleinen Gedichte aus Goethes früherer Periode steckt. Und wenn dann Mozart auch weiterhin die tändelnden Spielereien von Christian Felix Weiße in Musik sezt, so muthen uns jene Lieder gesungen dann doch an wie leicht hinschwebende Goethe'sche Lyrik. Denn obgleich Mozart den Goethe bei Seite liegen ließ, componirte er doch, als ob er ihn täglich studirt habe. Da kann man wohl sagen, ein triviales Wort in seinem tiefen Sinne nehmend: das ist der Geist der Zeit, das sind die großen Geister, die sich begegnen und finden, auch wenn sie sich nicht suchen, die sich erkennen, ohne sich zu kennen, die wie in magnetischem Rapport zu einander stehen, unvermittelt durch die äußeren Sinne, aber klar sich anschauend in dem innern Sinn, der beiden das gleiche Kunstideal zeigt und ihnen gebeut, nach demselben Ziele zu ringen. Diesen innern Rapport der oft äußerlich ganz auseinander laufenden Geistesströmungen der Epochen aufzusuchen, ist eine der höchsten Aufgaben der allgemeinen Culturgeschichte, die dann freilich noch etwas mehr ist, als die Geschichte der Röcke und Wämser und Harnische, der Messer und Gabeln und Kochtöpfe der verschiedenen Zeiten.

Obgleich nun die großen Tonmeister aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sehr wenig Gedichte gesezt haben, die wir heute noch zur Hausmusik zählen möchten, so waren sie doch die ächtesten Hausmusiker im Instrumentalsatz und sind uns auch in ihren Liedern ein Vorbild geworden, wie man die Texte unserer klassischen Poeten behandeln soll, — nicht im Style der Wiener Tonschule, aber in ihrem Geiste der Naivetät, Einfachheit und idealen Großheit. Soll es vergebens gewesen seyn, daß uns Mozart und Haydn die ganze Lyrik Goethes componirt haben, — wobei sie nur zufällig Texte von Weiße, Uz, Hagedorn und andern unterlegten?

Wie der Geist jener Zeit den Einzelnen inspirirt hat, gehoben und getragen, das können wir recht klar an dem Componisten Reichardt sehen. Die volle, eigenste künstlerische Schöpferkraft fehlte ihm; er war nur, was man einen verständigen Künstler nennt. Troz dem ist ihm die Composition Goethe'scher Lieder so wunderbar gelungen. Sie gelang ihm nicht wegen der Verwandtschaft seiner individuellen Natur mit der Goethe'schen, sondern wegen der Verwandtschaft seiner

musikalischen Epoche mit dem Geiste Goethes. Reichardt wußte nur als verständiger Mann jenen einfach empfundenen, naiven, in knappe Formen gefaßten Ton auf Goethes Lieder anzuwenden, den die eigentlichen musikalischen Genies der Zeit gefunden hatten, ohne ihrerseits an Goethe zu denken. Jene gruben das Gold und er brachte es an den Mann. Weit unglücklicher war Reichardt in der Composition Klopstocks und Schillers. Denn die allgemeine musikalische Verwandtschaft der Epoche war für den einen bereits verschwunden, für den andern noch nicht gekommen.

Viel größere Meister als Reichardt haben sich nachgehends noch in der Composition Goethe'scher Lieder versucht. Beethoven und Schubert verkündeten uns in Tönen, daß auch der Dichter Goethe der romantischen Schule die Hand gereicht habe, und Mendelssohn und Schumann symbolisiren uns musikalisch, wie der alternde Goethe in seinem westöstlichen Divan selbst in die rückwärts gewandte Götterdämmerung der modernen Poesie herein rage. Der alternde Goethe sage ich, nicht der alte. Denn der alte Goethe, das ist und bleibt eben doch der Reichardt'sche, oder richtiger der Haydn-Mozart'sche Goethe. Und wer heutzutage den alten Goethe componiren will, der kann es nur, wenn er den Muth hat, Reichardts Goethe-Lieder wahr und Mozarts und Haydns Lieder schön zu finden. Man mag hieran die Bildungsarmuth der modernen Musiker im Großen und Ganzen erkennen. Denn Angesichts der Poesie gehört z. B. kein sonderlicher Muth dazu, die einfache Natur eines Sophokles oder Wolfram von Eschenbach oder Goethe schöner zu finden als die geschraubte Originalität Hebbels oder die geniale Liederlichkeit Heines. In der Musik heischt das gleiche musikalische Glaubensbekenntniß noch Muth und Märtyrerthum. Eine solche Zeit ist freilich wenig dazu gemacht, Goethes Lieder zu componiren. Nur in der Hausmusik mag vielleicht noch eine Freistatt zu finden seyn für schlichten und ehrlichen Gesang.

Da darf ich denn wohl auch erinnern an eine Anekdote aus dem Leben Reichardt's, des verständigen und gebildeten Liedercomponisten, der, wenn auch mit ungleich schwächerer Kraft, im Lied dasselbe versuchte, was vorher Gluck in der Oper so sieghaft durchgefochten — nämlich vor allen Dingen im Verständniß des Textes und des Dichters zu componiren. Als Reichardt in die Kapelle Friedrichs des Großen eintrat, erkannte der König in ihm sofort den wissenschaftlich gebildeten Mann. Um ihn daher von den Brodmusikern der Kapelle zu unterscheiden, die vermuthlich, gleich ihren meisten Collegen heutzutage, glaubten, ein ächter und gerechter Musiker könne auch ohne die wissenschaftliche, historische Erkenntniß seiner Kunst in den Himmel kommen, titulirte er Reichardt stets einen „Musiker," die andern aber „Musikanten." Das soll die Musikanten baß verdrossen haben. Der alte Fritz hatte aber doch wieder einmal den Nagel auf den Kopf getroffen und die Musikanten dazu.

Außer der großen Ketzerei, Lieder zu componiren, bei denen ich vor allen Dingen die Musik dem Gedicht, ja der geschichtlichen Erscheinung des Dichters anzuschmiegen suchte (denn der moderne Liedercomponist componirt eigentlich nur sich selber, nicht den Poeten) — außer dieser Ketzerei habe ich mir noch viele andere, viel ungeheuerlichere Frevel zu Schulden kommen lassen.

Zum Ersten setzte ich durchweg Strophenlieder, obgleich man dieselben in Leipzig mit Bann und Interdikt belegt. So lange aber das Volk noch alle seine Lieder als Strophenlieder singt und die Dichter noch Verse und Strophen machen, wird man vielleicht auch noch so frei seyn dürfen, Strophenlieder zu setzen. Die größte Glorie des ächten Liedercomponisten wird dann gerade darin bestehen, musikalische Formen von so vielseitiger Ausdrucksfähigkeit zu bilden, daß der Sänger die wechselnden Empfindungen und Situationen der verschiedenen Strophen dennoch immer charakteristisch aus derselben wiederkehrenden Melodie heraus arbeiten kann. Der Dichter zwingt ja auch die Darstellung der größten Gegensätze in dasselbe ruhige Maß der gleichen Verse und Strophen. Warum soll denn der Musiker, dessen Kunst ja noch weit mehr als die des Poeten eine architektonische, den Gesetzen der Symmetrie gehorchende ist, bloß in den deklamatorischen Streckversen des durchcomponirten Liedes singen? Einen ganz ähnlichen Reiz wie im gedichteten Lied der Reim, übt im gesungenen der Refrain. Der Musiker, welcher wider den architektonischen Strophenbau im Vocalsatz den Bannstrahl schleudert, muß von Rechtswegen auch den Reim verfluchen. Es ist darum höchst inconsequent, daß Richard Wagner seine Operntexte noch reimt. Zu ungereimter Musik passen gereimte Verse schlechterdings nicht. — —

Zum andern habe ich gewagt, Lieder mit Klavierbegleitung zu setzen, und nicht Klavierbegleitung mit Liedern. Denn bekanntlich setzt man in unserer Zeit meist Klavier-Etuden mit Begleitung einer Singstimme, und nennt dieselben Lieder. Merkwürdigerweise haben wir die musikalischen Schwächen und Auswüchse des achtzehnten Jahrhunderts mit sonderlichem Fleiße wieder an's Licht gezogen und als modernsten Zierrath aufgeputzt, während es uns so gar schwer hält, die wahren Vorzüge dieses glänzendsten Zeitalters der Tonkunst in

uns zu erneuen und lebendig zu machen. So wühlen denn die meisten Musiker mit wahrer Lust in den Schnörkeln, Coloraturen, Trillern, Harpeggien, den hüpfenden, springenden, wogenden und gleitenden Läufen, wie sie uranfänglich die ächte Zopfzeit ausgeboren hat, verspüren aber wenig Lust, die einfache Größe und Plastik der Tonformen, welche bei den besseren Meistern jener Epoche versöhnend neben solchen Auswüchsen aufsteigt, sich zu eigen zu machen. Die gangbaren Klavier-Etuden zu den modernen Liedern gemahnen fast an die „Weisen" in den Tabulaturen der Meistersänger, als da waren: „die „Beerweis," die „Brundelweis," die „spitzige Pfeilweis," „die Blasii Lustweis," die „verschlossene Helmweis," die „blutglänzende Drahtweis," und unsere Salencomponisten wetteifern bei ihrer Klaviermusik, bei ihren „Perlenregen," „Kaskaden," „Fontainen ꝛc." bekanntlich auch im Stücke der geschmacklosen Namen mit den Meistersängern. Das gibt dann eine Musik, die leichter zu componiren ist, als zu spielen, aber immer noch viel leichter zu spielen, als anzuhören.

Also auch diese Satzungen der „Tabulatur" unserer modernen Tonsetzer habe ich nicht geachtet, sondern bin ganz einfach meiner Wege gegangen und habe überall nach einer Begleitung gestrebt, welche die Singstimme nicht überfluthe und zudecke, sondern im Gegentheil ihr diene und die festen Umrisse der Melodie nur noch bestimmter hervorzuheben geeignet sey. Die Selbstständigkeit der Begleitung aber suchte ich nicht zu legen in allerlei Verzierung und Schnörkelwerk, sondern in eine strenge, gerechte und kräftige Stimmführung. Dahin ging der Wille; wie weit das Vollbringen gegangen, mögen andere ausmachen.

Zum Dritten bekenne ich mich zu der Ketzerei, daß bei deutscher Musik die Mollweisen möglichst sparsam zu gebrauchen seyen, dagegen ein männlicher, frischer, bestimmter Durcharakter vorherrschen müsse, deßgleichen, daß man mit grellen, überraschenden, schnell wechselnden Modulationen vorsichtig seyn solle. Seit Beethoven ist eine wahre Mollwuth bei uns eingerissen, und wir sind darauf gefaßt, nächstens auch den Zapfenstreich im Moll blasen zu hören. Die Epigonen jenes großen Meisters haben uns fast glauben gemacht, ein glattes und ideenloses Musikstück klinge tiefsinnig und originell, wenn man es nur aus Dur in Moll umsetze. Denn Moll ist die dämmerige, Dur die helle Weise, und im Dämmerlicht kann bekanntlich selbst ein Esel wie ein Löwe und ein Perückenstock wie ein leibhaftige Mann aussehen. In der Dämmerung schweben die Gespenster; die Geister aber streben dem hellen Sonnenlichte zu.

Das deutsche Volk singt seine meisten und ächtesten Volkslieder in Dur, nur sehr wenige in Moll. Es entspricht dieß dem männlichen und mannhaften Grundzuge seines Wesens. Slavische Art dagegen ist es, das Moll zur herrschenden Weise zu machen. Händel, Gluck, Haydn und Mozart haben die Moll-Weise möglichst sparsam angewendet; ihre Grundfarbe war das klare, helle, leuchtende Dur, welches die bestimmtesten Umrisse der Harmonie und Melodie, die vollendetste Plastik der Tonformen gestattet. Entschiedener neigen unsere beiden tiefsinnigen Mystiker Bach und Beethoven zur Moll-Tonart. Die Macht ihres Genius, die Ursprünglichkeit und Eigenart ihrer künstlerischen Natur gab ihnen ein Recht dazu. Ihr Moll ist nicht das weibliche und weibische der Slaven, sondern das männliche Ideen geheimnißvoll verschleiernde Moll, welches die Tongestalten geflissentlich in das Räthsel des Helldunkels hüllt. Aber was bei Beethoven berechtigt war kraft der Gnaden, die Gott seinem einsamen und ohne Vergleich dastehenden Geiste verliehen, das wird bei den Nachahmern zu einem krankhaften romantischen Dusel, zu einer Nebelkappe, durch welche sich die Ohnmacht und Armseligkeit unsichtbar machen will. So wurde der geheimnißvolle, gedankentiefe Mollgesang Beethoven's allmählig zur Hof- und Leibtonart der Salonmusikanten entweiht, und das blasirte, kranke, zerrissene, überweibliche Wesen der feinen Welt hat sein erschreckend wahres Spiegelbild in dieser mark- und knochenlosen, von einer abenteuerlichen Modulation zur andern umspringenden Moll-Musik gefunden. Unsere Nervenschwäche und die damit verbundene Ueberreizung der Nerven hat man solchergestalt in Noten gesetzt. Wo unser Geschlecht noch nicht krank ist, da musicirt es sich krank. Hausmusik aber soll gesunde Musik seyn. Und dennoch gibt es heutzutage keine größere Ketzerei, als gesunde Musik zu machen. Durch den Einfluß von Franzosen, Polaken und Magyaren ist unsere vor fünfzig Jahren noch so kerngesunde und frische deutsche Tonkunst in ein wahres Gewinsel ausgeartet, dessen Wirkung auf ein noch unverdorbenes Ohr etwa vergleichbar ist jenem Eindruck, den die italienische Modemusik vor bald anderthalb hundert Jahren auf die unverfälschten deutschen Sinne der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte gemacht, da sie als Herzogin von Orleans nach Paris kam. Dieselbe schreibt nämlich darüber in ihren Briefen: „Mir deucht, daß es laut', als wenn die Katzen auf dem Dach mit einander miauen." Die Katzen haben nämlich bereits das System der ganzen und halben Töne „überwunden," sie haben jene bekannten „Viertelstöne" bereits emancipirt, die, wie Johanna Kinkel träumt, nach ihrer Erlösung seufzen; die Katzen sind bereits fortgeschritten zu

einen „ganz neuen, unerhörten" Modulationen, welche jene Schriftstellerin in den Mazurken des französischen Polen Chopin bereits geweissagt findet.

Der Tonsetzer war nun so reaktionär, in den vorliegenden Liedern zu dieser Emancipation der nach ihrer Erlösung seufzenden Vierteltöne nicht entfernt mitzuwirken. Das „Wahre, das schon längst gefunden," das „alte Wahre," nach des Dichters tiefsinnigem Spruch, wollte er nur wiederfinden und „anfassen" in seiner Weise. Er glaubt, es sey besser, in wohlklingenden alten Formen zu singen, als in unerhörten neuen, die das Ohr zerreißen. Die einfache, süße Weise Walthers von der Vogelweide klingt ihm bezaubernder, als die in der That unerhörten Dissonanzen, womit der moderne Walther von der Pfingstweide seinen armen Tannhäuser im Venusberg bezaubert werden läßt. Der Wolf verliert eben allweil seine bösen Zähne nicht, und wer in der Socialpolitik aus Ueberzeugung conservativ ist, der wird es auch in der Musik seyn, absonderlich in seiner Hausmusik.

Zum Vierten habe ich mir bei den Tempo- und Vortragsbezeichnungen allerlei barbarische Dinge erlaubt, die nicht zufällig sind, sondern hervorquellend aus meiner ganzen Art Musik zu machen und zu beurtheilen.

Vor Alters pflegten die Componisten höchst sparsam zu seyn mit der Bezeichnung des Tempos und der Vortragsschattirungen in ihren Tonstücken. Sie gaben nur die allgemeinste Andeutung und überließen das übrige dem Verstand, dem Geschmack und der Bildung des ausführenden Künstlers. Das heißt, sie hielten dazumal den Sänger und Spieler noch nicht für einen Klotz oder eine Maschine, sondern für einen denkenden und im Reproduciren doch selbst wieder künstlerisch schaffenden Menschen. Sie ehrten ihn, indem sie ihm Freiheit schenkten, und sie ehrten sich selber, indem sie ihren Tondichtungen so viel inneren Gehalt, so viel Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks zutrauten, daß deren Vortrag auch dann nicht ganz vergriffen werden könne, wenn die äußeren Effekte auch nicht überall im Sinne des Componisten angewandt würden. O goldene Zeit, wo noch Sebastian Bach seine „Inventionen" schreiben mochte, ohne auch nur bei einer einzigen das Tempo zu bestimmen oder ein Forte und Piano beizusetzen! Welch wundersamen Reiz bietet es jetzt dem denkenden Klavierspieler, an diese Werke freigestaltend heranzutreten und, wie ihn sein Genius und die Stimmung des Augenblicks treibt, wohl gar heute eine Nummer als Adagio zu spielen, die er gestern als Allegro gefaßt hatte, und beidemal eine solche Fülle neuer und eigenthümlicher Schönheiten selbstständig aus dem Stücke herauszuarbeiten, daß er sich durchaus nicht entscheiden kann, ob der Tonsetzer dasselbe ursprünglich als Adagio oder als Allegro gedacht habe! Wo der eine das Pathos einer Stelle im Fortissimo wiedergibt da erreicht der andere vielleicht dieselbe Wirkung durch ein Pianissimo. Beide erzielen dann den inneren Effekt, den der Componist beabsichtigte, und was kommt es da noch auf den äußeren Effekt an?

Der moderne Musiker fesselt dagegen den Sänger und Spieler bei jedem Schritt. Er schreibt schier so viele Vortragszeichen als Noten. Ja manche unserer Vortragszeichen lassen sich bereits gar nicht mehr ausführen; sie sind nur für die Phantasie des Spielers geschrieben. So sahen wir in dem Klavierstück eines berühmten Tonsetzers der Gegenwart ein durch mehrere Takte ausgehaltenes hohes A mit der Bezeichnung „quasi Oboe!" Ein alter Musiker würde in einer solchen Vorschrift Spott und Hohn gefunden haben, eine Satire auf das arme Klavier, welches nun gar noch Hoboe blasen soll; er würde überhaupt einem Meister, der ihm bei jedem Takt, bei jeder Note die Stärke und Schwäche des Tones vorgeschrieben, das Notenblatt vor die Füße geworfen und ihn gefragt haben, ob man ihn denn für einen Schuljungen oder vollendeten Esel halte, daß man ihn also am Strick in's Heiligthum der Kunst führe? Der moderne Musiker dagegen würde seinerseits aus der Haut fahren, wenn Sänger und Spieler seinen Satz so frei behandelten, wie es vor hundert Jahren der Brauch war, wenn der Sänger allerlei Cadenzen willkürlich einlegte, die Melodie im Adagio nach eigenem Ermessen mit Schnörkeln und Variationen auszierte, Forte und Piano nach der Inspiration des Augenblicks anbrächte, und der begleitende Spieler gar die Mittelstimmen nach seinen eigenen Generalbaßheften umzubilden und auszufüllen sich erdreistete!

Das eine Extrem ist so schlimm wie das andere: dort Willkür, hier Erstarrung und Mechanismus.

Es fällt dieses Verhältniß des schaffenden Musikers zum ausführenden Musiker — man lächle nicht darüber — unter einen Gesichtspunkt der Nationalökonomie und hat sich entwickelt nach einem Naturgesetz des wirthschaftlichen Lebens, nach dem Gesetz der Theilung der Arbeit. Der ausführende Künstler mußte früher selber noch den halben Componisten in sich tragen. Jetzt haben beide vollständig abgerechnet über ihren gegenseitigen Arbeitsantheil. Es fragt sich nur, ob das Wesen der Kunst zuletzt nicht geradezu zerstört wird, wenn man in ihr die Arbeit theilt, wie in Adam Smith's Stecknadelsfabrik. Schon im Handwerk wirkt die unbedingte Arbeitstheilung zuletzt vom Uebel, denn in ihrem Extrem vernichtet sie das persönliche Schaffen

des Einzelnen. Der Glanz der Wirthschaft wächst, die Menschen aber werden persönlich immer untüchtiger. So schafft die Arbeitstheilung zwar alle höhere Cultur, nährt sie und zieht sie groß: aber zuletzt verschlingt sie auch wieder ihr eigenes Kind, ein weibliches Gegenbild des Saturn.

Ich will nur Eine Thatsache zeichnen, die aus der vollendeten Arbeitstheilung zwischen dem Componisten und dem ausübenden Künstler hervorgewachsen ist und schwer wie ein Alp auf unserem modernen Musikleben lastet. Weil der Tonsetzer den Spieler zwingen kann, sein Tonstück mit all dem äußeren Effekt aufzuputzen, den er selber als den geeignetsten erachtet, um dem Publikum Sand in die Augen zu streuen über die Schwächen seines Werks, so sind allmählig diese äußeren Effekte zur Hauptsache geworden. Wenn man von einer Meyerbeer'schen Partitur die berechneten Effekte der Crescendos, die faustdicken Contraste des Fortissimo und Pianissimo wegnimmt, wenn man den wohl ausgeklügelten Effekt der unaufhörlich wechselnden, das Ohr bestechenden Tempis abzieht, was bleibt dann noch übrig? Wenn dagegen ein Werk von Bach ganz ohne derlei Vorschrift der äußeren Effekte vor uns tritt, dann steht uns doch immer noch der ganze gewaltige Bach gegenüber. Ueber die Eselsbrücke der dynamischen Zeichen sind wir zur Composition auf den Effekt geführt worden. Wir schreiben die dynamischen Zeichen unter die Noten, die Alten aber legten die Dynamis in die Noten hinein, darum konnten sie die dynamischen Zeichen verachten. Nicht ohne Grund schätzt Hector Berlioz in seinem Werk über die Instrumentation die Orgel so gering. Wenn man auf der königlich stolzen Orgel, die den Aufputz mit all den tausenderlei kleinen Druckern von Forte, Piano und Crescendo nicht duldet, ein Werk von Hector Berlioz spielen wollte, so wäre das freilich zum Davonlaufen.

Mit verhängnißvollem Doppelsinn bezeichnet die Sprache die musikalische Ausführung als ein „Spielen.“ Man ist allmählig zu dem Wahn gekommen, daß der spielende Musiker allein der ächte Musiker sey. Ein Componist, der nicht zugleich für's Geld geigt oder bläst, gilt für einen Dilettanten. Was würde aus unserer dramatischen Dichtung geworden seyn, wenn in ähnlicher Weise nur Schauspieler Dramen geschrieben hätten? Was zu Shakespeares Zeit ein Segen, wäre ein Fluch für unsere Tage. Durch die Despotie der ausübenden Musiker ist eine Rückkehr zu einfachen Tonformen, zu einem gedankenreichen, schlichten und strengen Styl schier unmöglich; denn die Bravour des Solospielers wie das Virtuosenthum der Orchester kann dabei freilich keine Lorbeeren gewinnen. Darum wird sich unsere Tonkunst abwenden müssen von dem Handwerkstreiben der technischen Musiker, sie wird sich flüchten müssen in die heiligen Räume des Hauses, um wieder rein und züchtig zu werden. Die Hausmusik auf falscher Spur führte weiland zur Verflachung unserer Kunst: auf der rechten Spur kann sie allein aber auch wieder zur Vertiefung derselben führen. „So ihr nicht werdet wie die Kindlein, so kommet ihr nimmer in's Himmelreich!“ — Das ist auch ganz besonders den Tonsetzern gesagt.

Der ausübende Musiker soll Componist seyn — im Vortrag, im eigenthümlichen Verständniß eines Werkes. Hier ist der Arbeitstheilung zu viel geworden; aber der Componist muß nicht Profession machen aus dem Spielen und Singen: hier ist der Arbeitstheilung zu wenig.

Der Componist kann jetzt ganz geistlos schreiben: wenn er nur jeden kleinen Kniff des Effekts genau vorzeichnet, führt es ihm die Spieluhr, zu welcher der Sänger und Spieler allmählig degradirt wurde, prätis aus, und er kann des Erfolges — der Bestechung der Hörer — gewiß seyn. So ward denn die an sich so zweckmäßige Theilung der Arbeit zu einer Assekuranz für die Impotenz des Tondichters wie des Darstellers.

Gar schlimm ist hiebei der Instrumentalcomponist gestellt. Wenn es in einer Klaviersonate oder einem Quartett nicht wimmelt von Vortragszeichen aller Art, dann glaubt der ordinäre Musiker von vorn herein, es sey gar nichts Rechtes dahinter. Das Sprüchwort sagt: „Klingeln gehört zum Handwerk!“ — Daß Klingeln zur Kunst gehöre, sagt es nicht.

Günstiger steht schon der Liedercomponist — sofern er es nämlich noch wagt, Strophenlieder zu setzen. Will er nicht Strophe für Strophe besonders ausschreiben (obgleich das auch Mode wird zur Vexation der Käufer, die dann etwa zwei Bogen Lieder zu kaufen wähnen, eigentlich aber nur einen halben Bogen Lieder erhalten nebst der Knochenzugabe von anderthalb Bogen Papier) — so muß er sich auf wenige und allgemeine Vortragszeichen beschränken und es dem Sänger überlassen, bei den einzelnen Versen nach eigener Einsicht die äußeren Effekte des Vortrags selber auszusinnen. Der Liedercomponist allein darf noch so stolz seyn zu glauben, daß seine Musik auch durch eine vergriffene Auffassung dennoch nicht ganz verdorben werden könne. Er darf noch seine Lieder mit dem Selbstvertrauen der Oeffentlichkeit übergeben, daß sie fähig seyen mit allerlei Schmuck des äußern Effekts verbrämt, mit allerlei Geist und Ungeist der Sänger erfüllt zu werden, und dennoch seine Lieder bleiben.

In Erwägung dieser kostbaren Privilegien eines

Strophenliedercomponisten habe ich mich nun bei den Vortragsbestimmungen meiner Lieder auf das — für ein modernes Auge — Mäßigste beschränkt.

Einmal wählte ich für das Tempo die altherkömmlichen italienischen Bezeichnungen. Ich halte sie für besser wie die deutschen, nicht weil sie genauer, sondern weil sie ungenauer sind. Sie lassen der Auffassungsgabe des Sängers möglichst freien Spielraum. Schreibt man „Andante“ vor, so ist das heutzutage schier so gut, als habe man gar nichts vorgeschrieben; denn diesem Wort steckt eine ganze Legion von Zeitmaßen im Leibe. Ich würde sogar bei manchen Liedern am liebsten gar kein Tempo beigesezt haben, weil das Gedicht selber das Zeitmaß am sichersten an die Hand gibt. Ein solches Verfahren wäre aber so vernünftig, daß man es noch nicht wagen darf.

Ferner gelten die Fortes und Pianos vollständig nur für den ersten Vers. Bei den folgenden Versen muß der Sänger selbst, dem dichterischen und musikalischen Sinn entsprechend, ab- und zuzugeben wissen, dieweil die Lieder nicht für Spieluhren, sondern für Menschen von Verstand, Bildung und Phantasie geschrieben sind. Dasselbe gilt von den feineren Schattirungen einer Beschleunignng oder Verlangsamung des Zeitmaßes. Wenn der Sänger nur recht aus dem Herzen singt, dann wird er alle diese Dinge weit besser finden, als man sie schwarz auf weiß vorschreiben kann.

Rückkehr zum Maß! ist mein ästhetischer Feldruf. Nicht Rückkehr zum Maße irgend einer früheren Schule, sondern zu jenem natürlichen Maße, welches jedes ächte Kunstwerk dadurch in sich trägt, daß es die Mittel des Ausdrucks nicht höher spannt, die Formen nicht breiter und reicher entfaltet, als es der darzustellende Gedanke fordert.

Der moderne Musiker begreift nicht, daß es auch Tonstücke gibt, die sich aus den schlichtesten Formen aufbauen müssen, ohne grelle Dissonanzen, ohne überraschende Modulationen, ohne sentimentale Vorhalte — im klarsten Melodienflusse dahin gleitend. Einfach und einfältig sind ihm gleichbedeutende Worte. Es kommt ihm dagegen gar nicht in den Sinn, daß es umgekehrt einfältig seyn könne, sich in einem Wiegenlied aus einer Dissonanz in die andere zu wälzen und vom Piano zum Fortissimo aufzusteigen. Träte heute ein Reformator wie Gluck unter dieses Geschlecht, ein Mann, der große Gedanken in den einfachsten Formen darstellte, sie würden ihn herunterreißen wie einen Schulknaben. Man würde glauben, der gute Mann habe nichts gelernt, weil er nicht in jedem Takte seine sämmtlichen Kenntnisse ausbreitet. Andererseits würde man Kühnheit des Styls bei ihm vermissen, weil er nicht auf jeder Seite etliche recht geflissentliche und recht grobe harmonische Schnitzer anbringt, wie Berlioz und Richard Wagner. Denn die Gesetze des Generalbasses und des Contrapunktes gelten nur noch für Schulknaben. So wäre der kühnste Dichter, wer am ungenirtesten schlechte Verse macht, und der originellste Maler, wer sich über die Kleinigkeiten etlicher verzeichneter Arme und Beine am muthigsten hinaussezt.

Diese innere Maßlosigkeit ist in der Musik eine Art von Grundgesetz geworden seit dem Auftreten der romantischen Schule. Als Tieck und Schlegel das Banner dieser Schule in der Poesie erhoben, wollten die Gegner anfangs nur einen negativen Inhalt in der modernen Romantik erkennen, nur eine Aufhebung der überlieferten Kunstsatzungen, nur zersetzende Kritik und ästhetischen Verfassungsumsturz. Allein in allen Künsten zeigte sich's bald, daß die moderne Romantik neben dieser revolutionären Richtung auch einen großen positiven Inhalt habe. Nur laufen die Wege der drei Hauptkünste hier sehr entschieden auseinander. In der Malerei entwickelte sich eine strenge, nationale, der Kirche zugewandte Schule des großen historischen Styls auf dem Boden der Romantik; in der Poesie wurden wir, bei geringeren produktiven Kräften, wenigstens zum Studium der mittelalterlichen Kunst, zum Studium des Volksliedes, zum Ringen nach einem erneuten nationalen und religiösen Gehalt der Dichtung geführt. Bei beiden Künsten ward durch die Romantik ein segensreicher Einfluß auf das deutsche christliche Haus mächtig gefördert.

Ganz Anderes geschah in der Musik. Hier erstanden die schöpferischen Vertreter der Romantik. An ursprünglicher Genialität ist Beethoven doch unstreitig der Großmeister aller Romantiker, und auch mit Weber und Schubert werden sich nur wenige Richtungsgenossen in den andern Künsten messen können. Diese Männer strebten aber keineswegs einem sogenannten historischen Style zu, sie griffen noch weniger auf die mittelalterliche Musik zurück, und lenkten eher ab von kunstgeschichtlichen Studien, statt wie die Maler und Dichter zu denselben hinzuführen. Sie rangen nach neuen Gedanken, neuen Stoffen, neuen Formen und Gesetzen, und gelangten, jeder für sich, zu den glänzendsten Erfolgen. Aber sie kamen nicht zu dem formellen Abschluß einer Schule, wie die alten Italiener, wie die alten Wiener Meister. Wo bei ihnen der schöpferische Genius das Recht der subjektiven Freiheit proklamiren durfte, da proklamirten dann die mittelmäßigen und zügellosen Nachahmer das Recht der subjektiven Willkür. So ist von da an der Musik immer mehr das innere
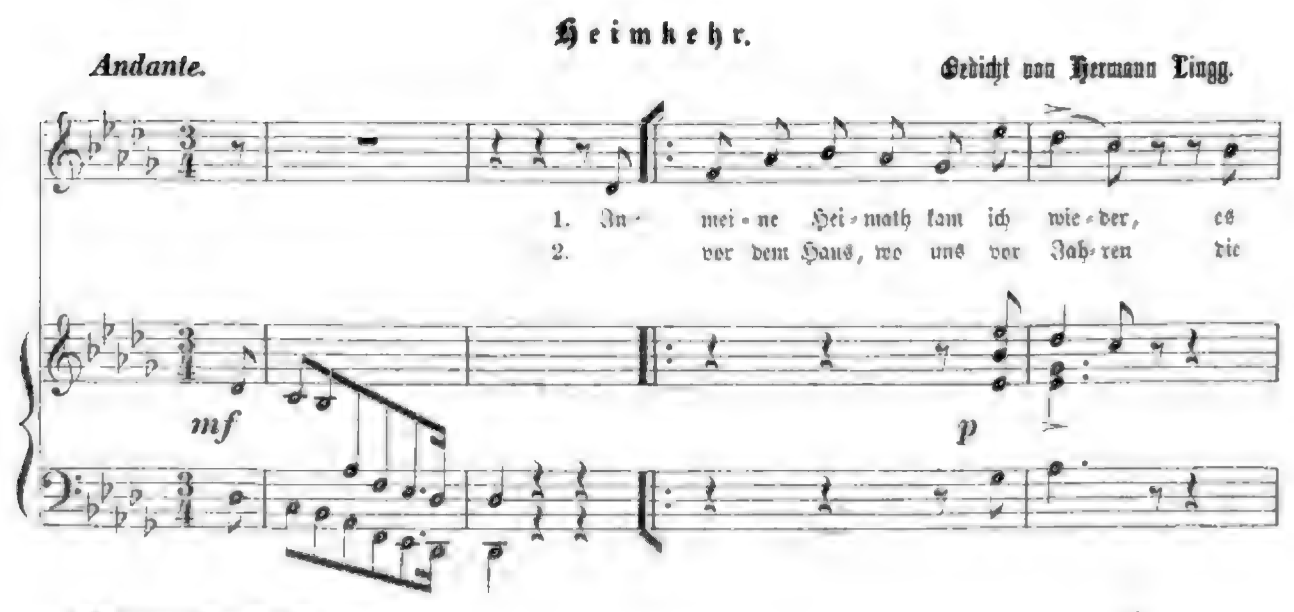
Maß verloren gegangen. Und während bildende Kunst und Dichtung beherrschend, läuternd, verklärend eingriffen in die moderne Entwicklung, erniedrigte sich die moderne Tonkunst mehr denn jede andere Kunst (die Tanzkunst ausgenommen) zur dienstwilligen Magd aller modernen Blasirtheit, Frivolität, Sentimentalität, Geckerei und Zügellosigkeit. Sie ward namentlich zum Fluch des Hauses. Nichts wirkt so kräftig zur Verdummung des Geschlechts, wie gegenwärtig das viele, planlose Musikmachen.
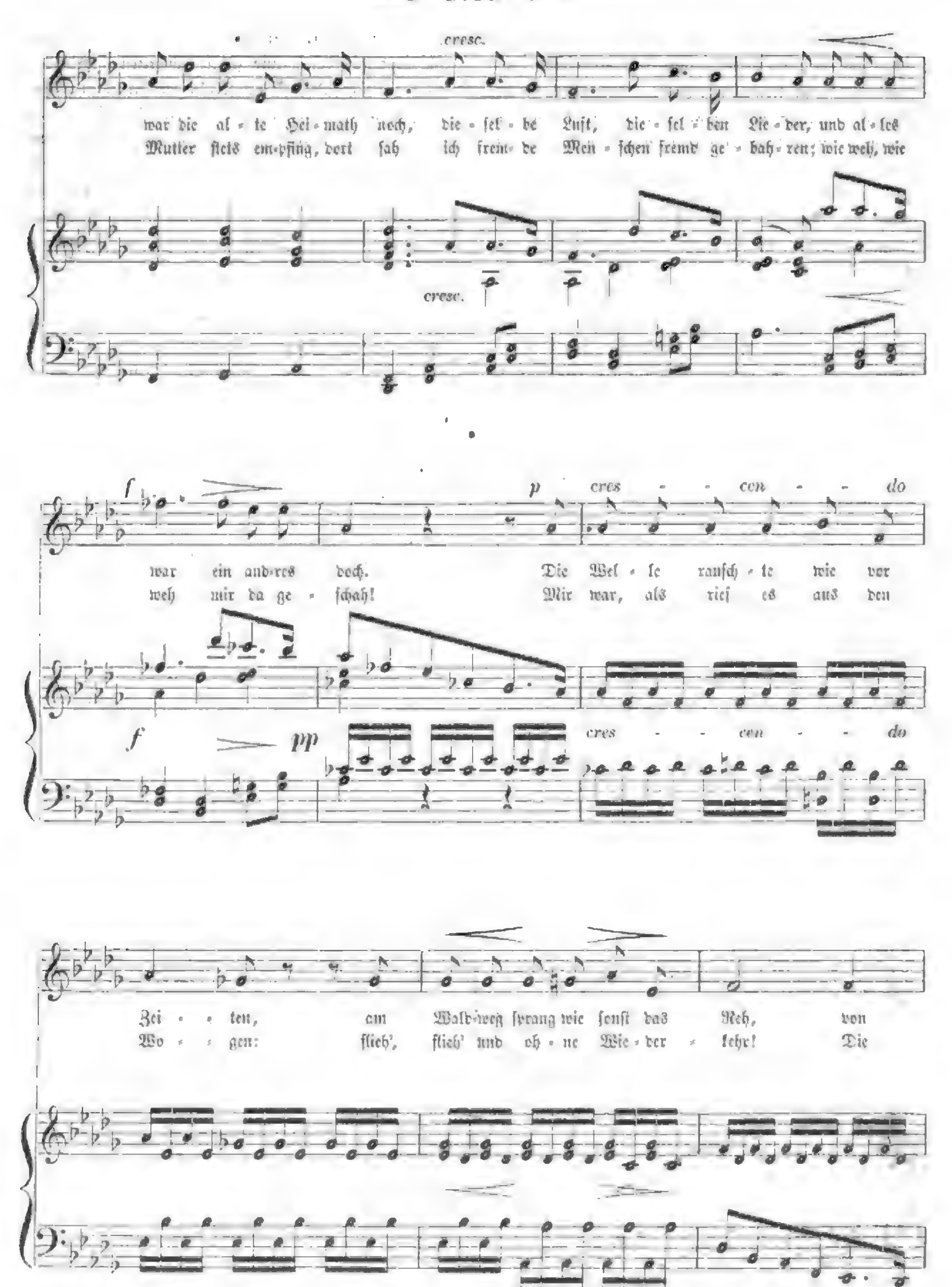
Ich habe gesungen, wie ich singen mußte, nach meiner Natur und nach der eigenthümlichen Art meiner Bildung. Vielleicht bietet es sogar ein gewisses pädagogisches Interesse, aus diesen Liedern die musikalische Darstellungsweise eines Mannes kennen zu lernen, der in seinen ersten musikalischen Lehrjahren fast ausschließlich, aber auch in der strengsten Weise, auf das Studium Händel's und Haydn's angewiesen war, und die späteren großen Meister erst kennen lernte, als die Grundlage seiner musikalischen Bildung bereits für's ganze Leben feststand.
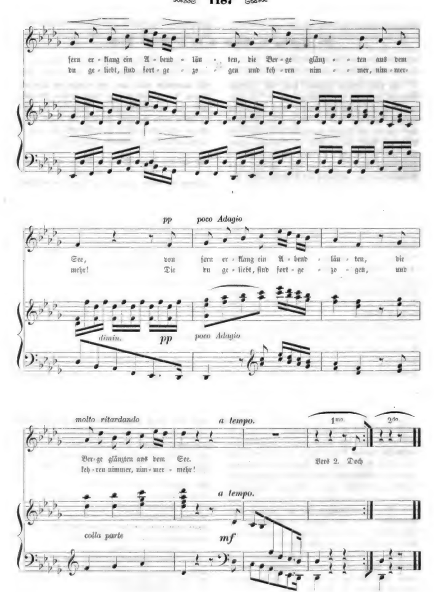
Hätte ich von Anbeginn daran gedacht, diese Lieder zu veröffentlichen, so würde ich sie mit der Unbefangenheit gar nicht geschrieben haben, in welcher sie jezt abgefaßt sind. Sie würden keine „Hausmusik" geworden seyn. Aber ich dachte, gerade dieser Umstand müßte meinen anspruchslosen Weisen Freunde erwerben in Kreisen, die sich ein gesundes, gemüthliches häusliches Leben bewahrt, und dabei jezuweilen auch in einer einfachen und ehrlichen Musik ihre Freude und Erbauung suchen. Diesen Kreisen biete ich meine Lieder, und ihr Urtheil wird für mich das entscheidende seyn. Der blasirten musikalischen großen Welt gegenüber stehe ich einsam und werde ich einsam stehen bleiben, nicht aus Noth, sondern aus Stolz. Es gibt aber, gottlob, in Deutschland noch gar viele Kenner und Freunde der Musik, die selber reinen Sinnes auch in dem Tongebilde vor allen Dingen noch den reinen Sinn und die schlichte, keusche Form suchen und ehren. Sie erkennen sich unter einander und fühlen sich vereint, auch ohne daß sie zu einer Clique zusammen treten. Sie haben noch Verständniß und Würdigung für die großen nationalen Meister der Vergangenheit, und beurtheilen die musikalische Produktion nicht nach dem Maßstabe der Produktion einer Kattunfabrik, wo allemal das neueste Muster auch das schönste ist. Diesen unbekannten und doch bekannten Freunden, die zwar keine Musiker der Zukunft sind, aber Hüter und Wächter für eine bessere Zukunft der Musik, entbiete ich Gruß und Handschlag, und ihnen widme ich diese Lieder. Und wenn auch nur eines oder das andere derselben bei ihnen Eingang fände und Ansprache gewönne an ihr Gemüth, so würde ich dadurch doch schon vollkommen zufrieden seyn mit dem Erfolge dieser Probe meiner Hausmusik.

Heimkehr.

Andante. Gedicht von Hermann Lingg.




cresc.
war die al - te Hei - math noch, die - sel - be Luft, die - sel - ben Lie - der, und al - les
Mutter stets em-pfing, dort sah ich frem- de Men - schen fremd ge - bah - ren; wie weh, wie
cresc.
f
p
cres - cen - do
war ein and-res doch. Die Wel - le rausch - te wie vor
weh mir da ge - schah! Mir war, als rief es aus den
f
pp
cres - cen - do
Zei - ten, am Waldweg sprang wie sonst das Reh, von
Wo - gen: flieh', flieh' und oh - ne Wie - der - kehr! Die


fern er - klang ein A - bend - läu - ten, die Ber - ge glänz - - ten aus dem
du ge - liebt, sind fort - ge - zo - gen und keh - ren nim - - mer, nim - mer-
pp
poco Adagio
See, von fern er - klang ein A - bend - läu - ten, die
mehr! Die du ge - liebt, sind fort - ge - zo - gen, und
dimin.
pp
poco Adagio
molto ritardando
a tempo.
1mo.
2do.
Ber-ge glänzten aus dem See.
keh - ren nimmer, nim - mer - mehr!
Vers 2. Doch
a tempo.
colla parte
mf

Die Stellung der Frauen in der griechischen Poesie.

II.

Bei dem äolischen Stamme hatte das weibliche Geschlecht eine weit freiere Stellung als bei dem ionischen; nur bei jenem konnte daher in so großartigem Maßstabe geschehen, was in Athen völlig undenkbar war, und bei den Doriern wenigstens in beschränkterem Maße statt fand, daß ein Weib als Dichterin auftrat. Aber diese Verschiedenheit der Sitten hatte zugleich die Folge, daß Sappho's Seyn und Thun außerhalb ihres Stammes verkannt, mißdeutet und verhöhnt wurde, insbesondere in Athen. Und da Athen in der Literatur immer mehr tonangebend wurde, und spätere Pedanten das, was zu Athen über Sappho als mehr oder weniger boshafter Witz erdichtet und behauptet worden war, für baare Münze nahmen, so geschah es, daß Sappho's Bild uns in ganz verzerrter Gestalt überliefert wurde, bis im Jahr 1816 ein deutscher Gelehrter (F. G. Welcker) die Zuthaten des Muthwillens von dem eigentlichen Bilde abschied und dieses in seiner ursprünglichen Reinheit wiederherstellte, so daß jetzt keine Kluft mehr ist zwischen der Weise ihres Lebens und der ihres Dichtens.

Sappho macht nach den Ueberresten ihrer Gedichte den Eindruck reicher und tiefer Weiblichkeit. Das Weib ist seiner ganzen Natur nach auf das enge, aber inhaltsreiche Gebiet des Privatlebens angewiesen; die Beziehungen von Person zu Person sind ihre Welt, das schmale, aber tiefe und reißende Wasser der persönlichen Gefühle ist es, worauf ihr Nachen sicher und anmuthig dahinfährt, das weite Meer mit seinen Gefahren, seinem Gewinne und seinem Ruhme dem schwerer gezimmerten Schiffe des Mannes überlassend. So findet sich auch bei Sappho keine Spur von den politischen Leidenschaften, wovon Alkaios Lieder getränkt sind. Ihre Leidenschaft ist die Liebe; der Frühling des weiblichen Herzens, der Gipfelpunkt seines Seyns und Wesens ist der Mittelpunkt ihrer ganzen Dichtung. Sappho ist durchaus Dichterin der Liebe, und Alles, was wir gegen einen Mann sagen müßten, der mit derselben Ausschließlichkeit dieses Eine Gebiet der Empfindung anbauen würde, spricht für die volle Berechtigung des Weibes zur Wahl gerade dieses Stoffes.

Aber sie ist ein hellenisches und insbesondere ein lesbisches Weib, und nicht nur Zartheit und Wärme dürfen wir daher bei ihr suchen, sondern auch Gluth und Leidenschaft. Die Eigenschaft der Zartheit prägt sich namentlich darin aus, daß Sappho für das stille Weben der leblosen Natur, besonders der Pflanzenwelt, ein Verständniß und ein Mitgefühl hat, wie es sich in dieser Innigkeit innerhalb des ganzen Alterthums nicht wiederfindet. So klingt Mitleiden mit der mißhandelten Blume hindurch, wenn sie singt:

> Wie auf dem rauhen Gebirg Hyakinthen von weidenden Männern
> Werden mit Füßen getreten, zu Boden die strahlende Blüte;

und gewiß voll lebendiger Anschaulichkeit ist, wenn sie in einem Hochzeitliede von der Braut das Bild gebraucht:

> Wie rothwangig der Apfel erglänzt an dem obersten Aste,
> Hoch an dem obersten oben; er ward beim Brechen vergessen,
> Nein, nicht ward er vergessen, jedoch war nicht zu erreichen.

Oder:

> So tanzten dereinst, kundig des Takts, mit zartem
> Fuß Töchter des Lands rings um den holden Altar,
> Nur scheu auf das Haupt tretend des Rasens Blumen.

Aber von Sentimentalität, von Hineinlegen unendlicher Gefühle in die harmlose Natur, oder von zerfließendem Schmachten ist bei ihr keine Spur, auf diesem Gebiete so wenig als in der Liebe. Vielmehr gibt sie mit treuherziger Offenheit dem ganzen Ungestüm ihres heißen Herzens Worte, so daß man schon im Alterthum gesagt hat, ihre Lieder steigen wie Flammen aus der Gluth ihres Herzens empor. So schildert sie den überwältigenden Eindruck, welchen der Anblick der Schönheit auf sie macht, mit folgenden Worten:

> Mir bewegt dieß wogend das Herz im Busen;
> Denn erscheinst vor Augen mir du, so stockt gleich
> Jeglicher Laut mir.
> Ja gelähmt erstarret die Zung', und leises
> Feuer rinnt dann über die Haut mir plötzlich;
> Nacht umhüllet mir das Gesicht, und gellend
> Klingen die Ohren;
> Kalter Schweiß entträufelt der Stirn, und Zittern
> Faßt mich ganz, und falber denn Gras erblaß ich,
> Und nur wenig ferne der Nacht des Todes
> Schein' ich, Geliebter.

In einem andern Gedichte betet sie, von unglücklicher Liebe gequält, zu Aphrodite, um Hülfe, wie einst, wo sie auf ihr Gebet erschienen:

Fragtest lächelnd dann mit dem Himmelsantlitz,
Was gescheh'n mir wäre, warum ich flehend
Her dich riefe;
Was ich meinem feuerberauschten Herzen
Allermeist ersehnte? „Wen nur wieder
Soll ich herzumstrickend dir fah'n? O wer denn
Kränkt dich, o Sappho?
„Flieht er dich, bald soll er von selber folgen;
Schlägt er Gaben aus, — o er soll sie geben;
Liebt er nicht, — bald soll er dich lieben, ob auch
Du es verschmähtest." —
Komm' zu mir auch jezt und erlös' aus bangen
Sorgen mich, und welche Gewährung immer
Mir das Herz verlanget, gewähr', und selber
Leihe mir Beistand!

Die Gewaltsamkeit ihrer Gefühle bezeichnet sie selbst am besten, wenn sie einmal sagt:

Eros erschütterte bebend die Seele mir,
Wie im Gebirge der Sturm, der auf Eichen stürzt;

oder ein anderes mal:

Eros quält mich von Neuem mit Allgewalt,
Mit süßbitterem Zauber, der Wüterich;
Atthis, aber du bist im Herzen mir
Fremd und kalt, zu Andromeda flatterst du.

So tritt Sappho als Ideal lesbischer Weiblichkeit würdig ihrem ritterlichen Landsmann Alkaios zur Seite. Allgemein erkannte man im Alterthum an, daß sie unerreicht dastehe unter den Frauen, und Solon, der hochbetagt einst seinen Neffen ein Lied von ihr vortragen hörte, bat es sich aus, weil er nicht sterben möchte, ohne es gelernt zu haben.

Neben ihr können die andern Frauen aus dorischem und dorisch-äolischem Stamme, welche als Dichterinnen genannt werden, kaum in Betracht kommen. Es sind Damophila aus Böotien, Erinna von Tenos, die Spartanerinnen Kleitagora und Myia, Telesilla von Argos, Praxilla von Sikyon, die Böoterinnen Myrtis und Korinna, und die Lokrerinnen Theano und Nossis. Verhältnißmäßig am bedeutendsten scheinen unter diesen gewesen zu seyn Erinna, die aber schon in ihrem neunzehnten Jahre den Tod fand, und Korinna, welche nicht ohne Einfluß auf die Ausbildung Pindars gewesen seyn und in dichterischen Wettkämpfen mehrere mal den Sieg über ihn davon getragen haben soll. Von ihrem feinen Urtheile zeugt eine Bemerkung, die sie in Bezug auf ein etwas überladenes Lied dieses ihres jüngeren Landsmannes machte: man säe mit der Hand und nicht mit dem ganzen Sacke.

In Athen ist nie eine Dichterin erstanden, wohl aber hat das eigenste und vollendetste Erzeugniß des attischen Geistes, das Drama der Athener, der Natur der Sache nach das weibliche Geschlecht häufig genug in seinen Kreis gezogen, nach allen Seiten hin dargestellt und zum Theil in ganz entgegengesezter Weise aufgefaßt und beurtheilt.

Schon unter den drei großen Tragikern ist in dieser Beziehung ein bemerkenswerther Unterschied.

Aeschylos sieht vermöge des ganzen großartigen, heroischen Zuschnitts seiner Poesie in dem weiblichen Geschlechte vorzugsweise das schwache Geschlecht, welchem Schweigen, Bescheidenheit und Zurückhaltung gezieme. * Er liebt es daher, seinen starken männlichen Charakteren einen weiblichen Chor zur Seite zu stellen, hauptsächlich um das Mannhafte in jenen um so wirksamer hervortreten zu lassen. So in den Sieben gegen Theben, so im Prometheus. Dort stellt die Angst des aus thebanischen Jungfrauen bestehenden Chors die Größe der Gefahr in der belagerten Stadt, aber zugleich auch den unerschütterlichen Heldensinn des Eteokles in desto hellere Beleuchtung; hier — im Prometheus — dient die schmiegsame Nachgiebigkeit, furchtsame Berechnung und oberflächliche Denkweise der Töchter des Okeanos, welche den Chor bilden, dazu, durch den Gegensatz die geistige Ueberlegenheit, den Stolz und die eherne Unbeugsamkeit des Prometheus zu heben. Indessen nicht bloß Scheu vor allem schroffen Auftreten und Neugierde sind die Eigenschaften, durch welche Aeschyles im Prometheus den Chor als einen weiblichen zeichnet, sondern auch die Tugend der Treue, des wandellosen Ausharrens auch im Unglück, legt er ihm bei. Auf die Ermahnung des Hermes, den Prometheus jezt zu verlassen, damit sie nicht mit ihm zu leiden haben, antwortet der Chor:

Was forderst du mich zu der Schlechtheit auf?
Treu' theil' ich mit ihm sein hartes Geschick,
Denn ich hasse Verrath, hab' stets ihn gehaßt,
Und es gibt kein Gift,
Das mehr als dieß ich verabscheut. V. 1066 ff.

Und daß auch die weibliche Natur, bei aller ihrer durchschnittlichen Schwäche, dennoch, wenn es einer gemüthlichen Pflicht oder einer Leidenschaft gilt, gleichfalls einer Steigerung sogar in's Heldenhafte fähig sey,

* Sieben gegen Theben. 200 f. 230 ff.

ist niemand weniger verborgen geblieben als dem Aeschylos. Ein solcher Charakter ist in den Sieben gegen Theben seine Antigone. Eben war sie noch ganz aufgelöst in Schmerz um die beiden Brüder, die in unseligem Zweikampf gegenseitig einander erschlagen haben; als aber nun der Befehl verkündigt wird, den einen von beiden als Vaterlandsverräther unbestattet liegen zu lassen und so noch im Tode zu beschimpfen, da richtet sie sich mitten aus dem tiefsten Gram heraus stolz empor und gibt die feste Erklärung: wenn niemand ihn bestattet, so werde ich es thun (V. 1026 ff.).

Ist es bei Antigone ein edler Beweggrund, der sie über die sonstigen Schranken ihres Geschlechts hinaus führt, so hat der Dichter in seiner Klytämnestra (im Agamemnon) ein Weib gezeichnet, das durch eine unerlaubte Leidenschaft auf die Bahn des Verbrechens gestoßen, nun auch an Gefährlichkeit, an unversöhnlichem Grimm und Bösartigkeit alle Männer weit hinter sich läßt. In Klytämnestra vereinigt sich Falschheit und Grausamkeit zu einem grauenhaften Bunde. Mit gleißender Freundlichkeit lockt sie den arglos aus dem Kriege heimkehrenden edlen Gatten in's Verderben, und als sie ihn gemordet, mit eigener Hand gemordet, beschreibt sie mit schauerlicher Offenheit und höllischem Hohngelächter ihre verruchte That. Die Rollen der Geschlechter sind hier gewechselt: ihr Buhle Aigisthos ist in diesem Stück das Weib, Klytämnestra die eigentliche Heldin, überlegen an Geist, und auch vor dem Fürchterlichsten nicht zurück bebend. Auch als der Tag der Rache gekommen, ist sie es, welche keinen Augenblick die Gegenwart des Geistes verliert und sich, wiewohl vergebens, zu thätlichem Widerstande anschickt. Troß dem, daß die Verhältnisse ihres Bildes über das Menschliche hinaus gehen, sind doch die einzelnen Züge mit wahrer Feinheit gezeichnet, und auch jene Uebertreibung in den Dimensionen ist wohl von der künstlerischen Absicht geleitet, dem Akt der Rache, den der eigene Sohn an diesem furchtbaren Wesen vollzieht, von seiner Gräßheit zu benehmen. Außerdem ist bei den alten Dramatikern in der Zeichnung weiblicher Charaktere eine gewisse Härte und Herbigkeit die natürliche Folge davon, daß es nicht nur Männer waren, welche dieselben schilderten, und Männer diejenigen, für welche sie geschildert wurden, sondern Männer auch die, welche auf der Bühne sie darstellten.

Dieß ist bis auf einen gewissen Grad sogar noch bei Sophokles der Fall, obwohl dieser mehr als irgend ein anderer griechischer Dichter das weibliche Wesen zu würdigen und zu schildern verstanden hat. Der glänzendste Beweis davon ist das Schwesterpaar Antigone und Ismene (in der Tragödie Antigone). Antigone ist das Heldenweib, das mit männlicher Entschlossenheit die Gemüthswärme und hingebende Begeisterung des Weibes paart, vermöge der sie für das, worein sie ihr Gemüth gelegt, mit Freuden das höchste Opfer bringt, aber zugleich auch so einseitig ist, daß sie alles, was nicht ihre Begeisterung theilt oder gar ihr in den Weg tritt, verachtet und haßt, daher ihr herausfordernder Troß gegen Kreon, ihre wehthuende Härte gegen Ismene. Stellt Antigone die energische Seite des Gemüths dar, die zündende, so dagegen Ismene die erwärmende, elegische. Sie achtet das Mögliche und Erlaubte als die Schranke ihres Wollens und Thuns, innerhalb welcher sie den ganzen Reichthum ihres tiefen Gemüths entfaltet; sanft und schüchtern bebt sie zurück vor der vermessenen That, und selbst die kränkende Herbheit der Antigone vermag sie weder über die Grenze der Weiblichkeit hinüber zu locken, noch sie irre zu machen in ihrer Liebe und Verehrung für die Schwester. Ganz Sanftmuth und Milde vor der entscheidenden That, wird sie durch die Gefahr der Antigone aufgeschreckt; nicht mit entflammt, so lange es einer Idee galt, findet sie jetzt, wo ein theures Leben bedroht ist, auch in sich Heldenmuth; kühn, aber nicht trotzig, tritt auch sie jetzt vor Kreon und will von ihm den Tod als Mitschuldige; denn in den ächt weiblichen Leistungen des Duldens, der Aufopferung und Hingebung, darin ist auch sie Heldin, und von der Schwester abermals — jetzt durch schnöde Zurückweisung — schmerzlich verwundet, setzt sie nichts destoweniger alles in Bewegung, was sie als Weib für Antigone thun kann, das Mittel der Ueberredung und Fürbitte. Ismene ist eine Gestalt, die unsere Liebe noch viel ungetheilter in Anspruch nimmt, als Antigone unsere Bewunderung; sie ist überhaupt die vollendetste, reinste Darstellung ächter Weiblichkeit, die wir aus dem Alterthum haben. Dieses Geschwisterpaar scheint auch eine Lieblingsschöpfung des Dichters selbst gewesen zu seyn, denn nicht nur kehren sie im Oedipus auf Kolonos wieder — wiewohl dort einfach als treue Töchter ihres unglücklichen blinden Vaters — sondern der Dichter hat auch in der Elektra den Versuch gemacht, denselben Gegensatz noch einmal, aber jetzt von einer andern Seite her, darzustellen, freilich ohne die Vollkommenheit des ersten Wurfes wieder zu erreichen.

Auch Elektra ist die Heldenjungfrau, welche durch das sie beseelende Pathos sich über die Grenzen ihres Alters und ihres Geschlechts hinaus treiben läßt; aber dieses Pathos ist nicht, wie bei Antigone, das edle und weibliche der Bruderliebe, sondern es ist das wilde, grausige der Rache. Und indem nun hier diesem blutdürstigen Drange dieselbe Glut und dieselbe Unwider-

fehlichkeit beigelegt wird, wie dort dem Drange der Liebe, so wird Elektra statt zu einer großartigen, vielmehr zu einer schauerlichen Erscheinung, von der sich unser Blick mit Entsetzen abkehrt. Andererseits ist der Charakter ihrer Schwester Chrysothemis weit entfernt von der Zartheit, die uns an der Zeichnung der Ismene so wohlthuend ist. Was bei Ismene Takt und Gefühl, das ist bei Chrysothemis verständige Reflexion; sie unterwirft sich ohne Widerstand dem Stärkeren, nicht aus instinktiver Schwäche und Schüchternheit, sondern aus Grundsatz und ruhiger Ueberlegung, aus Einsicht in die obwaltenden Umstände. In dieser selbstbewußten Nüchternheit des Verstandes spöttelt sie über die Schwester, als eine Närrin, und läßt sich von ihr weder erbittern noch begeistern; immer bleibt sie ruhig, kalt und bedächtlich.

Von untergeordneten weiblichen Charakteren ist zu nennen Tekmessa im Aias, die mysische Königstochter, von Aias zur Sklavin und Gattin gemacht, voll rührender Liebe und Anhänglichkeit für ihren Herrn und inniger Mutterliebe; aus den Trachinerinnen Deianeira, die gutmüthige, aber beschränkte Gattin des Herakles; aus dem König Oedipus die leichtsinnige und herzlose Gattin des Hauptheldem, Jokaste; endlich aus der Elektra die sophistische Verbrecherin Klytämnestra. Ueberhaupt ist unter den auf uns gekommenen sieben Stücken des Sophokles der Philoktet das einzige, welches keinen Frauencharakter enthält; in allen andern finden sich deren sogar jedesmal mehrere. Diese Vorliebe, wie die Meisterschaft in der Zeichnung dieser Charaktere, welche Sophokles mit Goethe gemein hat, erklärt sich daraus, daß er selbst, wie der deutsche Dichter, ein weiblich weicher, receptiver Charakter war, von Natur und Schicksal um die Wette mit ihren Gaben beschenkt und daher auch mehr als andere in der Lage, sich Kenntniß des weiblichen Herzens zu verschaffen.

In diesen Beziehungen allen ist das Gegentheil von Sophokles sein jüngerer Nebenbuhler Euripides.* Zwar fehlte es auch ihm keineswegs an genauer Kenntniß und tiefem Verständniß des weiblichen Wesens; wie überhaupt seine Stärke besonders in der Zergliederung und Darstellung von Vorgängen in der menschlichen Seele besteht, namentlich in der Zeichnung von Leidenschaften, so hat er diese Fertigkeit namentlich auch in seinen Frauencharakteren bewährt. Seine Phädra, seine Medea sind Meisterstücke in der Seelenmalerei, und wo es darauf ankam, eine hingebende treue Gattin zu schildern, wie Alkestis und Andromache, oder eine edle, reine und doch dabei starke Jungfrau, wie Iphigenia, Polyxena und Makaria, da hat der Dichter die ganze Kunst seines Pinsels aufgeboten und wirklich auch vollendete Bilder geliefert, auf welche näher einzugehen ich mich aber darum enthalte, weil sich in Bezug auf die euripideischen Stücke nicht in demselben Maße wie bei den sophokleischen genauere Bekanntschaft auch in weiteren Kreisen voraussetzen läßt.

Indessen was den Euripides bei seinen weiblichen Charakteren leitet, ist nur ein allgemeines psychologisches Interesse; daß er sie mit wirklicher Liebe studirt und entworfen hätte, tritt nirgends hervor, wohl aber finden sich Anzeichen genug, daß der Dichter gegen das Geschlecht im Ganzen mit Vorurtheilen und übler Laune erfüllt ist. Euripides war im Alterthum berühmt als Weiberfeind; eine eigene Komödie des Aristophanes behandelt diesen Gegenstand. Hier beschließen die Weiber in einer Versammlung, an dem Dichter Rache zu nehmen für die fortwährenden Anschwärzungen ihres Geschlechts:

Verlästert er uns nicht, so oft zusammen
Sich finden Chor, Schauspieler und Zuschauer,
Nennt schwazhaft uns, und falsch, wortbrüchig, treulos,
Verdorben durch und durch, die Pein der Männer?

Und die Tragödien des Euripides zeigen in genügendem Maße, daß es dieser Anlage an Grund nicht fehlte. So läßt er einmal Medea sagen (V. 412):

Wir Weiber sind von Natur zum Guten ungeschickt,
In allem Schlimmen aber ganz erfinderisch;

Anderswo (Phön. 198):

Die Weiber sind von Natur ein tadelsüchtig Ding;

oder (Sthenob. 6):

In Nichts wird einem Weibe trau'n, wer weise ist.

Der berühmteste Erguß seines Weiberhasses aber ist im Hippolytos, wo er den Titelhelden die Worte herauspoltern läßt (V. 611 ff.):

O Zeus, was hast du dieses hinterlist'ge Leid,
Das Fraungeschlecht, zur Welt gesandt an's Sonnenlicht?
Denn wenn du erhalten wolltest der Sterblichen Geschlecht,
Nicht durch die Weiber mußtest du bewirken dieß.
In deine Tempel sollten dir die Sterblichen
Erz oder Eisen weihen oder schweres Gold,
Und dafür Kinder kaufen, jeder nach dem Werth
Bestimmter Schätzung, aber in den Wohnungen
Vom Frauenvolke ledig, unbehelligt seyn.
So aber wird schon, wenn man diese Plage sich

* Vergl. über diesen die Zusammenstellungen von Lasaulx a. a. O. I. 52—60.

Heimführen will, des Hauses Wohlstand schwer verlezt;
Und daß das Weib ein großes Uebel, zeiget dieß:
Der Vater, der sie zeugt' und auferzog, er gibt
Ihr eine Mitgift noch, um ihrer los zu seyn.
Der aber freut sich, der das Unkraut nimmt, und legt
Dem schlimmen Wesen schöne Kleider an und puzt,
Bildsäulen gleich, es durch Geschmeide stolz heraus,
Der Arme, der des Hauses Wohlstand untergräbt!
Dann muß er drein sich fügen, braver Schwägerschaft
Zu lieb die Pein im Haus zu lassen, oder auch
Des braven Weibes wegen schlimme Vetterschaft
Zu tragen, seinen Schmerz dadurch bewältigend.
Am besten fährt noch, wem ein ganz einfältig Ding
Von einem Weib, ein bloßes Nichts, im Zimmer sizt.
Gescheidte haß ich; weile nie in meinem Haus
Ein Weib, das klüger wär', als Frauen ziemlich ist!
Weit mehr erzeugt die Leidenschaft in klugen Frau'n
Nichtswürdigkeit; dagegen eine Alberne
Beschüzt vor Thorheit eben ihr beschränkter Sinn.

Bei dieser Tirade muß man zwar in Abzug bringen, daß nach dem Plane des Stücks Hippolytos einseitig ungerecht und verletzend seyn muß, damit Phädra ein gewisses Recht erhalte, ihre Liebe zu ihm in Haß und Rachgier zu verwandeln; nichtsdestoweniger zeigt die ganze Art und der Umfang dieser Ausführung, so wie die Vergleichung mit vielen andern gelegentlichen Aeußerungen in demselben Sinne, daß der Dichter diesen Gegenstand wirklich con amore behandelt hat. Diese Erscheinung erklärt sich uns theils aus einer Verstimmung gegen das ganze Geschlecht, herbeigeführt durch unangenehme persönliche Erfahrungen. Euripides war ein Bücherwurm und ernsten, verschlossenen Wesens, daher für eine oberflächliche Frau, wie sie damals in Athen alle waren, wenig anziehend, und in Folge dessen in der Ehe unglücklich. Von seiner ersten Frau trennte er sich wegen ihrer Untreue, und als er sich dann wieder verheirathete, ging es ihm nicht viel besser. Dieses Geschick aber läßt des Dichters Abneigung gegen das ganze weibliche Geschlecht nicht nur als individuell verzeihlich erscheinen, sondern es zeigt auch deren theilweise Berechtigung; die Frauen des damaligen Athen lieferten ihren Verächtern selber den Stoff zu ihrer Anklage. Dabei aber fiel freilich der größte Theil der Schuld auf das Geschlecht der Männer. Von Kindheit an zurückgesezt, in ihrer Erziehung verwahrlost, vom Manne nicht viel höher geachtet als eine Sklavin, woher hätten sie den innern Halt haben sollen, um dem sie umwogenden Zerfall der Sittlichkeit Widerstand zu leisten? Ihre Fehler und Sünden sind nur ein Symptom der allgemeinen Verderbniß, welche nicht durch sie, die willenlosen, unterdrückten, mißhandelten, herbeigeführt war, sondern ausschließlich durch die Männer, und erst von diesen aus auch auf sie überging. Alle Vorwürfe, welche die Männer dieser Zeit ihnen machen, fallen daher in ihrem lezten Grunde auf diese selbst zurück, zwar nicht immer auf den Einzelnen, aber doch auf sein Geschlecht, und nicht auf die lebende Generation allein, sondern auch auf die vorausgegangenen.

Durch diese Erwägung haben wir einen Standpunkt gewonnen, auf welchem die Schmähungen, mit welchen insbesondere die Dichter der attischen Komödie das weibliche Geschlecht überschütteten, für uns ihren Stachel verloren haben und uns zu Zeugnissen geworden sind von der sittlichen Versunkenheit der ganzen Zeit, zu Beweisen, daß die Männer noch sittenloser waren. Indessen wird die Leserinnen nach näheren Mittheilungen über diese Schmähungen nicht verlangen, wenn ich sage, daß einen der Anklagepunkte — und noch nicht einmal den allerschlimmsten — die Trunkliebe der Frauen ausmacht. Nur Zweierlei will ich hervorheben. — Einmal, daß es auch bei diesen Dichtern weder an Vertheidigungen der Frauen fehlt, noch an der Anerkennung der Thatsache, daß diese immer noch entschieden besser sind als die Männer dieser Zeit. So läßt Aristophanes eine Frau sprechen (Thesm. 800 ff.):

Zwar schimpfen sie all' auf das Frauengeschlecht und setzen es schmählich herunter.
Wir seyen, so lügt man, der Fluch der Welt, und der Urquell alles Verderbens;
Wir gebären nur Haß, Zank, Kummer und Noth und Empörung und Krieg. — Nun, wohlan denn:
Wenn ein Fluch wir sind, warum freit ihr uns denn? warum, wenn wir wirklich ein Fluch sind?
Was verbietet ihr uns auf die Straße zu gehn, ja nur aus dem Fenster zu gucken?
Was bemüht ihr euch denn mit so ängstlichem Fleiß, zu hüten den Fluch und zu halten?
Kaum gucken einmal wir zum Fenster hinaus, will Jeder den Fluch sich betrachten,
Und zieht man verschämt sich ein bischen zurück, da gaffen sie nur noch verrückter,
Ob der Fluch nicht wieder am Fenster erscheint! — Und was seh'n wir aus Allem? — Wir seyen
Viel besser denn ihr! Und wir können's sogleich euch unter die Nase beweisen.

Was denn dadurch bewerkstelligt wird, daß eine Reihe von lebenden Personen beiderlei Geschlechts einander gegenübergestellt und mit einander verglichen wird. — In einem andern Stücke läßt der Dichter, weil die Männer durch ihre Thorheiten den Staat in Krieg und Verderben gestürzt haben, und mit allen ihren Versuchen herauszugelangen sich nur immer tiefer darein verwickeln, nun endlich die Frauen die Sache zur Hand nehmen:

Wir ertrugen es stets in der vorigen Zeit und im Jammer des Krieges geduldig,
Sittsamer Natur, wie wir Frauen nun sind, wie immer ihr Männer es triebet.
Nicht durften wir mucksen, so hieltet ihr uns! Und gewiß nicht war't ihr zu loben.
Wir bemerkten es wohl und besorgten Gefahr, und da kam denn, wenn wir zu Hause
Still saßen, zu Ohren uns oft, wie verkehrt ihr die wichtigsten Dinge behandelt.
Da fragten wir wohl euch, im Herzen betrübt tief innen, doch lächelnden Mundes:
Was habt ihr im Rathe des Volks heut früh nun wegen des Friedens beschlossen?
„Was kümmert das dich? Ich rathe dir, schweig!“ gab brummend der Mann mir zur Antwort. —
Nicht lange so hörten wir wieder, ihr habt noch verkehrtere Dinge beschlossen,
Und so fragten wir wieder: Nein, sage mir, Mann, was macht ihr für dumme Beschlüsse?
Da sah er mich an von der Seit' und begann: „Wenn du nicht bleibst ruhig beim Webstuhl,
Dann setz' ich zurecht dir den störrigen Kopf, denn der Krieg ist Sache der Männer!“ — —
Doch trifft er uns Frau'n nicht weit mehr noch? Sind wir nicht Mütter der Krieger?
Und während wir sollten des Lebens uns freu'n und die Tage der Jugend genießen,
Da werden zu Wittwen vom Krieg wir gemacht. Und wären nur wir so verlassen!
Doch die Jungfern zu seh'n, die im Kämmerlein still hinaltern, das schmerzt mich noch bitt'rer.
Wenn der Mann auch kommt als Graukopf heim, — er erkiest sich ein blühendes Mädchen;
Doch des Weibes Loos ist ein flüchtiger Lenz, und verpaßt sie die Tage der Blüte,
Kein Mann mehr will sie zur Ehe; sie sitzt und legt sich auf Träum' und Orakel.

Das zweite, worauf ich in Bezug auf die attische Komödie aufmerksam machen wollte, ist, daß auch auf diesem Gebiete, wie auf dem der Lyrik, die Bedeutung der Frauen für die Literatur in umgekehrtem Verhältniß zu der des öffentlichen Lebens zunimmt. Wie das Liebesgedicht eine Sumpfpflanze ist und nur da zu üppigem Wuchse gedeiht, wo das geistige Leben erstorben ist, in einer verkommenen, mattherzigen Zeit, welche die Energie des Wollens und die Fähigkeit des Handelns eingebüßt hat, so nehmen umgekehrt auch die Anfeindungen des weiblichen Geschlechts in dem Maße an Häufigkeit und Bitterkeit zu, als das öffentliche Leben aufhört für den Dichter ein Gegenstand der freien Besprechung und Kritik zu seyn. Dieß läßt sich schon innerhalb der Dichterlaufbahn des Aristophanes verfolgen. Während er in einem seiner früheren Stücke sich noch zum Ruhme anrechnet, daß er Weiber nicht zur Zielscheibe seiner Komödie mache (Frieden 751), finden wir in seinen späteren Stücken diesen Stoff in größter Ausdehnung ausgebeutet, ja er bildet allmählig neben der Literatur den Hauptgegenstand derselben. Und je trüber sich fortwährend die politischen Verhältnisse von Hellas gestalteten, desto ausschließlicher zog sich die Komödie auf das Privatleben zurück, bis dieser Kreis in der sogenannten neuen attischen Komödie, der Mutter unseres bürgerlichen Schauspiels, mit Bewußtseyn zur eigentlichen und einzigen Aufgabe für den komischen Dichter gewählt wurde.

Liebesintriguen treten nun hier in den Vordergrund, aber in einer sehr eigenthümlichen Gestalt. Im Zusammenhang mit Verhältnissen, die zu den tiefsten Schäden des hellenischen Lebens gehören, standen einander namentlich in Athen zwei Klassen von Frauen gegenüber: die sittsamen, aber wenig gebildeten und fast in orientalischer Abgeschlossenheit gehaltenen freigeborenen Töchter und Frauen, und andererseits die in allen Künsten unterrichteten, oft geistreichen, gewöhnlich reizenden, immer aber leichtfertigen freigelassenen Mädchen. Daß man nur die zweite Klasse lieben und nur die erste heirathen könne, wurde nun ein so fest stehender Satz, daß auf ihm der größte Theil der Verwicklungen in jener neuen attischen Komödie beruhte. Liebe und Ehe stehen hier ganz regelmäßig im Verhältniß des Gegensatzes: die Liebe ist hier eine Schwäche, eine Leidenschaft, wie jede andere, und ihre Ueberwindung Pflicht und Gewinn, die Ehe dagegen ein Vertrag, bei dem man wie bei jedem andern möglichst auf seinen Vortheil denken muß.

Bei dieser Sachlage und bei der ganzen Blasirtheit dieser Zeit kann es uns nicht verwundern, daß in derselben Aeußerungen der Geringschätzung und Abneigung gegen das weibliche Geschlecht ganz stehend sind; zugleich aber werden wir darin nur eine Bestätigung des Satzes finden, den wir überhaupt als das Schlußergebniß dieser Darlegung betrachten dürfen, des Satzes, daß der Grad der Achtung, in welcher die Frauen stehen, zwar nicht immer bei den Einzelnen — denn hier wirken mancherlei Zufälligkeiten mit — aber doch im Ganzen einer Zeit den Maßstab ihrer Sittlichkeit bildet. Und dieß einmal, sofern die Achtung vor ihnen auf ihrer eigenen Achtbarkeit beruht; denn vermöge ihrer größeren Bestimmbarkeit durch die öffentliche Meinung sind die Frauen ein treuerer Spiegel dessen, was in einer Zeit als erlaubt gilt, und durch ihre feinere Besaitung überhaupt den Einwirkungen des in der Luft liegenden Geistes mehr ausgesezt als der Mann, der

sich aus sich selbst heraus bestimmt, und nöthigenfalls auch im Gegensatze und Kampfe mit seiner Zeit und Umgebung. Anderntheils ermißt sich die Sittlichkeit einer Zeit nach dem Verhältniß der beiden Geschlechter auch in sofern, als in der Frau der Mann sich selbst achtet, und dadurch, daß er das Wesen und die Bestimmung der Frau edel auffaßt, seine eigene Richtung auf das Edle bethätigt. Schon darum bildet das Germanenthum, das in der Anerkennung der sittlichen Gleichberechtigung beider Geschlechter mit dem Christenthum zusammen traf, gegenüber dem Hellenismus einen Fortschritt in der Weltgeschichte.

W. S. Teuffel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mannheim, November.

Rückblick. — Großherzogin Stephanie. — Der Bibliotheksaal. — Dickerts Mondglobus. — Kirchlicher Streit. — Vorlesungen. — Die Synagoge. — Hebels Denkmal. — Oratorium. — Die fürstliche Verlobung.

Meine Briefe sind seltene Vögel für Sie geworden, diesen Ausdruck nicht etwa im accentuirten, sondern im gemeinsten Sinne genommen. Es ist das aber weniger meine eigene Schuld, als die der Zeit und der Umstände. Sie kennen ja schon die sommerliche Stille, die bei aller Lebhaftigkeit des industriellen und merkantilen Verkehrs und trotz aller Flüge und Züge der Touristen über unserer Stadt gerade in jenen Beziehungen liegt, die Ihre Leser vorzugsweise interessiren. Von den verschiedenen neu entstandenen Fabriken oder von landwirthschaftlichen Festen konnte ich doch nicht sprechen, auch nicht von dem ausgestellten Aschanti-Neger Houngriu aus Cumassia, oder von Marschalls Cyclorama des Kriegsschauplatzes, und wenn ich über die beiden Heerlager hätte berichten wollen, die sich auch hier für und gegen Pepita gebildet, so würden Sie mich sicher gefragt haben, ob ich noch bei Troste sey. Und doch hätte vielleicht gerade die Anwesenheit der schönen Spanierin, so wie die ihrer künstlerisch überlegenen, aber körperlich nicht ebenbürtigen Rivalin, Sennora Concepcion Ruiz, zu manchen mehr oder minder erbaulichen Betrachtungen, besonders über das Gehaben des sonst so ehrsamen Philisters, Anlaß gegeben. Doch ist es besser, von dergleichen zu schweigen und dieses Feld den illustrirten Witzblättern zu überlassen, wenn man nicht Erfahrungen machen will, wie der Knabe bei dem Wespenneste. Schon mehr der Mühe gelohnt hätte es sich, von andern Gästen aus der Künstlerwelt zu reden, wie z. B. von Emil Devrient und Dawison, oder von der trefflichen Seebach oder dem brillanten Geiger Bazzini; doch habe ich es auch in dieser Beziehung gescheut, auf allzu ausgetretene Bahnen zu gerathen. Daß ich nicht einmal, wie in andern Jahren, von der heurigen Kunstausstellung sprach, hat seinen Grund darin, daß unter den Ausstellungsorten Mannheim in vorderster Reihe stand und darum nur eine kleine Zahl von Bildern aufzuweisen hatte, die sich erst in den andern sieben Städten mehr als verdoppelte, somit erst später zu einem summarischen Urtheile berechtigte. Auch in Stuttgart, als der zweiten Stadt im Turnus, dürften Sie die nämliche Bemerkung gemacht haben. Jedenfalls ist die dießjährige Ausstellung des rheinischen Kunstvereins nicht hinter der des vorigen Jahres zurückgeblieben, da die Zahl der ausgestellten Gemälde nahe an 500 reichte und etwa 280 Künstler sie beschickten. Ob der Betrag für die angekauften Bilder die Summe von 17,340 fl. erreicht hat, wie dieß im vorigen Jahre der Fall war, weiß ich nicht, ja ich zweifle daran; doch ist Gottlob von ernstlichem Rückgange des Vereins nicht die Rede, vielmehr denke ich, er soll, wenn die Zeit einmal wieder im Allgemeinen friedlicher angethan seyn wird, sein Wirken und seinen veredelnden Einfluß wieder kräftiger entfalten und bewähren.

Ich habe von der sommerlichen Stille gesprochen. Es scheint, als ob diese von Jahr zu Jahr tiefer werden und sich zum Theil auch über den Winter ausdehnen wolle. Offenbar ist dieß so bezüglich der von unserem kleinen Hofe bewohnten Räume des Schlosses. Großherzogin Stephanie verlebt ohnehin die schönen Monde des Jahres in Baden, wo Luft und Leben ihr besonders zusagen und sie körper- und geistesfrisch erhalten; seit nun aber der Stern der Napoleoniden in Frankreich wieder aufgegangen, zieht sein Glanz sie auch in anderer Jahreszeit öfter von hier weg. Es war zwar nie sonderlich lebendig an diesem

kleinen, stillen Wittwenhofe, aber es war doch, wie A. v. Sternberg in seinen „Erinnerungsblättern" sagt: „Es kamen sehr viele Gäste an diesen kleinen Hof," und als die schöne und geistreiche Fürstin noch von ihren drei blühenden Töchtern umgeben war, fiel immer etwas ab für die Stadt und besonders für gewisse Kreise, die sich der Ehre erfreuten, mit in jenes freundliche und behagliche Stillleben und seine mäßigen Ausschreitungen hineingezogen zu werden. Es ist unterdessen noch einsamer und stiller geworden, und besonders für diesen Winter. Ihre kaiserliche Hoheit ist vor kurzem nach Paris abgereist und wird nach kurzem Aufenthalt am kaiserlichen Hofe nach Nizza gehen, um unter dem milden Himmel des Südens den Winter zu verbringen.

Bei dieser Gelegenheit, und besonders da ich der schönen Prinzessinnen erwähnte, fällt mir das hübsche kleine Theater ein, das früher im geräumigen Bibliotheksaale des Schlosses gerade über dem Lokale des Kunstvereins hergerichtet war, und auf dem sich die Prinzessinnen so oft vergnügten. Da jene Abende für immer hin sind, so ist das überflüssige Brettergerüste neulich entfernt worden und das große Deckengemälde mit seinen zahlreichen olympischen Gestalten und Gruppen wieder ganz zu Tage getreten. Ich mache geflissentlich auf dasselbe aufmerksam, denn auch wer solche Schöpfungen des vorigen Jahrhunderts nicht mit sonderlichem Wohlgefallen betrachtet, wird hier gestehen müssen, daß es der großen figurenreichen Composition nicht an schönen, kräftig hervortretenden Einzelnheiten fehlt. Ueberhaupt ist dieser Saal, wenn auch etwas verlasirt, schon eines Blickes werth, obgleich die Bücherschränke, zu deren oberen Regionen man auf zwei leichten, zierlichen Galerien gelangt, zum größten Theil leer stehen und die andern nur lückenhafte Reihen von alten Juristen und Casuisten aufzuweisen haben. Vor kurzem haben wir in diesem Saal den 22 Fuß hohen Reliefglobus des Mondes von Dickert in Bonn ausgestellt gesehen, eine Riesenarbeit von fünf Jahren, mit solch wissenschaftlicher Genauigkeit ausgeführt, daß selbst die astronomischen Autoritäten ihre volle Zufriedenheit darüber ausgesprochen haben. Nichts kann wohl das Bild der uns zugekehrten Mondhälfte klarer und genauer darstellen als dieses Relief, das die weiten Ebenen derselben, so wie ihre großen Ringgebirge, ihre kleineren Krater, ihre Bergketten und tief gefurchten Rillen, sammt dem zwölfmal vorkommenden Phänomen der von gewissen Kratern ausgehenden radialen Lichtstreifen so treulich wiedergibt. Während diese riesige Halbkugel, in nächster Nähe betrachtet, in ihren Einzelnheiten so lehrreich ist, macht sie, aus einiger Ferne gesehen, einen ganz eigenthümlichen, wahrhaft großartigen Eindruck, als sey einem mit einem mal der stille Trabant der Erde ganz nahe gegenüber getreten, ein Beweis, daß auch die Färbung aller einzelnen Theile des kolossalen Werks eine durchaus gelungene ist.

Um von dem friedlichen Monde mit seinen ausgetobten Vulkanen sogleich wieder in die Wirren unserer sublunarischen Welt herab zu springen, streife ich nur an der bekannten katholischen Kirchenfrage vorbei, die bekanntlich ihre Lösung noch immer nicht gefunden hat und sich fortwährend im Stadium der Unterhandlung befindet. Der jüngst erfolgte Abschluß des österreichischen Concordats ist es, der in dieser Richtung die Gemüther in einige Spannung versezt. Hier in Mannheim ist es jezt ein anderer Streit auf kirchlichem oder theologischem Gebiete, der Aufsehen erregt. Heribert Rau, der Prediger der hiesigen Deutschkatholiken, ist mit seinen Lehren deutlicher herausgetreten und hat dadurch die evangelische Geistlichkeit in Harnisch gebracht. Der Kampf wird in Broschüren geführt und hat, wie alle derartigen Kämpfe, weder viel Erbauliches noch überhaupt Erquickliches. Gern zieht man sich aus seinem Bereiche auf friedlichere Gebiete zurück, die, wie in früheren Jahren, so auch in diesem wieder mit gutem Erfolg angebaut werden. Ich meine damit zunächst die Beil'schen und Zimmermann'schen Vorlesungen, deren erstere Mitte dieses Monats, leztere schon früher begonnen haben. Beil hat sich die philosophische Geschichte Südeuropas in der neueren Zeit bis zur Gegenwart zum Thema gewählt und führt seinen zahlreichen Zuhörerkreis besonders auf die Gebiete, welche die neueste Kriegsgeschichte uns so interessant gemacht hat. Ohne Zweifel wird er seine Zuhörer durch diese Vorträge wieder eben so fesseln, wie er es im vorigen Winter durch jene über Rußland und Skandinavien gethan hat. Nicht minder anziehend sind die Vorlesungen des Professors Zimmermann von Worms, der sich die dramatische Poesie zum Vorwurfe genommen und sein gewähltes Publikum nicht nur in den Geist der alten hellenischen Tragiker hinein führt, sondern auch die hervorragendsten Werke des großen Briten, so wie die unserer deutschen Choragen dem tieferen Verständniß näher bringt. Wie anregend die Vorträge dieses Mannes im vorigen Jahre schon gewirkt haben, das geht daraus hervor, daß man in Folge derselben sich mit dem Gedanken trug, einen literarischen Verein zu begründen, ein Unternehmen, das freilich leichter zu beschließen, als in rechter, fruchtbringender Weise in's Leben zu rufen und bei Leben zu erhalten ist.

Der neuen Synagoge, dieses musterhaft schönen Bauwerks, habe ich zwar im vorigen Jahre bereits Erwähnung gethan, dabei aber vergessen, den Namen des Architekten zu nennen, dem die Ehre des Entwurfes gebührt. Ich muß dieses Versäumniß nachholen, obwohl der Mann nicht mehr unter den Lebenden weilt, denn auch den Todten muß die ihnen gebührende Ehre werden. Es war der schon im Februar 1853 zu Heidelberg verlebte Bauinspektor Lendorff, welcher den Plan entworfen hatte, dessen Ausführung nach jenes Ableben der bald darauf ebenfalls heimgegangene tüchtige Professor Eisenlohr in Karlsruhe, und unter diesen beiden, so wie selbstständig nach ihnen Architekt Lang leitete. Was die decorative Ausschmückung des Inneren betrifft, so habe ich bereits erwähnt, daß es von Schwarzmann in München herrührt. Neben dieser

wären noch manche Gegenstände der innern Ausstattung zu nennen; ich will indeß nur die heilige Lade aus karrarischem Marmor von Porzelt und Harparath in Köln und die Orgel von Walker in Ludwigsburg hervorheben, letztere schon um ihrer Construktion willen, da sie aus zwei Theilen besteht, die so aufgestellt sind, daß die Rose der Façade durchaus nicht verdeckt, sonach das Werk des Architekten in keiner Weise beeinträchtigt wird.

Ihr Korrespondent vom Mittelrhein hat neulich bei Gelegenheit seines Besuches in Schwetzingen Zweifel geäußert, ob es zu einer würdigen Ausschmückung von Hebels Grab auf dem dortigen Friedhofe kommen werde. Ich kann ihm jetzt die beruhigende Versicherung geben, daß die Sache nicht liegen bleibt, sondern eben jetzt mit Eifer betrieben wird. Schon hat der Regent einen namhaften Beitrag zur Ausführung des Werkes gegeben, und Aehnliches haben die Mitglieder der in Karlsruhe versammelt gewesenen Generalsynode gethan. Auch hier hat sich ein Comité gebildet, an dessen Spitze Männer wie Artaria stehen, und es wird hier, wie hoffentlich auch anderwärts, nicht an Beiträgen fehlen, die es ermöglichen, das lang verwahrloste Grab des beliebten alemannischen Dichters mit einem Standbilde zu schmücken. Mögen die fernen Verehrer seiner ländlichen Muse dabei ihre Hände nicht feiern lassen!

Im vorigen Jahre konnte ich von einer großen Produktion des hiesigen Musikvereins Meldung thun, ich kann dieß jetzt wieder. Wie damals Haydns Schöpfung, so war es dießmal Händels Samson, der, unter Lachners geschickter Leitung wohl eingeübt, am Cäcilientage zur Aufführung kam und das zahlreiche Auditorium in einer Weise befriedigte, die ihm wie den mitwirkenden Künstlern und Dilettanten zur Ehre gereicht.

Mein Brief ist zwar nichts weniger als Novelle oder Roman, wie aber diese meist mit einer Verlobung schließen, so muß ich noch des freudigen Ereignisses gedenken, das der verflossene 30. September für das badische Land gebracht hat. Sie wissen, daß dieß die Verlobung des Regenten mit der Prinzessin Louise von Preußen ist. Hat es an sich schon die Gemüther freudig bewegt, so that es dieß noch mehr durch seine erste Folge. Diese war eine ziemlich weit greifende Amnestie, welche vielen der früher im politischen Taumel Verirrten die Kerkerthüren öffnete und gleicherweise der Vergessenheit übergab, was in jüngerer Zeit in dem unlieben Kirchenstreite gefehlt worden. Was in dieser oder anderer Beziehung der fürstliche Verlobungstag noch bringen dürfte, erfüllt jetzt schon so manches Herz mit guter Hoffnung, und sicherlich wird an demselben ein aufrichtiges „Glück zu!“ durch's ganze Land erschallen.

Wien, November.

Die Anfechtungen und der Sieg des jüngeren Kunstvereins. — Wohlfeile Literatur; die Kalender; die Romanzeitung; Lesebuch.

Der jüngere Kunstverein mit seiner fortwährenden Ausstellung hat sich von Anbeginn seines Bestehens durch mannichfache Anfechtungen durchzuschlagen gehabt und wird wohl auch noch vielerlei Kämpfe auszufechten haben, wenn hoffentlich auch keine so bedenklichen mehr wie vor einiger Zeit, wo sein Fortbestand einen Augenblick lang wirklich in Frage gestellt schien. Nur die aufgeklärte Weisheit der höchsten Behörden war es, an welcher die Macht der Dränger scheiterte. — Ueber die Grundlagen, worauf der Verein fußt, dürfte eine besondere Erklärung wohl überflüssig seyn; ähnliche Gesellschaften gibt es von ungefähr dreißig Jahren her in ganz Deutschland, und wenn ich nicht irre, ist zu München der Anfang damit gemacht worden. Die Grundformel heißt: „Die bildenden Künste sind gleich den redenden unter die Gönnerschaft der großen Masse der Gebildeten zu stellen und dadurch dem ausschließlichen Mäcenat zu entrücken.“ Seitdem solche Vereine bestehen, kann jedermann für einige Gulden jährlich die bildende Kunst befördern helfen und möglicherweise auch der Eigenthümer eines Kunstwerkes werden. Die Aussicht auf den möglichen Gewinn reizt Tausende zum Beitritt, und die Kunst befindet sich wohl dabei, da ihr überaus namhafte Summen zu gute kommen, welche ohne die Kunstvereine ihr geradezu entgangen wären. Der österreichische Verein ist der jüngste unter den größeren seiner Art, hat sich aber in den wenigen Jahren seines Bestehens zu einem der bedeutendsten gestaltet. Der ältere Wiener Kunstverein, der, nebenbei bemerkt, noch fortbesteht, kann nicht mitgezählt werden, weil er sich auf einen ganz engen Kreis beschränkt, alle Jahre einmal eine kleine Ausstellung zum Besten gibt und in seiner Beschränkung eine entschieden einseitige Richtung verfolgt. Der jüngere Kunstverein hatte von Anbeginn mit besonders erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen; er mußte erst die Augen seiner

Mitglieder öffnen und sie zum Verständniß der Kunstwerke erziehen; denn so gebildet das Ohr der Wiener für die Tonkunst ist, so stumpf war noch der Blick für die Malerei. Aber das Verständniß lag nur in leisem Schlummer, wie sich bei dem allgemeinen Stande der Bildung leicht ermessen ließ, und das Erwachen ist wunderbar rasch bewerkstelligt worden. Der erweckte Kunstsinn der Menge führte dem Verein immer reichere Mittel zu und spornte dazu den Wetteifer der einheimischen Künstler an, welche sich berufen fühlten und fühlen, mit den Berühmtheiten von jenseits der schwarzgelben Schlagbäume und von jenseits des Rheins in die Schranken zu treten, und wozu der Verein die Mittel schafft, denn ohne Geld kann die himmlische Kunst nicht bestehen, weil ihre Jünger irdische Menschenkinder sind. Wie es ohne Geld keine Oper und kein Ballet gibt, so gibt es auch keine Bilder, und je zahlreicher das Publikum mit den einzelnen geringfügigen Beiträgen sich einstellt, um so erklecklicher fällt die Summe aus, womit die Leistungen nicht nur vergolten, sondern auch heraufbeschworen werden. Seiner Stellung nach ist der Kunstverein ein Impresario, nur mit dem Unterschied, daß er keinen Handelsgewinn anstrebt, sondern seine gesammte Einnahme nach Abzug der laufenden Kosten unmittelbar für künstlerische Zwecke verwendet. Diese Auslagen sind freilich von Bedeutung, aber ein großer Theil davon kommt wieder den Künstlern mehr mittelbar zu gute, nämlich die Frachtkosten hin und her. Der fremde Maler, welcher ein Bild in Wien verkaufen möchte, hat jezt nichts zu thun, als es vorschriftsmäßig einzupacken und zur Beförderung abzugeben; wird es nicht verkauft, so erhält er es kostenfrei zurück, während er nach erfolgtem Verkauf nicht mehr als 5 Procent des Preises zurückgehalten sieht. Den Preis kann er nach Gutdünken ansetzen, abgedungen wird nicht; hat er seine Forderung zu hoch gespannt, so muß er sich selber die Schuld beimessen, wenn er statt des Geldes nur Krebse erhält. Wie anders aber gestaltet sich das Verhältniß zum Kunsthändler, der von seiner Kaufmannschaft zu leben begehrt! — Und dennoch war die geschäftliche Stellung des Kunstvereins, welche den Künstlern zu so großem Vortheile gereicht, gerade derjenige Punkt, welcher seinen Gegnern zum Vorwand diente. Der Verein, hieß es, sey eine verkappte Handelsgesellschaft, sein Thun und Treiben gelte nicht der erhabenen Kunst, sondern dem „elendigen" Gelde, und man müsse ihm das Handwerk legen. Die Berennung war gefährlich, die Laufgräben gingen schon bis zur Gegenböschung des Hauptgrabens, aber Wallbruch ward nicht geschossen und die Belagerer mußten mit langer Nase abziehen, wie der Türke von Wien. Und jezt eben feiert der Verein einen bedeutenden Triumph; die Ausstellung des Decembermonates ist mit Ausnahme eines einzigen Bildes von lauter einheimischen Künstlern besezt, und in der Kunstwelt wird dieser Umstand als eine vorbedachte Kundgebung unserer Künstler zu Gunsten des Vereins ausgelegt. Sie glaubten demselben nach den Anfechtungen, die er erfahren, ein besonderes Zeichen des Vertrauens schuldig zu seyn. Ich für mein Theil sehe auch noch ein anderes Wahrzeichen in dem erwähnten Umstande; es ist nämlich eine Folge vom fünfjährigen Wirken des Vereins, daß eine solche Anzahl von werthvollen Bildern österreichischer Künstler auf einmal in der Rennbahn erscheinen kann. Ich lasse hier die Namen der Künstler folgen, von denen nicht alle in weiteren Kreisen bekannt seyn dürften. Sie lauten: Aigner, Altmann, Baldinger, Brunner, Decker, Elgers, Ed. Ender, Eich, Leop. Fischer, Fleischmann, Friedländer, Gaul, Göbel, Grefe, Hansch, Hofmann, Holbein, L'Allemand, Lippert, J. C. Mayer, Melnitzky, Novopacky, Oeconomo, Otto, Theodor Petter, Pischinger, Plank, Püttner, Raffalt, Rahl, Reinhold, Reiter, Richter, Rosenberg, Selleny, Springer, Eduard Swoboda, Rudolf Swoboda, Schiffer, Aloys Schön, Schubert, Taulow-Rosenthal, Varoni, Waldmüller, Zaffauk. Ferner: Kautsky und Mannes von Prag, Ferrari von Verona. — Der Angriff gegen den Kunstverein hat, wie jeder Sturm auf zeitgemäße Bestrebungen, gerade nur dazu gedient, das zu befördern, was er zurückdrängen wollte, und das Vertrauen, welches ihm die besten Kunstkräfte beweisen, wird nicht ermangeln, auch auf die Massen zurückzuwirken und die bereits rege Theilnahme noch zu erhöhen. Der Verein hat die geistige Schranke niedergeworfen, welche die Kunstbestrebungen Wiens von denen der übrigen Welt trennte; bei dieser Gelegenheit sind einige Trümmer verschiedenen Leuten auf die Hühneraugen gefallen — damit ist die Geschichte erzählt.

In der örtlichen Literatur gilt das Feldgeschrei: „Viel und wohlfeil!" Ein neuer Kalender für 1856, der nur sechs Kreuzer kostet und davon „Zweigroschenkalender" heißt, ist schon bei der dritten Auflage und rückt gegen den Absatz von 150,000 Abdrücken vor. Ein ganzes Buch für sechs Kreuzer, von denen drei auf den Kalenderstempel kommen, ist schier unglaublich. Andere Kalender, die gewöhnlich mit einem Absatz von 10,000 prunken, werden dadurch zur Verzweiflung getrieben; sie fangen gleich mit der zweiten Ausgabe an, obschon von der ersten niemand etwas gesehen. Ich nehme den werthvollen „Faustkalender" aus, der einen Gulden kostet und seine erste Auflage wirklich abgesezt hat. Nicht ganz so billig als der Zweigroschenkalender, aber immer noch unglaublich wohlfeil ist die „Roman- und Novellenzeitung," von welcher wöchentlich ein Heft von 96 eng gedruckten Seiten erscheint, und die für Wien jährlich 3 fl. 30 kr., für den gesammten Kaiserstaat 4 fl. kostet. Das Geheimniß der Berechnung dieser Unternehmung liegt darin, daß sie als Zeitschrift behandelt wird und gar nicht in den Buchhandel kommt, sondern nur durch die Post mit dem Zeitungsporto bezogen wird. Der Herausgeber hat die Vergünstigung zu dieser Art des Verschlusses unter der ausdrücklichen Bedingung erhalten, keine sittenwidrigen Romane in die Sammlung aufzunehmen. Die Aufgabe ist schwierig genug, weil der Inhalt,

wie sich aus dem Preise schon errathen läßt, nur aus Uebersetzungen bestehen kann. Indessen scheint das Unternehmen, trotz des Mangels an süßem Gift, seinen Weg zu machen und der Absatz sich bis gegen 8000 Abdrücke zu erstrecken, obschon keine geringere Bestellung als auf einen halben Jahrgang angenommen wird. Offenbar gibt es also sehr umfangreiche Kreise, worin der Geschmack noch nicht überreizt worden, welcher Ueberreiz sich leider oft einstellt, bevor nur der Geschmack ein wenig gebildet werden konnte. Namentlich finden die amerikanischen Weiberromane die allerzuvorkommendste Aufnahme. „Der Lampenwärter" und „Glanz und Elend" machen dasselbe Glück wie in den grünen Tagen unserer Großmütter „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen," mit welchem Buche sie eine unverkennbare Familienähnlichkeit besitzen, obschon der Verfasser keine Frau war. Diese Erscheinung berechtigt zu dem geschichtlich begründeten Schluß, daß wie zu Hermes Zeiten abermals ein Widerstoß gegen die französische Richtung in der Romanliteratur einzutreten beginnt. Die Umwälzung wird noch bedeutender und entscheidender werden, wenn einmal, woran bekanntlich stark gearbeitet wird, der literarische Vertrag Oesterreichs mit den Westmächten zu Stande kommt. Sobald nämlich der Herausgeber von Uebersetzungen sich gezwungen sieht, sich mit dem Verfasser der Urschrift abzufinden, wird ihm eine Uebersetzung wenigstens eben so hoch zu stehen kommen, als ein Original; mithin dürfte er sich an einheimische Erzeugnisse zu halten vorziehen, und aus dem Auslande nur das beziehen, was wirklich der Mühe werth erscheint. Zur Zeit nimmt er noch alles ohne Auswahl. Indessen haben schon einige beliebtere Schriftsteller der Fremde einen Ausweg gefunden, die Wohlthaten des künftigen völkerrechtlichen Vertrages wenigstens zum Theil sich zuzueignen. So verkauft Alexander Dumas seine Romane, bevor sie veröffentlicht werden, zum Behufe der Uebersetzung an Herrn Hartleben, der dadurch einen bedeutenden Vorsprung gewinnt. Die „Lesehalle" des Ebengenannten erfreut sich einer ziemlichen Verbreitung, und bringt — nebenbei bemerkt — nicht bloß Uebersetzungen; aber der bedeutend höhere Preis hindert sie, in der Höhe des Absatzes sich mit der Romanzeitung zu messen. Gegen das „Viel und Wohlfeil" ist das Feld nur mit gleichen Waffen zu halten. Ich berichte die Thatsache und füge zum Troste hinzu, daß die Lesegier mit der Zeit, sobald der Heißhunger gestillt ist, von selber schon wähliger werden wird. Auch in geistiger Beziehung macht die Uebersättigung allmählig den Fresser zum Feinschmecker.

Berlin, November.

Der Prinz von Armenien. — Der Depeschendiebstahl. — Theurung und Kornhandel.

Der Prinz Leo von Armenien sitzt noch im Arbeitshause, und ob er hier vor die Geschworenen, oder nach Brüssel oder sonst wohin gebracht werden wird, wo man Rechte auf ihn beansprucht, steht dahin. Die Entlarvung jedes Hochstaplers hat für das große Publikum etwas, vermuthlich in demselben Maße Ergötzendes, als es für den armen Schelm, der sein Gesicht nicht gern zeigen möchte, etwas sehr Peinliches hat. Dieses canibalische Behagen am Unglück und Schmerz einer andern Menschencreatur ist doch in Fällen der Art gerechtfertigter als bei der Entdeckung blutiger Criminalfälle. Wenn ein Betrüger entdeckt wird, kann möglicherweise der Betrogene das Seine zurückerhalten, wahrscheinlicherweise, wird jener durch die Bestrafung so verhindert oder so gezeichnet, daß er nicht mehr in derselben Weise und in denselben Kreisen sein Wesen weiter treiben darf, und endlich ist mit einem mal unter zehn der Fall so angethan, daß er zum Lachen auffordert. Wenn einer, war es dieser; selten hat die Entdeckung eines Hochstaplers oder einer Hochstaplerin so allgemeines Erstaunen und Jubel erregt; man vergaß darüber vieles, was sich nur zu bemerkbar machte, aber mitten in der Freude schoß die Theilnahme und das Mitleid für den kühnen Betrüger auf. Diese stellten Vergleichungen an: warum gerade muß dieser gestraft werden, wo so vielen weniger Kühnen, aber Glücklicheren Aehnliches und Verwegeneres gelingt? Jene, die sich täuschen lassen, hätten gern ihr Schamgefühl gespart, und es traf tonangebende Kreise und Personen. Endlich war die Beschreibung

seiner orientalischen Schönheit so angethan, daß die Sympathie unter zartfühlenden und romantischen Gemüthern sich von selbst für den Unbekannten entzündete. Was hat er denn verbrochen, daß man ihn geradewegs in's Arbeitshaus sperrt, seine Kleider ihm abreißt, seinen Bart ihm abschneidet, ihn alles Umgangs, aller Mittel, sich gegen Freunde zu äußern, gegen Feinde zu vertheidigen, beraubt? Hat er gemordet, ist er eingebrochen, hat er gestohlen, hat er gegen den Staat und dessen Sicherheit sich verschworen? — Nichts von alle dem; er hat nur bei einzelnen begüterten und mehr oder minder vornehmen Personen Anlehen gemacht, die er voraussichtlich nicht wieder bezahlen wird; aber diese Personen selbst haben deßhalb nicht gegen ihn geklagt. Er hat geschwindelt, sich überhoben, eine vornehme Abkunft sich angelogen. Wie viele thun das auch, zumal auf Reisen! Er hat Zeitungsartikel abgefaßt und in den gelesensten Blättern zum Abdruck gebracht, worin er sich gelobt, er hat Biographien von sich verfertigt, worin er seine königliche Abkunft als Thatsache dargestellt hat. Das könnte eine sträfliche, aber verzeihliche Eitelkeit seyn. Endlich war die erste Denunciation in den Zeitungen gegen ihn eine falsche: er ist kein Amsterdamer Jude, sondern stammt von einer christlichen Familie aus den holländischen Besitzungen in Ostindien, diese Familie aber rühmt sich armenischer Abkunft — warum denn nicht aus königlichem Geblüte? — So ward der interessante Abenteurer in den ersten Tagen vertheidigt, und seine politische „Etourderie," Manifeste gegen den Kaiser von Rußland, als den Räuber seiner Staaten, zu erlassen, dann großmüthig zu erklären, er werde gegen denselben, seit er im Unglück ist, den Degen nicht ziehen, wenn er auch darüber seine bisherigen Anhänger in Armenien und damit die Aussicht auf den Thron verliere — dieß schien nur geeignet, ihn noch interessanter zu machen. Seit den neuesten Enthüllungen über die ordinären Rollen, welche der armenische Prinz in andern Ländern gespielt, die zahllosen unbezahlten Wirthshausrechnungen, die unbezahlten Stiefelputzer u. s. w., ist die Stimmung freilich umgeschlagen, und man findet das Arbeitshaus nicht mehr so ganz unangemessen für seine Antecedentien. Daß ein derartiger Betrüger heute noch möglich ist, ist interessant, daß es heute zur Unmöglichkeit wird, einen solchen Betrug längere Zeit fortzusetzen, hat unsere Polizei bewiesen. Daß es ehedem, und vor nicht länger als hundert Jahren, einem nicht schlaueren Betrüger möglich war, sich selbst bis auf einen Thron zu schwindeln, beweist die Geschichte Theodors von Neuhoff.

Der Telegraphenbetrug, oder der Depeschendiebstahl, dessen Entdeckung unsere Börse so lange beschäftigte, und der Criminalproceß gegen die Thäter, hat eigene Wunden und Wehen unseres öffentlichen Lebens an's Tageslicht gebracht. Gern hätte man von mehreren Seiten die Sache unter Akten begraben, aber dieß ist nicht mehr möglich. Die Sache wurde so ernsthaft angefaßt, daß auch der Versuch, nach dem alten Sprüchwort, nur die Kleinen für die Großen büßen zu lassen, gänzlich scheiterte. Umgekehrt herrschte unter den Geschworenen eine Stimmung, die bei Richtern nicht vorkommt, weil sie nicht vorkommen darf. Sie sprachen das Schuldig über den Beamten, welcher den offenbaren Verrath begangen, mit dem Zusatz der mildernden Umstände, während sie bei dem Bankier, welcher nach älteren Begriffen kein specielles Verbrechen begangen, sondern nur von dem des andern Vortheil gezogen, das unbedingte Schuldig fanden. Dort trieb die Noth, hier die Sucht nach Gewinn, die Spekulationswuth. Die Unterscheidung ist nichts desto weniger eben so billig als gerecht, denn wer einen andern zum Verbrechen verleitet, um selbst dabei zu gewinnen, ist vor dem Forum der Moral der schuldigere. Blicke wurden dabei in das Börsengetriebe im Allgemeinen geworfen, die nicht erfreulich waren. Ein Mann, der erst seit 1848 hier heimisch und nur mit einem kleinen Vermögen eingewandert ist, konnte sich vornehm lächelnd den Börsenkönig nennen lassen, und als er verhaftet werden sollte, ausrufen: „Wenn man mich fortweist, so hört die Börse auf, denn ich mache den Handel." Und Stimmen hören wir, die dem nicht widersprechen konnten. Aber eben so ausgemacht ist, daß wenn der eine König gestürzt ist, ein anderer an seine Stelle tritt; denn die Republik der Börse bedarf, wenn auch nicht legitimer Könige, doch der Herzoge und Agitatoren, um die Stagnation zu hindern, vielleicht auch, damit im Trüben gefischt werde. Die Börse war auf den Leviathan erbittert, und als die Justiz die Hand erhob, erhoben sich zugleich eine Menge denuncirender Stimmen; sie feuerten die Polizei an, sie priesen die Justiz, daß sie sich der Sache der Gedrückten und Uebervortheilten annehme, sie verhießen Zeugenaussagen und Beweise jeder Art; als es aber zum männlichen Vertretern kommen sollte, zog einer um den andern sich zurück, und man mußte Einige fast mit Gewalt heranziehen, damit sie mit scheuer Stimme ihr Zeugniß ablegten. Daß vieles, wo viele die Entdeckung hofften und fürchteten, verschwiegen blieb, weil Ankläger und Vertheidiger Rücksichten zu beobachten hatten, bezweifelt niemand. Hat auch das Börsenspiel hier noch nicht den Grad erreicht, wie in Paris und an andern Orten, wo es wie an der Privat-, so an der öffentlichen Moral immer tiefer frißt, so erzählt man doch von Beispielen, über die es rathsamer ist zu schweigen.

Die großen Massen nehmen daran, Gott sey Dank, noch nicht Theil, wie es in Paris der Fall ist; sie begnügen sich damit, ihre Groschen zu Thalern zu häufen, um ein Viertel oder ein getheiltes Viertel in der großen Lotterie zu spielen. Daher hat über diese Vorfälle in den Massen des Volkes keine besondere Entrüstung obgewaltet, wogegen diese sich gegen den Börsenhandel mit Korn, und was dahin gehört, gewendet hat. Was ist natürlicher, und wo ist es nicht so in einer Theurungszeit, wie die gegenwärtige! Stoßseufzer, Agitationen und Sturmanläufe kommen täglich vor, in Zeitungsartikeln, bei den

Wahlversammlungen, in Petitionen und Deputationen an die Minister, in den Debatten der Stadtverordneten. Natürlich alles vergebens. Man macht Verbeugungen gegen die Hungernden und sagt ihnen in verbindlichster Weise: „Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren; wo die Ernte überall mittelmäßig ausgefallen, steht es nicht in unserer Macht, Korn zu machen und herbei zu schaffen. Uebrigens können wir von dem Princip nicht abgehen, daß der unbeschränkte Handel das beste und einzige Mittel ist, die Kornzufuhr zu erleichtern und zu locken, und daß jedes Verbot, das an einem Orte hilft, die Noth an hundert andern erst hervorruft. Die Weisesten haben es gesagt, und wir müssen es glauben. Glaubt ihr es auch, hofft und vertraut, haltet Rechnung mit euerm Magen in der schlimmen Zeit, damit ihr gesund bleibt bis dahin, wo der liebe Gott wieder gute Zeit eintreten lassen wird." — Ich zweifle eben so wenig an der Richtigkeit der zum Grunde liegenden Gedanken, als daran, daß die Massen sich nicht davon werden überzeugen lassen; aber ich meine, daß man dem Hunger und der Noth gegenüber anders sprechen müßte als in Maximen. Es gibt Momente, wo alle Wahrheit dem Wahne und Fanatismus gegenüber ihre Kraft verliert, wo gehandelt werden muß, selbst gegen die eigene Ueberzeugung, selbst auf Kosten eines noch so mathematisch als richtig erkannten Princips. Geschieht dieß etwa nicht in andern Dingen von ungleich größerer Folgewichtigkeit? Folgt man überall sonst dem Rathe der Weisen? Wie viele Principe, Ideen, an denen wir seit Menschenaltern pietätsvoll festhielten, werden gerade jetzt umgestoßen, verhöhnt! Man ruft uns hundertfältig das: grau ist alle Theorie! zu, und handelt und regiert, wie man es glaubt vor seinem Gewissen und seiner Aufgabe verantworten zu können; warum nur nicht in der Korn- und Hungerfrage? warum hält man da mit pietätsvoller Scheu an der Theorie fest, und gewährt den Hungernden nicht wenigstens den Trost scheinbarer Versuche, ihnen zu helfen, wie es in andern Ländern geschieht? Das Volk, wenn ihr es fragt, weiß dafür viele Antworten, die ich um so weniger wiederholen möchte, als ich von ihrer Unrichtigkeit überzeugt bin. Aber warum läßt man sich in nichts herbei, es zu beschwichtigen? Warum öffnet man ihm nicht die Speicher und Böden, von denen es glaubt, daß sie überfüllt sind, warum nicht die Keller, wo es glaubt, daß die Kornwucherer das Getreide verfaulen lassen, um die Preise zu steigern, damit es sich selbst enttäusche? Wäre gerade dieser Gewaltschritt in der Nothwehr so entsetzlich und unerhört, wo andere ohne Noth und Nothwehr unternommen und gepriesen werden? Für die Papierbörse gab es einmal ein Gesetz, wonach die gerichtliche Klage auf Differenzen aus Schlußzetteln für ungültig erklärt wurde. Es konnte da, der Natur der Sache nach, nicht durchdringen, gegen den imaginären Kornhandel ließe es sich auch vielleicht nicht auf die Länge durchführen; aber der Versuch schon würde die Gemüther in den Massen beschwichtigen, wo die Stimmen von allen Seiten gerade hierauf dringen. — Auch kann es nicht fehlen, daß unser großes Publikum, das mit Politik sich sonst wenig oder gar nicht beschäftigt, jetzt die Pariser Zeitungen mit besonderem Eifer verfolgt, weniger um Sebastopols und der Krimm halber, auch nur theilweise wegen der Ausstellung und der kaiserlichen Schlußrede, die sie zu einem Weltereigniß macht, als vielmehr wegen der Fleischtaxe und der außerordentlichen administrativen Wachsamkeit zur Ausführung derselben. Die Frage: warum nicht auch so etwas bei uns? erscheint doch gerechtfertigter, als die, welche man in allen Straßen, in allen Kaffeehäusern so und so vorgebracht hört: Warum rückt die Polizei oder das Militär nicht aus und öffnet die Speicher der Gutsbesitzer und Bauern, zählt ihnen ab, was sie bis zur nächsten Ernte brauchen, und läßt das übrige auf den Markt führen? Wenn es da für einen Thaler der Scheffel zwangsweise verkauft würde, so würden die andern Gutsbesitzer und Bauern sich beeilen, zum nächsten Markttag all ihr Korn hereinzubringen, und wenn sie es, um der Exekution zu entgehen, für einen und einen halben Thaler losschlügen, so hätten sie und wir Alle gewonnen. — Ist denn der Stolz auf unsere Civilisation und Weisheit nicht schon gedemüthigt genug, daß solche Weisheit als untrügliches Heilmittel gegen die Hungersnoth im Jahre des Heils 1855 nicht nur unangefochten zu Markt gebracht werden kann, sondern auch sofort Käufer in Menge findet, die auf die Wirksamkeit des Receptes schwören!

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 51. 16. December 1855.

— Ego nec studium sine divite vena,
Nec rude quid possit video ingenium: alterius sic
Altera poscit opem res et conjurat amice.
Qui studet optatam cursu contingere metam,
Multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit.
Horat.

Gedanken über Alfieri.

Bei Gelegenheit des Gastspiels der Ristori in Berlin.

Betrachten wir die Wege, auf denen ausgezeichnete Männer zu der Höhe gelangten, auf der sie endlich über uns unerreichbar erhaben stehen, so sagen wir uns, daß keine menschliche Hülfe sie so weit führte. Als Naturprodukte, einzig in ihrer Art, scheinen sie die Fähigkeit, andere zu überragen, von Anfang an in sich getragen zu haben. Eine Eichel und eine Erbse, neben einander gepflanzt, sprossen nach einiger Zeit in fast gleichen Keimen neben einander auf, dann aber, während jene zurück bleibt, rankt sich diese hoch auf, blüht und trägt Früchte, da die junge Eiche, die ein Jahrhundert vor sich hat, langsam ihren Weg verfolgt und still wachsend ihre Zeit erwartet. Es braucht sie keiner zu säen, zu gießen, ihr die Erde zu lockern; sie steht in irgend einer Ecke des Waldes, wo kein Auge sie kennt, und wenn ein Bauer vorbeigehend sie sich ansieht, um etwa einen tüchtigen Stecken aus ihr zu schneiden, so fühlt es nicht der ganze Wald aufschauernd plötzlich, daß eben der junge Stamm in Gefahr ist, der einst vielleicht der Welt allein sagt, daß hier ein Wald gestanden hat.

Die großen Dichter — kein Mensch wollte sie zu Dichtern machen; wie oft waren bedeutende Künstler nahe daran, zu Grunde zu gehen, oder sich abzuwenden, ehe die Welt von ihnen ahnte! Alles, was große Erfolge errang, scheint wie zufällig und auf Umwegen auf das verschlagen zu seyn, was Ruhm und Unsterblichkeit sicherte. Viele gewiß, welche Ungemeines leisten sollten, gingen unter, und wir wissen nicht, wo sie liegen, nicht was sie unvollendet in sich getragen.

Unnütz also die Mühe, Keimen zukünftiger Größe nachzuspüren und sie zu pflegen. Sollen sie groß werden, so sind sie auch wetterfest in sich und bedürfen es nicht; sollen sie es nicht erreichen, wozu alle Unterstützung? Das Handwerk kann man heben und ermuntern, die Kunst sorgt für sich selber, und kann sie das nicht, so war nicht viel verloren am scheinbar unterdrückten. Eines nur bedarf sie, aber auch dieß ist nichts, das man ihr äußerlich geben könnte, das aber, wo es fehlt, sie vielleicht nicht tödtet, aber ihre Entwicklung hindert: ein Boden muß da seyn, in dem sie wurzelt, ein freier Himmel, zu dem sie aufwächst.

Was wäre aus Corneille, Shakespeare, Goethe

geworden, hätten sie nicht inmitten eines Volks gelebt, dessen Sprache ihren Gedanken diente, dessen Geister auf sie gerichtet waren, mit dem sie sich verbunden fühlten, das mit ihnen fortschritt? Diese Frage wäre so unnütz, als etwa die: ob Raphael ein so großer Maler geworden wäre, wenn ihn der Wille des Schicksals ohne Hände auf die Welt gesandt hätte? — wenn nicht ein bestimmter Fall vorläge, dem gegenüber sie Bedeutung hat. Es gab einen Mann ohne Vaterland, ohne Sprache, ohne Publikum; er war ein Dichter trotzdem, er schuf sich künstlich, was er bedurfte, indem er so freilich einen Theil seiner Kräfte verbrauchte, das zu erreichen, was andern, glücklicheren als unbewußte Mitgift bei der Geburt umsonst gegeben ward. Wie ein armer Schriftsteller um das tägliche Brod schreibt, nur damit er die Zeit gewinne, wo er sich momentan sorglos seinen Phantasien überlassen darf, so mußte sich der Mann, den ich meine, erst eine Sprache erstreiten, in welcher er sich ausdrückte, erst eine Form suchen, die ihm genügte (ohne daß er sie jemals praktisch weiter ausbilden durfte), und das Publikum bestand aus dem Geiste, der sich seiner bemächtigte und ihn zum Dichten antrieb, bis allmählig hier und dort ein idealer Kreis entstand, dessen Mittelpunkt er war, ohne es zu wissen.

Dieser Mann war Alfieri, geboren 1749 (ein bekanntes Jahr), gestorben 1803, ein piemontesischer Edelmann, dessen Namen bekannter ist als seine Werke. Unter ihnen ist das am wenigsten unbekannte die Geschichte seines eigenen Lebens, welche er mit der fast ironischen Kürze eines Mannes berichtet, der genug in der großen Welt lebte, um Nebensachen nicht nur auszulassen, sondern überhaupt gar nicht als vorhanden zu betrachten. Während Rousseau in seinen Geständnissen oft mit den glühendsten Farben die Dinge malt, nackt, wie sie sind oder ihm erscheinen, stets aber malt, niemals die bloßen Umrisse gibt, so verschmäht Alfieri jedes Colorit und drückt gleichsam nur in Conturen aus, was er sagen will; sind diese auch noch so scharf und detaillirt, mehr empfangen wir niemals; nur der leiseste Hauch einer Färbung wäre Unwahrheit für ihn. Eine Monotonie lagert auf allem, was er schrieb und dachte, wie das gleichmäßige Licht eines hellen, doch sonnenlosen Herbsttages bei uns auf dem flachen Lande. Er war allein, er schrieb nur für sich. Er wollte niemandens Gunst erringen, keinem Volke schmeicheln; keines seiner Werke wurde erwartet, hatte eine bestimmte Stelle im voraus: er arbeitete wie ein Bildhauer, welcher noch nicht weiß, wo seine Statue stehen wird. Nirgends heimisch als im Reiche der Gedanken, scheinen die Geister seiner Gedichte an nichts irdisches gebannt, sondern herrenlos dem einzig anzugehören, der sie erkennt, ergreift und herabzieht.

Wie Alfieri dazu kam, ein Dichter zu werden, ist einer der auffallendsten Beweise für die unberechenbare Laune des Genius. Wer sieht dem Adler, der über dem Walde schwebt, an, auf welchem Baum er sein Nest bauen will? Nehmen wir an, daß es einen Zufall gibt, dann gab es nie etwas, das mehr Zufall war, als der erste Versuch Alfieri's.

Im Jahr 1774 war er fünfundzwanzig Jahre alt. Wie er bis dahin gelebt, erzählt er auf's genaueste. Er hatte eine Erziehung genossen ohne Plan und Folge, hatte sich in Reisen gestürzt, nirgends Ruhe gefunden, überall Abenteuer gehabt sich ennuyirt über alle Begriffe, war endlich zurückgekehrt, trug die Uniform eines Regiments, aus dem er austrat, er wußte selbst nicht aus welchen Gründen, und fand sich schließlich in den Netzen einer Frau, die er verachtete, von der er sich trotzdem nicht losmachen konnte und in deren Ketten er hinlebte, ohne für das geringste auf Erden Interesse oder Ambition zu hegen.

Eine ungemeine Halsstarrigkeit ist die einzige leitende Idee seines Lebens bis dahin. Sie blieb es für immer. Wenn er die kritischen Momente seiner Erlebnisse mittheilt, und wie er sich in ihnen benahm, so scheint dann in ihm eine eiserne, furienhafte Thatkraft erwacht zu seyn, mit der er andere oder sich selbst bezwingt. Diese Erzählungen sind auch für den, welcher bloß aus Neugier oder zum Zeitvertreib Bücher in die Hand nimmt, interessant genug. — So erkennt er denn auch jezt die Schmach, sich von einer Frau unterjochen zu lassen, von der er weiß, daß sie ihn nicht liebt, und die ihn mißhandelt; aber er fühlt sich unfrei und gehorcht ihr.

Es war im Januar des genannten Jahres. Seine Geliebte krank, und er am Fuße ihres Bettes sitzend, vom Morgen bis zum Abend, Tag für Tag, treu wie ein Hund und ohne den Mund zu öffnen, weil der Arzt absolutes Stillschweigen geboten hatte. Lassen wir ihn selbst erzählen: „Während einer dieser Sitzungen ergriff ich aus Langeweile fünf oder sechs Blätter Papier, welche mir unter die Hände kamen, und begann so zufällig, und ohne im mindesten eine Absicht damit zu verbinden, eine Scene eines, — soll ich Tragödie oder Comödie sagen, soll ich sie ein- oder fünf- oder zehnaktig nennen? — hinzukritzeln; kurz; es waren Worte in der Art eines Dialogs und in einer Art von Versen, zwischen einem Photinus, einem Frauenzimmer und einer Cleopatra gewechselt, welche leztere als dritte dazu kam, nachdem die ersten beiden sich eine Zeit lang unterhalten. Dem Frauenzimmer aber, nur um ihr

einen Namen zu geben, liebte ich den Namen Lachesis an. Es fiel mir gerade kein anderer ein; an die drei Parzen dachte ich am allerwenigsten dabei. Jetzt, wo ich die Sache ruhig betrachte, erscheint mir dieser mein plötzlicher Einfall um so seltsamer, als ich damals seit sechs und mehr Jahren nur sehr selten und mit den größten Unterbrechungen in Büchern gelesen hatte. Und trotzdem kam ich so plötzlich darauf, diese Scene italienisch und in Versen zu schreiben. Damit übrigens der Leser selbst urtheile, wie mager es mit meinen poetischen Fähigkeiten bestellt gewesen, gebe ich hier in einer Anmerkung eine hinreichende Probe meines Machwerkes, treu nach der steis von mir auf das sorgfältigste bewahrten Originalhandschrift copirt, mit allen Schreibfehlern obendrein, welche, wenn es nicht die Verse selber thun, jeden zum Lachen bringen werden wie mich, indem ich sie schreibe; am meisten die Scene zwischen Cleopatra und Photin. Ich bemerke noch, daß der einzige Umstand, welcher mich gerade die Cleopatra und nicht an ihrer Stelle Berenice oder Zenobia oder irgend eine andere Tragödienkönigin auftreten zu lassen antrieb, vielleicht der war, daß ich seit Jahr und Tag im Vorzimmer meiner Dame die prächtigen Tapeten mit den Thaten der Cleopatra und Anton's vor Augen gehabt hatte."

Alfieri erzählt nun weiter, wie seine Geliebte ihre Gesundheit wieder erlangte und seine Blätter unter dem Kissen irgend eines Möbels ein Jahr lang vergessen liegen blieben. Er läßt hierauf den Bericht der höchst wunderbaren Art und Weise folgen, wie er seine Ketten brach. Flucht und Entfernung hatten nichts geholfen, er war willenlos immer wieder zurückgekehrt. Nun beschließt er sein eigenes Haus nicht zu verlassen, ehe es nicht anders mit ihm geworden sey. Er packt das Uebel an der Wurzel und reißt es aus. Er gibt ihr mit einigen Zeilen Nachricht von seinem Vorhaben, schneidet jeden Verkehr, direkten oder indirekten, jede Erinnerung ab. Briefe, Botschaften, Gedanken, ja die Aussicht in's Freie versagt er sich, denn sein Haus lag dem der Dame dicht gegenüber, so daß er sie aus seinen Fenstern sehen, ja sprechen hören konnte. Die ersten vierzehn Tage bringt er heulend und wüthend in seiner Einsamkeit zu, dehnt sie weiter und weiter aus und verfällt, nachdem er zwei Monate fast wahnsinnig so verlebt hat, wieder auf die Dichtkunst. Er schreibt sein erstes Sonett. Dottore Padre Paciaudi, an den er sich als einen Kunstrichter damit wandte, schenkt ihm zufällig die Cleopatra des Cardinals Delfino. Bei ihrer Lektüre erinnert er sich seiner eigenen Schreiberei, welche er beim Bruch mit der Geliebten mit fort genommen hatte, und er dichtet eine neue Cleopatra. Einige Freunde haben sich um ihn versammelt; er schreibt noch anderes zu ihrem Vergnügen; Paciaudi recensirt unbarmherzig, aber erkennt, während er Sprache und Versbau heruntermacht, die großen und edeln Gedanken des Werkes an. Alfieri bringt eine dritte Cleopatra zu Stande. Diese gibt er dem Grafen Agostino Tana zum kritisiren, einem geistreichen, feingebildeten Altersgenossen, mit dem er zugleich erzogen war und dessen Billet, das die Kritik begleitete, mitgetheilt wird. „Sie haben mich zu Ihrem Aristarch gewählt," schreibt der Graf; „ich erwiedere diese Ehre dadurch, daß ich sie annehme. Machen Sie sich auf die härteste, unerbittlichste Kritik gefaßt, wie sie wenige den Muth auszusprechen haben, sehr wenige sie zu vertragen im Stande sind. Ich rechne mich zu den wenigen, Sie zu den sehr wenigen. Der literarische Pöbel, schmeichlerisch, lügnerisch und von sich selbst eingenommen, ist nicht daran gewöhnt so zu Werke zu gehen. In's Gesicht machen sie sich Lobeserhebungen, hinter dem Rücken tadeln und verrathen sie einander ohne Schamröthe. Zwischen dem Verfasser dieser Tragödie und dem Censor, welcher sich seinen Freund nennt, wird dergleichen niemals möglich seyn."

Am 16. Juni 1776 ward diese dritte Cleopatra zum erstenmal, so wie am folgenden Abend mit großem Beifall zu Turin öffentlich aufgeführt. Zu weiteren Darstellungen ließ es der Dichter indeß nicht kommen. „Ich vereinte mich," sagte er, „so gut es anging, mit den Schauspielern und dem Unternehmer, um jede weitere Vorstellung zu unterdrücken. Seit jenen vom Schicksal gesandten Abenden erwachte in mir eine bis zur Raserei glühende Begier, einst einen ächten, verdienten Triumph im Drama zu erringen. Kein Fieber der Liebe bemächtigte sich meiner jemals mit gleicher Heftigkeit. So trat ich zum erstenmal vor das Publikum. Haben meine späteren, nur allzu zahlreichen dramatischen Compositionen diese ersten nicht um vieles übertroffen, so habe ich hiemit den Anfang meiner Unfähigkeit, mich auf diesem Felde auszuzeichnen, närrisch und lächerlich genug dargethan; zählt man mich aber eines Tags unter die nicht geringsten Autoren, so wird man in Zukunft eingestehen, daß mein lächerlicher Einzug auf dem Parnaß mit Soccus und Kothurn zu gleicher Zeit etwas zur Folge hatte, das ziemlich ernsthaft war."

Er ließ nämlich hinter der Tragödie her, wie es die Mode mit sich brachte, ein kleines Lustspiel aufführen, betitelt **I Poeti** und in Prosa abgefaßt. Der Anfang desselben ist gleichfalls mitgetheilt.

„Hier aber," so endet das Capitel, in welchem dieß alles erzählt ist, „beschließe ich die Epoche meiner

Jugend, da mein männliches Alter keinen glücklicheren Anfang nehmen konnte."

Außer seinem glühenden Eifer und unbezähmbaren Willen besaß Alfieri nichts bis dahin, das ihn zum Dichter befähigte. Die Aufführung seiner Tragödie hatte ihm bewiesen, daß er seine eigene Sprache nicht schreiben konnte und keine Ahnung hatte von den Regeln der Kunst, Tragödien zu schreiben. Er beschließt, die Grammatik von Grund aus zu studiren. Zwei neue Tragödien verfaßt er in französischer Prosa. Er dachte sich so deutlicher ausdrücken zu können; aber es gelang ihm keineswegs. Er wird gewahr, daß er weder die Prosa, noch die dichterische Sprache seines Vaterlandes, noch weniger die Frankreichs besitzt. Es ist ihm unmöglich, sich selbst zu geben in irgend einem Idiom. Er wird rasend darüber zuerst, hört dann geduldiger den guten Rath an, der ihm von allen Seiten zufliegt, nimmt sich vor, nie mehr ein Wort französisch zu reden, ja nur anzuhören, fühlt aber, daß er nicht italienischer dadurch wird, und entflieht endlich aus der Stadt auf's Land. Wie er zu Cesannes, einem Oertchen, auf der Grenzscheide Piemonts und des Dauphiné gelegen, die Bekanntschaft des Abbé Alliaud macht, wie dieser ihn vergeblich zur Lektüre Racines bringen will, wie er auch von dort wieder zurückkehrt und alle seine Qualen mit einer Reise nach Toskana aufhören, wo er zum erstenmal gründlich seine Sprache lernt, das beschreibt er sehr gewissenhaft und für mich sehr unterhaltend. Mit zunehmenden Jahren reiht sich daran das Studium des Lateinischen und Griechischen, er versenkt sich immer tiefer in seine Arbeiten und wird endlich zu dem Manne, den man im Ganzen und Großen vor Augen hat, wenn der Name Alfieri genannt wird.

Ein sonderbares Gelüste zum Besitz prächtiger und edler Pferde durchkreuzt dabei seine dichterischen und wissenschaftlichen Bestrebungen, die Leidenschaft zu einer Frau kommt dazu, von der ihn das Schicksal zuerst getrennt hielt. Er leidet unglaublich, ehe es ihm vergönnt ist, ruhig an ihrer Seite zu leben. Diese Erzählung hat etwas rührend Großartiges. Merkwürdig ist die durch das Buch sich hinziehende Beschreibung seiner anwachsenden dichterischen Kraft und ihr allmähliges Erlöschen. Man sieht, wie der unruhige, die Welt durchschweifende Jüngling zum Manne wird und immer mehr mit sich vereinsamt, wie ihm das Vaterland unter den Füßen schwindet, und seinen ungeheuren Haß gegen die Franzosen, von denen ihm das einzige geraubt ward, was ein Dichter bedarf: ein freies Land, das auf ihn horcht. Man begreift endlich, daß ein solcher Mann nicht anders schreiben konnte, und daß die Vorwürfe, welche seine Dichtungen treffen, vielmehr gegen das Geschick gerichtet seyn sollten, das ihm nicht vergönnte, anders zu dichten. Was er thun konnte, um es zu besiegen, das hat er gethan, und darin übertrifft ihn keiner.

Kahl und hart erscheinen seine Poesien, um gleich das härteste zu sagen. Bei seinen Gestalten brechen die Leidenschaften heraus, wie die Funken aus dem Gestein, wenn mit dem Stahl daran geschlagen wird; sie reden, als wären es zu Worten gefrorene Gedanken und Gefühle, nicht in Bildern, welche den Gedanken, statt ihn zu geben, in eine ahnungsvolle Ferne rücken, daß man ihn sieht, aber niemals völlig ergreifen kann. Deßhalb aber fühlte er nicht weniger tief und weich, was er ausdrücken wollte. Nur weil ihm seine Sprache nicht angeboren war, weil er sie nicht unwillkürlich spielend, sondern in gemessenem Ernste erlangte, ward der schmiegsame Pinsel, dem unendliche Farben zu Gebote stehen, zum spitzen Griffel, welcher scharf das richtige wiedergibt. So wenigstens urtheilen seine Landsleute von der Sprache, die ich nicht genug verstehe, um ihren Klang und ihre Behandlung zu beurtheilen. Rein, fließend und knapp ist sie, und daß sie lieblich klingen könne, das hat erst vor so kurzer Zeit die Frau bewiesen, die größte Schauspielerin, die ich jemals sah und hörte, die Ristori, als Darstellerin der Mirra des Alfieri. Sie lockte den verborgenen Zauber aus dem Felsen. Sie zeigte, das es eines Genies bedarf, um das Werk des Genies zur Anschauung zu bringen, an dem Stümper fruchtlos ihre Kräfte versuchen und es verspotten, weil es ihrer zu spotten scheint. Nur Odysseus spannte den Bogen des Odysseus; für die andern war er ein ungefüges Ding, das sich nicht biegen und brauchen läßt.

1782 ward zum zweitenmal ein Drama des Dichters aufgeführt. Es war jetzt eine Gesellschaft von Dilettanten aus den höchsten Kreisen, denen er seine Tragödie Antigone gab. Eine Darstellung des Grafen von Essex von Thomas Corneille (einem Bruder des berühmten großen Corneille) reizte ihn, den Versuch zu wagen. „Ich wollte mich selbst überzeugen, ob die Art und Weise, welche ich jeder anden vorgezogen hatte, Erfolg haben könnte: nackte Einfachheit der Handlung, so wenig als möglich Personen, ein Vers, so oft und so ungleich, als es anging, unterbrochen, und mit ihm die Unmöglichkeit des singenden Vortrags (ed impossibile quasi a cantilenarsi)." — Der Graf selbst spielte den Creon, und der Erfolg machte ihn so kühn, daß er

im folgenden Jahre zum erstenmal daran ging, seine Werke in Druck zu geben.

Diese seine Grundsätze für die Abfassung der Tragödien waren entschieden aus einer Reaktion gegen die französische Schule hervorgegangen, gegen welche er seine Abneigung überall kund gibt.

Die französische Bühne hatte fußend auf Voltaire frischen Aufschwung genommen. Dieser erweiterte die eingeengte Handlung, führte neue scenische Einrichtungen ein, und bereitete, indem er zu der Darstellung der Leidenschaften ganz unbemerkt die Reizung der Neugier hinzufügte, die Rückkehr der alten Zustände vor, aus denen einst Corneille das Theater gerettet hatte.

Dieser Mann, der unter die ersten gehört, deren Frankreich sich rühmen durfte, reorganisirte das Theater seiner Zeit von Grund aus dadurch, daß er zwei, vor seinem Auftreten ganz verschiedene Richtungen der dramatischen Poesie zu einer neuen dritten vereinte, und so die Form schuf, welche ein Jahrhundert lang das europäische Theater beherrschte und jezt noch nicht untergegangen ist. Er nahm von der die Antike copirenden Tragödie der Italiener die äußere Würde, das spanische Schauspiel für den Inhalt als Quelle und Vorbild, und es entstand aus diesem Zusammenfluß von Freiheit und Gebundenseyn eine Gattung pompös heroischer Werke, welchen bei gemessenster Sprache der bewegteste, ergreifendste Inhalt eigen ist. Der Ton der Versdeklamation war ein feierlich singender, die Bewegungen ideal und das Costüm eine für jede Personnage hergebrachte typische Kleidung. Scenische Ueberraschungen wie bei Opern gab es nicht. Es handelte sich um Sprache und Bewegung. Nachahmung der Wirklichkeit war ein Gedanke, so fernliegend, daß man selbst beim Lustspiel von ihm abstrahirte. Auch für dieses legte Corneille neue Fundamente, auf denen Molière weiter baute, während er den Inhalt seiner Stücke meist den Italienern verdankt. In der Tragödie aber bildete erst Racine das, was für ihn Corneille errungen hatte, zu der Feinheit aus, welche das Genre der französischen Tragödie charakterisirt. Sein großer Vorgänger stammte noch aus den Zeiten, in denen ein feudaler, fast unabhängiger Adel neben dem Könige dastand. Es treten bei ihm lauter Seigneurs auf, ihre eigenen Herren, dem Könige dienend, aber nicht von ihm beherrscht. Racine aber gibt den Ton des Adels wieder, der sich unter die üppige Tyrannei von Versailles beugte. Corneilles Grandezza bekam etwas ungelenkes, der Ton langsamer Würde schien zulezt ein langweiliger Singsang; man sprach jezt einfacher, paßte die Rede mehr dem glatten Ausdrucke der Hofleute an, die mit so viel Grazie zu leben und zu sterben wußten, und mit dem strengsten Ceremoniell so viel Zwanglosigkeit verbanden, und deklamirte die Verse immer natürlicher, bis man endlich in das Extrem verfiel. Voltaire sagt: »On est tombé depuis dans un autre défaut beaucoup plus grand: c'est un familier excessif et ridicule, qui donne à un héros le ton d'un bourgeois. Le naturel dans la tragédie doit toujours se ressentir de la grandeur du sujet, et ne s'avilir jamais par la familiarité. Baron, qui avait un jeu si naturel et si vrai, ne tomba jamais dans cette bassesse.« Baron, von Molière gebildet, starb 1729. Seine Blüthezeit fällt mit der Racines zusammen.

Voltaire trat Racines Erbschaft an. Zu seinen Zeiten handelte es sich um Paris, um Frankreich, nicht mehr um Versailles. Seine Stoffe sind nicht mehr Intriguen des Palastes, sondern erschütternde Begebenheiten, deren Heimath die ganze Welt ist. Für diese schrieb er auch, sein Publikum war ein ungeheures. Nie hat ein europäischer Herrscher seine Macht soweit ausgedehnt als Voltaire, dessen Schriften fast überall den Ton angaben. Wenn er von Ferney aus an Friedrich den Zweiten schreibt, so ist es, als wenn ein Fürst mit dem andern redet. Auch war sein Landsitz wie eine Residenz, von der aus er seine Partei regierte. Er gab der Tragödie neuen Aufschwung und erweiterte ihre Mittel. Unter ihm emancipirten sich die Clairon und Lekain vom alten hergebrachten Costüm und kleideten sich nach ihrer Phantasie, indem sie die Trachten der Völker prachtvoll nachahmten, in deren Ländern der Stücke Schauplatz war. Die poetische Sprache aber, welche sich bei Corneille noch der Individualität des Dichters anschmiegte, bei Racine sich nur an das zu Versailles acceptirte gehalten hatte, versteinerte unter Voltaire zu einem Conglomerat unlebendiger Worte und Wendungen, welche nur durch überraschende Zusammenstellung scheinbares Leben erhielten. Mit einer unerhörten Tyrannei, welche er freilich für wohlberechtigt hielt, und die sich seine Zeit gefallen ließ, nahm er Corneilles Werke vor und corrigirte sie nach dem Canon des Racine, dessen Manieren er sich wiederum zur andern Natur machte. Die wahre Natur lag weit ab, sie, die allein den ächt individuellen Ausdruck gestattet.

Der Esprit der damaligen gebildeten Welt ist ein sehr billiges Produkt. Jedermann stellte es her mit einiger Uebung, und, merkwürdig, jeder hatte sein Vergnügen daran. Voltaire war geschickter als alle übrigen, ein wahrhafter Bosko im Gebrauche des Geistreichen. Liest man seine kleinen Couplets mit den niedlich unerwarteten Wendungen, so kann man sich oft kaum des Wohlgefallens enthalten. Wenn er an die

Prinzessin Ulrike von Preußen die bekannten Verse schreibt:

> Souvent un peu de vérité
> Se mêle au plus grossier mensonge:
> Cette nuit, dans l'erreur d'un songe
> Au rang des rois j'étais monté.
> Je vous aimais, Princesse, et j'osais vous le dire!
> Les dieux à mon réveil ne m'ont pas tout oté;
> Je n'ai perdu que mon empire,

so liest man das mit dem Gefühl, daß dergleichen nicht reizender gesagt werden könne, und möchte fast das Jahrhundert um eine Atmosphäre beneiden, in der solche Blüthen aufsproßten. Aber wenn derselbe Mann an Monsieur de la Harpe, welcher ihm über die Alzire ein Compliment machte und selbst Autor von dramatischen Erzeugnissen war, deren Inhaltlosigkeit durch alle Routine nicht versteckt werden kann, folgende Zeilen richtet:

> Des plaisirs et des arts vous honorez l'asyle,
> Il s'embellit de vos talents:
> C'est Sophocle, dans son printems,
> Qui couronne de fleurs la viellesse d'Eschyle.

so lernt man plötzlich wieder die oberflächliche Bildung jener Epoche kennen und beneidet sie nicht mehr um ihren Vorrang im savoir faire. Nach diesen Mustern sagte sich damals die Welt Schmeicheleien, ohne sie selbst zu erreichen. In diesen Tagen las ich den so eben erschienenen Briefwechsel Friedrichs und der Markgräfin von Baireuth, demjenigen von allen vielleicht, in dem er natürlich war. Wie laufen da die fadesten Schmeicheleien mitunter und entstellen nicht einmal die herzlichen Gefühle, denen sie zum Ausdruck dienen! Man wußte so wenig mehr, was Natur war, daß man sich in diesen verschrobenen Wendungen sogar natürlich fühlte, in denen man aufgewachsen und erzogen war.

Wenn da ein Mann wie Alfieri, ein Charakter, dem Schmeichelei und Unwahrheit unerträglich und unmöglich waren, wie verzweifelt nach einer Sprache sucht, der er seine innersten Gefühle anvertrauen könnte, wenn er jeden Schmuck, jede leiseste Abweichung vom strikten Ausdruck des Gedankens abwirft und verachtet, so verstehen wir das nun. Sein Ziel erreichte er nicht bei alledem. Die Sprache läßt sich nicht durch Strenge und Studium allein zu einem brauchbaren Werkzeuge machen, sondern wer sich ganz geben will, der muß sorglos alles benützen dürfen, was sich ihm darbietet. Er hat keine Zeit zu prüfen und zu versuchen, was ihm in die Hände kommt. Er muß ferner fest an seiner Gegend hängen, und, indem er die Anschauung seines ganzen Lebens mit in die Sprache hinein trägt, seiner partiellen Bildung allgemeine Gültigkeit verschaffen. So Lessing, Schiller und Goethe. Sie schrieben alle ungenirt in ihrem Dialekte, der sich dann, gereinigt von äußerlichen Provinzialismen, zum Dialekte der Generation erhob. Heute versucht man es oft ganz und gar durch die allerlokalste Sprachfärbung zu zwingen, und gewinnt so allerdings einige sehr starke, frische, oft überraschend schöne Farben, allein zu gleicher Zeit eine so beschränkte Auswahl, daß man höchstens einen Baum und ein Bauernmädchen darunter darstellen kann.

Alfieri löste sich los von der französischen Verderbniß. Hätte er nur eine Bühne gefunden, auf der man seine Charaktere begriff und von der aus sich seine Sprache mittheilte! Die aber fehlte ihm. Er vereinsamt und denkt an die Zukunft. Die Gewißheit, für die Unsterblichkeit zu arbeiten, mag aber ein noch so beruhigender Trost seyn für den Dichter, wohler ist ihm doch, wenn schon die Mitlebenden ihm die Kränze reichen, mit denen er im Geiste spätere Geschlechter seine Büste schmücken sieht.

Er spricht sich über diesen Punkt sehr offen und sehr resignirt aus. Neun Jahre nach der öffentlichen Darstellung der Cleopatra veranstalteten seine Freunde eine gleiche der Tragödie Virginia. Sie wollten des Dichters Anwesenheit in Turin feiern. Es war auf demselben Theater, der Effekt noch trauriger für den Autor. Wiederum vollständiger Beifall von Seiten des Publikums, aber leztes Aufgeben vieler Hoffnungen in der Seele dessen, der sie verfaßt. „Von diesem Tage an," sagt er, „nahm meine Enttäuschung über das, was Ruhmerwerben heißt, ihren eigentlichen Anfang; sie hat sich seitdem von Tag zu Tage mehr befestigt. Dennoch werde ich nicht von meinem einmal erfaßten Vorsatze ablassen und bis zu meinem sechzigsten Jahre neue Compositionen liefern, so gut und so gewissenhaft mir möglich ist, damit ich sterbend einmal die Genugthuung habe, so viel an mir liegt, mir und meiner Kunst gelebt zu haben. Was das Urtheil der Gegenwart anbelangt, so wiederhole ich das traurige Geständniß, daß mir weder an Lob noch an Tadel mehr gelegen ist. Das Lob ist für mich kein Lob, das nicht ein mit guten Gründen versehenes Urtheil enthält, aus dem der Autor neuen Muth zu erneuten Anstrengungen schöpfen darf, der Tadel kein Tadel, der nicht zum Bessermachen Anleitung gibt. Ich litt eine Todesqual während der Darstellung der Virginia, mehr noch als bei der Cleopatra. Deutlicher spreche ich mich hier nicht aus: wer seine Kunst liebt und stolz auf sie ist, dem ist wohl bekannt, was ich empfunden, wer nicht, der würde vergebens mich zu begreifen suchen."

Bis zum heutigen Tag schwammen seine Dichtungen so auf dem Ocean der Literatur umher, wie herrenlose Güter, auf die keiner Anspruch machte; eine Ernte, die keiner schnitt, ein Bergwerk, das keiner ausbeutete. Wer lehrte die Ristori solches Gold in den öden Sandufern zu finden, zwischen denen die Tragödie Mirra dahin rollt? Es mußte doch von Anfang an darin verborgen liegen! Wir andern sahen es nicht, weil wir es doch nicht hatten benützen können; dieser Frau aber gelang es, die der Himmel mit der Macht begabte, so zu ergreifen, und uns den Jammer eines gequälten Herzens so schön, so tief fühlen zu lassen, als wäre es unser eigenes. Dicht vor ihr saß ich und gewahrte, wie sie mich fesselte. Das Schicksal des unglückseligen Mädchens spann sich klar vor meinen Augen ab. Mit dem unbegreiflichen Genusse, mit dem jeder Mensch dem Verlaufe eines schauderhaften Verhängnisses nachfolgt, erwartete ich den Moment, in dem sie unterliegen sollte.

(Schluß folgt.)

Der Kuß des Kaisers.

Von Berthold Auerbach. *

Wenn man Kaiser Joseph sagt, so weiß jedermann, daß damit Joseph II. von Deutschland gemeint ist, der im vergangenen Jahrhundert in Wien gelebt hat, und es ist nicht sein geringster Ruhm, daß er gar keinen Beinamen hat, nicht der Große, nicht der Gütige, nicht der Einzige, nicht der Gerechte, daß man nur Kaiser Joseph zu sagen hat und jedermann weiß, wer damit gemeint ist.

In Wien außerhalb der Burg ist ein schöner freier Platz, darauf ist das eherne Bild Kaiser Josephs, wie er zu Pferde sitzt, aufgestellt. Leider hat ihn der Bildhauer in altrömische Tracht verkleidet, so daß wenig davon geblieben ist, wie er leibte und lebte.

Der Gevattersmann hat einen Freund, der nie am Josephsplatze vorüber geht, ohne ehrerbietig vor dem Standbilde des Kaisers den Hut abzuziehen. Andere, die das bemerkten, forschten nach dieser Sonderbarkeit und spöttelten zum Theil darüber, der Mann aber erklärte ihnen: „Es gibt keine schönere Freude, als mit ganzer Seele und ganzer Kraft zu lieben, oder noch besser, zu verehren; denn Verehrung ist Liebe zu einem Höheren, das uns doch wiederum so nahe ist, daß wir ihm uns traulich hingeben dürfen. Könnte man die Freude der Verehrung nur oft im Leben haben! Wir können leider oft nur damit zeigen, wem wir Verehrung zollen, indem wir vor laut Gepriesenem schweigen; aber da, wo sie uns gegeben ist, darf man sich nicht scheuen, ihr den Ausdruck zu verleihen, und es ist das doppelte Pflicht, weil so viel Lüge, Heuchelei und Knechtsinn, so viel befohlene Empfindung sich als freie innere Neigung breit macht. Es gibt viele Menschen in der Geschichte, deren Thaten wir bewundern; wir staunen über die Fülle ihrer Kraft, aber achten, lieben und verehren können wir nur diejenigen, wo wir den willenskräftigen und sittlichen Beweggrund ihrer Handlungen sehen, und solche Menschen gibt es wenige. Die uneigennützigste Liebe und Verehrung ist aber die zu einem Verstorbenen. Kann ich von dem Kaiser hier noch etwas wollen? Kann er mir aus seiner ehernen Faust eine Gnade spenden? Ich will nichts, als in seinem Gedenken mein oft verzweifelndes Herz erbauen. Ich danke ihm in Andacht für seine unablässig bewährte Liebe und Rechtschaffenheit, und das sollte jeder thun, um seinen Glauben an diese Tugenden immer wieder aufzurichten und im eigenen Herzen zu erwecken. Das Andenken der Männer, in denen sich die Menschenhoheit lebendig geoffenbart hat, ist das beste Erbe, das wir aus der Vergangenheit und der Geschichte überkommen, und es gibt Namen, die sind so fest und ewig wie die Sterne am Himmel, und wenn man auf offener See nicht mehr weiß, in welcher Weltgegend man ist, so findet man seinen Weg auf Erden nach den Sternen am Himmel."

„Freilich könnt ihr sagen: wozu brauchst du bei diesem Andenken den Hut abzuziehen? Du kannst ja deine innerste Verehrung ebenso in Gedanken hegen.

* Aus dem eben erscheinenden Schatzkästlein, der neuesten Schrift unseres Berthold Auerbach. s. Nr. 49.

Ich will das nicht bestreiten. Aber nehmt alle Gebräuche, alle äußeren Bezeichnungen aus dem Leben und aus der Religion — die nur die heilige Fassung des Lebens ist — hinweg, und ihr habt nichts als eine kahle Oede, eine Zusammenhanglosigkeit und babylonische Sprachverwirrung, wo keiner mehr Wort und Zeichen des andern versteht. Tausendmal übt man eine Gewohnheit, einen eingesetzten Gebrauch, ohne sich des Gedankens, der damit ausgedrückt werden soll, zu erinnern, aber hat man diesen nur einmal erkannt, so durchströmt bei jeder Uebung ein ruhiger Segen, ein Gefühl des Genügens und der Sättigung das Gemüth, so wenig man das jedesmal auch klar weiß. Darum möchte ich, daß alle Kinder, die hier vorübergehen, an eine Ehrenbezeigung gewöhnt würden; denn gute Gewohnheiten ersetzen oft gute Grundsätze, oder vielmehr sie machen sie zur Naturanlage."

„Stellst du aber Kaiser Joseph nicht zu hoch?" fragte einer der Zuhörer. — „Mit nichten. Mein Kaiser Joseph war ein wohldenkender und rein empfindender, war nicht nur ein braver, sondern auch ein rechtschaffener Mensch." — „Welchen Unterschied machst du denn zwischen brav und rechtschaffen?"

„Brav ist derjenige, der seine überkommene und übernommene Pflicht, wie es die gewohnte Ordnung erheischt, regelmäßig und treu erfüllt. Rechtschaffen aber ist derjenige, der noch außerdem das Rechte schafft, der noch neue Pflichten sich aufsucht und auferlegt, über die gewohnte Ordnung hinaus noch Neues, und zwar das Rechte zu schaffen sucht. Rechtschaffen in der vollsten Bedeutung des Wortes war Kaiser Joseph, und das ist das Beste, was man sagen kann, und ihm doppelt anzurechnen, weil er sich von vielen Vorurtheilen und Gewöhnungen loszumachen hatte."

„Ist es aber nicht," fragte einer der Zuhörer, „ist es nicht ein Beweis von den Mängeln Kaiser Josephs, daß nur wenig von seinen Thaten verblieben ist und uns zu lebendigem Danke auffordert?"

„Freilich," war die Antwort, „hatte Kaiser Joseph große und leicht erkennbare Mängel; das hindert aber nicht die Verehrung vor ihm. Er hatte Fehler und Mängel, die der allgemeinen und beständigen Menschennatur und der Natur seiner Zeit angehören, aber er bewahrte und errang Tugenden durch freie persönliche Bewährung und manches Gute ward durch ihn Josephinisch genannt. Es gibt Niemand, in dem sich nicht die Mangelhaftigkeit der Menschennatur erkennen läßt, das Vollkommene ist der Gedanke Gottes allein. Der Hauptfehler Kaiser Josephs war, daß er auf Tugend und Einsicht der Menschen baute, während doch diese beiden im Laufe der Zeit so verkehrt geworden waren; er aber blieb seinem Wahlspruche getreu, „durch Tugend und Beispiel" zu regieren. Er wollte das Edle, das Reine, und als Menschenfreund scheute er zurück vor den harten Mitteln, die die Durchführung seiner menschenfreundlichen Absichten zur Zeit noch erheischte. Es war ein schweres Wort Friedrichs des Großen, daß er sagte, Joseph II. thue immer den zweiten Schritt, ehe er den ersten gethan. In der That verfehlte Joseph und übersah die Grundlagen, die zuerst gegeben seyn mußten, bevor er die Ausführung seiner Plane verwirklichen konnte. Noch auf seinem Sterbebette, als ihm sein Arzt Quarin offen bekennen mußte, daß keine Genesung mehr möglich sey, am 5. Februar 1790 sprach Joseph: „Ich vermisse den Thron nicht, fühle mich ruhig, nur etwas gekränkt, durch so viele Lebensplage so wenig Glückliche und so viele Undankbare gemacht zu haben." — Das aber ist ihm gelungen, was er als Hoffnung an Van Swieten schrieb: das Diadem mit der Liebe des Volkes zu zieren. Ja, wenn man eine Inschrift auf dieses Denkmal hier setzte, so müßte man die Worte wählen, die sich bei jenem Joseph in Egypten finden: 1 Buch Moses Cap. 42, Vers 8: „Und Joseph erkannte seine Brüder, sie aber erkannten ihn nicht."

Der Freund ging mit seinem Genossen nach dem Augarten, den Kaiser Joseph mit der minder wohlgewählten als wohlwollenden Aufschrift versehen: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schätzer."

Es war am 1. Mai, dem Tage, der noch heute die fröhlichen Wiener im Augarten versammelt und die Frühlingsfeier unwillkürlich zur Gedächtnißfeier für Kaiser Joseph macht. In diesem Garten hatte sich der Kaiser oft mit Leutseligkeit unter sein Volk gemischt, und er hatte ja gegen den eiteln Hochmuth und die Abschließung der sogenannten höheren Stände oft geäußert: „Wenn ich nur mit meinen Standesgenossen verkehren wollte, bliebe mir nichts übrig, als in die Gruft der Kapuzinerkirche hinabzusteigen und daselbst meine Tage zu verbringen."

In einem abgelegenen Laubengang wurden hier, während rings sich Viele gedankenlos tummelten, manche Thatsachen von der Leutseligkeit und Menschenliebe Kaiser Josephs erzählt, und wie er in Jeglichem gern den Bruder erkannte; aber auch die Mängel wurden unverhehlen ausgesprochen, und wenn auch nicht ohne scherzhafte Einleitung zogen die Rückkehrenden in stiller Nacht den Hut ab vor dem Denkmale Kaiser Josephs.

Der Gevattersmann erzählt diese Geschichten gern und versezt sich in die Zeit, als wäre er dabei gewesen. Eine der Geschichten mag hier stehen.

„Der Kaiser kommt morgen durch unsern Ort," sagte eines Abends nach dem gemeinsamen Nachtgebet der jüdische Gemeindevorsteher Isaak zu dem Rabbinen. Dieser kraute behaglich in seinem langen weißen Barte, der ihm bis auf die Brust herab hing, und murmelte vor sich hin: „Gesegnet sey er!" — „Amen," fuhr Isaak fort. „Aber wir sollten doch etwas veranstalten, ihn zu begrüßen. Es thut jedem, und wenn er noch so hoch steht, wohl, wenn er sieht, wie man ihn in Wahrheit liebt, und gerade weil uns vom Amt nichts befohlen und nichts angesagt ist, muß der Kaiser sehen, daß es von freien Stücken geschieht. Der Pfarrer und der Ortsrichter, Männer und Weiber und Kinder gehen ihm entgegen, und sie haben draußen an der Gemarkung eine Ehrenpforte gebaut. Ich kann's nicht wagen, den Vorschlag zu machen, daß wir auch dabei seyn dürfen, aus zwei Gründen nicht, denn erstlich weiß ich im voraus, sie weisen uns ab. . ."

„Dann könnt Ihr den zweiten Grund in Rauch hängen!" sagte der Gemeindediener, Tobias Heubauch genannt, weil er der Sage nach einst, um sich ein Ansehen zu geben, sich mit diesem Futter ausgefüttert hatte, versteht sich nur äußerlich. Alles lachte nur halb, denn man wagte es nicht ganz im Beiseyn des ehrwürdigen und strengen Rabbinen, den noch niemand hatte lachen sehen. Auch der Vorsteher lächelte und fuhr fort: „Und wenn sie's uns auch gewähren würden, wer wollte dabei seyn, wo man nichts als Schimpf und Spott auszustehen hat? Was sollen wir nun machen?"

Der Rabbine faßte den Zipfel seines Bartes fest in die Faust; das war das Zeichen, daß er reden wollte, und alle hörten stille zu, indem er begann: „Die Gemeinde kommt morgen früh in Feiertagskleidern in die Synagoge und dann wird sich alles zeigen."

Der Rabbine schlug ein großes Buch auf und legte die rechte Hand hinein; das war das Zeichen, daß sich die Gemeinde entfernen sollte; denn er wollte jezt wieder seine Thätigkeit fortsetzen, die nur in abwechselndem Beten und Studiren bestand.

Am Morgen ging keiner mit seinem Quersack über Land, denn heute war ein Festtag. In der Synagoge an der östlichen Wand war Tobias beschäftigt, den Gesetzesrollen, die hier standen, sammtne und brokatene Umhüllungen zu geben. Je an zwei Doppelstäben sind hier die großen Pergamente aufgerollt, denn es ist alte Satzung, daß das Gesetz Mosis nicht aus einem gedruckten Buche, sondern aus geschriebenen Pergamentrollen in der Synagoge vorgelesen wird, und diese Rollen kommen nie hinaus in das freie Sonnenlicht, außer an dem Tage, da unter Gesängen und Gebeten von einer Familie eine neue Gesetzesrolle in die Synagoge gestiftet wird.

Nachdem mehrere Psalmen abgesungen waren, wurden die Rollen allesammt hinausgetragen auf die Straße; dort stellten sich die Träger auf, in ihrer Mitte der Rabbine, dessen Gesetzesrolle an den obern Enden der Stäbe mit flimmernden silbernen Kronen geschmückt war. Auch die ganze Gemeinde stellte sich auf, als bereits die Glocken zu läuten begannen, zum Zeichen, daß die kaiserlichen Wagen an der Gemarkung angelangt waren.

Auf der Freitreppe am Hause des Gemeindevorstehers Isaak, das der Synagoge gegenüber war, hatten sich die jüdischen Frauen und Mädchen versammelt. Eine suchte sich hinter der andern zu verstecken, um nicht gesehen zu werden, und wiederum drängte sich jede vor, um gut zu sehen.

Ein Hochrufen, aus dem besonders die hellen Kinderstimmen hervor klangen, ward vernehmbar. Jezt kam ein Wagen mit zwei Männern in glänzenden Uniformen; er rasselte vorüber, ehe man noch Zeit hatte, den Mund aufzuthun. Es entstand ein bedauerndes Murren, daß der Kaiser so stolz und zornig vorüber gerasselt sey und nicht einmal gegrüßt habe, und man stritt eben noch darüber, ob der zur rechten oder der zur linken Seite der Kaiser gewesen, als wiederum ein Wagen nahte, aber jezt ganz langsam, im Schritt. Nein, das war der Kaiser, und der Rabbine hob die Gesetzesrollen hoch und sprach mit lauter Stimme, und die ganze Gemeinde sprach ihm nach: „Gelobt seyst du Jehovah, unser Gott, König der Welt, der von seiner Majestät Theil gegeben hat einem Menschen von Fleisch und Blut!"

Der Kaiser ließ halten und sich diese in ebräischer Sprache gesprochenen Worte, die ein vorgeschriebener Segenswunsch beim Anblick eines Fürsten sind, in das Deutsche übersetzen. Er nickte zufrieden und sagte dann: „Ich muß auch euch sagen, daß ich diese Ehrenbezeugungen nicht liebe; ich reise durch mein Land, um euch arbeiten zu sehen, nicht um euch zum Müßiggehen zu veranlassen. Freilich, ihr Juden habt noch wenig nutzbringende Gewerbe, obgleich ich euren Kleinhandel nicht so verwerfe, wie andere thun: er belebt den Verkehr. Aber ihr sollt euch daran halten, mehr stetige, minder auf List und Trug abgesehene Thätigkeit zu erwerben. Meine Gesetze sollen euch darin schützen. Daß jeder nach seiner Façon selig werde, darüber kann ich

keine Bestimmungen treffen, aber ich will, daß jeder nach seiner Fähigkeit glücklich werde; dafür will ich sorgen nach Kräften und habe auch an euch gedacht. Ihr habt viele Jahrhunderte Schmach und Elend erduldet, das soll nun ein Ende haben, in meinen Landen wenigstens; ihr sollt mir dann auf keinen Messias mehr hoffen, als auf den redlichen Lohn redlicher Arbeit."

Der Kaiser ließ sich nun die Beschaffenheit der Gesetzesrollen erklären und wiederholte nochmals, daß er keinen bürgerlichen Unterschied wegen Glaubensansichten bestehen lassen wolle.

„Ist es wahr," fragte er dann den Rabbinen, „daß ihr euch noch für das auserwählte Volk haltet und alle andern geringschätzet, weil sie nicht eures Glaubens sind?"

„Hoher Herr!" erwiederte der Rabbi, „unser Gesetz ist nur für den verbindlich, der als Jude geboren ist; wir suchen nie einen andern zu bekehren, und wäre es nicht vernunftwidrig und gotteslästerlich, wenn wir einen geringschätzen wollten, der seinem eigenen Gesetze nachlebt und unseres nicht will, das auch ihn nicht will?" — Der Kaiser nickte zufrieden und sagte: „Ich liebe die Treue, sie ist die höchste Tugend. Ihr habt sie unter tausendjährigen Martern bewährt."

Schon war er im Begriffe, das Zeichen zum Aufbruche zu geben, als bei einer Wendung sein Blick auf die Freitreppe und die versammelten Frauen und Mädchen fiel. Er stieg aus, und auf die Treppe zuschreitend, sagte er: „Und ihr, habt ihr kein Wort und kein Zeichen der Huldigung für mich?"

Es läßt sich nicht beschreiben, welch ein Gedränge auf der Treppe war bei dieser Anrede. Viele drängten in's Haus hinein und überstürzten einander; andere fielen gerade auf den Boden nieder und versteckten sich, und wieder andere verhüllten mit den Schürzen ihr Angesicht. Nur ein Mädchen, das zuvorderst stand, blieb frei und unbeweglich, aber ihre geschwellten Lippen zuckten, aus ihren braunen Augen sprach eine seltsame innere Bewegung. Jetzt öffnete die Jungfrau den Mund und sagte: „Die höchste Verehrung hat kein Wort!" — „Du verstehst zu schmeicheln," erwiederte der Kaiser lächelnd. — „Man schmeichelt der Sonne nicht, wenn man ihr still dankt, daß sie ihr Licht über alle Geschöpfe ausgießt." — „Wie heißest du?" — „Dina." — „Und dein Vater?" — „Ich, hoher Herr," sagte Isaak, der Vorsteher.

„Ich habe einen Wunsch an dich, Dina," sprach der Kaiser. „Zum Zeichen, daß ich dein Volk, das Jahrtausende lang mißhandelte und verachtete, werthschätze und liebe, zum Zeichen für mich laß mich dir einen Kuß geben, ich will ihn dir nicht rauben. Willst du?" — „Ich will!" sagte die Jungfrau und ihr ganzes Gesicht leuchtete wie ihre Augen.

Und der Kaiser neigte sich zu ihr und küßte sie auf den Mund. Und jetzt stand er mit niedergeschlagenen Augen und das Mädchen blickte frei umher.

„Du scheinst mir spröde und herb," sagte der Kaiser endlich; „wie kommt es, daß du mir so leicht willfahrt?" — „Weil ich nicht den Mann, nicht den Menschen, sondern die Gnade des Kaisers geküßt habe." — „Ich danke dir," sagte der Kaiser scherzend. „Du bist wohl schon verlobt?" — „Ja!"

Alle Anwesenden sahen staunend umher, aber aus den versammelten Männern drängte sich jetzt ein hochgewachsener, schlanker junger Mann mit gekrausten schwarzen Haaren und edeln blühenden Gesichtszügen.

„Und wo ist dein Verlobter?" fragte der Kaiser. — „Der dort," rief das Mädchen, die Hand ausstreckend, und der junge Mann wollte vorwärts schreiten, aber er war wie festgewurzelt.

„Wann heirathest du?" fragte der Kaiser wieder. — „Wann es die Kaiserliche Majestät erlaubt." — „Ich? Warum ich?" — „Weil man ihm das Niederlassungsrecht verweigert. Es soll ja nach altem Gesetz die Zahl der Familien nicht vermehrt werden, sie soll dieselbe bleiben, und mein Bräutigam hat schon einen verheiratheten Bruder."

„Mädchen, du erinnerst mich an eine Bestimmung, die uns zweifeln macht, ob die Gesetze von Menschen oder von Teufeln gegeben sind. Doch sprich, ist dein Bräutigam auch ein Trödeljude? Wie kannst du deine Hand einem Menschen geben, der sich mit Schachern und Trödeln abgibt und ehrvergessen sich überall verspotten läßt, nur um einen Gewinn zu erhaschen?"

„Das eben ist's," sagte das Mädchen. „Mein Bräutigam ist ein Gerber. Er hat das Handwerk im Ausland erlernen müssen, weil ihn hier kein Meister annahm, und jetzt schließt ihn die Zunft aus und verwehrt ihm sein Handwerk zu treiben."

„Und ich gestatte es ihm hiemit," sagte der Kaiser und fuhr dann lächelnd fort: „Ich habe es viel lieber, ihr zieht den Ochsen die Häute ab und gerbt sie, als daß ihr mit eurem ehrlosen Schacher den Bauern die Haut abzieht. Ich will euch schützen in allem rechtschaffenen Thun, und ihr sollt daran denken, daß ich einen Namen aus eurem alten Testamente habe, daß ich Joseph heiße. Ich begrüße hier eure Gesetzesrollen," schloß der Kaiser, sein Haupt entblößend; „ich ziehe den Hut ab vor jedem fremden Heiligthum, das in Wahrheit verehrt wird und keinen Menschen mit Haß verfolgt, weil er nicht das Gleiche und in gleicher

Weise liebt. Der Religionshaß soll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt seyn, die ich dafür habe. Haltet an eurem Gesetze und macht euch immer mehr fähig, dessen theilhaftig zu werden, was ich für mein ganzes Volk ohne Unterschied im Herzen hege."

Der Kaiser stieg ein, und fast wären die Versammelten unter die nachfolgenden Wagen gekommen, so rannte alles in tollem Wirrwarr hin und her.

Nur Dina hatte sich auf die Treppe gesezt und weinte unaufhörlich. Sie hatte ein starkes Herz bewiesen im Angesichte des Kaisers, und jezt war sie wiederum das schwache Mädchen. Das Erstaunen machte sich in allerlei Ausrufungen Luft, und soviel ließ sich aus dem verworrenen Geschrei enträthseln, daß Dina nicht Braut gewesen war, daß sie ihren Vater und den Bräutigam, der dastand und nicht wußte, ob er träume, mit dieser plözlichen Wendung überrascht und gefangen hatte; denn Dina's Vater wollte dem armen Waisen, der noch dazu ganz aus der Art schlug, die Hand seiner Tochter nimmermehr geben. Nun aber war alles Widerstreben beseitigt, und als man sich hierüber genugsam ausgesprochen hatte, kam man wieder darauf, daß der Kaiser Dina geküßt hatte.

Der Gemeindespaßvogel Tobias Heubauch fand auch hier Gelegenheit zu seinen Witzeleien. „Ein schöner Beweis!" spottete er. „Der Kaiser küßt das schönste Mädchen zum Zeichen, daß er die Juden auch lieb hat! Wenn er das hätt' beweisen wollen, hätt' er mich küssen müssen oder da meine Alte; das wäre ein wirklicher Beweis, an den jeder hätte glauben müssen. Komm her, Gudula: warum hast du dich nicht hingestellt? Au waih! Ein armer Mann darf keinen Gusto haben, ist ein wahres Sprüchwort, das meine Großmutter schon gesagt hat."

Die Aufregung, die dieses Ereigniß hervorgebracht hatte, wollte sich lange nicht legen, und selbst die christlichen Mitbürger kamen vor das Haus Isaaks und hörten staunend, was geschehen war.

Der so plötzlich zum Bräutigam gewordene junge Mann ging hin und her und wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte; bald wurde er geneckt, weil der Kaiser zuerst seine Braut geküßt, bald wurde er beglückwünscht, weil ihm nun doch noch das Glück geworden sey, die schöne und tapfere Tochter des reichen Isaak heimzuführen. Und diese Neckereien und Glückwünsche waren wie die lautgewordenen Stimmen seines eigenen Herzens: bald war er glückselig über die ungeahnte Wendung seines Lebens, bald wieder traurig und ärgerlich, wenn er dachte, wie gering ihn eine Braut ansehen müsse, die der Kaiser geküßt.

Jeder wollte mit Dina sprechen, diese aber war unversehens verschwunden, hatte sich in ihre Schlafkammer eingeschlossen, und ließ den ganzen Tag weder ihre Eltern noch ihren Bräutigam zu sich. Am Abend aber kam sie herab in die Stube, und nach altem Brauch wurden jezt drei Lichter angezündet und auf einem mit Kreide auf den Stubenboden gezeichneten Drudenfuß, worin ein Glückwunsch geschrieben war, nach herkömmlicher Weise eine Tasse zerschmettert und jeder der Versammelten bewahrte sich eine Scherbe davon. Das war nun die wirkliche und feierliche Verlobung.

Als man aber wenige Wochen darauf beim Amte die Heirathserlaubniß holen wollte, erklärte der Amtmann, daß erstlich kein beglaubigtes Dokument von dem Versprechen des Kaisers da sey, und daß er das Zeugniß der umstehenden Juden nicht als gültig anerkenne, ferner aber, daß sich herausgestellt habe, wie Dina den Kaiser angelogen, und daß er dieß höchsten Ortes berichten müsse. Nun war die Freude in Leid verkehrt und Dina mußte selbst vor Amt.

Es war am Nachmittage, als sie dort erschien, und sie wurde flammenroth, als der Amtmann spöttisch fragte: „Du bist also das Judenmädchen, das vom Kaiser geküßt seyn will?"

Dina mußte ein peinliches Verhör bestehen, Alles wurde protokollirt, und wie entweiht war es nun! — Zuletzt mußte sie gar noch bekennen, daß sie allerdings den Kaiser getäuscht habe, denn sie sey damals in der That noch nicht Braut gewesen. Schließlich wurde ihr das Protokoll vorgelegt und sie sollte ihren Namen unterzeichnen. Mit zitternder Hand ergriff sie die Feder und schrieb ihren Namen; aber plötzlich flammte es in ihrem Gesichte auf. Als wollte sie Sand auf die Unterschrift streuen, streckte sie die Hand aus, ergriff aber das Tintenfaß und schüttete es über das ganze Protokoll. Sie lächelte heimlich in sich hinein, als sie jezt die harten Scheltworte des Amtmanns hören mußte über die doppelte Mühe, die man um ihretwillen habe. Sie ward auf den andern Tag beschieden, um das Protokoll zu unterzeichnen.

Als eine Siegerin, der eine entschlossene und tapfere That gelungen, kehrte sie zu Vater und Bräutigam zurück, die vor dem Amthause auf sie warteten. Rasch erzählte sie, was sie gethan, und die Entschlossenheit, die aus ihr sprach, verschönerte sie noch mehr.

Noch in der Nacht, als alles im Dorfe schlief, bestieg sie mit ihrem Vater und ihrem Bräutigam heimlich draußen auf der offenen Straße einen Wagen, und fort gings durch die Nacht nach der Hauptstadt zum Kaiser. In Wien angelangt, ließ sich aber Dina durch

keine Bitten und Beschwörungen dazu bewegen, selber mit in die Audienz zum Kaiser zu gehen. Und als die beiden Männer dem Kaiser dieß berichteten, lächelte er vor sich hin und lobte Dina. Er ließ augenblicklich zwei Schreiben ausfertigen: in dem einen bestätigte er sein Versprechen, und in dem andern wurde der Amtmann zur strengen Rechenschaft gezogen.

Das war ein Jubel, als Dina mit den ihrigen in das Dorf zurückkehrte, und der Vater durch das ganze Dorf bis vor sein Haus das Schreiben des Kaisers mit dem großen kaiserlichen Siegel hoch in der Hand hielt und Allen sein Glück verkündete.

Noch nie war im Dorf eine Hochzeit fröhlicher gewesen, als die der Gerbermeisterin Dina. Immer wieder wurde dem Kaiser auf's Neue ein Hoch gebracht. Und als der Jubel am lautesten war, erscholl plötzlich ein Posthorn, alles rannte an's Fenster, ein kaiserlicher Hofdiener stieg vom Pferde und kam sporenklirrend die Treppe herauf und geradewegs an den Hochzeittisch. Mit wunderlichen Reden überreichte er ein eingerahmtes Bild des Kaisers und verlangte abermals im Namen seines Herrn den Dank von rothem Munde.

Schon hatte der junge Ehemann den Mund geöffnet, um dieß zu versagen, als alles schrie: „Der Heubauch! der Heubauch!" Und dieser war's in der That. Er hatte nach seinem alten Mittel gegriffen, sich einen stattlichen Umfang zu geben. Alle lachten, er aber lachte und höhnte am meisten. — Das Bild war die erste Zierde im Hause des jungen Ehepaars, und Dina hieng einen Blumenkranz vom Hochzeittische um dasselbe.

Es war noch nicht ein Jahr darauf, als der Kaiser eines Morgens seinem vortragenden Rath mit Lächeln ein Schreiben hinreichte und sagte: „Nun sehen Sie, nun bin ich, den man Ketzer schilt, sogar Gevatter bei einem Judenknaben." Er erzählte das Begebniß mit Dina und schloß: „Das junge Ehepaar hat seinen ersten Sohn mir zu Ehren Joseph genannt. Antworten Sie ihnen, daß ich ihnen und meinem Pathen stets gewogen bleibe, und schicken Sie der Frau hier diesen Ring."

Der Ring ist geblieben, aber der kleine Joseph ist bald gestorben, und als die ganze Gemeinde besonders darüber trauerte, sagte der Heubauch: „Das Sprichwort wird wahr: das Kind ist todt, die Gevatterschaft hat ein End'."

Und als mehrere Jahre darauf Kaiser Joseph in die Kapuzinergruft versenkt war, wurde am Sabbath in der Synagoge gerade der Wochenabschnitt 2. Buch Mosis Cap. 1. vorgelesen, und als der 8. Vers gesprochen wurde, weinte Alles, und in der Frauenhalle der Synagoge schauten Viele auf Dina, die leichenblaß, aber thränenlos war.

Noch als Dina eine greise Großmutter war, wurde ihre Stirne jedesmal flammenroth, wenn man sie daran erinnerte, daß sie einst vom Kaiser geküßt worden sey.

Von diesem hier erzählten Ereignisse gibt nirgends ein Denkmal Kunde, aber in den Herzen der Unterdrückten lebt eine Tugend vor Allem, und das ist die Dankbarkeit, welche empfangene Menschenfreundlichkeit und Wohlthat nie vergessen läßt.

Ein Ausflug nach Sing-Sing im Staate Newyork.

Ein Campmeeting.

Als die ersten Apostel der Methodisten, von Wesley, dem Gründer der Sekte, ausgesandt, zuerst in den englischen Colonien Amerikas erschienen, verschloß ihnen die Geistlichkeit der herrschenden bischöflichen Hochkirche mit Hartnäckigkeit die Thüren ihrer Kirchen, und die Folge war, daß die Methodisten unter freiem Himmel, oft in Wäldern, unter großem Zulauf des Volks predigten. Gegenwärtig ist die Sekte der Methodisten eine der verbreitetsten in den Vereinigten Staaten, in jedem Dorf haben sie Kirchen, wo sie ihre Zusammenkünfte nach Belieben halten können; trotzdem haben die Versammlungen im Freien oder Campmeetings sich erhalten und finden alljährlich an beliebigen Orten auf dem Lande statt, wo die Andächtigen eine Woche lang beisammen bleiben.

Ein Neger-Campmeeting fand gegen Ende August bei Sing-Sing, einige Meilen aufwärts von Newyork am Hudson, statt, und während der Dauer desselben

außer den gewöhnlichen Schiffen täglich zwei rivalisirende Dampfboote von Newyork dorthin, welche die Frommen und Neugierigen für die niedrigsten Preise beförderten.

An der Ecke der Straße, wo die Boote landen, steht eine irische Schenke, vor der sich einige Bänke für die Passagiere befinden. Im Innern ging es lustig her; ein paar Fiedler kratzten auf verstimmten Violinen Tänze, während die Gäste, ächte Vollblutpaddys, malerisch zerlumpt genug, um an Murillos Betteljungen zu erinnern, und würdig, in Fallstaffs Compagnie zu dienen, entweder in Gruppen umher standen und schwazten, oder vor der Thüre herum bummelten. Alles schwieg indessen, als einige Augenblicke vor der Abfahrtszeit zwei etwas ruppig aussehende Gentlemen erschienen, von denen der eine die Passagiere ungefähr wie folgt anredete: „Ladies und Gentlemen, hier kommt das Dampfboot, welches Sie zu dem noch nie dagewesenen unerhört niedrigen Preise von einem Schilling nach Sing-Sing mitnehmen wird. Eine so wohlfeile Gelegenheit ist noch nie in der Welt dagewesen!" Aber noch hatte er seine Rede nicht vollendet, als der andere ihm in's Wort fiel: „Ladies und Gentlemen, Sie werden doch nicht das Eisenbahnboot patronisiren? Das ist das Boot, welches die Eisenbahncompagnie gehen läßt, um das Volksboot zu ruiniren, mit dem Sie weit schneller und sicherer fahren werden. Wenn Sie das Eisenbahnboot patronisiren, so wird in acht Tagen gar kein Boot mehr fahren, und Sie müßten 27 Dollars nach Sing-Sing bezahlen! Wer kann verlangen, für weniger als zwei Schillinge zu fahren? Aber freilich, das Eisenbahnboot kann die Passagiere für einen Schilling mitnehmen, denn die Gesellschaft bezahlt keinem Menschen seinen Gehalt und jeden Monat haben sie andere Leute!" — „Das ist nicht wahr!" rief der erste; „jeder wird richtig bezahlt!" — „Bekommst du etwa deinen Gehalt, Georges?" fragte der andere. — „Gewiß!" war die Antwort und beide schwiegen, um einen Augenblick auszuruhen; dann fing der erste wieder an: „Ich würde mich dem Volksboot nicht anvertrauen, es ist sehr unsicher und hat schon mehrere male Unfälle gehabt." — Der andere schrie natürlich jetzt lauter als zuvor: „Ladies und Gentlemen, Sie werden doch nicht das Eisenbahnboot patronisiren u. s. w." Und so toben sie gegen einander fort, zum großen Ergötzen der Anwesenden, und wüthen, als wenn sie einander in die Haare fallen wollten, obgleich beide kaum das Lachen halten können, und niemand sich durch diese Komödie, welche täglich aufgeführt wird, zu Gunsten des einen oder des andern Bootes bestimmen läßt.

Endlich erschien das erwartete Boot und der erste rief: „Ladies und Gentlemen, hier kommt das Boot, um Sie mitzunehmen!" — „Und das Volksboot dicht hinterdrein!" schrie der zweite, und damit rannte er den Pier hinunter, als wenn er entschlossen wäre, jeden in's Wasser zu werfen, der sich dem Boot seines Concurrenten nahen würde; der andere ihm nach, womit das Schauspiel für heute endigte, und nach wenigen Augenblicken glitten die Boote den Strom hinauf.

Ein strenger Kritiker bemerkt, daß zwischen dem Hudson und seinen Ufern keine rechte Uebereinstimmung herrsche, indem jener großartig und mächtig, diese aber nur lieblich und anmuthig seyen. Es mag etwas Wahres an dieser Bemerkung seyn, aber gewiß ist es, daß Strom und Ufer in ihrer Verbindung unendlich schön und reizend sind und von vielen selbst über die Rheingegend gestellt werden. Auf beiden Seiten erheben die Ufer sich zu sanften, mit frischem Grün bedeckten Hügelreihen, zwischen denen der prachtvolle Strom sich in so vielfachen Krümmungen hinschlängelt, daß oft die Ufer hinter einander geschoben, die entfernteren in bläulichen Duft gehüllt erscheinen. Auf der Newyorker Seite ist das ganze Ufer mit reizenden Villas und Cottages übersäet, die kokett zwischen den Bäumen hervor sehen, und daneben erheben sich auch kleine Ortschaften, wie Hastings und Tarrytown, so freundlich und heiter, als wenn sie sich selbst über die Schönheit ihrer Lage freuten. Unten am Strand befindet sich ein Marmorbruch, von welchem der Marmor auf der hart am Fluß hinlaufenden Hudsoneisenbahn sogleich weiter geschafft wird.

Nach einer dreistündigen Fahrt erreichten wir mit Einbruch der Dunkelheit Sing-Sing — der Himmel weiß, woher der chinesische Namen kommt — das in der reizendsten Gegend am Ufer liegt. Am Strand standen Wagen bereit, um die Ankommenden nach dem Camp zu bringen. Ein steiler Weg führt am Ufer hinauf; dann geht es eine kleine Strecke zwischen freundlichen Landhäusern hin, und nach etwa zehn Minuten befand ich mich am Eingang des Camp.

In einem Buchenwäldchen war ein großer Kreis von siebzig bis achtzig Zelten errichtet. Die meisten waren geöffnet und im grellen Lampenlicht, das sie erhellte, konnte man die schwarzen und braunen Gestalten an langen Tischen beim Abendessen versammelt sehen. An den Bäumen flackerten kleine Lampen, die eben genug Licht gaben, um einen vor dem Stolpern zu bewahren, ohne darum das geheimnißvolle Dunkel der Scene zu zerstören. Mit der vollen Neugier eines ächten Reisenden wanderte ich an den Zelten hin, als ich in einiger Entfernung den eigenthümlichen Gesang der Methodisten hörte, und der Richtung folgend, stand

ich bald einer bedeckten, ziemlich hohen, aus rohen Brettern errichteten Tribüne gegenüber, auf der sechs Prediger saßen, von denen vier pechschwarz, einer ein dunkler Mulatte und der sechste fast weiß war. Unmittelbar vor der Tribüne war ein kleiner Platz eingezäunt und mit Stroh bedeckt, auf dem die vom Geist bereits Erleuchteten knieten. Dahinter standen lange Reihen von Bänken für das übrige Publikum.

Nachdem der Gesang eine Weile gedauert hatte, erhob sich einer der Prediger und hielt eine lange Bußpredigt, in der er die Zuhörer ermahnte, sich zu bekehren, die Wohlthat hervor hob, die Gott ihnen mittelst dieses Campmeeting angedeihen lasse, und mit grellen Farben den künftigen Zustand der verstockten Sünder schilderte. Er steigerte sich aber dabei mehr und mehr, schrie und tobte und redete sich in eine Leidenschaft hinein, die alles überbot, was ich bisher von Methodisten gesehen hatte, bis ihm endlich die Stimme versagte und nach abermaligem Singen und Beten ein anderer seine Stelle einnahm, der in derselben Art ungefähr dieselben Gemeinplätze vortrug.

Ueberhaupt fand ich bald, daß alle diese Prediger und Erleuchteten sich sammt und sonders in gewissen stereotypen, wohl schon viel hundertmal wiederholten Redensarten ergingen, und selbst die leidenschaftliche Steigerung gegen das Ende brachte nichts zu Tage als die brüllende Wiederholung derselben Phrasen. Brüllen ist hier die Hauptsache, so gut als auf der amerikanischen Bühne, und kein Prediger macht einem andern Platz, als bis er vor Heiserkeit durchaus nicht mehr kann. Die Versammlung schien indessen höchlichst erbaut und warf häufig ein Amen! glory to God! oder Lord have mercy on us! ein, während andere nur seufzten und stöhnten, als wenn sie alle Qualen des Fegefeuers empfänden.

Wohl zwei Stunden mochten verflossen seyn, als einer der Prediger sagte: „Brüder und Schwestern! so laßt uns denn jezt unsern Gottesdienst schließen; allein höret darum nicht auf mit Singen und Beten, sondern haltet euch wach und sezet eure Andacht im großen Zelt hier zur Rechten fort. Gott hat angefangen auf diesem Boden zu wirken; betet, daß ihr alle Religion krieget und wir bei diesem Meeting recht viele Bekehrungen sehen mögen!“ „Religion kriegen“ (to got religion) ist der technische, so zu sagen handwerksmäßige Ausdruck, und die Prediger und Erleuchteten thun in Wahrheit das Ihre, um sie den armen Sündern einzutrichtern, und haben keine Schuld, wenn diese sie trotzdem nicht „kriegen.“

Die Brüder und Schwestern sezten sich jezt langsam nach dem bezeichneten Zelt in Bewegung. Manche trugen Laternen, welche ein ungewisses Licht auf die Procession warfen. Besonders fiel mir ein Mann, ein Mulatte, auf, dem beide Beine fehlten, und der sich in einem kleinen Wägelchen selbst fortschob, aber wie es schien, einer der ersten auf dem Platz seyn wollte. Das erwähnte Zelt war hell erleuchtet und mit Andächtigen gefüllt, die theils im Stroh knieten, mit dem der Boden bedeckt war, theils im Kreise herum standen. Und nun begann eine Scene, welche in ihrer Uebertreibung, Verzerrung und Unschönheit alles überbot, was ich bis jezt in der Art gesehen.

Ein „Erhorter“ nach dem andern trat auf und steigerte sich und die übrigen zu einer solchen Aufregung, daß des Heulens und Schreiens kein Ende mehr war. Vor Allen aber waren es die Frauen, die sich in Heftigkeit und Wildheit gegenseitig zu überbieten strebten, und in dieser künstlichen Wuth wahrhaft furienartig und abschreckend häßlich erschienen. Eine Frau vor allen, eine lange dürre Gestalt, mit einem tief in's Gesicht gehenden Cattunhut mit einer langen Falle, wie sie hier allgemein von den geringen Frauen getragen werden, war unerschöpflich und entwickelte eine Kraft und Ausdauer, die über das menschlich Mögliche hinauszugehen schien. Ihre Farbe war dunkel, aber weder das tiefe Schwarz der eigentlichen Neger, noch das dunkle Gelb der Mulatten, sondern vielmehr eine Art Erdgrau, und ihr Organ hatte jenen tiefen Timbre, der den farbigen Frauen eigen ist und hier als eine wahre Wohlthat erscheint; denn müßte man zum Ueberfluß gar noch jene hohen, zirpenden und quiekenden Stimmen hören, wie sie unter den weißen Frauen so häufig vorkommen, so müßte der Lärm vollends ohrzerreißend und nervenerschütternd seyn. Einmal nur, als dieses Weib in der höchsten Ekstase war, ertönte aus einer Ecke im schärfsten Discant ein so kreischendes »God almighty!« von dermaßen unwiderstehlich komischer Wirkung, daß selbst die Andächtigen es mit einem lauten Gelächter erwiederten.

Eine dicke Negerin bemühte sich besonders den jungen Ladies und Gentlemen aus Newyork in's Gewissen zu reden, und wiederholte dabei brüllend wohl zwanzigmal die unpathetische Anrede »young Ladies and Gentlemen from Newyork!« Ein junges Mädchen lag in völliger Zerknirschung seufzend und zitternd, fast wie von Krämpfen geschüttelt, am Boden, während die andern für sie beteten und sie zum Glauben ermahnten. „O Gott, laß sie glauben!“ „Hilf ihr jezt gleich!“ „Glaube im Augenblick!“ „Gebet ist der Schlüssel zum Himmel!“ so ließ sich besonders das graue Weib vernehmen, während der hellfarbige Prediger sich über sie beugte und freundlich fragte: „Willst du nicht aufstehen, Schwester?“

Immer höher stieg die Ekstase, immer wilder und gassenhauerartiger wurden die Melodien, und als zuletzt die Graue einen Gesang mit dem wenigstens hundertmal wiederholten Refrain: God is my love! anstimmte, erreichte der Taumel den höchsten Grad. Die meisten klatschten dazu in die Hände, andere wiegten sich wie verzückt hin und her, oder sprangen in die Luft, und immer rascher wurde das Tempo, immer unheimlicher und häßlicher der Anblick, bis endlich der helle Prediger der Versammlung anzeigte, daß es bereits nach zehn Uhr sey, und die Andacht für diesen Abend geschlossen erklärte. Alle zogen sich jezt zurück, das noch immer am Boden liegende Mädchen wurde aufgenommen und hinausgeschleppt, und ich sah mich nach einem Unterkommen für die Nacht um, das ich bei einer riesigen Negerin fand, die in ihrem Zelt auf einem kleinen Kochofen, unter dem ein paar Hühner ihr Lager aufgeschlagen hatten, gerade ihren Thee braute.

Ich war eben beschäftigt, ein unerlaubt schlechtes Stück Hammelfleisch zu verzehren, als noch andere Gäste, darunter auch der helle Prediger, erschienen, welcher aber aus einem gottbegeisterten Bußprediger auf einmal ein recht gewöhnlicher Alltagsmensch geworden war, sehr viel aß und lachte und viel triviales Zeug sprach. Seine Züge waren scharf markirt und in seinen Augen glänzte ein widerwärtig sinnliches Feuer, das mir schon vorhin aus der Entfernung aufgefallen war. Als er endlich aufstand und sich zum Gehen anschickte, fiel er wieder in seine Predigerrolle, reichte mir die Hand und sagte salbungsvoll: „Mein liebes Kind, sind Sie auch hieher gekommen, um sich von der Bibel erleuchten zu lassen?" Meine trockene Erwiederung: „Nein, ich bin fremd, und gehe morgen wieder fort," schnitt indessen alle weiteren Annäherungsversuche ab.

Es wurden jezt Anstalten zum Schlafen gemacht, die darin bestanden, daß ein Vorhang der Länge nach durch das Zelt gezogen und dahinter Strohlager bereitet wurden. Da ich indessen die Gesellschaft der beiden Bewohnerinnen und das schon mehrere Tage gebrauchte Stroh nicht sehr einladend fand, zog ich vor, auf ein paar nackten Brettern zu schlafen, die über zwei Koffer gelegt wurden. Noch aber konnten die Frommen nicht ruhen, und es war schon sehr spät, als ein Trupp Männer und Weiber, Hymnen singend, wie besessen durch den Camp rannten. Ich nebst meiner Wirthin eilten hinterdrein, bis mir die Procession doch langweilig wurde und ich mich in's Zelt zurückzog, wo ich auf meinen zwei Brettern vortrefflich schlief.

Am andern Morgen wurde ich durch die Hymnen geweckt, mit denen die Frommen den Tag begrüßten. Ich trat hinaus und sah mir das Lager beim Tageslicht an. Hinter den meisten Zelten rauchten Kochöfen, in andern waren Vorräthe von Früchten und Gemüsen aufgehäuft, und am Eingange des Lagers hielt ein Milchwagen. Bald darauf rief eine Glocke die Schaar zum ersten Meeting zusammen.

Vor allen war wieder die graue Frau unermüdlich und verbreitete sich dießmal besonders über die Sklaverei und die Sklavenhalter, denen sie wünschte, daß ihnen bald die Ueberzeugung ihres Unrechts kommen, daß ihnen jeder Bissen, jeder Trunk verbittert, ja, daß ihr Lager ihnen wie heißer Schwefel seyn möge, bis sie zu dieser Ueberzeugung gelangt. Einer der Prediger, ein alter Mulatte, der sich gestern nur in allgemeinen Redensarten ergangen hatte, war ebenfalls sehr guter Dinge und lobte den Eifer der Andächtigen, welche die Ausgabe für die Fahrt auf dem Dampfschiff oder der Eisenbahn nicht gescheut hätten, um sich hier einzufinden. Ferner pries er die Gnade Gottes, die sich vielfach an ihm bewährt habe. „Ja," rief er, „Gott hat mir große Gnade erwiesen. Ich war ein Sklave, und er hat mich frei werden lassen, und dann hat er mir eine Familie, eine schöne Frau und liebe Kinder geschenkt, für die ich ihm nicht dankbar genug seyn kann. Komm, steh' auf, liebe Frau, und zeige dich, damit die Brüder und Schwestern sehen mögen, ob ich nicht Grund habe, Gott dankbar zu seyn!" In der That erhob sich innerhalb der Umzäunung eine fette Negerin, zum höchsten Ergötzen einiger weißen Zuschauer, die Mühe hatten, sich des Lachens zu erwehren. Auch ich biß in mein Taschentuch, und da eben wieder ein Gesang angestimmt wurde, brach ich auf, mit der Ueberzeugung, das Komischste und Originellste gesehen zu haben, das der Campmeeting bieten konnte, und trat den Rückweg nach Sing-Sing an.

Gewiß hatte ich genug heulen, schreien, seufzen und brüllen gehört, ich hatte Menschen sich wie Rasende geberden sehen, und trotzdem war es mir nicht, als wenn ich wirklichen Fanatismus gesehen hätte; ich meine jenen Fanatismus, der in früheren Zeiten Märtyrer schuf, Religionskriege anfachte und von Natur sanfte und friedliche Menschen zu Mördern machte. Es schien mir vielmehr eine künstliche Begeisterung, ein kalter Eifer, in den man sich gegenseitig hineinredet, bis man sich einbildet, ihn wirklich zu fühlen, gewissermaßen ein gefrorenes Feuer, und deßhalb in seinen Folgen zwar unschuldiger, aber um so widerwärtiger und abstoßender in seiner Erscheinung. Ich will damit durchaus nicht sagen, daß diese Leute bewußte Heuchler seyen; im Gegentheil, sie glauben wirklich alles das zu fühlen, was sie aussprechen, und werden dabei noch

von einem andern Motiv getrieben, von dem sie selbst keine Ahnung haben.

In jedem Menschen, und vorzüglich in allen, die eine lebhafte Phantasie besitzen, liegt bewußt oder unbewußt das Verlangen nach irgend etwas, das außerhalb der Grenzen des Alltagslebens liegt und ihn auf Augenblicke über die Sorgen und Lasten desselben hinaushebt. Der gebildete Mensch findet dieß in Kunstgenüssen, Reisen, Geselligkeit und Literatur, Dinge, von denen diese armen Farbigen von vorn herein ausgeschlossen sind. Sie kennen aber auch nicht jene Vergnügungen, Zusammenkünfte und Volksfeste, mit denen die geringeren Klassen in Europa sich vergnügen, und für viele ist ein solcher Campmeeting die einzige Abwechslung in ihrem einförmigen Daseyn. Die Unterbrechung der gewohnten Arbeit, die kleine Reise, der Aufenthalt im Freien, das Zusammenseyn und Bekanntwerden mit ihresgleichen, die Romane, die unfehlbar dabei angesponnen werden, alles das bietet ihnen Anregung und Zerstreuung, die sie unter andern Umständen im Theater oder einer Reiterbude fänden, und hilft die unnatürlichen Andachtsübungen überstehen, die ohne diese Zugabe für die Mehrzahl unerträglich seyn müßten; denn welcher gesunde Mensch — sey er auch noch so aufrichtig fromm — ist wohl im Stande, eine ganze Woche hindurch von früh bis spät, mit Ausnahme von zwei Stunden, die für Mittag- und Abendessen bestimmt sind, nichts zu thun als singen, beten und Predigten anhören!

Das Staatsgefängniß.

Nach Sing-Sing zurückgekehrt, besuchte ich das State prison oder Zuchthaus des Staates Newyork, welches etwas unterhalb der Stadt, hart am Ufer des Hudson, liegt. Rechts vom Hause der Männer befindet sich die Abtheilung für die Frauen in einem villaähnlichen, mit Säulen geschmückten Gebäude, das von vorne nichts gefängnißartiges hat, und zwischen beiden steht ein kleines Häuschen, eine Art Bürgerwache, wie die an der Wand hängenden Gewehre zeigten, wo drei alte Männer in Civilkleidung friedlich ihre Pfeifen rauchten.

Als ich meinen Wunsch vorgetragen hatte, begleitete mich einer von ihnen nach dem Hauptgebäude. Keine Schildwache hütet, wie bei uns, den Eingang, und durch eine offene Thüre gelangt man in das clerk's office, wo ich einige Augenblicke zu warten hatte. Gleich nach mir erschien eine junge, sehr wohlgekleidete Frau, sicher dem höheren Bürgerstande angehörig, in Begleitung eines jungen Mädchens, wie es schien ihrer Schwester, und zweier Kinder, von denen das jüngste noch auf dem Arm getragen wurde, und verlangte einen Gefangenen, dessen Namen sie nannte, zu sehen, was den Freunden und Angehörigen alle Vierteljahr, am ersten des Monats gestattet ist. Der Schreiber fragte, auf wie lange der Mann hier sey, und die Antwort lautete: „Auf Lebenszeit!" Welches düstere Drama mochte hier gespielt haben? — Nach wenigen Augenblicken erschien der Gerufene, ein junger kräftiger Mann, der nichts Ungefälliges in seiner Erscheinung hatte, setzte sich auf's Sopha zwischen die Frauen und nahm die Kinder auf den Schooß. Es schien indessen nicht, als sey dieß das erste Wiedersehen im Gefängniß, oder als ob die Gegenwart Fremder sie bedrückte, wenigstens begrüßten sie sich mit einer Fassung, deren ich in diesem Augenblick nicht einmal als unbetheiligter Zuschauer fähig war. Jetzt erschien ein alter Schließer, um mich herumzuführen, und ich verließ die armen Opfer unglücklicher Verkettungen, um mich im Innern umzusehen.

Das Gefängniß besteht aus einem Hauptgebäude mit zwei langen Seitenflügeln, die bis hart an den Strom laufen. Von der Landseite ist es mit einer Mauer umgeben, nach dem Wasser dagegen ganz offen, und die Gefangenen können in dem durch die beiden Seitenflügel gebildeten Hof ungehindert an den Fluß gelangen. Durch diese Einrichtung wird alles Kerkerartige vermieden; Licht, Luft und Sonne haben freien Zutritt, ohne daß dadurch Gelegenheit zum Entkommen geboten würde, da der breite Strom eine unüberschreitbare Grenze bildet. Ueberhaupt sah ich mit Wohlgefallen, daß jede unnöthige Grausamkeit vermieden ist und eine Humanität herrscht, welche das Gefängniß in der That einer großen Republik würdig macht.

Die Gräuel der einsamen Absperrung und des ewigen Stillschweigens, welche ein grausamer Straf- und Besserungseifer auch nach Europa zu verpflanzen gesucht hat, sind hier nicht zu finden. Die Gefangenen arbeiten in Gemeinschaft, dürfen mit einander sprechen, vorausgesetzt, daß die Arbeit nicht darunter leidet, und werden nur während der Nacht in ihren Zellen eingeschlossen, die sich in fünf Stockwerken, jedes zu zweihundert, befinden und ihr Licht durch die Gitterthür vom Corridor erhalten.

Die Zahl der Gefangenen beträgt gegenwärtig neunhundert. In den Seitenflügeln und im Hofe, in großen, dort errichteten Werkstätten, befinden sich die verschiedenen Fabriken, wo mit Hülfe von Dampfmaschinen alle möglichen Gegenstände in höchster Vollkommenheit producirt werden. Filzhüte, Eisenwaaren jeder Art, Tischler- und Drechslerarbeiten, Zeuge und die schönsten Brüsseler Teppiche sieht man in den verschiedenen

Werkstätten vom ersten Bearbeiten und Färben des rohen Stoffes bis zu ihrer lezten Vollendung entstehen. In jeder Werkstätte befindet sich ein Aufseher, der von einer erhöhten Tribüne den ganzen Raum übersieht und durch seine Gegenwart alle in Ordnung hält. Da alle diese Räume nach dem innern Hofe gehen, ist keine Vorsicht, wie Eisenstangen oder Gitter vor den Fenstern nöthig, und frei und unbeschränkt dringen Luft und Licht durch die hohen weiten Fenster, aus denen man einer schönen Aussicht auf den Hudson und das gegenüber liegende Ufer genießt. In Folge dieser freien günstigen Lage ist das Gefängniß ungewöhnlich gesund und im Hospital, in das ich einen Blick warf, befanden sich nicht mehr als etwa zehn bis zwölf Kranke, bei einer Zahl von neunhundert Menschen gewiß ein günstiges Verhältniß.

Der größere Theil der Gefangenen besteht freilich aus ganz jungen Leuten, und nur wenige zeigen jene Verbrecherphysiognomie, die man in einem Zuchthaus zu finden erwartet; im Gegentheil fielen mir die vielen hübschen, gutmüthigen, ehrlich blickenden Gesichter auf. Trotzdem sind es nur schwere Verbrechen, welche einen Menschen hieher bringen können; allein wenn man näher nachforscht, wird man auch finden, daß es in den wenigsten Fällen der wirkliche Trieb zum Bösen, sondern der Mangel an aller Zügelung und Bändigung, mit Einem Wort die mangelnde Erziehung ist, welche in diesem Lande die Gefängnisse in unverhältnißmäßigem Grade mit Opfern, und zwar größtentheils mit Irländern füllt.

Nachdem ich alle Abtheilungen und Werkstätten gesehen und von meinem alten Führer, „um alles kennen zu lernen,“ einen Moment in einer Zelle eingesperrt gewesen war, besuchte ich noch das Frauengefängniß. Die Zellen sind hier weit geräumiger als die der Männer, in welchen gerade Raum für ein Bett ist, das bei Tage an der Wand in die Höhe geschlagen wird. Der Sinn der Frauen, sich ihre Behausung — sey sie auch noch so schlecht — nach Kräften auszuschmücken, zeigt sich selbst hier im Gefängniß; die meisten Zellen waren mit Bildchen, Stickereien und Ausschnitten, vorzüglich aber mit Kreuzen und Heiligenbildern geschmückt, welche beweisen, daß die meisten Bewohnerinnen ebenfalls jener unglücklichen irischen Nation angehörten.

Dicht am Gefängniß, am einsamen Abhang des Ufers liegt der Kirchhof, freundlich mit wilden Blumen überwachsen. Auf hölzernen Tafeln liest man die Namen der Todten; eine zweifelhafte Ehre, die mancher sich wohl lieber verbitten möchte.

Literatur.

Riehls Hausmusik.

(s. Nr. 50.)

Tritt ein Mann, der einem Gebiete der Kunst literarische Thätigkeit zugewendet hat, auf diesem nämlichen Gebiete hinterher selbstproducirend auf, so ist sein Stand der urtheilenden Welt gegenüber ein schwieriger. Einem Schriftsteller über bildende Kunst nimmt es kein Mensch übel, wenn er gar nicht meiseln oder modelliren kann; versteht er aber das Werkzeug zu führen und zeigt er das öffentlich, so fällt es nur wenigen ein, dieß als eine seltene und glückliche Zugabe zu der Bildung des Mannes, als eine neue Legitimation seiner Urtheilsfähigkeit in Sachen der Plastik hoch zu achten; vielmehr darf jede praktische Leistung solcher Art sicher darauf rechnen, einer Ungenügsamkeit des Publikums zu begegnen. Von Winkelmann, hätte er nebenbei in Marmor gearbeitet, würde man wahrscheinlich gefordert haben, er dürfe nicht hinter Phydias zurück bleiben. Das ist freilich eben so verkehrt, als es natürlich scheint; allein es ist einmal so, und deßwegen gehört Entschluß dazu, von dem behaglicheren Boden rein theoretisirender Betrachtung auf das Feld der That hinaus zu schreiten. Riehl hat den Schritt muthig gethan; muthig — denn in seinem Falle war mehr als Entschluß vonnöthen. Wie so manche andere Modethorheit, so hat er in seinen Schriften namentlich auch die verschrobene Unnatur des heutigen Musiktreibens rücksichtslos gezeichnet, damit aber zumeist jener rührigen Partei in's Auge geschlagen, welche so ziemlich alle Musik vor Beethovens lezter Periode als abgelebt und abgethan darzustellen sucht, um ein paar seltsame Genies, deren Erzeugnisse allerdings mit jener „vergangenen“ Musik ganz und gar nichts gemein haben, auf den Schild heben zu

können, wobei natürlich auch für die Träger des Schildes einiger Abglanz der zukünftigen Berühmtheit zu hoffen steht, als gebührender Lohn dafür, daß sie der Welt den Staar gestochen. Die allzeitfertigen Schreiber dieser Partei konnten bis jezt dem *Literaten* Riehl nicht recht zu Leibe; sie spürten, daß sie *diesem* gegenüber vor dem Publikum nicht viel gewinnen möchten, und begnügten sich, nur so gelegentlich einen Seitenhieb zu führen, gleich darauf aber den Hut zu lüpfen mit süßsaurer Miene, die etwa bedeutete: „Es war nicht eben so böse gemeint; wir wollten bloß ein bischen tasten, ob Sie noch immer nicht zu der Einsicht gekommen sind, daß Ihre gewandte Feder einer besseren Sache würdig wäre." Je bestimmter man solche Versuche, mit dem Degen in der Hand zu betteln, als fruchtlos erkannt haben muß, mit um so größerem Eifer wird man sich jezt auf den *Musiker* Riehl stürzen, und mit einer Siegesgewißheit, die schon von dem Augenblick an feststehen konnte, wo das Erscheinen der „Hausmusik" als bevorstehend angezeigt wurde; denn wer die Symphonien Haydns sammt Don Juan und Zauberflöte in Scherben geschlagen hat, schnellt fünfzig Liederchen mit dem kleinen Finger fort. Glück zu! Nur dürfte die wirkliche Erscheinung der Lieder die mit gezückter Feder bereit stehenden Kämpen doch ein wenig verblüfft haben. Eine gar so reaktionäre Musik hatte man schwerlich erwartet; es mag Scharfsinn kosten, schickliche Angriffspunkte mit guter Art zu finden, nachdem die ganze Richtung, zu welcher die Riehl'schen Lieder sich bekennen, bereits in Bausch und Bogen als begraben nachgewiesen ist und es fast für unanständig gilt, das Publikum noch mit Besprechung von Dingen zu behelligen, die zum alten Eisen gehören.

Auf eine principiell feindliche Kritik mußte also Riehl gefaßt seyn. Daß er sie nicht fürchtet, zeigt sein „Geleitsbrief," welcher in mancher herben Stelle mehr dazu angethan ist, Angriffe von jener Seite zu provociren, als sie abzuwenden. Im Grunde versteht sich diese Furchtlosigkeit von selbst bei einem Manne, der das Rechte ernstlich will. Mehr Muth fast erforderte es, die schlichten Lieder denjenigen Kreisen des Publikums darzubieten, in denen der Autor sich als Schriftsteller Beliebtheit erworben hat. Der Saz ist nicht so paradox, wie er aussieht. Die Leute hören gern eine scharfe Predigt, nehmen es aber leicht übel, wenn man ihnen persönlich zumuthet, aus Hörern des Wortes zu Thätern zu werden. Und Riehl befindet sich in der Lage eines Sittenpredigers, welcher, nachdem er sein Auditorium mehr und mehr anwachsen gesehen hat, nunmehr zu den Einzelnen in's Haus kommt und die Application seiner Lehren verlangt. Wird man nicht da und dort ihn kühl, vielleicht mit vornehmer Ablehnung empfangen, wenn man überhaupt für ihn zu Hause ist? ihm wohl gar zu verstehen geben, sein Eifer auf der Kanzel sey recht amusant, speciellere Seelsorge aber unbequem? Auch das muß sich Riehl vor der Herausgabe seiner Lieder gesagt haben. Er mußte wissen, daß er an Popularität einbüßen könne in solchen Regionen, wo man ihn lobt, weil es zum guten Ton gehört, die „Familie" gelesen zu haben, weil man sich selber als „geistreich" darstellen kann, wenn man seine Schriften geistvoll findet, während man daneben zugleich die geistreichen Compositionen von Leopold v. Meyer, Joachim Raff ꝛc. geistreich vorzutragen liebt. Der entschlossene Verzicht auf den Beifall solcher zweideutigen Verehrer läßt sich bereits im Geleitsbrief zwischen den Zeilen lesen. Wenn es dagegen zu Anfang desselben heißt: „Ich glaube fast, wer meinen Büchern Freund ist, der wird es auch meinen Liedern werden," so baut die hierin ausgesprochene Hoffnung gewiß nicht auf Sand. Mit Absicht wurde oben das Wort „Beliebtheit" gewählt; Befreundung, auf innerer Ueberzeugung und tieferem Zusammengehen der Lebensanschauung beruhend, ist etwas anderes.

Die Form und Art der Lieder ist im Geleitsbrief genugsam charakterisirt. Sie vom rein technischen, einseitig musikalischen Standpunkt besprechen zu wollen, wäre unpassend, obwohl sie eine solche Beleuchtung nicht zu scheuen haben. Riehl selbst verwahrt sich gegen die Ablösung seiner Musik vom Gedicht, und in der That ist es kein Compliment für eine *Lied*composition, wenn man von ihr sagen kann, sie verliere nichts durch solche Ablösung. Der Bau der Lieder ist ungekünstelt, aber nicht kunstlos; ihre Einfachheit ist nicht jene, hinter welche sich dilettirende Unbeholfenheit zu verstecken sucht. Ein gesunder, klarer Hauch weht in ihnen; hält man sie gegen die modischen Salongesänge, so wird uns zu Muthe, als träten wir aus einer Patchouli-Atmosphäre hinaus in die frische Luft. Es hat Gottlob von Mozart bis auf heute jederzeit Liedercomponisten gegeben, welche sich vom *Gedicht* leiten ließen und ihren Ruhm nur darin suchten, eine schöne Dichtung würdig in Töne zu kleiden; zu keiner Zeit aber ist dieses den ächten Musen zugewandte Streben von den Machwerken der Mode so überwuchert worden, wie in der neuesten. In Malerei und Poesie war das unsterbliche Geschlecht der Elegants schon früher reichlich vertreten; wirkliche *tonsezende Stuzer* sind erst in unsern Tagen an's Licht gekommen. Würden jene vollendeten Incroyables ihre geschniegelten und gekräuselten, wichtigthuenden und nichtssagenden Tonphrasen bloß, wie Riehl anmerkt, obscuren neuen Poeten widmen, so wäre das beiden Theilen wohl zu gönnen; allein sie vergreifen sich an Uhland, an Rückert, an Mörike, und das ist eine Versündigung; das gibt Monstrositäten, wie wenn man einer Apollostatue das bewußte Gläschen in's Auge klemmen und die Havannacigarre zwischen die Finger schieben wollte. *Gesungen* sollen unsere lyrischen Dichter werden; damit es nicht im höheren Leyerkastenstyl geschehe, thut es noth, daß der singenden Welt die rechten Weisen dargeboten werden. „Es gibt keine absolute Musik zu einem bestimmten Text;" nein, — es kann ein Duzend *rechter* Weisen zum nämlichen Gedicht geben; darunter wird den einen diese, den andern jene ganz besonders

anmuthen. Drum, je mehr rechte Weisen, desto besser; dafür müssen jene Musiker sorgen, welche sich in den Dichter mit Liebe versenkt haben und nun den Drang und das Vermögen in sich fühlen, ihn in Tönen nachzudichten, und deßhalb ist die „Hausmusik" freudig zu begrüßen. Mancher wird sich von einer ihm lieb gewordenen Melodie durch die neue Composition des nämlichen Textes nicht abwendig machen lassen; mancher wieder wird in Riehls Heft erst jene Weise finden, die ihn am meisten befriedigt.

Einzelne Lieder der Hausmusik wird man erst nach öfterem Singen liebgewinnen, und das ist kein schlechtes Zeichen; andere, wie etwa Nr. 36 (zu Geibels „Ich bin der Sturm"), müssen gleich beim erstenmal einschlagen. Es wäre schwer, voraus zu prophezeien, welche Lieder sich wohl die meiste Gunst erwerben möchten; diese vorwiegende Gunst wird sich nach den verschiedenen Individualitäten verschieden vertheilen. Mit großer Wahrscheinlichkeit aber läßt sich aussprechen, daß die Compositionen zu Goethe's „Meeresstille," zu Geibels „Wenn sich zwei Herzen scheiden," zum Maien-Kriegslied von Arnim, zu Brentanos Spinnerin wohl überall gefallen werden. Einzelne Dichtungen sind eigenthümlich aufgefaßt, namentlich Lenaus schönes Gedicht „Weil' auf mir, du dunkles Auge;" das dämonische Element des süßen Zaubers, dem sich der Dichter mit Lust gefangen gibt, scheint in der Musik mehr betont und dunkler gefärbt als im Gedicht. Doch läßt sich über solche subjektive Auffassung nicht rechten. Den Versuch, das Lehrgedicht zu componiren, nennt Riehl selbst einen gewagten; das Wagniß war am geringsten bei dem „Lied der Freundschaft" von Simon Dach (Nr. 6), welches auch früher schon öfters componirt worden ist; dagegen dürfte Rückerts Gasel „der Schmuck der Mutter" (Nr. 28) diejenige Nummer der Sammlung seyn, die am seltensten gesungen werden wird.

Daß die Lieder ursprünglich nicht mit der Absicht der Veröffentlichung geschrieben sind, daß sie zunächst nur dem eigenen Bedürfniß entsprechen, zu eigenem Genuß dienen sollten, kann man ihnen anfühlen; man würde das selbst ohne die bezügliche Aeußerung des Autors errathen. In Aufrechthaltung der Urform scheint Riehl sehr gewissenhaft gewesen zu seyn; außerdem hätte vielleicht manches knappe Ritornell etwas mehr Fülle, dieser oder jener Uebergang zwischen den Gliederungen des Tonsetzers eine etwas weitere Ausführung durch nachträgliche Ueberarbeitung erhalten. Wir haben diese Gewissenhaftigkeit gelten zu lassen, um so mehr, als häufig eine scheinbar kleine Abänderung zu andern, weitergreifenden führt und der ursprüngliche Guß durch Ciseliren einzelner Stellen nicht immer gewinnt. Deutlicher noch künden die Lieder die Art ihrer ersten Entstehung durch einen andern Umstand. Man wird in ihnen nicht selten Reminiscenzen finden. Wenn Splitterrichter sie aufzählen wollen, um einen Vorwurf darauf zu gründen, so haben sie Unrecht. Erstlich deuten solche Anklänge immer auf unsere besten Meister und sind insofern ein neuer, sprechender Beweis vom langjährigen Umgang Riehls mit ihren Werken, denen er die Vermeidung aller Schwulst, aller überkünstelter Verrenkung abgelernt hat; als unbewußte Reminiscenzen wären sie also sehr erklärlich. Es mögen aber auch einzelne bewußte Nachklänge darunter seyn, die ein in erster Linie für seinen Hausgebrauch schreibender Musiker keineswegs scheuen wird. Wenn mir ein Gedanke des Gedichts wie durch Wahlverwandtschaft einen bedeutenden musikalischen Gedanken vor die Seele ruft, der mich in Tönen fast eben so anspricht, wie jener in Worten, soll ich die Vereinigung beider aus dem Grunde hindern oder wieder lösen, weil mir hinterher einfällt, die Tonphrase habe ihre eigentliche Wurzel in einem fremden Boden? Nöthig erscheint dieß nicht, so lange ich das Lied nur mir componire. Geht das Lied später hinaus und finden auch andere es gut, obwohl ein paar Takte ihnen bekannt klingen, so liegt darin die beste Rechtfertigung für den Entschluß, um jener Takte willen nicht das ganze Lied zu unterdrücken. Uebrigens ist es mit der Reminiscenzenjagd überhaupt eine mißliche Sache, da von zwei nahverwandten musikalischen Figuren nicht immer die eine durch die andere veranlaßt zu seyn braucht.

„Ich kehrte heim, ich ward gesund, und freu' mich nun aus Herzensgrund." So beginnt die Strophe eines Gedichts von Reinick, welches in Riehls Sammlung componirt ist. Was die ganze Sammlung fördern helfen will, ist auch eine Heimkehr, die Heimkehr zum Hause und seinen edleren Freuden. Finden die Lieder ihren rechten Weg — und daran ist wohl nicht zu zweifeln — so können sie in doppeltem Sinne wirken, einmal zur Verdrängung manches Hefts voll „ungesunder" Musik von den Clavieren, dann auch, indem sie in mancher Familie das Gedächtniß trefflicher, halb vergessener Poeten aus älterer Zeit wieder auffrischen; denn nicht zu übersehen ist, daß die Hausmusik unter den Noten zugleich eine Auswahl von Kerngedichten mitbringt, die im Singen lebendiger und bleibender sich einprägen müssen als im Lesen. Voraussichtlich werden die Frauen zuerst sich den Liedern zuwenden, und das ist eben recht; die Männer, vorerst aufgerüttelt durch den prächtig geschriebenen Geleitsbrief, werden schon nachkommen. Dieser Geleitsbrief ist eigentlich eine für sich bestehende Abhandlung, zu welcher die Lieder nur den nächsten Anstoß gegeben haben mögen. Er wird hie und da einschneiden, und das ist auch recht. Um gesund zu werden, muß man sich nöthigenfalls eine Cäsur gefallen lassen; ist's vorbei, so „freut man sich ans Herzensgrund."

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Schluß.)

Der Beamtengeist. — Ein Kindsmord. — Dr. H. Frank. — Die Ristori.

Während jener commercielle Depeschendiebstahl an der Börse und vor Gericht verhandelt ward, erregt ein anderer, der in politische Sphären hinüber spielt, eine noch größere Bewegung in den Kreisen, die er betrifft. Bis wohin die Muthmaßungen streifen, ob und welche Geheimnisse dadurch verrathen worden, welche — seltsame Intriguen, von denen man flüstert, dabei mit gespielt haben, das liegt zur Zeit außer der Kenntniß des Publikums und berührt uns hier nicht; das für uns alle beklagenswerthe Factum ist nur, wie weit das Gold zum Schlüssel werden kann auch in Kreisen, die wir dagegen gestählt glaubten. Die Feuer- und Bluttaufe in den Jahren 1806 bis 1815 hatte in der preußischen Nation eine sittliche Wiedergeburt bewirkt, durch alle Glieder des Staats, von oben bis unten, deren moralischen Werth wir dem des nationalen Selbstbewußtseyns, der bewiesenen Tapferkeit und Opferfähigkeit billig an die Seite stellen konnten. Was hat sie erschüttert? Nicht das Jahr 1848, sondern seine Folgen. Wenn damals einzelne Beamten und Staatsdiener irrten oder im Taumel sich versündigten, aus Furcht, aus Rücksichten, im Wahnfieber ihre einfachen Pflichten vergessend, so waren es damals eben nur strafenswerthe Ausnahmen. Wenn aber die angewandte Strafe, die Präcautionsmittel, um dem Uebel für die Zukunft zu begegnen, so niederdrückend und zerrüttend auf das ganze Corpus eingewirkt hätten, daß die Versündigung der einzelnen Glieder dagegen wie eine Kleinigkeit erschiene? Die neue Disciplinargewalt, die über dem gesammten Beamtenpersonal schwebt, mag eine noch so vortreffliche Controle seyn, daß das nicht geschehe, was man nicht will: sie kann nur hindern, sie fördert nicht. Wo der passive Gehorsam zur ersten unbedingten Tugend gemacht wird, fehlt der Impuls, der allein ein so ungeheuer großes Beamtenheer vor der Stagnation schüzt. Nicht alle Ideen, die vordem hier gehegt und gepflegt wurden, mögen stichhaltig gewesen seyn, einige mögen sogar in ihrer Consequenz verderblich gewirkt haben; ohne alle lebendigen Ideen aber versinkt und versumpft die beste Kraft, und die gute Gesinnung, ohne Charakter und innern Trieb der Selbstforschung, kann nur die Heuchelei erzeugen, und wo diese herrscht, ist alles möglich. So weit ist es, der Himmel sey gelobt, noch nicht gediehen, es regt und bewegt sich noch immer etwas von dem alten preußischen Beamtengeist in der großen Maschine (der freilich seiner Zeit auch manches Unangenehme und Verletzende hatte), aber bei Gelegenheit nur zu vieler Erscheinungen in der Gegenwart erblicken wir die Wirkungen jenes Mißverhältnisses.

Von den lezten Wahlen zur Kammer will ich hier nicht reden; man genügte nur einer Pflicht und die Sache drang nicht in's Blut, aber eine sittlich entmuthigende Erscheinung war es, wenn man sehr viele Wahlmänner zu ihren Mitwählern äußern hörte: „Wir werden uns von Herzen freuen, wenn Ihr Kandidat und nicht der unsere durchkommt, aber stimmen können wir, wie die Verhältnisse stehen, nicht für ihn."

Der Kindermord ist ein Verbrechen, welches leider wie eine unvertilgbare Krankheit durch die ganze civilisirte Welt geht, und die Motive zu demselben sind der Art, daß wir aus dem mehreren oder minderen Vorkommen des Verbrechens nicht auf den Zustand der Moralität im Volke sichere Rückschlüsse ziehen dürfen. Ein Kindsmord, den eine Bürgerstochter, Staudinger, hier an ihrer außerehelichen Geburt begangen, ist aber von so entsetzlichen Symptomen der Gefühllosigkeit begleitet, daß der Proceß wider die Thäterin eine ungewöhnliche Theilnahme und ein wahrhaftes Grauen erregt hat. Die Verführungsgeschichte ist so einfach und gemein, als die kaltblütige Entschlossenheit, mit der das achtzehnjährige Mädchen ihr eben geborenes Kind zuerst erwürgt, dann den Hals ihm mit einem Brodmesser abschneidet, empörend ist. Und doch ist die That noch nicht so empörend, versichern alle, die der Gerichtssitzung beiwohnten, als es die Ruhe und Kaltblütigkeit war, mit welcher die bald zum Geständniß gebrachte Verbrecherin sie vor Richtern, Geschworenen und Publikum erzählte. Sie bewies schon dadurch, was viele Mütter für unmöglich erklärten, daß sie die blutigen Reste des armen Geschöpfs, in Leinentücher gewickelt, unter ihrem Kopfkissen verbarg und Tage und Nächte ruhig darauf schlief, eine ungewöhnliche Nervenstärke. Gern möchte man sagen, hier ist eine Verirrung der Natur, die an Wahnsinn grenzt, denn auch

das ist ermittelt, daß sie wenige Stunden nach der That mit dem besten Appetit eine ziemlich große Anzahl Semmeln mit Butter und Schmalz bestrich und mit dem größten Appetit verzehrte. Der Umstand, daß dieß mit demselben Messer geschehen, womit sie dem Kinde den Hals abgeschnitten, ist wenigstens nicht erwiesen. Aber jeder wohlmeinende Versuch, eine Gemüthsstörung anzunehmen, mußte scheitern, als das Mädchen den Richtern die ganze Operation mit allen Details so ausführlich und ruhig erzählte, als gälte es die gleichgültigste häusliche Verrichtung, eine große Wäsche, ein Kuchenbacken. Eine gewählte Art sich auszudrücken ward bemerkbar; so sprach sie plötzlich mit einer pathetischen Wendung: „Wenn ich gewußt hätte, daß Thränen hier von Wirkung sind, so würde ich — doch nein, meine Herren, Thränen waren mir versagt, ich kann nicht weinen." Darum der falschen Bildung, wie sie so oft in den untern Schichten unserer Hauptstadt sich widerwärtig genug hervor thut, die Schuld beizumessen, daß eine Mutter solches Verbrechen und in solcher Art begehen konnte, wäre eine Ungerechtigkeit. Diese Bildung, wo sie den Menschen durchdringt, entnervt ihn eher, als daß sie ihm Kraft gibt zum Bösen oder Guten.

Die Gallerie der Selbstmörder erhält noch wöchentlich, ja fast täglich, neue Fortsetzungen. Es lohnte sich da wohl, die Motive, so weit sie ermittelt sind, zusammen zu stellen, eine traurige Arbeit, die man aber wohl aus andern Rücksichten unterlassen wird. Ein Selbstmord, der viele Kreise hier schmerzlich berührt hat, kam neulich nicht in Berlin, sondern über der See, in England vor. Dr. Hermann Frank war einer jener ernst und tief gebildeten Gelehrten, die, jetzt in Deutschland eine Seltenheit, weniger schrieben und druckten, als studirten und dachten. Sein Geist war in allen Fächern des Schönen und Edeln bewandert. Außer in einigen Kritiken und Abhandlungen ist er aber kaum dem größeren Publikum bekannt geworden. Eine Zeit lang, lange vor 1848, war er Redakteur der damals für Preußen so bedeutenden und hier weit verbreiteten Brockhausischen Allgemeinen (Leipziger) deutschen Zeitung. Er gab die Redaktion auf, nicht aus politischen Gründen, wie mehrere seiner Nachfolger, sondern weil ihm die Arbeit nicht mehr zusagte. Frank war in der glücklichen Lage, ganz unabhängig leben zu können, er war reich. Nachdem er lange in Italien gelebt und dort sich verheirathet hatte, siedelte er sich in Berlin an. Der Tod seiner Gattin versezte ihn schon in Trübsinn; er widmete seine ganze Liebe einem einzigen Sohne, der, fünfzehnjährig, als er das Vaterland verließ, ungewöhnliche Hoffnungen erregte. Der Vater scheint gegen die Neigung des Sohnes, sich dem Seedienst zu widmen, nichts einzuwenden gehabt zu haben, und seine Mittel erlaubten ihm, ihn für die englische Marine zu bestimmen. Möglich, daß die geringen Hoffnungen, die Frank für Preußens Zukunft hegte, dabei mitsprachen. Aber der Gedanke, das einzige heißgeliebte Kind der See zu übergeben, wo ihm eine bürgerlich glückliche Zukunft unter allen Umständen in der Heimath gesichert blieb, mag tief am Vater gezehrt haben, der ihn nach England begleitete, um bis zur Scheidestunde um ihn zu seyn. Das traurige Ereigniß selbst ist durch alle öffentlichen Blätter bekannt geworden. Man fand den Vater eines Morgens aus dem Fenster gestürzt, zerschellt auf dem Straßenpflaster, den Sohn erstickt im Bette. Die Jury, gewiß mit den Verhältnissen unbekannt, ohne genaue ärztliche Untersuchung, sprach das Verdict: „Der Vater hat den Sohn erdrosselt und sich darauf zum Fenster hinausgestürzt." Wie Arnold Ruge von England aus dieses Urtheil angefochten und die That anders zu erklären versucht hat, ist gleichfalls aus den Zeitungen bekannt. Hier sind einige der Ansicht, Frank sey zwar einer solchen That nicht fähig gewesen, aber, schon einmal, nach dem Tode der geliebten Gattin, tiefsinnig, sey es denkbar, daß die übergroße Liebe zum Sohne, den er morgen vielleicht auf immer verlieren sollte, ihn in den wahnsinnigen Zustand versezt, daß er sein Liebstes selbst ermordet, um es nicht zu verlieren, und dann in Verzweiflung sich aus dem Fenster gestürzt habe. Andere sagen: der Sohn starb höchst wahrscheinlich an demselben Herzübel, dem seine Mutter erlegen, und die Ursache war ein beim Zubettegehen zu fest zugeknüpftes Halstuch. Die Verzweiflung des Vaters, als er Morgens nach dem Erwachen den todten Sohn findet, bedarf für den, der seine Liebe zum Sohne kannte und weiß, wie er nach dem Tode der Gattin derselben Stimmung fast erlag, keiner Erklärung. Und doch bleibt es möglich, daß er in dieser Verzweiflung sich nur zum Fenster hinaus gelehnt und nach Hülfe geschrieen, aber im sinnlosen Schmerz ohnmächtig das Gleichgewicht verloren habe. Diese lezte Erklärung gewinnt unter Franks hiesigen Freunden die Oberhand.

Der Raum fehlt mir, um noch über etwas Erquickliches mich auszulassen, wie ich möchte — über das Gastspiel der Ristori. Doch es ist besser zu genießen und zu schweigen, wo schon so viel, und größtentheils anerkennend, und in gerechter Würdigung dieser außerordentlichen Erscheinung, gesagt und gedruckt ist. Wer dem heutigen Theater, der dramatischen Kunst überhaupt den Rücken gewendet hat, wer daran verzweifelt, daß noch ein Funke der alten ursprünglichen Natur, die zugleich Kunst war, sich aus dem Schutt und Kehricht des Decorationswesens u. s. w. herauswinden und zündend aufblitzen könne, der sehe die Ristori. Die Tradition von einer andern besseren Zeit, wo der Schauspieler aus der Seele, aus voller reiner Begeisterung schuf, wo er, nur um sich und dem Dichter, oder der Dichtung zu genügen, spielte, wo dieser volle reine Erguß eines edeln Selbst allmächtig auf die Zuschauer wirkte und sie über das Alltagsleben erhob, ward in ihr wieder lebendig. Wie viel gemachten, wie viel falschen, krankhaften Theaterenthusiasmus und Fanatismus haben wir erlebt! Wenn bei diesem seelenvollen, hinreißenden Spiel bejahrten und ernsten Männern die Thränen in den Augen standen, so war das

mehr. Aber nach so viel verpufftem Feuerwerk fehlt es an der rechten Flamme, — oder es ist gut, daß unsere heutige Theaterwelt nicht recht weiß, wie sie eine so unerwartete Erscheinung aus einer ihr fremdgewordenen Welt nehmen soll. — Welch ein Spiel des Zufalls, daß erst eine Industrieausstellung in Paris den Weltruf dieser Frau begründen sollte! Denn ohne ihr dadurch hervorgerufenes Erscheinen in Paris wäre die Ristori für Europa unbekannt geblieben. Im Vaterlande, in der Wiege der neueren Kunst, in Italien, ist die Schauspielkunst zwar zum Theil trefflich gepflegt, aber verdammt, im Dunkel der kleinen Theater und der verschiedenen Städte zu verkommen. Sie ist nicht in der Mode, wo die Oper alles beherrscht.

Aus der Pfalz, December.

Herbst. — Rothstände. — Galerie in Speyer. — Dombau.

Mit der Hoffnung auf einen halbwegs günstigen Herbst habe ich meinen Brief im Juni geschlossen, mit der Erfüllung derselben darf ich diesen beginnen. Der Rebensaft, so wenig dessen im Ganzen auch erzielt wurde, ist besser geworden, als man erwartet hatte, und hat wenigstens die Angesichter derer fröhlich gemacht, die sich der zum Theil übermäßig hohen Verkaufspreise erfreuten. So sehr ihnen diese Freude nach wiederholten Mißjahren zu gönnen ist, so wenig können sich die mit solchen Preisen befreunden, die ihren Schoppen gern gut und billig haben und ihn in vergangenen Zeiten so zu finden gewohnt waren. Wenn unser Herrgott nicht ein Einsehen hat und inskünftige des Guten mehr beschert, so muß das Geschlecht der gemüthlichen „Schoppenstecher" nachgerade elendiglich verkommen und aussterben, die Uebermacht des Bieres immer größer werden und das alte „Fröhlich Pfalz" allgemach seine Geltung verlieren. Doch die Welt ist rund und muß sich drehen. Was unten war, muß einmal wieder obenauf kommen, und darum stirbt auch die Hoffnung auf bessere Weinjahre nicht aus, und darum gehen auch unsere Winzer noch lange nicht daran, einen Theil der edlen Reben auszuhauen und die gemeine Kartoffel dafür zu pflanzen, obgleich diese gegenwärtig unsere Bauern so zu sagen in den Geldadelstand erhebt. Nebenbei schützen unsere Gerichte den alten guten Ruf der Pfälzer Weine durch energisches Einschreiten gegen alle Jünger Galls, und aller Beistand chemischer Autoritäten vermag diese nicht vor Urtheilen zu bewahren, in Folge deren das künstlich versüßte Getränk fuderweise die Gossen hinab schießt, um zum Wasser zurückzukehren, von dem es einem großen Theil nach stammt.

Trotz bessern Weins, trotz einer reichlichen Ernte und einer Unzahl von Vaterlandsvertheidigern, wie man bei uns die Kartoffeln zu nennen pflegt, will das „Fröhlich Pfalz" auch heuer wieder nicht passen. Der Druck der Theurung währt fort und alle Massen Geldes, die in's Land einströmen, vermögen ihn nicht zu heben. Wenn nun gar der Winter sich so grimmig anlassen will, wie es in den ersten Decembertagen schon den Anschein hat, so wird es große Anstrengungen kosten, die Menge der Armen wieder glücklich über diese trübe Zeit hinüber zu bringen, da sie bei aller guten Arbeitsgelegenheit während des Sommers doch nicht im Stande waren, etwas für den Winter zu erübrigen. Dazu kommt die schon in meinem letzten Brief erwähnte gesellschaftliche Zerklüftung, hervorgerufen durch die Landtagswahlen, genährt und vergrößert durch die Landtagsverhandlungen. Diesem Uebel des politischen Parteizwistes, das das Leben so unangenehm macht, ist nicht zu steuern, während das der Armuth und Noth sich mit gutem Willen noch bewältigen läßt. Daran wird fortwährend mit Eifer und Liebe gearbeitet; die Vereine, die im Sommer beinahe feiern können, rüsten sich wieder zur vollen Thätigkeit, und die zum öftern erwähnten Anstalten erhalten wieder neuen Zuwachs. So ist man protestantischerseits eben mit der Begründung eines Diakonissenhauses zu Speyer beschäftigt, da die letzten Jahre besonders das Bedürfniß tüchtiger Krankenpflegerinnen recht klar zu Tage gelegt haben. Bei all dem viel gescholtenen Egoismus unserer Zeit finden solche Unternehmungen immer offene Herzen und Hände.

Um nun auf das allzeit erfreuliche und erhebende Gebiet der Kunst überzugehen, erlaube ich mir, nochmals auf die interessante Sammlung der Schraudolph'schen Cartons und Farbenskizzen aufmerksam zu machen, die seit einigen Monaten in Speyer eine kleine Bildergalerie abgeben, deren Besuch Fremde um so weniger versäumen sollten, als sie hier gleichsam in das Atelier des Künstlers eingeführt werden und einen Theil der Genesis jener Werke sehen, die in ihrer großartigen Ausführung schon seit

Jahren Gegenstand der Bewunderung sind. Hier ist ein Theil der herrlichen, mit dem Stift ausgeführten Cartons, die vor allem den Zeichner anziehen und ihn einen Blick in die geheime Werkstätte des schaffenden Gedankens thun lassen, aus der diese Gestalten und Gruppen zuerst farblos heraus traten. In den Oelskizzen gewinnen sie dann mit der Farbe auch erhöhtes Leben, und da diese kleinen Bilder an den Wänden so geordnet sind, daß man den Cyclus derselben noch leichter verfolgen kann als z. B. im Schiff des Domes selbst, so erleichtern sie Betrachtung und Verständniß ungemein, besonders für den, dessen Auge in den hohen Domhallen einige Mühe hat, sich die Compositionen und ihre Einzelnheiten entsprechend nahe zu bringen. Kaum weiß ich, wozu ich rathen soll, ob zu vorgängiger oder nachheriger Betrachtung dieser kleinen Bilder. Die eine wie die andere hat ihr Gutes. Daß der Verein für Vervielfältigung der Dombilder alle diese Skizzen in zierliche Goldrahmen hat fassen lassen, erhöht den gefälligen Eindruck, den die kleine Galerie macht, nicht wenig. Schade nur, daß nicht auch die Pausen hier beisammen sind. Die Künstler haben sie nicht weiter beachtet, und so sind sie zerstreut worden, werden aber hie und da einzeln mit gebührender Achtung aufbewahrt, wie ich das unter andern in Mannheim gesehen.

Der Dombau selbst ist inzwischen außerordentlich rasch vorangeschritten. Schon im Oktober waren die beiden Seitengiebel vollendet und der ganze Vorderbau bis gegen seine Mitte hin, aus der die Kuppel steigen wird, unter Dach gebracht, und gegen Ende Novembers stand auch bereits das Kreuz auf der Spitze des vorderen Giebels, unter welchem der schöne offene Arkadengang hinläuft. Unterdessen ist auch schon an der neuen Quaderbekleidung des unteren stehen gebliebenen Mauerwerks gearbeitet worden. Jezt demolirt man, was von der bisherigen Paradieseshalle nicht bleiben kann, sondern einer Umgestaltung wartet, und ehe nochmals der Winter in's Land einzieht, wird der ganze Bau fertig seyn von unten bis hinauf zum Kreuze auf der Kuppel. Bis jezt hat es an Mitteln zur Förderung des Baus noch nicht gefehlt. Hat doch König Ludwig, der im Geben Unermüdliche, abermals 8000 fl. zugesagt, der Herzog von Nassau über 7000 und der König von Preußen 1000 fl. gespendet. Es fehlen jezt nur noch 32,000 fl., um das ganze Werk, mit Einschluß der beiden, schon bis zu einer Höhe von 140 Fuß gediehenen Thürme zu vollenden. Wer mag zweifeln, daß diese verhältnißmäßig so geringe Summe für das nächste Jahr in Deutschland zusammen kommt, wo es gilt, Deutschlands größten Dom byzantinischen Styls und die Grabstätte seiner alten Kaiser würdig zu vollenden?

(Schluß folgt.)

London, December.

Der König von Sardinien. — Literatur. — Die neue Verfassung der Metropolis. — Weihnachtsausstellung. — Theater.

Die laufende Woche war für die guten Cockney's reich an »exciting events.« Die Engländer sind noch immer im Allianzfieber, und der Besuch des Königs von Sardinien bot ihnen eine willkommene Gelegenheit, ihrem Enthusiasmus und ihrem tiefen Loyalitätsgefühle Luft zu machen. Außerdem war die „Lordmayorsshow“ dieses Jahr sehr mager ausgefallen, und das Publikum dürstete nach einem Ersatzschauspiel. Troz des abscheulichen Wetters lockte daher die Ankunft des alliirten Monarchen, und später sein feierlicher Einzug in die City Hunderttausende auf die Straßen, welche er zu durchfahren hatte, und rief alle jene Scenen hervor, von denen solche Haupt- und Staatsaktionen begleitet zu seyn pflegen. Freilich, der Businesscharakter der Londoner verleugnete sich auch hier nicht. Die Eigenthümer günstig gelegener Häuser vermietheten Fenster, aus denen man die „Sight“ sehen konnte, zu exorbitanten Preisen, und zerlumpte Gassenjungen drängten sich durch das Gewühl und liehen gebrechliche Stühle und Bänke für sechs Pence die Person aus. Am Dienstag Abend war die Stadt illuminirt, d. h. die Clubs und die Laden der fashionabeln Kaufleute. Die Shopkeeper versäumen es nie, ihren Patriotismus in ein glänzendes Licht zu stellen. Sie suchen sich bei Illuminationen gegenseitig zu überbieten und scheuen keine Kosten. Freilich, sie wissen recht gut, daß das Geld nicht verloren ist, welches sie für Gas ausgeben. Den folgenden Tag erscheint ihr Name in allen Zeitungen, und im Hauptblatte unter der fashionable intelligence genannt zu werden, ist besser als die geistreichste, verführerischste Anzeige in dem Advertisment sheet (der Anzeigenbeilage) der Times. Honny soit qui mal y pense.

Im Buchhandel, der ein ganzes Jahr lang völlig darnieder lag, herrscht wieder größere Regsamkeit. Die Liste der neuerschienenen Werke ist der Quantität, wie

der Qualität nach äußerst respektabel. Die literarischen Anzeigen der Times allein füllen drei Spalten, und die Anzeigebeilagen der Revuen sind beinahe eben so dick, wie die Revuen selbst. Das wichtigste „Ereigniß“ in der Schriftstellerwelt ist „Little Dorrit“ von Dickens. Es fällt mir nicht ein, einen Roman zu kritisiren, von dem wir erst den zwanzigsten Theil kennen. Ich bemerke nur, daß das souveräne Publikum vom jüngsten Produkt seines Lieblingsdichters entzückt ist, und daß sogar die Kritiker von Profession bis jezt nicht viel daran zu tadeln haben. Was aber die Ausstattung betrifft, hört man mancherlei Klagen Die „Grumblers“ behaupten — und nicht ganz ohne Grund — der Druck, das Papier und die Illustrationen seyen nicht gut genug für einen Shilling, und sie weisen auf Thackeray's Newcomes hin, die allerdings in dieser Beziehung weit liberaler bedacht sind. — Von den früheren Schriften Thackeray's ist eine „billige Ausgabe“ erschienen, die ohne Zweifel dazu beitragen wird, den genialen Verfasser des Pendennis und der Vanity Fair auch unter den Massen populär zu machen.

Mit dem 1. Januar tritt die neue Verfassung der Metropolis in Kraft. Künftige Woche wird der Ausschuß gewählt, welcher die öffentlichen Bauten (Straßenpflaster, Beleuchtung, Wasserleitungen u. s. f.) zu leiten hat. Die Lokalbehörden, die unter dem alten System willkürlich schalteten und walteten, sind mit den beabsichtigten Reformen nicht besonders zufrieden, und geben sich alle erdenkliche Mühe, sie zu vereiteln. Und diese Herren haben leider unter den Bürgern einen ziemlichen Anhang. John Bull klebt mit einer fabelhaften Zähigkeit am Alten. Er athmet mit einer wahren Lust Staub und Moder ein, und meint steif und fest, das sey seiner Constitution angemessen. Wenn man ihn in die Enge treibt, antwortet er mit der stereotypen Redensart: „Was unseren Vorfahren frommte, kann uns nichts schaden.“ Er begreift nicht, oder doch nur sehr schwer, daß sich Institutionen eben so gut abnutzen, wie Maschinen und Kleider. Es ist wirklich spaßhaft, wenn man hört, wie die Engländer uns Deutsche beständig eine unpraktische Nation schelten. Wahrlich, sie haben genug vor ihrer eigenen Thüre zu fegen.

Merry Christmastime is coming. Die Weihnachtsausstellung des Smithfield-Viehclubs hat begonnen, und für einen Shilling können wir die fettesten Ochsen und die fettesten Farmer des Königreichs sehen; die Penny-a-liner's wispern mit geheimnißvoller Miene von den Wundern der bevorstehenden Pantomimen, „die alles bisher dagewesene übertreffen“ (so heißt es jedes Jahr); hinter den Schaufenstern der Buchhändler erblicken wir zierliche Keepsake's und andere „Publications, welche sich zu Christgeschenken eignen;“ die Shops der Gewürzkrämer werden festlich herausgepuzt und füllen sich mit Rosinen, Orangenschaalen und den sonstigen Ingredienzien des nationalen Plumpuddings, und in der Lowther-Arcade wimmelt es schon von Kindern, die mit sehnsüchtigen Augen die Nürnberger Spielwaaren betrachten und feenhafte Luftschlösser für den Christabend bauen. Kurz, London zieht sein Feierkleid an, um den fröhlichen Weihnachtsgott zu empfangen, und Alt und Jung ist entschlossen, sich so herzlich zu vergnügen, als es in dieser schweren Zeit nur möglich ist.

Man sagt, „Her Majesty's“ werde nächste Saison geöffnet werden. Das ist nicht unwahrscheinlich. Lumley hat vor einigen Tagen seinen langschwebenden Proceß gewonnen, und ist jezt unbestrittener Lessee des großen Opernhauses. Es fragt sich bloß, ob er Leute auftreibt, die aufopfernd, oder „grün“ genug sind, ihm die nöthigen Gelder vorzuschießen. — Jullien und seine Collegen im Humbug machen nach wie vor treffliche Geschäfte. Der Pariser Kapellmeister ist auf einen neuen originellen Dodge (ein amerikanisches Wort für Kniff) verfallen. Er hat in Coventgarden ein — Lesekabinet angelegt, in welchem der Concertbesucher die besten englischen und ausländischen Zeitungen findet und sich von den Strapazen des musikalischen „Sturms auf Sebastopol“ erholen kann. Smith, den die Lorbeeren Julliens nicht schlafen ließen, und der die Anziehungskraft des „egyptischen Dramas“ abnehmen sah, hat die „weltberühmte“ Thierbändigerin Madame Labarrère engagirt, und auf den Brettern von Drurylane spielen jezt Löwen, wirkliche lebendige Löwen. Das Ding mundet dem Publikum außerordentlich und Smith hat wieder jeden Abend ein gedrängt volles Haus. Der Londoner, zahm und gutmüthig, wie er im Grund ist, liebt das Schauerliche; er schwärmt für halsbrechende Seiltänzerkunststücke, für terrific balloon-ascents, die ihm das Blut in den Adern gerinnen machen, und man begreift daher, in welche Extase ihn Madame Labarrère bringen muß, die ihren Kopf in einer halben Stunde zwanzigmal auf das Spiel sezt. Das Athenäum ist entrüstet und spricht von „Entweihung der Bühne,“ als ob die englische Bühne noch zu entweihen wäre.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 52. 23. December 1855.

> Die Architektur hat den Vorzug, die reinste und eigenthümlichste aller Künste zu seyn. Gerade weil sie die unorganische Natur gestaltet, die in der Wirklichkeit am wenigsten den Eindruck des Schönen macht, ist sie gezwungen und berufen, die Gesetze der Kunst am bestimmtesten und schärfsten auszuarbeiten. Durch diese Strenge und Reinheit der Kunstgesetze wird sie die Grundlage aller Künste.
>
> Schnaase.

Die Beziehungen der Natur zur bildenden Kunst, mit Rücksicht auf den Kölner Dom.

Bei der gewöhnlichen Betrachtung der Dinge pflegt man die Kunst der Natur entgegen zu setzen; man sagt: dieses ist natürlich und jenes ist künstlich. In diesem Falle gibt man meist dem Künstlichen vor dem Natürlichen den Vorzug. Den kunstreich angelegten Garten finden wir schön, nicht aber einen andern, in welchem wild das Unkraut wuchert und die freie Natur ungehindert waltet. Aber man tadelt doch wieder das Gekünstelte. Die Kunst soll bei aller Kunst natürlich bleiben. Die englische Parkanlage verräth einen besseren Geschmack, als die zu allerlei Figuren, zu grünen Wänden und Pyramiden verschnittenen Hecken und Bäume aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. Die Pracht des nie von einem Menschen betretenen Urwalds aber übertrifft an erhabener Schönheit auch den kunstreichsten Garten, dem freilich die Ordnung und der Fleiß der Menschenhand, deren Spuren überall kenntlich sind, einen ganz besondern Reiz verleiht. Die zierlich gewundenen und rein gehaltenen Wege, die Blumenfülle seltener Pflanzen inmitten der schönsten Rasenteppiche, die springenden Wasser, in Marmorbecken eingefaßt, die anmuthigen und bequemen Ruhesitze, alle diese Dinge wecken so verschiedene und so mannigfaltige Empfindungen, daß die einfache Größe der Natur gar nicht damit verglichen werden sollte.

Es scheint nun ein Widerspruch darin zu liegen, daß bald die Natur selbst für schön gilt und wir bemüht sind, sie so treu wie möglich nachzuahmen, bald die Kunst ihr nachhelfen und sie verschönern soll. Die folgende Betrachtung dient vielleicht dazu, das Verhältniß der Natur zum Begriff des Schönen aufzuklären.

Die Natur ist Gottes Werk und als solches steht sie hoch über aller Menschenkunst; sie ist das Schönste und das Vollkommenste, was der menschliche Geist sich vorzustellen vermag. Aber die wenigsten erkennen die Natur als ein Ganzes, als ein schönes Ganze, das die Griechen Kosmos nannten. Die einzelne, aus dem Zusammenhang gerissene Naturerscheinung ist Stückwerk, ein aus der Harmonie gefallener Ton, der zum Mißklang werden kann. Die Dinge, wie sie uns umgeben, tragen an und für sich gar nicht alle den Stempel des Schönen, des Vollendeten an sich; wir finden das eine schön, das andere häßlich, überall sehen wir Kampf und Widerspruch, in der

schönsten Knospe ist ein Wurm, in der schönsten Blüthe ein Gift verborgen, es empört unser Gefühl, wenn der Wolf das Lamm, wenn der Geier die Taube zerreißt. Aber wie tief fühlen wir uns von derselben Natur ergriffen, wie unbeschreiblich erquickend oder wie erhaben ist ihr Anblick, wenn einmal das Schauspiel irgend eines Naturereignisses in reiner ganzer Schönheit vor unsere Sinne, vor unsere Seele tritt, an einem sonnigen Frühlingsmorgen, in einer klaren Sternennacht, beim Blick in eine bezaubernde Landschaft, aber auch beim Gewittersturm auf tobendem Meer, oder wenn das Meisterwerk der Schöpfung, ein vollendeter Mensch, gleich schön an Seele wie an Körperbildung, vor uns steht!

Gestehen wir uns aber, daß es seltene Augenblicke sind, in denen die Natur selbst uns den vollen Genuß des Schönen bietet und gleichsam ein Hauch des Göttlichen uns anweht. Wie oft möchten wir die flüchtige Stunde festhalten können, aber sie enteilt uns und wir blicken ihr mit Rührung nach, und so entsteht aus der Empfindung und Erinnerung des Schönen in der Natur, die mit ihrem Blühen und Welken ohnehin ein Abbild des menschlichen Lebens ist, eine Welt schöner Träume in uns selbst, die uns schöner dünkt als die wirkliche, wenn auch die Farben, mit denen sie gemalt ist, der Wirklichkeit entnommen sind. Denn wir haben die Gebilde unserer Einbildungskraft jeder kleinsten Schwäche und Unvollkommenheit entkleidet, die ihnen im Leben vielleicht noch anhingen, wir haben uns Ideale geschaffen, auch auf die Gefahr hin, daß ihnen die Wahrheit und selbst die Möglichkeit des Daseyns fehlt.

Diese innere Welt des menschlichen Gemüths ringt nun aber nach wirklichem Leben in Wort und in Ton, in Gestalt und in Farbe. So entsteht die Kunst. Wir stellen sie über die Natur, aber sie wurzelt in derselben, ihre Werke sind der Natur gleichsam abgelauscht in den schönsten Augenblicken. Darum sucht der Künstler, der das Bildniß eines Menschen malt, nicht nach der gemeinen Aehnlichkeit der Züge, die, sey sie auch noch so treffend, aus dem Bilde nie ein Kunstwerk macht, sondern er ist bestrebt, jenen Ausdruck zu finden, der die edelste und innerste Stimmung der Seele wiedergibt und, während er über das Ganze den Hauch des Schönen verbreitet, doch die Wahrheit des Lebens nicht verleugnet. Deßhalb wird ein gutes Bild den Menschen immer schöner darstellen, nicht schöner als er ist, aber schöner, als er im gewöhnlichen Leben erscheint. Der Landschaftsmaler wird es verstehen, seinem Bilde zum Beispiel durch warme Beleuchtung eines dunkelgrünen Baumschlags im Vordergrunde, indeß ein duftiger Farbenton die Ferne überzieht, eine Gesammtwirkung zu geben, wie sie nur höchst selten in der Natur selbst zu Stande kommt; alles Einzelne ist der Natur abgesehen, das schöne Ganze ist die Schöpfung des Malers. — Die Natur bleibt also immer das Vorbild des Künstlers, er kann keine schöne Form erfinden, deren Muster nicht die Natur ihm vorhält, und sein bestes Werk bleibt doch nur Schein gegenüber dem Reize des warmen blühenden Lebens. Der Mensch selbst ist das Maß des Schönen, seine Gestalt bleibt der höchste Vorwurf für die bildende Kunst, und in der Tonkunst erreicht kein Instrument den seelenvollen Wohllaut der menschlichen Stimme.

Mit rohen Versuchen, mit schwachen Anfängen beginnt die Kunst in der Geschichte der Völker. Die ersten Bedürfnisse des Menschen sind die der Nothwendigkeit; hat er diese befriedigt, so sucht er edlere Genüsse, die ihm das Leben verschönern sollen. Die erste Kleidung ist Schutz gegen die Kälte oder ein Zeichen der Scham, dann wird sie zur Zierde, zum Putz. Der rohe Wilde flicht sich aus Zweigen einen Zaun gegen die Wetterseite oder ein nothdürftiges Dach; erst später baut er eine Hütte oder ein Haus, dessen Innenraum er mit Waffen und Siegeszeichen ausschmückt, in welchem er auch geweihte Dinge, vielleicht ein Götterbild aufstellt. Die Baukunst kann noch keine Werke schaffen, welche die Empfindung des Erhabenen wecken. Aber der rohe Mensch fühlt in der Natur selbst die Nähe seines Gottes, in der Stille der Wälder, am brausenden Wasserfall, oder wenn unter Blitz und Donner die Wolken sich entladen. In einem grünen Hain oder an einer klaren Quelle wird der erste Gottesdienst gefeiert, ein roh behauener Stein ist die Stelle des Opfers; oder die aufgehende Sonne wird als ein Gott begrüßt, oder das heilige Feuer, von keuschen Jungfrauen gehütet. Auch an der Stätte der Todten wird ein Denkmal errichtet, bei ihren Gräbern wird geweint und gebetet.

Auf der kleinasiatischen Küste liegen noch jezt, oft nach ihren Schätzen durchwühlt, aber noch immer kenntlich, die Grabhügel der trojanischen Helden wie die der lydischen Könige. Einfache Erdhügel derselben Art finden sich in vielen Gegenden des mittleren und nördlichen Europa; es sind die alten Grabstätten der Celten und Germanen, der Scythen, der Skandinavier und Briten. Von unsern Vorfahren sagt Tacitus: „Des Grabes Erhöhung besteht in einem Rasenhügel; der Prachtdenkmale schwere und mühevolle Ehre verschmähen sie, als weil sie drückten die Bestatteten." Mit diesen Worten bewunderte der von Schwelgerei und Ueppigkeit umgebene, aber edel gesinnte Römer die

einfachen Sitten eines unverdorbenen Naturvolks, und hielt für absichtliche Entsagung, was Mangel an Kunstbildung war. Zuweilen findet sich ein Kreis von Steinblöcken um die Hügel gelegt, oder aufgerichtete Steinpfeiler bilden das Denkmal, welches den Namen des Helden der Vergessenheit entreißen, dem vorübereilenden Ereigniß Dauer verleihen soll, damit noch künftige Geschlechter davon erzählen. Ist das nicht ein Streben nach einer Unsterblichkeit schon auf dieser Erde? Auch die Sprache, deren Rede vorüberweht wie der Lufthauch, der sie trägt, sucht in der Schrift Dauer und für menschliche Gedanken ein bleibendes Zeichen. Aber die erste Schrift ist Bilderschrift, die den Gegenstand der Natur selbst hinzeichnet, bis sich das Zeichen zum Buchstaben vereinfacht, der seinen Ursprung gar nicht mehr erkennen läßt.

So ist denn die Baukunst entstanden. Die Hütte des Wilden, der schmucklose Grabhügel, der ragende Pfeiler, das sind ihre ersten Versuche; der christliche Dom kann als ihre höchste Leistung bezeichnet werden; er ist das Haus Gottes, er wölbt sich über den Gebeinen der Heiligen, er ragt ein mahnendes Denkmal für kommende Zeiten. Die Baukunst ist die ursprünglichste und einfachste der Künste, aber in ihrer Vollendung umschließt sie alle die andern. Die Folge der Baustyle zeigt auch bei gebildeten Völkern noch den Uebergang von nothwendigen zu stets freieren Formen. Bei den Griechen hat der dorische Styl noch das Strenge der einfachsten Verhältnisse, sein Ausdruck ist der des Ernstes und der Kraft; die Säule ist kurz, ohne Fuß, sie ist eben eine Stütze, die trägt. Die schlanke jonische Säule gewinnt durch leichtere Formen einen heitereren Ausdruck, sie trägt nicht nur das Gebälke, sie trägt auch Schmuck und Zierden. Diese sind Nachahmungen der Natur. Zuerst wird man die Säule selbst mit Blumengehängen umwunden haben, wie unser Landvolk aus Eierschnüren und Blumenkränzen Festgewinde macht, dann arbeitete der Künstler diese im Steine selbst aus. Da finden wir den Eierstab des jonischen Kapitäls, und auch die Schneckenwindung desselben ist der Natur abgesehen. Die korinthische Säule ist aber die prächtigste; das Kapitäl mit seinen Akanthusblättern gleicht oft einem mit Blumen, Früchten und Garben reich gefüllten Fruchtkorb. Ja die ganze Säule mit ihrem Fuß und Kopf, so wie das Verhältniß der einzelnen Theile zu einander erinnert an die menschliche Gestalt; in einer Abart der Säule, in der Karyatide, ist diese selbst dargestellt. So behält die Kunst überall Bezüge zur Natur, welche schon von den Alten aufgesucht und nachgewiesen wurden.

Nach einer Erzählung des Kallimachus geschah die Erfindung des korinthischen Knaufes zufällig, indem ein Korb, mit einigem Spielzeug gefüllt und mit einem Steine bedeckt, auf dem Grabe eines jungen Mädchens stehen geblieben und eine Akanthuspflanze um denselben emporgewachsen war. Vitruv sagt, die Athener, unwissend, welches Verhältniß man der Säule zur Zeit des Dorus gegeben, haben für das Verhältniß des Schaftes zum Knaufe die menschliche Gestalt zum Muster genommen, an welcher der Kopf den sechsten Theil der Länge betrage. Er hält dieses Verhältniß für so vollkommen schön, daß er es bei allen Gebäuden angewendet wissen will. Die dorische Säule vergleicht er dem Manne, die jonische der Frau, so daß die Schnecke das Haupthaar andeute. Die korinthische, als noch schlanker, der Jungfrau. Die Anwendung der das Gebälke stützenden Karyatiden sey von den Atheniensern zur Verhöhnung der karischen Weiber erfunden worden.

Camper bemerkte mit Recht gegen die Ansicht Vitruvs, daß ein bestimmtes Verhältniß des Knaufes zum Schaft der Säule in der griechischen Kunst überhaupt gar nicht beobachtet worden sey, und daß die Verhältnisse des kindlichen Körpers eben so schön gefunden werden können, wie die des erwachsenen, während bei jenem der Kopf nur ein Viertel der Länge des Körpers betrage. Wenn aber Camper erweisen zu können glaubt, daß die Schönheit der Formen eine bloße Einbildung sey, die lediglich von der Gewohnheit abhänge, so ist das ein großer Irrthum. Wie in der Natur der Schönheit der Formen immer auch die Nothwendigkeit eines Gesetzes und die Zweckmäßigkeit zu Grunde liegt, so sind die schönen Verhältnisse in der Kunst entweder geradezu Nachahmungen der Natur, die aber sich selbst an keine strenge Regel bindet, oder sie sind von andern Rücksichten abhängig. So macht sich in der Architektur z. B. auch das Gefühl der Sicherheit geltend, welches befriedigt seyn will, und der Säule eine gewisse Stärke, dem Bogen eine gewisse Spannung vorschreibt; wir verlangen ein gewisses Gleichgewicht der Kräfte, kein Theil darf zu schwer, keiner zu leicht erscheinen. Diese Verhältnisse ändern sich deßhalb auch mit dem Baustoffe, der angewendet wird, und der bald Holz, bald Stein, bald Eisen ist. Für die menschliche Gestalt selbst ist es nicht möglich, ein genau bestimmtes Maß der einzelnen Theile zu finden, weil die Natur selbst sich Abweichungen von jeder aufgestellten Regel erlaubt. Schon Phidias hatte eine Minerva aus Erz gemacht, die für ein Muster des Schönen gehalten wurde. Polyclet ein Bild, welches denselben Ruhm genoß, Lysippus soll, wie Plinius berichtet, der erste gewesen seyn, welcher die Mängel unserer Sehkraft entdeckte und seinen Bildsäulen acht und mehr Gesichtslängen

gab, wodurch seine Gestalten ein leichteres und gleichsam schwebendes Ansehen gewannen. Eine solche Abweichung von der Natur möchte kaum zu rechtfertigen seyn, wiewohl Camper sie billigt und den niederländischen Malern empfiehlt; es sey denn, daß eine Bildsäule durch ihren hohen Stand verkürzt gesehen wird. Auch Carus neuester Versuch, für die Verhältnisse der menschlichen Gestalt ein bestimmtes Maß aufzufinden, beruht auf einer ganz willkürlichen Annahme.

Das Gesetzmäßige, welches in allen Naturgebilden waltet, gilt auch dem Künstler als oberste Regel. Man fordert, daß das Kunstwerk, zumal das Bauwerk, organisch sey, das heißt, daß alle Theile wie aus Einem Gusse, wie aus Einer Kraft hervorgewachsen seyen, ein Theil den andern bedinge, alle um eine Mitte sich ordnen oder zu einer Spitze empor streben. Es ist ein bezeichnendes Merkmal der germanischen Bauweise, daß sie, wie Boisserée hervor hob, die mannigfaltigste Wiederholung und Umwandlung einiger einfachen Grundgestalten, z. B. des rechtseitigen Dreiecks zeigt und damit unverkennbar an die Pflanzennatur erinnert, für die Goethe in seiner Lehre von der Metamorphose der Pflanze zu zeigen gesucht hat, daß die große Mannigfaltigkeit ihrer Gebilde sich auf ein einfaches Element, auf das Blatt, zurückführen lasse. Weniger treffend hat Fr. Schlegel die gesetzmäßige Wiederholung der gleichen Theile einer Krystallbildung verglichen. Wie der Krystall aus kleinen Krystallen derselben Form zusammengewachsen sey, so erscheinen Thurm und Kirche des deutschen Doms gleichsam aus unzähligen kleinen Thürmchen und Kirchen zusammen gesezt. Eine so starre Gleichheit, wie sie der ganze Krystall und jedes seiner Theilchen besizt, zeigt indessen das Bauwerk nicht, dessen einzelne Formen, bei aller Uebereinstimmung doch verschieden, eben nur dem allgemeinen Gesetze sich unterordnen und so in einem organischen Zusammenhang stehen.

Läßt sich auf diese Weise ein allgemeines Naturgesetz in dem Kunstwerk wieder finden, so drückt auch die besondere Natur, das Klima, demselben ein bestimmtes Gepräge auf. Die nackten Marmorgestalten Griechenlands zum Beispiel, sie mögen vor der idealen Auffassung des Gegenstandes noch so sehr gerechtfertigt erscheinen, nehmen sich nun einmal in dem Schneegestöber unseres nordischen Himmels seltsam und ungehörig aus. Keine Kunst trägt diesen Einfluß wieder deutlicher zur Schau als die Baukunst. Die hohen Giebel der deutschen Häuser, die zugespitzten Thurmdächer, die dem Anblick unserer Städte etwas so Eigenthümliches geben, sie sind zunächst für den leichten Abgang von Schnee und Regen bestimmt und drücken eine gewisse Behaglichkeit und Sicherheit des häuslichen Lebens aus, während das flache Dach der Häuser in südlichen Gegenden leicht zum Garten umgewandelt wird und seine Bewohner zu jeder Zeit hinaus in's Freie lockt. Das hohe Gewölbe des Mittelschiffs der deutschen Kirchen erinnert noch an diese Abhängigkeit vom Klima, welche aber durch die künstlerische Behandlung des Innern ganz verschwunden ist. Da stellt das hohe Dach das Himmelsgewölbe dar, zu welchem alles empor strebt, und oft sind die vergoldeten Sterne auf blauem Grunde angebracht. Auch in den scharfen Kanten und Spitzen des in das Freie ragenden steinernen Laubwerks erblicken wir die Sorge, den Bau vor den Einflüssen des nordischen Himmels zu schützen, zumal vor der Nässe, die dem festesten Gestein verderblich wird. In den Anfängen der Kunst spricht sich diese Abhängigkeit von der Natur am deutlichsten aus, mit der fortschreitenden Entwicklung derselben verwandelt der künstlerische Gestaltungstrieb die gegebene nothwendige Form in die freieste Kunstschöpfung, deren Ziel die ideale Schönheit ist.

Die Kunststyle sind aber deßhalb nicht nur nationale Unterschiede, die gleich berechtigt neben einander stehen, nicht bloße Moden, die der Zufall wechselt, sondern Entwicklungsstufen einer Kunstthätigkeit, die dem schaffenden Geiste des ganzen Menschengeschlechts angehört. Die Kunstgeschichte zeigt mehr oder weniger diesen Zusammenhang. Die Ausgrabungen assyrischer Kunstschätze im Tigristhale haben es mehr als wahrscheinlich gemacht, daß die Griechen schon vortreffliche Vorbilder gehabt haben, und von diesen erbten die Römer. Was das Mittelalter von der Antike gelernt, ist bekannt, da selbst ein Raphael in diese Schule zu gehen hatte.

Was die Baukunst angeht, so ist freilich nicht der römische Tempel kurzweg in den christlichen Dom umgewandelt worden, denn der Gottesdienst selbst bedingte hier zu große Unterschiede. Der heidnische Tempelbau war ein Außenbau, in dem nur die Zelle das Götterbild einschloß; der Gott der Christen sollte Allen nahe seyn, die ganze Gemeinde wohnte dem Opfer bei, und so wurde das geräumige Versammlungshaus, der Gerichtssaal, die Basilica das älteste Muster der christlichen Kirche. Statt der flachen Decke wurde das römische Gewölbe aufgesezt, und so bildete sich die romanische, aus dieser die germanische Bauweise durch Einflüsse, die sich bei der Berührung germanischer Stämme mit östlichen Völkern, zunächst den Arabern, geltend gemacht hatten. Mit jedem großen geschichtlichen Ereigniß nimmt auch die Kunst neue Elemente in sich auf, und wie die Natur in ihren Bildungsepochen, so stellt auch die Kunstgeschichte eine zusammenhängende und fortschreitende Entwicklung dar. So hat das Christenthum also

auch in dieser Beziehung die Bildung der Alten nicht aufgehoben, sondern in sich aufgenommen und in diesen fruchtbar gemischten Boden den Keim einer höheren Entwicklung hinein gelegt.

Schon Forster verglich das Innere der gothischen Kirchen dem Laubgewölbe uralter Wälder, ja man hat diesen eigenthümlichen Baustyl aus den heiligen Hainen der Deutschen abzuleiten gesucht. So viele Anklänge an die deutsche Natur sich aber in demselben auch finden mögen, so gewiß hat das ferne Asien auch seinen Antheil an dieser Kunstform, und darin liegt eine allgemein gültige, weltumfassende Bedeutung derselben: sie ist ein Bild des Christenthums, das ja auch für alle Völker und alle Zeiten gelten soll. Beim Eintritt in die hohen Hallen des Kölner Doms wird dem Beschauer eher das Bild des tropischen Palmenwaldes vor die Seele treten, als das des deutschen Eichenforstes. Mag der von den Arabern uns gebrachte Spitzbogen auf geometrische Verhältnisse zurückführbar seyn, er hat seinen Ursprung in dem fernen Osten und wohl in Indien. Die Araber, welche der Welthandel bis in die Südsee, wo ihr Typus noch jezt in der edlen Bildung einiger Malayengeschlechter erkannt wird, und bis an die Küsten von Japan geführt hat, brachten der europäischen Bildung eine fremde Bauweise mit, die nun mit den vorhandenen Formen zu einem Ganzen zusammen wuchs.

Die Baukunst, wie sie uns in den deutschen Domen entgegentritt, zeigt sich noch darin als eine der höchsten Kunstschöpfungen, daß ihre leichten Formen die Schwere des Stoffes ganz überwunden zu haben scheinen, und der lastende Stein sogar eine aufwärts strebende Bewegung ausdrückt. Auch in diesem Sinne ist sie organisch. Da ist alles lebendig geworden, die Palmenschäfte der Säulen, das Laubwerk der Kapitäle, der Gesimse und Hohlkehlen, der Giebel und Thürmchen, Füllungen und Gliederungen lassen jede Mauerwand verschwinden; alles knospt und sproßt, und symbolisch wachsen die steinernen Spitzen in der Form des Kreuzes aus. Den ganzen deutschen Wald finden wir in den Blättern und Blüthen des reichen Laubwerks wieder, die Eiche, die Kastanie und den Ahorn, Weißdorn und Mariendistel, Bärenklau und Anemone, Erdbeere und Schwertlilie, auch Hopfen und Weinrebe. Alles ist, wie der treffliche Boisserée sagt, dem Geist und Wesen nach ganz der lebendigen Pflanzennatur nachgebildet. Auch an Thieren fehlt es nicht, an Löwen und Wölfen, Hunden, Steinböcken, Affen und andern abenteuerlichen Gestalten; doch sind sie wie böse Geister aus dem Heiligthum hinausgewiesen und grinsen uns von den Gesimsen herab als Wasserspeier an. Es spricht sich ein reineres und tieferes Naturgefühl der germanischen Völker in dieser verständigen und maßvollen Benutzung von Thier- und Pflanzengestalten für die Baukunst aus, während bei den Völkern des südlichen Asiens eine ungezügelte Phantasie sich in der willkürlichsten Zusammenhäufung jener riesenhaften Formen einer gestaltreicheren und üppigeren Natur gefällt. Da sehen wir in den indischen Grottentempeln kolossale sitzende Löwen, welche Säulen tragen, aus deren Knauf ein Elephantenkopf hervortritt, während die Götterbilder selbst vielköpfige und vielarmige Ungeheuer geworden sind. In dem kelchförmigen Kapitäl der egyptischen Säule erkennt man die Lotosblume, in den Zierrathen desselben die Schilf- und Palmenblätter des Landes, aber vor dem Tempel liegt die aus dem Fels gehauene räthselhafte Sphinx, und auf den Bildwerken sind die Götter menschliche Gestalten mit einem Hunde oder Sperberkopf.

Wenn sonst die Aufgabe der verschiedenen Künste für jede eine andere ist, und es als eine Ausartung bezeichnet wird, wenn eine in das Gebiet der andern übergreift, so ist es doch als eine höhere Entwicklung der Baukunst anzusehen, daß alle Künste in ihren Tempel einziehen und ihn verherrlichen helfen. Sie strebt dabei nach einer Harmonie, deren Vorbild wieder in der menschlichen Natur selbst liegt. Wo der Bildhauer eine Ecke oder Nische fand, da steht ein Werk seines Meißels, und die Fenster werden zu farbenglühenden Gemälden. Aber der ganze Mensch soll überwältigt werden von dem Eindruck des Schönen; unser Ohr treffen die mächtigen Klänge der Orgel oder der vollstimmige Chor hallt in den hohen Gewölben wieder, indeß der Duft des Rauchwerks beim Opfer uns an den fernen Osten und an das fernste Alterthum erinnert. Wenn man es dem katholischen Cultus nachgerühmt hat, daß er den ganzen Menschen erfasse, so hat er in dem deutschen Dome seinen vollendeten Ausdruck gefunden und seine ganze Macht geübt. Wie da draußen die ganze Natur ein Lobgesang des Schöpfers ist, so sind hier alle Künste vereinigt zum Preise des Allerhöchsten.

Der Fortschritt in der Entwicklung der Kunst ist noch wesentlich bestimmt durch die Natur der Stoffe, welche sie anwendet, und durch das Geschick, die Fertigkeit, womit sie diese zu bearbeiten versteht. Wenn der Bildhauer eine aufrecht stehende Menschengestalt aus dem Marmor meißelt, so bringt er gern als Stütze derselben einen Steinblock oder einen Baumstumpf an, oder er läßt das Gewand bis auf den Boden reichen; gießt

er dieselbe in Erz, so fällt diese Rücksicht auf einen sichern Stand der Bildsäule weg, denn er kann den untern Theil derselben massiv, den obern hohl machen. Der Maler muß oft auf einen Farbenton verzichten, nur weil er weiß, daß diese Farbe nicht haltbar ist. Wie roh muß ferner das Schnitzwerk in Holz oder Knochen seyn, wenn dem Künstler das eiserne Werkzeug fehlt, wenn ihm, wie bei den wilden Völkern, vielleicht nur ein geschärfter Stein zu Gebote steht! Unter den Palästen von Khorsabad hat man eiserne Werkzeuge der verschiedensten Art gefunden, welche die vortreffliche Arbeit an den altassyrischen Kunstwerken erklären. Auch die Egypter kannten frühe schon den Gebrauch des Eisens; sie bearbeiteten die härtesten Gesteine, den röthlichen Syenit und den schwarzen Porphyr mit solcher Meisterschaft, daß die feinste Politur derselben sich an vielen Kunstwerken bis jezt erhalten hat. In der Baukunst wurde aus diesen Gründen in ältester Zeit vielfach das Holz angewendet, an dessen Stelle später der Steinbau trat. Die Zierrathen des dorischen Tempels erinnern bekanntlich noch an das Holzdach; man erkennt in den Triglyphen die vortretenden Stirnen der Querbalken, in den Mutulen die Sparrenköpfe, in den sogenannten Tropfen unter beiden die hölzernen Nägel. An vielen alten Kunstarbeiten in Metall, zum Beispiel an altgermanischen Geräthen, läßt sich in der Behandlung der Zeichnung noch recht wohl erkennen, daß in Holz geschnizte oder geflochtene Arbeiten die ursprünglichen Muster des Künstlers gewesen sind, bis sich die Kunstformen allmählig der Natur des neuen Stoffs anpaßten.

Wenn die Anwendung eines solchen künftig auf die Baukunst einen Einfluß üben wird, so ist es die des Eisens, dessen Gebrauch sich gerade für den germanischen Styl deßhalb eignen wird, weil es die emporstrebende Bewegung noch leichter und kühner zu gestalten gestattet. Die Eisen- und Glaspaläste unserer Tage haben gewiß noch einen geringen künstlerischen Werth, aber sie zeigen die Richtung an, in welcher eine Fortentwicklung der Architektur möglich seyn wird. Wie hat nicht schon die Anwendung eines andern Metalls, des Zinks, die bürgerliche Baukunst verändert, indem sie eine flache Bedachung der Gebäude ausführbar machte! Es ist indessen nicht außer Acht zu lassen, daß die in Guß ausgeführten Theile eines Bauwerks in gewisser Hinsicht unwerther erscheinen werden, als die von menschlichen Händen gemeißelten Werkstücke. Wenn auch der Steinmetz in derselben Weise nach seiner Schablone arbeitet, wie der Gießer sein Modell abformt, so vermag jener doch mehr wie dieser in der feineren Ausarbeitung des Werkes den eigenen Fleiß und das eigene Kunstgeschick zu bethätigen. Dagegen bietet der Metallguß wieder den Vortheil der viel schnelleren Ausführung und der leichteren Vervielfältigung der Kunstwerke dar. Auch unsere Bücher hatten einst mehr Werth, als man jedes einzeln mit der Hand schreiben und malen mußte; jezt druckt man sie; aber wollen wir darum vergessen, was die allgemeine Bildung und was die Wissenschaften der Buchdruckerkunst verdanken?

Von der gesteigerten Kunstfertigkeit in den Leistungen der gegenwärtigen Zeit liefern die Arbeiten am Kölner Dome den unzweifelhaften Beweis. An Schärfe und Bestimmtheit der Zeichnung stehen die neuen Bildhauereien den alten nicht nach, sondern übertreffen sie sogar; mit großem Glück hat man für dieselben eine größere Mannigfaltigkeit von Formen dadurch gewonnen, daß man für das Laubwerk neue Blätter nach der Natur selbst abgeformt hat. Der Zustand unseres chemischen Wissens hat die Wiederauffindung der verlorenen Glasmalerei erleichtert oder vielmehr erst möglich gemacht, und in diesen herrlichen Glasgemälden selbst, dem reichen Geschenke König Ludwigs von Bayern, bewundern wir die vollendete, tadellose Zeichnung, sowie die ganze Farbenpracht der gegenwärtigen Kunstepoche. Die Wirkung dieser ausgezeichneten Gemälde ist so großartig, daß man ihnen gerade die Vortrefflichkeit der Ausführung zum Vorwurfe gemacht hat, als wenn sie dadurch die Aufmerksamkeit allzusehr auf sich und von dem Bauwerke selbst abzögen, während die einfachere Behandlung der alten Glasgemälde diese nur als schmückendes Beiwerk der Wirkung des Ganzen unterordne. Wir müssen uns aber hüten, das als eine überlegte und weise Mäßigung der alten Kunstweise anzuiehen, was eben nur eine Folge der noch unvollkommenen Kunstbildung in diesem Fache war. Bei der Wiederaufnahme des Baus hat man sogar Mängel gefunden, die man von den sonst so tüchtigen alten Meistern gar nicht hätte erwarten sollen. Einzelne Schafte der Säulenbündel hatten sich losgelöst, weil ihre Verbindung mit denselben ungenügend war, auch an den Gewölbrippen fehlte nicht selten zwischen den Werkstücken der nöthige Verband. Das sind Leichtfertigkeiten, die sich nicht entschuldigen, aber daraus erklären lassen, daß man Kosten ersparen und den vielfach gestörten Bau schneller fördern wollte. Jezt wird unter Zwirners Leitung auch die Sicherheit und Dauerhaftigkeit des Gebäudes mit der größten Gewissenhaftigkeit und Umsicht wahrgenommen.

Auch in der Wahl des Steines waren die Alten nicht immer glücklich. In dem Trachyt vom Drachenfels finden sich große Feldspathkrystalle eingesprengt; diese verwittern, wo der Stein schräge oder wagerecht liegt, und gestatten dem Wasser den Zutritt in die

Höhlungen desselben. Die dadurch schadhaft gewordenen Streben und Strebebogen an der nördlichen Seite des Baues hat man deßhalb, die Erfahrungen der letzten Jahrhunderte benutzend, aus festerem Trachyt vom Stenzelberge und aus Lava von Niedermendig erneuert. Jeder Fortschritt des Handwerks und des Gewerbfleißes in unsern Tagen kommt dem Dombau, an dem so viele Hände beschäftigt sind, zu statten. Auf hohem, kunstreich zusammengefügtem Gerüste hat auch der Dom seine Eisenbahnen; auf eisernen Schienen werden die schwersten Werkstücke jetzt leicht fortgeschoben, deren Handhabung früher schwerfällige Vorrichtungen erforderte.

So sind wir nicht nur die geistlosen Nachahmer unserer Vorfahren. Denn daß wir im Genusse des Friedens und der Ordnung unserer Staaten, im Besitze des Wohlstandes, den Arbeit und Bildung geschaffen haben, im ächten Verständniß und in der Begeisterung für eine lange als barbarisch geschmähte Kunst das vollenden, was die Vorfahren in den Wirren einer durch Fehden und Kriege unglücklichen Zeit unvollendet stehen ließen, ist kein geringer Ruhm. Ist nicht schon der Wunsch jenes edlen Kunstforschers, dem wir nächst dem kunstsinnigen königlichen Schutzherrn den Fortbau des Kölner Doms zu danken haben, der Wunsch: „daß das erhabene Gotteshaus, dessen unterbrochener Bau uns so schmerzlich an die Zwietracht unserer Vorfahren erinnert hat, für uns und unsere Nachkommen ein Haus der Eintracht und des Segens werde," theilweise in Erfüllung gegangen, wenn wir die alljährig aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes für die Vollendung eines Denkmals deutscher Größe reichlich fließenden Spenden betrachten?

Wenn man uns angeklagt hat, wir seyen unfähig, ein so großes Werk selbst zu erfinden, so hat man zu erwägen vergessen, daß jede Zeit andere Bestrebungen verfolgt und andere Aufgaben zu lösen hat. Eine Zeit so regen und erfolgreichen Strebens auf fast allen Gebieten des Wissens, in der zugleich der bewegteste Völkerverkehr mit der emsigsten Betriebsamkeit in allen menschlichen Beschäftigungen, Erfindungen und Unternehmungen wetteifert, hat auch für die künstlerische Begeisterung des erhabenen Stoffes genug; aber der Anlauf dieser neuen Zeit ist zu plötzlich über uns gekommen, als daß die Kunst schon die nöthige Ruhe und Besinnung zu neuer schöpferischer Thätigkeit hätte finden können.

Wer will es leugnen, daß auf Zeiten großer Kunstthätigkeit oft andere folgen, die den größten Verfall derselben bezeichnen? Das ist aber gewiß nicht ein Zeichen des Verfalls der Kunst, wenn wir aus dem Schutt der Zeiten die Trümmer eines edlen Kunstwerks hervorziehen und dasselbe mit gewissenhafter Treue in dem Geiste, in dem es erfunden ist, wiederherzustellen und zu vollenden wissen. Darum wäre es aber doch verkehrt, wenn wir das einzige Heil für die Kunst überhaupt nur in der ängstlich gewissenhaften Wiederholung irgend eines in dem Laufe der Zeit vollendeten Kunststyles suchen, und jeden Versuch, die Kunst auf solcher Grundlage weiter zu bilden, für eine Vermessenheit erklären wollten. Wer will den nie ruhenden menschlichen Geist aufhalten, sich auch auf neuen Bahnen der Kunstschöpfung zu versuchen? Warum sollen wir immer nur rückwärts blicken, und nicht auch vorwärts in eine verheißungsvolle Zukunft? Ob uns ein Planet rückläufig erscheint, er geht dennoch immer vorwärts in seiner vorgeschriebenen Bahn, die uns nur darum so verwickelt scheint, weil wir selbst uns mitbewegen. So scheint auch unserem blöden Auge die Menschengeschichte, in deren Wogen wir selber treiben, oft rückwärts zu rollen, indeß der Lenker des Weltgeschickes unser Geschlecht unaufhaltbar seinem hohen Ziele entgegenführt.

Die Naturforschung selbst, die unter allen Wissenschaften den Fortschritt des menschlichen Geistes am siegreichsten verkündet, und die man gerade angeklagt hat, daß sie den Farbenhauch der Poesie überall von der Natur abgestreift habe, wird die ergiebigste Quelle neuer künstlerischer Begeisterung seyn. Wenn Schiller es beklagte, daß sich uns nur ein seelenloser Feuerball da drehe, wo einst Helios den goldenen Wagen lenkte, so läßt sich darauf erwiedern, daß es uns auch bei unserer bessern Kenntniß der Natur doch unbenommen bleibt, die Sonne uns unter dem dichterischen Bilde des strahlenden Gottes vorzustellen, und daß auch kein gebildeter Grieche an die Wirklichkeit dieses Sonnengottes geglaubt haben kann. Auch ist trotz der entgötterten Natur die Gefühlsschwärmerei für dieselbe gerade ein bezeichnendes Merkmal der neueren Dichtkunst, wodurch diese sich von der einfachen, man könnte sagen nüchternen Auffassung derselben bei den Alten unterscheidet. Auch Oersted meint, die Naturwissenschaft werde vollen Ersatz bieten dafür, daß sie einige Stoffe vernichte, die von dem Dichter bisher benuzt worden seyen; dieser Verlust werde für den wahren Dichter nicht viel zu bedeuten haben, da unser geistiges Daseyn durch jede Einsicht, welche Irrthümer vernichte, erhöht und veredelt werde; er werde nur jene in Verlegenheit bringen, die ihre unbedeutenden Gedanken dadurch poetisch zu machen glauben, daß sie dieselben in die Prachtstücke aus der poetischen Rüstkammer einer verschwundenen Zeit einkleiden. Das, was die Astronomie uns vom Weltall lehrt, übertrifft an Erhabenheit und Größe

Alles, was die kühnste Phantasie des Dichters je ersinnen konnte. Und welche Wirkung hat das Wunderbare, wenn es nicht eine bloße willkürliche Erfindung der Einbildungskraft, sondern eine durch die strengste Forschung gefundene Wahrheit ist! Wenn schon Garve zu zeigen suchte, daß die menschliche Einbildungskraft nicht so schöpferisch als die Natur selbst ist, sondern armselig gegen den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der wirklichen Welt, ein wie viel größeres Recht haben wir zu dieser Behauptung!

Die Naturwissenschaft wird deßhalb überall auf Wahrheit in den Darstellungen der Kunst dringen. Sie rügt es, wenn Schiller in den Räubern die Eule in einer hohlen Fichte nisten läßt, während es doch keine hohlen Fichten auf der Erde gibt; sie tadelt es, wenn in den besten Gemälden des Claude Lorrain, des Ruisdael, des N. Poussin Bäume in Gruppen zusammengestellt sind, die in der Natur sich nirgendwo finden; ja sie wird keine andere als eine symbolische Anwendung gewisser Gestalten, nicht nur der Centauren, sondern auch der Engel mit Armen und Flügeln gestatten, weil für unsere wissenschaftliche Einsicht dergleichen Bildungen Widersprüche der Natur, Unmöglichkeiten sind. Dagegen hat uns die naturtreue Darstellung fremder Landschaften, zumal des tropischen Pflanzenwuchses, sowie die Zeichnung von Bildern der Vorwelt, die mit ihren stillen Wäldern, mit ihren seltsamen und riesenhaften Bewohnern einen geheimnißvollen Zauber auf uns üben, weil sie wie Wirklichkeit vor unsere Seele treten, obgleich kein menschliches Auge sie je gesehen und nur der Geist des Forschers wie ein zweiter Schöpfer die aus der Erde gegrabenen Trümmer wieder zu beleben gewußt hat, eine neue Quelle künstlerischen Genusses aufgeschlossen. Auch sind die wunderbaren Gestalten untergegangener Thiere und Pflanzen von der bildenden Kunst schon mit Glück benuzt worden. Wenn so die Naturforschung der Kunst neue Formen und Gestalten bietet, die diese verwerthen kann, so ist der Einfluß doch noch höher anzuschlagen, den sie dadurch übt, daß sie neue Gedanken in das Volksbewußtseyn bringt, die vielleicht zunächst nur die Dichtkunst befruchten, in der Folge aber auch für die bildenden Künste nicht verloren seyn werden.

Auch der Kölner Dom ist, wenn noch unübertroffen, doch nicht unübertrefflich. In einem künftigen Jahrtausend, wenn das religiöse Bewußtseyn der Völker, frei von Beschränkungen, die seine Entwicklung hemmen, zur reinsten Gottesverehrung geläutert seyn wird, wenn die nach uns kommenden Geschlechter, veredelt durch die reichen Schätze neuer Bildung und neuen Wissens, umgeben von einer verschönerten Natur und verfeinerten Künsten, nicht nur dem Gott der Christen, sondern, wie es das Christenthum selber hofft und weissagt, dem Gotte aller Menschen Tempel bauen, dann liegt vielleicht, was wir jetzt schaffen und bewundern, wieder in Staub und Trümmern, und eine größere und gewaltigere Kunst steht an dessen Stelle; denn nicht die einzelnen Werke derselben, nur die Kunst selbst ist unvergänglich, wie der menschliche Geist es ist.

Hermann Schaaffhausen.

Gedanken über Alfieri.

Bei Gelegenheit des Gastspiels der Ristori in Berlin.

(Schluß.)

Die Tragödie Mirra hat mit Ovids Erzählung kaum etwas mehr gemein als den Namen. Mirra, die Tochter des Königs Ciniro, wird vom Wahnsinn befallen, ihren Vater zu lieben. Sie will sich retten vor diesem Gedanken, dessen Abscheulichkeit sie selbst am tiefsten fühlt, aber der Wahnsinn ist stärker als ihre Kraft. Gezwungen, endlich die Ursache ihres seltsamen Wesens zu bekennen, gesteht sie das Geheimniß und tödtet sich in demselben Augenblick.

Alfieri erzählt, wie er dazu kam, diese Tragödie zu schreiben. Er hatte sich den Stoff nie darauf hin angesehen, da er ihm von vornherein ungeeignet vorkam. „Da fand ich," berichtet er, „in Ovids Metamorphosen jene glühende und in Wahrheit göttliche Anrede Mirras an ihre Amme; die Thränen stürzten mir aus den Augen und plötzlich leuchtete in mir die Idee auf, sie in eine Tragödie zu bringen. Mir schien es, als müsse sie eine der rührendsten, eigenthümlichsten werden, wenn

man sie nur so zu führen verstände, daß der Zuschauer selbst allmählig die furchtbaren Kämpfe des entflammten und zugleich kindlichen Herzens der Mirra entdeckte, die viel mehr unglücklich als schuldig, nicht einmal völlig weiß, wie ihr geschehen ist und kaum sich selbst ihre verbrecherische Leidenschaft eingesteht. Kurz, ich schrieb sogleich die erste Skizze in der Weise, daß Mirra alles das, was sie bei Ovid nur beschreibt, vor unsern Augen ausführt, und zwar schweigend und ohne einen Vertrauten zu haben. Ich erkannte nun die immense Schwierigkeit, dieses bedenkliche Schwanken Mirras ohne weitere Nebenumstände auf fünf Akte auszudehnen. Allein die Schwierigkeit reizte mich, und indem ich von der ersten Skizze zum prosaischen Niederschreiben, dann zur Versificirung und endlich zum Drucke vorschritt, stachelte ich mich selbst immer mehr an, sie zu besiegen. Nun, da sie fertig ist, fühle ich wohl, wie wenig sie überwunden sey, und überlasse es andern, den Grad, in wie weit es mir gelang, festzustellen."

So in seiner Lebensbeschreibung, die ich indessen nicht allzu peinlich wieder gebe, weder hier, noch wo ich sie sonst anführe. Weitläuftiger läßt sich der Dichter über seine Intentionen aus in seinem allgemeinen Gutachten über die sämmtlichen Tragödien, welche er darin einzeln abhandelt. Er vertheidigt die Wahl des Stoffs. Es sey ganz gleichgültig für Mirras Charakter, daß sie gerade ihren Vater liebe. Jede Mutter würde ohne Gefahr ihre Töchter in diese Tragödie führen können. Es sey nur eine unerlaubte Liebe in ihrem Herzen, welche sie selbst verdamme. In diesem Kampfe gegen das, was mächtig in ihr ist und was sie nicht besiegen kann, liege das Tragische.

Dieß ist unbestreitbar. Alfieri hat mit der Wahl dieses Sujets nicht nur nicht fehlgegriffen, sondern eine herrliche Tragödie hervorgebracht. Daß er sich nicht abschrecken ließ, ist nicht der geringste Beweis für ihre Güte. Wir aber sind so daran gewöhnt, alles auf dem Theater nur faktisch und handgreiflich aufzufassen, daß uns der symbolische Sinn der Poesie fast entschwunden ist. Wir ertragen doch ohne Murren, daß Oedipus seine eigene Mutter heirathe. Wer denkt da wohl an das Thatsächliche? Was wir durch diese That empfangen, ist nichts als die Gewißheit, daß ein ungeheures Verbrechen unschuldigerweise auf die, welche es verübten, eine Schuld häuft, die nur ein grausenhafter Untergang sühnen kann. So müssen wir Mirra's Leidenschaft ansehen, nur das empfinden, daß sie unter dem Einflusse einer dämonischen Macht den freien Willen, bei den gewaltigsten Anstrengungen, ihn zu erhalten, Schritt für Schritt aufgibt und sich dem Verderben in die Arme wirft, dem sie nicht entrinnen kann. In dem Moment, wo das Geständniß mit Gewalt aus ihr herausgerissen wird, durchbohrt sie sich das Herz. Es könnte ihr Bruder seyn, den sie liebt, oder irgend eine andere Person, die zu lieben ein Verbrechen ist und deren Persönlichkeit bei der Tragödie gar nicht in Betracht kommt. Es könnte, was menschlicher wäre, der Feind ihres Vaterlandes seyn.

Ein deutscher Dichter, dessen Charakter, und, wenn wir nicht die äußere, sondern die innere Gestaltung in's Auge fassen, dessen Schicksal mit dem des italienischen viel Aehnliches hat, Heinrich von Kleist, legte einen ähnlichen Gedanken seiner Penthesilea zu Grunde, welche ich für seine beste dramatische Dichtung halte. Sie ist sehr wenig gekannt. Goethe wollte sie in Weimar nicht aufführen; Kleist nahm das als die bitterste Kränkung hin. Ohne eine ganz ausgezeichnete Darstellerin der Hauptrolle wäre das Stück auf der Bühne allerdings so wenig zu ertragen als die Mirra; aber eine Ristori brächte die junge, ruhm- und kampfbegierige Amazonenfürstin wohl zur Anschauung, die plötzlich in ihrem Busen eine lodernde Flamme für Achill empfindet, denselben, den zu überwinden und zu tödten sie so sehr verlangt. Der Kampf der Liebe und des blutdürstenden Heldenmuths in ihrem Herzen bildet den Inhalt des Stückes. Bald gelingt es ihr, sich zum alten, rasenden Hasse aufzustacheln, bald unterliegt sie wieder, rafft sich empor, sinkt zu Boden und tödtet endlich den Geliebten, an dessen Leben das ihre hängt. Keine andere deutsche Dichtung, die mir bekannt wäre, hat solchen heroischen Widerstreit der Gefühle, solchen zu nothwendiger Vernichtung führenden Conflikt ungezähmter Leidenschaften. Sie ging mehr als die übrigen aus Kleists innerster Natur hervor, da ja auch Alfieri durch einen plötzlichen Zwang zu seiner Tragödie getrieben ward.

Er hat ihre fünf Akte in einer höchst künstlerischen Steigerung gehalten, und die Ristori ihn wundervoll darin verstanden. Ein harmonisches Anschwellen vom Beginn des Stückes bis zum lezten Worte lag in ihrem Auftreten, das, ruhig lächelnd beim ersten Erscheinen, so herzzerreißend endete. Und doch, als sie so schlank im weißen Gewande, mit der sanften Bewegung der schönen Arme und den grünen Blättern um das Haar, die Bühne betrat, ahnte man schon die Stürme, welche folgen sollten und noch versteckt in ihrem Herzen schliefen, aber man ahnte nicht, wie herrlich der ausbrechende Schmerz sie begeistern würde.

Eines indessen gestehe ich sogleich ein. Wäre ich ein Italiener gewesen, der, statt die Sprache zur Noth zu verstehen, sie kannte und fühlte, hätte sie vor einem Publikum von Landsleuten gestanden, das mehr von

ihrer langgewohnten Zauberkraft, statt von bloßer Neugier herangelockt, aufmerksam und ergriffen ihr Spiel verfolgte, dann wäre mir erst der höchste Ausdruck ihres Wesens aufgegangen. Was sie gab, verlor nur in Momenten den Charakter des Fremden, Ueberraschenden. In Wahrheit hinreißend war ihr Spiel durchgängig nicht für mich, aber ich weiß, daß ich anders empfunden hätte, wäre ich nur am rechten Orte gewesen.

Es bedarf ein Theater nothwendig eines gebildeten Publikums; beide ergänzen einander. Das unsere war für diese Vorstellung nicht gebildet, und konnte es nicht gut seyn. Ehe man Feinheiten versteht, muß man sie erst zu finden wissen. Man kann nicht mit dem einen Auge im Textbuche französisch lesen, mit dem andern nach der Bühne sehen, und mit den Ohren das Italienische hören, alles Drei zu Einer Zeit. Und doch ward dieß Experiment so ziemlich allgemein gemacht. Auch war das Opernhaus viel zu groß. Ich, der ich meinen Platz ganz in den ersten Reihen des geräumten Orchesters inne hatte, verstand vieles nicht, wo ich nur die Bewegung der Lippen sah. Sie hätte schreien müssen, um sich hörbar zu machen. Doch ihre Bewegungen schienen die Sprache fast zu ersetzen.

Alfieri vollendete die Mirra im December 1786 zu Paris. Goethe war damals in Italien. Es waren bereits von Alfieris Tragödien im Druck erschienen, doch erinnere ich mich nicht, seinen Namen oder seine Werke in der italienischen Reise gefunden zu haben. 1809 ward seine Tragödie Saul, übersezt von Knebel, in Weimar aufgeführt, 1811 wiederholt. Goethe nennt das Stück mit einigen andern zusammen und bezeichnet ihren Erfolg mit „gut aufgenommen." Dieß ist alles, was ich über eine theatralische Darstellung seiner Werke gefunden habe. Auch weiß ich nicht, ob vor der Ristori die Mirra für eine mögliche Rolle gehalten ward. Alfieri erklärt diese Tragödie für die, welche am meisten auf dem Theater wirken werde. Jezt bestätigt der Erfolg seine Ansicht, nachdem er über fünfzig Jahre todt ist. Wie er geahnt hatte, blieb es ihm versagt, das zu erleben. Er theilt das Loos nicht weniger. Mehr noch als dramatische Autoren hatten musikalische gleiches Schicksal. Bach müßte jezt leben, um manche seiner Sachen zum erstenmal zu hören, wie er sie vielleicht im Geiste klingen hörte. Wie erging es Schubert! Kleist ging daran zu Grunde. Für Goethes und Lessings dramatische Werke begann theilweise das Leben auf der Bühne erst lange Jahre, nachdem sie geschrieben waren. Solchen Thatsachen gegenüber möchte man die ewig angegriffenen Intendanzen unserer heutigen Theater weniger hart beurtheilen, wenn sie der neuesten Literatur nicht allzu empressirt entgegenkommen. Unsere Bühnen sind zu prachtvoll, die Einrichtung eines Stückes ist eine zu bedeutende Sache, um Versuche zu gestatten, wie Goethe sie sich in Weimar erlauben durfte, wo ein Hoftheater zu seiner Disposition stand, unabhängig vom großen Publikum. Ein durchgefallenes Stück war für ihn kaum ein Verlust, stets eine werthvolle Erfahrung. Ja, er experimentirte geflissentlich, selbst wo er die Erfolglosigkeit voraussah. Schrieen die Weimaraner Mordio, so ignorirte er das ohne Mühe; in unsern großen Städten ließe sich aber dergleichen nicht mehr durchsetzen.

Das Gute, poetisch ächte und wirksame liegt nicht so jedem Auge offen dar, um wie eine exquisite Handwerkerarbeit von prüfenden Commissionen erkannt, tarirt und belohnt zu werden, sondern wie es der Zufall (ich brauche das Wort als den Zusammenstoß vieler unberechenbarer Einflüsse) erschafft, muß auch der Zufall oft einem Volke sagen, was es eigentlich besizt. Die Zeit läuft oft in Lumpen herum und glaubt die Schürze nur voll trockener Blätter zu haben, bis Rübezahl kommt und ihr die Augen öffnet, daß es lauter Geld ist. So ging es uns einst mit Shakespeare, den jezt ein jeder kennt und ein jeder auch so ziemlich versteht. Es gab Zeiten, wo keine Seele nach ihm fragte, auch als er bereits übersezt war. Es mußten erst die rechten Leute kommen, welche seinen Namen auf ihre Fahne schrieben.

Alfieri kannte aus eigener Anschauung beide Bühnen, die französische sowohl als die englische. Auch blieben gute Rathschläge nicht aus, welche ihn auf eine wie die andere hinlockten. In seinen Werken ist ein langer Brief seines Freundes Ranieri di Calsabigi zu finden, worin er strenge beurtheilt und auf die Schönheiten der französischen Tragiker, besonders aber auf die Shakespeares hingewiesen wird. Er antwortet ablehnend. Er kenne diese Werke aus persönlicher Erfahrung; er habe sich nicht über sie ausgelassen, weil tadeln nicht bessermachen sey, das leztere jedoch habe er stillschweigend versucht. Sey es ihm nicht gelungen, so werde nach ihm ein anderer glücklicher seyn, für den er dann wenigstens das Gitter durchbrochen habe. Indem er diese Meinung ausspricht, scheint der Dichter nicht die italienische Bühne als eine abgeschlossene, sondern die Tragödie an sich, als allgemeine Kunstform vor sich zu sehen. Bei dieser Gelegenheit läßt er nun einen Abriß der Grundsätze folgen, welche ihn bei der Erreichung des ihm vorschwebenden Ideales leiteten.

Die Tragödie soll in fünf Akten eingetheilt seyn. Jeder soll das Sujet allein zum Inhalt haben; der

Dialog nur von den handelnden Personen, nicht von bloßen Rathgebern oder zuschauenden Theilnehmern geführt werden; der Gang des Stücks vorwärts eilen, so viel es den Leidenschaften, welche alle ihr bestimmtes Maaß von Ausdehnung verlangen, zuträglich ist; das ganze einfach seyn, so viel es die Kunst gestattet, das Colorit düster und wild seyn, so weit es die Natur zugibt. „Das ist die Tragödie," schließt er, „welche ich, wo nicht zum Ausdruck gebracht, so doch vielleicht angebahnt, gewißlich aber in dieser Weise zum erstenmal aufgefaßt habe."

Man fühlt sogleich den Antheil der persönlichen Stimmung bei der Aufzählung dieser Momente. Das wilde und düstere (tetro, feroce) ist rein individuelle Neigung des Dichters. Die übrigen Forderungen sind nicht neu. Racine sowohl als Voltaire arbeiteten so ziemlich nach ihnen. Auch einige von Corneilles Tragödien, und diese einzelnen vielleicht mehr als irgend andere, entsprechen diesem Ideale. Im Ganzen aber hielt sich lezterer an keine beschränkenden Gedanken, ging vom einfachen zum verwickelten über und kehrte sich nicht an die Regeln, welche ihm die Gelehrten aufdringen wollten. Das Sujet allein bestimmte die Gestalt seiner Werke. Ja, er ging sogar von Grundsätzen aus, welche einem puristischen Ohre ziemlich verwerflich klingen möchten. »L'attachement de l'auditeur,« sagt er, »à l'action présente ne lui permet pas de descendre à l'examen sevère de cette justesse, et ce n'est pas un crime que de s'en prévaloir pour l'éblouir, quand il est malaisé de le satisfaire.« Man sieht, Corneille war ein praktisches Genie, welches ein Publikum und nicht ein Gewissen mit idealen Forderungen zu befriedigen hatte. Er gab sich im Momente, wie er es am besten konnte. Aber auch der, der nur darauf ausgeht, seine Seele ganz in seine Werke zu legen, kann sich an keine Form binden, zumal heute nicht mehr, wo es eigentlich keine Form mehr gibt. Ein Akt, zwei, drei, fünf können die richtige Zahl seyn, es hängt vom Umfange der Handlung ab. Es gibt für den Dramendichter, scheint mir, nur Eine Regel, das ist die, dem Schauspieler Gelegenheit zu geben, in einen Strom sich steigernder Gefühle hinein zu kommen. Der Rest hängt von des Dichters persönlicher Begabung ab.

Alfieris Ideal, ein Stück spartanischer Gesetzgebung für die Tragödie, ist nichts als ein individueller Versuch, Formen in die Poesie einzuführen und ihrer Unbeständigkeit ein Ende zu machen, wie die Communisten das fluktuirende Schicksal der Völker in ihren Phalanstères gefangen zu halten hofften. Hätte er sich jemals von der Stimmung eines mächtigen Publikums getragen gefühlt und seine Ambition auf den nächsten frischen Wiesen zur Weide führen dürfen, statt sie resignirt und einsam auf eine blühende Zukunft zu vertrösten, so hätte er gewiß seine Ansichten modificirt und dem Geiste des Tages geopfert, was ihm zum Opfer fallen muß. So aber ist seine Form strenge eingehalten überall. Trübes Licht fällt auf seine Gestalten, ein monotoner Dialog enthüllt ihre Gedanken, und ein despotisches Geschick reißt die Fäden ab am Ende der Tragödie. Mirras Mutter hat die Venus beleidigt und diese dafür ihre Tochter mit dem Wahnsinne gestraft, an dem sie untergeht. Danach müßte die Königin eher als Mirra die tragische Person seyn. Die ganze Idee ist heidnisch, eins mit der der antiken Tragödie, welche eine Familie voraussezt, die den Göttern gegenüber als ein Individuum dasteht. Beleidigt eines ihrer Mitglieder den Himmel, so sind sie alle schuldig und müssen untergehen, wie der ganze Körper von Kopf bis zu Füßen für den Mord vernichtet wird, den die eine Hand nur verübte. Nach solchen Prämissen ist Mirras Unterliegen gerechtfertigt, nach unserem Gefühl nimmermehr. Wir stehen jeder für uns der höchsten Gerechtigkeit gegenüber; *eigene* Schuld nicht einmal, und wäre es die ungeheuerste, schließt die Nothwendigkeit rettungslosen Unterganges für uns in sich, geschweige denn fremde. Wo bei den Alten der Zwang des Schicksals zu Boden schlägt, ohne Wiedererhebung, da beginnt bei uns die Strafe des eigenen Willens, dem selbst das Schicksal sich fügen muß. In diesem Sinne ist uns die Tragödie Mirra fremd, wie uns die alten Tragödien fremd sind. Wie hoch steht aber diese Auffassung des Schicksals über der, einst durch das Werner'sche Stück zur Mode gemachten Benutzung der finstern Mächte, die man als zufällige despotische Laune da anbrachte, wo man den allerwillkürlichsten Ereignissen durch eine im Hintergrund lauernde mystische Nothwendigkeit Berechtigung zu verschaffen suchte! Bei Alfieri ist das Schicksal wirklich die finstere Gewalt, welche die tragischen großen Thaten hervorruft, durch die die menschliche Natur das äußerste ihrer Kräfte anzuspannen gezwungen wird, bis auf die vergeblichen Kämpfe ein Untergang folgt, der uns die Wahrheit an's Herz legt, daß mit den Göttern nicht zu streiten sey. Eine solche Macht hat mit den Kleinigkeiten menschlicher Verhältnisse nichts zu schaffen.

Im ersten Akte der Tragödie sehen wir Mirra noch nicht auftreten. Es sind nur zwei Scenen; die Verse die gewöhnlichen versi bianci, nach denen sich einst das englische Versmaß bildete, dem wir endlich unsere reimlosen Jamben verdanken. Die Königin Cecri



und Mirras Amme Euriklea eröffnen die Scene. Die Amme beschwört ihre Gebieterin, die Vermählung ihrer Tochter mit dem Prinzen Pereo, deren festgesezter Tag gekommen ist, hinauszuschieben, denn die Furcht allein vor dieser Verbindung könne den unerklärlich traurigen Zustand Mirras hervorgebracht haben. Die Königin erwiedert, ihre Tochter habe ihren zukünftigen Gemahl aus eigener Wahl erlesen, und was nun ihr Herz so unruhig mache, sey nichts als eine natürliche Bangigkeit. Euriklea widerspricht. Mirra liebe freilich keinen andern, aber Liebe sey es überhaupt nicht, was sie beängstige, ein tiefer liegendes, unausgesprochenes Leiden müsse an ihrem Zustande Schuld seyn. Schon ehe sie Pereo sich verlobt, habe das in ihr gelegen und die heutige Vermählung würde ihr Tod seyn. Cecri in Verzweiflung weiß keine Auskunft und wendet sich betend an die Göttin, unter deren Schutze das Reich ihres Gemahls steht.

Die Amme ist gegangen, der König Ciniro tritt auf. Er habe alles vernommen, Euriklea habe es ihm gestehen müssen. Sein Kind sey ihm mehr werth als diese Verbindung; er wolle sie lösen. Um ihretwillen sey er zu jedem Opfer bereit. Die Königin solle zu Mirra gehen, und diese, ohne Furcht, ihm zu mißfallen, die Wahrheit eingestehen. Er selbst wolle von Pereo zu erfahren suchen, ob dieser sich von ihr geliebt glaube. Mit diesen Entschlüssen trennen sich beide.

Es sind nur 250 Verse. Nicht eine Sylbe könnte man streichen als überflüssig. Einen Auszug geben, hieße fast einen Auszug des Auszugs machen. Die Sprache ist eine ganz natürliche; die Personen reden einfach und beinahe bürgerlich vernünftig. Sie bleiben diesem Charakter auch durchweg getreu, und ich kann nicht begreifen, wie man von so vielen Seiten der Tragödie den Vorwurf von Unnatur machen konnte. Eine ungeheure Leidenschaft, ein junges, unschuldiges Mädchen wie eine Krankheit befallend, die sie sich selbst zum Abscheu macht und keinen menschlichen Vertrauten duldet, daß diese sich in furchtbarer Weise äußern müsse, wer wird das nicht erwarten? Der Verlauf dieser Dinge ist vielmehr ein so naturgemäßer, daß ich einen jeden, der mit eigener Erfahrung Scenen der Verzweiflung erlebt hat, fragen möchte, ob ihm diese nicht bei weitem unnatürlicher vorkommen, wenn er sie mit dem hier geschehenen vergleicht? In der Tragödie ist es nur ein Gefühl, das den Sturm hervorbringt; es wird immer eine Richtung innegehalten, in welcher das widerstrebende Fahrzeug fortgerissen wird; im gewöhnlichen Leben jedoch ist das eben die schrecklichste Erfahrung, daß bei den tiefsten Emotionen die kleinlichen Nebengedanken niemals ganz und gar zu Boden sinken, (nur sehr edle Naturen machen eine Ausnahme) und daß sie auf so grausam ironische Weise hörbar mit das Wort führen. Da würde der nichts als Unnatur zu sehen glauben, der es nicht erlebte. Deßhalb widerstrebt es auch auf so unversöhnliche Weise der Kunst, das Wirkliche darzustellen, und wo dieß der Geschicklichkeit gelang, macht es schaudern, statt mit menschlicher Rührung zu ergreifen.

Ueberhaupt, Männer wie Alfieri sind nicht unnatürlich. Weniger verständlich werden oft bedeutende, aber in einseitigen Gedankenströmungen befangene Männer. Wo so viel Wahrheitsdrang, solche Charakterfestigkeit sich mit so ernsthafter Verfolgung hoher Zwecke vereinigt, bedenken wir uns billig, ehe wir einen Vorwurf erheben, welchen die Schwäche allein zu verdienen pflegt. Unnatur ist eine Maske, hinter der sich Unfähigkeit verbirgt. Verlegenheit, die keck auftritt, Kälte, die sich in warmen Worten gibt, Klugheit, die den Mantel der Dummheit umhängt, Talentlosigkeit, welche sich hinter mystischen Phrasen wohl versteckt glaubt, comödienhafte Intriguen und Charaktere in tragischem Aufzuge, das alles sind unnatürliche Dinge. Aber wenn wir den König Lear betrachten, wo Wahnsinn und Blut die Scene erfüllen, so ist das nur der Ausbruch unbändiger Naturen, welche das künstlerische Maß an vielen Stellen fast überschreiten, Unnatur ist es niemals. Die Mirra, rein künstlerisch genommen, ist im Gegentheil beinahe zu einfach, zu natürlich, nicht anders als die übrigen Tragödien Alfieris.

Durch den Titel des Stücks im Allgemeinen über seinen Inhalt unterrichtet, erfahren wir durch den ersten Akt, daß Mirra, wahrscheinlich um ihre verbrecherische Leidenschaft zu ersticken, den Entschluß, sich zu vermählen, gefaßt hat, daß der Tag der Feierlichkeit gekommen ist und daß sie nun, statt ihre Kraft zusammen zu halten, immer weniger, ihren Wahnsinn zu überwinden, Macht besizt. Den zweiten Aufzug eröffnet die erwartete Unterredung des Königs mit Pereo, welcher eingesteht, daß ihn seine Verlobte kalt und mit Zurückhaltung behandle. Edelmüthig sezt auch er seine Wünsche denen Mirras nach und will es von ihr selbst abhangen lassen, ob er zurücktreten solle. Ciniro sieht Mirra kommen und geht, um die beiden allein zu lassen.

Sie tritt auf, ihr erster Blick eilt ihrem davongehenden Vater nach.

> Ei con Peréo mi lascia! . . . Oh rio cimento!
> Vieppiù il cor mi si squarcia —

So ruft sie schmerzlich aus und schreitet langsam die Bühne hinab. Pereo redet sie an. Er beschreibt ihr

ihr eigenes Benehmen und dringt in sie, sich ihm zu enthüllen. Was sie verlange, wolle er thun; sie solle sagen, ob sie ihn verabscheue. Ruhig sucht sie seine Bewegung zu beschwichtigen. „O Prinz, deine Liebe zu mir malt dir zu groß und zu heftig, was ich leide, deine aufgeregte Phantasie drängt dich über die Grenzen hinaus dessen, was wahr ist. Welche Sprache führst du so plötzlich? Was bedeutet es? Unerwartete Dinge sagst du mir, keine, die ich gern höre, mehr noch, keine, die begründet sind. Was kann ich dir erwiedern? Heute sollen wir vermählt werden, ich bin bereit zu erfüllen, was ich gelobte, und der, den ich mir erwählte, zweifelt an mir? Wahr ist es, daß ich vielleicht nicht froh erscheine, nicht so sehr, als ich wohl seyn müßte, da ich einen solchen Gemahl erlange, wie dich; aber manchmal ist die Traurigkeit eine Mitgift der Natur, und wer sie in sich trägt, vermag nicht gut sie zu erklären. Manchmal verdoppelt sie hartnäckiges Fragen, ohne dennoch ihre Quelle zu ergründen."

Sie redet sanft. Einmal lächelt sie gleichgültig, da wo sie sagt, daß Traurigkeit wohl manchmal Natur sey; man fühlt, sie möchte ihn überreden, daß er sie nicht mehr mit seinen Fragen quäle. Sie willigt in alle seine Wünsche, aber nicht, um glücklich zu werden, oder um ihn glücklich zu machen, sie denkt nur, wie sie ihrem Unheil entfliehe; was liegt ihr an dem, was Pereo von ihr denkt?

Er aber durchschaut diese Absicht, ihn nur zu beschwichtigen, die Frage zu umgehen, statt Sicherheit zu gewähren. Lieben könne sie ihn nicht, antwortet er; daß sie ihn liebe, dieß zu bewirken, besitze er die Macht nicht, wohl aber stehe es bei ihm, zu verhindern, daß sie ihn verachte. Er sähe es wohl, sie wolle sich losmachen von ihm, aber die Scham, treulos zu erscheinen, halte sie zurück, das einzugestehen, was wahr sey. Er aber werde es nicht dulden. Ihrem Irrthum solle sie nicht zum Opfer fallen. Er wolle ihr zeigen, daß er doch vielleicht ihrer Liebe würdig gewesen sey, denn er verweigere es, jezt ihr Hand anzunehmen.

Das erregt sie, es wird ihr bange vor dem, was eintritt, wenn sie in ihres Vaters Hause bleibt, und sie wendet alles an, sich den Gemahl zu erhalten, der sie allein retten kann. „Warum macht es dir Freude," ruft sie, „mich zur Verzweiflung zu bringen?" — Wie sie fröhlich seyn könne, fragt sie ihn, wenn er so auf sie verzichte? Ob das nicht an ihrer Trauer Schuld seyn könne, daß sie ihre Eltern verlassen müsse, in ein fremdes Land käme und ihre Heimath wechsle? Sie schwört ihm, es gereue sie nicht, ihm anzugehören. An ihm sey es, sie nur desto mehr zu lieben deßhalb, sie nicht an ihre Traurigkeit zu erinnern. Ob er glaube, daß sie ihn nicht zu schätzen wisse? Niemals würde sie einem andern angehören. Sie denkt dabei an ihren Vater. „Heute," sagt sie, „werden wir verbunden, heute noch besteigen wir das Fahrzeug und verlassen auf ewige Zeiten mein Vaterland."

„Was sagst du?" ruft Pereo staunend aus; „wie wechseln deine Gefühle so plötzlich? So große Trauer erweckt es in dir, dein Vaterland und deine Eltern zu verlassen, und nun so rasch dich losreißend, willst du — ?"

Sie unterbricht ihn. Gewaltsam hatte sie sich in diesen Entschluß hinein gestürzt, von dem sie Rettung hofft, dann mitten in ihrer Fassung, ihrer Stärke fällt ihr ein, von wem sie sich trennen soll; die unglückselige Leidenschaft überwältigt alle Verstellung. „Ja!" schreit sie schmerzlich auf, „ich will es! ... auf ewig ihn verlassen — um zu sterben — vor Sehnsucht!"

Pereo hört erschreckt diesen Ausbruch ihrer tiefsten Gefühle. „Dein Schmerz hat dich verrathen," ruft er aus, „aber ich schwöre dir, niemals werde ich das Werkzeug seyn, das dir den Tod gibt!"

Rasch aber neue Kraft gewinnend, sucht sie ihn dennoch wieder zu beruhigen. Sie sey nun gefaßt; sie werde den Abschied ertragen. — „Nein!" antwortet er fest, „ich bin die einzige Ursache deines Leidens, wie ich hier stehe, lasse ich deine Eltern wissen, daß ich auf deine Hand Verzicht leiste!"

Vergebens sucht sie ihn zu halten. Euriklea kommt; in ihre Arme wirft sie sich verzweiflungsvoll. Die Amme dringt in sie, sich ihr anzuvertrauen. Sie will es, aber es ist ihr unmöglich. Jammernd verlangt sie von ihr den Tod. „Wohlan!" ruft sie endlich, „willst du meine Bitte nicht gewähren und soll ich hier nicht sterben, so wirst du bald aus Epirus die Botschaft vernehmen, daß ich meinen lezten Seufzer ausgehaucht habe." Jezt glaubt Euriklea sicher zu seyn, daß die Vermählung wirklich das Furchtbare sey, das sie erschreckt, aber Mirra beschwört sie, Alles seinen Gang gehen zu lassen. Sie möge nicht so genau nehmen, was sie gesagt, es tröste sie schon, sich vor ihr rückhaltslos ihrem Schmerze hingeben zu dürfen, sie sey getröstet, sie wolle zum Altar gehen und den Abschied überwinden, welcher ihr allein so schrecklich erschienen wäre.

Dieß der Inhalt des zweiten Aktes. Jeder Satz, jeder Schrei fand im Spiel der Ristori seine Bewegung und seinen Ausdruck. Den Kampf zwischen dem unglaublichen Verlangen, sich auszusprechen, und der Scham, welche die Worte immer wieder erstickt, das Unterliegen und sich Vergessen, und dann wieder der Versuch, auf der Stelle zu beschönigen, was die Verzweiflung herauspreßte — das darzustellen bleibt für

jeden, der ihr nicht ganz und gar gewachsen ist, eine unmögliche Aufgabe. Ist darum aber diese Scene weniger tief empfunden, weil nur ein Genie sie zur Anschauung bringen kann? Empfindet der Zuschauer deßhalb geringere Bewegung, weil ihn etwa die Reflexion störte, daß nur diese einzige Frau vielleicht einen solchen Conflikt aufzufassen und würdig wiederzugeben verstand? Gewiß, in den Händen mancher, selbst ausgezeichneten Schauspielerin würde diese Scene gräulich, unsinnig, unwahr geworden seyn; ja, den meisten Lesern, deren Phantasie bei der Lektüre nicht zu ergänzen weiß, was bei jeder dramatischen Dichtung ergänzt werden muß, das Spiel, die unaufhörliche Begleitung der Werte durch Handlung, muß freilich der Gedanke aufsteigen, es sey unmöglich dergleichen zu spielen. Da es nun aber möglich war, und so schön, so rührend, soll da nun mit Gewalt so geschlossen werden, als hätte die Ristori durch ihr herrliches Spiel eine abgeschmackte, unnatürliche Arbeit genießbar gemacht? Nein, sie hat nichts gegeben, was nicht in dem Stücke lag, aber sie allein fand es und so konnte sie allein es darstellen. Wäre dem anders, so würde gerade durch ihre unübertreffliche Leistung die Schwäche der Dichtung erst recht zu Tage gekommen seyn. Wem aber Leidenschaft überhaupt Unnatur ist, wer höchstens weinerlich gerührt werden oder in Ironie gerathen kann, für den sind solche Dichtungen nicht geschaffen. Ein brennender Vulkan ist nicht dazu da, um einen Topf mit Essen daran zu kochen, ein Ofen in der Stubenecke wärmt ein paar kalte Hände besser als alle Gluthen der Sonne, die hinabsinkt, und eine Laterne in der Hand zeigt oft besser den Weg als die Millionen Sterne, die so unnütz vom Himmel leuchten. Ein Stern aber, der durch zerrissene Wolken leuchtet, kann dem Auge, das thränenvoll hinausblickt, tröstender seyn als aller Glanz der Erde, in dem es sich einsam sieht. Alfieri kann zu einfach, zu wenig überraschend in den Wendungen, zu arm an Schmuck der Rede seyn; aber was gehörte dazu, um nur die Idee einer solchen Scene zu fassen und sie dann nicht noch als unmöglich zurückzuweisen! Ein unschuldiges, unerfahrenes Herz, belastet von einem furchtbaren Gedanken, von dem es fühlt, daß er es langsam vernichten wird, und das dem einzigen Wesen, dem es sich vertrauen dürfte, dennoch nicht vertraut aus Abscheu, nur dem Gedanken Worte zu geben!

Im folgenden Akte versuchen Cecri und Ciniro Mirra zum Reden zu bringen. Man fühlt, wie sie sich schon ängstlicher windet. Ihr Vater redet ihr liebreich zu, sie will ehrerbietig seyn und nennt ihn Herr und König. Vorwurfsvoll zärtlich fragt Ciniro sie, ob er nicht ihr Vater sey, warum sie sich ihm nicht anvertraue? Sie weicht aus, nach dieser Seite, nach jener, es lockt sie unwillkürlich zu ihm, aber sobald sie es gewahr wird, schaudert sie zurück. Weinend liegt sie in ihrer Mutter Armen, lehnt ihre Stirn auf ihre Schulter und verspricht noch einmal heilig, Alles vollbringen zu wollen, was ihre Eltern verlangen. Sie geht, die beiden bleiben allein. Cecri gesteht ihrem Gemahl, wie sie fürchte, daß Mirra's Leiden eine Rache der beleidigten Göttin sey, welche sie im Stolz auf ihrer Tochter Schönheit gering geachtet habe. Sie hoffen auf die Zukunft. Pereo tritt zu ihnen und vernimmt freudig aus ihrem Munde, daß Mirra die Seinige werden wolle.

Die erste Scene dieses Aktes ist die erste, in welcher das Spiel der Ristori wahrhaft fesselnd wird. Ihre Mimik erhebt sich zu solchem Ausdruck, daß sie fast allein den Inhalt der Worte verständlich machen würde. Wie spricht sie aber ihre schöne Sprache! wie rein, wie deutlich, wie wohlklingend, auch im wildesten Affekte! Kein Wort geht verloren, nachschreibend könnte man das Stück wiederherstellen, wie es gedruckt steht. Auch die übrigen Mitglieder der Truppe bestreben sich, so zu sprechen. Bei allem Eifer, ihre Persönlichkeit in den Vordergrund zu stellen, lassen sie stets dem Worte des Dichters den höchsten Rang. Ohne dieß ist eine Tragödie nicht denkbar. Wo die Verse zur Conversation herabgewürdigt werden, muß die Würde, der Reiz und die dichterische Kraft der Sprache verloren gehen. Dieser Grundsatz war bei Goethe's und Schillers Leitung des Weimaraner Theaters maßgebend. Bei uns ist aber heute diese Achtung vor dem Worte des Dichters so sehr verschwunden, daß nicht nur das nicht Behagende ohne weiteres ausgelassen wird, sondern, wenn man auch dieß übersehen wollte, der Rest durch Versetzung und Austausch der Worte häufig eine Gestalt gewinnt, welche mit dem Texte nicht viel Aehnliches hat.

Zur Zeit, als die französische Tragödie noch in voller Blüthe stand, war in dieser Hinsicht das Gehör des Publikums so geschärft und so feinfühlend, daß eine geringe Veränderung, ja nur die falsche Betonung eines einzelnen Wortes bemerkt und gerügt ward. Wie man damals Rollen studirte, darüber erstaunt man, wenn man einzelne Züge mitgetheilt findet. Als Lekain bereits der erste Schauspieler Frankreichs war, schrieb Voltaire, dessen Unterweisungen er seine ganze Laufbahn verdankte, die Tragödie l'orphelin de la Chine, und theilte ihm darin die Rolle des Gengis-Chan zu. Lekain studirt sie auf das sorgfältigste ein. Um seiner Sache ganz gewiß zu seyn, reist er nach Ferney. Die Vorlesung wird anberaumt. Voltaire hört ihn an und

wird so entrüstet, daß er (wenn ich mich recht erinnere) * Lekain mitten im Lesen unterbricht und den Saal verläßt. Er verweigert sogar, den Schauspieler nur zu sehen, und dieser ist nach einigen Tagen im Begriff, tiefbetrübt wieder abzureisen, als im letzten Momente der große Mann sich zu kapituliren geneigt zeigt. Nun erklärt er ihm die Rolle, wie er sie gedacht hatte, und Lekain gesteht bewunderungsvoll ein, daß er sie nun erst begreifen gelernt habe. Und das geschah ihm, als er längst mehr als die ersten Stufen seines Ruhmes hinter sich hatte. Wie man heute vielleicht noch Opern einstudirt, wo jeder Ton der Mühe werth ist, so mühevoll suchte man den Beifall des Publikums zu erreichen. Es ist nicht leichter, gut zu reden, als gut zu singen, jenes aber so sehr bei uns vernachlässigt, daß man es zu den Seltenheiten zählen muß.

Die Nationalität mag zum Theil daran Schuld seyn. Es wohnt den romanischen Völkern ein Wohlgefallen am bloßen Klange ihrer Sprachen inne, welches wir nicht in solchem Grade theilen. Diesem Mangel verdanken wir vielleicht, daß wir den Betrug leichter merken, wo Gedankenlosigkeit sich in prahlende oder süße Worte kleidet. Wir besitzen nur wenige Dichtungen, in denen die Harmonie des Ausdruckes völlig der des Gedankens entspräche. Gefühl, Leidenschaft allein, das bloße Feuer genügt jenen Völkern, wo wir noch unbefriedigt auch das zu sehen verlangen, was von den Flammen beleuchtet ist. So scheinen uns die Verse Corneille's und Racine's, die Alfieri's und Anderer inhaltsleer, lauter Sterne am schwarzen Himmel, die weder leuchten noch wärmen. Wir legen die Gluth dessen, der sie ausspricht, nicht unwillkürlich hinein. Sie geben nur das Centrum, wir verlangen auch die Strahlen. Das macht bei uns erst den Dichter, daß er unendliche Strahlen gibt und die Sonne nur ahnen läßt, in der sie alle zusammentreffen. Ihr Licht ist uns zu farblos grell, jene aber ertragen sie. Ein Bild, ein Vergleich, ein Gedanke, der uns erst entzündet, wird ihnen im Gegentheil zu erkältender, ablenkender Reflexion. Deßhalb erschienen den Tragikern alle die italienischen Concetti der alten Schule, welche Shakespeare nachahmte und nach ihm jezt alle Dichter mit germanischem Blute in den Adern kaum entbehren können, so unerträglich, daß der leiseste Verfall in diese Manier ein Vorwurf war. Unsere Poesie ist die des Geheimnisses, sie wendet sich an die Jugend, die die Dinge noch nicht ausspricht, schüchtern die Blicke auf das lenkend, was sie ahnt, aber niemals erfahren hat.

So dichtete Alfieri nicht. Seine Natur gestattete ihm nicht, eine Sache anders als beim rechten Namen zu nennen. Wenn irgend etwas bei ihm zur Manier ward, so ist es die ängstliche Sorgfalt, sich nicht zu schonen, nichts zu umschreiben oder im einseitig vortheilhaften Lichte darzustellen. Während aber bei Rousseau die Selbstanklage zu einer Art Genuß wird und sich ein wenig mit den süßen Tropfen des Hochmuths beträufelt, mit denen so mancher seine Reue und Zerknirschung zu so wohlschmeckenden Gerichten appretirt, hat Alfieris Art, über seine Irrthümer zu reden, etwas von der pedantischen Weise, mit welcher Lehrer manchmal die Entwicklung ihrer Zöglinge darlegen. Er ist kalt dabei; er bespricht seine Laufbahn, wie ein zu hohen Würden erhobener Mann sein ehemaliges Daseyn bis zum Punkte seiner Erhöhung darstellen würde, milde, wahr und als beträfe es einen andern. Alfieri ging innerlich stets bergan; so war jede Stufe der Vergangenheit ein überwundener Standpunkt. Byron gleicht er darin, daß er den höchsten Respekt vor sich selbst und zugleich den Zwang einer Demuth empfindet, von der sich überragende Naturen nicht losmachen können. Beide finden für dieses Gefühl den rechten Ausdruck nicht. Sie waren unabhängig in jeder Weise, dünkten sich als alte Edelleute in einem Range mit dem Erhabensten und verachteten das reale Publikum, wo sie mit ihm in Collision kamen; vor einem idealen aber beugten sie sich, ohne es leider jemals zu finden. Auch darin liegt der Grund von Alfieris vornehmer, abgerissener Art, sich zu geben. Von den Thränen aber, die er plötzlich vergießen mußte, als er Mirras Geständniß im Ovid las, davon läßt die Ristori eine Ahnung in uns aufsteigen, wenn sie seine Verse spricht.

> Si; pienamente in calmo omai tornata,
> Cara Euricléa, mi vedi, e lieta, quasi,
> Del mio certo partire.

Mit diesen Worten der Königstochter beginnt der vierte Akt. Ruhig und siegesmuthig tritt sie auf, um mit Pereo zum Altare zu gehen. Die Amme will kaum an diese Sinnesänderung glauben. Sie fängt an zu klagen, daß sie nicht einmal Mirra begleiten dürfe; warum sie so hart zurückgestoßen würde? Pereo tritt zu ihnen. Mirra empfängt ihn fast zärtlich. Es erscheinen die Priester und ein Chor von Knaben und Mädchen zieht auf. Der König und die Königin kommen, die Ceremonie nimmt ihren Anfang. Mitten unter den Gesängen und Gebeten aber ergreift der alte Wahnsinn das Mädchen. Die Amme bemerkt es zuerst, dann die Königin. Die Gesänge dauern fort. Plötzlich erträgt es die Gequälte nicht länger und unterbricht die heilige Handlung. Wahnsinnig schreit sie

* Siehe Lekains Memoiren.

auf, alle Furien und Erinnyen fühlt sie in ihrem Busen lebendig, und als die Menge sie umringt, fragt sie jammernd, ob sie schon vermählt sey? „Du bist es nicht," ruft Pereo, „und niemals wird das geschehen!" Er geht. Die andern verlassen sie gleichfalls. Mirra steht zuletzt mit ihrer Mutter allein auf der Bühne, während auch Ciniro im Streit zwischen Zorn und Mitleid gegangen ist.

Es ist ihr unmöglich, auf die liebevolle Zurede Cecris zu antworten, wie sie sollte. Scham und Verzweiflung schließen ihr Herz zu und, was der Dichter wie die Darstellerin beide gleich meisterhaft durchfühlen lassen, eine unbewußte Eifersucht erfüllt sie. Sie kann ihrer Mutter nicht in die Augen blicken. Sie verlangt den Tod von ihr. „Eher würde ich mich selbst tödten," ruft die Frau, „ehe ich das thäte! Dein Leben will ich bewachen, so lange in mir noch Leben ist!" Dieser Gedanke, ihre Mutter, deren bloßer Anblick ihr die furchtbarsten Gewissensqualen bereitet, an sich geheftet zu sehen, bringt Mirra zum Aeußersten. „Wachen über meinem Leben willst du? daß ich dich vor mir sehe, täglich und zu jeder Stunde? du ewig vor meinen Augen? — Ach, eher sollen meine Augen in ewige Finsterniß begraben seyn — mit den eigenen Händen will ich sie mir aus den Höhlen reißen!"

Die Königin schaudert zurück. „Ich also bin dir verhaßt?" fragt sie. — Was hätte eine Schauspielerin wie die Ristori in diese Frage legen können! — „Ja du," schreit die andere auf, „du, die erste, einzige, unaufhörliche Ursache meiner Leiden, die mich vernichtet!" — Aber nur ein Blick auf ihre Mutter, die im jammervollsten Schrecken dasteht, und sie fühlt, welch ein Verbrechen ihre Worte waren. Rührend bittet sie um Verzeihung und wirft sich, erschöpft in Thränen ausbrechend, in die Arme, die sich ihr entgegenstrecken.

Dieser Schluß ist außerordentlich schön. Alfieri glaubt den Zug vertheidigen zu müssen, daß Mirra sich sogar gegen ihre Mutter wendet und einen Augenblick in ihr nur die Nebenbuhlerin sieht. „Ich war lange zweifelhaft," sagt er, „ob ich diese Stelle stehen ließe, allein ich konnte nicht anders. Jedermann wird fühlen, wie nicht Mirra in diesem Momente, sondern die furchtbare Macht aus ihr spricht, der sie verfallen ist." Dieser Vertheidigung bedurfte es nicht. Die Wahrheit der Wendung ist handgreiflich. Die Liebe ihrer Mutter ist ein so grausamer Vorwurf für sie, daß sie, nur um seine Qual abzuschütteln, sich zwingt, in der Königin die Ursache ihres Unglücks zu erblicken. Kaum aber sind ihr die Worte entflohen, deren Echo auf der Stelle zu ihr zurückkehrt, so wird sie wieder zu dem armen gemarterten Kinde, das hülflos bei der Schutz sucht, die es eben noch von sich stieß. Mir scheint die Scene sehr großartig, und sie muß es wohl seyn, da sie nach den erschütternden Auftritten während der Vermählung in voller Kraft eine Steigerung des tragischen Effektes ist. Der Umschwung am Ende rührt zu Thränen, weil er so unglaublich wahr und aus den tiefsten Gefühlen des Herzens gewebt ist.

Alles jedoch übertrifft der lezte Akt, welcher nur eine einzige Scene enthält, in welcher Mirra ihrem Vater allein gegenüber, von ihm gedrängt, daß kein Entrinnen mehr möglich ist, endlich die Ursache ihrer Leiden entdeckt und sich dann mit eigener Hand das Herz durchsticht. — Wie Ciniro dasteht und ihr das Leben ruhigen Glückes beschreibt, das sie an ihres Gatten Seite gefunden hätte; wie sie ihn anhört, träumerisches Lächeln ihre Züge überfliegt, weil sie unwillkürlich an die Stelle des Verlobten den Geliebten setzt; wie sie dann wieder erwacht, vor den ausgebreiteten Armen ihres Vaters zurückbebt; wie er in sie dringt, zornig wird, wie ihr endlich die Worte nicht mehr zwischen den Lippen haften wollen und das Geständniß herannaht, die letzten Wellen dann über ihr zusammenschlagen und sie in die Tiefe sinkt, das ist so tragisch gedichtet, so erschütternd dargestellt, daß kein Menschenherz sich dem gewaltigen Eindrucke entziehen kann.

Mit vorgebeugtem Haupte, die Arme den Schleier krampfhaft vor der Brust zusammenhaltend, die Schultern hinaufgezogen und mit gedrückten Knien flieht sie vor dem Könige. Er folgt ihr, er drängt sie, schon hat er eine Ahnung dessen, was sie gestehen wird — »Oh madre mia felice!« spricht sie; »almen concesso a lei sarà — — di morire — — al tuo fianco!« — da wird es ihm klar. — »Empia, tu forse — ?« ruft er. Es bleibt eine Frage. Kein Geständniß von ihren reinen Lippen: sie reißt ihm den Dolch aus dem Gürtel und stößt ihn mit beiden Händen sich in die Seite. —

Bis zu diesen lezten Momenten machte sich die geringere Begabung des Darstellers des Ciniro nicht so sehr fühlbar. Hätte auf Mirras lezte Reden aber eine Stimme geantwortet, ebenbürtig der ihrigen, so hätte das die Wirkung auf eine Höhe bringen müssen, welche diesen Schluß der Tragödie zu einer dramatischen Leistung machte, über die schwerlich etwas hinausgeht. Und hätte Alfieri das erlebt, zu welchen Werken würde es ihn vielleicht begeistert haben!

Es ist ein Genuß, die eigenen Gedanken aus fremdem Munde zu vernehmen, ein Genuß, so hoch, wie es tief demüthigend seyn kann, das, was im Feuer gedichtet und im Geiste ergreifend gesehen ward, matt und unverstanden vorübergleiten zu sehen, wie leere Phrasen. Nur das Ausgezeichnete gehört in den

Bereich der Kunst, alles andere, selbst das Lobenswerthe, Erträgliche in den des Handwerks. Handwerksmäßig dargestellt sind die Tragödien Alfieri's eine Unmöglichkeit. So kann nur der Zufall darüber entscheiden, ob wir von den übrigen die eine oder die andere einst in ihrer ganzen Tiefe kennen lernen. Bis dahin sind es schlafende Gestalten, welche auf den Zauber warten, der ihnen Leben und Bewegung gibt.

Alfieri's isolirte Stellung in der Literatur ist keine vereinzelte. Der Verkehr der europäischen Völker war auch in den vergangenen Zeiten (und es sind erst wenige Jahre verflossen, seitdem diese ihren Abschluß fanden,) ein so lebhafter, daß eine bedeutende Erscheinung in Kunst und Wissenschaft ihrem Effekte nach nicht bloß auf das Land beschränkt war, dessen Forderungen sie in erster Linie zu genügen strebte. Heute aber wirkt jeder wahre, ächte Gedanke, wo er auch auftauche, fast augenblicklich nach allen Seiten, ja selbst Mittelmäßiges fliegt über den ganzen Erdkreis, um der unersättlichen Neugier zu dienen. Manche Erscheinungen aber sind der Art, daß sie gleichsam verschleiert bleiben, und offen daliegend vor aller Augen unbemerkt scheinen, als fehlten sie. Es ist, als besäße die Welt die rechte Akustik nicht für sie. Der Ton verklingt oder wird falsch zurückgeworfen.

Ich bemerkte das mit Staunen zuerst bei Cornelius lezten Cartons, deren Gedanken zu mächtig sind, um sich zu einem Reizmittel für das gewöhnliche Interesse des Tages verbrauchen zu lassen. Die große Menge eilt an ihnen vorüber. Es sind keine Einzelnheiten da, die man bequem überschauen und bewundern könnte. Es sind untheilbare, große Gedanken. Es fehlt der richtige Instinkt, die Mitte zwischen Nähe und Weite zu finden, welche allein den Standpunkt gibt, von dem aus solche Werke betrachtet werden müssen.

Ohne hier die beiden Männer zu vergleichen, komme ich zum leztenmal auf Alfieri zurück. Es liegt in seinen Dichtungen eine Größe des Charakters, eine Leidenschaft, eine dramatische Organisation, die gewiß einst so allgemein erkannt werden, wie alles, was bedeutend und schön ist. Sein Denkmal steht zu Florenz in derselben Kirche, in welcher Michel Angelo begraben liegt. Eine würdige Nachbarschaft für den Dichter und keine unwürdige für den Bildhauer, der so einsam war und so gewaltige Werke geschaffen hat.

Berlin, im November 1855.

Herman Grimm.

Verse von Justinus Kerner.

1.

Winterblüthen.

Auch der Winter will noch blühen; Rosen, Tulpen, dieß und das,
Blumenfreunden zur Ausstellung, haucht er an das Fensterglas.
Duftlos wohl sind seine Blüthen, farblos wohl, von Schnee und Eis;
Doch Natur läßt ihn gewähren, denkt: — der Winter ist ein Greis!

2.

Eine Fabel.

Der Dudelsack an einem Tage
Zur stummen Aeolsharfe sprach:
„Du schweigst? Gut! gut! laß deine Klage,
Tön' meine lust'gen Tänze nach!"
Sie schwieg, man sah kein Wölkchen schweben,
Kein Lufthauch bog den Halm der Flur,
Sie schwieg, weil sie nur wiedergeben
Kann, was ihr einhaucht die Natur.

3.

Die Bergpredigt.

Gäb' es eine Memnonssäule, eine Tuba mächtig groß,
Die, was einst auf jenem Berge aus des Heilands Munde floß,
Tönen könnte jeden Morgen mit der Sonne erstem Strahl
Aus dem lichten Raum des Himmels nieder in das Erdenthal,
Daß es allen Völkern würde hörbar und verständlich seyn,
O, dann dürft' man füglich stellen alles andre Pred'gen ein!

4.

Frauen.

Was wär' die Erde ohne Frauen?
Das fühlt das Herz, ist's Auge blind.
Ein Garten wär' sie anzuschauen,
In welchem keine Blumen sind;
Wär' wie ein Tag, der ohne Sonne,
Wie eine Nacht ohn' Sternenlicht,
Hätt' nie gefühlt der Liebe Wonne,
Geglaubt auch wohl an Engel nicht!
Dann hätte wohl auch Gottes Liebe
Kein fühlend Herz auf sie gestellt;
Denn wie langweilig, kalt und trübe
Wär' ohne Frauen dem die Welt!

Preis jeder Stunde, wo gegeben
Gott dieser Welt ein weiblich Kind
Zu lichtem, warmem Frauenleben,
Und wenn es noch so viele sind!

5.

Die Hälfte.

Füglich nannt' ich meine Hälfte sie, mein gutes, liebes
Weib,
Fünfzig Jahre lang verwachsen mit mir ganz mit Seel
und Leib.
Nun wo sie von mir gerissen, bin ich eine Halbheit nur,
Denk' nur halb noch, fühl' nur halb noch, lieb' nur
halb noch die Natur.
Schmerzlich zieht mich's nach der Hälfte! — Tod, end'
dieser Halbheit Pein!
Führ' mich hin, hin, wo ich wieder mit ihr darf ein
Ganzes seyn!

6.

Gott weiß warum.

Wenn plötzlich in dein Lebenslicht
Die finsterste der Nächte bricht,
Du nicht begreifst, woher sie kommt,
Du nicht begreifst, zu was sie frommt,
Dich tiefer Gram macht sprachlos stumm,
Tröst' dich der Spruch: „Gott weiß warum!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, November.

(Schluß von Nr. 49.)

Karlsruhe geschildert von einem Engländer.

Der Zustand des Handwerkers ist in diesem und den benachbarten Theilen Deutschlands ein betrübt ärmlicher. Die meisten Arbeiter erhalten, wenn sie aus der Lehre getreten sind, anfänglich ungefähr 2 fl. 24 kr. rhein. und später etwa 4 fl. 30 kr. rhein. die Woche. Bisweilen gibt ihnen der Meister Kost und Wohnung, und zahlt ihnen dann nicht einmal ganz 1 fl. 48 kr. anstatt 4 fl. 30 kr. wöchentlich; ein Unterschied, der zeigt, von wie wenig ein Arbeiter in diesem Lande leben kann. Ein Lehrling zahlt für 3—4 Jahre ein Lehrgeld von 3—400 fl. rhein., und dafür und für seine Dienste hält ihn der Meister frei. Dann kommt die wohlbekannte Zeit der „Wanderjahre," die nicht viel besser ist als ein Bettelstand, obwohl sie bezweckt, sie in ihrem Handwerk zu vervollkommnen. Jeder Reisende auf deutschen Landstraßen (ob seitdem die Eisenbahnen hierin eine Aenderung gemacht haben, weiß ich nicht) wird sich der — selbst zu unserer Zeit gegen früher nicht mehr so häufigen — Ansprachen dieser wandernden Handwerksburschen erinnern, und er mag leicht seine Gabe schon schlimmer weggeworfen haben. Uebrigens bleiben sie nicht ganz ohne Unterstützung von ihren betreffenden Gewerben. Wie man mir sagte, hat jedes seinen Fond oder Kasse, die Färber, Kürschner und Bierbrauer ausgenommen; doch ist in der Hinsicht der Gebrauch nicht überall gleichförmig. Zu dieser Kasse wird ein Beitrag von etwa 30 fl. bei der Aufnahme nach den Wanderjahren als Geselle und von 50 fl. beim Meisterwerden gezahlt; aus ihr erhalten dann die wandernden Gewerbsgenossen eine Unterstützung. Meist besteht ein eigenes Wirthshaus — die „Herberge" — wo sie 4 kr. für Schlafgeld, 4 kr. für Suppe, 6 kr. für Fleisch, 2 kr. für einen Teller Gemüse, und auch ihr Bier erhalten, und beim Weiterwandern 48—60 kr. baar als Reisegeld. Das Alles wird von dem bestimmten Wirth — dem „Herbergsvater" — der betreffenden Gewerbe oder der Zunft besorgt. Können sie 1—2 Tage nach ihrer Ankunft keine

Arbeit finden, so müssen sie sich entweder selbst erhalten oder weiter wandern. Einige Gewerbe geben mehr, andere weniger, und bei denen, die keinen Fond haben, nehmen die Meister die wandernden Gesellen ein paar Tage zu sich in's Haus und geben ihnen eine Kleinigkeit beim Fortgehen.

Betrachtet man den niedern Lohn, den sie zuletzt erhalten, so erklärt sich leicht, daß ein vorzüglicher Arbeiter da Arbeit suchen wird, wo er besser bezahlt wird. Die Folge ist, daß in den meisten kleinen deutschen Städten nur Arbeiter sehr untergeordneter Art sich verdingen oder niederlassen. Fast Alles, was sie machen, ist entweder nicht dauerhaft oder plump. Der geringe Profit macht den Meister gleichgültig, und vieles von der Arbeit wird den Lehrlingen anvertraut.

Der deutsche Handwerker beneidet die Engländer um das Vermögen, das sie sich machen; er bedenkt aber nicht, daß sie — abgesehen von jeder andern Betrachtung, und alle die vorhin aufgezählten entmuthigenden Verhältnisse in Rechnung gebracht — ganz verschiedene Wesen sind. Nicht durch ihre Maschinen allein, sondern durch die beharrliche Thatkraft ihres Gewerbfleißes sind die Engländer die reichste Nation Europa's. Eben jene Energie ist aber eine Eigenschaft, die, im Allgemeinen, dem Deutschen abzugehen scheint. Er wird ganz respektabel seine Stundenzahl abarbeiten; er wird aber nicht, wie der Engländer, seine Ruhe oder seine Mahlzeiten dem Verlangen eines Kunden, um der langsamen und fast unmerklichen Ansammlung eines in der Ferne winkenden Vermögens willen, zum Opfer bringen. Der englische Gewerbsmann begnügt sich damit, seine Vergnügungen oder Genüsse dem Schlafe abzuzwacken oder sie auf den Sonntag zu beschränken; der Deutsche aber würde seinen Schlaf, seine Pfeife oder althergebrachte Essenszeit auf die bloße Aussicht selbst eines Vermögens hin nicht im Stich lassen. Wenn der Gewerbsmann in einer kleinen deutschen Stadt zu Vermögen kommt, so geschieht dieß in der Regel mehr durch Umsicht und Bedachtheit, als durch thatkräftige Anstrengung.

Das Theater war für uns, wie schon bemerkt, ein sehr häufig benütztes Unterhaltungsmittel. Das Innere des Hauses soll nach dem Muster eines römischen Theaters gebaut * seyn; ich konnte aber keine Aehnlichkeit mit irgend einem mir erinnerlichen Original finden. — Hier hatten wir für die mäßige abendliche Ausgabe von 1 fl. oder gegen ein monatliches Abonnement von 7 fl. dreimal in der Woche den Genuß von Oper und Drama in einer Ausführung durch Schauspieler, die im Ganzen genommen keinen von mir sonst in Deutschland gesehenen nachstanden.

Die Vorstellungen werden nie, wie in England und Frankreich, bis zur Ermüdung verlängert: ein mehraktiges Schauspiel oder ein paar kürzere Stücke, die dritthalb bis drei Stunden spielen, ist in der Regel das Aeußerste, und mit den Opern wird so häufig gewechselt, daß der Genuß ein höchst mannigfaltiger ist, ganz anders als in Italien, wo bekanntlich eine und dieselbe Oper wochenlang wiederholt wird. Während unseres Winteraufenthalts in Karlsruhe hatten wir u. a.: „Wilhelm Tell," „der Pirat," „der Gott und die Bajadere," „Robert der Teufel," „Johann von Paris," „Fidelio," „Don Juan," „der Freischütz," „die Belagerung von Korinth," „der Templer und die Jüdin."

Die Schauspiele, und mehr noch die Lustspiele waren oft — zu oft — bloße Uebersetzungen aus dem Französischen oder Englischen. Unter den letzteren erkannte ich manche alte Bekannte, Simpson and Co. („der Unschuldige muß viel leiden"), X. Y. Z., the Three and the Deuce, und besonders ein Stück, das ich am allerletzten in einer fremden Sprache zu sehen erwartet hätte, die »Wild Oats« von O'Keefe. Wer sich noch der Unterhaltung erinnert, die ihm diese witzige fünfaktige Posse gewährte, wird die Schwierigkeit einer Uebersetzung einsehen; indessen hat der deutsche Bearbeiter seine Aufgabe mit großem Geschick gelöst, und durch Einschiebung von Anführungen aus Schiller u. a. zu den Shakespeare'schen Citaten des Originals hat er ein so ergötzliches Stück, wie dieses, geliefert.

Zu den für einen Ausländer anziehendsten deutschen Dramen gehörten die Darstellungen spezifisch deutscher Sitte und Anschauungsweise oder die aus der älteren deutschen Geschichte entnommenen. Auch ein historisches Trauerspiel aus der englischen Geschichte, „Cromwell's Ende," das mir ein Karlsruher Freund, in dessen Geschmack ich Vertrauen hatte, sehr rühmte, das ich aber zu sehen verhindert war, wurde aufgeführt. Klassische Stücke von Schiller, Goethe, Lessing wurden leider selten gegeben; recht gut gefielen mir indessen Stücke, wie „Hans Sachs" und — theilweise — „Johannes Guttenberg." Letzteres, aus der Feder einer neueren deutschen Bühnenschriftstellerin, schien mir im ersten Akt ein bedeutendes dramatisches Talent und Vermögen zu bekunden. Die Lage und die Empfindungen Guttenbergs, voll begeisterter Zuversicht in den Erfolg und die Wichtigkeit seiner Erfindung, doch verlassen von seinen ungeduldigen und ermüdeten Freunden, verfolgt von seinen Gläubigern, den von seinem Ahn im Turnier zu Mainz gewonnenen Silberhelm zur Befriedigung ihrer Ansprüche veräußernd, und zuletzt durch die Umtriebe der Geistlichkeit selbst von seinem Weibe verlassen, und doch immer mit hochherzigem Hoffen beharrend, um eine Entdeckung zu vollenden, deren Wirkungen auf die Menschheit er mit edler Beredtheit schildert — das Alles war entweder von der Dichterin schön verkörpert oder erschien so durch das bewunderungswürdige Spiel Karl Devrients. Allein der weitere Verlauf des Stücks befriedigte minder. Fusts Tochter stiehlt ihrem Vater die erstgedruckte Bibel, um sie Guttenberg zu geben, den Schöffers Ränke in den Kerker gebracht haben, und in Schöffer

* gewesen. Dasselbe ist bekanntlich im Jahr 1847 abgebrannt und dafür das jetzige, prächtigere in einem ganz andern Style von Hübsch erbaut worden.

selbst wird dadurch, daß er zum allerverächtlichsten Schuft gemacht ist, die geschichtliche Wahrheit außer Acht gesetzt.

Unter den Possen oder Darstellungen des gemeinen Lebens war eine der wahrheitstreuesten „das Fest der Handwerker," eine Schilderung der Sitten der arbeitenden Klassen, ihres Trinkens, Rauchens, ihrer bezechten Empfindsamkeit, und eine der ergötzlichsten: „Zu ebener Erde und erster Stock, oder die Launen des Glücks." Außer diesen und ähnlichen Stücken, z. B. dem schon im Titel komischen, zwerchfellerschütternden „Lumpacivagabundus," gehörte zu den beliebtesten dramatischen Unterhaltungen in Westdeutschland eine Reihe von Possen, in denen der ächte „Frankfurter Stadtborger" in der Person eines „Herrn Hampelmann" lächerlich gemacht wird. Sein Darsteller — ein recht gewandter witziger Schauspieler in derartigen Charakteren, Namens Hassel — war ein so großer Liebling, wie bei uns in England Liston; doch erinnerte seine Spielweise mehr an die Odry's in den Pariser Variétés. Die meisten Leute der Art, welche Herr Hassel vorführt, gelten nicht eben für kenntnißreich. So fragt z. B. Herr Hampelmann, der von „zwei Häusern" in England gehört hat, eine Dame, die nach London reisen will: „Wo werde Se dann hin ze wohne komme? ins Oberhaus oder ins Unnerhaus?"

Damit könnte ich vom Theater aufhören. Eins aber muß ich doch noch zur Sprache bringen, was selbst solchen, die, wie ich, nicht überstreng sind, verletzend klingt. Das ist das beständige Profaniren des Namens der Gottheit. In der Tragödie wie im Lustspiel, im Schauspiel wie in der Posse hört man immer und immer wieder ein: „Gott! — lieber Gott! — guter Gott! — mein Gott! — großer Gott! — Gott bewahre u. s. w." bis zum Wehthun angebracht. Das Gleiche geschieht wohl auch mitunter im gewöhnlichen Gespräch; allein da fällt es nicht so anstößig auf, als wenn die Worte in den lauten Antönungen der Bühne ausgestoßen werden.

Vom *Theater* zum *Tod* ist ein seltsamer Sprung. Ich komme aber darauf zunächst durch eine Posse, „der Verstorbene," in welcher eine Todesanzeige zu einem Haupthebel des Lächerlichen gemacht wird, um zu zeigen, wie langsam die Einwohner einer deutschen Stadt — und das gilt nicht bloß von Karlsruhe, sondern von vielen, ja vielleicht allen in Süd- und Norddeutschland — von einem alten Brauche, und wäre es auch ein abgeschmackter, loskommen. Wenn nämlich ein Familienglied stirbt, so lassen es die Ueberlebenden nicht bei einer kurzen Anzeige des Hintritts bewenden, sondern in der Zeitung oder dem Lokalblatt erscheint ein langes Inserat, in dem Verwandte, Freunde und Bekannte um Theilnahme und Trost gebeten werden. Ein Mann, der den Tod seiner Frau anzeigt, sagt z. B.: „Nach einer nur sechsjährigen, aber sehr glücklichen Ehe lastet dieser unersetzliche Verlust um so schwerer auf mir, als ich der Vater von fünf unerzogenen Kindern bin. Ich bitte um stille Theilnahme." Eine andere Anzeige lautet wörtlich wie folgt: „Nach seinem unerforschlichen Rathschlusse hat es Gott gefallen, mich heute einer heißgeliebten Gattin und meine beiden Kinder ihrer vortrefflichen Mutter zu berauben. Sie starb an einem entzündlichen Fieber in ihrem 28sten Lebensjahre, und folgte nach nur vier Monaten ihrem lieben Vater in das ach! nur zu bald wieder geöffnete Grab." — Namen und Datum. — Allerdings wird oder sollte kein menschlich Fühlender solchem Unglück seine Theilnahme versagen; allein im künstlichen Zustande, in dem wir leben, dürften, fürcht' ich fast, derartige Anzeigen unter den gewöhnlichen Ankündigungen eines öffentlichen Blattes gleichgültige, wo nicht gar leichtfertige Leser finden, und das ist auch natürlich oder erklärlich, wenn man bedenkt, daß ja die, die sie lesen, nicht wissen können, ob sie der Ausdruck wirklichen Schmerzes oder nur ein gleißnerisches Mitmachen des bestehenden Gebrauchs sind. Ein solches Zuschautragen seines Leids hat vielleicht seinen Grund in der Wichtigkeit, die ein Deutscher allem, was mit ihm oder seinen Angelegenheiten zusammen hängt, beizulegen pflegt. Ein sentimentaler Fleischer z. B., der wegen Krankheit seinen Geschäften nicht mehr vorstehen konnte, zeigt seine Wiederherstellung in einem langen Inserat an. Die Genesung eines Kaisers hätte nicht pompöser verkündigt werden können. Und damit noch nicht zufrieden, hängt er noch ein viel längeres Inserat seinem ersten an, worin er seinem Arzt seinen Dank ausspricht: „den ich," sagt er, „aus Grund meines Herzens meinen Mitbürgern bei eintretendem Falle als einen Mann empfehle, der, treu seinem Berufe und keine Mühe scheuend, den Leidenden unausgesetzt Hülfe und Trost bringt. (Unterzeichnet) W. H., Metzgermeister." Hier finden wir abermals höchst lobenswerthe Gefühle durch ihre Aeußerung am unrechten Ort lächerlich gemacht.

Mit der Statistik von Karlsruhe werde ich mich nicht befassen. Das Großherzogthum Baden hat den hoch anzuerkennenden Ruhm, unter den Staaten Europas in Bezug auf das Verhältniß seiner Schüler- zu seiner Einwohnerzahl der *zweiterste* zu seyn. Es hat, bei einer Bevölkerung von etwa 1,250,000 Seelen, zwei Hochschulen und sonstige öffentliche Lehranstalten aller Art. In Karlsruhe ist eine „polytechnische Schule," wo die Wissenschaften, neuere Sprachen und einige Zweige der Künste und Gewerbe gegen ein „Honorar" für jeden Besuchenden von *jährlich* sechzig bis hundert Gulden gelehrt werden, und in dem „Lyceum," wo junge Leute von zehn bis achtzehn Jahren für die Universitäten vorbereitet werden, ist das jährliche „Didactrum" noch mäßiger. Auch für den weiblichen Unterricht ist nicht minder gut gesorgt. In der „höhern Töchterschule," welche von sehr tüchtigen Lehrern und Lehrerinnen geleitet wird, erhalten die Schülerinnen der obersten Klasse Unterricht im Französischen, Aufsätzemachen, Erdbeschreibung, Geschichte, Literatur u. s. w. für *jährliche* sechsunddreißig Gulden, während Privatlehrer französischen Sprachunterricht, täglich eine Stunde, für ein monatliches Honorar (doch wohl nur wenn mehrere

Schüler beisammen sind) von einem Gulden zu geben sich erbieten. Selbst auf den Universitäten belaufen sich die Ausgaben eines Studirenden nicht leicht auf mehr als sechshundert Gulden.

Bei alledem steht — das läßt sich nicht leugnen — der Oberbau des Wissens mit seiner breiten Grundlage nicht im gehörigen Verhältniß. Ich kann mit aller Demuth, die das Gefühl der eigenen Unbedeutenheit eingibt, den hohen Gaben und immensen Wissensschätzen der großen Gelehrten Deutschlands meine Ehrfurcht zollen; aber die Mehrzahl ihrer Landsleute ist nicht gut unterrichtet, ja über Dinge, die wenigstens jeder Gebildete kennen sollte, häufig in grober Unwissenheit befangen. So habe ich einen Lehrer seinen Schülern das rothe Meer als „Europa von Asien trennend" beschreiben hören, so einen namhaften Buchhändler die Bemerkung machen hören, die Dampfmaschine sey von den Amerikanern erfunden worden; und der würdige Professor — der, beiläufig bemerkt, sich einbildete, er spreche das Englische besser aus als ich — hatte die Idee, „die Engländer würden nie seekrank." Wahrscheinlich meinte er, „Englands festgeankert Eiland" schwinge an seinen Hafenankern, und seine Eingeborenen gewöhnten sich an die Bewegung. Ueber Lokalmaterien, die nicht mit ihren eigenen Beschäftigungen zusammenhängen, herrscht der nämliche Mangel an Verständniß, nicht aus fehlender Fähigkeit, sondern aus geistiger Unthätigkeit; und auf sechs Fragen, die man an einen Deutschen richtet, wird man in der Regel bei fünf die Antwort erhalten: „Das weiß ich nicht." Das kommt, ich sage das noch einmal, wohl nicht von der fehlenden, sondern von der nicht angestrengten oder geübten Fähigkeit. Für Eines aber scheint ihnen die Natur den nöthigen Sinn versagt zu haben: den Sinn für die Zahlen, die Rechnungswissenschaft. Hätte Liston, oder sein ihn noch überragender Nebenbuhler, der Italiener Vestris, die Konfusheit in ihrem vollendetsten Ausdruck studiren wollen, ein schöneres Muster, als einen deutschen Handwerksmann, wenn er seine Rechnung bezahlt bekommt, hätten sie nicht auftreiben können. Sein verwirrtes „vierundzwanzig, vierundzwanzig, achtundvierzig, zweimal achtundvierzig," und das Labyrinth, das darauf folgt und in das er weder hinein, noch wieder heraus kommen zu können scheint, würden recht ergötzlich seyn, wenn sie nicht oft doch auch gar zu ärgerlich wären. Das Geld in diesen Ländern ist allerdings eine schwierige Sache, allein mit einigem Rechnungstalent müßte gerade diese Schwierigkeit in ihrer Ueberwindung zur Geschicklichkeit führen. Ihre ganze Kunst scheint dagegen darin zu bestehen, ein mißrathenes Rathen ja nie gegen sich selbst operiren zu lassen. Es mag ihnen schwer ankommen, herauszubringen, daß zweimal vierundzwanzig achtundvierzig machen, aber für fünfzig nehmen sie's nie an. Bei alledem sind's Leute, die man gern haben muß; sie sind gutmüthig, und das wohl, nach Oberst Sibthorpe's Theorie, „weil sie, wie Christenmenschen, Ochsenfleisch essen und Bier trinken."

Zu den unterrichtetsten Deutschen, die mich in Karlsruhe mit ihrer Bekanntschaft erfreuten, gehörte Herr von —, mit dem ich viele angenehme Stunden verlebte. Er war unserer Sprache vollkommen Meister und kannte ihre neuere Literatur in einem Umfang, wie nicht viele meiner Landsleute. Auf einem unserer Spaziergänge machte er mich auf ein dem Dichter Hebel im „Schloßgarten" errichtetes Denkmal aufmerksam, und in dem, was ich von Hebel hier nun sage, spreche ich oft mit den eigenen Worten meines Begleiters.

Hebel war der deutsche Burns. In seinen Stoffen sowohl wie nach seinem ursprünglichen Stande gleicht er dem großen Schatten. Jene behandeln das Lieben und Gehaben, die Leiden und Freuden des ländlichen Lebens, geschildert von Einem, der sie mit eigenen Augen gesehen, aus eigenem Herzen gefühlt hat. Seine Ballade „der Bettler" scheint wie aus Burns': »When wild war's deadly blast is blawn« (des Krieges wilde Wuth war aus) genommen; doch tragen beide die eigenthümliche Färbung der Gefühle der Länder, in welchen sie entstanden sind. — Hebel und Burns wurden fast um die gleiche Zeit „auf dem Lande" geboren, Hebel in einer abgelegenen Ecke eines der idyllischsten Theile des badischen Oberlandes (im Dörfchen Hausen); beide waren von niederer Herkunft (Hebels Vater ein Weber); beide verlebten ihre Knabenzeit in den Arbeiten und Beschäftigungen des Feldes. Hier aber hört die Aehnlichkeit ihrer persönlichen Geschichte auf. Hebel hatte das Glück, einige wohlwollende und einsichtsvolle Männer zu finden, die dem armen, aber begabten Jüngling die Mittel zum Unterricht und zum Studium der Theologie und Philologie auf einer Universität gewährten. So gefördert, stieg er allmählig von der Stelle eines Vikars und Lehrgehülfen in einer kleinen Landstadt zu der eines Lehrers und Professors zu Karlsruhe, und erreichte endlich die höchste Stellung, die ein protestantischer Geistlicher in Deutschland erstreben kann — den Rang und die Würde eines Prälaten der evangelischen Kirche. Selbst da aber noch widmete er fortgesetzt einen Theil seiner Zeit der Ertheilung des Unterrichts in der Rhetorik und in der griechischen und deutschen Literatur am Lyceum zu Karlsruhe. Er war milden Sinnes und ruhiger Gemüthsart, und so floß auch sein Leben hin, daß er, wie einem Hirtendichter zukam, nicht in der Hofluft und im Residenztreiben, sondern in den stillen Schatten und in den Balsamlüften des Gartens von Schwetzingen beschloß, wohin er sich in der Hoffnung auf Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit einige Zeit vor seinem Tode zurückgezogen hatte. Er war nie verheirathet, und scheint auch Burns' Gluth und Drang der Gefühle nicht besessen zu haben.

Als Dichter schöpften beide ihre Begeisterung aus der Natur; doch mit dem Unterschied, daß Burns sie in all ihrer Einfachheit, Hebel durch den Schleier klassischer Erinnerungen ansah. Beide liebten und suchten sie, Burns mit der Gluth leidenschaftlicher Bewunderung, Hebel als das Objekt sittlicher Empfindungen, woraus eine Lehre sich

ziehen ließe. Burns ist durch und durch und vor allem der ländliche Dichter Schottlands; Hebel dagegen, obwohl er dichterisch das Landleben — die äußere Natur wie die Menschen, unter denen er lebte — zur Anschauung brachte, scheint, ob mit oder ohne Absicht, ein Nachahmer der Idyllenpoesie Griechenlands. Burns fühlt und malt mit entsprechender Kraft das innere und äußere Weh des menschlichen Lebens, während Hebel dessen dunklere Schatten entweder vermeidet oder mit frommer Ergebung mildert. Beide besitzen sie Einfachheit — oder, um es mit einem hier vielleicht bezeichnenden Fremdwort auszudrücken, Naivetät — im hohen Grade, und beide haben sie einen reichen Schatz von Humor; aber während Burns' Humor herzkräftig und herzinnig, ist der Hebels, von gebundenerer und verfeinerterer Art, wohl eher eine schalkhafte, gutmüthige Ironie, als jene Verschmelzung von Fröhlichkeit und Traurigkeit, von Lachen und Thränen, Witz und Einfalt, Spott und Gutherzigkeit, die uns in dem begabteren schottischen Poeten so innig entzückt. Auch haben Burns' Gedichte einen weit umfänglicheren Kreis von Gegenständen als Hebels. Der Verfasser der „allemannischen Gedichte" ist ein gescheidter, wohlwollender Landpfarrer, der mit ächtem, dichterischem Empfinden die Landschaftsbildung um ihn her und das Leben und Treiben seiner Pflegbefohlenen beschreibt, während Burns als einer jener ursprünglichen und mächtigen Geister sich darstellt und wirkt, welche nie, mit der nämlichen Zusammensetzung ihrer Elemente, mehr als einmal in der Geschichte eines Volks auftreten.

Hebel'n in's Englische zu übertragen wäre eigentlich nur die Abtragung einer Dankschuld; denn Burns hat, trotz den vielen Schwierigkeiten, die er selbst Engländern darbietet, vortreffliche Uebersetzer in Deutschland gefunden. Wort für Wort fast, und mit gleichem Feuer folgt z. B. die Uebersetzung dem Original in der folgenden Strophe:

„My heart's in the Highlands, my heart is not here;
My heart's in the Highlands, a-chasing the deer;
Chasing the wild deer, and following the roe,
My heart's in the Highlands wherever I go, etc."

„Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier;
Mein Herz ist im Hochland, im wald'gen Revier.
Da jag' ich das Rothwild, da folg' ich dem Reh',
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh', u. s. w."

Und in einem andern Stück scheint die schwere Aufgabe, den Humor des Originals zu bewahren, wundergut gelöst, obwohl die Uebersetzung freier ist.

„Wha is that at my bower-door?"
O, wha is it but Findlay?
„Then gae your gate, ye' se nae be here!"
Indeed, maun I, quo' Findlay.
„What make ye sae like a thief?"
O come and see, quo' Findlay, etc."

„Nun wer klopft an meine Thür?"
Ich, mein Schatz, sprach Findlay.
„Geh nach Haus! was treibst du hier?"
Gutes nur! sprach Findlay.
„Treibst vor Morgen Unfug noch!"
Allerdings! sprach Findlay. u. s. w.

Vor einigen Jahren erschien in Blackwoods „Edinburgh Magazine" eine Uebersetzung verschiedener Gedichte von Burns ins Französische; die letzte Sprache selbst unter eines Mezzofanti, des Vielsprachkundigen, Vorrath, in die man jene hätte „travestirt" erwarten sollen. Die eben mitgetheilten Verdeutschungsproben sind aus einer literarischen Beigabe zu der Zeitschrift „Ausland," von Gustav Pfizer, dem Verfasser einer vortrefflichen Lebensbeschreibung Luthers.

London, December.

(Schluß.)

Industrie. — Wasserreform

Einer der beliebtesten Lustorte der Metropolis, die Surrey Zoological Gardens sind neulich eingegangen. Der Eigenthümer, dem wir die Einführung der »Babyshows« verdanken, hat seine Thiersammlung — beiläufig bemerkt, taugte sie nicht viel — unter den Hammer gebracht, und beabsichtigt eine Mäßigkeitshalle anzulegen; bei der herrschenden Theurung keine üble Idee. Die Mäßigkeit ist überhaupt hier zu Lande eine gute Spekulation. Gough, der amerikanische Temperance-Apostel, verdiente sich damit binnen zwei Jahren an 10,000 Pf. St. Er ist kürzlich nach Newyork zurückgekehrt, hat aber versprochen nächsten Sommer wieder nach London zu kommen; ich glaube, er wird sein Wort nicht brechen.

Ich machte schon mehrmals darauf aufmerksam, daß die Engländer die Entwicklung der fremden Industrie mit ängstlichen Blicken verfolgen und für ihre eigene Ueberlegenheit zu fürchten anfangen. Der Commissionsbericht über die Pariser Ausstellung bestätigt dieß abermals. Nach demselben sind die englischen Fabrikanten in mehreren wichtigen Gewerbszweigen, z. B. in der Eisenmanufaktur, von den Deutschen und Franzosen überholt worden, und auf andern Gebieten droht ihnen das nämliche Schicksal. Der Bericht findet den Grund in der mangelhaften Bildung der hiesigen Arbeiter, und dringt mit Nachdruck auf die Errichtung von Gewerbschulen. Das Einzige, was die Engländer in industrieller Beziehung vor den Nationen

des Continents, zunächst vor den Deutschen voraushaben, ist ihr Reichthum. Durch den Besitz ihrer ungeheuren Kapitalien sind sie befähigt, größere Etablissements anzulegen, und unter sonst gleichen Verhältnissen billigere Waaren zu liefern, als wir. Wenn es bloß auf technische Geschicklichkeit ankäme, hätten wir ihnen längst den Rang auf dem Weltmarkte abgelaufen. Nehmen wir zum Exempel die Uhrmacherei. Deutsche Uhren sieht man heutzutage nur selten im Auslande, während die englischen mit Recht überall für die besten gelten und am theuersten bezahlt werden. Wer ist es aber, der diese so hoch geschätzten englischen Uhren verfertigt? Größtentheils deutsche Arbeiter. Dent, der bei der Exhibition im Hydepark die erste Preismedaille erhielt, beschäftigt mehr Deutsche als Engländer, ebenso Bennett, dessen Fabrikate gleichfalls eines europäischen Rufes genießen. Und ähnlich ist es in verschiedenen andern Industriezweigen. Die deutschen Arbeiter werden im Durchschnitt den einheimischen vorgezogen. Sie vereinigen den Geschmack der Franzosen mit der Solidität der Engländer.

Ich benutze die Gelegenheit, um einen sehr verbreiteten Irrthum zu bekämpfen. Viele unserer Handwerker begeben sich nach London, weil sie glauben sich hier in ihrem Geschäft vervollkommnen zu können. Das ist in den meisten Fällen eine Täuschung. Die Theilung der Arbeit ist in England auf die Spitze getrieben. Jedes Gewerbe ist in verschiedene Zweige abgetheilt, die ganz von einander getrennt sind, und jeder einzelne Zweig zerfällt wieder in eine Menge von Unterabtheilungen. Der Arbeiter muß sich eine dieser Unterabtheilungen wählen, und bleibt dann, wie ein Gefangener, in derselben eingekerkert. Er lernt es, ein fehlerloses Stuhlbein zu machen, und gelangt vielleicht in seinem Leben nicht dazu, einen ganzen Stuhl zu verfertigen. Ich kannte einen deutschen Schneider, der mir einst seine Noth klagte. Er hatte drei Jahre in einem der vornehmsten, fashionabelsten Shops gearbeitet, und nie etwas anders zu nähen bekommen, als Rockschöße. Des ewigen Einerlei's müde, kündigte er zuletzt voll Unwillen auf und ging zu einem neuen Meister. Aber sein Unstern verfolgte ihn auch dorthin. Statt, wie er gehofft hatte, endlich in die tiefsten Geheimnisse der Kleidermacherkunst eingeweiht zu werden, sah er sich dazu verurtheilt, dreizehn Monde lang von Morgens bis Abends Rockkragen zu fertigen. Als ich ihn sprach, war er im Begriff nach Deutschland zurückzukehren und sich in seiner Vaterstadt niederzulassen. Wehe den Unglücklichen, die ihm dort in die Hände gefallen sind und noch fallen werden!

Einem Parlamentsbeschlusse zufolge müssen die Londoner Wasserkompagnien vom nächsten Jahre an reines, filtrirtes Wasser liefern. Zwei Gesellschaften haben in einem Anfluge von Edelmuth das Ende des gesetzlichen Termins nicht abgewartet, und versehen ihre Kunden schon seit mehreren Wochen mit trinkbarem Wasser, das aus der Themse oberhalb der Metropolis geschöpft ist. Die Bedeutung dieser „Reform" läßt sich nicht zu hoch anschlagen. Schlechtes Wasser erzeugt mancherlei Krankheiten und begünstigt die Verbreitung von Seuchen. Vorigen Sommer wüthete die Cholera am heftigsten in den Distrikten, deren »Water supply« im schlimmsten Zustande war. Der kürzlich veröffentlichte Bericht der Cholera-Kommission von St. Anns — dem Kirchspiel, das vorzüglich heimgesucht wurde — beseitigt jeden Zweifel hierüber. Es ergeben sich daraus folgende interessante Thatsachen. In Broadstreet Goldensquare befindet sich eine Pumpe, die von den Bewohnern der Nachbarschaft viele Jahre lang mit einer gewissen Vorliebe benuzt wurde. Als die Seuche in Broadstreet und der Umgegend ausbrach, wählte sie sich ihre Opfer fast ausschließlich unter Leuten, welche ihr Trinkwasser aus der erwähnten Pumpe bezogen. Von 73 Personen, die am ersten Tage erkrankten, ließ sich dieß bei 61 nachweisen. In einer Fabrik, nahe bei Goldensquare, die ihren Wasserbedarf anderswoher erhielt, fiel nur ein einziger Arbeiter der Epidemie zum Opfer, und dieser Eine hatte zufälligerweise Wasser aus der verderblichen Pumpe getrunken. Die Sache zog die Aufmerksamkeit einiger Aerzte auf sich, und es wurde eine chemische Untersuchung vorgenommen, welche ergab, daß das fragliche Wasser eine Menge fauler Pflanzen- und Thierstoffe enthielt. In Folge dessen verboten die Behörden natürlich sofort die Benutzung der Pumpe.

Aus der Pfalz, December.

(Schluß.)

Der Dom zu Speyer. — Hoher Besuch. — Marbahn. — Schifffahrt. — Prof. Riehl.

Die Kaiserhalle wird wieder, wie früher, eine Länge von 100, eine Tiefe von 31 Fuß erhalten. Die acht so weit möglich ikonischen Statuen der im Dom ruhenden Kaiser, die in dieser Halle aufgestellt werden sollen, dürften, wie ich höre, von österreichischen Künstlern geliefert werden; wenigstens hat Kaiser Franz Joseph bei seiner großartigen Gabe für den Bau etwas derartiges bedungen. Auch der Herzog von Nassau, der sein Geschenk vorzugsweise an die Ausschmückung der Rose gewendet wissen will, wird die Ausführung des großen Christuskopfes im Centrum und die der vier apokalyptischen Gestalten in den Fensterzwickeln von einem nassauischen Künstler beschaffen lassen, und ich zweifle kaum, daß Hopfgarten mit dieser Arbeit betraut werden dürfte. In den Nischen über dem

Mittelportal, das, wie die Seitenportale, seiner Umgestaltung noch entgegen steht, werden die Kirchenpatrone, also Maria, St. Stephan und St. Bernhard zu stehen kommen.

Welch ein Anziehungspunkt für die Reisenden der Speyerer Dom geworden, davon war in diesen Blättern schon zum öftern die Rede. In diesem Jahr war der Zustrom größer als je, ja die Mainzer Bürger hatten im Oktober sogar eine Domfahrt nach Speyer veranstaltet, an der nicht weniger als 1047 Personen Theil genommen. Vor allen aber treten hier die erlauchten fürstlichen Besucher in den Vordergrund; so der König und die Königin von Preußen, mit welchen die verwittwete Großherzogin Sophie von Baden nebst dem Prinzen Wasa zusammen traf; so der König von Württemberg auf seiner Rückkehr von seinem Besuche auf Stolzenfels. Alle diese fürstlichen Personen haben den kolossalen Dom und seinen prächtigen Bilderschmuck in hohem Grade bewundert.

Als ich den König von Preußen auf dem Königschore stehen sah, trat mir lebhaft der 15. Juni des Jahres 1815 vor die Seele, an welchem einst sein Vater auf der nämlichen Stelle stand und mit ihm die beiden Kaiser Franz von Oesterreich und Alexander von Rußland. Welche Gedanken mögen da jenem durch die Seele gegangen seyn, wenn er an die damalige Lage Europas dachte und jezt den Blick nach West und Ost schweifen ließ? Und gar, wenn er an die Versuchung dachte, sich in die Reihe der deutschen Kaiser zu stellen, die da unten schlafen, vielmehr die unterbrochene Reihe derselben neu zu beginnen? — Nicht unerwähnt will ich lassen, daß der König vor seinem Gange in den Dom auch die protestantische Kirche mit seinem Besuch beehrte, wohl weniger um ihrer selbst willen, da sie zu den verfehlten Werken des siebzehnten Jahrhunderts gehört, wohl aber um der merkwürdigen Stelle willen, auf der sie steht, da gerade hier oder doch unfern davon jener denkwürdige Reichstag des Jahres 1529 abgehalten wurde, von welchem sich der Name Protestanten herschreibt. Für den mächtigsten evangelischen Fürsten Deutschlands mußte dieser klassische Boden von besonderem Interesse seyn. Der König hat auch dieser Kirche ein Geschenk zugewendet und hinterher gestattet, daß dasselbe zur Begründung des schon erwähnten Diaconissenhauses verwendet werde.

Daß die Stadt Speyer den König von Preußen nicht in derselben glänzenden Weise empfangen konnte, wie die große und reiche Stadt Köln unsern König Ludwig, das versteht sich von selbst und wird keinen Menschen wundern; aber sie hatte sich geschmückt, so gut sie konnte, um den hohen Verwandten ihres Königshauses und die erlauchte Schwester König Ludwigs zu ehren, dem sie so viel verdankt und der ihr namentlich durch die Herstellung und Ausschmückung ihres Doms einen Schatz geschenkt hat, der ihr von Jahr zu Jahr reichere Zinsen trägt.

Auf der Weiterreise nach Saarbrücken und Trier haben die preußischen Majestäten auch nicht versäumt, die königliche Villa Ludwigshöhe zu besuchen. Wie wohl es ihnen dort und an dem Haardtgebirge überhaupt gefallen, das haben wir später aus dem Munde des Herrn Cardinal-Erzbischofs v. Geissel gehört, der im Herbst einige Zeit in seiner pfälzischen Heimath verweilte. Bei dem großen Gastmahle in Köln sagte nämlich der König: „Herr Cardinal, welch schöne Heimath haben Sie!“ Ja, sie ist schön, und ich bin in Versuchung, wieder von jener Gegend zu reden, da mir die neue Maximiliansbahn die beste Veranlassung dazu bietet; doch ich will meinen Brief nicht zu weit ausdehnen. Es wird sich wohl zu anderer Zeit Gelegenheit geben, die Leser auf die neue Bahnlinie von Neustadt nach Straßburg zu führen und ihnen kurz zu zeigen, was alles dort an Schönheiten und Merkwürdigkeiten zur Seite liegt. Hier will ich nur noch einmal an die beiden festlichen Tage der feierlichen Bahneröffnung, den 23. und 24. Oktober erinnern, wo die bayerischen und hessischen Festgäste, die Ministerpräsidenten v. d. Pfordten und v. Dalwigk an der Spitze, nach Weißenburg fuhren, um die französischen nach Mainz zur glänzenden Fete zu führen, die sich am zweiten Tage in Straßburg in ähnlicher Weise wiederholte. Möge es wahr bleiben, was der bayerische Minister damals in seinem Toaste aussprach, daß zwei große Nationen, Frankreich und Deutschland, die sich früher mit dem Eisen bekriegten, nun durch eiserne Bande zu Zwecken des Friedens und der Gesittung verbunden sind. Bald wird nun die Eisenbahnlinie, die jetzt im Flug von Mühlhausen nach Mainz trägt," ihre Schienen noch weiter rheinabwärts dehnen. Wenn man seiner Zeit befürchtet hat, der Rhein werde veröden, wenn rechts und links von ihm solche Wege hinziehen, so ist diese Befürchtung bis jetzt glänzend widerlegt worden und wird nicht wieder aufkommen. Der Verkehr auf der Wasserstraße hat sich im Gegentheil gehoben, und trotz der großen Menge von Personen und Gütern, die täglich auf den Eisenbahnen verführt werden, hatten namentlich in diesem verflossenen Sommer alle Rheinschiffe vollauf zu thun und ihre Besitzer bedauern jezt nur, daß der Wasserstand so niedrig und der strenge Frost so plötzlich eingetreten ist. Ohne dieses doppelte Hinderniß würden sie noch lange nicht müssig liegen müssen. Auch der Schiffbau hebt sich von Jahr zu Jahr, besonders auf der Speyerer Werfte. Während sie im vorigen Jahr nur eilf größere Fahrzeuge vom Stapel gelassen hat, betrug deren Zahl heuer sechzehn mit einer Tragfähigkeit von 1600 bis 9000 Centnern. Zudem ist wieder ein Schooner von Speyer aus zur See gegangen und im kommenden Jahr sollen wieder einige größere Seeschiffe daselbst in Angriff genommen werden.

Schließlich lassen Sie mich noch erwähnen, daß Professor Riehl aus München abermals einen Theil des Monats September benützt hat, um seine ethnographischen Studien in unserem Kreise fortzusetzen und zu beenden, so daß er nun das Ergebniß seiner diesseitigen Forschungen dem König vorlegen kann. Hoffentlich wird von denselben auch etwas für die Oeffentlichkeit abfallen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.




RAL - RG 495
Seb. Simmel & Sohn
Buchbinderei
München 82

